



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

32101 042855419

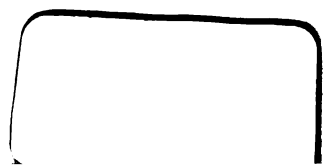
002  
-44  
v. 4



Library of



Princeton University.









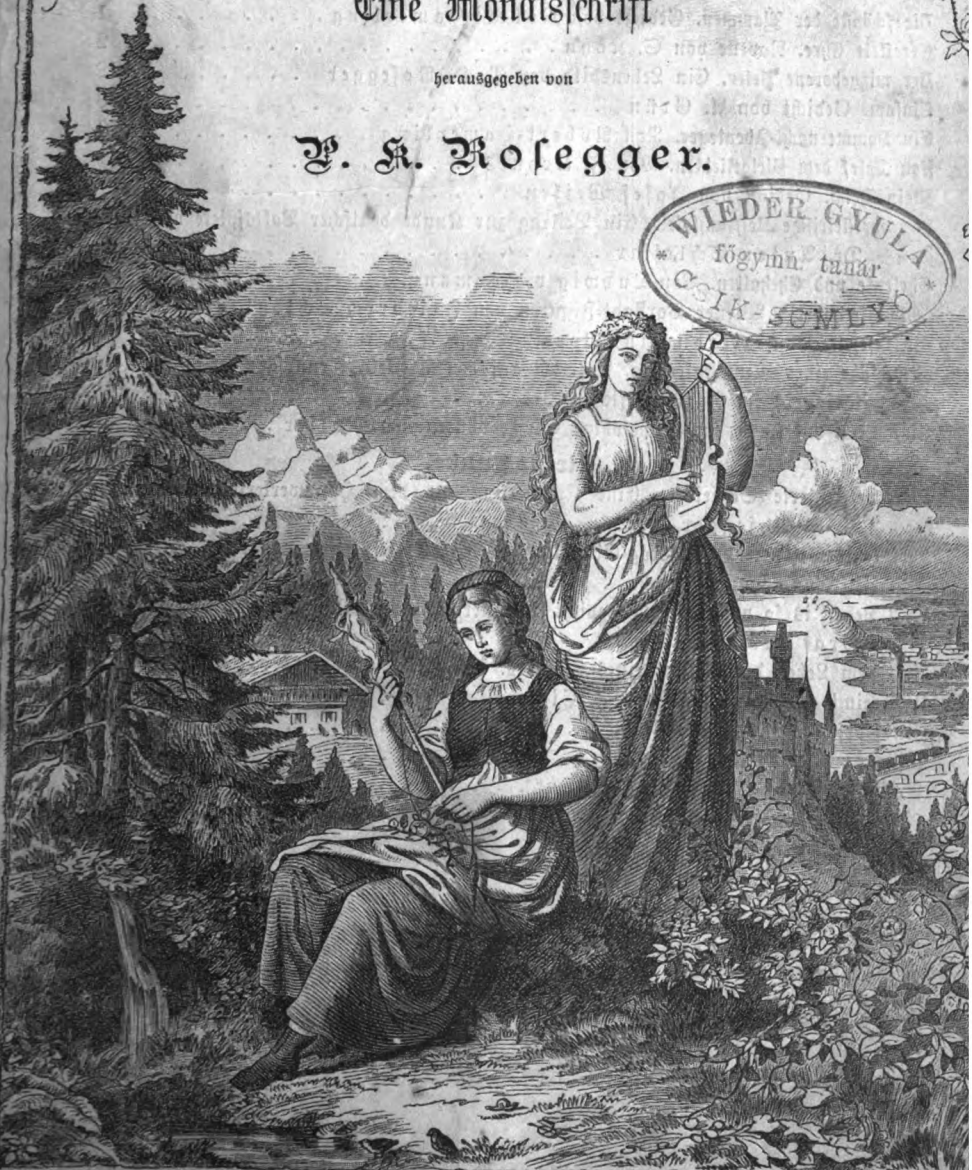


# Heimgarten.

Eine Monatschrift

herausgegeben von

P. A. Rosegger.



R. v. WALDHEIM WIEN.

Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal in Graz.

Digitized by Google

Preis pr. Heft 30 kr. = 60 Pf. pr. Jahrgang 3 fl. 60 kr. = 7 M. 20 Pf.



# I n h a l t.

	Seite
Die schönste der Flammen. Gedicht von Robert Hamerling . . . . .	1
Serretete Ehre. Novelle von S. Kohn . . . . .	2
Der mißgeborene Peter. Ein Lebensbild von P. R. Kosegger . . . . .	22
Einsam. Gedicht von A. Grün . . . . .	28
Ein Sommernacht-Abenteuer. Von Robert Hamerling . . . . .	29
Von Josef dem Vielgeliebten. Von F. Krones . . . . .	33
Mein Heim. Gedicht von Josef Weilen . . . . .	38
Das obersteirische Reifestanzspiel. Ein Beitrag zur Kunde deutscher Volksspiele von Dr. Anton Schlossar . . . . .	39
Eheleute und Ehehalten. Von Ludwig v. Hörmann. I. . . . .	45
„Schaffelhuber“. Wiener Vorstadt-Figuren von Friedrich Schlögl . . . . .	49
Die Leszeit. Von Hieronymus Vorm . . . . .	53
Grundsätze eines Menschenfressers. Antwort auf den Artikel „Grundsätze der Vege- tarianer“ im August-Hefte . . . . .	57
Eine Frau mit solchen Grundsätzen! Skizze von Hans Malser . . . . .	62
<b>Kleine Taubr.</b>	
Der verfeigerte Schneider. Eine Erinnerung aus dem Handwerkerleben von P. R. Kosegger . . . . .	66
Mei leßti Witt! A Siburtstog-Gidontn von P. R. Kosegger . . . . .	69
Inskriften und Bauernsprüche . . . . .	69
Das Leben is so volla Pein. Gedicht in österreichischer Mundart von Hugo Graf Lamberg . . . . .	72
Aus dem Leben der Mutter eines Dichters. Von M. . . . .	72
Ungereimte Poesie. Gedicht von F. Eichert . . . . .	74
Ein Vorschlag für Maria-Zell . . . . .	74
Bücher . . . . .	75
Postkarten des „Heimgarten“ . . . . .	80

# Heimgarten.



Eine Monatschrift

herausgegeben

von

**P. K. Rosegger.**

---

IV. Jahrgang.



Graz.

Verlag von Leykam-Josefsthal.

1880.

Óndreod Eaplam-Jofjéttal in Ótaq.

# Inhalts-Verzeichniß

des

## „Heimgarten“, IV. Jahrgang.

---

Erzählungen.	Seite
Gerettete Ehre. Novelle von E. Kohn . . . . .	2, 89, 168
Der mißgeborene Peter. Ein Lebensbild von P. R. Kossegger . . . . .	22
Eine Frau mit solchen Grundsätzen! Skizze von Hans Malser . . . . .	62
Der versteigerte Schneider. Eine Erinnerung aus dem Handwerkerleben von P. R. Kossegger . . . . .	66, 148
Signore Guillelmo. Eine Touristengeschichte . . . . .	81
Razario's Nord. Erzählung vom illirischen Strand von Friedr. Kottenbacher	108
Der Fremde im Vaterhause. Ein Bild aus Tirol von P. R. Kossegger . . . . .	189
Das Grab ohne Leichnam. Erzählung von Emil Sacano . . . . .	242, 335
Klein-Rendele. Skizze von R. E. Franzos . . . . .	253
Die besessene Traudel. Eine Erinnerung von P. R. Kossegger . . . . .	258
Vom Pferd auf'n Esel. Eine Geschichte von Frig Reuter; in die steirische Mundart übertragen von P. R. Kossegger . . . . .	295
Die Budlige. Novelle von Luise Decher . . . . .	321, 423
Der Thürmer von Münsterwald. Eine Erzählung von P. R. Kossegger . . . . .	345
Der schwarze Robert, oder: Meine Frau und ich. Eine Novelle von E. Cohn- feld . . . . .	401, 503, 569
Wie ich zu einer Frau kam. Nach Frig Reuter aus dem Plattdeutschen überseht von P. R. Kossegger . . . . .	481
Ein Versöhnungsfest. Dorfgeschichte aus Rußland von Nicolai von Cramer	497
Eine Nacht unter Schleichhändlern. Erzählt von Friedrich Kottenbacher	561
Der Napoleon-Schük. Eine steirische Attentatsgeschichte von P. R. Kossegger	588
Gräfin Hedwig. Erzählung von C. Schirmer . . . . .	641, 741
Vor zehn Jahren. Zwei Geschichten aus der preussischen Invasion in Frankreich von Alphonse Daudet . . . . .	659
Drei Stunden vor dem Sterben. Nach einer wahren Begebenheit erzählt von P. R. Kossegger . . . . .	667
Ein Faustschlag. Episode aus dem Soldatenleben, erzählt von R. Fränzel aus Riga . . . . .	702
Der Vagabunden-Franz. Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von P. R. Kossegger	721
Verloren. Eine Erzählung aus fernster Zone von Hans Malser . . . . .	801
Eine glückliche Ehe. Novelle von L. Decher . . . . .	813, 881

(RECAP)

169499

0002  
1114

## Natur- und Culturgeschichtliches, Essays, Plaudereien.

Von Josef dem Vielgeliebten. Von F. Krones . . . . .	33
Das oberösterreichische Reistanzspiel. Ein Beitrag zur Kunde deutscher Volksspiele von Dr. Anton Schloßar . . . . .	39
Die Besessheit. Von Hieronymus Lorm . . . . .	53
Grundsätze eines Menschenfressers . . . . .	57
Am letzten Tage. Von P. R. Kosegger . . . . .	114
Ueber das Glück in der Ehe. Von E. v. Mannesberg . . . . .	132
Aesthetischer Aestriacismus. Von Heinrich Noë . . . . .	142
Aus Goethe's Glaubenswelt. Von Prof. R. J. Schröder . . . . .	195
Am Weihnachtsbaume. Von P. R. Kosegger . . . . .	200
Nächstenliebe bei den Thieren. Nach V. Bühner . . . . .	204
Von Ferdinand Kürnberger, dem Menschen. Von Friedrich Schögl . . . . .	212
Der Handkuß. Eine Plauderei von Luise Lecher . . . . .	221
Geisterahnungen. Von Heinrich Noë . . . . .	270
Die großstädtische Krankheit. Von Prof. Mag Haushofer . . . . .	274
Das Quellenwasser in den Alpen. Von Prof. Dr. Mitteregger . . . . .	283
Wie die Völker tanzen. Eine Studie von Ernst Reiter . . . . .	288, 372
Ballgespräche. Von Robert Hamerling . . . . .	354
Goethe als Märchenerzähler. Von R. J. Schröder . . . . .	359
Religiöse Entwicklungsphasen . . . . .	363
Gustav Jäger's Duft- und Seelentheorie. Von R. G. . . . .	432
Gedanken über Kinder. Von P. R. Kosegger . . . . .	439
Kaibl und sein Steingletscher. Von Heinrich Noë . . . . .	448
Zur Geschichte des mittelalterlichen Zeitgeistes in Oesterreich. Studie von Dr. F. Krones . . . . .	521
Zu unserer Dramen-Industrie. Von G. W. . . . .	543
Ein Dichter in seinem Heim. Von P. R. Kosegger . . . . .	595
Die deutsche Post in alter Zeit. Von R. A. Regnet . . . . .	599
Affen. Eine Plauderei von Heinrich Noë . . . . .	629
Originelle Bienenjagd . . . . .	638
Eine Erinnerung an Oberamergau. Von R. G. . . . .	677
Ibylisches. Von Heinrich Noë . . . . .	683
Der falsche Prophet. Eine Betrachtung von Hans Ralfser . . . . .	758
Eine statistische Plauderei . . . . .	788
Glossen. Von Robert Hamerling . . . . .	827
Die Anbetung des Teufels. Eine psychologische Studie von Heinrich Noë . . . . .	830
Die Vögel in Mythe und Dichtung. Von B. Chiavacci . . . . .	835, 897
Ein Eurort-Feuilleton. Von P. R. Kosegger . . . . .	842
Die Gefahren der See. Von R. Werner . . . . .	853
Alte Bekannte. Erinnerung von P. R. Kosegger . . . . .	890
Wie Kindlein spricht. Ein Plaudercapitel für Väter und Mütter von Eily Gregor, Dresden . . . . .	917
Nahrung und Ernährung. Gastronomische Plauderei von Clara Reichner . . . . .	933

### Land und Leute.

„Gschafelhuber“. Wiener Vorstadt-Figur von Friedrich Schögl . . . . .	49
Ein Kirchweihfest bei sübungarischen Schwaben. Von Moriz Rosenfeld . . . . .	129

	Seite
Ein neuer Schienenweg zur Adria. Von Heinrich Roth . . . . .	217
Aus dem Wienerwalde . . . . .	305
Kloßertypen. Von Oskar Teuber . . . . .	453, 622, 692
Der Theaternarr. Skizze von Dr. Rudolf Tyrolt . . . . .	456
Die neue Bahn an der Mürz. Eine Skizze aus dem Neubergerthale . . . . .	529
„Allerweil fidel!“ Ein Wiener Volksbild von Friedrich Schödlgl . . . . .	605
Bei südbungarischen Bauern. Von Moriz Rosenfeld . . . . .	625
Die böhmischen Lehrlinge in Wien. Von Prof. R. J. Schröder . . . . .	701
Die Söhne der Wildniß. Eine ethnographische Skizze aus Australien nach Richard Oberländer . . . . .	766
Bummler-Studien. Von Fr. Schödlgl . . . . .	847
Die Araberin in Palaß und Zelt. Von A. Schweiger-Derksenfeld . . . . .	870
Das Kaiserhof an der Adria. Von Otto Ritter von Leitgeb . . . . .	909
Volksgefallen aus dem Schwabenlande. Von Josef Lautenbacher . . . . .	929
Eine alte Chronik über die Passionsspiele in Oberamergau . . . . .	944

### **Volksstümliches aus den Alpen.**

Eheleute und Ehehalten. Von Ludwig v. Hörmann . . . . .	45, 119
Inskriften und Bauernsprüche . . . . .	69
Todtenlieder aus dem Volke . . . . .	124
Volksherzens Weihnacht. Drei Krippenlieder aus Obersteier . . . . .	227
Steirerabend . . . . .	311
Zur Geschichte der Wildschützen. Von P. R. Kossegger . . . . .	384
Lichtmeh-Segen . . . . .	389
Steirische Dialektwörter . . . 391, 470, 474, 551, 634, 636, 715, 794, 795, 876, 950	
Das Mahl. Eine Erinnerung aus der Schneiderzeit von P. R. Kossegger . . . . .	414
Ueber Volksheilmittel. Von F. A. Rienaß . . . . .	534
Steirische Jungen. Von P. R. . . . .	546
Bäuerliche Fapperei. Ein Beitrag zur Charakteristik des Landvolkes von P. R. Kossegger . . . . .	696
Ueber Dorfomdbdien und Dorfomdbdianten. Von P. R. Kossegger . . . . .	774
Die Heimfahrt von der Alm. Ein Volksbild vom Naturdichter Johann Rain, Bachwirth in Alt-Auffee . . . . .	913
Martertafeln. Von P. R. Kossegger . . . . .	924
Im Hause des Schützen. Von P. R. Kossegger . . . . .	946

### **Kleine Geschichten, Skizzen und Schwänke.**

Aus dem Leben der Mutter eines Dichters. Von M. . . . .	72
Das Verbrechen. Ein Nachtbild aus dem Volke . . . . .	154
Die Stiefmutter. Eine Skizze von H. Teweles . . . . .	228
Prologschmerzen. Humoreske von Wilhelm Seethaler . . . . .	231
Der Silberbaum. Eine ganz kleine Neujahrsnachtgeschichte von P. R. Kossegger . . . . .	300
Der Hans Michel beim Pastor. Beitrag zur Charakteristik der Bauern . . . . .	303
Eine Erzählung von Hans Malser . . . . .	394
Der Pfarrer von Grabenbach. Ein lustig Geschichtchen . . . . .	463
Aus den Erinnerungen eines alten Soldaten. Von Wilhelm Urbter . . . . .	467
Das Lehrstück. Eine Erinnerung aus der Schneiderzeit von P. R. Kossegger . . . . .	553
Der Leichenpeter. Von Dr. Fr. Groder . . . . .	631
Der Ritter von Pimpelshausen. Aus dem Skizzenbuch von Robert Hamerling . . . . .	672

	Seite
Ein Richterspruch. Nach Gottfried Keller . . . . .	712
Noch ein Richterspruch . . . . .	713
Die böse Glocke . . . . .	713
Eine Brigantengeschichte, Skizze „Aus Italien“ von W. A. Ambros . . . . .	791
Negibi. Ein Capitel aus der Legende . . . . .	866
Wie mei Rothkröpf sein Geiſt aufgeben hot . . . . .	875
Wieder wer geworden . . . . .	938
Nach eine Waſſercur. Humoreske von Guſtav Dubinsky . . . . .	939
Das Mikrochronoskop. Ein Märchen von B. Dulot . . . . .	941
Wie der Hopfen erſchaffen worden. Erzählt von A. A. Raff . . . . .	945
Troſt für betrübte Eltern. Von R. S. . . . .	953

### Gedichte und Lieder.

Die ſchönſte der Flammen. Gedicht von R. Hamerling . . . . .	1
Einſam. Gedicht von A. Grün . . . . .	28
Mein Heim. Gedicht von Joſef Weilen . . . . .	38
Mei leſti Bitt! A Geburtstog-Gidonkn von P. R. Hoſegger . . . . .	69
Das Leb'n is ſo volla Pein. Gedicht in oberöſterreichiſcher Mundart von Hugo Graf Lamberg . . . . .	72
Ungereimte Poeſie. Gedicht von F. Eichert . . . . .	74
Der Rothſchilgen Abſchied. Gedicht von A. Moeſer . . . . .	113
Der Steinklopfer. Gedicht von L. Foglar . . . . .	118
Weltlauf. Gedicht von Alfred Friedmann . . . . .	147
Unter meinen Kindern. Gedicht von Heyret . . . . .	152
s g'lorbn Dirndl. Gedicht von R. . . . .	153
O ja, Du liebes Herz, haſt Recht. . . . . Gedicht von Ernſt Kauſcher . . . . .	199
Neue Lieder eines fahrenden Geſellen. Von Rudolf Baumbach . . . . .	225
Wilde Jagd. Gedicht von Dr. Fr. Groder . . . . .	234
Da Kirchturm z Terlan. Von P. R. R. . . . .	234
Sonnenwende. Gedicht . . . . .	241
Doppeltes Jenſeits. Gedicht von A. Friedmann . . . . .	257
Das Fremdenbuch. Gedicht von R. Hornsburg . . . . .	273
Wanderer und Schnitterin. Gedicht von Ernſt Kauſcher . . . . .	287
Er will mich nicht verſtehen. Gedicht von Hans Malſer . . . . .	299
An mein Vaterland. Gedicht von R. . . . .	300
Der Zitherspieler. Gedicht von Ferd. Thomas . . . . .	303
Wird er gehn?! Gedicht von Karl von Holtei . . . . .	305
An die Zweite. Gedicht von S. Holm . . . . .	311
Liebesgetändel. Gedicht von H. M. . . . .	312
Der Steinmetz. Gedicht von Albert Moeſer . . . . .	353
Die Sidonknſündn. Nach Friß Neuter in die ſteiriſche Mundart übertragen . . . . .	393
Heimkehr. Gedicht von Angelica von Hörmann . . . . .	422
Von lieben Gott und ſeinen Engeln. . . . . Gedicht von Ludwig Eichrodt . . . . .	447
Am Tage war's nicht viel. Gedicht von Franz Stelzhammer . . . . .	463
So lang Du ſchleppſt des Lebens Laſt. Gedicht von Ludwig Stifter . . . . .	467
s kaprizirti Diandl. Gedicht in Grazer Mundart von F. Freiheim . . . . .	475
Im Frühling ſiß' ich auf moosigem Stein. Gedicht von Ludwig Eichrodt . . . . .	558
Meinem Söhnlein. Gedicht von Albrecht Graf Widenburg . . . . .	587
Aprillänge im Mai . . . . .	593
Wanderluſt. Gedicht von Coloman Hornsburg . . . . .	637

Es soll sich halt Keiner mit der Liebe abgeben. Gedicht von A. A. . . . .	638
Wenn Zwei sich innig lieben. Gedicht von Rudolf Biled . . . . .	671
Galilei. Gedicht von Johann Anzengruber . . . . .	676
Waldbandacht. Gedicht von Dr. F. Groder . . . . .	700
Hoffnung. Gedicht von Emil Richter . . . . .	712
Für's Herrgottskind d'Wiagn. In steirischer Mundart von P. R. Hofegger . . . . .	714
Gedenktafeln. Gedicht von Emanuel Seibel . . . . .	757
Sardascer. Gedicht von Karl Walpurg . . . . .	763
Auf der Hochzeitkreise. Gedichte von E. Taubert . . . . .	790
's Traunfloanzhammer. Gedicht von Franz Reim . . . . .	793
Erinnerung. Gedicht von R. Schrattenthal . . . . .	797
Chi sa? Gedicht von Ernst Kaufher . . . . .	812
Eine Stunde ohne Gott. Gedicht von A. Hyrtl . . . . .	869
Der Schwärmer. Gedicht von Franz Freiheim . . . . .	874
Sag' nichts den Leuten... Gedicht von Robert Hamerling . . . . .	896
Am Strand. Gedicht von Ernst Kaufher . . . . .	937
Ein Wort an den Sohn. Gedicht von J. N. Berger . . . . .	940
Da Lump. Gedicht in Salzburger Mundart von Rudolf von Freisaußf. . . . .	952
An der Enns. Gedicht von Franz Tiefenbacher . . . . .	954

### Kunst und Literatur.

Bücher . . . . .	75, 156, 235, 313, 397, 476, 558, 638, 718, 797, 878, 955
Schreiben an den fahrenden Gesellen . . . . .	226
Von einem steirischen Volksliederdichter. Von Dr. Anton Schlossar . . . . .	264
Aus der Chronika von Lebenberg. Von G. Dahlke . . . . .	860
Ein vergessener „Hamlet“. Skizze aus einem steirischen Künstlerleben von Ernst Reiter . . . . .	902

### Verschiedenes.

Ein Sommernachtsabenteuer. Von Robert Hamerling . . . . .	29
Ein Vorschlag für Mariazell . . . . .	74
Uerseeelen. Traumgedanken von Franz Schnürer . . . . .	152
Zur Orthographie unserer Geschäftsleute . . . . .	155
Das Mirakelkreuz. Eine dramatische Idylle von P. R. Hofegger . . . . .	161
Seiße-Launen. Von Huschaf . . . . .	234
Zur Aesthetik der Civillehe. Eine Plauderei von Fritz Mauthner . . . . .	308
Karl von Holtei und die österreichische Volkshymne . . . . .	378
Aus heiterem Himmel. Epigramme von Oskar Blumenthal . . . . .	396
Eine Straßenscene . . . . .	465
Von berühmten Männern. Nach G. J. Landau . . . . .	610
Gedankenspiele. Von A. Huschaf . . . . .	630
Dose Gedanken. Von Luise Lecher . . . . .	691
Die Kartenschlägerin der alten Schule. Von R. Bruch-Sinn . . . . .	709
Eine Zuschrift . . . . .	952
Popkarten des „Heimgarten“ 80, 160, 240, 319, 400, 480, 560, 640, 720, 800, 880, 958	





# Heimgarten

Heft 1.

October 1879.

IV. Jahrg.

## Die schönste der Flammen.

Schön ist der Komet und das Meteor  
In seinem himmlischen Tanze;  
Und schön auch schlägt vor des Himmels Chor  
Sein Pfauenrad der Strahlenflor  
Des Nordlichts in herrlichem Glanze;

Und schön ist der himmlischen Esse Sprüh'n,  
Das Gestirmer unzähliger Sterne;  
Und schön auch das Morgen- und Abendglüh'n,  
In dessen Strahlen die Dinken blüh'n  
Des Gebirgs in unendlicher Ferne;

Und schön sind Städte in festlicher Nacht  
Im Schein unzähliger Kerzen;  
Und Freudenfeuer, lodern entfacht  
Von Bergen zu Bergen in ruhiger Pracht,  
Unter'm Festruf jubelnder Herzen;

Und Feuerkünste, auf dämm'riger Au  
Die Sommernacht prächtig durchwitternd,  
Des Funkengeföhbers bezaubernde Schau,  
Raketen, durchschwärmend das himmlische Blau,  
Ausleuchtend und leise verzitternd.

Das Alles ist schön, und der Mensch erkant,  
Es betrachtend mit offenem Munde:  
Auf die Beh'n wohl stellt er sich, um es zu seh'n,  
Und läßt sich's wohl auch nicht verdriesen, zu geh'n  
Darnach so manche Stunde.

Doch der hastende Fuß nicht, das Dampfrosß nicht,  
Nicht der Huf des gefattelten Pferdes  
Führt zur schönsten der Flammen: die schönste zu schau'n,  
Die heiligste, hehrste, die lieblichste, traun,  
Ist die Flamme — des häuslichen Herdes.

Robert Hamerling.

## Gerettete Ehre.

Novelle von B. Fohn (Verfasser von „Gabriel“.)

(Nachdruck verboten, Uebersetzungsrechte vorbehalten.)

Ein häßlicher Herbsttag geht zu Ende, schwere bleigraue Wolken, aus denen unaufhörlich ein kühler Regen niederklatscht, bedecken, so weit das Auge reicht, den Horizont. Der Besitzer des kleinen Einkehrhauses, das ein paar hundert Schritte von dem Dorfe entfernt und etwas seitwärts von der Chauffée liegt, steht, eine kurze Pfeife im Munde, an der Thüre und hat die Hoffnung, heute noch einen Gast einkehren zu sehen, schon aufgegeben. Um so mehr überrascht es ihn, als jetzt ein eleganter Wagen am Ende der Straße auftaucht, der, bei der Einbiegung angelangt, auf dem Fahrwege, der zu seinem Hause führt, ablenkt.

„Poß Tausend!“ raunt der Wirth im Selbstgespräche, „woher mag denn der Reisende kommen? Es ist ja jetzt kein Bahnzug angelangt — der muß ja, der Richtung nach, gerade über den Rhein aus Frankreich kommen . . . ei! poß Kukul!“ fuhr er fort, als der Wagen näher kam, „ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht die Equipage des Herrn Baron Delaveaur ist! Wer wohl da drinn' sitzen mag? Der alte Herr ganz gewiß nicht, der kommt ja fast gar nicht aus seinem Schlosse, höchstens, daß er die nächste Kirche besucht, auch empfängt er seit Jahren außer den Klostergeistlichen gar keine Besuche! . . . hm — was hat's eigentlich mich zu kümmern, wer es ist? Wenn er nur bei mir übernachtet und rechtschaffen viel bezahlt!“

Der Wagen war mittlerweile bis an das Haus gefahren, ein Mann mit

einer kleinen Handtasche stieg aus demselben und frug den Wirth, der ihn höflich begrüßte, das Käppchen abnahm und die Pfeife in die Tasche seines kurzen Wamses steckte:

„Kann ich hier ein ruhiges Zimmer haben? Ich befinde mich etwas unwohl und möchte gerne ungestört sein, wenn möglich, keine Nachbarschaft haben.“

„Sie können sich's nicht besser wünschen,“ entgegnete der Wirth geschmeidig, „Sie finden in dem Momente mein Haus ganz leer, ich kann Ihnen mein bestes und schönstes Zimmer einräumen. Es kommt wohl heute noch ein Zug von Deutschland nach Frankreich hier durch, aber derselbe bringt mir fast nie Passagiere, es ist dies ein Sitzzug und die Meisten der ihn Benützenden haben ihr Reiseziel erst in Frankreich.“

Der dienstfertige Wirth führte den Fremden nun in das erste Stodwerk und betrachtete während des kurzen Weges den Ankömmling. Es war das ein schlankgewachsener Mann, etwa in der Mitte der Dreißig. Er trug eine elegante Reisekleidung, über diese hatte er einen Plaid umgeworfen. Er war auffallend bleich und die Todtenblässe seines Gesichtes wurde noch von einem schwarzen Vollbarte und dunkeln Locken, mit denen große, schwarze glänzende Augen übereinstimmten, hervorgehoben. Der Wirth bemerkte, daß ein leichtes Zittern den Fremden durchflog und er gestattete sich im höflichsten Tone zu bemerken: „Sie werden sich erkäl- tet haben, ein Glas Glühwein oder

eine Tasse warmen Thee's würde Ihnen vielleicht wohl thun."

"Ich danke, ich benöthige nichts," entgegnete der Fremde. "Schließen Sie gefälligst das Zimmer auf, damit ich zur Ruhe komme."

Der Wirth beeilte sich, eine geräumige, ziemlich comfortable Stube zu öffnen. Der Fremde trat, offenbar mit ernstern Gedanken beschäftigt, ein, legte die Handtasche auf den Tisch und warf sich, ohne auch nur umherzublicken, ermattet auf einen Stuhl. Als er den kleinen runden, schwarzen Filzhut ablegte, ward eine fingerbreite Schramme sichtbar, die sich in der Höhe der Stirne über deren ganze Breite hinzog.

Der Wirth zündete schnell eine Lampe an und ließ die Rouleaux nieder. Während dessen trat der Kutscher, der den Fremden hergebracht hatte, in's Zimmer, er blieb an der Schwelle stehen, der Fremde bemerkte ihn nicht.

"Ich wollte ergebenst fragen," sprach jener endlich, "ob ich dem Herrn Baron etwas von Euer Gnaden auszurichten habe?"

Der Angeredete zuckte aus seinem tiefen Sinnen empor.

"Ich danke," entgegnete er, "ich wüßte nicht, was ich meinem Dheim sagen zu lassen hätte; — aber hier, nehmen Sie auf eine Flasche Wein!"

Der Reisende zog einen Silberthaler aus seiner Börse und reichte ihn dem Kutscher, der sich nun mit einer tiefen Verbeugung entfernte und auch der Wirth verschwand nun gleichfalls; aber er sandte sofort den Hausknecht herauf, der, ohne den Gast zu fragen, Feuer im Ofen machte, so daß sich bald eine behagliche Wärme in dem Zimmer verbreitete.

Der Reisende saß, die Hand an Stirne und Augen gedrückt, regungslos da und schien von all' dem, was rings um ihn vorging, nichts zu bemerken. Erst das neuerliche Eintreten des Wirthes, der das Fremdenbuch

unter dem Arme trug, weckte ihn wieder aus seinem tiefen Sinnen.

"Ich bitte recht sehr um Entschuldigung, wenn ich störe," sprach dieser, "aber Sie werden es wohl wissen, mein Herr! Seit dem letzten Aufstande ist man sehr streng, jeder Wirth wird für seine Gäste verantwortlich gemacht; es kommen, namentlich hier, unmittelbar an der französischen Grenze, häufig Genbarmen, um Einsicht in die Legitimationspapiere meiner Gäste zu nehmen; man fürchtet die große Zahl deutscher Flüchtlinge, die in Frankreich ein Asyl gefunden haben; — ich muß daher ergebenst bitten, Ihren Namen in das Fremdenbuch einzutragen."

Der Reisende nahm das darge-reichte Buch, auf dem Tische standen Tintenfaß und Feder und er schrieb mit deutlichen runden Zügen: Ulrich Mergentheim, Banquier aus D.

Der Wirth schien von dem Namen angenehm überrascht und befriedigt. "Ah!" meinte er, "sind Sie vielleicht in der alten berühmten Firma Paul L. Mergentheim?" und als der Ge-fragte antwortete "ich bin Mitgesel-ber selber, ich bin der Compagnon meines würdigen Vaters Anton Mergentheim," hob unwillkürlich ein tiefer Seufzer die Brust des Sprechenden.

"Ah! Da sind Sie wohl ein Neffe des reichen Herrn Baron Delaueux da drüben im Elsaß?" rief der Wirth, mit dem Daumen leicht die Weltgegend andeutend, "seine selige Frau Schwester war ja die Gattin des bekannten Banquiers und Großhändlers Herrn Anton Mergentheim. Sie waren, da Sie mit seiner Equipage ankamen, gewiß bei Ihrem Herrn Dheim zu Besuch? ... Einer der wohlthätigsten und frömmsten Männer; — freilich, er kann leicht gut und freigebig sein, er soll ein Vermögen von mehreren Millionen Franken besitzen und ist schon sehr lange ein kinderloser Witwer. Er hatte nur die eine Schwester, nicht wahr? ... Ich wünsche dem

alten, frommen Herrn Baron Delaveaur noch ein recht, recht langes Leben; aber der würdige Greis hat ja vor Kurzem sein achtzigstes Lebensjahr erreicht, ich weiß es, denn er beschenkte an diesem Tage die Armen drüben mit reichen Gaben und spendete der Kirche auf seiner Besitzung eine neue Orgel und reiche Paramente — da wird Ihnen, als seinem nächsten, vielleicht seinem einzigen Erben, einst ein sehr großes Vermögen zufallen...“ und als Mergentheim wie nervös aufzuckte, glaubte der Wirth, dessen Feingefühl oder vielleicht auch nur seinen Stolz verletzt zu haben und er fügte rasch hinzu: „Herr Mergentheim, ich weiß es, daß Ihr altes berühmtes Bankhaus zu den ersten und bedeutendsten Deutschlands zählt; daß Sie ein sehr großes Vermögen besitzen; aber einen so riesigen Zuwachs, wie er durch eine so selten vorkommende Erbschaft entsteht, kann sich auch der reichste Mann gefallen lassen.“

Ueber Mergentheims Züge flog ein düsterer Schatten, er suchte offenbar ein Mittel, den indiscreten Schwäger zum Schweigen zu bringen.

„Wenn Sie einen guten Wein haben, bitte ich mir eine Flasche heraus zu senden,“ sprach er nach einer kurzen Pause.

Der Wirth war ein neugieriger und zubringlicher, aber auch ein kluger und erfahrener Mann, er erkannte daß seine Gegenwart seinem Gaste nicht angenehm sei und er entfernte sich nun, mit der Versicherung, daß er mit dem Besten, was sein Keller biete, dienen werde und in der That brachte er kurz darauf, auf einer Präsentirplatte, eine bestaubte Flasche alten Weines und ein geschliffenes Glas, stellte jene, ohne ein Wort zu sprechen, vor Mergentheim auf den Tisch und entfernte sich wieder sofort.

Als der Banquier allein war, verschloß er die Thüre; — es schien ihm plötzlich heiß zu werden, er warf den Plaid ab, riß sich den Ueberzieher

auf, strich sich mehrmals, wie in tiefster Erregung über die Stirne, auf der schwere Schweißtropfen standen und durchmaß mit großen Schritten hastig das Zimmer.

„Ah!“ überströmte es enblich mit tiefster Bitterkeit seine Lippen, „so ist auch meine allerletzte Hoffnung vernichtet... Onkel Delaveaur, auf Dich hatte ich gerechnet!... und nun bleibt mir in der That nichts anderes übrig... als gewaltfam ein Dasein zu enden, das ich nicht weiter fortzuleben vermag... unverdiente Schmach, unverdiente Schande und der Anblick jenes alten, würdigen Mannes, meines Vaters... das wären Seelenqualen, die das Menschenmögliche bei Weitem übersteigen!... Ich muß aus dem Leben scheiden — der Schritt wird mir schwer, sehr schwer! Von meinem braven, treuen, edlen Weibe, meinen herrlichen Kinderchen, meinem lieblichen kleinen Mädchen, meinem Märchen, dem Ebenbilde ihrer prächtigen Mutter, meinem kleinen, süßen Oscar — von denen soll ich für immer scheiden, sie schußlos allein — mit einem besleckten Namen, als ihr einziges Erbe — zurücklassen!... o! wie weh das thut beim Scheiden!... Und wenn ich meines Vaters gedenke, der nun ganz allein, unverdient und unverschuldet die ganze Schmach tragen soll... ah! Der Gedanke könnte mich in meinem Entschlusse wankend machen... aber unter diesen Umständen noch fortzuleben — das ist für mich eine absolute Unmöglichkeit, das kann kein Mensch und auch der allwissende, allgerechte Gott, der in mein zerriffenes, verzweifelnbes Herz blickt, nicht fordern! — Des schwachen Menschen Können und Vermögen hat seine Grenzen — ich kann die Verzweiflung des alten, ehrliebenden Mannes nicht ansehen... ich habe keine Wahl!... wenn ich sterbe, wird mein Vater wenigstens einen leichtern Stand haben; — er wird alle Schuld auf den Sohn wälzen können; — der sie doch mit dem Tode

geföhnt!... Schul! Schul?" Mergentheim schüttelte energisch den Kopf, „das Unglück hat mich ganz verwirrt, mich fast wahnsinnig gemacht; ich bin nicht mehr im Stande klar zu denken, das Allereinfachste richtig zu beurtheilen, ich bin mir ja keiner Schuld bewußt, ich war ja nur unglücklich, ungläublich unglücklich!" Mergentheim hielt in seinem kümmerlichen Auf- und Abherschreiten erschüttert inne, „ungläublich!" wiederholte er, „das ist der richtige Ausdruck, das ist es ja eben, was meine furchtbare Situation zur vollsten Unerträglichkeit steigert, das ist's ja, was mir die Seele zerreißt — wer wird denn den hellen Unsinn glauben? Vielleicht mein eigener Vater, vielleicht mein eigenes treues Weib, vielleicht einst meine eigenen Kinder, wenn sie herangewachsen und urtheilsfähig geworden, meine beiden Augäpfel nicht!... Sie werden vielleicht glauben, ich wäre ein leichtsinniger, gewissenloser Mensch, ein Nichtswürdiger!... und erst die Andern, die Fremden, die Betheiligten; ich selbst würde es, hätte ich es nicht schauernd erlebt, keinem zweiten Menschen geglaubt haben. . . . Herr Gott im Himmel, hilf! ah!!" Mergentheim seufzte aus tiefer Brust auf, er mußte Unbeschreibliches erdulden!

Mechanisch, einer langjährigen Gewohnheit folgend, zog er seine Uhr aus der Westentasche und blickte auf diese. „Zehn Uhr, schon spät... schon spät," wiederholte er mit einem bitteren Lächeln, „was ist Zeit — dem, der an der Schwelle endloser Ewigkeit steht?... ein wesenloser Begriff!"

Mergentheim setzte sich erschöpft nieder, er sprach jetzt eine Zeitlang kein Wort; aber ein Zeuge hätte an den tiefen Athemstößen, die seine Brust hoben und senkten, an seinem lebhaften, berebten Mienenspiel erkennen müssen, wie vulkanisch es in seinem Innern tobte.

Endlich erhob er sich. „Es muß geschehen," sprach er mit schwankender

Stimme... „mein Heimgang ist kein leichter — von den Meinen in solcher Weise scheiden zu müssen... ihnen nichts als einen verunehrten, besleckten Namen zu hinterlassen... ah! Der Gedanke könnte einen Menschen tödten!... einen Menschen tödten!" wiederholte er mit einem bitteren ironischen Lächeln, „daß sich der Mensch auch in dem ernstesten, furchtbarsten, auch in dem letzten Momente seines Daseins, nicht aus dem Banne gewohnter Phrasen lösen kann!... ich wünschte mir in dem Momente ja gar nichts Besseres, als — daß der Gedanke mich tödtete — dann würde ich es ersparen, einen Selbstmord zu begehen... Selbstmord! Selbstmörder!" ein leichtes Frösteln durchjuckte den Banquier, „wie unschön, wie häßlich das klingt... Mord, Mörder!... bah! auch nur leere Phrase!... was geschehen muß, muß geschehen! Ich glaube, ich habe die Sache bis zum Urgrund durchdacht und könnte nie zu einem andern Resultate gelangen!... In drei Tagen sind hunderttausend Gulden Wechsel des uralten Hauses Paul & Mergentheim fällig, die ich einlösen hätte sollen, vor dreimal vierundzwanzig Stunden noch einlösen konnte — und nun plötzlich nicht einlösen kann... Wollte ich leben bleiben, hätte ich Doppeltes zu ertragen, unverdiente Vorwürfe der Meinigen — und unverdiente Schmach; — sterbe ich, hat mein Vater doch einen leichteren Stand — die Schuld trifft mich allein, er hat ein langes, reines, matellofes Leben hinter sich, die Verantwortlichkeit mit ihrer vollen niederschmetternden Wucht trifft nur mich... und ich — ich werde dann ein tochter Mann sein... — mein Weib, meine Kinder werden wohl darunter zu leiden haben... ah! Die Menschen werden ja nicht so ungerecht sein, Schulblose für Andere leiden zu lassen... und es gibt einen Gott... der wird meiner Witwe helfen, meinen Waisen Vater, meinem Vater Stärke sein... ja... ja... ja,

es bleibt mir nichts übrig... mir hunderttausend Gulden in reblicher Weise in drei Tagen zu erwerben, ist ein Ding der absolutesten Unmöglichkeit, ich habe nichts, gar nichts als — mein Leben, das ich ja eben jetzt abwerfen will — das kann ich wahrhaftig nicht verkaufen — und wenn ich's auch verkaufen könnte, würde sich wohl Niemand finden, der einen so hohen Preis oder überhaupt einen Preis böte!... für wen hätte das Ding, das ich mit einem Revolver schuß beenden will, das mir selbst zur Last fällt, irgend einen Werth?... und nun erst hunderttausend Gulden!" Mergentheim lachte bitter auf... „also abgemacht... in fünf Secunden bin ich von aller irdischen Qual erlöst!..."

Der Banquier war eben im Begriffe die Handtasche zu öffnen und einen Revolver aus derselben zu ziehen, als heftig an der Thüre, die in ein anstoßendes Zimmer führte, und die er früher nicht bemerkt hatte, gepöcht wurde und eine kräftige, wenn jetzt auch vor Aufregung zitternde Männerstimme rief:

„Halten Sie ein! Deffnen Sie sofort die Thüre — ich werde Ihnen eine Proposition stellen, die Sie im höchsten Grade überraschen, aber eben so auch im höchsten Grade befriedigen wird... ich bin in der Lage, Ihnen vollständig zu helfen, Ihre Ehre zu retten und fordere nur einen Dienst, den Sie mir unter den bestehenden Verhältnissen gerne erweisen werden!"

Mergentheim stand vor Ueberraschung wie versteinert; einen Moment glaubte er zu träumen. Seine gedrückte Seelenstimmung, die gewichtige entscheidende That, die er zu begehen eben im Begriffe stand, das unertragbare Gewicht, rasch und wild durcheinander wirbelnder Gedanken, der wahrhaft unschilderbare Schmerz, so von seinen Liebsten scheiden zu müssen, die unbeschreibliche Sehnsucht nach diesen, die ihn in solchem Momente mit ungeahnter Tiefenkraft erfaßte! — all' das

vereint, hatte seinen Geist betäubt, ihn für einen Moment urtheilsunfähig gemacht. — Seine Situation war an und für sich eine eigenthümliche, eine solche, wie sie allerdings im Menschenleben kaum mehr als einmal vorkommen kann, aber sie war doch nicht ungewöhnlich; so lange die Welt besteht, zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die aus mehr oder weniger dringender Veranlassung sich genöthigt glaubten, die Bürde des Lebens abzuwerfen. Ja mehr als das, es mögen im Laufe der Zeiten oft genug Fälle vorgekommen sein, wo Selbstmorde im letzten Momente verhindert werden sollten — aber die eigenthümliche Weise, wie dies in diesem Augenblicke geschah, hätte auch auf einen unbetheiligten Zeugen einen ganz außerordentlichen Eindruck machen müssen und man wird sich leicht vorstellen können, wie überwältigend sich dieser für Mergentheim gestalten mußte.

Es trat eine Pause tiefsten Schweigens ein. Der Banquier erkannte, sobald er seine Fassung wieder gewonnen, daß er, ohne es zu bemerken, einen Nachbarn erhalten, und nahm auch vollkommen richtig an, daß dieser denn doch mit dem letzten deutschen Eisenbahnzuge, von dem der Wirth allerdings keinen Fremden erwartet hatte, angelangt sei und hier übernachtete. Der Unbekannte mußte das Selbstgespräch des sich unbehörcht Glaubenden gehört haben und, so mußte Mergentheim folgerichtig denken, wohl nur aus Wohlwollen und allgemein menschlicher Theilnahme beabsichtigen, ihn von einem Selbstmorde abzuhalten. Trotz der großen Aufregung, in der sich der Banquier befand, war er doch vollkommen überzeugt und wohl auch jeder Zweite in gleicher Lage hätte gleicher Ansicht sein müssen, daß der Fremde ihm ganz gewiß gar keine Proposition machen, seine Ehre nicht retten und auch keinen Dienst von ihm verlangen werde; daß diese Aufforderung, ihn einzulaf-

fen, ohne Zweifel nur den philantropischen Zweck habe, ihn vor einer über-eilten That der Verzweiflung zurück zu halten. Einen Moment fühlte er sich durch diese unerwartete Einmischung verletzt und gedemüthigt, seine tiefe Traurigkeit und sein Lebensüberdruß verwandelten und steigerten sich einen Augenblick bis zum intensivsten Lebensetel, einen kurzen Zeittheil dachte er daran, die Worte, die er so eben gehört, nicht zu beachten, sich in seinem Vorhaben nicht stören zu lassen; viel mehr die Sache nun rasch mit einem Schusse zu Ranke zu bringen; — aber ein Mann von so hochgespanntem Ehr- und Feingefühl wie Mergentheim, ein Mann, der sich sein ganzes Leben lang von Manifestationen des Wohlwollens und der Menschenfreundlichkeit angezogen gefühlt hatte, mußte sich's gestehen, daß der Unbekannte sich doch wenigstens das kleine unbedeutende Recht erworben, nicht völlig unbeachtet zu bleiben. Während er nun darüber nachsann, was er thun, was er antworten sollte, war sein Nachbar ungeduldig geworden, er rüttelte so machtvoll an der kleinen schwachen Thüre, daß diese zu zerbrechen drohte und rief dabei im eindringlichsten Tone:

„Wenn Sie nicht sofort die Thüre öffnen, so werde ich sie aufsprengen, es wird mir das keine Schwierigkeiten bieten... freilich, es wäre wohl immerhin möglich, daß ich zu spät käme... aber ich versichere Ihnen mit meinem Ehrenworte als Cavalier und Officier, daß mein, Ihnen unglauwürdig und phantastisch erscheinender Vorschlag vollkommen ernst gemeint ist und — ich muß das mit aller Macht betonen — auf festen materiellen Grundlagen beruht. Dessen Sie mir nur die Thüre, Sie können mich ja anhören, damit verpflichten Sie sich noch zu gar nichts! Jeder Mensch muß einsehen, daß es dann noch immer in Ihrem Willen und in Ihrer Macht liegt, meinen Vorschlag abzulehnen, ich bin

ja vollkommen außer Stande, Sie zu irgend etwas zwingen, Ihre Handlungsweise bestimmen zu können... vous êtes toujours le maître de faire ce que vous voulez!“

Das was der Unbekannte sprach, klang vernünftig und ließ sich nicht bestreiten, seine Stimme klang Mergentheim sympathisch, es erschien ihm nicht gentlemanlike, nicht einmal wohl-anständig dem Begehren nicht zu willfahren, es erschien ihm und zwar wohl nicht mit Unrecht, als ein Act brutaler Rohheit, jetzt den Revolver loszudrücken, seinem Leben ein Ende zu machen, während ein Mensch, den er nicht kannte, den er vielleicht sogar nie gesehen, sich erbot, ihm in irgend einer Weise zu helfen; endlich fühlte er eine unter solchen Umständen vielleicht sonderbar erscheinende Neugierde, den Mann, der sich ihm als Lebensretter aufdrängen wollte, kennen zu lernen; ja er war sogar trotz seiner geistigen Müdigkeit, doch höchst gespannt, darauf, zu erfahren, ob dieser in der That etwas von ihm wünsche, und was das sein könnte; endlich wollte er auch nicht abwarten, bis der Unbekannte seinen Versuch, die Thüre einzustößen, mit Erfolg ausgeführt; und nach minutenlangem Bedenken öffnete er dieselbe und sein Nachbar trat raschen Schrittes in das Zimmer. Es war dies ein groß gewachsener, schöner Mann, von athletischem Baue, dem man trotz des eleganten Civilanzuges, den er trug, doch sofort den Militär, den höhern Officier, ansah. Er stand in der zweiten Hälfte der Dreißig. In dem Momente trugen seine gutgeformten edlen Züge offenbar den Stempel großer Erregung. Das reiche, dunkelblonde Haar zeigte an den Schläfen schon einzelne Silberfäden, während das klare, helle, große Auge, der wohlgepflegte Schnurbart, zwei Reihen herrlicher Zähne, frische, in dem Momente halbgeöffnete Lippen ihn wesentlich jünger erscheinen ließen, als er in der That war.



Die beiden Männer, die sich gegenseitig mit prüfenden Blicken beobachteten, fanden einander eine kurze Zeit schweigend gegenüber, der Eingetretene ergriff endlich das Wort:

„Sie sind Herr Banquier Merгентheim; — ich habe das zufällig, ohne darnach zu fragen, aus dem Fremdenbuche ersehen, welches mir der vorsichtige Wirth sofort nach meiner vor einer halben Stunde erfolgten Ankunft vorlegte. Ich muß mich Ihnen, bevor ich weiter spreche, vorstellen.“

Der Fremde zog eine Karte aus seiner Westentasche und überreichte sie dem Banquier; dieser las: „Graf Conrad Oltheim, königl. preussischer Obrist.“

„Ich bin,“ fuhr nun der Graf mit einer leichten Verbeugung fort, „zuerst ganz gegen meinen Willen, in den Besitz eines Geheimnisses gelangt, das, wie ich annehmen muß, auch wenn Sie Ihren Voratz ausgeführt hätten, doch allgemein bekannt worden wäre. Da Sie sich unbelauscht glaubten, haben Sie Alles, was Ihre Seele bedrückte, laut ausgesprochen und auch, wenn Sie mir nicht dem Namen nach als Ehrenmann bekannt wären, hätte ich und wohl auch kein Anderer, weder an dem Ernste Ihres Entschlusses, noch daran zweifeln können, daß Sie nur durch Motive von höchstem Gewichte zu diesem gebrängt würden... Wenn ich Sie recht aufgefaßt habe, liegen Ihre Verhältnisse so. Sie waren bis vor wenigen Tagen noch in der Lage, alle Verbindlichkeiten Ihrer alten hochgeachteten Firma zu erfüllen; aber plötzlich erfuhren Sie in einer nicht nachweisbaren Art einen großen Verlust. Ihre alte, hochehrenhafte Firma steht an dem Rande des Abgrundes. Zu dem tiefen Schmerze, Ihre und Ihres Hauses kaufmännische Ehre zu verlieren, gesellt sich der noch größere, noch tiefer einschneidende — den letzten Vermögensverlust nicht nachweisen zu können; nicht nur an Ihrer kaufmännischen, auch an Ihrer

bürgerlichen Ehre bemakelt zu werden. Ihr vollkommen berechtigter Schmerz erfährt auch noch dadurch einen hohen Grad von Steigerung, daß Sie befürchten, daß auch Ihr Vater, ein würdiger Greis, für das Unglück, das er nicht nachweisen kann, zur Verantwortung gezogen werden wird und scheinen Sie mir in Ihrer begreiflichen Besorgtheit einen großen Schritt zu weit zu gehen. Sie fürchten auch, daß Ihre Liebsten, Theuersten, daß Ihr Vater, Ihre Gattin, glauben werden, Sie hätten die verlorene Summe in irgend einer incorrecten Weise vergeudet. Ein objectiver, unbefangener Beurtheiler wird Ihren Fall anders auffassen. Ihr mit Recht schwer gereiztes und verletztes Ehrgefühl ist schließlich überreizt worden; — aber Herr Merгентheim, Sie stehen einem Manne gegenüber, der sich — das Zeugniß wird mir wohl Jeder, der mich kennt, ertheilen — sein ganzes, volles Leben lang, streng nach den Gesetzen der Ehre gehalten hat und sich in dem Momente gleichfalls unter dem Drucke einer schwer löslichen Pflichten-Collision befindet.... Sie sind ein Mann, dem die Ehre höher steht, als das Leben, wenn Ihnen dieses verkäuflich wäre, so würden Sie, um die Ehre Ihres Hauses zu retten, gerne — jenes verkaufen... Sie sprachen es ja soeben, allerdings nur mit bitterer Ironie aus... und Sie wären in dem Momente, wo sie sich so namenlos unglücklich fühlen; vielleicht glücklich, wenn Ihnen in der That Jemand, es versteht sich, in anständiger Weise den Betrag, den Sie zur Rettung Ihres Hauses brauchen... für Ihr Leben böte...“ Der Graf machte eine lange Pause, dann fuhr er mit vor Erregung schwankender Stimme fort: „Ich bin in dem Momente gewiß der einzige Mensch auf Gottes weiter Welt, der Ihnen... für Ihr Leben die hunderttausend Gulden, die Sie benöthigen, gerne sofort bietet — ich fordere für diesen

hohen Betrag nicht einmal Ihr Leben — es ist möglich, daß Sie dieses erhalten... ich fordere nur, daß Sie sich für diesen Betrag, den ich, wenn Sie es verlangen, gerne noch wesentlich erhöhen will, einer eminenten Lebensgefahr aussetzen...“

Der Graf hielt erschöpft inne, ein leichtes Beben durchflog seinen kräftigen Körper, seine Kniee zitterten, der starke Mann mußte sich niederlegen.

Mergentheim blickte überrascht zu dem Grafen auf. Das, was er sprach, konnte ganz gut aus dem Munde eines Wahnsinnigen kommen; aber Graf Ulheim war, wenn auch seiner Geburt nach dem Norden Deutschlands angehörend, doch auch im Süden wohl bekannt und genoß den Ruf eines gebildeten, denkenden Mannes; und dann hatte er ja Mergentheim's Lage mit der schärfsten Klarheit erfaßt, er hatte trotz seiner offensbaren Erregung, doch ohne zu stocken, sicher, elegant gesprochen; — er mußte sich im Vollbesitze seiner gesunden Vernunft befinden. Mergentheim unterbrach die Pause, die von Neuem eingetreten war, mit keiner Silbe. Beabsichtigte der Graf in der That, ihm einen Vorschlag im vollen Ernste zu machen, so mußte er denn auch das Wort zur Erläuterung ergreifen.

Die Mienen des Grafen verfinsterten sich, er bohrte mit seinen Zähnen in die Unterlippe, es schien ihm nicht leicht, das, was er zu sagen hatte, auszusprechen. Endlich raffte er sich zusammen und sprach, wie ein Mann, der bestrebt ist, eilig über etwas höchst Unangenehmes wegzukommen, stoßweise mit dumpfer Stimme:

„Ich habe eine Herausforderung zu einem Pistolenduelle auf Leben und Tod erhalten, ich habe ein solches morgen Nachmittag um drei Uhr jenseits der französischen Grenze zu bestehen... ich will mich keiner Lebensgefahr aussetzen, wenn Sie — woran ich nicht zweifle — mit der Führung

von Schießwaffen vertraut sind; auch die Schmarre an Ihrer Stirne scheint dafür zu sprechen, daß Ihnen ritterliche Übungen nicht fremd sind — und wenn Sie morgen statt meiner eintreten wollen, bin ich bereit, Ihnen die Summe, die Sie zu Ihrem Zwecke brauchen, auszusahlen... ich habe das Geld zwar nicht baar bei mir; aber,“ der Graf riß mit fieberhafter Eile ein Portefeuille aus seiner Rocktasche und zog ein Schreiben aus demselben, „da... lesen Sie!“

Mechanisch warf der Banquier einen Blick auf die ihm wohlbekannten Schriftzüge, der Brief lautete:

Frankfurt, am 1. Jänner 1849.

Er. Hochgeboren Herrn Grafen Conrad Ulheim, königlich preussischer Obrist!

Ihr Guthaben an uns beträgt laut beigelegter Conto-Currante mit dem heutigen Tage fl. 480.000 in Worten Viermalhundert achtzig Tausend Gulden süddeutscher Währung, die wir Ihnen bis auf Weiteres mit 1½ pro cento, pro anno verzinsen und können Sie jederzeit gegen zweitägige Kündigung, über diesen Betrag ganz oder theilweise verfügen.

Hochachtungsvoll

E. M. Rothschild's Söhne.

„Sie werden wohl nicht an meiner Identität zweifeln?“ fuhr der Graf rasch fort, „hier ist mein Paß, auch kann ich Ihnen mit meinem Ehrenworte versichern, daß ich von dem Ausstellungstage dieses Scheines nicht einen Gulden meines Guthabens erhoben. Wenn ich Ihnen hier eine Anweisung auf Rothschild schreibe, so können Sie vollkommen überzeugt sein, daß sie prompt honorirt und bezahlt werden wird... zweifeln Sie daran?“

Mergentheim verneinte dies durch ein lebhaftes Kopfschütteln.

„Sie machen ein glänzendes Geschäft,“ setzte der Graf fort, „Sie

können ja sain et sauf aus dem Handel hervorgehen... Sie können ja Ihren Gegner niederschließen... Die hunderttausend Gulden haben Sie gewiß, die Ehre Ihres Namens, Ihres Vaters, Ihrer Familie ist gerettet. — Sie könnten in jedem, auch im ungünstigsten Falle wenigstens ruhig sterben; — im Duell getödtet werden ist doch jedenfalls ehrenvoller, als durch Selbstmord... durch eigene Hand fallen...“

Der Graf hielt den Blick an den Boden geheftet, er sprach immer leiser, zuletzt klang es nur wie halb verständliches Murmeln.

Mergentheim blickte wieder von Neuem im höchsten Grade überrascht auf, wieder schien es ihm, als wenn er traumbevangen wäre, er rieb sich gedankenschwer die Augen, als wolle er sich überzeugen, daß er in der That wache, es entstand eine peinliche Pause.

„Was haben Sie auf meinen Vorschlag zu erwidern?“ frug Oltheim endlich, „acceptiren Sie ihn?“

„Herr Graf,“ entgegnete Mergentheim, „Ihre überraschende Proposition tritt mit einer solchen märchenhaften Plöglichkeit an mich heran, daß es mir nur schwer gelingen will, meine auseinanderstrebenden Gedanken auf einen Punkt, auf Ihren Vorschlag zu concentriren. Vor Allem muß ich mich orientiren. Es ist mir Vieles an Ihrer Proposition dunkel. Wenn ich Sie nicht mißverstanden habe, sagten Sie, daß Sie morgen Nachmittag drüben in Frankreich ein Duell zu bestehen haben, und... — pardon, Herr Graf, ich beabsichtige nicht, Sie zu verletzen, aber Sie sagten das ja selbst — sich nicht einer Lebensgefahr aussetzen wollen. Das ist mir bei einem Manne, der als muthiger, tapferer Officier bekannt ist, völlig unbegreiflich. Es muß ja doch ein eigenes Bewandniß mit diesem Duelle haben... einer Feigheit halte ich den Obristen Graf Oltheim nicht fähig!“

Der Obrist war bei den ersten Worten des Banquiers bleich wie ein Linnen geworden, jetzt überfluthete tiefe Purpurröthe sein Gesicht.

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung!“ rief er lebhaft, Mergentheims Hand ergreifend, „bei dem lebendigen Gotte, ich bin kein Feigling; aber, der Mensch ist ein Slave der Verhältnisse. Der Fehler, die Ueber-eilung eines Augenblickes hebt in vielen Fällen die weitere Freiheit seines Handelns auf.“

Der Graf brach plötzlich ab, als hätte er zu viel gesprochen, erst blickte er eine geraume Zeit düster vor sich hin, dann erhob er sich, wie von innerer Unruhe gepeiniget und durchschritt mehrmals das Gemach, endlich blieb er vor Mergentheim stehen.

„Mein Herr, es sind eigenthümliche, sonderbare Verhältnisse, unter denen wir uns persönlich kennen lernten... Ich habe Ihr Geheimniß und dabei erfahren, daß Sie ein ehrliebender, feinführender Mann sind... nun denn! ich befinde mich in dem Momente, Ihnen gegenüber in einer höchst schmerzlichen Lage; es würde mir weh thun, in Ihren Augen als Feigling und Ehrloser zu erscheinen, und anderseits fällt es mir unendlich schwer, die Gründe, welche mich veranlassen, jetzt einer Gefährdung meines Lebens aus dem Wege zu gehen, preiszugeben... ich schwanke, ich bin mir unklar, ob ich Ihnen dieselben mittheilen darf... lassen Sie mich diesen delicaten Punkt einen Moment überdenken.“

Graf Oltheim setzte sich nieder, schloß die Augen und schien sich einer ermüdenden, geistesanstrengenden Erwägung zu überlassen.

„Ich glaube das Richtige gefunden zu haben,“ begann er endlich wieder nach einer längeren Pause. „Mehrere Gründe bestimmen mich, Ihnen mit voller Offenheit entgegenzukommen. Sie können mir Vertrauen ein, Sie sind ein Ehrenmann, Sie werden, mögen Sie nun meine Proposition acceptiren

oder refusiren; mögen Sie — wie ich wünsche und hoffe, diese Sie heftig bedrohende Krise, glücklich überkommen und weiter leben; oder dieser in einer oder der andern Weise zum Opfer fallen, davon bin ich überzeugt, daß Sie das Geheimniß, das ich Ihnen anvertraue, nie über Ihre Lippen kommen lassen werden, nicht wahr Herr Mergentheim? Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie, was wir hier sprechen und verhandeln, als ein ewiges unverbrüchliches Geheimniß bewahren.“

„Hier meine Rechte, Herr Graf!“ sprach der Banquier, in die dargebotene Hand Oltheims einschlagend, „aber auch ich fordere von Ihnen, daß — mag das Resultat unserer merkwürdigen Unterredung, welches immer sein — auch Sie mein Geheimniß ehren und dieses stets wie ein Heiligthum bewahren.“

„Mein Ehrenwort als Officier, Cavalier und Mann!... Wenn ich allein auf der Welt stände,“ fuhr der Graf fort, „so müßte ich mich bezwingen und den finstern Schatten, der in Ihren Augen auf mich fallen müßte, auf mir ruhen lassen, ich müßte es mir gefallen lassen, daß Sie bei näherem Bedenken glauben, daß ich mich aus Feigheit bei einem Duell vertreten lasse; statt meines Lebens, jenes eines Andern einsetzen will; ich könnte in dem Zwiespalte meiner Gefühle an das vergessen, was ich meinem Namen, meinen Vorfahren, meiner Vergangenheit schuldig bin und könnte aus Rücksicht für eine Pflicht gegen Lebende den schwereren Mafel auf mir haften lassen;... aber ich stehe nicht allein, ich muß eben die Ehre dieser Lebenden erhalten, ich bin mit den festen, unlöslichen Banden der Liebe, der Ehre, der Pflicht an theure Wesen gefesselt — diese müssen vor Jedermann einen unbesleckten Namen tragen... ja... ich fühle das unabwiesliche Bedürfnis, mich vor Ihnen ganz und vollkommen zu rechtfertigen. Sie, der die Verbindlichkeiten, welche Be-

rufsehre und Berufspflicht auferlegen, selbst so hoch halten, Sie werden mich verstehen und indem Sie Ihre eigene Ehre retten, die Ihnen weit höher als das Leben steht, auch jene...“ Oltheim war tief bewegt, er mußte abbrechen.

Es trat wieder eine jener, in diesem seltsamen Gespräche häufig wiederkehrenden Pausen ein. Mergentheim zählte zu jenen höher organisirten, feinfühligten Naturen, deren eigenes Unglück ihre Theilnahme an Andern nicht zu ertöbten, nicht abzustumpfen vermag. Obwohl mit seinen eigenen Angelegenheiten in aufregendster Weise beschäftigt, fand er doch ein lebhaftes Interesse an dem Grafen, der ihm unglücklich schien, und den er, ohne sich einen Grund dafür angeben zu können, seiner Theilnahme für werth hielt. Er fühlte sich fast angenehm berührt davon, daß der Verdacht, Graf Oltheim sei ein ehrloser Feigling, der scheinbar wohl berechtigt, in ihm aufgestiegen, widerlegt werden würde und er sah seinen weitem Mittheilungen mit lebhafter Spannung entgegen.

„Damit Sie mich ganz und vollkommen verstehen, damit Sie im Stande sind, sich ganz in meine Seelenstimmung zu versetzen, muß ich Ihnen einen gedrängten Abriss meiner Vergangenheit geben, Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen. Ich werde mich der möglichsten Kürze befleißigen.“

Ich stamme aus einem alten Adelsgeschlechte, das sich nicht nur dadurch bemerkbar gemacht hat, daß es zu allen Zeiten tüchtige Officiere, Diplomaten und Staatsbeamten geliefert hat, sondern vor einigen Jahrzehnten auch dadurch, daß zwischen den Linien Oltheim-Bilienburg und Oltheim-Trachtenburg ein langjähriger, höchst verwickelter Proceß um einen großen fideicommissarischen Besitz geführt wurde, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und damit endete, daß in letzter Instanz, der Linie Oltheim-Bilienburg, beziehungsweise deren Senior die

große Erbschaft zugesprochen wurde... Ich verlor frühzeitig meine Eltern, mein Vater fiel auf dem Felde der Ehre bei der Schlacht von Bellealliance, und meine liebe Mutter, eine zärtliche Gattin konnte den schweren Verlust nur kurze Zeit überleben. Ich blieb, ein dreijähriger Knabe, als einziges Kind meiner Eltern allein, verlassen zurück. Meine Eltern hatten mir kein Vermögen hinterlassen; ich erhielt einen entfernten Verwandten, einen pensionirten Officier zum Vormunde und wurde meiner völligen Mittellosigkeit und um der Verdienste meines Vaters willen, auf Staatskosten erzogen. Ich hatte an meinem Vormunde keine Stütze, er bekümmerte sich nicht um mich und ich muß es noch als Glück betrachten, daß ich in meiner Vereinsamung nicht schon in meiner ersten Jugend verwilberte, nicht gänzlich verlam. Das Entbehren jener Liebe, welche das zarte Kind wohl am allermeisten bedarf, machte mich eine Zeit lang scheu und mißtrauisch... Ich habe versprochen, mich kurz zu fassen und will, so weit es meiner geringen, durch die Aufregung des Momentes noch veringerten Erzählungsgabe möglich ist, auch mein Wort halten; ich will einen weiten Bogen meines Lebens rasch durchheilen. Nachdem ich das Gymnasium verlassen hatte, frug mich mein Vormund, was ich nun beginnen wolle? Von frühesten Jugend auf mich allein beschränkt, war ich mit gebieterischer Nothwendigkeit darauf angewiesen, mir selbst, so gut als möglich zu rathen. In meiner Familie hatte es stets Juristen, Staatsmänner und Officiere gegeben, ich wollte mich nicht der Möglichkeit berauben, später einen oder den andern dieser Berufswege zu ergreifen und bezog die Universität, um die Rechte zu studiren. Dort lernte ich einen jungen Mann, Robert Seland, kennen, der mir schon beim ersten Anblick außerordentlich sympatisch war, an den ich mich sofort angeschlossen und mit dem ich ein festes, inniges Freundschafts-

bündniß schloß. Seland war eine mit geistig verwandte Natur und befand sich überdies in einer mir ähnlichen Lage, was eine Annäherung und ein inniges Anschließen sehr begünstigte. Er stand fast allein, er besaß nur eine Schwester, die er zwar innig liebte, aber mit der er wenigstens während der Zeit unferes gleichzeitigen Aufenthaltes in der Residenz nur im brieflichen Verkehre stand. Seland war im Allgemeinen so wie ich, verschlossen und schweigsam, bloß mir gegenüber ward er mittheilsam und nur über seine Familien-Verhältnisse, namentlich über seine Schwester wollte er sich nicht aussprechen und da ich bald bemerkt hatte, daß ihn meine theilnehmenden Fragen über jene unangenehm berührten, vermied ich jedes Gespräch über dieselbe.

Wir lebten wie Brüder, ich hatte ein Staatsstipendium erhalten, Seland, weniger glücklich als ich, mußte sich durch Unterrichtsarbeiten erhalten. Wie ich schon gesagt habe, hatte sich zwischen uns ein inniges, schönes, edles Verhältniß entwickelt. Wir theilten nicht nur jeden Wissen, sondern auch die Mühseligkeiten des Lebens. War Seland einmal, etwa durch Unwohlsein verhindert, eine Section zu geben, trat ich für ihn ein; — ich war einmal heftig an einem Nervenfieber erkrankt und Seland pflegte mich wie eine zärtliche Mutter ihr liebstes Kind. Einmal war eine Preisaufgabe, die Behandlung einer juridischen Frage ausgeschrieben, wir hatten jeder einen Aufsatz ausgearbeitet und als wir uns unsere Arbeiten gegenseitig vorlasen, befürchtete jeder von uns, er könne bei der Concurrnz dem Freunde im Wege stehen, jeder wollte zurücktreten. Es wäre dies ein großes Opfer, möglicherweise ein Entgang an Ehre und auch an materiellem Gewinn, dessen wir beide dringend bedurften, gewesen, und erst nach einer längern Discussion, in welcher jeder, nur deshalb von der Preisbewerbung abzutreten erklärte,

weil er gewiß dem Andern unterliegen würde, während er das Entgegengesetzte glaubte, beschloßen wir, diese unsere Arbeiten in eine zu verschmelzen und gemeinschaftlich einzureichen. Nebenbei bemerkt, erhielten wir auch den Preis und auch da vindicirte jeder von uns dem Andern das Hauptverdienst."

Mergentheim wurde von der wohlthuenden Wärme, mit welcher Oltheim von seinem Freunde sprach, hingerissen, einen Augenblick vergaß er an sich selbst und an seine Lage.

"Das mußte, wenn möglich, Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Ihrem Collegen noch verstärken, es war dies ein schönes, ideales Verhältniß!" fühlte er sich unwillkürlich zu interpoliren gedrängt.

"Ich verweilte bei der Schilderung meiner Beziehungen zu Seland etwas länger als billig," nahm der Graf wieder das Wort, "aber es will mich bedünken, daß jene doch nothwendig ist. Während unserer Studienzeit hatten wir beide auch unserer Militärpflicht genügt, doch hatte Seland sein Freiwilligen-Jahr bei der Artillerie absolvirt, während ich bei der Infanterie diente.

Nachdem wir die Rechtsstudien beendet, besprachen wir unseren weiteren Lebensplan und Seland erklärte mir zu meiner Ueberraschung, daß ihm bei seiner Mittellosigkeit die Juristenlaufbahn als eine zu dornenvolle erscheine, daß er den Militärstand liebgewonnen und daß er sich demgemäß entschlossen habe, diesen zu seinem Berufe zu wählen. Die Gründe, die er für seinen Voratz anführte, waren vollkommen stichhältig und was er von sich sagte, konnte ebenso gut auf mich und meine Verhältnisse passen und so entschloß auch ich mich, Berufscolbat zu werden, um so mehr, als auch mein Vater diesem Stande sein Leben gewidmet und wie der ruhige, Alles erwägende Seland hervorhob, die Verdienste, die sich dieser

als Officier erworben, seinem Sohn zu Gute kommen würden.

Zu unserem beiderseitigen, tiefen Bedauern trennten sich nun unsere Lebenswege, Seland ging zu jenem Truppenkörper, dessen Dienst er gründlich erlernt hatte, zur Artillerie; ich blieb bei der Infanterie."

Der Graf hielt einen Moment erschöpft inne, es mochte dies wohl nicht die Folge des langen, anhaltenden Sprechens sein, seine breite Brust, die kräftigste, musculöse Gestalt konnte wohl noch eine weit größere physische Anstrengung ertragen, es mußte die geistige Aufregung auf den Körper zurückgewirkt haben und Mergentheim frug höflich:

"Darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Wein anbieten? Ich habe die Flasche bringen lassen, um den neugierigen, zudringlichen Wirth zu entfernen, das Glas ist unbenützt."

"Ich danke," entgegnete der Graf, das Glas vollschenkend und es leerend, "ich lese in Ihren Mienen die stille Frage, in welchem Zusammenhange dieser Theil meiner Erzählung mit der beispiellosen Proposition, die ich Ihnen stellte, steht; — aber, wenn Sie mit meiner schleppenden Erzählungsweise nur noch ein wenig Geduld haben, werden Sie diesen schon kennen lernen und es begreiflich finden, daß ich bei den Einzelheiten meines Lebens so lang verweilte."

"Was ich zu thun beabsichtige," meinte Mergentheim mit einem bitteren Lächeln, "wissen Sie und es könnte mich nur ein halbes oder ein ganzes Wunder davon abhalten; — als dieses würde mir auch der Umstand erscheinen, wenn mich irgend etwas veranlaßte, auf Ihren Vorschlag einzugehen... es bliebe mir daher in diesem Leben nichts zu thun übrig; die Zeit, die ich zu dem Anhören Ihrer mich lebhaft interessirenden Erzählung verwende, wüßte ich in der That nicht besser, überhaupt gar nicht anders zu

verwenden; ... fahren Sie fort, Herr Graf!"

„Als vierundzwanzigjähriger Premierlieutenant kam ich in eine Provinzialhauptstadt in Garnison und gleichzeitig mit mir, da unser Obrist zum General befördert wurde, ein neuer Regiments-Commandant. In einer kleinen Garnisonsstadt bildet das Haus des Obristen den Sammelpunkt für alle Officiere. Das Haus unseres Obristen Baron Bolldorf war ein recht geselliges, er stand noch in den besten Jahren, hatte in zweiter Ehe die kinderlos blieb, eine recht hübsche Frau geheiratet und besaß aus erster Ehe zwei Töchter, von denen die jüngere, Ida, ein dreizehnjähriges Mädchen, noch einer Erzieherin bedurfte, während die siebzehnjährige Bertha schon, gegen den Willen ihrer Stiefmutter Anspruch erhob, als junge Dame betrachtet und beachtet zu werden.

Die Officiere besuchten häufig und gerne das Haus des Regiments-Commandanten, die Hausfrau arrangirte Tanzunterhaltungen, Spiele, musikalische Abende, man las Dramen mit vertheilten Rollen und spielte Haus-theater, mit einem Worte, man trieb alle jene geselligen Mötter, wie sie damals eben in Mode und Gebrauch waren.

Aber es war nicht allein der Wunsch, sich dem Regimentschef gefällig zu erweisen, oder sich angenehm die Zeit zu vertreiben, der die jungen Officiere in das Haus des Obristen führte, dieses besaß einen noch weit stärkeren Magnet, es war das die Erzieherin der zweiten Tochter, Therese Below...“

Ulheim mußte wieder, tief bewegt einen Moment inne halten, dann fuhr er fort, „Therese Below war das Ideal eines Weibes. Ihrem wunderbar anmuthsvollen Gesichte nach schien sie achtzehn Jahre; aber ihrer herrlichen, plastischen Gestalt, ihrem reichen Wissen, ihrem entwickelten Geiste nach hätte man sie für älter halten

müssen. Ich hatte bisher ein freudeloses, mitunter sorgenschweres Leben zugelegt, ich war den Menschen gegenüber — meinem Freunde Seland ausgenommen — wenn auch nicht kalt, so doch fremd, abweisend gegenübergestanden und hatte mich dem weiblichen Geschlechte, auch nicht der untern Classe desselben, etwa in unedler Weise und Absicht, nie genähert. Das erste weibliche Wesen, dem ich zufällig näher gerückt wurde, war, wie ich schon erwähnt habe, ein Ideal, ein Ideal an Schönheit des Körpers, des Geistes und Gemüthes, und schon bei Theresens erstem Anblicke fühlte ich mich wunderbar ergriffen...

Ich will Sie nicht mit einer Schilderung vehement beginnender und noch stets wachsender Leidenschaft, mit der Schilderung einer edlen, reinen und dabei doch heißen Liebe belästigen... bald glaubte ich zu bemerken, daß auch ich Theresen nicht gleichgiltig sei. Meine Gedanken verstiegen sich zum Höchsten, ich machte mich bald mit der kühnen Idee vertraut, ihre Achtung, ihre Liebe zu erringen, um ihre Hand zu werden; mein farbloses, düsteres Leben ward mir plötzlich verschönt... Ich hatte mir ein hohes Ziel gestellt, das ich mit Ausdauer zu erreichen hoffte! Freilich, meine Stimmung war nicht immer gleich, sie war eine wechselvolle. War ich zuweilen von den kühnsten Hoffnungen beseelt, so gab es allerdings wieder Stunden, in denen mich Bedenken schwerster Art schmerzlich quälten. Vor Allem mußte ich doch nicht sicher, ob meine glühende Liebe von Theresen in der That erwidert wurde. Dann liebte ich dieses Weib auch edel, selbstlos; — welche Zukunft konnte ich ihr, der ich gerne das schönste Loos auf Erden bereitet hätte, bieten? Ich war vierundzwanzig Jahre alt, Lieutenant, vermögenslos, besaß keine Protection, es herrschte tiefster Friede, dem Officier fehlte jede Gelegenheit, sich auszuzeichnen!... Ich wollte mit dem

Aufgebote aller meiner Kräfte eine, Theresens würdige Stellung erringen und dann vor sie hintreten und meine heißen Wünsche aussprechen; aber der nahegelegende Gedanke, daß sie mir bis dorthin tausendmal entrißen werden könnte, quälte mich in so hohem Grade, daß ich mich endlich nach langen, ruhelos durchwachten Nächten entschloß, Theresen von meiner starken, innigen Neigung in Kenntniß zu setzen und sie zu fragen, ob sie einem ehrlichen Manne, der sie verehrt, ihre Hand reichen, und ob sie auf ihn so lange warten wolle, bis er sich eine Stellung errungen, um der Zukunft ohne Furcht entgegensehen zu können. Am correctesten erschien es mir mit Theresen selbst zu sprechen; aber ich kann es Ihnen, Herr Mergentheim, jetzt, nach vierzehn Jahren gesehen, ich besaß wohl den Muth, vor sie hinzutreten und ihr das Geständniß meiner Liebe abzugeben, aber nicht jenen, möglicherweise eine Zurückweisung aus ihrem Munde zu erfahren. Ich suchte einen Vermittler, der meine kühnen Wünsche vor Theresen aussprechen mochte. Nach kurzem Bedenken schien mir die Obristin die geeignetste Persönlichkeit. Diese war eine grundgute, wenn auch etwas gefallsüchtige Frau von drei, vier und dreißig Jahren, die sich gerne von den Officieren den Hof machen, Schönheiten sagen ließ und sich dabei den Anstrich gab, als wolle sie die jüngeren derselben bemuttern. Wie alle Frauen war sie eine enragirte Heirathsstifterin, und es war allgemein bekannt, daß sie sich hierin schon mit Glück und Erfolg versucht hatte. Unser Major war unter ihrer Regide in das süße Joch einer zweiten Ehe gegangen und auch unserem Regimentsarzt hatte sie eine passende Braut zugeführt, und die glücklichen Ehen, die diese beiden Paare führten, ermunterten sie zu fortgesetzter gleicher Thätigkeit.

Ich vermuthete, daß die Obristin meine Bitte, mir in dieser Angelegenheit zu rathen, für mich bei Theresen

das Wort zu führen, gütig aufnehmen werde, um so mehr, als es der noch immer schönen und etwas zur Eifersucht gravitirenden Frau, die einen ältern Gatten besaß, nur erwünscht sein konnte, ein Weib, das ihre Umgebung in jeder Beziehung überstrahlen mußte, aus ihrem Hause zu entfernen. Ich ließ mich eines Vormittags bei der Frau Obristin melden. Als ich damit begann, daß ich von ihrer Liebenswürdigkeit und Güte überzeugt, mir ihren bewährten Rath und ihre vielvermögende Unterstützung erbitte, und daß es sich um eine Dame, die ich liebe und verehere, handle, war sie vor Vergnügen erröthet und hatte, ohne das Weitere abzuwarten, mir versprochen, Alles anzubieten, was in ihren Kräften stehe, um zwei Menschen glücklich zu machen, als ich aber fortfahrend erklärte, daß es sich um Theresen Below handle, war sie plötzlich so ernst geworden, wie ich die heitere, lebenslustige Frau früher noch nie gesehen und sie sagte: „Theresen Below, unsere Erzieherin! ah! das ist etwas ganz Anderes, da kann ich gar nichts für Sie thun, die ist für mich in ein mysteriöses Dunkel gehüllt, die steht unter der unmittelbaren Protection meines lieben Mannes. Dieser hat vor mir sonst gar kein Geheimniß; blos bezüglich der Below, deren nähere Verhältnisse er zu kennen scheint, hat er mich ersucht, mir etwas verschweigen zu dürfen, was nicht sein, was ein fremdes Geheimniß sei.“ — Diese Mittheilung überraschte mich unangenehm und die Obristin las dies in meinen Zügen. „Ich kann in diesem Falle nichts für Sie thun, am allerwenigsten aber in einer solchen Angelegenheit mit der Below sprechen,“ war sie fortgefahren; „Sie sind ein muthiger Mann, der, wie Sie eben ausgesprochen, entschlossen ist, mit allen erlaubten Mitteln sein Lebensglück zu erkämpfen; unter andern Verhältnissen hätte ich Ihnen bei meiner Erfahrung und Kenntniß



des weiblichen Herzens gerathen, Ihre Sache selbst bei der Dame Ihrer Wahl zu führen; aber da es sich um Theresse Below handelt, wird es doch am zweckmäßigsten sein, wenn Sie vorerst mit meinem lieben Manne sprechen. Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr finden Sie ihn am ungestörtesten, ich werde ihn auf Ihre Ankunft vorbereiten.“

Mit dem vierten Glockenschlage stand ich vor meinem Regiments-Commandanten, dieser nahm mich gütig auf und obwohl er den Zweck meines Besuches kennen mochte, ließ er mich doch mein Anliegen vorbringen. Ich sprach mit Wärme und Begeisterung von Theresse Below, erklärte, daß ich ihrer nicht würdig sei, daß schon meine äußere Lebensstellung mich nicht berechtige, um einen so hohen Preis zu ringen, aber daß ich mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte bemüht sein wolle, sobald als möglich vorwärts zu kommen und daß es dann eine Hauptaufgabe meines Lebens sein solle, Theresse zu beglücken. Mein Regimentschef hatte mich wohlwollend und ruhig bis zu Ende angehört, ein leichtes, trauriges Lächeln überflog sein freundliches, treuherziges Gesicht, als er mir antwortete:

„Al! das Gute, was Sie über Theresse Below sagten, will ich gerne unterschreiben; aber — Theresse Below kann Sie nicht heiraten, ich weiß das ganz gewiß; aber ich habe nicht das Recht, Ihnen die Gründe zu sagen — und Sie haben nicht die Verpflichtung, sich mit meiner Abweisung, der ich doch weder der Vater noch der Vormund der Dame bin, zu begnügen. Ich achte Sie als einen Ehrenmann und einen braven, pflichttreuen Officier, es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß Sie mit der Dame selbst sprechen und sich Ihren Korb, der — das verbürge ich Ihnen mit meinem Ehrenworte — Sie gar nicht zu verletzen braucht, selbst holen. Theresse Below besitzt Verstand und

Geist genug, ihre Antwort in jedem Falle so einzurichten, daß sie genau das ausdrückt, was sie ausdrücken soll — und auch nicht verlegt!“ Einen Augenblick hatte der Obrist, die Hand an die Augen gedrückt, nachgedacht, dann sprach er: „Herr Graf, eine unangenehme Affaire soll so rasch als möglich erledigt werden und einen Korb zu erhalten, ist immerhin eine unangenehme Sache... Wenn Sie meinem Rathe folgen, gehen wir gleich in das Zimmer der Dame, ich werde ihr sagen, daß Sie mein Fürwort bei ihr angesprochen und daß ich Sie direct an sie gewiesen!“ Noch bevor ich dem Obristen ein Wort erwidern konnte, hatte er sich erhoben, mechanisch folgte ich ihm, wir durchschritten drei Zimmer, bevor wir in jenes der Erzieherin kamen. Der Obrist klopfte kräftig an, auf Theresens: „Herein“ übertraten wir die Schwelle. Sie schien von dem unerwarteten Besuche überrascht, eine feine Röthe überflog ihr Antlitz, sie erschien mir herrlicher als je.

„Herr Premierlieutenant Graf Oltheim-Trachtenburg, ein Ehrenmann und tüchtiger Officier, der meine volle Achtung genießt, hat — da Sie sich in meinem Hause, gewissermaßen unter meinem Schutze befinden — mich vertrauensvoll angegangen, für ihn um Ihre Hand zu werben,“ begann der Obrist. „Ich habe nicht die Ehre, Ihr Vormund oder Ihr Verwandter zu sein und obwohl ich annehme, daß Sie gezwungen sind, die ehrenvolle Bewerbung des Herrn Grafen abzulehnen, so hielt ich es doch für meine Pflicht, ihm zu raten, er möge selbst mit Ihnen darüber sprechen. Kein Ehrenmann darf von einer Dame, um die er wirbt, Gründe für eine Abweisung verlangen und Premierlieutenant Graf Oltheim ist ein Ehrenmann,“ der Obrist hatte diese Worte kräftig betont, „aber Sie könnten sich vielleicht geneigt fühlen, ihm einen Grund anzugeben, welcher dem Refus jeden

Stachel, jede Bitterkeit benimmt und dazu war ich nicht berechtigt; — ich lasse Sie mit dem Herrn Grafen allein.“

Ich glaubte zu träumen; das, was der Obrist Polldorf sprach und that, erschien mir eigenartig, ganz unbegreiflich. Es bedurfte einiger Zeit, bevor ich mich in meine eigenthümliche Situation zurecht fand. Therese schien im hohen Grade aufgeregt, ihr Busen hob und senkte sich im tiefen Athemholen, sie wollte sprechen und doch schwieg ihr halbgeöffneter Mund; endlich begann ich meine Werbung, ich sprach wie ein ehrlicher, redlicher Mann, ich gestand ihr meine heiße Liebe, gestand, daß ich bis jetzt kein Weib geliebt, mich keinem Weibe genähert, daß ich entweder ein solches, wie sie, als Gattin besitzen oder immer ehelos bleiben würde, ich war eben im besten Zuge, als Therese mit einer unwillkürlichen Bewegung ihre kleine Feenhand auf meinen Arm legend, mich unterbrach:

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Graf!“ sagte sie mit ihrer vollen melodischen Altstimme, „ich kann und darf Sie nicht anhören... Sie sind ein edler, würdiger Mann und wenn ich über die Zukunft eines Mädchens frei zu verfügen hätte, wenn ich eine Schwester, oder,“ ein wehmüthiges Lächeln umschwebte ihre Lippen, „wenn ich eine schon heiratsfähige Tochter hätte, würde ich Ihnen deren Zukunft mit vollster Beruhigung anvertrauen, aber ich... ich selbst muß Ihren ehrenvollen Antrag dankend ablehnen. Um Ihnen meine persönliche Hochachtung und Werthschätzung zu beweisen, will ich Ihnen einen Grund angeben, der vollkommen genügend und ausreichend ist... ich will Ihrer Discretion ein Geheimniß anvertrauen, das wenigstens hier, außer meinem edlen Gönner und väterlichen Freunde dem Obristen Baron Polldorf, kein Mensch kennt. Ich bin nicht das, was ich scheine; Sie haben mich in Ihrer Ansprache mehrmals Fräulein genannt, ich bin das

nicht... ich bin eine verheiratete Frau, ich habe einen geliebten Gatten und ein kleines, herrliches Mädchen... ich bin übrigens auch schon älter, als ich aussehe, ich habe schon das zwei- und zwanzigste Lebensjahr überschritten. Ich muß jetzt getrennt von meinem Manne leben und da eine Frau, die gezwungen ist, getrennt von ihrem Gatten zu leben, gewöhnlich gering geachtet und Uebles über sie gesprochen wird, habe ich mit Einwilligung des Herrn Obristen als Fräulein Below die Erziehertelle in seinem Hause angenommen... und — leben Sie wohl, Herr Graf!“

„Therese verließ das Zimmer; ich war zu Boden geschmettert... Therese Below war mir unerreichbar, sie war das Weib eines Andern; — jeder Gedanke an sie ein Verbrechen!... Ich habe Therese Below seit diesem Tage nie mehr gesehen!“

Oltheim hielt wieder erschöpft inne. Mergentheim war seiner Erzählung mit Spannung gefolgt; aber er hatte bisher in derselben auch nicht das Geringste gefunden, was ihm über die eigenthümliche Proposition des Grafen hätte Aufklärung verschaffen können. Der Gedanke, der sich ihm zuerst aufgedrängt, der Graf sei ein Irtsinniger, tauchte von Neuem in ihm auf; daß dieser seine Erzählung wohlgeordnet, zuweilen mit Wärme und Schwung vortrug, war bei genauer Erwägung kein Beweis gegen diese Annahme, er erinnerte sich von Wahnsinnigen gelesen zu haben, die nur von einer fixen Idee verfolgt wurden; sonst aber stundenlang über wissenschaftliche Thematata hochinteressante, gelehrte Vorträge abhalten konnten; sollte sich ihm, in dem entscheidendsten Momente seines Lebens, der ihm der letzte hätte werden sollen, ein mit Monomanie behafteter Mensch zugesellt haben? Freilich, er hatte ihm ein Schriftstück von S. M. Rothschild's Söhne vorgewiesen, worin ihm dieses Welt haus das Verfügungsrecht über einen großen Betrag einräumte und

man hätte ein solches Document kaum in der Hand eines Wahnsinnigen gelassen; aber es waren ja auch häufig Fälle vorgekommen, wo ein Mensch plötzlich, jählings vom Wahnsinn erfaßt worden war. Mergentheim wurde in seinem Urtheile über den Grafen schwankend, je mehr er sich anstrengte, sich ein klares Bild über den seelischen Zustand seines Gesellschafter's zu verschaffen, desto weniger gelang es ihm, er begann einen heftigen Kopfschmerz zu empfinden, er begann an seiner eigenen Urtheilsfähigkeit zu zweifeln, einen Augenblick befürchtete er sogar außer Stande zu sein, die Worte des Andern gehörig aufzufassen; einen Augenblick fürchtete er, durch die plötzliche über ihn hereingebrochenen Ereignisse selbst sinnverwirrt, selbst wahnsinnig geworden zu sein; mit einem Aufraffen aller seiner geistigen Kräfte wollte er es versuchen, möglichst Licht in die Situation zu bringen und er frug:

„Herr Graf — wann hat sich das, was Sie da eben zu erzählen die Güte hatten, zugetragen?“

„Vor vierzehn Jahren, im Jahre 1835.“

„Herr Graf,“ sprach Mergentheim, „Sie werden meiner Aufregung ein ungewogenes Wort zu Gute halten; ich höre nun Ihre Mittheilungen durch längere Zeit an und finde in diesen noch immer keine Erklärung Ihrer eigenthümlichen Handlungsweise, ich kann mir gar nicht denken, in welchem Zusammenhange diese, der Zeit nach so lange entfernt liegende Begebenheit... mit dem Duell, das morgen stattfinden soll und irgend einer Verpflichtung Ihrerseits, Ihr Leben zu erhalten, stehen soll!“

„Lassen Sie mich gefälligst mit meiner Erzählung zu Hande kommen, und ich bin vollkommen überzeugt, Sie werden mir zugestehen müssen, Sie würden in gleicher Lage mit mir — auch gleich handeln müssen... — Ich verbrachte eine schlaflose Nacht;

es erschien mir als eine reine Unmöglichkeit mit Therese Below noch länger in einer Stadt zu leben, ich nahm Urlaub und eilte in die Residenz, um dort meine Uebersetzung in ein anderes Regiment zu erlangen, etwa mit einem Kameraden zu tauschen; mein Vorhaben gelang, ich brauchte nicht mehr in meine frühere Garnison zurückzukehren.

Therese Below — ich versuchte es, sie zu vergessen, ich wollte mich nie nach ihr erkundigen; — aber ihr Bild ruhte unverlöschlich in meiner Seele und ich schwur mir den heiligsten Eid — nur dann eine Gattin zu wählen, wenn mir auf meinem Lebenswege eine zweite Therese Below begegneten sollte!

Ich war in ein anderes Regiment getreten und lebte so zurückgezogen als möglich, namentlich schloß ich mich von jeder Gesellschaft, in der sich Damen befanden, aus; der Anblick einer jungen, gebildeten Dame, rief mir stets in schmerzlichster Weise die Erinnerung an Therese Below, an ein geträumtes Lebensglück zurück, das ich einen Moment zu erhaschen gehofft hatte und das mir nun unwiederbringlich verloren schien!... Um meinen Geist zu beschäftigen, widmete ich mich mit einem wahren Feuereifer dem Dienste; die Zeit, welche mir dieser frei ließ, verwendete ich zum Studium der Militärwissenschaften, ich versuchte mich auch als Schriftsteller in diesem Fache und diese Beschäftigung und ein regelmäßiger Briefwechsel mit meinem Freunde Seland, der in einer Festung im äußersten Osten lag, bildeten die einzigen Erholungen in meinem einödnigen, freudelosen Leben. — Meine militär-wissenschaftlichen Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit meiner Vorgesetzten und jenen verdankte ich es wohl, daß ich bald zum Hauptmann befördert wurde. Kurz darauf erfuhren meine äußern Verhältnisse einen glänzenden Umschwung. Im Verlaufe weniger Wochen waren zuerst der Majo-

rathsherr der Linie Oltheim-Bilienburg und kurz darauf der Senior der Linie Oltheim-Trachtenburg, der jenem succedirt hatte, beide kinderlos gestorben. Der Erstere war in England bei einem Wettrennen gestürzt und hatte hierbei den Hals gebrochen; der Letztere, ein kräftiger, übermäßig corpulenter Mann, war bei einem Gastmahle, wo er dem starken Wein mehr als seiner Körperconstitution zuträglich, zugesprochen, plößlich einem Schlaganfälle erlegen — und der große fideicommissarische Familienbesitz überging an mich. — Ich hätte jetzt eine angenehme, glänzende Stellung einnehmen können; aber nachdem ich Therese Below verloren, erschien mir das Leben reizlos; ich hatte mich nach und nach an das Militärlieben gewöhnt, und entschloß mich nach kurzem Bedenken, in meinem Stande zu verbleiben, weiter zu dienen.

Plötzlich war ich nun ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden; Sie können es sich wohl denken, daß sich nun die Blicke aller Väter und Mütter, die mit ihren heiratsfähigen Töchtern Ansprüche an einen der reichsten Erben Deutschlands erheben zu dürfen glaubten, auf mich richteten, daß alle jungen Witwen, die sich berechtigt fühlten, nach einem so glänzenden sort zu streben, energisch nach mir angethan; aber ich blieb kalt wie Marmor, für mich hatte es nur eine Frau auf Erden gegeben — Therese Below; eine zweite ihr vollkommen gleiche zu finden, schien mir unmöglich!

So verging mir eine lange Reihe von Jahren, ohne Abwechslung, ohne Anreiz, ja sogar die Correspondenz mit Seland, die früher stets anregend und erfrischend auf mich gewirkt hatte, war nach und nach in's Stocken gerathen und die Briefe, die wir jetzt nur in langen Intervallen wechselten, beschränkten sich fast nur auf banale, conventionelle Phrasen, interesselose Mittheilungen über unsere Dienstverhältnisse, so daß mir jetzt auch dieser Briefwech-

sel wenig Vergnügen bereitere. Diese scheinbare, gegenseitige Erkältung — ich muß sie nur als eine scheinbare bezeichnen, da unsere freundschaftlichen Gefühle völlig unverändert in uns fortlebten — hatte ihren guten Grund. Wir beide waren unmittheilsame, verschlossene Naturen. Ich habe es schon erwähnt, Seland hatte mir nie etwas über seine Familie mitgetheilt und wenn ich ihn später zuweilen in meinen Briefen frug, ob er sich noch nicht zur Ehe entschlossen, ob er nicht ein Mädchen gefunden, von dem er erwarten dürfe, daß sie ihn beglücken würde, so ließ er entweder diese Frage unbeantwortet, oder er erwiderte einfach, er könnte schon aus dem Grunde nicht daran denken, sich zu verheirathen, weil seine äußern Verhältnisse dies nicht gestatten.

Als ich der reiche Majoratsherr geworden, machte ich den verunglückten Versuch, ihm in irgend einer Weise beizuspringen, seine Lage zu verbessern, ich frug ihn an, ob er geneigt wäre, den Dienst zu quittiren und die Oberleitung meiner Herrschaften zu übernehmen; allein, da er meine erste diesbezügliche Frage unbeantwortet, eine Wiederholung derselben aber kurz und trocken ablehnte, mußte ich annehmen, daß ich mit meinem gut gemeinten, wohlwollenden Offerte das Feingefühl meines Freundes, der Alles, was im Allerentferntesten einer Unterstützung gleich, schroff zurückwies, verlegt hatte und ich wagte später nie mehr auf Aehnliches zurückzukommen. — Ursprünglich mir selber unbemerkt, hatte sich meiner doch eine gewisse Bitterkeit bemächtigt. Seland hatte mir, seitdem wir uns getrennt und persönlich nicht mehr begegnet waren, gar keine intime Mittheilungen gemacht; ich selbst konnte es mir gar nicht vorstellen, daß ein Menschenleben mit einer solchen beispiellosen Regelmäßigkeit dahinfließen, daß dieses im Laufe der Zeiten nicht denn doch etwas darbieten sollte, das man einem

treuen Freunde mittheilt, wo man sich bei einem theilnehmenden Menschen Rathes erholen will und diese tiefe Schweigsamkeit erschien mir zuweilen doch als Beweis einer kalten Seele; — aber bei näherem Bedenken konnte ich den Freund auch in dieser Beziehung nicht verurtheilen. Ich selbst handelte ja in gleicher Weise. Ein Gefühl eigenthümlicher Scham hatte mich zurückgehalten, Seland, meine Liebe zu Theresie Below und die Zertrümmerung meiner Hoffnungen mitzutheilen; welchen Zweck hätte ich auch dadurch erreichen, was hätte er darauf erwidern sollen? Und trotzdem schien es mir incorrect, dem Freunde diese mächtige Veränderung in meinem Seelenleben verschwiegen zu haben; es schien mir meiner unwürdig, einen inhaltslosen Brief an ihn zu schreiben, während ich denn doch im Grunde meines Herzens das dringende Bedürfnis fühlte, mein Leid auszusprechen, es einem theilnehmenden Freunde mitzutheilen — und so konnte ich auch den Freund damit entschuldigen, daß auch er sich möglicherweise in gleicher oder ähnlicher Lage befände, daß vielleicht auch er von Verhältnissen bedrückt würde, die zu ändern außer Menschenmacht läge und die auch seinem besten Freunde mitzutheilen, ihm eben so schmerzlich, als nutzlos erscheinen mochte.

Im Laufe der Zeiten war ich in dem militärischen Range vorgerückt und war endlich Obrist geworden. Seland, der dies aus den Avancementslisten erfuhr, schrieb mir wie gewöhnlich, wenn ich in eine höhere Charge einrückte, einen herzlichen Glückwunsch; aber zu meinem tiefsten Bedauern theilte er mir auch mit, daß er schon seit längerer Zeit brustleidend und dadurch dienstunfähig geworden; daß er zwar noch immer zu genesen hoffe, daß er aber für den Fall, daß er sterben sollte, sich mit einer dringenden Bitte an mich wenden würde und deren Erfüllung mit vollster Gewißheit von mir erwarte,

eine Ueberzeugung, die es ihm möglich mache, ruhig zu sterben. Am liebsten wäre es ihm freilich, wenn er mir seinen Wunsch persönlich mittheilen, wenn ich ihn besuchen könnte; wäre mir dieses aber unmöglich, so würde mir seine Bitte, die er auch schriftlich niedergelegt hatte, nach seinem Tode überreicht werden. Der Brief erschütterte mich tief — so mußte doch ein vielleicht trauriges Geheimniß das Leben des stillen, verschlossenen Freundes bedrückt haben und so war ich vielleicht denn doch der Einzige, dem er es wenigstens nach seinem Tode anvertraute, von dem er hoffte, daß er seinen letzten Wunsch treu erfüllen würde!

Ich wollte sofort zu Seland reisen, aber wie oft im Leben die Absichten des Menschen von den Ereignissen durchkreuzt werden, wurde es zu meinem schmerzlichen Bedauern auch mir unmöglich gemacht, mein Vorhaben auszuführen. Gleichzeitig mit dem Briefe meines Freundes traf aus der Residenz die Anzeige ein, daß in den nächsten Tagen der Feldmarschall zur Inspicirung der Festungen und Truppen in unserer Provinz anlangen werde und daß ich diesen in meinem Standorte zu erwarten und auch bei seinen Bereisungen, die einige Wochen in Anspruch nehmen würden, zu begleiten hätte. Es gab kein Mittel, mich dieser Pflichterfüllung zu entziehen und so verging fast ein voller Monat, bevor ich Urlaub erlangen und an das Krankenlager meines Freundes eilen konnte.

Ich fand Seland in einer traurigen Lage, ich fand ihn in einer ärmlichen Wohnung im dritten Stockwerke eines alten, verfallenen Hauses. Er war entsetzlich bleich und fast zu einem Skelete abgemagert. Ich hatte ihm wohl gleich nach Empfang seines Briefes geschrieben, daß ich vorläufig durch unabweisliche Dienstpflichten verhindert sei, ihn zu besuchen; daß ich aber, sobald die Inspectionsreise beendet sein würde, ganz bestimmt sofort zu ihm eilen würde; allein Seland war

trog seines edlen Grundcharakters doch durch Krankheit und Kummer verbittert und mißtrauisch geworden und glaubte, daß ich nur einen Vorwand gesucht, mich dieser Freundschaft zu entziehen, daß er auch das Ende meiner Inspectionsreise gar nicht erleben, mich nie mehr wiedersehen und ich auch den brennenden Wunsch, der mit quälender Bedrückung seine Seele belastete, nicht erfüllen würde — und als er mich nun plötzlich unerwartet eintreten sah, wurde er in angenehmster Weise überrascht, eine leichte Röthe überstog seine marmorbleichen Züge und ein glückliches Lächeln trat auf seine Lippen.

„Ah! welche Freude, welch' unerwartet hohes Glück!“ rief er mit einer heisern Stimme, die mir das Herz zerriß, „das lohn' Dir Gott!... Du bist noch zur rechten Zeit gekommen, ein, zwei Tage später und Du hättest mir nur noch bei meinem Leichenbegängnisse die letzte Ehre erweisen können... ich hatte schon daran gezweifelt, Dich je in diesem Leben wieder zu sehen und jetzt stehst Du da vor mir — ich blic' in Dein treues Freundschaftsauge, meine arme, schwache Hand zittert in Deiner kräftigen Rechten, o Gott! wie mich das glücklich macht, mehr als ich es in diesem Augenblicke auszusprechen vermag!...“

Seland mußte abbrechen, der Arzt hatte ihm anhaltendes Sprechen untersagt und die Lebhaftigkeit, mit welcher die Worte seinen Lippen entströmten, vielleicht auch die ungeheure, wenn auch freudige Aufregung, die ihn bei meinem Anblicke erfaßte, hatte ungünstig auf ihn eingewirkt, er begann heftig zu husten und eine leichte Blutspur zeigte sich an seinen Lippen. Seland sah, daß mich dieses Symptom erschreckte und nachdem er wieder sprechen konnte, sagte er, mit einem matten Lächeln, leise: „Laß Dich davon nicht erschrecken, bester Freund,

Du solltest ja darauf vorbereitet sein, ich hatte Dir's ja schon vor längerer Zeit angedeutet, daß es mit mir zu Ende geht... und... so lange ich fürchten mußte, daß mir mein einziger Freund auf Erden untreu geworden... daß ich meinen einzigen Schatz allein, schutzlos zurücklassen sollte... da... da kam mir das Sterben unendlich schwer vor, da schrie ich in langen, bangen, schlaflosen Nächten zu Gott auf, mich genesen, mich leben zu lassen... aber jetzt, da Du, Dithheim, da bist, ist ja Alles gut und schön und recht und ich bin dankerfüllt gegen Gott;... jetzt werde ich ruhig sterben können;... also, Freund, die Zeit ist kostbar, meine Stunden sind gezählt und ich bin jeden Moment darauf gefaßt, daß sich meine Seele vom morschen Leibe losringt! Setz' Dich zu meinem Bette und hör' mich an... daß Du gekommen, beweist mir, daß Du auch meinen letzten Willen erfüllen, mein Vermächtniß treu und heilig bewahren wirst!...“

Dithheim mußte vor Bewegung innehalten, es war eine eigenthümliche, wahrhaft wunderseltene Situation, in der sich die beiden Männer befanden. Beide standen an jenem Lebenswendepunkte, den man wohl unbedingt als den wichtigsten und bedeutendsten bezeichnen kann, beide hatten Grund, sich in ihren Gedanken mit der nächsten Zukunft zu befassen und doch gab sich der Graf offenbar der Erinnerung an jenen unvergeßlichen Moment mit einer solchen Intensität hin, daß alles andere vor dieser zurücktrat, und doch war Mergentheim von der einfachen, ergreifenden Erzählung Dithheim's so hingerrissen, daß er einen Augenblick an die finstern Vorätze, die er soeben auszuführen beabsichtigte, vergessen zu haben schien. — Erst nach einer längeren Pause konnte der Graf wieder fortfahren.

(Fortsetzung folgt.)

## Der mißgeborene Peter.

Ein Lebensbild von F. A. Rosegger.

Es ist nicht nöthig, daß wir der Ankunft des kleinen Peter beiwohnen. Es genügt vollauf zu wissen, daß die eine Frau bei seinem ersten Erscheinen ausrief: „Jesus Maria, das ist ja eine wahre Mißgeburt!“

„Wer denn, du heilige Mutter Gottes?“ kreischte die andere Frau auf.

„Na, von diesem Bettelkind da drüben rede ich, was gestern im Weghäufel zur Welt ist gefahren. Ah, Dein's da ist ganz passabel, wird noch ein recht sauberer Junge werden, bis er sich auswachst!“

Aber, als der Peter schon großgewachsen war, hatte er sich immer noch nicht „ausgewachsen“. Seine Form war mißrathen, die Hände waren zu lang, die Füße zu kurz, der Kopf war zu groß, die Nase zu klein, die Mundwinkel waren zu weit auseinander, die Augen zu nahe beisammen. Die Zähne waren wohl weiß wie Porcellan und die Augen waren schön. Ja — geradezu schön. Sie standen stets weit offen und blickten gütig und ein wenig schwärmerisch in die Welt. Diese Augen zogen sich nur zusammen, drohten sich zu schließen, wenn sie etwas Unschönes sahen. Wer wird mir's glauben wollen, daß der mißgestaltete Peter nichts Häßliches leiden konnte! Den schönsten Burschen im weitem Thalkessel — der Sohn des Scharndorfer Nachtwächters war's — wählte er sich zu seinem Kameraden, mit dem er an den Sonntagen umstrich. Auch der hieß Peter und die Leute nannten ihn allerwärts den schönen Peter. Während sich alle Andern — die Wohlgestalten wie die Krüppel — über den armen, mißge-

bornen Peter lustig machten, wußte der Dorfadonis nicht, was es da zu spötteln gäbe, wenn Einer von Gott etwas ungleich erschaffen worden sei. Der schöne Peter war sonst ein hölzerner Geselle, mit dem seine Genossen nicht viel anzufangen wußten; er bestach weder durch Wiß noch durch Herzensvorzüge, es war Einer, wovon auf Jahrmärkten das Dugend einen Bazen kostet. Der mißgeborne Peter aber trachtete ihm zu, weil er sich an der schönen Gestalt nicht sattsehen konnte, und dem Schönen gefiel die Gutmüthigkeit und Offenheit desselben; so wurden sie Freunde.

Was die losen Mäuler dazu sagten? Ich beantworte solche Frage nur dies einmal; sie sagten, der schöne Peter habe sich darum an den häßlichen gemacht, damit seine Wohlgestalt um so auffallender hervortrete; der arme Tropf habe sonst nichts, als sein bißchen Schönheit, darum lehre er diese allerwärts hervor. In Wahrheit aber wußte derselbe gar nichts von seiner Herrlichkeit, darum fuhr er den Freund, wenn dieser im Anschauen versunken war, so oft an: „Was stierst denn wieder so dumm auf mich her!“

„Wenn ich Du wäre, ich wüßte was ich thäte,“ sagte ihm einmal der mißgeborne Peter.

„Sei halt so gut und gib mir den Rath,“ antwortete der wohlgeborne Peter.

„Ich, wenn ich Du wäre, ginge in die Fremde, ein schönes Mädchen suchen.“

„Meinst denn, daß ich im Scharndorferischen Keines kriege?“ begehrete der Adonis auf.

„Kriegen,“ meinte der Andere, „freilich keins kriegen, weil es in unseren drei Kirchspielen gar keins gibt.“

„So,“ sagte der Wohlgeborne wegwerfend, „viel hast Du Dich unter den Weibsleuten noch nicht umgesehen.“

„Gefallen sie Dir? Ist gut für Dich. An die Müllerische denkst jetzt oder an die Randauer Tochter, ich weiß es. Auch die Zweie beim Köselwirth stehen Dir nicht übel; im oberen Viertel könnte ich Dir auch noch etliche nennen. Unser Thalkessel ist ja verschrien, als einer, wo die sauberen Dirndl wachsen. — Ich aber — mein lieber Peter — sage Dir: Schön ist keine Einzige. — Was man so sauber nennt, oder lieb, nett, herzlich, fein — deren gibt's genug, für jeden Finger kriegt Eine. Es wachsen Schlanke und Runde, Rothe und Schwarze, in's rechte Alter kommt auch Jede einmal oder ist schon gewesen; wir haben sie nach der Wahl, aber wir haben keine Schöne.“

Der Wohlgeborne schaute ganz verblüfft auf den Mißgestalteten; dieser that sein helles Auge noch weiter auf und fuhr fort: „Ist Eine dabei, die ein Gesicht hat — ich rede nur vom Gesicht — wie die Mutter Gottes auf dem linken Seitenaltar?“

„Jetzt hebt er mir schon wieder mit dem Heiligenbild an,“ warf der schöne Peter ein, „so verlief Dich doch nur in Deine Mutter Gottes — Betbruder!“

Der andere Peter schmunzelte; er schmunzelte immer nur, denn er wußte, daß beim Lachen sein Gesicht überaus unschön war. „Ich fürchte, mein lieber Peter,“ versetzte er dann, „ich bete in der Kirche weniger, als wie Du. Ich kann gar nichts Anderes thun, als allweil die schöne Mutter Gottes anschauen und je länger ich sie anschau, desto schöner wird sie. Ja, ich will Dir schier Recht geben, ich bin verliebt in dieses Bild, ich mach' mir auch nichts d'raus, denn ich habe keine bösen Gedanken.“

„Schön von Dir, daß Du sie wenigstens nicht verführen willst.“

„Ja freilich, wie Du's meinst, dabei überfieht man die Schönheit, wo sie ist und glaubt sie zu finden und leuchten zu sehen, wo ganz was Anderes brennt. Freund, ich habe oft eine merkwürdige Sehnsucht nach einem schönen Weibe, aber das müßte so schön sein, wie das Bild auf dem Altare.“

„Armer Peter, eine solche kriegst Du nicht.“

„Weil es vielleicht gar keine gibt.“

„Es kann ja Eine sein, aber, mein gutes Ungeheuer, die nimmt einen Andern.“

„Sie soll Dich nehmen; ich gehe darum nicht in's Wasser. Nur, daß ich mein Leben lang nicht heirate, wenn ich keine Schöne gewinnen kann.“

Es wäre daher kein Wunder, wenn der brave Peter als Junggefelle stürbe.

Mit den Mädchen des Thalkessels und es sind Etliche dabei, die sich nicht zu schämen brauchen — hatte er also keine Gemeinschaft. Er hat sie geehrt, wie man jede brave Maid ehren muß; er ist gar fein mit ihnen umgegangen, auch mit solchen, die ihn auskicherten, aber er hat sie verschmäht. Keine war dem mißgestalteten Peter schön genug.

\* \* \*

Als Peter vorerst aus der dreiclassigen Volksschule von Scharndorf trat, hatte er Maler werden wollen. Aber die erste Skizze — ein lodiger Knabenkopf war's — mißrieth dergestalt, daß er das Blatt zu einem Knäuel zusammenballte und denselben in die Erde vergrub. In der darauffolgenden Nacht konnte er keinen Schlaf finden, der Papiernäuel drückte ihn fort und fort, bis er aufstand, ihn nächtlicher Weile wieder aus der Erde grub und über einem Kerzenlichte verbrannte. Die Asche streute er abseits, wo kein Weg und Steg führte, sondern wildes Gestrüppe war, in den Wind. Dann legte er sich wieder zu Bette und schlief ruhig ein.



Willig verzichtete er auf das Glück, ein Künstler zu werden. Hingegen entschloß er sich zu einem Gewerbe, welches der Kunst verwandt ist, in welchem er in der Lage sein konnte, manches Uebel schlechten Geschmacks zu verhindern, manches Wohlthuende zu fördern — er wurde Zimmermaler. Er malte nach bescheidenen Mustern und mit matten Farben, am Liebsten hätte er überall das warme Grau angebracht — aber die Leute wollten, wo sie schon malen ließen, Grelles sehen, Berlinerblau, Kaisergrün, Zinnoberroth u. s. w. Darauf ging der Peter nicht ein.

„Ihr habt zu malen, wie ich's wünsche und nicht wie es Euch gefällt, das Zimmer gehört mir,“ so wies ihn einmal ein Arbeitgeber zu recht.

„Das Zimmer gehört freilich Euch“, versetzte gutmüthig der Peter, „aber diese Augen gehören mir. Und Jeder, wie sie da draußen auf der Gasse vorübergehen und zum offenen Fenster hereinschauen, hat ein paar Augen, die ihm Gott in den Kopf gesteckt hat, auf daß er damit Schönes sehen soll. Wenn Ihr die Fenster stets verschlossen haltet und Niemand in dieses Zimmer führt, in Gottesnamen, so male ich es nach Eurem Wunsche.“

„Peter, Ihr seid verrückt,“ sagte hierauf der Arbeitgeber, „geht Eures Weges.“

Um dieselbe Zeit hat er sich in ein Eisenwerk verdingt, wo er die täglichen Arbeitslasten mit Geduld und Fleiß verrichtete. Dabei that ihm das Herz nicht weh; was da war und erzeugt wurde, hatte nicht den Zweck, schön zu sein. Er arbeitete in Rauch und Ruß und sein innerer Garten, wo die Ideale der Schönheit standen, blieb licht und maienhaft. Die Sonntage waren sein eigen. So lebte er fort und so hatte für ihn das Jahr zwei- undfünzig Tage. Da er an die sechs- undzwanzig Jahre im Eisenwerke war, so lebte er in dieser Zeit drei Jahre

und sechsunddreißig Wochen für sein eigen — er berechnete es und hatte seine Freude darüber. Mittlerweile war der Peter in den Geruch eines Ketzers gekommen. Und das ist für Einen, der unter Bauern leben muß, ein Unglück. Sie nannten den Mann eine Mißgeburt an Leib und Seel'.

Der Peter wollte nämlich in keine Kirche hinein und wo am Wege ein Crucifix oder ein Heiligenbild stand, da wich er diesem aus und that ganz, wie der Teufel, der sich vor geweihten Dingen fürchtet. Es zog ihn Anfangs dazu hin, er pilgerte mit seinen kurzen Beinen zu vielen Kirchen und Capellen, wie sie in der Gegend standen, aber kaum er in eine eingetreten war, schrat er meistens zurück und floh so lange, bis ihm die Thurmspitze wieder aus dem Auge war.

Er floh die Mißgestalten.

Er floh die geschmacklosen Silber und Statuen mit ihren oft gräulichen Verrentungen, Verklerungen und mit allem ungläublichen Frevel gegen das Schöne und Heilige. — Wenn eine Mißgeburt zur Welt kommt, wer kann dafür? Sie ist da und hat ein inneres Leben, hat die Fähigkeit sich zu freuen an der schönen Welt und auch Anderen Freude zu geben, sie hat das Recht zum Dasein. Wer hingegen verantwortet eine Mißgestalt, die gemacht wird, willkürlich, wie zum Hohne und zur Beleidigung gemacht, die leblos und lieblos ist und keinen andern Zweck hat, als ihr äußeres Bild!

Der gute Peter mit den langen Armen wäre ein Silberfürmer geworden, wenn er nicht den tiefen Abscheu vor jeglicher Gewaltthätigkeit gehabt hätte. Aber er war ein Silberfürmer in Worten; er hatte nichts gegen die bildliche Darstellung Gottes, die bei Moses verboten war, aber er eiferte gegen die unschönen Gestalten; er konnte kein Crucifix sehen und gerieth in Jorn vor den üblichen Darstellungen, wie sie an allen Wegen und Stegen zu finden waren.

Der Kezer! Sie verachteten ihn, denn wenn er die Bilder verlästerte, so meinten sie, es ginge Gott an; sie wollten ihn einmal lynchen, da rief er: „Kreuzigt mich und Ihr habt dieselbe Mißgeburt auf dem Holze, wie bisher. Faßt Ihr's denn nicht, daß Gott in seiner Herrlichkeit unvergleichlich ist mit uns Alltagskröten? Es kann nicht verlangt werden, daß der Mensch seinen Gott anders denkt, als den Vollkommensten aus seinem eigenen Geschlechte. Aber selbst dieser, am Kreuze ausgespannt, könnte uns niemals den Genuß der Schönheit schaffen. Ein verrenkter, verwundeter, sterbender Körper kann unmöglich Gegenstand der Kunst sein.“

Sie verstanden ihn gar nicht. Was er da nur von Kunst spricht, wo es um Gott und Religion geht! Das Richtige wird sein, wenn man sagt, dieser Mensch ist ein Narr.

Der Kirchenvorstand zu Scharnsdorf war ein vernünftiger und belehener Mann, der bemerkte einmal: „Ich kann mir's denken, was der Peter meint, aber ich kann ihm beweisen, daß er Unrecht hat und daß auch ein Crucifixbild Kunstwerk sein kann.“

„Sieber Vorstand, das soll mich vom Herzen freuen,“ entgegnete der Peter, „aber wie wollt Ihr das angehen, es ist weit und breit kein Kreuzbild, das sich auch nur sehen lassen könnte. Ihr dürft mir's auch nicht für Uebel halten, daß ich nicht mehr in die Kirche komme; seit Ihr vor das Muttergottesbild am linken Seitenaltare das alte, unförmige Crucifix habt stellen lassen, weiß ich nicht mehr, wohin mit meinem Auge.“

„So mach' es der Peter zu.“

„Hab's schon versucht, aber da sind mir die Püffe und Ellbogenstöße von links und rechts gekommen und hat's geheißt: In der Kirche wird nicht geschlafen! — Derohalb gehe ich gar nicht mehr hinein.“

\* \* \*

Da geschah eines Tages was Neues. Es war ein Sonntagsnachmittag und der Peter ging allein in den Weiten um. Er wollte heute umso weniger im Dorfe sein, da in demselben Comödianten hausten und Asterskünste trieben. Seinen Freund, den wohlgestalteten Peter, hatte er lange schon nicht mehr, den hatte seine Schönheit umgebracht, weil er sie allzustark in Genuß umgesezt hatte. Die Weiber rausten sich, zuerst war seine Schönheit caput, ein Jahr später er selber. Der mißgeborne Peter wußte nichts von solcher Gefahr, er ging mutterseelenallein in den Weiten um und war stets der alte Schwärmer. Also auch heute. Wo ein schöner, kräftiger Baum aufgewachsen war, da blieb er stehen und sah ihn an. Er bedauerte nicht, daß er solch' stolzem Wesen gegenüber mit seiner armseligen Gestalt so nichtig da stand, sondern er freute sich darüber, daß er zwei Augen hatte, die den Baum und alle Schönheit des Waldes sehen und ein Gemüth tief drinnen, welches sich daran erquicken konnte.

Als der Peter am Abende in's Dorf zurückkehrte, begegnete ihm auf dem Wege zu dem Hause, wo sein Stübchen war, der Kirchenvorsteher und rebete ihn an, ob er sich des Wortwechsels von wegen des Christusbildes noch erinnere?

„Ich erinnere mich an Alles, was zu mir gesagt worden ist und was ich selber gesagt habe. Wollt ihr noch Etwelches über die Sache reden? Ich sage euch nur Eins: es führt zu nichts.“

„Wer weiß, Peter!“ sagte der Vorsteher. „Wenn Du mitgehen willst, ich kann Dir heute ein Crucifix zeigen.“

„Weil ihr's sagt, Vorsteher, so machts mich neugierig. Möchte euch auch gerne beweisen, daß ich keine Abneigung habe gegen das Bild unseres Erlösers,“ als er das sagte, wurden ihm die Augen feucht — „nur vor schlechten Darstellungen fürchte ich mich so sehr; Sie thun mir weh durch und durch, ich bin ganz macht-

los dagegen und kann mir nicht helfen.“

„Nun, wollen einmal sehen, was Du zum Bilde sagen wirst, das Du heute sehen sollst.“

Der Peter ging mit dem Mann. Dieser führte ihn in sein Wirtschaftsgelände und ließ ihn unter den Kühen stehen, welche von der Magd eben gemolken wurden. Die Magd trug ihm einen Trunk frischer Milch an und sagte, kuhwarme Milch mache schön.

Er entgegnete, das Schönwerden zahle sich bei ihm nicht mehr aus und fürchte er auch, daß die Milch doch zu wenig kuhwarm sein dürfte, um bei ihm zu wirken, indeß trinke er der Anbieterin zu lieb.

Und er trank und dachte im Trinken an ein Weib und wie schön, wie unerhört schön es sein müsse, daß es für ihn recht wäre. Denn, wenn der häßlichste Mann nicht das schönste Weib nimmt, so ist für die Zukunft Alles verdorben.

Nun kam der Vorsteher, nahm den Peter bei der Hand, führte ihn durch dunkle Räume bis zur Tenne, wo sonst das Korn gedroschen wird, wo es aber zu dieser Sommerszeit ganz leer und dämmernd war. Und hier stand es.

Der Peter stieß vor Schreck einen Seufzer aus, dann blieb er stehen und in seiner Brust begann es zu pochen und zu zittern.

Das Kreuz war so hoch, daß es mit seiner Inschrift I N R I bis zum Dach hinanragte, und daran hing mit schlank gestreckten Armen und Füßen in Lebensgröße der Gekreuzigte. Die Gestalt, deren Lenden durch ein Leintuch umhüllt waren, zeigte die herrlichsten Formen und durch die Gestrecktheit — die Arme waren durch die Schwere des Körpers etwas nach abwärts gebogen, — trat die Schönheit jedes einzelnen Körperteiles nur noch mehr hervor. Wie zart und weiß, o wie wahr in ihrem Gliederbaue, in ihrer Haltung war diese Gestalt!

Ueberall Ebenmaß und Harmonie, schlicht und ausdrucksvoll, ohne Absicht zu wirken, und doch zutiefst ergreifend. Es war nicht der sterbende Heiland, es war der Verschiedene, seine edlen Züge waren friedensvoll, die Reste eines unsäglichen Schmerzes waren im Verbämmern. Das Haupt neigte sich, die reichen Haare von einem Dornenranze nach rückwärts gebunden, gossen sich auf die Schultern nieder; Wundmale zeigten sich nur an der rechten Brust und an den Schäften der Hände und Füße.

Tiefe Stille umgab das gewaltige Bild. Der Peter hatte sich in einen Winkel gekauert, verdeckte das Gesicht mit den Händen und weinte.

„Was ist denn das! was ist denn das!“ wimmerte er, „ich kann die Schönheit nicht ertragen. Ein solcher Menschenleib! und stirbt, auf daß die Seelen leben. Die Schönheit ist nicht das Höchste, sie opfert sich dem Guten. — — Ja, ja, Kirchenvorsteher, ich hab's schon gesehen.“

Dieser sagte hierauf zu Peter: „Es freut mich. Ich habe fast geglaubt, es wäre Einbildung von Dir und Du würdest sagen, auch an diesem Crucifixe wären die Glieder unnatürlich, oder die Verhältnisse unwahr, da hätte ich Dich gefangen. Denn dieses Bild, wie es vor uns ragt —“

„Wer hat es geschaffen?“ rief der Peter.

„Es ist keines Menschen Werk. Siehe — nun hebt er das Haupt, schlägt die Augen auf. — Peter! Ist Dir schlecht? — Um Gotteswillen, Peter! Du bist ja todtblau, halte Dich an mich! Peter! siehst Du denn nicht, daß es ein wirklicher, lebendiger Mensch ist!“

Jetzt kamen schon die Männer, welche den Gekreuzigten loslösten. Als Peter aus seiner Ohnmacht die Augen aufschlug und wirren Blickes hinstarrte auf das Kreuz — war dieses leer.

Der Vorsteher bekannte nun, daß die im Orte anwesende Schauspieltruppe heute das Passionspiel aufgeführt hätten, und ihm — dem Vorsteher — dabei der Gedanke gekommen wäre, durch den herrlich gebauten Darsteller des Christus, dem crucifixfeindlichen Peter einmal ein echtes, vollendetes Kreuzbild zeigen zu lassen.

Es war ein Spiel, das tiefer ins Wesen des armen, alten Jungen traf, als sie ahnen mochten. Dieser Abend, sagte er, wäre seine Stunde der Erleuchtung gewesen. Er hätte der Schönheit hinter die Foppe gesehen — inwendig sei sie noch größer, als auswendig. — Man weiß nicht recht, was er damit sagen wollte. Er änderte sich. Er ging nicht mehr den schönen Menschen nach, sondern solchen, in welchen er einen Kern vermutete. Doch suchte er keinen Freund und gewann kein Weib.

\* \* \*

Peter war nun fünfzig Jahre alt.

Um diese Zeit betrachtete er einmal seine Ersparnisse. Sechszwanzig Jahre hatte er gearbeitet, um in späteren Jahren ein freier Mann sein und sich sorg- und plagenlos der Schönheit und dem Frieden der ländlichen Natur hingeben zu können. Nun sah er zu seiner Ueberaschung, daß sein Erspartes durch jährliche Guthat und Verzinsung so groß gewachsen war, um ihn bei seiner Bedürfnislosigkeit zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre vollständig zu sichern. Das war eine angenehme Entdeckung. Er konnte sofort Feierabend machen; aber er war noch kräftig, gesund, durfte er sich mit gutem Gewissen zur Ruhe setzen?

Zur Ruhe setzen wird er sich ja nicht. Er wird jetzt anfangen zu wandern, wird das Land durchreisen, wird Städte aufsuchen und Kunstwerke sehen. Jetzt wird er leben; der liebe, ewige Herr im Himmel wirds einem

fünfzigjährigen Manne nicht verübeln, wenn er einmal etwas Leben will. Das Vermögen ist da und lang reichlich für die noch übrige Lebenszeit; ja, dasselbe ist so beträchtlich, daß es ein bescheidenes Alter gar nicht aufzehren kann. Da kommt ihm der Gedanke: Peter, reicher Peter! reicher, misrathener Peter! Stelle was an. Mache die Faust auf, gründe was! Nicht des Himmelslohnes wegen — sondern, daß was von dir übrig bleibt auf dieser Welt, daß die Menschen was Rechtes und Schönes haben von dem armen, mißgebornen Peter. Sie haben meinen vertrakt häßlichen Leib in ihren Augen gebulbig ertragen, sie sollen dafür belohnt werden. Da oben auf dem Birkenhügel, wo man so schön in das Thal sieht und auf das Wasser, und auf die Mühle, die vor dem Walbe liegt, lasse ich ein Kreuz aufrichten. Der meißterhafteste Bildhauer im Lande muß mir dazu den lebensgroßen Christus schnitzen, genau so, wie der schöne lebendige Mensch war, den ich am Kreuze hängen sah. Und am Kreuzesfuß die Mutter Gottes, so wie sie in unserer Kirche ist. Das will ich noch sehen und dann will ich sterben.

Und heute? Ob Scharndorf im Birkenhachen, wo die schöne Aussicht ist und die Ruhe des Waldes, steht eine hölzerne Kapelle, und darin das lebensgroße Crucifix und die Mutter des Heilandes. Es war ursprünglich kein Weg hinan zu dieser Höhe, aber heute ist einer breit und glatt getreten von den Leuten, die täglich hinaufsteigen, um die außerordentlichen Bildnisse zu betrachten und davor zu beten. Weit und breit im Lande ist kein geschnittes Bild, welches diesen an Adel und Schönheit vergleichbar wäre. In der Gestalt des Heilandes hat der Glaube des Menschen, die Idee des Künstlers den vollkommensten Ausdruck gefunden. Und Maria, der stillweinende Mutterschmerz, das Thränenlächeln der Hoffnung und

des Bewußtseins, wer es war, der da litt und wofür er starb. Sie hat das herbste Weh erfahren, nun schaut sie gütig in jedes Bedrängten Herz und tröstet es und spricht für ihn den Sohn und Mittler an.

Was ist bei diesem Kreuze nicht schon geschluchzt worden! Die Bedrübten gingen getröstet von hinnen, denn auch auf naive, weltverlorene Gemüther wirkt die Schönheit, und Manche beten, als sähen sie hier ihren Gott von Angesicht zu Angesicht.

Ein wenig abseits aber, auf einem aus Steinen zusammengesetzten Bänklein kauert ein verkommenes, häßliches Greislein und lugt so durch das Birkenlaub auf die Betenden hin und sein grauhaariger Kopf nickt beständig und zufrieden — der kann gar nicht anders, er ist schon so alt, so locker, er muß nicken fort und fort, auch wenn das Kerlchen hungert, auch wenn es friert, auch wenn die Leute über seine Mißgestalt spotten. Er nickt und nickt, es ist schon recht.

Die Alten sind gestorben, die Jungen wissen es nicht, fragen nicht

barnach, wer das Kreuz gestiftet hat. Dem Peter ist auf seinen Wanderungen, um Schönes zu sehen, das Ersparte früh zu Hande gegangen. Er hat sich verrechnet, auch die Bildnisse haben ein gutes Theil verlangt und so ist jetzt, nach zwanzig Jahren, das Betelmännchen fertig.

Er nickt und nickt — es ist schon recht.

Zur Abendstunde, wenn Niemand mehr zugegen, wenn die Birkenstämme roth sind im verglimmenden Tag, schleicht der Peter von seinem Steinhäuflein heran und setzt sich aufs Kniebrett und schaut die Bildnisse an. Das sind seine einzigen Freunde auf Erden und im Himmel. — Bald legt er sich nun hin, sie bedecken ihn zu, den alten, mißgestalteten Peter, sie haben Recht — nur tief, so wie er einst den mißrathenen Knabentopf in die Erde grub. Und wenn er jemals wieder sollte erwachen — sei es in dieser Welt, sei es in einer noch besseren — so bittet er: für solchen Fall, mein lieber Heiland, gib mir wieder meine alte Seele, aber einen neuen Leib!

## Einsam.

Den Sieg gewann das tapfere Herr gemeinsam,  
Den Schlachtenplan entwarf der Feldherr einsam;  
Zum Garbenschnitt wetteifert die Gemeine,  
Der Sämann ging saatsreud ganz alleine;  
Den Dichtersang, vererbt von Mund zu Munde,  
Gebar der Einsamkeit geweihte Stunde;  
Der Leiden Quellen fluthen allerwegen,  
Der Heilquell rieselt einsam, abgelegen;  
Genuß und Leid des Alltags ist gemeinsam,  
Der höchste Stolz, der tiefste Schmerz ist einsam.

A. Grün.

## Ein Sommernacht-Abenteuer.

Von Robert Hamerling.

„Ich hab', im Schau'n versunken,  
Goldheller Mondespracht,  
Zu tief in mich getrunken  
Den Hauch der Sommernacht.  
Wer löscht die Flammenwelle  
In meiner Seele nun?  
Ich kann in meiner Zelle  
Nicht rasten und nicht ruh'n.“

(Sommernacht am Meere.)

Mir ist einmal etwas recht Sonderbares begegnet in einer wunderschönen Sommernacht. Freilich, man muß es eben selbst erlebt haben, um es so besonders merkwürdig zu finden, aber des Erzählens werth mag das kleine Abenteuer für nachdenkliche Leute doch wohl sein.

Zutrug sich's in einer schönen, volkreichen, lebenslustigen Hauptstadt des südlichen Deutschlands.

Es war, wie gesagt, eine wundervolle Nacht, eine der schönsten, die ich mich erlebt zu haben erinnere.

Aus einer höchst belebten, heiteren Gesellschaft in später Stunde heimkehrend, schritt ich durch den schon menschenleeren, fast verödeten Stadtpark.

Man hatte sich in jener Gesellschaft, aus der ich kam, unter anregendem Gespräch, beim Leuchten schöner Frauenaugen und den Klängen bezaubernder Musik die Blume der Champagne und die der eignen Seelen zugetrunken. Ich hätte mich ermüdet fühlen und die Erholung des Schlummers suchen sollen. Aber die Nacht war zu schön und duftig und mondhell. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mein vollgeschwelltes Herz, mein wonnig an- und aufgeregtes Gemüth in der Enge eines dumphen Gemachs zu begraben.

Ich schweifte lange umher; zuletzt näherte ich in einem ziemlich abgelegenen Theile des Parks mich einer

Ruhebank, wie sie an dergleichen Orten aufgestellt sind, um mich da für eine Weile niederzulassen.

Ich stand schon dicht vor dieser Ruhebank, als ich erst bemerkte, daß ein Mensch ganz still in eine Ecke derselben gedrückt saß. Wenig fehlte, so wäre er im dämm'rigen Halbdunkel des zum Theil von Gebüsch umgebenen Ortes meinen Blicken entgangen.

Einem Menschen, der im Freien sich hinsetzt, um sich so ganz seinem Denken, seinem Fühlen zu überlassen, kommt ein Nachbar auf einer Ruhebank nicht immer gelegen.

Nähert sich, nachdem man lustwandeln, in Sinnen und Brüten verlorren, sich niedergelassen, demselben Ruhefig auch schon ein Anderer, sei es ein geschwägiger Ged oder ein rebfelliger alter Kauz, der noch im Sehen vorläufig mit sich selber spricht, allerlei vor sich himurmelt oder ein Liebchen trällert — nimmt umständlich grüßend Platz und läßt sofort mit allerlei einleitendem Geseufze, Geräusper, Gehuste, Geschmups und Geschnaube jeden Augenblick die Eröffnung eines Gesprächs über das Thema: „Ja, ja, so geht es nun einmal in der Welt!“ befürchten — da kann es einem recht unheimlich und unbehaglich zu Muthe werden.

Aber in jenem Augenblicke war ich in höchstgeselliger Stimmung und fähig, die ganze Welt an's Herz zu

brücken. Vielleicht entspricht es auch einem Naturgesetze, daß ein Luftwandelnder Mensch, der auf einen Sitzenden zugeht, redseliger gestimmt ist, als der Sitzende. Diesmal war ich der Angreifer — diesmal war ich der gesprächslustige Rauz, der eines stillen Träumers nicht schonte.

Ich küßte, ohne es eigentlich selber recht zu wissen und zu wollen, mit freundlichem Gruße den Hut und düßte förmlich darnach, ein Gespräch zu beginnen mit einem Menschen, von dem ich entzückt war, ohne ihn deutlich gesehen oder gar gehört zu haben, bloß weil er auch einer von Denjenigen war, die den Hauch der Sommernacht „zu tief in sich getrunken“, und jetzt „nicht ruhen konnte in seiner Zelle“. Ich ahnte ein verwandtes Gemüth in ihm.

Der stille Träumer aber regte sich nicht — dankte meinem Gruße nicht. Ich fand das unhöflich und ärgerte mich ein wenig, aber nur einen kurzen Augenblick. Ich drückte mich in die andere Ecke der Ruhebank, beachtete den Nachbar vorläufig nicht weiter, und überließ mich umso rückhaltloser den Mächten der hellen, schwülen Sommernacht, die ihren magischen Kreis enger und enger um mich zu ziehen schienen.

Sommernacht! Das Wort hat immer einen gewissen Zauber für mich gehabt. Weiter unten im Süden, am Strande der Abria, lernte ich sie zuerst kennen und lieben, die taghellen, lebenschwirrenden Frühlings- und Sommer-nächte.

„Prachtvoll ist im Süden die Lenznacht,  
In Meeresstädten, wo  
Vom felsigen Seeufer  
Billen und Gärten schimmern,  
Kagend über der Stadt,  
Die tagüber, eine schlummernde Königin,  
Die Stirne gelehnt an dorrende Felsanhänge,  
Den blendenden Fuß zur kühleren Meer-  
woge hinabstreckt,  
Lehzend im Sonnenbrande!“

„Hei, wie wälzt durch alle Gassen sich  
Die Lustwoge, wie loden

Des Südens Lüfte den Wandelnden an!  
Von Gesängen hallt und Saitengetön die  
Stadt,

Boll reizender Frau'n  
Prunkt allwärts der Markt, der Corso  
wimmelt  
Von wehenden Schleiern und schwarzfun-  
kelnden Augen,

Und abseits drängt  
Auf breiterem Pfade sich, duftige Baum-  
reihen entlang,  
Von Müßiggängern ein rauschender, sel'ger  
Schwarm.

Und wenn die Katarakte der Luft  
Gemach vertoben,  
Wenn die fernen Klänge verstummen,  
Und einzelne Waller nur  
Noch singend heimzieh'n  
Durch stillere Gassen  
Um Mitternacht,  
Dampft ungestüm dir noch immer  
Des Herzens Blutwelle, pochen  
Des Lebens Pulse dir  
In Sehnsuchtsstakten, denn es weht Gedüft  
Aus Gärten und Nachtigallen  
Schlagen und schmetter an allen Fenstern.  
Droben aber wandern die blihenden  
Sterngruppen, ihr gold'ner Glanz thaut  
Feuriger Wünsche Traumsaat, süße Begier.“

Aber auch das Ungemach der  
Sommernacht lernte ich kennen dort  
unten im Süden, wenn die Nacht an  
Schwüle weiteiferte mit dem Tage,  
wenn ich nicht wußte, wie ich sie  
lösch'en sollte, die „Flammenwelle in  
meiner Seele“, und schlaflos seufzte:

„Wie lange willst du säumen,  
Du kühle Morgenstund'?“

Denn nur diese, die Morgenstunde,  
setzte vorübergehend einen gelinden er-  
frischenden Hauch vom Meere her in  
Bewegung.

Haben die nordischen Nächte nicht  
die ganze wilde, erschlaffende Blut des  
Südens, so sind sie vielleicht nur noch  
inniger durchhaucht von Poesie und  
romantischem Zauber und Jeder weiß,  
wie schön es auch bei uns ist,

„Wenn die Brunnen verschlafen rauschen  
In der prächtigen Sommernacht —“

(Gisendorff.)

Eine solche Sommernacht war die,  
von welcher ich erzähle.

Alle Sterne funkelten. Einige  
Augenblicke verlor ich mich in die Be-

trachtung des gestirnten Nachthimmels. Dabei aber wäre ich — ich konnte mir nicht erklären, wie es kam — beinahe ernst geworden. Man darf sich, sagte ich mir, nicht allzulang in die Betrachtung der Sterne versenken, nicht bis zu dem Punkte, wo einem die schöne, warmpulsirende Erde völlig entzwindet und man untergeht in der überirdischen Lichtwelt. In den Sternen liegt bei aller Freundlichkeit ein gewisser südlischer Ernst; man schaudert, schwindelt, wenn einem die lieblich flimmernden Lichter plötzlich als weltengroße, in der unermesslichen Leere sich fortwälzende Klumpen erscheinen, und es bedarf dann der ganzen Verehrsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, um sich wieder heimisch und sicher zu fühlen auf diesem traulichen, in den Aromen seiner Millionen Blüten schwimmenden Erdplaneten. Nein, man darf und soll sich in solchen Nächten nicht hinauffschwimmen zu den Sternen, man muß sie herunterlocken zu sich — nicht von ihrem Himmelsreigen muß man sich fortreißen lassen, sondern sie mittanzen lassen im Reigen der irdischen Daseinslust, wie es geschah, zu seiner Zeit, beim Bacchanal in Nero's Gärten am Tiberstrande;

„'s ist eine von den brütend schwülen Nächten Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand, Statt zu verlöschen, still noch weiter glimmt, Als eine Kohle in der Aschenhülle Der Dunkelheit. — Und heißer wird die Schwüle

Vom Hauch der Wonnefeuer im Gebüsch. In allen Höh'n und Tiefen der Natur Thaut unaufhaltjam süße Trunkenheit. Die Sterne sprüh'n, wie von Bacchanten-

fadeln Emporgetrag'ne, rings verstreute Funken Im weiten Himmelsraum. Der Mondstrahl tanzt

Berauscht mit Silberfüßen auf den Weibern, Die Falter wachen auf im Schooß der Blumen, Geblendet von dem Glanz und um die Lichter

Schlafrunken taumeln sie: vom Rosenbusch, Wie trunken, sinkt die Nachtigall, so schwül, So süß befridend ist, so süß berauschend, Der glüh'nde Odem dieser Sommer-

nacht!“ — —

Ich saß auf einer Ruhebank neben dem stillen Nachbar, athmete zuweilen tiefer auf und that einen Zug um den andern aus dem mit Mohn und Rosen bekränzten Becher, den mir die Geister der Sommernacht kredenzten.

Manchmal erklang ein Geflücher und Geflüster fröhlicher Menschen, die spät heimkehrten von ländlichen Fahrten — dann gleich für einen Augenblick Garten und Straße dem Boden eines Ballsaals, auf welchem tänzelnde und plaudernde Masken schwirren in toller Carnevalsluene. Dann kamen wieder Momente völliger Stille, wo man nichts hörte als ein leises Gewisper und Getrisper in den Büschen. Man meinte, das Springen der Knospen zu hören, die sich über Nacht da erschlossen.

Je stiller es auf Augenblicke war, um so beschleunigter glaubte man den Herz- und Pulsschlag der lebendigen Natur zu vernehmen.

Die Phantasie nahm ihren reizenden Flug in's Weite und durchmaß die ganze Sphäre des Menschenglücks und aller irdischen Wonne.

Welch' ein brünstiges Weben und Wittern! — Ich dachte, wie viele verliebte Stellbischein, wie viele Liebesbezeugungen wohl vor sich gehen würden in dieser schönen Nacht — vom „Fensterln“ des Burschen vor der Alpenhütte bis zu den Serenaden hesperischer Mandolinenschläger vor den Balkonen schwarzäugiger Schönen! Wie viele Strickleitern, dacht' ich, kommen auf eine solche Nacht! Wie viele junge Bärchen im Mondschein! Wie viele gewechselte Liebeschwüre — und wie viel gebrochene! — Und wenn man erst die Dächer abheben und in's Innere der Gemächer blicken könnte! Wie viele Millionen feuriger Küsse, zärtlicher Umarmungen! —

Der Begriff der Sommernacht ist untrennbar verknüpft mit dem der Lust, der Lebensfreude.



Alles um mich her war voll von Lebensglückgefühl und jedes Leid verbannt aus den Grenzen der Erdenwelt, während ich so stillselig dasaß neben meinem schweigenden Nachbar.

Ich konnte mir's nicht versagen, ihn noch einmal anzusprechen.

Er antwortete auch diesmal nicht. Schließ er vielleicht...?

In diesem Augenblicke riß eine Sternschnuppe sich los vom Zenith des Himmels und sank funtensprühend in weitem Bogen zur Tiefe. Es war wie das Ausblitzen einer Riesenrakete, eines himmlischen Freudenfeuers.

Ein seltsames Licht fiel davon auf meinen regungslosen Nachbar.

Ich rückte näher und schaute ihm geradezu in's Angesicht. Er schlief nicht, denn sein Auge war fest auf mich gerichtet.

Es war ein Mann in den mittleren Jahren, einfach-anständig gekleidet, ziemlich beleibt, von starkem Körperbau.

Jetzt bemerkte ich einen Gegenstand, der zu seinen Füßen im Sande lag.

Ich hob ihn auf — es war eine Pistole.

Seltfam bewegt, ließ ich einen forschenden Blick die Gestalt des unheimlichen Mannes entlang gleiten.

Ich fand eine Stelle seines zugeknöpften Gewandes an der Brust, gerade über dem Herzen, durchlöchert. Außer dieser Oeffnung im Gewande nichts Auffallendes. Kein Blut.

Der Mann saß da in der natürlichsten Lage von der Welt: den Oberleib von der Rücklehne der Bank ge-

stützt, die linke Hand auf der Seitenlehne derselben ruhend, die rechte in den Schooß hinabgesunken und aufliegend über den zwanglos gekreuzten Schenkeln.

Kein Zweifel — in dieser Stellung hatte der Mann die Pistole auf sich abgedrückt, in dieser Stellung hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, in dieser Stellung saß er da, starr und todt, nur daß die zum Abdrücken der Pistole erhobene Hand nach Entladung der Waffe in den Schooß hinabgeglitten und die Waffe selbst in den Sand gefallen war.

Der Knall war entweder in momentanem Lärm verhallt oder überhaupt zu schwach gewesen, die Aufmerksamkeit sofort auf die That und den Thäter zu lenken.

Ich hatte eine herrliche Sommernachtstunde wonnig verträumt an der Seite eines Menschen, der sich kurz vorher eine Kugel in's Herz gejagt...

Sie hatten also doch Recht behalten — hatten den Sieg davon getragen über die Beredsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, die aus der Ferne warm und freundlich blinzeln, in der That aber kalten, ernstlichen, rollenden Gestirne droben am Himmelszelt! — Es ist ihnen nimmer zu trauen, den tückischen Sternen, und während wir meinen, daß sie

„tanzen mit Silberfüßen auf den Weihern“, schreiten sie hin über die Häupter der Menschen mit dem unsichtbaren, aber wuchtigen Gigantenschritt des ehernen Schicksals...

## Von Josef dem Vielgeliebten.

Von F. Arones.

Es gibt wenige Herrscher, von denen so viele Lebens- und Charakterzüge in der lebendigen Erinnerung und im Munde des Volkes haften blieben, von denen man so viele durch gleichzeitige und verlässliche Gewährsmänner schriftlich verbürgte Anekdoten besitzt. Vor Allem lebt im Herzen des Oesterreicher-Volkes die edle Gestalt des Kaisers mit dem klugen und freundlichen Auge, dessen Farbe die Wiener veranlaßte, vom „Kaiserblau“ zu reden, der Herrscher im schlichten Kleide, jedem zugänglich, überall sichtbar und häufig unerkant, bei Hofe, im berühmten Contrologange, in und außer der Stadt, auf weiten Reisen bemüht, die Bedürfnisse des Volkes zu ergründen, Wohlthaten zu spenden und dem Unrechte zu steuern. Seit Harun al Raschid, dem berühmtesten Chalifen des Abbasidenhauses, von dessen nächtlichen Wanderungen in Verkleidungen der Orient so viel zu erzählen weiß und uns noch die Geschichten und Märchen des Morgenlandes melden, blieb Josef II. in dieser Art am meisten gefeiert. Auch liegt es nahe, ihn mit Kaiser Hadrian zu vergleichen, der das römische Weltreich so fleißig durchpilgerte, oder mit König Heinrich IV. von Bearne, dem ersten volksbeliebten Bourbonenherrscher Frankreichs, vor dessen Statue in Paris Josef ausgerufen haben soll: „Nach einem solchen Beinamen, den dieser Held zurückgelassen, geize ich; es gibt keinen schöneren als der Vater seines Volkes zu heißen.“

Die Geschichten von Kaiser Josef, wie er der armen kranken Frau, als vermeintlicher Doctor zu Hilfe gerufen, das Ducaten-Recept verschreibt, wie er die Bitte adeliger Herrschaften, den Prater dem gemeinen Volke ver-

schlossen zu halten, mit den treffenden Worten erledigt: „Wollte ich stets unter meinesgleichen verweilen, so müßte ich Tag und Nacht in der Kapuzinergruft bei meinen Ahnen verbringen,“ und mehrere Duzend anderer — sind allgemein bekannt, in Büchern und Büchlein viel erzählt. Hier mögen nur einige minder häufig erwähnte den Platz finden, aus denen die gute Laune, das Herz, aber auch der Ernst des Kaisers gegen unberufene Bittsteller hervorleuchtet.

Es war im Jahre 1772, noch bei Lebzeiten der Kaiserin, als eine Deputation oberösterreichischer Bauern nach Wien zu Hofe ging, um bei Maria Theresia für ihre Gemeinde etwas zu erbitten. Von den schlichten Landleuten für einen Hofbedienteten gehalten, übernahm Josef die Supplik, mit dem Versprechen, alles bestens zu besorgen. Zur Entlohnung erhielt er von der Deputation zwei Siebzehner, eine damals gangbare Münze. Der Kaiser und Mitregent überbrachte sie seiner Mutter und erklärte lachend, diesen seinen ersten Geldverdienst mit ihr reblich theilen zu wollen; die leutselige Kaiserin ging ebenso heiter darauf ein und ließ sich ihren Siebzehner in Gold fassen. Was doch die gute Deputation für Augen gemacht haben mag, als sie nicht nur ihre Supplik bewilligt, sondern überdies zwölf Ducaten mit auf den Weg erhielt!

In den letzten Jahren seiner Alleinherrschaft nahm bei dem Kaiser ein armer, verdienter Feldpater oder Militärgeistlicher Audienz, um eine ihm bereits zugesicherte Gnabengabe zu erbitten. Der Kaiser, von Geschäften überbürdet und gewohnt, zuvor über die Persönlichkeit des Bittstellers sich

genau unterrichten zu lassen, befehlte ihn auf ein zweitesmal. Schon nach drei Tagen erschien der Militärgeistliche wieder zur Audienz. Der Kaiser hörte ihn an und, wie aus tiefem Nachdenken erwacht, richtete er an ihn die ernste Frage: „Wollen Sie ins Zuchthaus?“ Betreten, ja erschrocken, denn der würdige Supplicand fürchtete schon aus unbekanntem Gründen einer Strafe verfallen zu sein, brachte er die ängstlichen Worte hervor: „Es wird doch nicht lange dauern?“ Josef lachte nun über das Mißverständnis: „So ist's nicht gemeint! Wollen Sie ins Zuchthaus als Pfarrer? Diese Pfarre ist gestern leer geworden.“

Als im Jahre 1786 eine Prager Officiersfrau als Witwe um Pension ansuchte, richtete der Kaiser an sie die Frage: „Haben Sie Kinder?“ Die etwas selbstbewusste Dame sagte: „Ja, Majestät, drei Fräulein und einen jungen Herrn.“ „Ich hatte auch ein Mädel,“ sprach der Kaiser ironisch, „es ist aber gestorben.“ Eine Dame, die seine deutsche Ansprache französisch erwiderte, mußte die Bemerkung hören: „Aber sprechen wir doch deutsch, wir sind ja in Deutschland.“ Als im gleichen Jahre ein junger Mensch, pochend auf die Verdienste seines Vaters, den Kaiser um einen diesen entsprechenden Amtsposten bat und seine mangelhafte Bildung in seinen Worten und dadurch an den Tag legte, daß er nicht einmal seinen Namen gut schreiben konnte, übergab ihm Josef an den Normalschul-Director einen versiegelten Zettel, worin sich die Worte fanden: „Ueberbringer dieses ist vorher mit den Trivial- und Normalgegenständen in öffentlicher Schule bekannt zu machen, damit seinesgleichen womöglich abgeschreckt werden, mich um eine Anstellung zu behelligen, bevor sie recht schreiben und lesen können.“

Das innerste Wesen eines Menschen, des niedrigsten und höchsten,

tritt am bezeichnendsten in den Tagen der Krankheit, des Unglücks und in den letzten Augenblicken des Scheidens von dieser Erde zu Tage.

Kaiser Josef II. war nie von überaus kräftiger Gesundheit; sein starker Geist wollte über Gebühr des Körpers Herr und Meister bleiben. Schon Ende 1781 während der Anwesenheit des Großfürsten Paul von Rußland in Wien kündigte sich schmerzliches Augenleiden, hartnäckiger Rothlauf und krankhafter Husten an. Es dauerten diese Uebelstände bis zu der berühmten Reise des Papstes Pius VI. nach Wien (1782), doch ließ der Kaiser seinen hohen Gast während der Zeit des Aufenthaltes nichts von der Ueberwindung merken, die ihm sein Unwohlsein aufnöthigte. Fast jedes Jahr stellten sich Rothlauf oder Augenleiden wieder ein. Heftige Gemüthsbewegungen mußten bei der reizbaren Gemüthsart des Kaisers solche Anfälle wecken oder doch steigern. Und an solchen fehlte es weder in der äußern Politik noch im innern Staatsleben. So kam es 1784 zu einem fürchtbaren Aufstande walachischer Bauern Siebenbürgens gegen ihre ungarischen Grundherren, unter Führung des Hora, Klostka und Krisan, in welchem an 62 Dörfer, 132 Edelhöfe und 4000 Menschen zu Grunde gingen. Das rumänische Landvolf, in harter Unterthanschaft seit Jahrhunderten, hatte, durch Aufwiegler verleitet, die Urbarralgesetze des menschenfreundlichen Kaisers als Lösung zur gewaltthätigen Selbstbefreiung und zügellosen Rache aussersehen und der kurzfristige Grundherrenstand grüllte deshalb dem Monarchen als Urheber dieser traurigen Vorgänge.

Bedenklich gestaltete sich aber der Körperzustand des Kaisers seit dem Sommer 1785, nach der Rückkunft von einer Reise nach Italien; doch fühlte er sich schon im August neu gekräftigt. Bei der Ueberschwemmung

der Wiener Vorstädte leistete der Kaiser persönlich Hilfe und die starke Durchdringung, welche er sich im Rahne zuzog, rief ein neues Unwohlsein nach. In den nächsten zwei Jahren fühlte sich der Kaiser dagegen vollkommen wohl, besonders als er im August (1786) aus Croatien heimkehrte, und ebenso schien die Reise in die Krim (Frühling 1787) ihm keinerlei Nachtheile bereitet zu haben. Und dennoch zeigten sich vom Herbst des gleichen Jahres an die Anzeichen eines tiefen und ernstesten Leidens, die bei aller Gleichgiltigkeit des rastlos thätigen Kaisers gegen körperliche Gebrechen dennoch seinen Gleichmuth erschütterten mußten. „Mein Husten verläßt mich nicht mehr,“ schrieb er am 6. December seinem Bruder Leopold nach Toscana, „und darum führe ich ein elendes Leben, da ich nicht ausgehen kann und der Bewegung beraubt bin, an die ich mich gewöhnt habe.“

Aber dann wurde es wieder besser. Denn im März begab sich der Kaiser schon auf den ungarisch-türkischen Kriegsschauplatz. Sabac wurde unter Laszcs Oberbefehle und vor den Augen des Kaisers eingenommen, die einzige glückliche Waffenthat dieses Kriegsjahres. Damals war es, wo Josef dem ermüdeten Feldmarschall mit Hilfe einiger Generale einen Sitz zurecht machte, indem er einer Marktenderin den Korb vom Rücken nahm, seinen Mantel darüber breitete und den gerührten Lascy mit den Worten einlud, Platz zu nehmen: „Setzen Sie sich, Herr Feldmarschall, Sie verdienen Ruhe. Ihnen habe ich die Einnahme von Sabac und die Erhaltung des mir so kostbaren Lebens vieler braven Krieger zu danken.“ Die ohnehin erschütterte Gesundheit Josefs litt aber unter den Mühsalen des Lagerlebens und den ungünstigen klimatischen Einflüssen der südingarischen Sumpflandschaften nicht wenig. Denn der Kaiser theilte alle Entbehrungen des gemeinsten Kriegers, und die heftigen

Gemüthsbewegungen, die Ueberanstrengungen eines leidenden Körpers in der Schreckensnacht bei Lugos, wo Josef aus dem offenen Wagen sprang, ein Pferd bestieg, um die gräuliche Verwirrung, das tolle Durcheinander der durch blinden Lärm aufgeschreckten Truppen persönlich zu bewältigen (20. September), all dies rief die schlimmsten Rückfälle wieder nach. Am 26. September schrieb Josef seinem Bruder Leopold: „Ich bin unglücklich für den Rest meines Lebens und das Opfer von Ereignissen, für welche ich nicht kann und die ohne mein Verschulden eingetreten sind. Ich begreife nicht, wie ich Widerstand zu leisten vermag. Den Schlaf habe ich vollständig verloren; ich schlafe keine halbe Stunde und verbringe die Nächte in dem peinlichsten Nachsinnen.“ Den 5. December zu Wien eingetroffen, fühlte sich der Kaiser wieder „im besten Wohlfsein.“ Er hielt, wie immer, die Ruhepause seines Leidens inmitten fieberhafter Thätigkeit für die Rückkehr völliger Genesung. Sais- und Eselmilch, die er nach Vorschrift der Aerzte trank, schienen ihm gut anzuschlagen. Allerdings bemerkte er am Jahreschlusse zu seiner Umgebung: „Ich habe einen hartnäckigen Proceß mit meiner Brust und weiß nicht, wer ihn zuletzt gewinnen wird.“ Dennoch blieb die Lebenshoffnung stark. So sagte Josef II. Mitte Jänner 1789 zu einem Kammerherrn: „Ich habe noch einen kleinen Proceß mit meiner Brust, aber ich hoffe, ihn mißsammt den Kosten zu gewinnen.“

Seine Tagesordnung blieb trotz allen schweren Leidens die eines unermüdblich thätigen Herrschers. Dem frühen Erwachen und Mediciniren folgte von 7 bis 10 Uhr Morgens die Arbeit mit seinen Secretären zu Bette. Er ließ sich alle Einläufe vorlesen, dictirte und unterschrieb die Acten. Um 10 Uhr verließ der Leidende das Bett, um mit den Staatsmännern und Kriegsobersten amtlich

zu verkehren. Um 1 Uhr ging er zum bescheidenen Mahle. Seine Gesellschaft — bei und nach Tisch — bildeten Erzherzog Franz, sein Neffe, und dessen gemüth- und geistvolle Gattin, des Kaisers Liebling, Elisabeth. Dann kamen Staatsgeschäfte an die Reihe. Auch auf den Balcon verfügte sich der Kaiser gerne, um seine Wiener zu sehen und von ihnen gesehen zu werden. Abends 6 Uhr gab es regelmäßig Kammermusik, denn die Tonkunst war Josefs liebste Erholung neben dem Schauspiel, das er, so oft er nur konnte, besuchte, jetzt aber vernachlässigen mußte. Leider konnte er nimmer als Musikus mitwirken, das er sonst so gerne that. Um 9 Uhr mußte er schon das Lager aufsuchen, das nur allzu oft der Schlaf, der beste Tröster, mied. Anfang April stand es schlimm. Als jemand dem Kaiser vorstellte, er möge als gefährlichsten Feind, den er zu bekämpfen habe, seine Krankheit betrachten und nicht an den Türkenkrieg und andere Gegnerschaften denken, erwiderte Josef: „Dieser Feind greift nur meine Person an und kann mich überall, hier und bei der Armee finden; der andere aber greift meine Staaten und meine Untertanen an, und da muß ich für deren Sicherheit sorgen. Heinrich IV. pflegte ja auch zu sagen: „Wer mein Volk angreift, der greift mich an.““ Den 15. April stellte sich heftiges Blutbrechen ein, den 16. ließ sich Josef mit den Sterbesacramenten versehen; schon eilte ein Courier nach Florenz an den Großherzog von Toscana, Josefs Bruder, Leopold. Am 17. wurde es etwas besser. Zum erstenmale ließ sich der Kaiser von einem Barbier rasiren, da er das sonst immer selbst besorgte. Er entlohnte den Mann mit vier Souverainsd'ors, indem er lächelnd sagte: „Er ist der Erste, der mir ins Gesicht greift.“ Dann wurde es wieder besser. Im Mai konnte er die warme Sonne im Garten des Belvedere genießen. „Aber

das Athemholen fällt mir schwer und das Herz klopft stark,“ schreibt er an den Bruder. Das Fehrfieber meldete sich an. Wohl überfielste der Monarch am 11. Mai nach Laxenburg und erging sich da unter den prächtigen Kastanienbäumen. Mit den Spazierritten war es jedoch vorbei, eine übergroße Magerkeit und Schwäche kündigte sich an. Und doch schien wieder die Lebenskraft obzufiegen. Im Juli fühlte er sich so gekräftigt, daß er zur Armee wollte. Seine Aerzte, der Leibmedicus Stöckl und der Leibchirurg Brambilla, erhielten jeder 12.000 Gulden und einen werthvollen Ring; Kollmann und der jüngere Brambilla wurden gleichfalls kaiserlich entlohnt. Allein das Besserwerden war nur Täuschung; kränker wie vor Monaten lehrte der Monarch von Laxenburg nach Wien zurück. Schwer lasteten die Krankheit und bittere Erfahrungen auf dem edlen Fürstenherzen. Noch zwei Jahre möchte er leben, um die Welt von der besten Absicht seiner Staatsrichtungen zu überzeugen. Im Jänner 1790 nahm er alle Verordnungen zurück, welche in Ungarn und Tirol die wachsende Unzufriedenheit erregt hatten; es war für ihn eine schwere Stunde, aber er verwand sie. Auch Belgien wollte er beschwichtigen, aber da war die Revolution im vollen Gange; der Fall Brüssels war für ihn „der Gipfelpunkt des Unglücks und der Schande.“ „Ihr Vaterland tödtet mich“ — sagte er zu dem Prinzen von Ligne — „die Einnahme von Gent ist mein Todesstampf, das verlassene Brüssel mein Tod. Welche Schmach ist das für mich, welche Schmach!“ Den 6. und 8. Februar beschwor er brieflich seinen Bruder, nach Wien zu eilen; er wollte Leopold zu seinem Mitregenten machen. Der Großherzog zögerte; er sollte den Kaiser — nicht mehr sehen.

Schon am 5. Februar hatte Josef den Doctor Quarin kommen lassen, der ihn seit drei Monaten gewöhnlich

behandelte, und forderte ihn auf, ihm die volle Wahrheit rückhaltslos zu sagen. Mit feuchten Augen erklärte der Arzt, die Krankheit sei unheilbar. Auf die weitere Frage Josefs, ob er noch einige Zeit zu leben habe, erwiderte Quarin, die Krankheit sei eine von denen, welche den Patienten bestimmen müsse, jeden Augenblick auf den Tod gefaßt zu sein. Nach langem und tiefem Schweigen entließ der Kaiser den Arzt mit seinem Danke; am gleichen Tage erhielt Quarin ein sehr verbindliches Billet sammt 10.000 Gulden Honorar und dem erblichen Baronats-Titel. Tags darauf ließ er seinen Staatsreferendar rufen. Dann zog er unter dem Papier, worauf er an seinen Bruder schreiben wollte, ein kleines Blatt hervor, das Gutachten seiner Aerzte, daß er höchstens nur noch drei Wochen zu leben habe — und reichte es dem Ankömmling mit den Worten: „Sehen Sie hier mein Todesurtheil. Lesen Sie es, und dann wollen wir weiter reden.“ Dann sprach er noch volle zwei Stunden ruhig und heiter. Am 14. Februar, als er die Sterbesacramente zum zweitenmale empfangen, ließ er den Hofkriegsraths-Präsidenten, den alten Habbit, rufen, um durch ihn der ganzen Armee für ihre Tapferkeit und Treue danken zu lassen. Als der greise Soldat mit den Worten: „Gott befohlen, mein lieber Habbit, wir sehen uns hier zum letztenmale“ entlassen wurde, entfernte er sich tief erschüttert und erkrankte selbst. Auch Laudon, damals bereits in Wien, konnte bei einem solchen Wiedersehen nicht Herr seiner innern Bewegung werden. Zu Einem seiner Umgebung sagte Josef unter anderem: „Ich weiß nicht, ob der Dichter so ganz recht hat, wenn er schreibt: Furchtbar ist der Schritt vom Throne zum Grabe. Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig; nur ein wenig gekränkt, durch so viel Lebensplage so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht zu haben;

allein das ist das Schicksal der Männer auf dem Throne.“ Die schwerste letzte Prüfung für ihn war der Tod seiner innigstgeliebten Nichte Elisabeth, Gattin seines Neffen Franz. Die leidende Frau machte dem schwer Kranken am 15. Februar einen Besuch. Er war für beide erschütternd. Als man am 18. Februar den unverhofften Tod Elisabeths zögernd meldete, rief Josef schmerzlich aus: „Und ich lebe noch! Herr, Dein Wille geschehe!“ Nach langer Pause bemerkte er dann: „Ihr Körper müsse bald dem seinigen Platz machen.“

Seine letzten Briefe an den greisen Minister Kaunitz, der beinahe zwei Jahre den Kaiser mied, aus übertriebener Furcht vor allem, was Krankheit und Tod bedeutet, an den Grafen Rosenberg, an die fünf Fürstinnen: die Frauen der beiden Diebstahlssteine, Franz und Karl, Kinsky, Clary und Kaunitz, in deren Kreise er so gern weilte, athmen die wärmste Freundschaft, das feinste Zartgefühl. Von Laudon nahm er mit den Worten Abschied: „Reichen Sie mir Ihre alte Hand, ich werde nicht mehr das Vergnügen haben, sie zu drücken.“ Den 19. Februar Vormittags, als sich Fürst Dietrichstein bei ihm befand, wurde es Josef plötzlich dunkel vor den Augen. „Nun ist es Zeit,“ sagte er, „daß wir abbrechen. Wir sprechen uns zum letztenmale.“ Vier Uhr Nachmittags gab er seine letzte Unterschrift, nur zeichnete er statt Josef: „Jof.“ Als wolle er den Tod wie ein Soldat und Herrscher in voller Thätigkeit erwarten, saß er immer angekleidet, im Rock und in Stiefeln in einem großen Schlaffessel und ging dann und wann noch auf und ab.

Der 20. Februar 1790 besiegelte sein Leben. In den letzten Stunden weilten bei ihm Fürst Dietrichstein, Graf Rosenberg, Erzherzog Franz, der jüngst verwitwete Nefse, und ein Priester. Fünf Uhr Morgens fand der Leibarzt Stöck keinen Puls mehr;

vier Minuten nach fünf Uhr hatte Josef ausgelitten, ausgerungen. Sein letzter Wille enthielt sechs Zeilen: die Universal-Erbchaft seines Bruders, des Großherzogs Leopold, und ein Cobdill, wonach sein Secretär und die nächsten Diener den ganzen Gehalt lebenslänglich beziehen sollten. An Lohn für treue Dienste und Gaben der Wohlthätigkeit hatte es Josef auch in den letzten Tagen nicht fehlen lassen: sie betrug eine halbe Million. Ein thatenvolles, fruchtbar fortwirkendes und vielversprechendes Leben war für immer geknickt. Zu der aufgebahrten Leiche drängten sich Tausende, die ihn liebten und vertrauten. Als sich am 22. Februar, Nachmittags 3 Uhr, der Leichenzug durch die Straßen Wiens zur Kapuzinergruft fortbewegte, gedachte so mancher Josefs, des „Vielgeliebten.“ Und auch

die Gegner seines Herrscherwesens zollten ihm eine achtungsvolle Erinnerung, denn er setzte sein Leben ein für hohe Ziele, rastlos, selbstlos. Am eisernen Thore der Kapuzinergruft hielt der erste Zug; man klopfte wie üblich an und der Quardian rief von innen: „Wer ist da?“ Die Antwort lautete: „Der Leichnam des durchlauchtesten Kaisers Josef II.“ Nun öffnete sich das Thor und bald umschloß die letzten Reste eines Gewaltigen der Erde die stille Gruft seiner Väter. Aber bis auf unsere Tage und in die fernsten Zeiten erzählt man und wird man erzählen von dem Sohne Maria Theresias, den ein schlichtes Volkslied mit den Worten feierte:

Ich denke hin und denke her,  
's gibt keinen Kaiser Josef mehr!  
Wenn Der Einem ins Auge sah:  
Es war mein Seel ein Gloria!

## Mein Heim.

Gekommen erlösende Ferienzeit,  
Da zieht es, da lockt es hinaus mich weit,  
Nach Städten mit gothischer Domespracht,  
Nach Fluren voll grüner Waldesnacht,  
Auf Berge, die nahe dem Himmel steh'n,  
Zu donnernden Fällen und Alpenseen,  
Nach Firnen funkelnd im Abendschein,  
Wie laß' ich dich gerne, mein Heim, so still und klein!

Schon hab' ich's errungen, schon ist es erreicht,  
Und stolz schwillt das Herz mir, mein Blut fließt so leicht,  
Nun bin ich geklettert auf schwindelndem Pfad,  
Bin schauernd dem Gipfel des Gletschers genah't,  
Ich saß an dem Sturzbach, der niederwärts wühlt,  
Und hab' meine Glieder im Bergsee gefühlt,  
Umgeben von Dornen aus Felsengestein —  
Wie liegst du mir ferne, mein Heim, so still und klein.

Geendet die Freiheit; zum eigenen Herd  
Bin heute gekräftigt zurück ich gekehrt.  
Lebt wohl all' ihr Matten, so frisch und so grün,  
Ihr Gletscher, so funkelnd im Abendglüh'n,  
Ihr lodenden Seen am Felsengrund,  
Statt rastlosem Wandern von Stund' zu Stund',  
Wartet nun Arbeit, die rastlose, mein:  
Wie machst du mich glücklich, mein Heim, so still und klein!

Josef Zeilen.

## Das obersteirische Reistanzspiel.

Ein Beitrag zur Kunde deutscher Volksspiele von Dr. Anton Schloffer.

Wie ein Klang aus uralten Zeiten hat sich in gewissen Gegenden Obersteiermarks, insbesondere im Thale der Enns und in jenen Theilen des Landes, welche an Salzburg grenzen, das alte Reistanzspiel als Volksbelustigung erhalten und wird heute noch bei besondern Gelegenheiten aufgeführt. Es erinnert in seinem Gang und in seiner Anordnung einerseits an den auch noch hier und da üblichen Schwerttanz, über den an einer anderen Stelle Ausführlicheres von mir berichtet wurde \*), andererseits an die alten Fastnachtspiele des fünfzehnten Jahrhunderts.

Dramatische Darstellungen gab es auf dem Boden der deutschen Länder vor langer Zeit, die Gelehrten sehen schon in dem Tanze, welchen bei den alten Germanen in der grauen Heidenzeit, nackte Jünglinge mit Schwertern anstellten, eine Art dramatischer Production und leiten so die Ursprünge unserer theatralischen Vorstellungen von jener Urzeit her. Auch unsere noch üblichen Weihnachts-, Dreikönigs- und Passionsspiele tragen das Merkmal hohen Alters an sich.

Was das naive Element darin anbelangt, so gibt dasselbe in den alten Spielen nicht selten Veranlassung zu den heitersten Scenen selbst im größten Ernst der Situation und es ist kein Scherz, sondern wirklich aus einem solchen ernstgemeinten Spiele herrührend, daß Judas vor den Rath der Hohenpriester tritt und sich folgendes kurze Gespräch entwickelt:

\*) „Der Schwerttanz in Obersteiermark,“ in „Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder“ von Dr. Anton Schloffer. Wien 1879.

Judas:  
Gelobt sei Jesus Christ, ihr Herrn.  
Hohenpriester:  
In Ewigkeit, Judas, was ist dein Begehren?  
Judas:  
Ich will euch verrathen Herrn Jesum Christ, der für uns am Kreuze gestorben ist!

Diese Naivetät hat sich in den noch üblichen Bauernspielen und in Dreikönigs- und Weihnachtsliedern vielfach erhalten und mit großem Ernste werden Stellen in solchen Liedern gesungen, welche Einem ein Lächeln abgewinnen, obgleich der tiefer Sehende darin nur auf die Kindlichkeit des Volkscharakters aufmerksam wird und auf die hiedere Natürlichkeit, welche solche Gesänge vor langer Zeit geschaffen. Ein Beispiel für Viele. In einem Weihnachtsliede, das in St. Gallen (Obersteiermark) und Umgegend gesungen wird, bringen die Hirten dem Jesuskinde Geschenke dar, einer derselben meint es besonders gut und ruft aus:

Ich han aß was g'funden bei mir auf der Dill,  
Eier, Gries, Mehl und Butta und a Kanerl  
Gaismilch,  
In an Schraubglas an Brantwein, sand  
schon an drei Halb,  
Der wird eahm schon recht fein, heut is  
gräula kalt.

Bekanntlich tragen auch diese Lieder selbst mitunter einen dramatischen Charakter.

Wahrscheinlich in Verbindung mit den geistlichen Comödien standen die Fastnachtspiele des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, welche in ihren ältesten Stücken noch manches geistliche Element aufweisen. Die Spiele waren Anfangs sehr einfach, von einem scenischen Apparate natür-



lich gar keine Spur, da sie darauf berechnet erschienen im Vorübergehen, ohne längere Vorbereitung aufgeführt zu werden. Nicht minder einfach waren die Texte dieser Comödien. Der Stoff zu denselben wurde aus dem gewöhnlichen Leben genommen, Bauern, schlimme Weiber, Narren und dergl. Figuren erschienen nicht selten als drastische Figuren darin vertreten. Aber auch Gestalten aus der Bibel, aus der Geschichte und Sage erscheinen vorgeführt.

Aus der bisher einzigen großen Sammlung: „Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert,“ welche im Jahre 1853 Abalbert von Keller veranstaltet hat, und welche die meisten bekannten Texte geboten, sind beinahe alle in Nürnberg selbst entstanden. Nur um die Art und Gattung des Gebotenen zu charakterisiren, seien hier einige Titel nach der alten Originalüberschrift angeführt: Wasnachtspil vom Münch Berchtold. Die Wasnacht vom Werben, umb die Junkfrau. Das Wasnachtspil mit der Kron. Das Wasnachtspil vom Arzt mit den zwelf Baur. Kaiser Constantinus. Ein schön Spil von Fraw Jutten. Ein Fastnachtspil von einem Arzt und einem Kranken. Ein hüpsch Spil von Sant Jörigen. Ein hüpsches Wasnacht Spill von König Artus. Das Leben der heyligen Frawen Susanna. Der Narren Rappen.

Noch muß erwähnt werden, daß alle Stücke in gereimten Versen geschrieben und erhalten sind, und zwar in sogenannten Knittelversen, welche Gattung des Verses übrigens bei weitem nicht so viel Verachtung verdient, als ihr oft zu Theil wird, wie ja Goethe einen Theil seines „Faust“ in solchen Knittelversen abgefaßt hat, und zwar gerade mit Rücksicht auf den alterthümlichen Anstrich, welchen er seinem dramatischen Gedichte damit geben wollte.

Heute noch finden sich auf dem Lande und insbesondere unter der bäuerlichen Bevölkerung jene Spiele,

welche in schlichtem dramatischem Gefüge alte Sagen, andere volkstümliche Stoffe und insbesondere auch Geschichten aus den alten Volksbüchern darstellen und von den Landleuten selbst aufgeführt werden.

Da lehnt sich an die alten Fastnachtspiele auch noch jene Gattung von sogenannten Tänzen an, wie der oben erwähnte Schwertanz, der nun zu besprechende Reistanz. Und zwar haben wir es in diesen Productionen nicht mit einem einfachen Tanze zu thun, sondern mit einer Art bäuerlicher Comödie, welche einerseits allerdings in manchen Punkten an uralte Gewohnheiten und Gebräuche anknüpft, die wohl noch viel weiter zurückreichen, als bis in das fünfzehnte oder vierzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, andererseits den Charakter des dramatisch gegliederten Spieles trägt und so einen geheimnißvollen Zusammenhang aufweist zwischen Formen und Uebungen der älteren und der neueren Zeit.

Der Reistanz als Tanzübung selbst kam zuerst bei den germanischen Völkern des europäischen Nordens vor.

Später findet sich eine Gattung von Reistanz in den süddeutschen Städten, und zwar sind es die Böttchergesellen, welche denselben öfter zur Darstellung bringen.

Die Böttchergesellen pflegten diesen Tanz sehr künstlich zu veranstalten, es kamen Verschlingungen der Reisen vor, Schwerken derselben mit darein gestellten Gläsern, Verbinden derselben u. s. w. Der berühmte Münchner Schöffertanz, aus der grausamen Pestzeit herrührend, in welcher die Schöffergesellen durch den Tanz Heiterkeit und Fröhlichkeit in die durch Trauer und Schmerz schon ganz herabgekommene Stadt gebracht und sich damit außerordentlich verdient gemacht haben sollen, war eine ähnliche Belustigung, von jener Zeit an (1517) mußten die heiteren Gesellen ihren Reistentanz öfter wiederholen.

Heute noch wird er in München aufgeführt, und zwar findet der Schäfflertanz jedesmal im ersten Regierungsjahre des Königs und dann alle sieben Jahre statt. Ferner werden Reistänze erwähnt, die früher in Eßlingen, Nürnberg, Danzig, Frankfurt a. M. Erfurt, Breslau, Jittau und endlich in Salzburg vorkamen, in der zuletztgenannten Stadt hieß er der Reisleintanz und wurde auch alle sieben Jahre von den Böttchern abgehalten, scheint überhaupt mit dem Münchner Schäfflertanz verschiedene Beziehungen gemein zu haben.

Das in Obersteiermark übliche Reistanzspiel kommt hauptsächlich im Ennsthale und in den kleineren Nebenthälern desselben vor. Wir sehen in ihm eine dramatisch gegliederte Darstellung, die charakteristische Volksgestalten vorführt, die jedenfalls nur bei feierlichen Gelegenheiten aufgeführt wird und die mit den übrigen Reistänzen Deutschlands, welche zumeist heute nicht mehr zur Darstellung gelangen, in Verbindung steht.

Die Aufführung findet im geschlossenen Raume oder im Freien statt, unerlässlich ist dabei eine einfache Landmusicalcapelle, wohl auch mit der landesüblichen Zither und dem Hackbrett versehen, welche zum Tanze selbst aufspielt. Als darstellende Personen treten auf: der Schalksnarr, zugleich die komische Figur des Ganzen, sodann eils andere Gestalten, welche unter den Namen Obermaier, Gsell, Unternbach, Ruabenbunst, Thuatoagut, Schellerfriedl, Grünenwalb, Schütz, Springinklee, Grob und Hefenstreit (Höfenstreit) theils typische Gestalten aus dem Landvolke darstellen in allerding's caricirter und verb aufgetragener Manier, die man, wie auch die berbe Sprechweise dem natürlichen Landmanne nicht verübeln wird, theils gewisse Eigenschaften personificiren, welche ebenfalls im Volke vorherrschend sind.

Der Schalksnarr eröffnet nun den Tanz, macht einen Sprung mit einer

Peitsche und mit seinem Reifen in's Zimmer oder in den geschlossenen Kreis und wendet sich mit einem Spruche, den er zuerst hören läßt, zuvörderst an den Hauswirth und die Gäste:

Ich tritt herein wohl also fest  
Und grüße den Herrn Hauswirth und all'  
seine Gäst,  
Grüß ich einen andern oder nicht,  
So möchten sie glauben, ich wär' der rechte  
Schalksnarr nicht.

Der rechte Schalksnarr bin ich genannt,  
Frage die Peitsche in meiner Hand  
Und auch das feirische Wappen  
Und dreihundert Schellen auf meiner Kappen,  
Mein Vater hat sieben Söhn, das sind lauter  
Narrn,  
Nur i bin davon der Gescheidtere worn.

Er schlägt sich mit der Peitsche  
auf den Fuß:

So hat meine Mutter der Henn' auf'n  
Schweif aufig'schlagen,  
Und i bin mein Vater beim lufaten Dach-  
first aufig'sahren.

Er ruft:

Herein nach Thal,  
A jede Kuh in ihren Stall,  
A jedes Weib zu ihrem Mann,  
A jede Henn zu ihrem Hahn —  
I wir mi mit lang hfinna,  
Und wir über meine Peitschen übr'i springa,  
Trummel und Pfeisn solln a dazu stinma.

Es treten nun die Musikanten herein, die oben angeführten Tänzer folgen ihnen nach, ein Jeder mit seinem Reife macht einen Sprung und alle tanzen im Kreise; nach diesem Tanze schweigt die Musik und mit Ausnahme des Schalksnarren stellen sich die Spieler in zwei Reihen.

Der Schalksnarr ruft: Herein, Hans Obermaier.

Hans Obermaier springt aus dem Gliede über den Reifen und spricht:

Ei, warum heiß ich Hans Obermaier,  
Iß in einem Tag wohl acht Pfund Eier,  
Und auch dazu neun Pfund Schoten,  
Die sauern Holzäpfel sand mir a nicht ver-  
boten,

Saure Holzäpfel und weiche Birn,  
Damit kann ich meinen Goder schmirn.  
Und wenn meine Mutter d'Rudl strupft,  
Da bin ich der erste, der dazu hupft.  
Und wenn meine Mutter in der Ruchel  
Krapfen backt,  
So bin ich der erste, der den Mund auf-  
macht,

Kropfata Schalksnarr, thu mi nit lang  
 foppen und sekirn,  
 Geh hinweg, sonst schlag i di auffi aufs  
 Hirn!

Er springt nun wieder über den  
 Reifen in sein Glied.

Der Schalksnarr ruft: Herein,  
 Gsell.

In derselben Weise wie Obermayer  
 springt Gsell herein und spricht:

Ei, warum heiß ich der Gsell,  
 Bin erst femma aus der Höll.

Schalksnarr:  
 Was hast denn in der Höll than?

Gsell:  
 Verspielt, was i g'habt han.

Schalksnarr:  
 Wer hat Dir zug'schaut?

Gsell:  
 Der Wirth mit der Bärenhaut.

Schalksnarr:  
 Wo ist der Wicht?

Gsell:  
 Er sitzt beim Tisch und spielt beim Licht.

Schalksnarr:  
 Wo ist der Herr?

Gsell:  
 Er ist nicht fer.

Schalksnarr:  
 Wo ist die Frau?

Gsell:  
 Geh hin, Narr, und schau.

Schalksnarr:  
 Derf i Di um gar nichts fragen?

Gsell:  
 I wir Dir's schon an andersmal sagen.

Schalksnarr:  
 Wo ist der Knecht?

Gsell:  
 Er ist bei der Dirn, er meint, er hat's  
 Recht.

Schalksnarr:  
 Wo ist die Dirn?

Gsell:  
 Sie sitzt beim Ofen und hat no koa  
 Wiagn.

Schalksnarr:  
 Wo ist der klein Bua?

Gsell:  
 Er sitzt im Keller und schaut in lutzeten  
 Glasl zua.

Schalksnarr:  
 Wo ist die Jungfrau Ringllanzl.

Gsell:  
 Sie ist im Garten, brockt mir a Blüschl  
 und ihr a Kranzl,  
 Spielteut machts auf a lustigs Reif-Lanzl.

Beide tanzen nun mit ihren Rei-  
 fen einen Steirischen, nach welchem  
 Gsell zum Schalksnarren spricht:

Du kropfata Schalksnarr geh hinweg,  
 Sonst hau i da auffi auf Deine Kröpf  
 und über den Reif in die Reihe zu-  
 rückspringt.

Der Schalksnarr ruft nun wieder:  
 Herein, Hans Unterndach! worauf der  
 Berufene in derselben Art wie die  
 Vorigen über den Reif hereinspringt  
 und spricht:

Ei, warum heiß ich der Hans Unterndach,  
 D'schönen Jungfrauen laufen mir Aberall  
 nach.

Schöne Jungfrauen will i gnug bekumma,  
 Will mir's da kropfete Schalksnarr nit  
 vergunna,  
 Hat mi z'nächst a Madel beten,  
 I soll mit ihr auf's Gäßl treten,  
 Zwiess knöbn und Bon ausknolln,  
 Geh hindan, sonst laß ich Dich vom Dör-  
 ner holn.

Er springt wieder zurück und der  
 Schalksnarr ruft den Nächsten: Herein,  
 Ruabendunst, der ebenso erscheint und  
 spricht:

Ei, warum heiß i der Ruabendunst,  
 Viel Reden macht Ungunst,  
 Und der nit viel reden kann,  
 Dem steht 's Stillschweigen besser an,  
 Es hat mich z'nächst a Madl beten,  
 I soll mit ihr aufs Gäßl treten,  
 Auf's Gäßl treten nit allein,  
 Mäh'n, graben, auf an fein' Stein.

Schalksnarr:  
 Dein Krampel is also zug'spitzt,  
 Schau na, daß d' in Epiz nit obrichst.

Ruabendunst:  
 D'Krampel dorf so gspitzt nit fein,  
 Gehd denna auf an fein Stein ein,  
 Kropfata Schalksnarr, thu nit lang freiten,  
 Sonst hau i Di aufi auf die Seiten.

Nachdem auch dieser in derselben  
 Weise wie die Vorigen in's Glied zu-  
 rückgesprungen, erscheint auf den Ruf:  
 Herein, Hans Thuakoagut, der Ge-  
 nannte, sich mit den Worten einfüh-  
 rend:

Ei, warum heiß ich der Hans Thuakoagut,  
 Wo i wenig g'winn aber viel vathua,  
 Han i 's verthan meines Vaters Guat,  
 Bis auf an alten Filzhuat,  
 Den Filzhuat han i no hoch in Ehren,  
 Daraus mueß noch was bessers werd'n,

Der Quat laß i noch umher rauschen,  
 Werb ich mir a schöns Radl eintauschen,  
 Das Radl nimm i auf meine Arm,  
 Is mir kalt, so wird mir warm,  
 Das Radl nimm i an meine Seiten,  
 Kropfata Schalksnarr, mit Dir will i a  
 nit lang freiten,  
 Kropfata Schalksnarr, thu mi nit lang  
 foppen oder hassen,  
 Ich schlag Dich nieder auf freier Straßen.

Nach dem Eintreten Thuokoaguts,  
 springt auf den Ruf: Herein, Schel-  
 lerfriedl, dieser über den Reif herbei  
 und spricht:

Ei, warum heiß ich der Schellerfriedl,  
 In mein Wald hat's nix als Holz und  
 Prügl,

Holz und Prügl mit alloan,  
 Faule Stöck und hohle Stoaan,  
 Die will i verkaufen  
 Und mit dem Geld ins Wirthshaus laufen,  
 Der Wirth, der schänkt ma ein den besten  
 Wein,

Kropfata Schalksnarr, kannst a bei mir  
 sein,

Gribeln oder Rasen, da hab ich kein Freud  
 dran,

Ich hab nur ein Freud zu mein Schellen-  
 kranz,

Spielent macht's auf einen lustigen Reif-  
 tanz.

Die Musil spielt nun wieder einen  
 Steirischen und nach demselben stößt  
 der Schalksnarr den Schellerfriedl,  
 der über den Reifen springt ins Glied;  
 der Narr ruft nun: Herein, Grünen-  
 wald, welcher wie die Andern erscheint:

Ei, warum heiß ich der Grünenwald,  
 Grab ich die Wurzel: Jung und Alt,  
 Jung und Alt und Ehrenpreis,  
 Ist gut für die Ragen und für die Mäus,  
 Thua i's in a kloans Heferl hinein  
 Und laß vierundzwanzig Stund siedn  
 drein,

Nachdem nimm ichs wieder heraus  
 Und mach Dir und mir eine grüne Wald-  
 salben draus.

Also Du Kropfata Schalksnarr, machst Du  
 an Karren drein,  
 So kann meine grüne Waldsalben a nit  
 dafür sein.

Kropfata Schalksnarr, thu mi nit lang  
 foppen oder setirn,  
 Sonst hau i Dir auf's Hirn.

Nach dem Zurückspringen des Reb-  
 ners ruft der Narr: Herein, Schük.  
 Dieser erscheint:

Ei, warum heiß i da Schük,  
 Han i viel g'schossen Reh und Füchs,  
 Und hoab ma's auf a kloans Schipperl  
 z'famtrien,

Ich han wohl dreingschossen in d'Witt,  
 Ich weiß nit han i oan trocken oder nit.

Es sollt wohl gewesen sein,  
 Daß i oan trocken hon drein.

Ich han mi wohl gmacht davon,  
 Weil Du Kropfata Schalksnarr ein schlech-  
 ter Zahler bist dann,

Kropfata Schalksnarr thu mi nit lang fop-  
 pen oder hassen,

Ich schlag Dich nieder auf freier Straßen.

Er springt zurück, auf den Ruf:  
 „Herein, Springinklee, springt dieser  
 hervor:

Ei, warum heiß ich der Springinklee,  
 Harte Arbeit thuat ma weh,  
 Wenn mei Vater sagt vom Holzumschneiden,  
 Das mag i a lam daleiden,

Wenn er sagt von Holzumhaden,  
 So wird es sich wohl gar nicht machen,  
 Und wenn er sagt vom Blöcherkliabn,  
 So mag i meine Knie nit biagn.

Kropfata Schalksnarr, thue mi nit lang  
 foppen oder freiten,

Ich hau da aufi auf die Seiten.

Nach dem Wiedereintritt in's Glied,  
 erscheint auf den Ruf: Herein, Grob,  
 der Genannte mit den Worten:

Ei, warum heiß ich der Grob,  
 Einen glückseligen Tag gibt uns Gott,  
 Einen glückseligen Abend und eine fröh-  
 liche Zeit,

Gleichwie uns Gott vom Himmel geit.  
 Kropfata Schalksnarr thu mi nit lang  
 setirn oder hassen,

Ich schlag Dich nieder auf freier Straßen.

Auch dieser kehrt in die Reihe  
 zurück, der Narr ruft nun: Herein,  
 Höfenstreit und erhält von dem noch  
 entfernten Höfenstreit die Antwort:  
 Ja, ja, ja! Erst nach einer Weile  
 erscheint dieser mit Schwaaren und  
 Getränk beladen und spricht:

Ei, warum heiß ich der Höfenstreit,  
 Wein saufen ist mein' größte Freud,  
 's Wein saufen tragt aber nimmer nix heuer,  
 Geben ma die schlagrafschen Bauern s'Troat  
 a gar theuer,

Ich hama erst drei Rehen Safran kauft zan  
 Sau ausmästen,

Hat ma's aber mei Weibal beim Puhn und  
 Stingl weggeffen.

Hiazt woäß i nix z'fangen an,  
 Hiazt laß i auf und davon.

Der Schalksnarr hält nun den Davonlaufenden zurück mit den Worten:

Bua, Bua, geh he do,  
Du schau, i han a fleißigs Weib,  
Sie verkauft Mittel und Pfoad von ihrem  
Leib,  
S'Geld, das thut sie in Kasten hinein,  
Das is gar nit lang sicher drein,  
I zwick's um an Kreuzer und um an Groschen.

Höfenstreit:

Du tropfata Schalksnarr, i han a höf-  
lich's Anbegehren.  
Wannst mi da thatsi balwiren und scheeren,  
Balwiren und scheeren nit alloan,  
Sondern im Maul han i gar a übles Doan,  
Und das thut ma so weh und so ond,  
I glaub es is an übla Zont,  
Wannst mirn do thatsi ausreißen,  
I mag loa lautre Suppen nit dabeissen.

Inzwischen setzt sich der Sprecher einen großen Schweinszahn in den Mund.

Der Schalksnarr antwortet darauf:

Balwiren und scheern will ich Dich also gern,  
Gibst mir an Groschen auf d'Hand,  
So balwir ich Dich mit meiner eigenen  
Hand.

Höfenstreit:

Krag mich voran oder hint,  
Bei'n Füßen han ich auch drei Finger dicke  
Ring.

Die Musikanten spielen nun wieder einen Steirischen, den beide tanzen; während des Tanzes macht der Schalksnarr die Gesten des Barbirens vor Höfenstreit, der sich auf einen Stuhl setzt, zuletzt ahmt der Narr das Zahnausreißen nach, faßt den eben erwähnten Zahn und zieht ihn dem Sitzenden rasch aus dem Munde, wobei aber Höfenstreit vom Stuhl fällt, liegen bleibt und auch die Musik plötzlich verstummt.

Schalksnarr:

Giazt was i niz zfangen an,  
Giazt las i auf immer davon.

Er versucht Den auf dem Boden zu erwecken:

Bua, Bua, auf, auf, Kamerad,  
Rührt sich niz loa brewenkerl.

Dabei greift er ihm in komischer Aengstlichkeit den Puls:

Giazt hat mar amal a alts Weib g'rathn,  
I soll ihm in die Ohren blasen,  
Hilfts nit, so schadi's nit.

Nachdem er ihm dreimal in die Ohren geblasen, springt Höfenstreit auf und ruft:

Giazt bin i wieder von den Todten aufer-  
standen,  
I sag den Herren dafür Dank,  
Giazt greut mi wieder unser lustiger Reif-  
tanz.

Zum Schlusse legt sich der Schalksnarr selbst nieder, mit auf ihn gelegten Reifen umstehen ihn die Andern und Obermair spricht die Schlußrede:

Ha, ha, tropfata Schalksnarr, hats Dich  
bei der Kappen.  
Von mir aus g'schieht Dir recht, Du hast  
ein jeder für ein Kappen,

Ich bin heraufgestiegen,  
Wär besser ich wär drunten geblieben,  
Steig ich herauf mit Ehren,  
So wollen wir alle das Fasching'spiel ehren,  
Ich sage Euch schuldigen Dank,  
Für alle Diejenigen, die uns zugeschaut  
haben,

Wir ziehen jetzt wieder durch köinig- und  
Kaiserland,  
Alle Straßen wohl auf und nieder,  
Das Geld, das wir gewinnen, verkaufen  
wir wieder,

Seiens Groschen oder Gulden,  
Wir werden schon gebulden,  
Dann trinken wir wieder Bier und Wein,  
So wollen wir wieder lustige Reistänzer  
sein.

So steh ich auf meinem grünen Kranz,  
Spielleut machts auf nochmals einen lustigen  
Reistanz!

Zum Schlusse folgt nun nochmals Musik und ein Tanz aller Mitwirkenden.

Dies ist das Reistanzspiel, welches ich Dir, freundlicher Leser, als ein Beitrag zu Kunde deutscher Volksgebräuche in der Steiermark beschrieben. Deutungen des Einzelnen darin sind viele zulässig, wir wollen uns aber hier nicht auf dieselben einlassen, um nicht ermüdend zu wirken. Die genaue Aufzeichnung des Textes entstammt einer Originalquelle und dem Manuscripte selbst, aus dem der Tanz an Ort und Stelle aufgeführt wird. Derartige Reliquien uralten Volkslebens werden von Jahr zu Jahr seltener und sterben auch ganz aus. Eine solche Reliquie ist es, die ich hier im Heimgarten für Dich, freundlicher Leser, gerettet habe.

## Eheleute und Ehehalten.

Von Ludwig v. Hörmann.

### I.

Wie die Behausung, so ist auch der bäuerliche Hausstand mit Allem, was d'rum und d'ran hängt, je nach den Verhältnissen des Besitzers sehr verschieden. Welcher Abstand zwischen dem Hauswesen eines armen Kleinhäuslers, der mit Hilfe seines Weibes und seiner Kinder das kleine Feld bebaut, mit Kraxen die zum Fortkommen der Früchte nothwendige Erde jedes Jahr auf seinen magern, steilen Acker schleppen muß und einem reichen Unterinntaler oder Pustertthaler Bauern, der wie ein König über ein Duzend Knechte und Dirnen gebietet? Noch eigentümlicher gestaltet sich die Wirthschaft an jenen Orten, wo die Männer die halbe Zeit, wenigstens im Sommer, auf Wanderschaft begriffen sind, so z. B. in Tesereggan, in Gröden und in einigen Gegenden des Oberinntals und Vinschgaus, mithin die Hauptarbeit und Hausbesorgung den zurückgebliebenen Weibern anheimfällt. Doch sind solche Verhältnisse immer nur als durch besondere Umstände bedingte Ausnahmen zu betrachten.

Der Hof eines Bauern umfaßt in der Regel nur Eine Familie mit den dazu gehörigen Diensthoten. Bauer und Bäuerin mit den kleinsten Kindern schlafen im besten Zimmer des obern Stockwerkes, die größeren Söhne und Töchter haben daneben ihre eigenen Kammern, ebenso die Knechte und Dirnen, welche bei Raummangel auch im Estrich untergebracht werden und gewöhnlich je zwei und zwei in einem Bett schlafen. Das gemeinsame Wohnzimmer für die Tageszeit ist die Stube im Erdgeschloß. Da wird gefrühstückt, das Mittag- und Abendessen einge-

nommen, da hinunter trägt die Bäuerin die Kinderwiege, um das Kleine nahe bei sich zu haben, da versammelt sich, wie bei uns im Salon, der winterliche Heimgarten. In jenen Landestheilen Tirols, wo die Güterzerstückelung üblich ist, so z. B. in einigen Gegenden Oberinntals und Südtirols, kommt es wohl auch vor, daß zwei Brüder mit ihren Familien ein Haus bewohnen. In diesem Falle wird die Stube und Küche getheilt, ein trauriger Vorschub für Armuth und Unfrieden. Man denke sich nur zwei Hausfrauen unmittelbar neben einander schaltend und waltend! Zum Glück gestaltet dies die Sitte nur an wenigen Orten. Gewöhnlich geht das Besitzthum ungeschmälert an Grundstücken auf den Erben über. Die alten Eltern, die sich, der eigenen Wirthschaft müde, zur Ruhe begeben wollen, ziehen in das sogenannte Zuhäusl, ein kleines, im Obstanger stehendes Gebäude und beschließen, von dem jungen Besitzer mit dem Nöthigen versorgt, dort ihre Tage. Wo kein Zuhäusl ist, räumt man ihnen eine anständige Kammer im Hause selbst ein. Bisweilen trifft man, wenn es die Räumlichkeiten erlauben, auch eine Miethpartei, sogenannte Inhäusler oder Jng'häus, alte oder kränkliche alleinstehende Personen, die für einen geringen Zins eine Kammer bewohnen, ihre bescheidene Mahlzeit selbst kochen oder für leichte Dienstleistungen vom Bauern die Kost erhalten. Damit ist der weiteste Kreis der Einwohnerschaft eines Bauernhofes geschlossen.

Das Oberhaupt des ganzen Hauses ist der Bauer, der „Schaffer“,

wie er fast überall genannt wird. Ihm zur Seite steht als ebenbürtige Gefährtin die Bäuerin. Wenigstens der Außenwelt gegenüber; denn ein geistiges und gemüthliches Band besteht zwischen den Eheleuten nur in seltenen Fällen: Meistens gilt dem Bauern das Weib faktisch nicht viel mehr, ja oft weniger als ein Stück Vieh. Hievon nur ein Beispiel als Beleg. Herr Dr. D. wurde eines Tages auf einen Bauernhof in Taufers gerufen. Dort kam ihm die Tochter des Hauses weinend entgegen, gerade als er mit dem Bauern sprach und erzählte unter Thränen, daß soeben die Mutter gestorben sei. „Jesseß,“ sagte der Bauer, „jetzt hast mi gleiger (fast) erschreckt, schon hab i glaubt, es sei die Kuh krepirt.“ (Diese war nämlich gerade im Kälbern.) Mag man dieses Geschichtchen auch nur als gut erfunden annehmen, so ist es doch charakteristisch für die Denkart der Bauern. Als Seitenstück ehelicher Liebe kann folgender Vorfall gelten: Ein Weib im abgeschlossenen Bergdorfe St. Jakob in Tesereggien stellte ihren todten Mann gefroren in ihre Küche und benützte ihn als Leuchter, indem sie ihm die Kandel (Kienspan) in den Mund steckte. Im Frühjahr, als der Todte aufthaute und sie ihn nach Virgen herabschaffen mußte, bedauerte sie, daß sie nun keinen Leuchter mehr habe.\*)

Ursache des kalten Verhältnisses der Gatten ist das Motiv der Eheschließung, bei welcher stets zuerst der Verstand und nur in untergeordneter Reihe das Herz befragt wird. Gewöhnlich sind die Gutsverhältnisse maßgebend. Dabei geschieht den Gefühlen des jungen Erben selten Gewalt. Er kennt das Herkommen längst und macht sich keine schwärmerischen Liebesillusionen. Als flotter Bursche geht er wohl auch da und dort bei einer hübschen Dirn „fensterln“, knüpft vielleicht sogar eine Liebschaft an, die

nicht ohne Folgen bleibt, sobald er aber sein Besitztum übernimmt, gewinnt der praktische Sinn die Oberhand und lenkt seine Wahl auch ohne Beeinflussung der Eltern auf eine vermögliche Bauerntochter. Auf Wirtschaftlichkeit und häusliche Tugenden der Braut wird viel gegeben. „Eine gute Bäuerin erkennt man am Ruedelschupfen“, sagt das Sprichwort; deshalb geht mancher angehende Ehemann, vor er es mit seiner Erwählten richtig macht, schauen, ob sie diese Kochkunst flink und regelrecht bewerkstelligt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß eine Heirat aus Liebe gar nie vorkommt, sondern nur, daß eine solche zu den Ausnahmen gehört. Manchmal setzt ein junger Großbauer seinen Stolz darein, zu zeigen, daß er auf Geld nicht zu sehen brauche und wählt ein armes, aber auffallend schönes Mädchen zur Lebensgefährtin. Jedoch selten mit Glück, denn die Liebe, welche bei dem Landvolke sehr materieller Natur ist, verfliegt mit den Flitterwochen und wenn der Mann von roher und heftiger Sinnesart ist, so muß das wehrlose Weib die bittersten Verwürfe hören, die ihr mit dem Hinauswerfen ihres „Bettelkrams“ drohen. Dann möchte sie wohl gern mit einer armen, aber zufriedenen Kleinbäuerin tauschen.

Ist weniger Geld und Besiz bei der Wahl mitzusprechen haben, desto mehr tritt die Neigung in ihre Rechte. Der Dörcher und die Dörcherin, die beide keinen Pfennig besitzen, schließen ihre wilde Ehe aus allerdings nicht gerade idealer Liebe. Andererseits wird die Stellung des Weibes durch das zugebrachte Vermögen bedeutend modificirt. Hat sie z. B. das Gut „im halben Kauf“, d. h. hat sie das Anwesen zur Hälfte mit ihrem Gelde erworben, so ist natürlich ihre Stimme bei der Verwaltung desselben gleichberechtigt mit jener des Mannes. Um späteren Streitigkeiten vorzubeugen, werden im Heiratscontracte die beider

\*) — ? — Die Red.

seitigen Rechte genau ausbedungen, so zwar, daß beide Theile über ihr Vermögen selbstständig verfügen können. Oft geht auch das elterliche Gut auf eine Tochter über; dann ist sie Hausbesitzerin und Herrin und wählt einen aus den Freiern, welche, sei die Person des Mädchens wie sie wolle, selten fehlen. Sollte dies aber doch der Fall sein, so genirt sie sich aus zu großer Partheit gar nicht, durch Vermittlung der Eltern, des Vormundes u. um einen passenden Mann zu werben. Dieser muß dann „zu“ oder „ein“ (hinein) heiraten; ein Schritt, der wohl überlegt sein will. Denn Mancher ward dadurch zum „Siemandl“ seiner leifenden Ehehälfte. Dann er gibt er sich wohl dem Trunkte und vergnügt sich mit lustigen Kameraden im Wirthshause, unbekümmert um die Garbinnenpredigt, die zu Hause seiner wartet. Daß solche Scenen nicht selten vorkommen, beweisen zahlreiche Volkslieder, welche dieses Thema mannigfach variiren.

Der Dialectdichter Lutterotti schildert einen solchen häuslichen Zant in einem trefflichen in der Sillianer Mundart verfaßten Gedichte: Das Weib öffnet ihrem spät Nachts heimkehrenden Manne, der heftig Einlaß fordert, unwillig die Thüre. Sie wirft ihm seine Trunksucht und Verschwendung, er ihr heimliche Näscherei vor, bis sie erzürnt sein Haus zu verlassen droht, worauf die Versöhnung erfolgt.

Was indessen auch für Hänkereten und Streitigkeiten solcher und anderer Art innerhalb der vier Wände vorkommen, äußerlich bewahrt man den Frieden und das gute Einvernehmen, schon aus Furcht vor dem Dorflatsch. Die eheliche Treue wird trotz der gegenseitigen Kälte in der Regel gewissenhaft gehalten, obwohl in manchen Gegenden seltsame Begriffe davon herrschen. So glaubt man z. B. im Gleitschthale, daß der Mann keinen Ehebruch begehen könne und wenn Einer mit einem verheirateten Weibe

„etwas habe“, sei es keine Sünde. Gewöhnlich bildet sich aus Pflichtgefühl und Gewohnheit nach und nach ein ganz gemüthliches Zusammenleben heraus. Sie verdankt ihrem Gatten Ansehen und materielle Stellung, er sieht in ihr die sorgende Hausfrau und Mutter seiner Kinder; sind diese einmal da und wachsen heran, so weben die gleichen Interessen ein Band, das einer ruhigen Neigung fast gleichkommt.

Der Wirkungskreis des Bauern und der Bäuerin ist von der Sitte scharf begränzt. Der Bauer bewirthschaftet sein Gut nach außen, beaufsichtigt Stall, Feld und Scheune, ordnet alle Arbeiten an und arbeitet je nach Umständen auch selbst mit. Ein Großbauer, der einen großen Viehstand und mehrere Knechte und Dirnen hält, begnügt sich mit der Oberaufsicht über alle Berrichtungen, von welchen ihm der Großknecht Rechenschaft gibt. Er selbst fährt in seinem Einspanner oft über Land, auf Märkte, wo er Vieh ein- und verkauft, oder zu Scheibenschießen und Versammlungen, denn er ist gewöhnlich Schützenmeister und Gemeinderath. So nobel gibt es freilich der gewöhnliche Bauer nicht, von dem das Sprichwort sagt:

Der Herr muß selber sein der Knecht,  
Will er's im Hause haben Recht.

In noch engerem Sinne gilt dieses vom Kleinhäusler, der in der That selber Knecht sein muß, weil ihm sein geringes Besitztum nicht erlaubt, Diensthoten zu besolden.

Der Wirkungskreis der Bäuerin ist das Bereich des Hauses. Selbstverständlich macht auch bei ihr die Größe des Besitzes denselben Unterschied. Eine reiche Großbäuerin dünkt sich zur niedern Hausarbeit zu gut. Diese verrichten unter ihrer strengen Aufsicht die Mägde, sie selbst paradiert mit dem Schlüsselbund zu Gaben (Speisekammer) und Keller, der ihren Stolz, die goldgelben Butterwedeln und



die Reiben der gefüllten saubern Milchschüsseln — meist sogenanntes baierisches Geschirr, von den Dörchern gekauft — enthält. Nur das Kochen, wenigstens des Mittagmahles, besorgt stets die Bäuerin selbst, sei sie nun eine arme Kleinhauslerin, deren Speisezettel nur Wassermuß und eine magere Brennsuppe aufweist, oder die reiche Besitzerin eines wohlgefüllten Gaden's. In der Küche ist sie unumschränkte Herrscherin. Der Bauer redet ihr da nichts darein, außer, wenn sie etwa aus Geiz oder Unkenntniß den Diensthoten schlechte Kost verabsolgt, so daß diese sich darüber beklagen. Die übrigen Geschäfte einer Bäuerin ergeben sich von selbst, besonders bei milder großen Gutsverhältnissen. Viel Zeit nimmt die Pflege der kleinen Kinder in Anspruch, so wenig heikel man es damit nimmt und das oftmalige Füttern der Hühner und Hennen. Da die Banleute, besonders bei strenger Arbeit, oft und reichlich essen, geht das Feuer, das Kochen und Abspülen den ganzen Tag nicht aus. Daher ist die Bäuerin immer zu Hause, wenn nicht in der Kirche oder hie und da bei einer Ausfahrt. Sonntags geht sie stets in die Frühmesse oder höchstens ein oder das andere Mal in die Predigt und eilt darnach schnell nach Hause, um bis 10 oder halb 11 Uhr, wenn die Andern aus dem Gottesdienste kommen, das Mittagessen bereit zu halten. Auf's Feld geht nur die Udemittelte, die dann ihre Kinder entweder zu Hause einsperrt oder mit sich schleppt und draußen irgendwo in den Schatten eines Baumes legt. — Die Bäuerin hat auch ihr Taschengeld. Es gehört ihr

nämlich nach altem Herkommen das Federvieh und die Eier, ferner das Erträgniß des Krautgartens, soweit sie dies nicht in der Küche braucht. Sie gibt also das Uebrige der Wöthin, ihrer verschwiegeneu Vertrauten, die ihr dafür aus der nächsten Stadt Kaffee und Zucker, Weißbrot, auch Liqueur und Näscherien bringt. Das wird im versperrten Gaden verwahrt und in einem stillen Augenblick, wenn es der Mann nicht sieht, verzehrt. Trinkt er doch auch im Wirthshaus manchen Schluck, den sie nicht sieht, warum soll sie sich nicht mit etwas Süßem gütlich thun, zumal da sie so viel „Straplerei“ mit den Kindern hat? So denkt sich das Weib und steckt dabei ihrem Nesthächchen ein Stück in den verlangenden Mund.

Sie hat auch Recht. So lange die Kinder klein sind, ist die Bäuerin, die untertags arbeiten muß und Nachts beim Kindergeschrei wenig schläft, viel geplagt.

Sobald die Kleinen aber einmal laufen können, läßt man sie aufwachsen wie das liebe Gras. Man befiehlt und verbietet ihnen nicht viel, daher gibt es auch wenig Ungehorsam und Strafe. Die bäuerlichen Arbeiten lernen sie fast von selbst. Mehr gehütet und geschont sind die Söhne und besonders die Töchter der Großbauern. Im Großen und Ganzen kann man sagen, daß das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern ein schönes ist. Härlichkeiten kommen nicht vor, wenigstens nicht, wenn die Kinder einmal größer sind, aber ebenso selten vergift der Sohn oder die Tochter die schuldige Ehrfurcht gegen die alten Eltern beobachten.

## „Gschastelhuber“.

Wiener Vorstadt-Figuren von Friedrich Schögl.

Hast Du, verehrter Leser, vielleicht irgend eine „Commission“ zu besorgen, die Dir in Deinen gewohnten Berrichtungen etwa just „über Duer“ kommt, deren exacte Klage- und verantwortungslose Durchführung Dir also unangenehm ist, jedensfalls aber Dich momentan mißgestimmt macht und Dich, weil der Verbruch doch unausbleiblich, schon anticipando mit Aerger erfüllt? Gewiß ist man Dir mit solchen Aufträgen und sogenannten „Gefälligkeitsproben“ und „Freundschaftsdiensten“ an den Leib gerückt, man hat Dich mit Schmeicheln umgarnt und Dich mit verfrühten Dankesversicherungen splendide über-schüttet und Du tragest Dich, wenn Du allein, verbrießlich hinter den Ohren, murmelt ein Duzend Flüche und bist in peinlicher Verlegenheit. Du weißt Dir nicht zu rathen und zu helfen? Wie Du kurzschichtig bist! Sieh Dich doch unter Deinen Bekannten um, Du findest zweifellos ein derlei Genie, das in den verzwicktesten Fällen Auskunft geben und selbst Hand anlegen würde, ein Talent, das „in alle Sättel gerecht“ und sich in alle Umstände zu schicken versteht, sprich mit „Freund Gschastelhuber“, der thut's schon.

Denn Gschastelhuber ist in der That ein Teufelkerl, der Alles kann, eine Specialität, die, wenn auch nicht häufig, so doch überall in einzelnen Prachtexemplaren zu treffen, ein veritabler Wundermann, der nie fehlgreift, wo er thätig wird und dem es nebenbei das ausgesprochenste Vergnügen, ein sichtbares Lapsal ist, sein Licht leuchten lassen und der be-

drückten Menschheit mit Rath und That beispringen zu können. Sprich also getrost mit „Freund Gschastelhuber.“

Ich kenne einen Mann, der in den letzten drei Wochen einer verzweifelnden Familie eine tüchtige Amme besorgte, in einem andern Hause nach seiner praktischen Angabe den Sparherd abändern ließ, der sich das vermalebeite „Rauchen“ wirklich nun abgewöhnt; weiters für das Canariemännchen seiner Nachbarin ein passend Weibchen auftrieb; einem armen Schluader zu einer Freikarte auf der Abahn verhalf; das Geheimrecept einer Hundsalbe dem glücklichen Besitzer abzuschwazen mußte, um damit seinem vis-à-vis eine namenlose Freude zu bereiten, der nun das Arcanum bei seinem bereits als unheilbar erklärten „Tschokki“ mit Erfolg anwendete; ferner ein Stück echten spanischen Meer Schaum für einen Amateur acquirirte, der sich auf dem Wiener Platze vergebens darum erkundigte; dann für eine lebenslustige Witwe und deren verwelkte beide Töchter drei Billets zum „geschlossenen Abschiedsfränzchen“ in Dingada ergatterte; einem Flickschneider für dessen Jüngstes einen reichen Taufpaten anrecommandirte, einen Clavierlehrer vom Magenkatarrh befreite, beim neuen Anwurf für eine feuchte Gartenmauer, die seinem Hausherrn viel Kummer machte, den einzig richtigen Mörtelsand, der jeder Nässe widersteht und Cement entbehren kann, bei einem Fachmann eruirte; zwei elsternlose Waisen in „guthristlichen“

Familien unterzubringen, und schließlich den körrischen Bäckermeister zu überreden verstand, seinen fast nagelneuen Schlitten gegen den ausgefahrenen Steirerwagen des Fleischhählers für ein Aufbot von zehn Ritter Petersdorfer umzutauschen. Das Alles verrichtete „Gschafelhuber“ mit seiner Umsicht, Fündigkeit und Raubheit ganz allein. Eigentlich ein Mann zum küssen!

Aber er ist auch geschäftig und gewürdigt in dem Kreise seiner Bekannten, die von seiner geistigen Ueberlegenheit, seinem Wissen, seiner Erfahrung und „glücklichen Hand“ bereits soviel Respect besitzen, daß sie fast nichts mehr unternehmen, ohne Consultation bei — Freund Gschafelhuber. Man weiß, wie unbehilflich gewisse Leute bei den einfachsten Anlässen sind, wie schwer es ihnen wird, zur Feder zu greifen und ein Inserat „aufzusetzen“, wenn dieses auch nur den Umfang von viereinhalb Zeilen nöthig hätte. „Lieber weiß Gott was, als so a Plag!“ Gschafelhuber, angeblich ein „Stubirter“, der es aber in seiner Jugend vielleicht doch nur auf „drei deutsche Schulen“ gebracht, er schreibt vor keiner Aufgabe zurück, er liefert den „Aufsatz“ (er hat eine sehr lesbare Schrift) und liefert ihn zur vollen Zufriedenheit des Gesuchswerbers, ob dieser nun einen alten schwedischen Ofen zu verkaufen, einen Zitherlehrer für seine Nefte benötigte oder Dünger abzugeben habe. Gschafelhuber macht auch den Weg bis in das Insertionsbureau persönlich, weil „Herr von Grammehäbter“ (und Anhang) sich scheut, mit „Zeitungsleuten“ reden zu müssen. „Nur so was nit!“

Gschafelhuber ist jedoch der Mann für Alles. Er ist auch Vertreter von Parteien und würde, wenn es anginge, auch Candidatenreden halten, Namens der „sich nicht Trauenden.“ Hat Jemand Scheu, vor einem gefährdeten Amtspascha zu erscheinen

und über eine Affaire Erkundigungen einzuziehen oder Aufschlüsse zu geben, wobei ein „Aufschnarren“ seitens des Gewaltigen vorausichtlich, da beruhigt Gschafelhuber den Geängsteten und mit dem üblichen: „Lassen's da mich hineingeh'n, da wer' ich reden, das wer' schon ich machen!“ übernimmt er freiwillig die unangenehmste Gesticion. Wie erleichtert athmet da der Andere auf, von dessen Haupt das „Donnerwetter“ abgelenkt! Und Gschafelhuber schlichtet die Geschichte auch mit Leichtigkeit.

Wer antiquirte Nichten und Pflegetöchter zu verheiraten hat und um „Abnehmer“ verlegen ist; wer für ein besonderes körperliches Gebreche einen heilsamen Landaufenthalt sucht; wer für Adaptirungen in seinem Wohnsitz einen praktischen Rathgeber und Aufseher wünscht; wer bei Hochzeitsfeierlichkeiten oder bei Leichenbegängnissen das umständliche Arrangement des hundertfältigen Zugehörs nicht selbst übernehmen kann oder will; wer das erstemal im Leben eine Postsendung zu effectuiren oder auszulösen hat; wer seinen Jungen in eine entfernte Erziehungsanstalt abzugeben oder von dort abzuholen hat und aus Zeitmangel nicht persönlich den Reisebegleiter machen kann; wer einen Ausgleich mit srittigen, eine Veröhnung mit verfeindeten Personen anzubahnen gedenkt; wer über die Begründung eines Gerüchtes, über die Vermögensumstände Dieses oder Jenes Erkundigungen einzuziehen möchte; wer eine leise Andeutung über den etwa möglichen Kauf (oder Verkauf) eines Geschäftes zc. allmählig in die betreffenden Kreise bringen will; wer im Geheimen Gelder aufzunehmen oder über selbe zu disponiren hat; wer, sei es Kind oder Gattin (oder Gatte) oder sonstige Angehörige aus gewissen Ursachen auszuforschen und hierauf (unauffällig) zu überwachen hat; wer überhaupt einer Mittelsperson sich zu bedienen die Gewohnheit oder die

specielle Nöthigung hat, wendet sich in diesen wie in hundert anderen Fällen an den verlässlichen, vielfach erprobten „Freund Gschafelhuber.“

Und mit Recht. Denn der Mann weiß nicht nur viel, er weiß vielmehr Alles. Ein lebendiges Auskunftsbureau, ein Univerſalexikon zum Handgebrauch für tägliche Bedürfnisse ist er vertraut mit den Adressen sämtlicher besten Bezugsquellen, und wäre es für die conträrsten Ansprüche. Er rätth Dir Bernstein-Mundstücke bei Mayer an der Wien, und als „Pfeifenspißeln“ die „Lerchenzungen“ an, die Du am exquisitesten bei Slama in der Gumpendorferstraße erhältst; er wird Dich, wenn Du einen ausgezeichneten Fischertrod benötigst, zu „Vater Gries“ in der Wehrgasse führen; er wird, falls Du Dich für eine Landpartie mit Schinken- und Wurst-Proviant versehen willst, Dir das Gewünschte bei Weisshappel oder bei Hubatschka in der Neubaugasse besorgen u. s. w. Er kennt die notabelsten Firmen für wasserdichte Lodenröcke, das schwächste Klebenbrod und dauerhafte Brunnenreparaturen. Er hat immer billige Hauslehrer vorrätthig, hilft beim Tarockspielen als Bierter aus, weiß einen Käufer für alte Münzen, unterstützt Dich beim Wohnungswechsel im Aus- und Einziehen, führt Deinen maroden Pintscher spazieren oder wenns nötig ins Thierhospital, er erhebt für Dich in einer Licitation ein Speisestafel und eine Copirpresse, läßt Deine Bilderrahmen frisch vergolden und läuft im entscheidenden Augenblicke, wenn Du ganz rathlos, um die „Madame Mayer,“ der er dringendenfalls sogar assistiren würde, denn er ist „anständig“ wie kein Zweiter und in den diversesten Lebenslagen mit eclatantem Vortheil zu benützen. Ein Goldmensch!

Der schaaale Neid, die plumpe Unbeholfenheit gab ihm den höhnennden Epiznamen „Gschafelhuber.“ Er kennt seine Signatur und lächelt dazu,

im Bewußtsein seines Werthes und seiner Unentbehrlichkeit für die „Gesellschaft.“ Fade Witzlinge spötteln über ihn und seine Vielseitigkeit, Du und Andere wissen ihn, wie gesagt, zu schätzen. Endlich fühlst Du, daß Du ohne dieses Original, Deinen „spiritus familiaris“ gar nicht mehr leben könntest, denn er ist Deine „rechte Hand“ und seine praktische Geschäftigkeit Dir zum Bedürfnis geworden. Du hast Dich an ihn gewöhnt, stirbt er, glaubst Du Dich verlassen und ohne Ruhe wie ein verwaistes Kind. Wie oft denkst Du dann seufzend an den braven Mann! —

Das ist die schönere Seite der Medaille. Die Reversseite manchen Gepräges ist minder werthvoll.

Der „Gschafelhuber“ im schlimmen Sinne ist dagegen eine Dual der Menschheit. Er mischt sich ungerufen und ungebeten in die heiligsten Dinge und erweist Dir unerwartet Dienste, die Dich zur Raserei bringen. Er bringt in Dein Haus, er verfolgt Dich auf Tritt und Schritt, er hängt sich wie eine Klette an Deinen Arm, erlauscht Deine intimsten Angelegenheiten und erteilt Dir, sich als unfehlbar gerühmend, die widersinnigsten Rathschläge. Du wirfst ihn nicht los und die Deinen jammern über den Quälgeist, der als unerwünschtester Schwäger und nimmermüder „Gesälligkeitsfer“ zum förmlichen Störefried Deines bis nun ruhigen Heim's geworden. Warum verschließest Du nicht Deine Ohren, lehrest ihm nicht den Rücken, weistst ihn nicht zur Thüre, oder, wenn Du resoluter Natur, wirfst ihn nicht über die Treppe? weil Du zu gutmüthig bist!

Ach, Du kennst nicht die Folgen, die das Gebahren eines solch aufdringlichen Unholdes bringt. Ein Trättschchen hier und ein Trättschchen dort, und ein unsterblicher Zwist zwischen den allirtesten Häusern ist fix und fertig. Er umschwärmt Dein

Weib, Deine Tochter und macht sich wichtig und geschäftig und scheinbar verdienstvoll und er bringt die Zuschauer zu mißlichem Gejzschel. Man bewundert Dich anfänglich, man staunt, man begreift nicht, bis man die Köpfe schüttelt und — Vermuthungen hat. Warum auch nicht, da sonst Manches, wenn nicht Alles unerklärlich wäre? Man sieht ja Dich und die Deinen fast nicht mehr ohne den fatalen Begleiter; er besorgt wichtige Geschäfte für Dich und führt in Deinen Angelegenheiten für Dich das große Wort. Er vertritt Dich fast vollständig und gilt als Dein „alter ego,“ ohne den Du nicht mehr bestehen könntest. Er umkreist Dich, wie Faust's Pudel und hält Dich in seinem Zauberbanne gefangen. Dir ist's unbehaglich, un bequem, Du verwünschest das Verhältniß, aber es fehlt Dir der Muth, den lästigen „Hausfreund“ von Dir abzuschütteln. So trage denn, was sich daraus ergibt und bis Dir die Galle überläuft. Wenn's nur nicht zu spät ist.

Ein drolliger Anblick ist es jedoch und fast von dramatischer Wirkung, wenn zwei „Geschäftelhuber,“ jeder der beschriebenen Sorte, auf ein und demselben Schauplätze zu gleicher Zeit thätig werden, und die Eifersucht zwischen Beiden rege wird. Welch' ein Wettkampf in angebotenen Diensten. „Geschäftelhuber der Gute“ schwört hoch und heilig, daß er es ehrlich meine und arbeitet im

Schweiß des Angesichts ohne den mindesten persönlichen Gewinn, nur um seine eigennutzlose Hingebung, seine Leidenschaft für Dienstwilligkeit und die Ersprießlichkeit seiner Leistungen glanzvoll zu manifestiren. Und man glaubt ihm, man ist überzeugt von seiner Treue und anerkennt seine Opfer.

Dagegen eifert nun „Geschäftelhuber der Böse“ und intrigirt zuerst im Stillen und dann in offener Behemeng. Er verdächtigt den Rivalen und beschuldigt ihn unlauterer, selbstischer Motive, er durchkreuzt die Anordnungen und Maßnahmen des Nebenbuhlers in der Gunst des Hauses und überbietet sich in groteskster „Arbeitslust.“ Nun hättest Du's eigentlich gut; man sieht Dir den Wunsch von den Augen ab, man späht nach Deinen Bedürfnissen und stillt sie, noch ehe Du sie ausgesprochen; man ist unerschöpflich in liebenswürdiger Aufmerksamkeit und dient Dir, daß es eine „Passion“ ist. Du hast zwei unbezahlte und unbezahlbare Sklaven, die nach ihrer Versicherung für Dich in's Feuer gehen würden, Dir aber wenigstens thatsächlich vielerlei Dienste erweisen. Zuweilen werthvolle. Also, Du hast es gut, aber — wäre es vielleicht nicht doch besser, wenn Du Beide entbehren lerntest? Versuchs! Denn selbst „Geschäftelhuber der Gute“ thut eigentlich und im rechten Lichte betrachtet, doch auch nichts umsonst — die Erfahrung lehrt es.

## Die Lesezeit.

Von Hieronymus Form.

Der Nebenstod ist der Humorist in der vegetabilischen Welt. Wer kennt nicht die „lachende“ Traube? Von süßen Thränen überströmen dabei die Beeren, und so ist es der Natur gelungen, die bis zum Ueberdruß vernommene Erklärung des Humors, als des Lachens unter Thränen, sinnfällig und thatsächlich zur Erscheinung zu bringen.

Nicht einmal der Jubelfeste und frohen Ereignisse, welche sich stets vom Wein begleiten lassen, braucht man zu gedenken, um dem Nebenstod die Krone des Humors und damit den Rang eines Weltbefreiers zuzugestehen. Er verschmäht es sogar nicht, auf seinem Gebiete das kleine Krüppelgewächs des Humors, das Wortspiel, den Kalauer aufzuschließen zu lassen. Die etymologische oder vielmehr nur buchstäbliche Verwandtschaft des Weines mit dem Weinen hat sich als hartnäckiger Scheinwitz und Abergwitz durch die Sinngedichte aller Zeiten geschlängelt bis herab zu der Grabchrift des Trunkenbolde: „Weine, Wanderer, Weine!“ Fruchtbarer und fruchtbarer noch hat sich das Traubenlesen sprachlich verwerthen lassen. Verblendeter deutscher Schriftsteller, der Du klagst, nicht reich genug zu sein, um einen Weinberg Dein Eigen zu nennen! Das Schicksal hat es gut mit Dir gemeint, indem es Dir ein Glück versagte, welches Dich mit dem unsterblichen Weh verfolgte, beständig anhören zu müssen: Deine Trauben, aber nicht Deine Bücher werden — gelesen.

Ich verachte das Wortspiel in jeder Form und Gestalt; ich glaube, schon

Voltaire hat es den Witz derjenigen genannt, die keinen haben, l'esprit de ceux, qui n'en ont pas. Wenn trotzdem die Ueberschrift dieser Zeilen wie ein Wortspiel klingt, so hat sich die Natur der Dinge desselben schuldig gemacht: mit der Periode des Traubenlesens beginnt in der That auch die Periode des Bücherlesens; der Herbst ist in beiden Beziehungen — die Lesezeit.

Hat sich der Nebenstod nun auch zu einem Kalauer hinreißen lassen, er bleibt dennoch im Sinne des wehmuthsvollen Lachens der unvergleichliche und ewige Humorist. Seine Früchte lachen erst, wenn die Wehmuth des Herbstes sich über die Gefilde breitet, und kann es ein bezaubernderes Symbol der räthselhaften Herbstlaune, dieser mystischen Vermählung von Erden-schmerz und Himmelslust geben, als die durch Frost und Nebel verheißungsvoll hindurchwinkende Traube?

Sind aber nun schon einmal durch jenen Natur-Kalauer die Trauben und die Bücher in eine gewisse Vereinigung gebracht worden, so liegt es nahe, die Verbindung in Gedanken weiter zu spinnen. Ich gehe nicht so weit, neben der Traubencur, die im Oktober zur Geltung kommt, auch eine Büchercur anempfehlen zu wollen. Denn ich habe nicht die Aufgabe der Aerzte, die armen reichen Leute zu Curen zu verleiten, welche absolut nicht helfen, ihnen aber die Zeit vertreiben. Und daß die Büchercur, wenn sie auch die Zeit vertreibt, absolut nicht hilft, liegt klar zu Tage, da die Menschheit sie schon seit Jahrtausenden gebraucht und doch noch immer dieselben Schmer-

zen hat. Freilich kann der Nebenstock den menschlichen Geist auslachen, denn wenn die Früchte Weider unter die Presse kommen, ist jener sicherer als dieser, daß sie auch völlig verkostet und bis zum Grunde ausgenossen werden.

Geschlechter stürzen nacheinander in's Grab und sie vererben alle den folgenden Geschlechtern Schatzkammern ungenossenen Geistes. Nur der Ruhm des Namens, nicht der Inhalt der Werke bringt in die Menge.

Der Herbst vermittelt gleichwohl eine tiefere und wesentlichere Verbindung zwischen dem Nebenstock und dem Büchertisch, als die des spielenden Doppelsinns im Worte: Lesezeit. Wie der Wein, so genießt sich auch das Buch mit wahrer Gemüthsfreude erst in der traulichen Stille des Hauses und keine andere Jahreszeit, als diejenige, in welcher die Rebe ihre Reife vollendet hat, erweckt so süße Sehnsucht nach dem abendlichen Lesegenuß in der milberleuchteten und wohlerwärmten Stube. Man hat sich tagsüber noch sommerlichen Illusionen hingegen; Feld und Wald empfangen den noch immer wärmenden Sonnenglanz mit so leichtsinniger Fröhlichkeit, als läge das nur allzunahel Scheiden des warmen Lichtes in der Ferne der Unmöglichkeit. Plötzlich, unversehens brechen mit einem frühen und raschen Sonnenuntergang Nacht und Frost herein. Man flüchtet in's Haus und reißt innerhalb weniger Stunden zwei Jahreszeiten aneinander: Den Sommertag und den Winterabend.

Darum ist der Herbst die Zeit zur Anlegung und Vermehrung der Hausbibliotheken. Verwundert fragt der Leser dieser Zeilen: wo? Denn im ganzen weiten deutschen Reich, das deutsche Oesterreich leider mit eingeschlossen, ist es kein allgemeiner Gebrauch, Hausbibliotheken zu sammeln, gehören die Kosten dafür nicht wie bei andern Culturvölkern, wie bei den Deutschen Amerika's, bei Franzosen

und Engländern zu den Voranschlägen des häuslichen Jahresbudgets. Ausschließlich in deutschen Landen scheinen Hausbibliotheken und ihre jährliche Vermehrung keine Nothwendigkeit, kein Bedürfniß des gebildeten Familienlebens zu sein.

Diesem arm- und trübseligen Umstand allein entspringen die schreienden Schäden der deutschen Literatur im Großen und Ganzen zur Beschämung der Nation vor andern Völkern. Ich müßte über die Grenzen einer bloß an die Jahreszeit geknüpften Betrachtung weit hinausgehen, um dies in allen Einzelheiten überzeugend nachzuweisen; ich halte hier nur das individuelle Schicksal deutscher Dichter im Auge. Mittelmäßige und schlechte Lyriker und Novellisten gibt es bei allen Nationen, keinem Menschen fällt es ein, zum Ankauf ihrer Bücher anzuregen, oder aus der Verarmung und Verkümmern solcher Dichter der Nation einen Vorwurf zu machen. Unerhört aber ist es in der übrigen Welt und nur bei den Deutschen ein alltägliches Vorkommen, daß von den kompetentesten Kritikern der Nation oder von den angesehensten Volksblättern und Familienzeitungen des Reiches gepriesene Dichter nicht aufhören — beklagenswerthe arme Poeten zu sein, denen die „Schiller-Stiftung“ beizuspringen muß und es nur nothdürftig thun kann. Wenn die „Times“ oder die „Saturday Review“, wenn die „Revue des deux mondes“ oder das „Journal des Débats“ einen Dichter ihres Landes als einen Meister in seiner Art, als eine hervorragende nationale Erscheinung bezeichnen, — so baut ihm der Abfaß seiner Bücher Paläste. Ich brauchte nicht weit zu suchen nach einem Beispiel, daß das deutsche Hausblatt in zwei Welttheilen, die unvergleichlich verbreitete „Gartenlaube“, die in richtiger Erwägung, daß das Gute selten ist, nur selten literarische Besprechun-

gen bringt, die Lyrik und Novellistik eines Dichters als außerlesen, als ruhmvoll für die Nation, als würdig bezeichnet hat, zum Besitz jedes deutschen Hauses zu gehören — und daß der also erhobene Dichter nicht nur nach wie vor um das tägliche Brod zu ringen hat, sondern auch seinem Volke nichts mehr bringen kann, weil seinen Verleger durch den schlechten Absatz der so hoch gepriesenen Bücher die Hände gebunden sind.

Ja, so sind die Deutschen! sagt die deutsche Familie und — schickt in die Leihbibliothek.

Durch solche Vorgänge setzt sich die deutsche Nation als Culturvolk zum Rang der „interessanten“ Nationalitäten herab, jener halbcivilisirten Völkerschaften, die es nicht zu einer politisch selbstständigen Staatsgestaltung gebracht haben.

Wie um mir zum Beweise dieser Behauptung zu dienen, erfahre ich soeben das Schicksal des polnischen Dichters Anton Malczeski. Denn seine erzählende Dichtung „Maria“ hat jetzt erst eine deutsche Uebersetzung gefunden, durch A. Zipper, und sie ist von ihm mit einer biographischen Einleitung versehen worden.

So lange der Dichter lebte, ist kein einziges Exemplar seiner Dichtung abgesetzt worden. Seit er todt ist, gehört sie zu den am allgemeinsten gelesenen Büchern der Polen.

Dieses literarische Schicksal ist ein barbarisches, daß es wie dem „Volk der Dichter und der Denker“ aus dem Gesicht geschnitten erscheint. Was etwa zur vollkommenen Aehnlichkeit noch fehlt, schlägt nicht zum Vortheil Deutschlands aus. Denn den Polen dient zur Entschuldigung, daß sie, niedergebrückt von den Schmerzen ihres welthistorischen Nationalgeschickes, nicht die rasche Empfänglichkeit für eine nationale Manifestation von bloß poetischer Art haben konnten.

Ein anderer Unterschied ist, daß unerdiente Vernachlässigung einem

deutschen Poeten bloß das armselige und uninteressante Dachkammer-Leben eines Lorenz Kinklein bereitet, während der polnische Dichter ein so pittoreskes, abenteuerliches, anziehendes Leben aufweist, daß es selbst den herrlichsten Stoff zu einer national-polnischen Dichtung abgeben könnte und auf diese Weise wenigstens indirect der Literatur seiner Nation noch zu Gute käme.

Malczeski, 1793 geboren, wurde früh Soldat, theilte die Hoffnungen und Enttäuschungen der Polen, verursacht und verschuldet durch die Politik und Kriegführung des ersten Napoleon. Dann nahm der junge Soldat seinen Abschied und bereifte jahrelang die vorzüglichsten Culturländer Europa's. Der Besitz eines kleinen Gutes gerade im Herzen Polens fiel ihm zu und rief ihn heim. Er bewirthschaftete sein Eigenthum und besuchte häufig seinen theuersten Freund, der in der Nachbarschaft begütert und mit einer Verwandten Malczeski's vermählt war. Die junge Frau, im höchsten Grade an den Nerven leidend, fand Beschwichtigung und Erholung nur im Gespräch mit dem jungen Verwandten. Malczeski war ein ungewöhnlich schöner Mann, über Mittelgröße und mit allen Vorzügen eines aristokratischen Aeußern begabt. Bald erwuchs das freundschaftliche Verhältniß zu größerer Zärtlichkeit, und so groß war die Liebe des Gatten zu seiner Frau sowohl als zum Freunde, daß er ohne Groll in die Scheidung willigte, und die Frau mit dem Freunde ziehen ließ, damit sie in Warschau ihre Vermählung möglich machen.

Malczeski aber hatte inzwischen sein Gut und sein ganzes Vermögen auf seltsame Weise verloren. Das Liebespaar war genöthigt in Warschau eine schlechte Wohnung zu beziehen und überhaupt in äußerster Dürftigkeit zu leben. Da versprach sich Malczeski von seiner noch auf dem Gute gebichteten Erzählung „Maria“ goldene



Berge. Er ließ sie drucken und sie blieb — unverkauft, dieselbe Dichtung, die heutzutage in so vielen Exemplaren verbreitet ist, daß sie damals dem Unglücklichen sein verlorenes Gut und Vermögen reichlich ersetzt hätten. Ganz wie in Deutschland, aber ganz anders als bei den übrigen Culturvölkern!

Der unglückliche Dichter, der schöne kräftige Mann, widerstand nicht so vielen Schicksalsschlägen, er starb früher als seine so überaus zarte und nerdentranke Geliebte. Da ihre Vermählung mit Malczeski unter den traurigen Lebensverhältnissen des Letzteren nicht hatte bewerkstelligt werden können, so lehrte die Frau zu ihrem Manne zurück, der sie freundlich und freudig wieder aufnahm.

Man wird gestehen, daß die Geschichte Malczeski's sammt der in ihr enthaltenen Liebesepisode reich genug ist an psychologisch interessanten Kämpfen und Wendungen, um selbst Stoff zu einer Dichtung abzugeben, die leicht größeren Werth haben könnte, als was ihr Held selbst gedichtet hat. Ich will übrigens hier die poetische Erzählung „Maria“ nicht rezensiren, nur wiederholt darauf aufmerksam machen, daß sie heute bei den Landsleuten des Dichters das am meisten verbreitete Buch ist, daß also die große deutsche Nation, die mit ihrer neugewonnenen politischen Einheit im Vordergrund der gebildeten Völker zu stehen glaubt, vielmehr zum Rang der durch Unglück und Unterdrückung an völliger Civilisation verhinderten Nationalitäten herab-

sinkt, wenn sie fortführe, die Schöpfer ihrer besten geistigen Werke verbüchern und verkümmern zu lassen, bloß weil sie sich nicht zum Bücherankauf, nicht zur Anlegung von Hausbibliotheken entschließen kann.

Man füllt in dieser Jahreszeit Scheunen und Keller mit Korn und Wein, mit allen materiellen Erträgen eines abgelaufenen Zeitabschnittes; man fülle doch auch einige Schränke mit den am meisten empfohlenen Erträgen des deutschen Geistes in den letzten Jahren. An Leselust fehlt es doch wahrhaftig in Deutschland nicht, nur verzettelt sie sich ohne einen dauernden Gewinn zurückzulassen in übertriebener und dadurch dem Geist und Gemüth schädlichen Zeitungslectüre.

In England, in Frankreich ist eine Familie nur in dem Falle stolz auf ihr Silberzeug und ihre Tafelwäsche, wenn sie auch den Besitz der besten literarischen Producte ihres Landes nachweisen kann. Dazu kommt eine einzige politische Zeitung in's Haus und zur Befriedigung specieller Gemüths-Interessen eine Wochen- oder Monatschrift gleich unserm „Heimgarten.“ Jedesmal beim Beginn des Herbstes wird die Hausbibliothek revidirt und für den Winter neu ausgestattet. Käme dies endlich auch in deutschen Familien auf, dann segneten nicht bloß die theilhaftigen Autoren, auch die Schutzgeister der Cultur und nationalen Bildung, des Fortschrittes und des politischen Gedeihens — die deutsche Lesezeit.

## Grundsätze eines Menschenfressers.

Antwort auf den Artikel „Grundsätze der Vegetarianer“ im August-Hefte.

Jetzt hätte ich mich bald recht geärgert — denn ich erinnerte mich ganz genau, daß schon zur Zeit meiner Geburt, also gleich am ersten Tage meines Daseins, ich die Milch meiner Mutter gesogen, später sogar wegen sehr starken Begehrens die Milch einer ausgiebigen Amme, und da habe ich also, verführt durch die altverstorbenen Carnivorischen Ahnen — zweimal Menschenfresserei in scheinbar unschuldiger, aber dennoch verabscheuenswürdigster Weise getrieben!

Wie man so in aller Unschuld denn doch ein gesellschaftlich gefährliches Individuum sein kann!

Recht geärgert hätte ich mich bald, sagte ich. Ja. Zum Glück erinnerte ich mich, daß sogar die Walfische im Meere ihre Jungen säugen — und das sind Fischfresser, und daß sogar Bämmer, Kälber, Füllen und Kaninchen an ihren Müttern saugen, und all diese sind, meiner genauesten Naturforschung nach, Grasfresser, also keine Verzehrer von Fleisch und Fischen, wären diese selbst Rheinlare oder Solo-Fetthäringe.

Soll vielleicht in der Natur dadurch angedeutet sein, daß zweierlei und verschiedene Nahrung, namentlich zu verschiedenen Zeiten, das Angemessenste für verbauende Wesen?

Ich möchte mich sehr gerne zum Vegetarianismus belehren lassen, namentlich wenn ich täglich zu hesperischen Früchten einige Flaschen Malvasier, oder auch Muskat Bunnel, oder wenn's schon nicht anders sein soll, „Beuve Eliquot“ haben könnte. — Bitte zu bemerken, daß ich nicht etwa die „Beuve,“ zu deutsch „Witwe

Eliquot,“ persönlich verzehren möchte — nein, ich wollte mich bescheiden mit ihrem Wein begnügen, denn Wein ist ja auch vegetabilisch, traubenverläßlichst gewachsen und aus der Rebwurzel gebiehen. — Sogar mit einem Fäßlein „Lager“ oder „Märzen“ oder „Bod,“ oder „Salvator,“ selbst englischen „Porter,“ „Pale-ale,“ oder „Stout,“ und wenn das Schicksal einem zürnen wollte, „Berliner kühlen Blonden“ wollte ich zufrieden sein, denn diese Biere oder Gerstensäfte, Malz- und Hopfen-Extracte sind ja wieder ursprünglich vegetarianischer Herkunft — es wäre gerechterweise nichts gegen sie einzuwenden.

Wieder aber erinnere ich mich — falls ich mir an diesen gewachsenen Säften einen Katzenjammer (animalisch!) antrinken sollte, oder könnte, ihnen also nicht gewachsen wäre — wie sollte ich mich herausfinden? — Ohne Härting! Unmöglich!

Schon wieder möchte ich daherowegen darauf zurückkommen, daß die Schöpfung eigentlich Eines für das Andere angeordnet hat und die vielseitige Verzehrerei grundsätzlich nothwendig ist.

So lebe ich mich hinein in die Zukunftspläne des Vegetarianismus. Unsere Kuh, welche schon acht Jahre im Stalle steht und täglich zu gebührender Zeit ihr Milchquantum abgegeben, hat wegen Differenzen mit dem ihr wohlbekannten „Gemeinde-Jodl“ oder wegen übler Laune bezüglich der öffentlichen „Gutweide,“ die Milchfabrikation gänzlich quittirt, den Gewerbeschein zurückgelegt — und wünscht in Pension zu gehen. —

Oder sollen wir das gesammte im Haus unnütz gemordene Vieh laufen lassen? In's Freie! — Wenn mein Nachbar nichts dagegen hätte. Aber dieser Mensch ist sogar ein Vegetarianer und hütet sein Kraut, seinen Kohl, seinen Spargel und seine gelben Rüben ängstlich vor jeder Raupe, umsomehr vor Wehrbedürftigen. Nur seine Frau die „Zwiderwurzen,“ die möchte er — doch das führt mich zu weit ab — also mit dem Laufenlassen ist's nichts, wegen Forstamt, Straßenpolizei und Raumangel für unsere, neben der Vieh-Gesellschaft. Daher tobt'schlagen!

Tod mittelfst Beil, oder Feuer, gleichwie bei indischen Witwen, die nicht mehr zu brauchen — in jedem Falle aber eine gebührende feierliche Bestattung!

Und all die schönen „Besteaks,“ „Lungelbrat,“ „Gschwanzte,“ „Scherzl,“ „Schlepp,“ „Vorders“ und „Hinters“ — o Gott, es ist ein Jammer drum!

Doch vielleicht gibt's trotzdem eine Rettung für Grundfäße. Und betrachten wir die P. T. Vegetarianer, wie sie eigentlich ihr Gemüse verzehren. — Haben Sie, lieber Freund, oder liebe Freundin, schon einen Vegetarianer gesehen, welcher Gras, frisch oder als Heu, gegessen hätte? Oder sogar auch abgebrüht, wie man's dem Vieh mit dem „Trank“ gibt?

Nein. Ich sah's auch nicht. Immer war das Gemüse hübsch „abgeschmalzen,“ gebuttert, gefalzen, geölt, „viehisch gefettet.“ — Wenn man nicht ausschließlich Baumöl hat, oder haben will, kommt immer wieder das liebe thierische „Vieh“ zu Hilfe — und ich möchte zweifeln, ob dies menschlich-philosophisch-logisch richtig ist.

Ja noch Eines. Wenn der Mensch nur ein Pflanzenfresser; wie kann er sich unterstehen Mineralien, Erd und Stein zu verzehren? In dem er Alles recht gut „salzt,“ ja sogar eine Portion Salz für seine Zähne und Knochen bedarf und verwendet, ist er schon kein

Vegetarianer mehr. Und wenn auch die Bergleute sagen, das Salz „wächst,“ so kann es doch nicht begossen werden, damit es höher gedeihe und treibe, oder gar Samen bringe.

Die Vielesfresserei oder mehrseitige Ernährung zeigt uns schon das Thier. Die Büffel ziehen in den Prairien auf weiten Strecken zu den Salzladen und treten Pfade zum Trank aus, welche nicht reines Wasser, die Hirsche thun desgleichen, selbst in den Bergen, wo sie „Salzladen“ finden, ebenso die Füchse „lecken,“ die wilden Pferde — und selbst die Esel sind keine Esel.

Jedes warmblütige Thier, Säugethier, sucht die Würze — und die Vögel sind arge Schlecker. Die vegetarianischen Samenfresser werden zur Zeit der Brut-Ernährung Fleischfresser, und keine noch so fette Mücke oder magere Heuschrecke, oder bescheidener Regenwurm und melancholischer Maikäfer oder sonstiger Sumsommer ist vor ihnen sicher.

Sind die Vögel entartet, oder ist die Natur entartet, welche verschiedenerlei Nahrung zu verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten rathet, bietet, im Instincte betreibt?

Noch eine Schlaueit der Vegetarianer möchte ich bemerken. Essen sie denn Pflanzen, wie sie sich in der Natur vorfinden? Mögen sie doch gefälligst in die Natur gehen und sich dort, wo keine Gärten und Feldwirtschaften sind, fatteden!

Ich bitte mir aus, daß sie selbst mit der Hand Kornähren raufen und Körner schlucken — was ihnen mit der Zeit auch einige Verdauungsbeschwerden machen dürfte — denn die Körnerfrucht ist ein Pflegeproduct der Menschen seit unberechenbaren Jahrtausenden, und nicht so in der wilden Natur vorhanden. Ebenso ist das „Krauthaupt“ und der Kohl und die gelbe Rübe — kurz sind alle für die Küche verwendeten Pflanzen Kunst- und Zuchtproducte der Menschheit, zu denen die Natur gerade so helfen muß,

wie zu einem Paraplui — derlei Adam sicherlich nicht besessen — denn dasselbe besteht aus Holz und Eisen und Baumwolle und Seidenwurmgespinne — die nicht übernatürlich erzeugt wurden und ihre Urstoffe auch schon in „Abrahams Wurfkessel“ hatten.

Also geht aus dem Ganzen grundsätzlich hervor, daß die Natur mit Allem vorhanden ist, daß der Mensch es nütze, gestalte!

Was hätten vegetarianische Völker essen sollen, bevor genügende Aepfelwälder, Birnen-Culturen und Zwetschens-Dickichte vorhanden gewesen — und sogar bezüglich für den Winter als „Klegen“ (Dürrobst) präparirt werden konnten?

Und ich bemerke, daß außer auf einigen tropischen Fleckchen Erde gutes Obst gar nicht wild vorkommt, also auch nie gewesen ist.

Selbst wenn die table d'hote des Paradieses vegetabilisch konstruirt wird und die Hasen, Fasanen und Kibitze nur zur Verschönerung der Parkanlagen vorhanden waren — kann ich mir nicht gut denken, daß die Adamiten nicht auch einmal ein Kibitz-Ei kosteten, brieten, will sagen hart machen und mit Salz verzehrten. — Dann fanden sie sogar Pfefferkörner, Zimmt-Magerl (Nelken), Balbrian, Paprika und weitere wahrhaftig gewachsene „Vegetabilien.“

Wenn mir schon das „Gewachsene“ ausschließlich gedeihen soll, weshalb nicht auch eine Portion Tollkirschchen, oder eine Handvoll Wermuthkraut, oder gesottener Tabak? Nießwurz thät's auch!

Voraus hervorzugehen scheint, daß die gute Frau Natur und der Herr-Gott zu dem Menschen sagen: nimmst Du Pflanze, so ist's mir Wurst — nimmst Du Fleisch, so ist's mir Kohl! — Das heißt, ganz ernst gesagt, daß die Natur vom lieben Herrgott vorhanden ist, damit der Mensch Alles prüfe und zu seinem Besten nütze, ordne — gleichgiltig ob es gewachsen, geboren oder ausgebrütet.

Daß die Vegetarianer natürlich vorgehen, ist ein — „Pflanz!“ Die Oesterreicher verstehen dieses Wort und den Nichtösterreicher sei gesagt, daß es etwas „Vorgefertigtes,“ „nicht Vorhandenes,“ die „blaue Märchenblume“ ist oder bedeutet. Die Vegetarianer essen nichts, wie es in der Natur vorhanden ist, denn sie kochen, sieden, baden, braten, essen sogar „Zwetschenknoßl mit Semmelbrösel.“ — Also sie gestalten um. Kein einziger afrikanischer Brodbaum erzeugt „Graham-Strizl“ oder etwas Aehnliches, was mit dem Producte des miserabelsten Landbäckers concurriren könnte.

Nicht einmal „Preßhefe“ und „Sauerteig“ gibt es in der Natur — und der allerbescheidenste Schmalzkrapsen wird durch ein bißchen Zucker nicht verschlechtert. Diesen Zucker, welchen die Vegetarianer nicht verschmähen, macht man wohl aus Rüben und Rohr, aber nicht ohne Beihilfe von Thierknochen, von Kalk und gebranntem Gebeine, also schon wieder Mineral- und Thierreiches unausschließliche Beihilfe.

Die Herren Vegetarianer werden ebensowenig Baumrinde, gleich den hungrigen Wilden essen wollen, oder Speckstein zur Ausfüllung des Magens, so wenig wie die „Carnivoren“ oder Fleischfresser Unschlittkerzen und ungeputzte Hühnerflügel für eine Delikatesse erklären mögen.

Mache ich also gleichzeitig aufmerksam, daß der verbissenste Vegetarianer sich durchaus nicht in ein Mittagessen von ungesottener Kartoffeln wird verlieben wollen. Oder wünscht er eine Portion trockener Bohnen — denen von der Natürlichkeit nicht das Geringste abgeht?

Das Feuer wird also zur Umgestaltung der gewachsenen Nahrungsmittel gebraucht, die Kunst der Umgestaltung aller Nahrungsmittel wird angewendet — und diese unzählbare Jahrtausende alte Erfahrung

und Kunst, ist ebenso ein Eigenthum der Fleisch-Verzehrenden, welche auch weder die Haare der Ziege, noch die Wolle des Lammes, ebensowenig die Hörner des Rindviehes fieden und verzehren, aber das Fleisch umgestalten, leicht verdaulich werden lassen, die Schädlichkeit verschiedener Stoffe durch Feuerkraft und Hitze und Würze vertilgen und das Nützliche, kräftigend Nährendes, was die Natur in diese Stoffe gelegt — und die sich auch in den Vegetabilien da und dort mehr oder weniger finden — dem Menschen zuträglich und brauchbar machte!

Wollen die Herren Vegetarianer das Ei im „Guglhupf“ gemüthlich sich runden lassen — aber die Henne, die eben zu „legen“ aufgehört, auf einer Bahre feierlich bestatten?

Es geht mit dem Vegetarianismus wie mit allem Neuen, wie mit dem Gegensatz von „Homöopathie und Alopäthie“ in der allerersten Zeit, in welcher beiläufig der Schatten eines Medicamentes auf ein Böttch voll Wasser geworfen, genügen sollte für unendliche Heilkraft. Man hat schließlich den Homöopathen nachgewiesen, daß sie sich in Fällen so starker Dosen bedienen oder bebienen mußten, wie ihre Gegner und daß die Reaction, welche sie hervorgerufen gegen den alten alopäthischen Stumpflangen Rezept-Misch rasch sehr nützlich war. Das übermäßige Fleischverzehren, Ueberhitzigen durch Gewürze, Ueber Schnapsen mit Alkohol in allerlei Formen, ward längst als schädlich erkannt von Vernünftigen; der Vegetarianismus ist nur da, um stetig zu warnen und zurückzuhalten und zu „mengen“ — so wie er gewarnt sein möge vor der Verweichlichung, Volkswirtschaftsverbrennis und Unfriedensstiftung, wie auch Kraftvergeudung aller Art und Satire erweckende Alleinseigmacherei!

Man hat noch von keiner Seite einem an Blut armen Menschen gerathen, einen eisernen Thürklopfer

oder Schußlabtschloß, selbst nur den kleinsten Schindelnagel zu verschlucken — nicht einmal sich ein stumpfes oder scharfes Messer in den Leib zu stoßen. Wohl aber geben die Aerzte, welche zuweilen auch Menschen sind, dem Menschen Eisen in flüssigen, allmäligen Portionen, und von der Natur aus gibt's keine „Eisenfresser“.

In Südamerika geben die Leute den Kranken, Schwachen, einen noch warmen Röhrentrochener eines eben geschlachteten Thieres, und der kranke Mensch wird stark und gesund davon. In Europa empfinden Millionen Widerwillen davor und essen Fleischextract zu dem Abfuß von Theeblättern und werden auch gesund. Die Natur gibt uns die Kaffeebohnen wie die Kartoffel und will gerade nicht, daß wir erstere sowie letztere ohne weitere Procebur verzehren.

Daß der Mensch in verschiedener Weise selig werden — will sagen satt werden kann und sogar gedeihen, ist nur ein Beweis für die Natur im Allgemeinen, welche in verschiedener Gestaltung doch das Eine birgt und bietet, und ein Beweis für seine, das heißt des Menschen Natur — welche geschaffen ist, daß er eben Alles für sich nützlich und gebedtlich machen kann.

Den sehr ernstesten Streit der Naturforscher wegen der Zähne, der Malm-, Gau- und Schneide-Zähne der Menschen will ich hier nicht des Weiteren auseinandersetzen, thatsächlich kann der Mensch eben so Fleisch wie Pflanzennahrung verzehren, zerbeißen — und vergeblich hat er diese Eigenschaft nicht.

Wenn Schafe und Rhee zum Fleischstessen gebracht wurden, wie die Vegetarianer demonstrieren, ist das ja eben ein Beweis gegen den Vegetarianismus, denn so unpassende Organismen ertrugen die Kost nicht nur, sondern sie wurden „wild“ und mitthin stark.

Die in den Stuben aufgezogenen Hunde und Katzen, unwidersprechlich

Fleischfresser, mit entsprechendem Ge-  
zähne und Magensaft versehen, essen  
nur gesottenes und gebratenes Fleisch,  
verschmähen jedes Rohe, die Raze selbst  
die lieblichste ihr vorgelegte Maus,  
aber keineswegs Milchreis, Gemüse,  
Zuder, Brod, Kuchen, Mehlspeisen.

Sogar die culturfähigsten, die  
flügsten Vögel, die Papageien, welche  
in der Natur nur Früchte essen und  
Vegetarianer sind, würdigen in der  
Cultur oder Menschengemeinschaft  
Fleisch, Fett aller Art, Speck, Eier,  
Wurst, Schinken, Knochen (Mehl-  
speisen selbstverständlich) und ich ver-  
schmähere, verschmähen rohen Salat, aber  
essen sich behaglich an einem mit  
Essig und Del wohl durchtränkten satt  
— trinken Bier und Wein mittelst  
Brotstücken, auch schwarzen Kaffee  
und leidenschaftlich Milchcaffee.

Sogar jene Vögel und Stuben-  
thiere, welche nicht die einseitige aber  
mehr- und vielseitige Kost genießen,  
gedeihen am besten, bleiben die ge-  
sündesten und werden die ältesten.

Daß blos Pflanzkost essende  
Stämme in Indien die verweichlichsten,  
energielossten sind, sei beiläufig er-  
wähnt, aber keineswegs vergessen.

Der Vegetarianismus ist mit sei-  
nen Grundfäßen gerade so ein De-  
weis gegen die Vegetarianer, als wie  
sie glauben für sie. — Das Schädliche  
in der Fleischkost scheidet der Mensch  
eben so gut aus, wie das Schädliche  
in Erbsen, welche madig, in Korn,  
welches „spelzig“ oder ausgewachsen,  
in Kartoffeln, welche faul oder in-  
fusorien „krank“ sind — in Kohl,  
Kraut und Gurken, deren Feucht-  
wasser zum Theil entfernt werden  
muß, um nicht Leibschnitten zu ver-  
ursachen — wie sogar im Wein,  
welcher Essig geworden ist und dessen  
„Bauchwidien“ der ärgste Fleischver-  
zehrer fürchtet.

Guten „Hauptelsalat“ verschmäht  
selbst ein Vegetarianer nicht und müßte  
er ihn mit Essig und Del und Pfan-  
nentuchen verzehren.

Weshalb ich mich einen Menschen-  
fresser genannt!

Zu allererst, weil ich die Auf-  
merksamkeit auf meine Zeilen lenken  
wollte, welche sicherlich von Manchen  
ungelesen geblieben wäre, wenn ich  
nicht so barock, pidant-verführerisch  
überschrieben hätte — und ferners  
weil ich gerade so wie die Eier,  
Butter, Milch, Käse zc. verzehrenden  
Leute, die sich Vegetarianer nennen,  
das Recht habe, mich Menschenfresser  
zu benamsen; denn ich bekenne, ich  
habe nicht nur in der Muttermilch  
meine Gebäterin verschlungen, sondern  
im Kohl meinen Urgroßvater, im  
Sauerkraut meine leibliche Urgroß-  
tante aufgezehrt, und ich vermüthe im  
Gurkensalat und äußerst herbem Spinat  
die Schwiegermutter zweiten Grades  
eines nahen Verwandten. — Alles Ge-  
nannte ist aus dem Staube und Ader-  
grunde gewachsen, welcher doch bestimm-  
test die Reste unserer Urahnen enthält.

Ich möchte sogar die Herren Vege-  
tarianer und ihre Kost sehen — wie  
mager! — wenn nicht der ökonomisch  
sehr geschätzte Stalldünger und sonst  
alle thierischen Abfälle salva venia,  
ihren Grundfäßen wesentlich Hilfe  
leisten würden.

Läßt ja auch schon Shakespeare  
in seiner Todtengräber = Scene im  
„Hamlet“ demonstrieren, daß ein er-  
habener Urahne und Großvater, das  
heißt dessen Asche, ein Spundloch  
verschmiert halte.

Doch denken wir, bevor wir uns  
aus dem Staube machen, nochmals  
an's Spundloch, erheben wir den  
besten vegetabilischen Neben- oder  
Gerstensaft — es kann auch Korn-,  
Kirschen-, Wachholder-, Enzian- (Kräu-  
ter- und Wurzel!) oder sonstiger Liqueur  
sein — benedictus — das heißt die  
Benedictiner verstehen die Mischung  
am vorzüglichsten — und lassen Sie  
— nachdem ich Ihr Wohl aufrichtigst  
befördert — auch leben Ihren nicht  
nur ungefährlichen, sondern sogar för-  
derlichen  
A. S.

## Eine Frau mit solchen Grundsätzen!

Skizze von Hans Malser.

Endlich hatte Professor Stambart seine Braut gefunden. Er hatte viele Jahre lang nach ihr gesucht. Sein Ideal von der Ehe stand so hoch, daß die schönsten und besten Töchter des Landes nicht dazu emporlangten.

Schon zweimal war er Bräutigam gewesen. Seine erste Braut war ein herrliches Mädchen und ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes. Sie war nicht allzu schwärmerisch, ihr Gedanke war oft mächtiger, als ihre Empfindung. In modernen Lehreinrichtungen hatte sie ihre Bildung empfangen; gleichwohl erst achtzehn Jahre alt, umlächelt von rosigem Glücke, das in ihrem Auge wiederpiegelte, beschäftigte sie sich doch häufig mit den Schattenseiten des Lebens und sprach darüber, wie ein eingekerkelter Schopenhauerianer. Einmal trat sie gesprächsweise für die Löslichkeit der Ehe ein; darüber brach der Professor mit ihr das Verhältnis ab. Er will kein Weib, das selbst mitten in der Liebe glorreichster, berauschendster Zeit schon an eine Trennung von dem Geliebten denken kann.

Seine zweite Braut war ein Kind des Glückes. Auf Rosen gebettet, auf den Händen getragen, sah sie nichts als Lust und Freude. Ein großes Vermögen versprach ihre und ihres Vaters Zukunft vor allen materiellen Sorgen zu bewahren. Der Professor sollte sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen können. Seine Braut hing an ihm mit leidenschaftlicher Liebe und den Gedanken an eine Trennung von ihm vermochte sie nicht zu fassen. Eines Tages war von Müttern die Rede, die ihre Kinder durch

Ammen ernähren lassen; die Braut fand das selbstverständlich und rebete solchen Müttern das Wort. Darüber löste der Professor mit ihr das Verhältnis. Er will keine „Dame“ zur Frau, er will ein Weib, ein echtes, deutsches, opferfreudiges Weib, das wie der Pelikan seine eigene Brust aufthut, um die Kinder zu züchten.

Und nun die Dritte. Sie war die lieblichste, bräutlichste und kindlichste von Allen — sie war zwanzig Jahre jünger, als der Professor. Heute wandelte er mit ihr im Schatten des Bälbdchens und legte seinen rechten Arm um ihre Taille und seine Hand wurde befächelt von dem weichen Gelocke, das von ihrem Haupte niederwallte. Im Schlosse hallten Hämmerchen, die Pforten und Treppen wurden bekränzt zu dem Hochzeitstage.

„Also morgen, mein Kind!“ sagte der Bräutigam.

„Ja, morgen,“ antwortete das Mädchen und blickte mit seinem Auge, das so blau und tief war, wie Matenhimmel auf hohem Berge, zum Professor auf.

„Morgen zu dieser Stunde sind wir Eins für alle Ewigkeit.“

„Ich möchte wohl gern wissen, Franz, ob —“

Sie unterbrach sich, er blickte sie fragend an.

„Nein,“ fuhr sie fort, „Du kannst es ja auch nicht wissen. Ich denke nur bisweilen daran, ob zwei Eheleute auch im Jenseits wieder zusammenkommen.“

Darauf entgegnete der Professor: „Wenn es ein Jenseits gibt und wenn sich die Eheleute treu geliebt

haben, so müssen sie dort wohl wieder zusammenkommen.“

„Daß sie sich treu lieben,“ antwortete sie, „das kann wohl nicht anders sein.“

Er schwieg.

Nach einer Weile erst, als sie auf der Lindenbank saßen, mitten im Grünen und zwischen Rosenbüschen, wo Schmetterlinge gaukelten und wo die Natur über ihrem Lächeln eingeschlummert schien, um vom Paradiese zu träumen, da sagte der Professor: „Ja, mein geliebtes Herz, das Eheglück hat mancherlei Feinde. Wir werden sie nicht kennen lernen, ich will Dir nur ein paar Namen derselben nennen. Da ist die Eifersucht, die Unredlichkeit, die Armuth.“

„Auch die Armuth?“ sagte das Mädchen.

„Das ist die Harmloseste von den dreien, aber die Häufigste.“

„Da denke ich an Frau Berger,“ versetzte sie, „Du kennst sie ja?“

„Die hübsche blonde Frau, welche gestern im Gartensalon bei Deiner Mama saß —“

„Und die Du als Fräulein angedreht hast, weil sie so jugendlich und blühend und übermüthig aussieht —“

„Und weil ich ein naives Professorlein bin, das es nicht wie Andere versteht, den Frauen die Männer vom Gesichte zu lesen.“

„Frau Berger ist sehr arm,“ erzählte das Mädchen, „ihr Mann ist seit einigen Wochen erwerbslos geworden. Ihr kleines Besitzthum ist aufgezehrt, den Rest desselben hat Berger aus Gram im Wirthshause vertrunken. Eben bei Tische war davon die Rede. Seit drei Tagen leben sie von dem Letzten, was sie zu versetzen hatten, von ihren Eheringen.“

„Von den Eheringen!“ wiederholte der Professor und stand auf. „Und hilft den Leuten Niemand? Was hatte Berger für eine Stellung?“

„Er war Beamter in einem Hause.“

„Und aus welchem Grunde hat er seine Stelle verloren?“

„Er war auch ein gewissenhafter Beamter und doch —“

„Nun?“ fragte der Bräutigam und setzte sich wieder zum Mädchen auf die Bank.

„Man sagt, die Schuld läge an ihr,“ versetzte das Mädchen.

„An ihr? Wie so das?“

„Es heißt, daß sie ihren Mann lieb hätte und man kann nicht begreifen, warum sie ihn nicht retten wollte. Das kleine Opfer, nein, ich sage lieber, der kleine Schritt, wäre, so erzählt man, hinreichend gewesen, um ihm die Stellung zu erhalten und ihn, wie sie, vor Elend und Noth zu schützen. Ich verstehe es nicht, wie so eine Frau hart genug sein mag, ihren Mann fallen zu sehen, wenn sie ihn halten kann.“

„Gewiß, mein süßes Herz, Eheleute, die von einander ihr Glück beanspruchen, müssen bereit sein, auch für einander in den Tod zu gehen. So ernster Natur wird aber das Opfer wohl kaum gewesen sein, welches der Frau zugemuthet wurde.“

„Oh freilich nicht,“ lachte das Mädchen, „die Sache soll sich so verhalten haben: Bergers Chef — er ist, sagt man, ein sehr freundlicher Mann — hat sich für die junge Frau Berger interessirt und ihr Geschenke angeboten; aber sie war stolz und wies die Geschenke zurück. Trotzdem hat sich der vornehme Herr nicht von ihr abgewendet, hat sie eingeladen, daß sie ihn besuche. Denke Dir, Franz, sie schlug's ab! Natürlich war der Chef über solchen Troß empört und er deutete ihr an, daß sie durch ihre Weigerung die Stelle ihres Mannes auf's Spiel setze. Ich hätte von Frau Berger nie geglaubt, daß sie so unartig gegen ihren Vorgesetzten und zugleich so rücksichtslos gegen ihren



Mann sein könnte. Sie schlug es dem Chef rundweg ab, und in einigen Tagen später war ihr Mann entlassen."

Der Professor sah während dieser Erzählung seiner Braut starr in's Angesicht. Nicht das leiseste Zeichen von Satyre war darauf zu lesen, voller Ernst war ihr die Sache, ja von Frau Berger sprach sie sogar im Tone des Vorwurfs.

"Was meinst Du also weiter?" fragte der Professor tonlos.

"Ich habe Frau Berger recht lieb, aber das möchte ich schon sagen, daß so mittellosen Leuten ein solches Stolzthun nicht gut ansteht."

"Du meinst also," sagte der Bräutigam lauernd, "daß sie dem Herrn Chef hätte zu Willen sein sollen?"

"Ja, warum denn nicht? Ich kenne den Herrn nicht, aber selbst im Falle er ihr antipathisch war, sehe ich kaum ein, warum sie zum Wohle ihres Mannes das kleine Opfer nicht hätte bringen sollen. Derlei geschieht ja täglich."

Nun war der ruhelose Professor aufgestanden. Sein Gesicht war blaß. Er suchte vergebens das Bittern seiner Seele zu verbergen.

"Ist das Dein Ernst, Lina?"

Sie sah ihn erschreckt an und widerrief nicht.

Da sagte der Professor: "Ich bitte, mein Fräulein, unser Verhältniß von diesem Augenblicke an für gelöst zu betrachten. Eine Frau mit solchen Grundsätzen ist nicht die meine."

"Franz! Franz! was ist das?" rief sie und wollte an seine Brust stürzen; er drängte sie kühl zurück.

"In der That eine liebenswürdige Frau, die ihren Mann verräth, um ihn für sie erwerbsfähig zu erhalten!"

"Aber Franz, wie bist Du denn? Sie that's ja nicht."

"Ob's sie's that, oder nicht, das ist mir gleichgiltig. Du hast es gedacht! Ja, ja, so ist es die Art der Reichen: Um vor der Welt zu beste-

hen, zu glänzen, zertrümmern sie ihr Herzensparadies. Nach außen prunken sie mit ihrer Liebe und ehelichen Pärtlichkeit. Im Innern ist es hohl. Ihr steht nicht an, Mann und Kinder zu verrathen und zu verkaufen für Schein und Flitter. Und nicht einmal aus Leidenschaft thut Ihr's, sondern mit Berechnung. Des Mannes Liebe ist Euch nur Nahrung für Eure Eitelkeit; Treue dünkt Euch philisterhaft; Untreue gehört zum guten Ton —"

"Mein Gott, was habe ich gethan?" weinte das Mädchen mit gerungenen Händen.

"— Und so selbstverständlich ist Euch Untreue, daß Ihr staunt, wenn man Euch deren anlagt. Unser Heiligstes in diesem Leben ist Euch nichts, als Launenspiel. Ich ersuche Sie, Fräulein, lassen Sie mich meiner Wege gehen!"

Sie hatte ihn angstvoll umklammert, an seinem Körper gliit sie nieder auf ihre Knie und bat ihn flehentlich, ihr zu gestehen, was sie denn Unrechtes gesagt habe.

Er stieß ein hohles Lachen aus.

"Wenn Du an mir zweifelst, Franz!" rief sie; er unterbrach, von einem Zweifel könne hier keine Rede mehr sein.

"Ich weiß," fuhr er fort, "Sie wollen mich versichern, keinem Manne außer mir zu gehören. Ich glaube Ihnen. Aber das ist nun nebensächlich geworden. Sie haben es gedacht, sie hätten es gerechtfertigt und das allein schon hat Ihre Bräutlichkeit zerstört. Wo der Ehebruch einmal in Gedanken stattgefunden, da hat er in der Wirklichkeit nicht mehr viel zu bedeuten. Leben Sie wohl!"

Rasch schritt er davon, eilte hastig hinaus durch den halbfertigen Triumphbogen, der am Eingange des Parkes errichtet wurde.

An der Lindenbank lag bewußtlos die verlassene Braut.

\* \* \*

Das ist dreißig Jahre später. In einer Dachkammer der großen Stadt, zwischen morschen Möbeln und verstaubten Büchern kauert ein Greis und starrt trüben Blickes auf die giebeligen Ziegeldächer hinaus. Das Stückchen blauen Himmels über denselben umschleiert der röthliche Rauch einer Lederfabrik. Auf dem Schranke steht ein Vogel und schaut zu dem alten, eingetrockneten Manne herab. Dieser Vogel ist seit vielen Jahren sein einziger Genosse und Freund — aber ein lebloser, mit Werg ausgeblähter Freund — eine ausgestopfte Nachtule. So viel hat er sich erworben, ist ihm geblieben von dieser schönen, freudeblühenden Welt.

Der alte, arme Professor Stamhart!

Nach der Trennung von seiner dritten Braut hat er verzichtet auf das eheliche Glück und hat ein einsames, liebeleeres Leben geführt. Wie ein endloser Wintertag waren sie gewesen, diese dreißig Jahre; die Blumen der Lenze und die goldenen Aehren der Sommer hat der Mann übersehen. Nun waren alle Bäume laublos; in Büchertaub suchte er seinen Gram ob des verlorenen Lebens zu erstickern.

Da kam der Brief.

Der Brief, dessen Inhalt alle Empfindungen der Pein und der Liebe noch einmal in ihm entfacht hat.

Und so lauteten die Seilen:

„Lieber Franz!

Ehe in diesen Klostermauern mein Leben noch ganz verlischt, muß ich Dir eine Mittheilung machen, die Dich vielleicht versöhnen wird, so wie ich versöhnt bin. Als Du Dich von mir gewendet hattest, ging ich in das Kloster der Barmherzigen. Ich pflegte mit Freuden die Kranken, denn in jedem der Armen

sah ich Dich. Sie nannten mich ihre Mutter und Schwester — ich lebte für sie und blieb doch Dein. So wirst Du wohl nicht eifersüchtig sein.

Heute, mein Franz, heute weiß ich es auch, warum Du von mir gegangen bist. Damals wußte ich es nicht. Damals war ich noch ein Kind, das nichts Arges daran sah, wenn eine junge Ehefrau den Chef ihres Mannes besucht. Ich hatte keine Ahnung davon, was das unter Umständen bedeuten konnte. Ich verzeihe Dir Dein Mißverständniß und ich rechtfertige Dein Verhalten. Du hast gebüßt; die Verachtung, welche Du seither für mich empfinden mußtest, hat Dein Leben verbittert. Ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch in der Sterbestunde. Aber ich habe auch eingesehen, daß gegen den Dämon des Mißtrauens nicht zu kämpfen ist. Heute wirst Du mir glauben, denn ich fühle, diesem Brief an Dich werden meine Sterbeglocken das Geleite geben. Möge mein treuer Gruß die Härte Deiner Tage mildern. Lebe wohl, Franz. Unsere Ehe beginnt erst in der besseren Welt.

Lina.“

Der arme Mann! Da ist er hingefallen auf den Boden und hat laut geweint.

Was er für Leichtsin, für Treulosigkeit hielt, das war — die Unschuld des Kindes...

Alsogleich machte sich Professor Stamhart auf zur Reise nach jenem Kloster, um sie zu sehen und an ihrer Seite sein Leben zu beschließen. Als er in den Hof trat, hörte er schon den Chorgesang der Priester.

Sie hoben den Sarg und trugen ihn zu Grabe.

## Kleine Laube.

### Der verfeigerte Schneider.

Eine Erinnerung aus dem Handwerkerleben  
von P. K. Rosegger.

Wir hatten ihn gern den blonden, vierchröttigen Gefellen. Von Außen war er lauter Ernsthaftigkeit, im Innern war er voll Spässe und Woffen.

Er kam uns eines Tages — wildfremd wie er war — in's Haus geregnet. Er hielt eine weite Lodenhülle umgeworfen; das Wasser rann ihm von allen Seiten auf den Fußboden hinab, daß er auf demselben eine schwarze Straße hinter sich herzog von der Thüre bis zum Tische, wo mein Meister und ich ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten. Er schaute uns so possirlich in's Gesicht, daß wir lachen mußten, er bat in fremdartiger Sprechweise um trockene Kleider. Aber es war Keiner im Hause des Firsinghofes, dessen Hosen und Leibeln dem Goliath nicht viel zu enge und zu kurz gewesen wären. So hüllte der in die Stube geregnete Mensch, während sein Anzug trocknen sollte, ein Leintuch und eine rothe Bettdecke um sich und spazierte wie ein König im Purpurmantel gravitätisch den Fußboden auf und ab; fragte auf einmal den alten Firsinger, ob nicht eine gut gestopfte Tabakspfeife zur Hand wäre, er hätte Zeit und Weil zu rauchen.

Mein Meister konnte keine Leute leiden, von denen er nicht wußte, was sie wären und in welcher Weise sie beitragen, die Welt zu fördern. Er richtete daher an den Großen ledlich die Frage: „Was sein mer denn?“

„Bis ich trocka bi, will ich's schon säga,“ entgegnete der Fremde und setzte seinen gemessenen Gang fort und blies den Tabakrauch in einer Art von sich, daß der alte Firsinger uns zuflüsterte: „Gott weiß, wer der Mensch ist! Wie vor zwei Jahren der Graf Schildberg auf der Jagd da ist gewesen, hat er den Rauch jußt accurat so herausgeblasen. Und schon in der Aussprach merkt man, daß er von fürnehmen Stammen ist.“

Wir kamen ihm höflich entgegen; er that höflich Bescheid. Der Firsinger lud ihn artig zum Nachtmahle und zur Herberge ein, er nahm es freundlich an. Er bekam dasselbe Bett, in welchem zwei Jahre früher der Graf Schildberg geschlafen hatte.

Am andern Morgen waren die Kleider trocken. Wir sahen, dieselben waren nicht allzu vornehm, doch schien er sich darin recht behaglich zu fühlen. Draußen war noch immer schlechtes Wetter. Der Fremde setzte sich an unsern Tisch und förderte durch sein sinnendes Zuschauen unsere Arbeit,

„Ihr schaffet auch mit Hinterstich,“ sagte er plötzlich, „ischt auch besser bim Loda. Daß man hernach halt gut ausklopfa muß, Jung'!“

Das letzte Wort war an mich gerichtet; der Meister aber legte seine Faust auf's Knie, wie er immer that, wenn er einen gewichtigen Ausspruch plante und versetzte: „Versteht der Herr auch was von der Schneiderei?“

„Wega was soll ich denn nicht?“ sagte der Fremde, „bin ja sel' ein Fäblezieber.“

So hat er sich zu erkennen gegeben. Mein Meister warb ihn. Er antwortete, daß er zwar auf Lustreisen sei. Geboren, geschöpft und freigesprochen zu Appenzell sei er auf der Reise durch die Welt; aber so lange Sanct Petrus Härte wasche, stehe er gerne in Arbeit ein, wisse aber nicht, ob man mit ihm auskommen könne, er sei manchmal ein wüster Querkopf.

Der alte Firstringer, der vor lauter Krüppelhaftigkeit nicht mehr arbeiten konnte und stundenlang an unserem Tische saß, fragte noch, ob das Appenzell in Böhmen stehe; denn er hielt jede fremde Mundart für böhmisch.

„Schwizer, Schwizer!“ sagte der Fremde.

„Ja, ja,“ meint der Bauer, „’s ist auch schon wieder heiß.“

So war der Hans Nettinger zu uns gekommen. Neun Wochen lang zog er mit uns um; es war ein fleißiger, vorzüglicher Arbeiter, und immer voll Humor und Pöffen.

Weil er so groß und sauber gewachsen war — der schönste Schneider in unserer Gegend, vielleicht seit Erschaffung der Welt — so hatten es die Weiber auf ihn heiß.

Eine der ersten Begebenheiten war, daß ihm am heiligen Magdalenenstage die Schleiferdirn nachließ und ihn flehentlich bat, er möge sie doch beschützen vor den Nachstellungen der Burschen; nur zu ihm habe sie das Vertrauen. Die Mannsleute ließen ihr um und um keine Ruhe und wollten ihr immer den Schnurbart in die Wangen reiben; neulich hätte sie aber in ihrem Zorn so fest in einen gebissen, daß der Bursche ihr bei allen Heiligen versprach, sie nicht mehr zu verfolgen, wenn sie auslasse. Als sie hernach ausgelassen sei er doch vor ihr stehen geblieben und hätte gesagt, das wäre nicht übel gewesen und sie solle nur noch einmal tapfer hineinbeißen. Sie habe ihn aber davongejagt, und nur zum Hans Nettinger habe sie das Vertrauen.

Worauf ihr der Mann aus dem Schweizerlande antwortete: „Hätt’ insowit wohl mi Vertraua zu Dir; fürcht nur, daß eme Maible, das sich schon einmal in en Schnurbart verbissa hät, möchte licht a Haar zwischen de Zähne stecke blieba si. Und so a Härle thut ke Gut meh. Gott behüt’ Dich, Schlifermaible!“

Die trauperte fort, aber was geschah? Das Spreitzer Weserl ging auf ihn zu und fragte, was er denn mit dieser Schleiferdirn zu sprechen hätte? Ob er nicht wisse, was am vergangenen Sonntage geschehen sei — im Wirthshaus unten?

„Was wird denn gscheha si, Närrle? Ein Schoppa han ich mit Dir trunka.“

„Und meinst, Du wirfst mir den Krug geben und einer Andern den Wein?“ so fragte das Weserl gar bitter und war gelb im kleinen Angesicht vor Zorn und Aergerniß. —

Ähnlich ergings dem guten Hans Nettinger mehrmals. So überaus überlegen er mir war, so hatte er gegen mich doch nicht den Gesellendünkel, den arme Lehrlinge so oft erfahren müssen. Er gab sich mit mir ab, er meinte, ein Lehrjunge wäre sozusagen, doch auch eine Art von Menschenkind; — und daß gebente ich heute noch mit dankbarer Nührung. So sagte der Schweizer eines Tages — spät Abends im Bett war’s, und der Meister nicht zugegen, — „bisch denn Du gar nichts werth, Bürschle, daß sie All’ mich gern hant? Bin jektund drei Wocha vorhande und zähle fünf oder sechs Wibsilder, die mir nachlaufa. In dieser Gegend versauere will ich nicht; so lange ich aber da bin, mag mir schon Eine tauga. Nur frag’ ich mein Herrgöttle: die Welch’?“

An der Stelle seines Herrgöttle’s antwortete ich: „Die Schönste.“

„Ja, die Schönste,“ lachte er, „Lehrjung, igt glaubst, weiß Gott, was Du Gescheidtes gsait häsch. In a par Wocha, spätestens in ema Monat bin ich fremd und lauf um a Ländle

weiter. Wäreſt Du der Tropf und künſt die Schönſte verlo (verlaſſen)?"

„Da iſt leicht gerathen,“ meinte ich, „nimm die Häſſlichſte, wird Dir das Scheiden weniger Mühe koſten!

„Wirdeſ ih r um ſo ſchwerer. Sie verlo, verſetza in Spott, daß ſie ſich blind thät zahna und ihr Lebe lang meina, der groſß' Schwiizer hätte ſie um ihr Glück betroga — das will ich nicht.

— Das Beſcht wird ſi, ich mach' eſ, wie zu Bludenz in Vorarlberg. Bludenz wirſcht Du doch kenna. Nicht? ei ſchon ſo groſß und nicht in Bludenz gſi! Sechſ oder ſieben Tagſprünqli hin — für ema Schnider iſt das keine Weite. Wer, 's iſcht mir Spaß und Ernt auch, ich mach' eſ, wie zu Bludenz, ich laß' mich verſteigera.“

Hierauf hat er mir die ganze Geſchichte erzählt. In Bludenz bei einem Balle wäre eſ gewesen; der Tanzboden voll von Weißbibern, denen alle Pfeifen und Geigen in die Beine gefahren, und zwei oder drei Stücke Mannſleute. Die zwei hätten Jeder ſeine Gewiſſe gehabt, der Dritte — und das ſei der Schwiizer Hans ſelbſt gewesen — wäre von den Weibern umworben worden, wie eine Methbude auf dem Jahrmarkt. Sie wären ihm Alle lieb gewesen, er wollte keine verſchmähen, daher konnte er keine nehmen. Da kam ihm der Gedante: verſteigern! Die das Mehrſte gibt, die hat ihn, mag ſich mit ihm die Füße abtanzen biſ zu den Strumpfbändern — und der Erlöſ gehört den Muſikanten. Sind einverſtanden geweſen und die Sauberſte unter Allen thut zuerſt den Mund auf und bietet einen alten Baſen. Sie wird überboten, eſ iſt ein Geheß und Geſchrei; im Nu jagen ſie die Baſen hinauf biſ zu achtzehn — zwanzig. Dann kommen die Ohrgehänge dran, die Fingerringe, und wie die Weiber ſchon hitzig ſind, wenn's um einen Mann geht, reiſt die Eine ihr neueſ, rothſeidenes Buſentuch herab, hält eſ hoch in die Lüfte wie eine Siegesfahne und ſchreit: „Daß gebe ich! wer gibt

mehr?“ — Ueber ein ſeidenes Buſentuch konnte keine mehr. Der Schwiizer wurde ihr zugeſchlagen, und wer iſt ſie geweſen?

„Wer ſie gſi iſcht?“ berichtete der Hans, „die allerälteſ' Bettel iſchtſ gſi! — — Drei Tänzle hab' ich mit derſele Buß than und bi drauf nächtig verſchwunda.“

„Und nun willſt eſ noch einmal verſuchen, Hans?“

„Bi miner Schniderſeel, das Späßle mach ich noch einmal. Was kann mir denn geſcheha? Sind lauter ſubere Maible, die mir nachjage — ich laß' mich verſteigera.“

Der Jacobitag wurde dazu beſtimmt. Mir fiel die Aufgabe zu, eſ unter dem Weibervolke lautbar zu machen, daß an dieſem Tage nach der Meſſe beim Hauſteinewirth der ſchwiizeriſche Schnider verſteigert würde. Ich ſollte den Hammer handhaben und den Auſrufer machen.

„Mit fünf Groſcha fanga mer an,“ unterwieſ er, „und das Geld vermach ich für ein Armeſleuthauſ.“

Als wir ſo ſprachen, thät ſich nebenan ein alter Knecht auſ ſeinem Stroß hervor, der ſagte: „Einen Capitalſpaß gibt das, Schneider, aber ich rathe Dir: paß' auf! Wenn's an's Männerverſteigern geht, da bleiben die Jungen weg und juſt die alten und häßlichen Creatures kriechen auſ ihren Höhlen hervor und bieten das Weiſte. Du meiniſt, Du biſt ſindig, mein lieber Hans, aber das ſage ich Dir: einer Alten, wenn ſie nur ein Haar von Dir erwächſt, der kommſt Du nimmer auſ!“

„Iſcht nicht in den Wind zu ſchlaſa, die Reb,“ meinte der Hans.

„Ich will Dir aber einen Geſallen thun,“ ſagte der Knecht, „ich ſchicke meine Alte hin, die thut mit — hocht in einem Winkel und hat allemal zu überbieten, ſo oft eine Garſtige obenauſ iſt. Bleiſt meiner Alten in der Hand, ſo brauchſt Dich beſwegen nicht zu kränken; zahlſt ihr ein Schlüdel Wein, dann geht ſie gern ihres Wegeſ.“

So wurde es verabredet. Am nächsten Tage theilte der Hans das Unternehmen dem Meister mit. Der Meister schüttelte den Kopf — der war damals schon grau — und sagte, mit solchen Sachen triebe man kein Spiel; wolle der Geselle eine Mannin haben, so solle er es so machen, wie es braven Männern ansteht, sich frischweg Eine aussuchen und anheiraten.

Jetzt war's, als der Schweizer das merkwürdige Wort sprach: „Eine ischt mir z'viel und Keine isch mir z'wenig.“

„Und zur Halbscheid gibts nit,“ setzte der Meister drauf. Alle drei waren wir nun still und nabelten, und als der Meister zum Biegeln kam, schlug er das heiße Eisen mit großer Entschiedenheit auf den Loben, als wollte er dergestalt sein Wort besiegeln. Wie er dann in die Küche ging, um den Stahl wieder in die Glut zu legen, murmelte der Hans: „Und das Späßle mach' ich doch.“

(Schluß folgt.)

### Mei leftri Bitt!

A Giburtsstog-Gibontn von P. R. Kosegger.

Stellt d'Frog, es müasst sein,  
 Das mei Glöckerl heunt läudt,  
 Klopft der Hergott af d'Ohrl:  
 „Zan Schlofngohn Zeit!“  
 Und wa grad guat auflegt,  
 Und sogad ma gor:  
 „Recht brav host Di gholtn  
 Die sechsadreibg Johr.  
 Dan Aug hon i zuadruck,  
 Das muas i da sogn!  
 Mit 'n ondan hon i gsehn,  
 Das d — was dar is gsehn —  
 Geduldi host trogn.“

Mit eppa, das d'moanft,  
 I hät — was D' host thon —  
 Umsuntn valongt;  
 Du kriagst hiazt Dein Lohn.  
 Konft hobn a neugs Leb'n,  
 Ah die ewige Rua;  
 Ra, was da holt gfolnt,  
 Das sogst ma hiozt, Bua.  
 Schaust eh scha müad aus,  
 Mib wunderts ah nit,  
 I denk Du gehst schlofn,  
 Host Onderi schoffn,  
 Host ewi an Fried.“

Af de Red vom Hergott,  
 Do sogad i glei:  
 „Wanft moanft, das d'ma d'Wohl loht,  
 So bitt i Di frei:  
 Siebn Stund loht mi schlofn,  
 Aft wed mi wieder auf,  
 Frisch ausgrast moch i gern wieda  
 Gonz an neugn Lauf.“ —  
 Runnt sein, das er loht  
 Und drauf ontwor't der Olt':  
 „Mi gfreuts, das mei Welt  
 Dir do h so guat gfolnt.  
 Und hiazt thuas bidentn,  
 Was möchast dan gern?  
 Willst Reichthum, willst Swolt,  
 Oder willst in grean Wold  
 A stinks Bögerl wern?“

„Mei Hergott!“ wult i sogn,  
 „Do brauchts loan Bidentn,  
 Dasselb Leb'n, dos D'heut nimft,  
 Das thu ma wieda schentn:  
 's loan Kind loht mi sein,  
 Das vor sechsadreibg Johrn  
 In Wold obgischieden  
 Bei Ormuat und Frieden  
 Mei Ruada giborn.“

### Inskriften und Bauernsprüche.

In dieser Zeitschrift ist einmal die Bemerkung gemacht worden, daß jene Blätter, auf die das Volk seine Poesien schreibt, selten aus Papier sind, weit häufiger aus den Brettern der Botivtafeln, aus den Stämmen der Bäume, aus den Wänden der Häuser, aus dem Holze der Bahrläden und Grabkreuze, oft auch aus Backwerk, Lebkuchen u. s. w.

Auch diese vorliegende Sammlung origineller Sprüche und Dichtungen ist aus solchem Album geschöpft.

Am Fuße des Wechsels, österreichische Seite, steht ein Bauernhaus, dessen Besitzer ein Hagestolz ist. Der hat an die Außenwand seiner Scheune folgende Sprüche angebracht:

„Keiner nehme ein Weib, er thün denn drei ernähren.“  
 „Junges Weib ist altem Mann das Postpferd zum Grab.“  
 „Nimm ein Weib um das was sie hat, einen Freund um das was er thut, eine Waare um das, was sie gilt.“  
 „Weiberschönheit, das Echo im Wald und Regenbogen vergehen bald.“  
 „Ist kein fromm Weib, welches mehr — Vaterunser hat, als einen.“

„Drei Weiber, drei Gänse und drei Frösche machen einen Jahrmarkt.“

„Es gibt nur Ein böses Weib, aber jeder meint, er hätt' es.“

Man kann sich denken, wie die Weiber, die an diesem Hause vorbei müssen, vor solcher Litanei die Köpfe senken. Da ist aber in derselben Gegend — von Aspang nordwärts eine halbe Stunde — eine Bäuerin, die ließ erst vor wenigen Jahren über ihre Hausthür Folgendes malen:

„Nimmst du einen Mann, um dein Glück  
  ist's gethan.“  
„Es ist kein Mann so kleine, er hat der  
  Teufelsadern eine.“

„Ich bin der Herr, sagte der Mann, da  
saß er unterm Tisch.“

Dieselbe Bäuerin hat einen Gatten, der beständige — sagt man — von den drei Sprüchen nur den letzten. —

Diesseits des Wechsels, in Besten-  
burg, liest man in einer Wirthsstube die  
Worte:

„Wer dich kost, mehr als gepflogen,  
Der will dich betrügen oder hat dich be-  
  trogen!“ —

An der Straße zwischen Borau und  
St. Jakob steht eine Wegtafel, welche  
den sogenannten dreieckigen Gottwater-  
hut mit dem Gottesauge darin darstellt.  
Darunter die Worte:

„Oben spitzig, unten breit,  
Begrüßt seist du, heilige Dreifaltigkeit.“

Das erinnert an jene Stelle des  
alten oberbairischen Passionspieles:

„Longinus mit der Lanzen  
Sticht Jesum in die Wangen,  
Daß er laut aufschreit:  
Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit!“

An einem Beichtstuhle in der Kirche  
zu Maria Zell fanden sich eines Mor-  
gens die Zeilen geschrieben:

„Das Gute lobt Mancher und thut's nicht;  
Das Böse thut Mancher und sagt's nicht.“ —

Weniger inhaltsreich, aber merk-  
würdiger an Form sind die mir eben  
vorliegenden Grabchriften.

1.

„Hier liegt Elias Ofar,  
Gestorben im Sechziger Jahr,  
Raum hat er das Licht der Welt erblickt,  
Hat ihn ein Wagenrad verdrückt.“

2.

„Im Leben roth, wie Zinober,  
Im Tode wie Kreide bleich,  
Gestorben am 17. Oktober,  
Am 19. war die Leich (Maria Schöber).“

3.

„Hier liegen begraben,  
Vom Dunner deröhlagen,  
Zwei Schaf, ein Kalb und a Bua,  
Herr gib ihnen die ewige Rua!“

4.

„Hier liegt Martin Rausch,  
Die Samine traf ihn halt  
Auf den Weis und macht' ihn kalt.  
Auch der Hansjörg war darunter,  
Aber heut' noch ist er g'funder.“

5.

„Hier liegt Rutscher vom Grafen Kolowrat,  
Was ist drüber gängen Wagenrad.“

6.

„Hier liegt der Schulmeister Mathias Klug  
Der Kinder, Weib und Orgel schlug.“

7.

„Heut' an mir, morgen an dir die Reih,  
Den Tod frißt ein Jeder mit dem ersten  
Drei.“

8.

„Wer vor einem Jahre starb, ist lange todt.“

9.

„Laß, Erdenmensc, von der Hoffart ab,  
Bist du todt, thut dir der Hund auf's  
Grab.“

10.

„Gottlob, der ist gut weg', sagst du mir.  
Gottlob, der ist gut hin, sagen sie dir.“

Diese Sprüche habe nicht ich per-  
sönlich an Ort und Stelle gefunden,  
hege aber doch den Glauben an die  
Echtheit derselben, denn es ist nichts so  
narrisch und nichts so weise, daß man  
es dem Volke nicht zutrauen könnte.

Possirlich mag der Spazierweg auf  
den Gölk werden. Im Mürzthal wird  
nämlich ein Fußsteig auf einen loh-  
nenden Berg vorbereitet. Derselbe soll  
sich sachte durch den Wald hinan-  
schlängeln und sich in zwölf Stationen  
theilen. Jede Station besteht in einem  
Sigbänklein und einer Tafel mit irgend  
welchem alten oder neuen Spruche. So  
lesen wir auf der ersten Station:

„Aber Anfang ist schwer, sprach der Fuchs und ging in die Falle.“

Zweite Station:

„An Gottes großem Kram sind alle Waaren um Arbeit feil.“

Dritte Station:

„Außen fix, innen niz,  
Außen niz, innen fix.“

Vierte Station:

„Der Teufel greift die Beute am Bauch an, wo sie am weichsten sind.“

Fünfte Station:

„Betrügst du mich einmal,  
Verzeih' es Gott dir!  
Betrügst du mich zweimal,  
Verzeih' es Gott mir!“

Sechste Station:

„Bergauf sagte!  
Bergab, achte!  
Gradaus trachte!“

Siebente Station:

„Ich strafe mein Weib mit guten Worten, sagte jener Bauer, da warf er ihr die Bibel an den Kopf.“

Achte Station:

„So man in die eine Hand wünscht und in die andere pfeift, hat man in beiden gleich viel.“

Neunte Station:

„Wenn der Blinde den Lahmen trägt, kommen sie beide fort.“

Zehnte Station:

„Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre,  
Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehre.“

Elfte Station:

„Ein Doctor und ein Bauer wissen mehr, denn ein Doctor alleine.“

Zwölfte Station:

„Frisch und froh zu rechter Zeit,  
Fromm und treu in Ewigkeit.“

Auf ländlichen Spaziergängen wären solche Sprüche der Volksweisheit wahrlich gut angebracht. Und je lustiger, desto besser. Die Umgebung Krieglachs z. B. weist Anderes auf, was nicht minder nachahmenswerth erscheint. An passenden Punkten, auf an Baumstämmen gehefteten Blechtafeln findet man Stellen

aus deutschen Classikern. So an einem anmuthigen Aussichtspunkte in der Nähe der Gölkapelle, der Schiller'sche Ruf: „An's Vaterland, an's theure schließ' dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“ Ober im tiefen Waldfrieden das unvergleichliche Gedicht Goethe's: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh.“ — Ober am Sandbühel das Schweizerliedchen:

„Ufm Berge bin in gässa,  
Hänt n Vögge zugschaut,  
Hänt gesunga, hänt gesprunga,  
Hänt s Nestli gebaut.“

Mich dünken derlei Aufschriften nicht minder passend, als die unvermeidlichen Wegzeiger zu bekannten Zielpunkten, Wirthshäusern u. s. w. Bei Spaziergängen ist nicht das Ziel, sondern der Weg die Hauptsache. Der sei schön und anregend. — Ich kenne die Stimmen, die da rufen: Laßt mir die Natur ungeschoren! Wir haben in der Stadt Bücher, Theater, Vortragsäle genug, um derlei auf dem Lande entbehren zu können. Unsere Ausflüge in die ursprüngliche Natur sind ja nichts als eine Flucht vor Menschenwerk und Menschenweisheit. So laßt uns doch den Wald in Ruh'!“ Das sind dieselben Stimmen, welche über die Indolenz der Bewohner raisonniren, wenn sie nicht unter jedem zehnten Baum ein Sitzbänklein, in jedem Bergwinkel ein comfortable Wirthshaus finden. Die Natur ist zu ihrem Selbstzwecke da; wenn der Mensch in den Wald, in die Landschaft das Geistige nicht hineinlegt, so ist es nicht drin.

Es gibt aber für unsere Seele, für unser Herz keinen passenderen Rahmen, als die große, ländliche Natur, oder auch das Meer, oder die Himmelsbilder. Die Alten haben ihre Gedanken an die Sterne geschrieben; die Schiffer belegen Inseln, Riffe, Cap's mit sinnigen Namen. Wir selbst wissen, welch' anderen Eindruck auf uns ein großes, oder tiefes, oder heiteres Wort macht, wenn wir es in Waldesstille, oder auf Bergeshöhen, oder an Weg-



Kreuzen, ober an den Wohnungen der Landleute, ober an ihren Grabkreuzen finden, als wenn wir es im Buche lesen.

Mancher Spruch kommt uns im Buche einfach tendenziös vor, der von rechter Hand an rechte Stelle geschrieben, viel tiefere Bedeutung gewinnt. So fand ich bei Mitterndorf (Salzstraße) unter einem Wegbilde, welches durch das bekannte Auge im Dreieck die Abgewandtheit Gottes versinnlichen soll, die Zeile hingeschrieben:

„Gott ist überall, außer in Rom, denn dort hat er seinen Statthalter.“

Schon weniger hat mir die Ergänzung gefallen, welche ich an einem Crucifix im Zillertale fand. Da stand unter dem Kreuzbilde das evangelische Wort:

„Also hat Gott die Welt geliebt —“  
daneben mit Bleistift:

„Und der Pfaff seine Köchin.“

Ich glaube, das hat ein loser Tourist gethan und mißbillige die Handlung, weil sie das Gefühl des Volkes (trotzdem dieses selbst zu drastischen Späßen über des Pfarrers Hausstand geneigt ist) an solcher Stelle verletzen muß.

Klug finde ich den Hauspruch des Schanzwirthes bei Fischbach:

„Lebe nach der alten Welt,  
Und sprich, wie's der neuen gefällt.“

Arg finde ich den Wahlspruch des Förstermeisters zu L.:

„Bauern tragen die großen Kreuze voran,  
Pfaffen die guldenen hinten nach.“

Und treffend endlich ist das Sprichwort des Ramsauer Briefboten:

„Gottes Weisheit und der Menschen Thorheit regieren die Welt. R.“

### Das Leben is so volla Pein.

Gedicht in österreichischer Mundart von Hugo Graf Lamberg.

Das Leb'n is so volla Pein,  
Denk't's Medai, und wie war's do fein,  
Wann ma sein Herz all Lebensstund  
'n rechten Duam waschenka kunnt!

War's bella Tag, war's finst'ri Nacht,  
Das Ganzi war mir oan Stuck Pracht —  
Von Duam sein Herzen stund i auf,  
Und legat 's Köpfe wieda d'rauf.

Und was auf Erden Unguat's gab,  
's Sell machet mi gar nia noch hab,  
Jed's Unglück nahm i leicht dahin,  
War's Herz im rechten Herzen drin.

A treua Dua, ganz gleich besinnt,  
Mit'n Medai si fein zammafindt.  
d'Liab pflanzt ihr schönstas Bleaml ein —  
So roth — so gschmach — so fein!

A jällas Bleaml is gar zart,  
Ja! wart'ft as nit af oagri Art,  
So stirbt's da untan Händen g'schwind,  
Betragt die Blattlan all da Wind.

Ja mein! Was hilft die ganzi Lehr,  
's sell Bleaml kimmt von Himmi her,  
Und wolkan so vie Glück hängt d'ran,  
Wia 's koans gar nie daleid'n kann.

Glei hoapt's: Wann dös und das nit wär!  
(Um's Bleaml is koan Sorg nit mehr)  
Wär 's anda Leben gnügagli fein,  
Kunnt 's Bleaml meinthalb a da sein.

Wo's Bleaml war, is heut ganz sperr,  
Es wart koans aufa nimma mehr,  
Und Dan's um's And' wird 's Leben satt,  
Weil Koan's sein Glück vastand'n hat.

### Aus dem Leben der Mutter eines Dichters.

Im Romane „Aspasia“ ist zu lesen, wie die schöne Mitleidlerin die Mutter des Dichters Euripides auf dem kleinen Landgute desselben besucht, wo sie die Wirthschaft führt. Von dieser Frau läßt sie sich allerlei über ihren Sohn erzählen. Das ist kein schlechter Einfall; es gibt kaum ein besseres Mittel, in das Leben eines Dichters zu blicken, als wenn man sich hinter seine Mutter steckt. Auch ich verlehre gern mit Dichtermüttern, da das zumeist keine gewöhnlichen Frauen sind, und da es anderseits doch nicht immer rathsam ist, die Dichter selbst in ihrem Umgange mit Apollo zu stören. Der Musenfürher soll es sehr für Uebel nehmen, wenn er einmal von einem unberufenen Erdenkinde verschuecht wird.

Es wäre zwar, heißt es, den Dichtermüttern in ihren Darlegungen nicht

immer zu trauen, da nach Goethe die Dichter die „Luft zu fabuliren“ von ihren Müttern hätten, diese solche Luft also wohl selbst besitzen müßten. Nu, man läßt's eben drauf ankommen.

So bin ich denn auch bei der Mutter des Dichters des „R. v. S.“ manches halbe Stündlein gefessen, sei es zu Graz in der Realschulgasse, sei es im Landhäuschen des sonnigen Stiftungsthal's. In diesem Landhause lebte damals auch noch der joviale Alte, der sich in stiller Bergnützlichkeit mit allerlei Schnigarbeiten beschäftigte und mit solchen anmuthiglich die Stuben seiner Ehegesponnin und seines Sohnes zierte. Und seine Ehegesponnin, das war eben die herzensgute und geistesfrische Mutter des Dichters, eine Frau, die Keiner mehr so leicht vergißt, der einmal ein halbes Stündchen bei ihr gefessen ist. Sie besorgt ihrem Sohne das kleine Hauswesen und lebt seine Freuden und Leiden mit, wie es der Mutter geziemt.

So hat sie mir unter Andern einst ein Geschichtchen von ihrem Sohne erzählt, das allzu lustig ist, als daß ich es vergessen könnte.

Es war zur Zeit, als der „König von Sion“ in die Welt trat. Männiglich weiß, wer in dieser Dichtung die Hauptrolle spielt, männiglich kennt auch die Tendenz. An einem jener Tage war es, daß die alte Frau in der Realschulgasse angelegentlichen Besuch erhielt. Eine gute Bekannte kam etwas verstört und aufgeregert ungeklingelt zur Thür herein und fragte, ob der Professor zu Hause sei. Auf die Bejahung der Mutter rieth die Besucherin dringendst, ihn zu solcher Zeit nicht aus den Augen, nicht auf die Gasse gehen zu lassen. Man wisse noch nichts Rechtes, aber es läge etwas gegen ihn in der Luft, etwas ganz Verdächtiges, er sei aber auch allzu unbesonnen gewesen.

Erstrocken fragte die alte Frau, was es denn gebe?

„Ach, so alter Geschichten wegen!“ rief die Besucherin ärgerlich, „hätt' er's bleiben lassen!“

x) *Zur Erinnerung*

„Mein Gott, es wird doch nicht des Achtundvierziger-Jahres wegen hergehen,“ sagte die Mutter, „daß er mir dazumal auf den wienerischen Barrikaden wie besessen ist herumgesprungen. Angestellt kann er aber nichts haben, denn wie er mir spät Nachts in's Haus gekommen ist, hab' ich gedacht: 's mag Alles recht sein, aber so junge Leut' sind unbedacht, — hab' den Schlüssel umgedreht.“

„So sperren Sie ihn jetzt wieder ein,“ rief die Besucherin, „lassen Sie Niemand hinaus und Niemand herein, ich stehe für nichts gut!“

„Sie jagen mir ja den Schreck in alle Glieder,“ versetzte die Mutter, „so sagen Sie mir, was Sie wissen.“

„Ein Buch hat er geschrieben, diesen König von Sion da, wo es so losgeht über die Papisten und über die Lutherischen, und gar über die Könige — daß wir etwa gar wieder eine Revolution kriegen!“

„Du lieber Gott, das neue Buch!“ sagte die alte Frau, „mir ist nichts Schlechtes drin aufgefallen, und ist nur erzählt, wie's dazumal in Münster zugegangen. Heutzutage ist's Gottlob anders.“

„Ja ja, die Leute sagen, auf den Sack hätte er geschlagen und den Esel hätte er gemeint. Gehen Sie nur selbst und schauen, ob die Buchhandlungen nicht voll Leute sind, und hören, was sie über das neue Buch reden. Die Einen sagen und schreien dabei, wie der Prophet von Harlem, das Werk dürfe nicht umgehen, es müsse verbrannt werden, wie die alten Scharteken auf dem Plage zu Münster. Die Andern lachen und finden weiß was Wunders im Buch. Sehen Sie, Frau, und just das ist das Gefährliche und die Polizei hat schon Wind!“

„Jesus Maria, was Sie da sagen!“

„Ich stehe für nichts!“ rief die erhitzte Besucherin, „ich wünsche nur, daß ich mich diesmal irre, aber stehen thue ich für gar nichts!“

In diesem Moment schellte die Thürklingel. Die Besucherin zuckte auf, der Mutter des Dichters fuhrs wie ein Stich durchs Herz. Es war ein ganz absonderliches Klingeln. Das zweitemal riß es an der Glocke, die Mutter schlich zur Zimmerthür ihres Sohnes, drehte leise den Schlüssel um und öffnete dann den Eingang.

Ein Herr, hochgewachsen, einen dunklen Radmantel über den Schultern, steht da. Nach Chavaliersart grüßt er und fragt dann in höflichem, aber ernstem Tone, ob der Herr Professor zu Hause sei?

Kleinmüthig verneinte es die Frau. Wann er zu treffen?

„Bitte, das ist unbestimmt.“

Es wäre ihm etwas Wesentliches mitzutheilen.

„Er kommt bisweilen recht spät.“

„So,“ sagte der Fremde, „dann, liebe Frau, haben Sie die Güte, dem Herrn Professor Das zu übergeben!“

Er schlug seinen Radmantel ein wenig auseinander und —

Der Verhaftsbefehl! rief es im Herzen der Frau.

— und überreichte mit jener den Kleiderkünstlern angeborenen Grazie und Würde — ein paar neue Hosens.

M.

### Ungereimte Poesie.

Dort in der stillen Kammer  
Eine alte Mutter wohnt,  
Zum kleinen blinden Fenster  
Blickt voll herein der Mond.

Die gute fleißige Alte  
Hat schwere Arbeit schier,  
Hält in der Hand die Feder —  
Vor sich ein Blatt Papier.

Sie sitzt schon eine Stunde  
In ihrer Kammer dort,  
Und malt mit fleissen Zügen  
Gar langsam Wort an Wort.

Es sträubt sich baß die Feder,  
Es rückt so oft das Blatt —  
Wer weiß, wie lang die Alte  
Schon nicht geschrieben hat.

Und doch will sie nicht ruhen  
Und läßt nicht ab davon:  
Die Alte ist eine Mutter  
Und schreibt an ihren Sohn.

Nun ist das Brieflein fertig;  
Unscheinbar ist's und klein,  
Und schließt doch ganze Schätze  
Von höchstem Werthe ein:

Die Fülle jener Liebe,  
Wie nur das Herz sie trägt,  
Das sorgend einer Mutter  
Im tiefen Busen schlägt.

Ich hab' die Zeilen gelesen  
— Sie fanden alle krumm —  
Das Briefchen ging mir zu Herzen,  
Ich weiß es nicht warum.

Drum merkt, ihr Herrn Poeten:  
Die reinste Poesie  
Wohnt nur im tiefsten Busen,  
Im Tintenfaße nie.

J. Stöckert.

### Ein Vorschlag für Maria-Zell.

In der Wallfahrtskirche zu Maria-Zell, vor dem Gnadenaltare stand ein Mann. Er war über die Berge hergekommen auf schmalen, beschwerlichen Steigen, die seine Voreltern frommen Glaubens getreten hatten. Maria-Zell war ihm lieb, die Gegend ist so schön, die Kirche ist so herrlich, die Leute sind treuherzig und heiter. Er war ihretwegen in Sorgen. Da schritt er vorhin den Marktplatz entlang; aus den zahlreichen Buden tönten ihm, hier einladend, hier bittend, hier fast flehend, Stimmen entgegen, Etwas zu kaufen.

Der Fremde hatte wohl hingeschaut auf die angepriesenen Waaren, war aber vorübergegangen, wie so viele Andere suchend vorübergehen, und hatte nichts gekauft. Es sind Dinge meist antiquirt und geschmacklos; Nichts, was man sich oder seinen Lieben daheim als Andenken von dem schönen, großartigen Maria-Zell gern kaufen möchte. Zudem erfuhr der Fremde, daß dieser Land zum großen Theil für gutes Geld vom Auslande, selbst aus Paris bezogen wird, während die Maria-Zeller zwei

Drittheile des Jahres sozusagen erwerbslos sind. Selbstverständlich muß ein solcher Wallfahrtsort auch mit Waaren für das Bauernvolk versehen sein, obwohl auch an solchen eine Veredelung wünschenswerth wäre; die Zukunft von Maria-Zell wird aber nicht bloß von den bauerlichen Wallfahrern, deren Zahl durchaus nicht im Steigen ist, sondern auch und vielmehr bei der Näherrückung der Eisenbahn von gebildeten Reisenden, von Touristen und Sommerfrischlern abhängen. Für solche Besucher aber ist der Maria-Zeller Kunstwaarenmarkt nicht vorgesehen, kann in dieser Hinsicht mit anderen Reisezielen nicht concurriren.

Derlei bedachte der Mann, als er so vor der Gnadenstätte stand. Wie ist der Sachlage entgegenzutreten, der Gefahr gänzlicher Verarmung abzuwehren? Da fiel sein Blick auf das uralte Gnadenbild. Es ist aus Lindenholz geschnitten — der Urheber von Maria-Zell ist ein Holzschnitzer gewesen.

Hier ist der Fingerzeig. Die Holzschnitzerei, welche in den Alpen so viele günstige Vorbedingungen findet, welche heutzutage in ähnlichen Lieblingsorten der Reisenden so erfreulich aufblüht und so zahlreiche Liebhaber findet — die Holzschnitzerei ist für Maria-Zell ein passender Erwerbszweig, deren Erzeugnisse würden auf seinem Markte gesucht und gut bezahlt werden. Unter der aufgeweckten Jugend des Zeller Bezirkes, ja selbst unter den Holzleuten in den Wäldern gibt es manchen ingeniosen Kopf und manche geschickte Hand, nur auf einige Schulung wartend, um in der Holzschnitzerei Tüchtiges zu leisten. Und dieses Feld ist so weit; vom idealen religiösen Gegenstande bis zum praktischen Hausgeräthe, wie vielfältig sind die Bedürfnisse, die durch das geübte Schnitzmesser befriedigt werden können! Die Holzschnitzwaaren von Hallstadt, Aussen, Berchtesgaden, Salzburg, Innsbruck, es sind Kunstgegenstände und bringen den Leuten reichen

Gewinn. Warum sollte es nicht auch Maria-Zell so gut haben können? Wallfahrtsorte waren ja seit je berufen, ideales Leben zu wecken, wenn sie auch beitragen, in Kunstfachen den Geschmack des Volkes zu veredeln, dann erfüllen sie eine große Mission, die ihnen die Sympathie und Verehrung aller Welt sichern wird. —

Von diesen Gedanken beseelt, verließ der Mann das Gnadenbild, ging hinaus und suchte einflußreiche und kunstsinninge Männer, denen er die Idee, in Maria-Zell eine Holzschnitzerei anzulegen, an's Herz legte.

## Bücher.

Ein Buch für die Jugend! Geschichte Oesterreichs für die reifere Jugend erzählt von Franz Krones. In zwei Theilen. (Wien 1879, K. v. Waldheim.) An die Jugend wird ohnehin selten genug gedacht. Wohl, man hofft und erwartet Alles von ihr, selbst, daß sie unsere Fehler büßen, und daß sie es besser machen werde als wir. Lehranstalten gründen wir ihnen; aber damit ist's nicht abgethan. Die Jugend bedarf auch außer der Schule guter Vorbilder in Leben, in Kunst und Literatur.

Die moderne Literatur, so überaus fruchtbar und gewandt sie ist — was gibt sie unserer Jugend? Und suchen wir unter dem Besseren: Wo finden wir Werte, die frei von Tendenzen und Parteiinteressen, frei von Schlüpfrigkeit und Coquetterie, redlichen und liebevollen Herzens in lichten Vorbildern das Ideale verkünden? Was die Schule aufbaut, das reißt das Leben außer der Schule oft ein. In der Schule wird z. B. der Jugend erzählt von der großen Geschichte und von einer schönen Zukunft unseres Vaterlandes, aber der Herr Vater daheim schimpft mit seiner Zeitung um die Wette über Alles, was im lieben Oesterreich entstand und geschieht. Es ist zwar Weltbrauch, stets unzufrieden zu sein, um zu zeigen, wie hohe Ansprüche unsere hochwohlgeborene Intelligenz zu machen versteht; es ist Mode, Staat und Regierung zu kritisiren und zu bevormunden, um seinen Freisinn darzuthun und nahe zu legen, was wir doch an der Stelle der Maßgebenden für ganz andere Kerle wären. Unter solchen Einflüssen wächst die Jugend auf, von der wir die schöne Zukunft des Vaterlandes erwarten.

Doch — gemacht, ich verfall' hier ja — und sei es d'rum! — in den lächerlichen Fehler unserer Recensenten, welche, wenn sie das Eine loben wollen, das Andere verlästern. Die zu lobenden Werke stehen nämlich meist so haarscharf auf dem gewöhnlichen Niveau, daß — sollen sie bemerkbar werden — der gute „Kritiker“ schlechterdings nichts Besseres thun kann, als das Nebenstehende niederzureißen.

Das ist in meinem Falle nicht vonnöthen, das Werk, welches ich vor Augen habe, ist nicht allein Anderem gegenüber, sondern es ist bedeutend für sich. Ein mächtiges, farbenreiches und erhebendes Bild der Geschichte unseres Vaterlandes; ein Geschenk, wie ein solches unsere Jugend bisher noch nicht besessen hat. Zu unserer Studienzeit ist Alles redlich gethan worden, uns Geschichte zu verleiden. Das Memoriren von Zahlen und Stammtafeln, das Auswendiglernen von fremdsprachigen Namen — an welchen auch Oesterreichs Geschichte nicht arm ist — das Aufmerken allerlei Schlachten, Schärmügel und allerlei leidigen Kriegen und Fürstenzänken waren keine angenehmen Dinge. „Die politische Geschichte“ nannte man das, oder sinniger „Das Gerippe der Geschichte“.

Geschichte ist nach meiner Ansicht die Darstellung, wie sich die Menschheit entwickelt hat und nicht wie sie sich todtschlug. Die epochemachenden Kriege können in solcher Darstellung selbstverständlich nicht vermieden werden, aber echte Geschichtsschreiber behandeln sie in thunlicher Kürze und mit jenem Ernste, der eine stille Verurtheilung des Barbarischen ist. Lieber wird er hingegen verweilen in den Epochen friedlicher Entwicklung, eingehender auch noch bei den wirklichen Kulturkämpfen, so ferne diese aus den Anschauungen der Parteien und den Bedürfnissen der Völker entsprungen sind. Am freudigsten aber wird er erzählen, wo von edlen Thaten großer Männer, von gemeinnützigen oder heroischen Tugenden der Völker oder Generationen zu berichten ist. Ohne auf jene Abwege zu gerathen, auf welchen „Historiker“ das geschichtliche Material nur willkürlich und im Dienste einer Partei, oder zu einer mehrbändigen Plauderei, bei welcher die Thatfachen in den Hintergrund, die persönlichen Ansichten des Verfassers aber in Vordergrund gestellt werden, bemühen, oder welche etwa meinen, die Weltgeschichte sei nur eine Offenbarung, wie niederträchtig die Menschen und wie geistvoll und unsehbar die Herren Historiker sein können; — ohne auf ähnliche Abwege zu verfallen (Richtigkeit des Erzählten versteht sich von selbst) wird der wirkliche Geschichtsschreiber, der sein Werk dem Volke bieten will, doch in gefälliger Form und mit Herz und Geist

zugleich erzählen, ja er darf vor dem naiven Publikum sogar zeigen, worüber man sich freuen oder mit was man nicht einverstanden sein kann.

Ein solcher Historiker ist der nach jenem großen „Handbuche der Geschichte Oesterreichs“ und anderen Geschichtswerken rühmlichst bekannte Professor Franz Kronek, der in vorliegendem Buche unserer Jugend eine Gabe in die Hand legt, über die auch wir Erwachsene uns unverhohlen freuen mögen.

Der erste Theil enthält die Vorgeschichte Oesterreichs und bezieht die Zeiträume von den ersten Habsburgern bis zu Maria Theresia; der zweite Theil führt bis in unsere Tage. Niemals noch ist unseren Schulen, z. B. das Mittelalter so faßlich, die Neuzeit so klar und farbenreich dargestellt worden, als hier. Ein schönes Beispiel der Darstellung Franz Kronek's bietet dieses Heft in dem Charakterbilde vom Kaiser Josef II. Oder hätten wir zur Probe noch die Babenberger wählen sollen, oder Rudolf von Habsburg, oder Maximilian I., oder den „edlen Ritter“, oder Andreas Hofer? Oder ein anderes Meisterstück aus dem Meisterstücke? Nein, es genügt eins, um das Ganze würdigen zu lernen.

Als Würze sind charakteristische Aussprüche und Anekdoten hervorragender Persönlichkeiten zahlreich in das Buch gestreut. Jene Männer, welche sich für das Vaterland, sei es in Politik, Volkswirthschaft, Wissenschaft oder Kunst ausgezeichnet haben, sind mit liebevoller Wärme als Vorbilder dargestellt. Stets gesteigertes Interesse verfolgt der Leser das Wachsen unseres schönen Reiches aus den Dämmerungen der Urzeit bis heran in das Licht der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, wo es an Ehren reich den allerersten Culturländern ebenbürtig zur Seite steht.

Der Verleger hat zur Jugendlust das Werk mit 25 großen Bildern ausgestattet, wovon alle fein und die meisten künstlerisch ausgeführt sind.

Da jedes gute Jugendbuch auch ein gutes Volksbuch ist, so darf ich das Erscheinen dieser „Geschichte Oesterreichs“ für die reifere Jugend weit in's Band hinaus nach allen Seiten hin mit herzlichster Freude verkünden.

F. A. Rosegger.

Unser Vaterland. Da erscheint seit einigen Jahren in Stuttgart (bei Gebr. Kröner) ein Lieferungswerk, welches als eine werthvolle Gabe deutscher Bilderkunst heute und für lange Zukunft hin von Bedeutung ist. „Unser Vaterland in Wort und Bild, geschildert von einem Vereine der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler Deutsch-

lands und Oesterreichs." So der Haupttitel des Werkes, welches, in Serien abgetheilt, das deutsche Land und Volk von den Alpen bis zur Nordsee durchzuwandern und behandeln wird. Die erste Serie umfaßt die Schilderung der deutschen Alpen (Tirol, Vorarlberg, Steiermark, Kärnten, das bairische Gebirge und Salzkammergut.)

Tirol und Vorarlberg ist bereits abgeschlossen. Diese Abtheilung, deren Text von H. v. Hörmann, L. Steub und J. Zingerle geliefert ist, bietet in künstlerischer Ausstattung ganz Vorzügliches. Sie gibt Bilder von Defregger, A. Gabl, M. Obermüller, S. v. Paufinger, M. Schmid, R. Püttner u. s. w. Besonders sind es die oft geradezu genial behandelten Landschaftsbilder von R. Püttner, welche jeden Natur- und Kunstfreund entzücken müssen. Selbstverständlich wird bei einem Bilderwerke das Hauptaugenmerk der Herausgeber auf die Illustrationen gerichtet; dem Texte ist nur eine bestimmte Seitenzahl eingeräumt, innerhalb welchem der Schriftsteller mit seiner Partie fertig zu werden hat. Ferner muß der Schriftsteller Rücksicht nehmen, auf malerische Objecte, auf Punkte, die der Bildner wählen, oder hervorheben wird. Eine erschöpfende, oder gleichgliederte Darstellung eines Landes ist daher nicht wohl möglich. Der Text hat hier vor Allem die Aufgabe, den lesenden Wanderer unterwegs zu unterhalten, in anmuthigen Gesprächen auf die Schönheiten des Landes, auf das Leben, die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Bewohner aufmerksam zu machen, hier einen ersten Vorfall, dort eine Schnurre, da ein geschichtliches Bild, eine landschaftliche Schilderung u. s. w. zu geben. So füllt sich die Zeit aus von einem Ziele zum andern, so füllt sich der Raum, von einem Bilde zum andern. So kann „Unser Vaterland“ zwar nicht für ein geographisches oder ethnographisches Nachschlagebuch, auch nicht für ein touristisches Handbuch gelten; aber das Werk wird von dem betreffenden Lande stets ein richtiges, lebendiges Gesamtbild geben. Die Schriftsteller haben ihre Aufgabe glänzend gelöst; Selbstbeschränkung ist kein Leichtes für einen warmherzigen, von der Sache begeisterten Schilderer, wenn über ein herrliches Land hundert Bogen zu füllen wären, und es sehen vielleicht nur zehn zur Verfügung.

Nun ist in diesem Werke auch die Steiermark zu ihrem Abschlusse gediehen. Es wird erzählt, daß seinerzeit die Tiroler und Vorarlberger, als die Bilder ihres Landes, die wir so sehr bewunderten, erschienen waren, arg gepölkert hätten über die Willkürlichkeit und Unwahrheit der Illustrationen. Die Maler lassen sich nämlich den Satz von der „poetischen Lizenz“, und daß es Aufgabe der Kunst sei, die Natur und das

Leben zu idealisiren, nicht zweimal sagen. Sie idealisiren kühnlich drauf los und lassen die profaische Realwahrheit dem Photographen über. So war auf den Püttnerschen Bildern den Bozern ihr Bozen, den Feldkirkhern ihr Feldkirk u. s. w. nicht wahrheitsgetreu genug; wie man ja auch sonst weiß, daß selbst mit den besten Portraits gerade die portrairten Personen immer noch nicht zufrieden sind.

Und so wie die Tiroler dazumal, so rechtet jetzt der Steirer mit dem Künstler, der die Illustrationen der Steiermark zu besorgen hatte, und wirft ihm Ungenauigkeit und Mangelhaftigkeit seiner Bilder vor. Und leider mit Berechtigung. Der Bildner scheint das Land nicht gewissenhaft genug bereist zu haben, er hat nach alten Bildern, oder nach Photographien gearbeitet und hie und da empfindliche Lücken gelassen. Einige der Bilder zeigen geradezu, daß der Künstler mit Unlust daran gearbeitet hat. Indeß läßt sich eine große Anzahl Illustrationen nennen, die an Naturtreue, Stimmung und Ausführung ihresgleichen suchen. So die Partie vor Rag, Maria-Zell, der Ring, der Leopoldsteiner See, Admont, das Gesäuse, Aufsee, Altaufsee, Frauenberg, Schloß Holleneegg, das Logarthal mit der Strizaspitze, Gilli, das Erzherzog Johann-Denkmal in Graz, Maria Trost, Tragöß, der Kirchplatz in Krieglach. (Besteres Bild von Prof. Hans Petschnigg.)

Für den Text der Steiermark, den Hofegger geschrieben hat, sind nur achtzig Druckseiten eingeräumt worden. Die Wanderung geht vom Semering aus über Neuberg, Maria-Zell, die Schwabengruppe, das Gesäuse nach Aufsee, von dort über den Dachstein und die Sölkeralpen in's Mürztal, über die Gleinalpe nach Boitsberg, Stainz, Deutschlandsberg, den Bacher in die Sulzbacher Alpen, dann zurück nach Gilli, über den Donatiberg nach Pettau, Marburg, Gleichenberg, Weiz, nach Graz. Von da nach Bruck, Leoben, Tragöß in's Mürztal. Man merkt es jeder Zeile an, daß sie in Liebe für die Sache geschrieben worden ist. Einzelne Gegenden, besonders im Oberlande, sind ausführlich und in abgerundeten Bildern behandelt. Ueber die windischen Lande, die ja zu den deutschen Alpen nicht mehr gehören, streicht der Verfasser etwas rascher dahin, um noch einigen Raum für die oberländische Heimat zu ersparen, zu der er schließlich wieder zurückkehrt, um uns Mancherlei von seinem Mürztale zu erzählen.

Ich vermüthe, daß diese Art von Wanderung nicht Jedem behagen dürfte; sie fragt weder viel nach Wirthshäusern, noch nach Straßenlängen oder ziffermäßigen Berghöhen; sie fliegt durch das Land im Sitzad, wie die Biene im Garten, Gutes

suchend und sammelnd, ein Zellengewebe bauend — das Bild des Heimatlandes. Wir müssen den Maßstab suchen, um diese Schilderung beurtheilen zu können; wer sie ohne Vorurtheil liest, der wird sich weder dem überschwenglichen Lobe, noch dem wegwerfenden Tadel Einzelner anschließen.

Wäre dem Schriftsteller Gelegenheit und Ruhe geboten gewesen, seinen Gegenstand ausführlicher und vielleicht etwas gleichmäßiger zu behandeln, und wäre der Maler mit der gleichen Ruhe und Lust ihm gefolgt, wir würden das Prachtwerk mit noch größerer Freude begrüßen. Es ist ja das erste, derartige Unternehmen über die bisher so wenig berücksichtigte Steiermark; nun — so ist es jedenfalls auch das Beste. H. M.

**Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder** mit besonderer Berücksichtigung der Steiermark, von Dr. Anton Schloßar. (W. Braumüller, Wien, 1879.) Die Steiermark verdankt obgenanntem Autor bereits wesentliche Beiträge zu ihrer Culturgeschichte, nämlich das „innerösterreichische Stadtleben vor hundert Jahren“, „Erzherzog Johann und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark“ und die Wiederherausgabe von Kalchberg's Werken.

Noch bemerkenswerther ist dieses neue Buch. Es enthält Studien über die Wiener Rufenalmanache des achtzehnten Jahrhunderts, welche einen interessanten Einblick in die literarischen Publicationen dieser Jahrbücher bieten. Daran schließen sich Aufsätze über Ziegler's „Asiatische Banise“ auf der Bühne und zur Geschichte des Grazer Theaters im achtzehnten Jahrhundert und endlich ein Artikel über ein Verhältniß Goethe's zu zwei innerösterreichischen Theaterdirectoren.

Noch werthvoller als diese mit vielem Fleiße geführten und sehr instructiven Aufsätze erscheinen uns die weiteren culturhistorischen Beiträge zur Steiermark: „Der Schwerttanz in Obersteiermark“ und „Die deutschen Volkslieder in Steiermark“. Dieser letztere Aufsatz bildet ein Werk für sich und ein überaus werthvolles. Es ist eine mit treffenden Commentars versehene Sammlung von Alm-, Jäger-, Wildschützen-, Bauern-, Bergmanns- und Soldatenliedern, von Wallfahrts-, Todten-, Buß- und Weihnachtsgesängen im Hochdeutschen und in Volksmundart. In solchen Liedern hat die sonst so oft unverstandene und was noch schlimmer ist, mißverstandene Seele des Gebirgsvolkes Gestalt angenommen und wir sehen sie in ihrer Plastik und Drastik vor uns leben, lieben, jubeln und leiden. Ein treuer Spiegel des Volkes, wichtig für den Ethnographen, Germanisten - u. s. w.,

anziehend und anheimelnd für alle Freunde des Volksthümlichen. Dr. Schloßar ist im Begriffe, die Sammlung steirischer Volkslieder zu vervollständigen, ein Unternehmen, das der gewiegte Culturhistoriker gewiß glänzend lösen wird.

Die Alpenpflanzen nach der Natur gemalt von Jos. Seboth, mit Text von Ferd. Graf, und einer Anleitung zur Cultur der Alpenpflanzen in der Ebene von Joh. Petrasch, k. k. Hofgärtner im botanischen Garten in Graz. Von diesem bei F. Tempisky in Prag erscheinenden, überaus empfehlenswerthen Werke ist nun der erste Band erschienen. Dasselbe ist nicht streng wissenschaftlich gehalten, sondern vorzüglich dazu bestimmt, die Besucher der Alpen, auf die schönen Kinder Flora's aufmerksam zu machen und denselben eine werthvolle Erinnerung an das Hochgebirge zu bieten. Mit welcher Gewissenhaftigkeit Herausgeber, Schriftsteller und Maler Hand in Hand an diesem Werke arbeiten, davon gibt der erste Band ein schönes Zeugniß. Vor Allem fällt die Reinheit und Naturtreue der Bilder auf, welche nach frischen Exemplaren in natürlicher Größe gemalt sind. Der Text dazu ist kurz, aber bündig und schließt sich streng an die Bilder. Das Taschenformat ist dem Zwecke eines Handbuchs angemessen.

**Nachrichten über den „großen Unbekannten“.** Bei L. Kosner in Wien ist vor Kurzem ein Buch erschienen: „Sealsfield-Postl.“ Dasselbe, herausgegeben von Victor Hamburger, enthält eine Menge bisher unversehentlich Mittheilungen und Briefe aus dem Leben des geheimnißvollen Mannes, des Bauernjohnes aus dem mährischen Dorfe Poppitz, des entflohenen Kreuzherrn zu Prag, des berühmten Schriftstellers „Charles Sealsfield, des Dichters beider Hemisphären“. Die Schrift enthält außer einer kurzgefaßten Biographie Briefe an H. Brodhaus, Freiherrn J. F. von Cotta und Heinrich Erhard, welche uns klare Einblicke in die persönlichen Verhältnisse Carl Postl's vermitteln.

**Jahrbuch des Oesterreichischen Touristen-Clubs pro 1878.** (Wien 1879. In Commission bei Alf. Hölder.) Es liegt uns das in drei Heften erschienene X. Jahrbuch vor. Eine Durchsicht desselben liefert den Beweis, daß der Verein neben den rein alpinen Aufgaben auch dem literarischen Theile seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Da finden wir eine gediegene Abhandlung über die Hallermauern bei Admont von Dr. A. Martinez und F. E. Kumpel,

nebst naturhistorischen Beiträgen von Professor P. O. Strobl, 1 Karte und 2 Ansichten. Ferner ist als Beilage behandelt die Linie Leobersdorf-Gutenstein von Joh. Ziegler, mit 1 Karte. Diese Beilage wird jedem Touristen um so willkommener sein, als gerade hier die Literatur sehr dürftig ist. Weiter: Panoramatafeln mit erklärendem Texte von dem in alpinen Kreisen bestens bekannten Professor Dr. Johann Frisch auf. Ferner eine Studie von Guido List: „Pitten in Oesterreich unter der Enns“; die anziehend erzählte Beschreibung eines Ueberganges von Kaprun nach Kals von J. Král mit einer Beilage: „Das Kapruner Thörl,“ nach einer Originalzeichnung von Adolf Obermüller; ferner von E. Briege über den hohen Burgstall in der Glodnergruppe; und eine populär gehaltene Abhandlung über Meteorologie von F. Seeland in Klagenfurt. Noch zu bemerken den Aufsatz des Club-Präsidenten Dr. L. Schiefl: „Das Wirken der alpinen Vereine im Jahre 1878.“ Diese alljährlich wiederkehrende Zusammenstellung bietet ein werthvolles, übersichtliches Bild des gesammten alpinen Vereinslebens. Weiter ist zu erwähnen: „Die Schönberg-Rundschau von H. Wallmann als Text zu dem als Beilage dienenden schönen Panorama des im Salzkammergut gelegenen Schönbergs; und die mit großem Fleiße zusammengestellte Literatur der alpinen und touristischen Publicationen dieses Jahres von E. Frank. — Die übrigen Aufsätze sind meist geschäftlichen Inhaltes und umfassen das ganze Wirken des Clubs in socialer und alpiner Beziehung.

(Die Donau.) Von dem Werke „Die **Donau** von ihrem Ursprunge bis an die **Mündung**.“ Eine Schilderung von Land und Leuten des Donauebietes, von Alexander F. Hefsch (A. Hartlebens Verlag), liegen uns die zwei ersten Hefte vor. Die typographische und künstlerische Ausstattung derselben macht den theilhaftigen Kräften alle Ehre. Der tägliche Inhalt des Buches hält gleichen Schritt mit der künstlerischen Ausstattung und bietet in einem sich nicht gelehrt gebenden, jedoch gebiegenen Style eine Fülle des Wissenswerthen. Der erste Abschnitt des Wertes „Die Donau in ihren natürlichen und culturgeschichtlichen Verhältnissen“ ist ein Beweis der eingehenden Studien, welche der Verfasser bezüglich des zu behandelnden Gegenstandes machte.

**Kosmos.** Wissenschaftliche Kreise erwarten allmonatlich mit Spannung das Erscheinen dieser von Otto Caspari, Gustav Jäger und Ernst Krauß herausgegebenen Zeitschrift für einheitliche Weltan-

schauung auf Grund der Entwicklungslehre von Charles Darwin und Ernst Haeckel. Aber auch Laien, es sei nur das Interesse für wissenschaftliche Gegenstände und Fragen in ihnen wach, finden in dieser Schrift Anregung und Belehrung in faßlicher Form. Aus den neueren Heften erwähnen wir Aufsätze über Naturwissenschaften im Mittelalter, über die Rolle der Gedächtnisübung in der Entwicklungsgegeschichte, über Physiologie und Psychologie, über Urgesteine, über Infusorien als Befruchtungsvermittler bei Florideen, von der Entstehungsgeschichte der Naturbetrachtung, zur Bevölkerungsstatistik der Thierwelt u. s. w. Der Leser des „Kosmos“ mag versichert sein, daß ihm nichts Neues in der Forschung und den Theorien fremd bleiben wird; ebenso weiß diese gewissenhaft redigirte Zeitschrift aufall' die diesbezüglichen neuen literarischen Erscheinungen hin. Die empfehlenswerthe Schrift erscheint in Leipzig bei Ernst Günther.

„**Deutsche Monatsblätter.** Central-Organ für das literarische Leben der Gegenwart“ nennt sich eine von Max Stempel bei J. Rühlmann in Bremen herausgegebene Monatschrift, deren stattlicher Umfang und Mitarbeiternamen Gutes hoffen lassen. Das Doppelheft für Juni und Juli, welches durch den Redaktionswechsel verspätet erschien, bringt ein Krauerpiel von E. von Wildenbruch, biographische Essays über den Dichterpessimisten Giacomo Leopardi und Richard Wagner, eine Novelle und Gedichte verschiedener Poeten. Eine Rundschau über Theater und Literatur beschließt das Heft. Seltsam ist der Aufsatz, womit sich diese deutsche Schrift einführt, es ist eine Autobiographie des bekannten literarischen Charlatans Sacher-Masoch, welche aus giftigstem Deutschenhaß sogar das heiligste Kleinod des deutschen Herzens, das Andenken Schiller's zu bemakeln sucht. Allerdings verwahrt sich die Redaction gegen die Zumuthung, mit solchen „Ansichten“ einverstanden zu sein, doch dünkt uns, daß die oben angedeutete Autobiographie nicht genug des Interessanten enthalte, welches das unschöne Ding, das sie in ein sonst so trefflich zusammengestelltes Heft wirft, aufzuwiegen vermöchte. M.

Eben bereitet die Presse ein interessantes Werk vor, eine Anthologie unter dem Titel: „**Steiermark im deutscheniede**“, herausgegeben von Anton Schloßar. Dasselbe wird ein Bild geben davon, wie das Land Steiermark von den deutschen Dichtern in den Kreis ihrer Dichtungen einbezogen und wie verschiedenartig es von denselben poetisch behandelt wurde.



**Eine neue Presse.** Die Brüder Heinrich und Julius Hart in München weisen in einem fliegenden Blatte darauf hin, daß unsere Tagespresse viel zu viel Politik treibe und dieselbe als Hauptsache betrachte, während die Politik doch nur als Fundament für die Entwicklung der Cultur angesehen werden könne. Die Brüder Hart geben das Programm eines großen, täglich erscheinenden Journals für die gesammten geistigen Culturinteressen, als: Wissenschaft, Literatur, Kunst, Religion, Ethik u. s. w., in welchem die Politik so viel als möglich ausgeschlossen sein soll. Wenn es wahr, daß die Presse unser Publikum zu einem Volke von politischen Kannegeiern herangezogen hat, dann ist der Vorschlag einer Beachtung werth.

Im November dieses Jahres erscheint der zweite Jahrgang des „Allgemeinen deutschen Literaturkalenders“, herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. — Zugleich machen wir darauf aufmerksam, daß das gleichfalls von den Brüdern Hart herausgegebene „Jahrbuch deutscher Dichtung“ im September dieser Jahres zur Ausgabe gelangt.

## Postkarten des Heimgarten:

Für unverlangt eingesandte Manuscripte kann keine Verantwortung übernommen werden.

**W. H., Linz:** Ihre Frage, ob ein photographisches Totalbild des Wolkenhimmels möglich sei, verweisen wir an Fachmänner.

**A., Würzburg:** Sie erzählen die Geschichte vom Mönch, der sich mit seinen Klosterbrüdern nicht vertragen kann, in die Einsamkeit geht und dort in Ermanglung eines Nachbarn mit seinem Wasserkrüge Handel anhebt. Sie geben das für Ihre Erfindung aus und glauben, daß Hans Sachs sein Autorrecht kaum mehr geltend machen werde.

**A. A., Graz:** Sie fragen, wovon die Bezeichnung „Plauskrumpf“ herrührt? Vielleicht soll es „Plausch-Strumpf“ heißen.

**Manfried:** Halbheit in dieser Sache taugt nicht. Das ist jener Philosoph, der

gesagt hat: „Die Einen lehren, es gibt einen Gott; die Anderen lehren, es gibt keinen Gott; die Wahrheit ist, wie bei allen Dingen — in der Mitte.“

**M. B., Wien:** Die Thatsache, daß die Ehen in den unteren Volksklassen zumeist besser und glücklicher sind, als bei besseren Ständen, bedarf zum Beweise nicht erst Ihrer abgeschmackten Erzählung, in welcher der Hausherr seine Frau betrügt, während der Hausbesorger die seine bloß — schlägt.

**H. J., Wien:** Der Schwank, wie der heilige Florian einen durch List sich in das Himmelreich geschlichenen Juden mit List wieder herausbringt, indem er erzählt, daß in der Hölle Lizitation sei, ist launig, aber der Form nach nicht für's große Publikum.

**G. J., Brünn:** Durch Verleumdung Anderer empfiehlt man sich schlecht.

**A. H., Wien:** Auftreten zu frech, Können zu armseelig. Die einzige druckfähige Zeile in Ihrem Manuscripte ist ein Plagiat.

**F. W. Neustadt:** Recht gern, wenn es nur nicht so gefährlich wäre, das erstbeste, annehmbare Gedicht irgend eines schwärmerischen Jünglings abzubruden. Allzuoft hält sich ein solcher dann für einen fertigen Dichter, vernachlässigt seine Fachstudien und richtet sich für einen zweiten Schiller ein. Eine wohlmeinende Abweisung erspart Manchem grausame Enttäuschung.

Herren A. A. Hoff, Ceplik, E. Schröder, Teschen: Recht freundlichen Dank.

**M. H., Prag:** Nicht der Mühe werth. **W. Clemen** sagt: Das Jämmerlichste in Land und Stadt ist Herrschsucht, die keinen Bedienten hat.

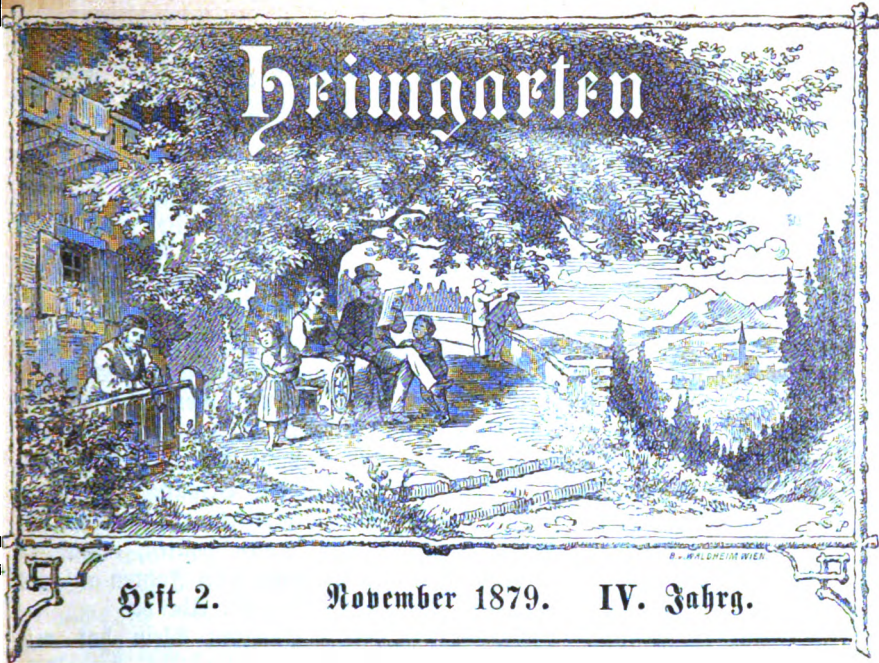
**M. G., Koflak:** Sie glauben, daß in Oesterreich nur Fürstinnen das hohe Prädicat: „Gnädige Frau!“ beanspruchen und erhalten. Ihre Naivetät erschreckt uns.

**F. A. B., Stuttgart:** Inhalt interessant, Form unannehmbar.

**G. St., Johann:** Form glänzend, aber inhaltslos. Liegt zum Abholen bereit.

**G. W., Bresden:** Von den drei Jahrgängen dieses Blattes — besonders vom ersten — sind nur mehr wenig Exemplare vorrätzig. Preis des Bandes auf dem Umschlag dieses Heftes.

# Heimgarten



Heft 2.

November 1879.

IV. Jahrg.

## Signore Guillelmo.

Eine Touristengeschichte.

In Mailand ist der Mann bekannt. Mit vier Hengsten bespannt, mit zwei Domestiken besetzt rauscht sein Wagen durch die Gassen, die Räder haben vergoldete Speichen; das Duabernpflaster sprüht unter diesem Gespanne mehr Funken, als unter der Carrosse des Königs von Italien. Mein Bruder, der, einst österreichischer Finanzbeamter in Mailand, heute noch dort lebt, schreibt mir den wahren Namen des Mannes, bittet aber gleichzeitig, denselben nicht öffentlich zu nennen, da man über ihn dann nicht sagen könne, was wahr ist. Der Mann hat unter dem Namen Alphonso Guillelmo Reisen gemacht; man findet ihn häufig in den Fremdenbüchern der Schweiz und des Rheins. Wir behalten diesen Namen bei.

Die Mailänder frohen vor Signore Guillelmo, weil er viel Geld hatte, oder sie verwünschten ihn, weil er keins gab. Er könnte, heißt es, den

Dom von Mailand mit Ducaten bedecken lassen; er könnte, heißt es, auf fünfzig Jahre lang alle Armen von Mailand sättigen und kleiden; er könnte, heißt es, die Staatsschuld Italiens tilgen und mit dem Reste den Bankerott der schönen Stadt Florenz löschen. Er könnte es und thut es nicht. Wie verächtlich! Wir — ich, die Leser, die Zuhörer — ich bin ganz überzeugt, wir würden es an seiner Stelle thun. — „O Signore Guillelmo, denke, daß du sterblich bist, daß du deinen Reichthum verlassen mußt, daß deine Erben lachen werden, während du deinen Geiz in der andern Welt theuer büßen mußt. O, Signore Guillelmo, ich möchte nicht in deiner Haut stecken! Du schauerst, wenn du daran denkst, wie du von deinen Reichthümern scheiden mußt; vielleicht schauerst du auch, wenn du denkst, wie du zu deinen Reichthümern gekommen bist!“ — So rufen die Bettler an den Stra-

ßen, die vergebens ihre Güte und ihre braunen, bürren Hände nach dem Krösus ausstrecken. Er gibt kein Almosen, keine Gastmähle, keine Feste, er baut keine Kirchen, keine Schlösser, um Geld unter die Leute zu werfen, nicht einmal beim Schneider bestellt er für sich das feinste Tuch und den feinsten Schnitt.

Sein Name steht auf der Firmatafel eines großen Bankhauses; nicht er, das Bankhaus fährt auf dem vier-spännigen Wagen mit den goldenen Speichen. Er wohnt in einem kleinen Hause am Ende der Stadt, in der Richtung gegen den Lago Maggiore. Sein Antlitz ist gebräunt in der Sonne Italiens, sein Haar ist grau, wie die Farnen des Monte Rosa, des Mont Blanc und der Jungfrau, die auf Mailand niederleuchten.

Man hat ihm gerathen, daß er für die Gefahren eines Volksaufstandes einen Wall ziehe um sein Haus. Auf diesen Rath sah man ihn lachen. Bei den Arbeiterunruhen im Jahre 1876 trug ihm der Gouverneur militärische Bedeckung an, er lehnte ab. Ein einziger Steinwurf traf die Wand seines Wagens — der Steinwurf war dem Golde an den Nädern vermeint. Die goldenen Näder aber waren nichts, als rollende Reclame für die Firma Guillelmo.

Signore Guillelmo weiß um den schlimmen Ruf, in dem er steht, doch verzieht er darob keine Miene. Er ist immer höflich, immer kühl; Fremde merken ihm den Sarkasmus nicht an, mit dem er die Welt zu betrachten scheint. Nichts sieht ihn an, nichts bewegt ihn, nichts lockt ihn — er ist souverän. Das Geschäft, welches sich in tausend Fäden über Länder und Meere zieht, leitet er mit den wenigen Federstrichen seines Namenszuges. Er betrachtet den ganzen Organismus als eine Maschine und sich selbst in derselben als die Feder. Eine Feder aus Stahl, die sich nur biegt, um nicht brechen zu müssen. Ohne Blut,

ohne Herz, ohne Lust, ohne Schmerz — armer Signore Guillelmo!

\* \* \*

Im August des Jahres 1878 unternahm ich eine Reise nach Tirol und in die Schweiz. Ich hatte für diese Reise jahrelang Vorbereitung getroffen; ich hatte dreimal auf meine vierzehntägigen Ferien verzichtet und dieselben anderen meiner Amtsgenossen zu Gute kommen lassen, die nun für mich eintreten mußten; ich hatte mir manchen Genuß versagt und als ich merkte, daß die Ersparnisse trotzdem für die projectirte achtwöchentliche Reise nicht langen wollten, verzichtete ich seit beiläufig zwei Jahren auf das Gläschen Wein am Abend.

Dieses Gläschen Wein hat mir sonst manches Stündlein vergoldet, hat mir die Kehle gereinigt von dem Kankeleistaub, hat manchen Broden im Magen gelöst, den ich im Amte zu verschlucken gehabt hatte. Nun kam das „Quellwasser“ der Mur, welches vom Reservoir am Rosenberge aus in alle Häuser von Graz springt — dieses Wasser kam nun in's trauliche Glas, wo sonst mein lieber Radkersburger gefunkelt hatte.

Aber man glaubt es nicht. Genau das, was man in's Glas hineindenkt, trinkt man aus demselben heraus. Was Wasser, Murwasser! Echter, rubinrother „St. Magdalener“ war es aus Bozen, rheingrüner Johannesberger war es, goldfunkelnder Neuenburger, herrliche Tropfen, wie ich sie auf meiner projectirten Reise schlürfen würde. Und seht, diese zweijährige Kaltwassercur hat mein Gelbtäschen ganz außerordentlich gestärkt und so konnte ich denn die Reise in bester Zuversicht antreten.

Von Tirol ist nichts zu erzählen, als lauter Jubel. Sechs Wochen habe ich geschwelgt in diesem herrlichen Lande bei den Prachtmenschen — weiß Gott, in diesem Alpenvolke steckt ein Kern, vor dem Unserer aus der

Großstadt Respect bekommt. Vom Glöckner bis zum Ortler bin ich gewandert mit dem Griesbeil und mit dem Ränzlein, ein glückseliger Narr. Jünger bin ich geworden, alle Wochen um ein Jahr.

Ich hätte mich begnügt mit Tirol; aber weil es im Plane stand, so mußte ich auch in die Schweiz. Entweder, es war drüben so wunderbar, als herüber, dann lohnte es sich, oder es fiel ab, dann lohnte es sich auch, zu wissen, daß unser Tirol größer dasteht, als die stolze Schweiz.

Nun, ich habe den Unterschied gesehen, ich will ihn später einmal darstellen, wenn ich weiß, daß mich kein Tiroler und kein Schweizer hört. Heute erzähle ich nur die kleine Geschichte.

Aus dem oberen Vinschgau wollte ich in's Engadin hinüber. Ich habe die Gewohnheit, stets ohne Führer zu wandern; ein gutes Reisebuch, eine gute Karte, ein guter Compaß und ein gutes Fernrohr sind meine vier Begleiter, denen ich vertraue, die mich nur täuschen, wenn ich mich an ihnen täusche. Das Letztere geschah nun allerdings bisweilen, aber nur das einermal ganz unerhört — eben damals, als ich vom Vinschgau in's Engadin hinüber wollte. Wer das Gebirge nicht kennt! Eines Tages, als ich, vom gewöhnlichen Touristenwege abgewichen, zum hohen, ziemlich unwirthlichen Ferningpaß hinanstieg, überraschte mich der Nebel — ein bleigrauer, feuchter Nebel, durch welchen ein eifriger Wind pfliff. Der Wind machte mir Hoffnung, daß der die Bergmulden herniedergewallte Nebel wohl bald wieder verfliegen werde; aber dieser Wind trieb immer noch dichtere Massen mir entgegen und ich wurde nun gewahr, daß es keine isolirten Nebelzüge wären, wie sie manchmal im Gebirge herumtreiben, sondern, daß ich in den Wolken stand, welche sich vielleicht über das ganze Land zu einem behäbigen Regen verbreiteten.

Buch und Fernrohr waren unter solchen Umständen überflüssige Freunde geworden; um so wichtiger der Compaß, die Karte, mittelst welchen ich mir nun den Weg zu bestimmen suchte. Der Grasboden hatte sich längst in Moosboden und dieser in einem unbegrenzten Gerölle von weißen Steinen verloren. Kein einziger Baum stand mehr da, auch kein dürrer, geknickter, entrindeter mehr. Die weißen Steine hatten tohlschwarze Flecken und in Eis und Schnee abgestumpfte Kanten. Es waren die Wälle der Moränen zu übersteigen, es waren kraterartige Tiefen zu umgehen — es war ein verdammlicher Weg! Mein guter Compaß! Seine ganze Aufgabe war, daß er mir die Weltgegenden zeigte; daß mir diese Weltgegenden nichts halfen, weil der Weg, den ich vorwärts zu gehen hatte, mit Eis und Stein verlegt und schließlich mit erschreckend wüsten Felswänden vermauert war — was konnte er dafür!

Ich mußte mich wenden; nach links that ich's, weil ich glaubte, wenn der Nebel nicht wäre, so müsse da links unten das lange Thal des Engadin herausblauen. Heute weiß ich besser, was ich in jener Richtung gesehen hätte, wenn der Nebel nicht gewesen wäre: Die wilden, in ihren Hochschluchten unerforschten Wände der Kulora. Diesen feuerte ich unbewußt zu, wand mich zwischen den schwarzen Augen mehrerer kleiner Seen über Felsblöcke hin, bis aus dem Nebel mir die Wand des (heute kenne ich den Namen) vorderen Zinker entgegenbunkelte. Ich war ganz rathlos; ich hatte keinen Anhaltspunkt mehr, denn die Richtung, welche Compaß und Karte mich gehen hießen, war total unpassirbar.

Umkehren!

Sie wissen, meine verehrten Leser, wie ungerne man umkehrt, sei es auf einem verfehlten Weg im Gebirge, sei es auf einem verfehlten Weg im Leben. Mir wurde jedoch damals das

Umkehren eigentlich leicht, denn ich hatte keine Wahl. Voreerst kauerte ich mich zwischen Steine hinein, um mich vor dem scharfen Winde zu schützen, als ein Stück Brot und trank etliche Tropfen Schnaps, den einzigen Vorrath, den ich noch bei mir hatte. Was brauchts denn weiter, in drei oder vier Stunden bin ich wieder bei der oberen Holzschlägerei im Binschgau. — Oh, des Leichtsinns!

Ich fand nicht mehr zurück.

Ich irrte stundenlang in den Steinküften und im stürmischen Nebelmeere umher und fand den Ausweg nicht. Als meine gewöhnliche Kraft zu erlahmen drohte, half mir die Wärme des Hornes gegen mein Schicksal eine Weile; als auch diese verlosch, schleppten mich die Angst und die Verzweiflung noch eine Strecke fort.

Ich hatte zwischen den Wänden eine Rinne gefunden und war in derselben noch höher emporgeklettert. — Wenn ich schon hier zu Grunde gehen soll, so sei es zuhöchst oben, in der Nähe des Himmelreiches. Bevor mich da oben in den Hängen aber das Bewußtsein verließ, verließ mich der Nebel. Blöthlich war er über meinem Haupte röthlich geworden, wie Rauch über der Hitze des Feuers, und schon hatte der Wind auch diesen letzten Schleier hinabgefegt in's finstere Gebraue und über mir leuchtete in tiefer Sonnengluth eine senkrechte Felswand. Sie ragte mit dem Regel, auf dem ich lag, wie eine Insel aus dem Meere und weit vor mir ragten aus demselben ebenso die Spitzen des Laidhornes, der weißen Scharn, des Driler endlich und die Berge des Engadin. Wenn sie's waren — behaupten kann ich's nicht. Ich fühlte damals eine gottlose Gleichgiltigkeit für allerlei touristische Studien. Nur für einen Umstand hatte ich das wärmste Interesse, nämlich für einen Geruch, der an meine Nase drang, und in dem ich den Rauch eines Herdfeuers zu spüren glaubte.

Die Sache schien mir unwahrscheinlich, doch erhob ich meine Stimme und schrie um Hilfe. Nicht lange wahrte es, so tönte da unten und nicht weit von mir ein Alpenhorn. — Sie glauben es gern, daß ich aufsprang wie neugeboren, frisch und kräftig. Mit Hast suchte ich einen Abstieg in jene Richtung, aus der das Horn erklungen war, ich sprang hinab, ich glitt, ich rollte, ich war wieder im Nebel. Das Horn blies noch mehrmals und lockte mich zu sich und da stand ich vor einem festen Steinbaue mit Dach und Fenstern — ein fast stattliches Haus.

Der Eingang, vor dem aus der Wand ein klarer Brunnen rieselte, war schmal und nicht hoch; über denselben sahen heute noch die Worte: „Müder Wanderer, sei willkommen!“

Hat je Einer diesen Spruch so empfunden, als ich damals? Ich glaube nicht. Mit bebenden Gliedern sank ich auf die Thürschwelle hin und suchte die hervorbrechenden Thränen zu stillen. Jetzt kam aus dem Gemüthe her ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, der trug das Alpenhorn und fragte mich, ob ich es gewesen wäre, der gerufen hätte und warum ich nicht in's Haus ginge?

„Ich habe mich verirrt,“ sagte ich „und möchte nur wissen, wo ich bin.“

„Jetzt sind Sie bei uns,“ hörte ich hinter mir eine rauhe Stimme in der Mundart der Binschgauer. Da sah ich mich um, wer denn hinter mir stehe. Ein kleiner Mann war's, der ein braunes, hartes, narbiges, graustruppiges Gesicht hatte, als wäre es von Zirmholz geschnitten und mit Bergmoos bewachsen. Und, bei Gott, trug dieser Mensch nicht einen schwarzen Frack, der wie eine an die liebe Natur geschleuderte Gotteslästerung an seinem Leibe hing! Darunter die blauen Wolkenstrümpfe, das kurze, abgescharrte Beinkleid aus Gemshaut — ein gründlicheres Mittel gegen meine sentiment-

tale Erregung konnte es doch nicht mehr geben.

„Es ist freilich wohl ungeschickt von mir,“ sagte nun der Mann — „aber treten Sie aus diesem kalten Wind nur erst in die Stube! — es ist ungeschickt; nur habe ich zum Umkleiden nicht mehr die Zeit gehabt; der Herr ist so vom Himmel gegossen dagewesen. Christian, führe ihn hinein und lege im Ofen Holz nach; ich bin bald wieder da!“

Er trippelte über eine schmale Stiege in den Oberbau hinan; mich führte der Junge mit dem Horn in die Stube.

Nun war's aber keine Stube, wie man sie in Alpenhäusern findet; es war ein feines Gastzimmer mit zwei schneeweiß gedeckten Tischen, wie solche in den Gasthöfen der Städte stehen, mit gepölkerten Lederseffeln, wie man solche in gut situirten Pfarrhöfen findet, mit großen Hirschgeweißen und feinen Kupferstichen an der holzgetäfelten Wand, nach Art der Stuben in den Jagdschlössern großer Herren. Der Ofen war grün und so groß, wie in Bauernhäusern, aber viel feiner und eine Wärme hauchte er aus ringsum, wie ein gutes Frauenherz. Christian rückte mir am vordern Tisch einen Sessel zurecht, ich sank nur so in denselben hinein und war zu überrascht, um etwas denken zu können. Sie glauben es gerne, daß mir wohl war; so wohl, wie nie mehr seit jenem fernen Christabend, da ich als Student das lehtmal in das Stüblein meiner Mutter heimgelehrt war.

Bald kam mein alter, kleiner Mann wieder, aber nun ohne blaue Baden und ohne Leberhosen, sondern schreckbar schwarz und kellnerhaft von unten bis oben. Aber sein Benehmen war menschlich. Er trat ruhig zu mir heran und fragte, was ich begehre?

„Etwas zu essen,“ antwortete ich, „was es auch sei.“ Fast war ich zu erschöpft, um sprechen zu können.

„Ihre Kammer finden Sie hier nebenan,“ sagte der Schwarze, „und drückte eine Thür halb auf, die mich in ein Nebenzimmerchen bliden ließ. Ein aufgerichtetes Bett, ein Wasserbeden, an der Wand ein blauer Hausrock, am Fußboden Schuhe aus brauner Wolle. — Ob es mir nicht beliebe?“

Ich war in meinem Lehnstuhl wie eingegossen.

„Er könne sich's wohl denken,“ meinte der Alte und zündete eine Lampe an, die er auf den Tisch stellte, auf daß sie in der bereits dämmernden Stube einen freundlichen Schein verbreitete.

„Er könne sich's denken, ich sehe nicht aus, als ob ich geradenwegs aus dem Thale heraufläme, ich hätte in solchem Nebel sicherlich eine unliebame Tour auf die Kulora gemacht. Nun, ich möge mich nur recht behaglich machen.“

Hierauf brachte der Christian Porzellanteller, blinkendes Besteck, Wasser und eine Flasche rothfunkelnden Weines. Dann kam eine Suppe, die mein Alter im Frack nicht Bouillon nannte, die aber besser, unenblich besser war, als alle Bouillons von Wien und Paris. Darauf ein Schlud aus der Flasche und meine Lebensgeister waren wieder zurückgekehrt. Nach dieser Suppe erschienen Schinken und Sarbinen, dann kam ein köstliches Stück Wildpret und hierauf — Alles stets fein zubereitet und mit Grazie servirt — frischbereitetes Backwerk. Bei diesem wurde der Wein gewechselt. Der biedere „Tiroler“, so viel von ihm noch da war, zog sich bescheiden zurück und ein edler Franzose, aus Bourbeaux gebürtig, machte mir in feingeschliffenem Glase seine Aufwartung.

Wo in der Welt habe ich jemals so genachtmahlt, als da drinn, hoch in den Alpen!

Es waren an demselben Abende auch noch ein paar andere Gäste in das außerordentliche Bergwirthshaus gekommen, die ebenso, wie ich, bedient wurden. Der alte, kleine Mann, der

aufser seiner unseligen Kleidung so gar nichts von jenem universellen Kellnerpathos hatte, welches — doch, ich schließe den Mund und öffne den Beutel — der Alte war so schlicht und seine sonnenbraunen, gutmüthigen Züge sahen desto freundlicher drein, je besser sich's die Gäste schmecken ließen. Nun ja, das ist so die Art aller braven Gastgeber. Gottes Lohn für sie!

Ich zog mich bald in mein Stübchen zurück und fühlte mich in demselben um so behaglicher, je stürmischer draußen der Wind das Haus umrauschte. Das Bettkinnen war fein und von blühendstem Weiß. Der Schlaf aber war gar nicht ruhig, immerfort mußte ich über Felsen klettern und durch den finstern Nebel schimmerte mir eine blaße, viereckige Tafel entgegen, die sich endlich als das Fenster meiner Schlafkammer aufwies. Erst gegen Morgen versank ich in eine erquickende Ruhe.

Eine Ziegenschelle, die draußen läutete und der Wind, der immer noch an die Wände schlug, brachten mich spät Morgens zum Bewußtsein, wo ich war. Die blauen Tinten einer Felswand sahen zum Fenster herein und Regen sprühende Nebelfetzen jagten vorüber.

Da klopfte es ganz leise an die Thür und auf meine Verstattung ging sie langsam auf; der häuerliche Alte im Frack schaute herein und fragte mich, ob ich an den Kleidern nicht etwas zu richten wünsche, ob ich vielleicht wundte Füße mit Anschlätt belegen wolle, ob ich zum Frühstück Thee oder Kaffee liebe und ob ich dasselbe im Bette zu mir nehmen würde?

Ich dankte einstweilen und stand auf, um mich anzukleiden. Ich fand mich gekräftigt, aber ich fühlte mich nicht ganz so behaglich, wie am Abende zuvor. Ich hatte einigen Grund zur Sorge. Dieser Gasthof mit dem geradezu glänzenden Table d'hôte auf so hohem Berge konnte zu meiner Reisekasse doch nicht im besten Verhältnisse

stehen, denn ich konnte nicht leugnen, was ich in diesem Hospiz genoss, war mit meinem Geldvorrathe nicht aufzuwägen.

Als ich angezogen war und mich in das wieder wohlgeheizte, sorgfältig aufgeräumte Gastzimmer begab, brachte der Christan auf einer Silbertasse Thee, Schinken, Eier, Butter, Käse, Brot und ein sechseckiges Fläschchen mit Liqueur.

Ich hatte nichts begehrt, so konnte es nicht meine Schuld sein, wenn die Kräfte hernach dafür nicht ausreichen sollten. So viel mußte ich mir reserviren, daß, wenn ich nun schon auf die Schweiz verzichten sollte, die Heimkehr gesichert war.

Während ich frühstückte, fragte mich mein Gastherr im Frack, ob ich bei so ungünstiger Witterung nicht im Hause zu bleiben beliebe? Ich möge bleiben, so lange es mir gut dünke. Ich blickte ihn etwas mißtrauisch an. Doch ein feiner Fuchs, das! Sein Kellnerfrack erklärte mir zur Genüge, woran ich war. Indeß genoss ich ruhig die vorzüglichen Speisen, nippte auch mehrmals vom Liqueure und ließ mich sogar verleiten, das Gläschen einmal gegen den Alten zu heben und zu sagen: daß ich auf seine Gesundheit trinke, auf daß er noch recht lange zum Wohle verirrtter und unbemittelter Reisenden hier wirken möge.

Er dankte mit einem Nicken des Hauptes und entgegnete, wenn er einmal nicht mehr sei, so würde seiner statt schon ein Anderer sein.

Einige Minuten später hob ich viel Luft in die Lunge und — bat um die Rechnung.

Der Alte war eben beim Abräumen des Tisches und überhörte die Frage. Ich wartete noch ein wenig, denn fast war mir die nagende Ungewissheit lieber, als nachher der gefallene Würfel.

Endlich sagte ich noch einmal: „Ich bitte, Herr Wirth, um meine Rechnung!“

Er stellte sich an die Tischdecke hin und antwortete halbblau: „Es ist nichts. Es ist schon bezahlt.“

Ich stand rasch auf und sagte: „Was soll das heißen, lieber Mann? Ich bezahle die kostbare Bewirthung in diesem Hause so gut, als ich vermag.“

„Ich bin nur der Diener und darf nichts nehmen. Seit ich in diesem Hause lebe, haben wir Jeden, der zu uns herauf kam, bedient und bewirthe, so gut es auf so hohem Berge möglich ist. Bezahlt hat dafür noch Keiner was.“

„Und wer ist der Herr dieses Hauses?“

„Oh, der lebt weit von hier, in Italien. Ich dünkte, Sie wüßten von den Dingen; es ist ja kein Geheimniß. Freilich haben wir nur wenige Gäste, weil das Haus den Reisenden zu abseits liegt und weil fast nur Solche zusprechen, welche sich in diesem Gebirge verirren, oder welche von Tirol auf kürzerem Wege in's obere Karrischthal hinüber wollen. Wohl kommt bisweilen auch ein Engländer heraufgestiegen, um zu sehen, ob es denn wahr sei, daß man hier essen und trinken kann.“

Wer sich meine Verwunderung denken könnte!

„Nachdem Sie mir,“ so sagte ich dann zum Alten, „den Weg in's Engadin werden gezeigt haben, will ich wohl noch an diesem Tage weiterwandern, aber vorerst muß ich wissen, wer mich hier bewirthe hat. Sagen Sie mir's, lieber Mann, unter welchem wohlthätigen Hochstifte steht dieses Hospiz, ich will es aufsuchen und ihm danken, denn was mir gestern Abends dieses Haus ward — es wird in meinem Leben nicht mehr vergessen. Gesehen Sie mir nur, unter wessen Dach ich bin.“

Da setzte sich der Mann mir gegenüber auf einen Sessel und sagte: „Warum sollt' ich es Ihnen nicht ge-

sehen! Ich habe es noch Keinem vor-  
enthalten, der mich darum befragt, nur hatte Keiner damit genug, zu wissen, wie der Herr dieses Hauses heißt; Jeder verlangte auch zu erfahren, aus welcher Ursache dieses Hospiz errichtet wurde, wie lange es schon besteht und wie ich Bauernmensch dazukomme, hier im schwarzen Frack den Gästen aufzuwarten. Und so ist allemal eine Erzählung zu Stande gekommen, mit deren Ende ich begann und mit deren Anfang ich schloß. Da will ich's gleich lieber sachgerecht, von Anfang bis zum Ende auspacken. Sie streichen sich für die Zeit noch Butter auf Brot und schenken sich Schnaps ein. Uns freut's, wenn es schmeckt.“

Dann begann er in seiner bäuerlichen Weise eine Geschichte zu erzählen, die ich so kurz und so treu als mir möglich, wieder zu geben versuche.

„Ich,“ so begann er, „bin seit meinem achtundzwanzigsten Jahre beschäftigt, zur Sommerzeit auf diesen Bergen Alpenkräuter zu sammeln. Bin nachher damit hausfremd gegangen von Apotheke zu Apotheke, dann zu Geisbrennern, zu Wurzelhändlern, die aus Einsiedeln hergekommen sind, auch unter der Hand habe ich verkauft, um wohlfeiles Geld oder um Lebensmittel vertauscht. Man lebt davon. Dahier — fast gerade, wo jetzt das Haus steht, habe ich meine Hütte gehabt, nur so zur Noth aus Steinen und Zirmgeflecht und Baumrinden zum Schutze gegen grobe Wetter. An die zwanzig Jahre habe ich's so getrieben. Vor fünf Jahren in den Hundstagen, just am Jacobitag ist's, als ich auf der Rückkehr mit einem Korbe voll von Kräutern zur Hütte hier am Brunnen, der da draußen heute noch aus der Wand springt, einen Mann hingestreckt liegend finde. Ein weltfremder Mensch — anfangs habe ich gehalten, er ist todt. Ich reiße ihn vom Boden auf, gieße ihm Wasser in's Gesicht und zum Glück habe ich Genswurzgeist bei mir, der ihn richtig lebendig



macht. Er schaut mich an und spricht auf Italienisch. Ich schleppe ihn unter's Dach und thue, was ich kann. Stundenlang sitzt er am Feuer, wie ein Stück Holz und rührt sich nicht und redet nicht. Es ist ein vornehmer Herr, ich vermert es bald, nicht auswendig, da hat er ein grob Wollentuch, aber das Hemd ist besetzt mit lauter Diamantknöpfen — ich kenne die von Zürich her, da ich dort als Wehrmann bei einer Arbeiterrevolte vor einer Pretiosenhandlung habe Wach' stehen müssen. Nu endlich, wie er warme Kräutersuppe und etwas vom Gensbraten gegessen hat, macht er ein tiefes Seufzen und sagt: Gottlob!

Ja wohl, Herr, Gottlob! rufe auch ich aus; seien wir froh, daß es so gut geworden ist. Das ist ein böses Gebirg, das! — wer es nicht kennt! Schier alle Jahr fordert es sein Opfer, erst vor etlichen Wochen ist da unten im Kar wieder ein Menschengerippe gefunden worden. Es ist halt gute fünfzehn Stunden lang, daß man kein Haus und keine Lahnitz findet und gar wenn sich Einer verirrt. Ja, so hätte auch er, der ungefährdet die Schweiz durchwandert sei, in dieser Wildniß sich verirrt. — Ist leicht möglich, sage ich; ruhe sich der Herr jetzt aus, so gut es auf dem Moosbett möglich ist, ich werde die Nacht über auf's Feuer achten, denn um's Frühen wird es hieroben schauerhaft kalt, Morgen stelle ich meinen Mann, ob der Herr, sage ich, in's Tirol oder in's Schweizerische hinab will.

Er schaut mich scharf an. Ich glaube es; auch im Gebirge gibt's schlechte Leute. Wäre aber arg, denke ich, wenn er deswegen nicht schlafen könnte. Mein Herr, sage ich, da ist meine Pistole und mein Wurzelstecher — meine ganze Bewaffnung — ich habe nichts dagegen, wenn der Herr diese Sachen unter seinen Kopfpolster legen will. Er lächelt und sagt das Wort des italienischen Dichters: Jeder Stein wird zum Todtschläger in

der Hand des Bösen. — Bald legt er sich hin und mir scheint, er hat mir vertraut. Wie ich aber — lieber Herr — vermeine, daß er einschläft, hebt er sich noch einmal auf und sagt: Alljährlich fordert dieses Gebirge seine Opfer? Ich antworte, daß es so sei. Hernach fragt er, ob hier Grund und Boden zu haben wäre, fragt noch über Eins um's Andere; ich antworte nach meinem Wissen und endlich spricht er das Wort: Ueber's Jahr an diesen Tag muß es vollendet sein. Ist sonach eingeschlafen.

Am andern Morgen — so fuhr der Alte in seiner Erzählung fort — „habe ich ihn hinabgeleitet in's Schweizerische; muß ihm noch genau meinen Namen sagen — ich heiße Bernhard Stoder — und meinen Wohnort, dann geht er seines Weges. — Aufgefallen ist mir nur, daß er nicht einen Pfennig Entlohnung angetragen hat. Selbstverständlich thut's der Mensch um Gotteswillen, wenn er den Verächmachten lobt und den Verirrten weist; aber ein Mann, der so viel Diamanten im Unterkleid trägt — — Na, später hat sich's gewiesen, was ihm angefoßen ist. Leute kommen herauf, erwerben den Platz, bauen ein Haus. Zu Zürich das Cantonhospital kann nicht viel mehr Geld gelostet haben, als dieser Bau; man kann sagen, er hat von Menschen müssen heraufgetragen werden. Wie es nun daheht, das sehen Sie. Und mich hat er zum Hauswirth gemacht. Ich leide keine Noth. Alles, was zur Bewirthung der Fremden bedurft wird, kommt reichlich herauf und bediene die Herrschaften, die das Unglück haben, über die Aulora zu müssen, so gut ich's vermag. Es ist auch Jeder zufrieden; nur zwei Herren sind einmal gekommen, diese haben nicht eben erschöpft ausgesehen, sich trotzdem — und 's ist auch recht — unsern Tisch wohl jähmeden lassen. Aber an meiner Lodenkleidung und an meinen rauhen Händen haben sie Anstoß genommen

und so ein grobkörniger Aufwärter wäre eine Schmach für das Hospiz. Sehen Sie, lieber Herr, und seither trage ich den schwarzen Frack und die Handschuhe.“

Laut habe ich dem Alten nach diesen seinen Worten in's Gesicht gelacht, fest habe ich ihm die Hand — die nun wieder bedenlose — gedrückt. „Verzeihen Sie,“ rief ich, „wenn ich jetzt ungebührlich lache, so thue ich es nicht gegen Sie, sondern gegen die feinen Herren, die auch an diesem gastfreien Hause zu nergeln fanden. Sie haben ganz Recht, daß Sie sich in den Frack stecken, solche Schluder sind es nicht werth, von einer ehrlichen Bauernjoppe bedient zu werden. — Sonst aber haben Sie mir nur noch Eines vergessen zu sagen, nämlich, wer der hochherzige Mann ist, der dieses Hospiz, dem ich die Rettung meines Lebens verdanke, gegründet hat?“

„Ich hätte ja ohnehin gebeten, sich noch in's Fremdenbuch zu schrei-

hen,“ sagte er, „in demselben finden Sie auch seinen Namen.“

Und so war es. Auf der ersten Seite des in schweres Leder gebundenen Buches standen die Worte: „Diesen Alpenhort hat aus Dankbarkeit gegründet und allen Bedürftigen zugeeignet Alphonso Guillelmo.“

Die weiteren Seiten waren angefüllt von begeisterten, dankbaren Ergüssen der Reisenden, die im Hause Unterstand und Bewirthung gefunden haben. Allen, die bei Alphonso Guillelmo zu Gäste waren, erging es so gut, wie mir. Die Wenigsten aber schienen zu wissen, wer Alphonso Guillelmo sei; nur Einer hatte in das Buch geschrieben: „Du bist einer von Denjenigen, denen es Spaß macht, öffentlich verlästert zu werden und ihre guten Thaten heimlich üben. Es ist besser so, als umgekehrt.“

Unter diese Zeilen schrieb ich den Namen

Hans Malfer.

## Gerettete Ehre.

Novelle von S. John (Verfasser von „Gabriel“).

(Nachdruck verboten, Uebersetzungsrechte vorbehalten.)

(Fortsetzung.)

Ich war von Seland's Worten tief erschüttert, ich bat ihn, sich nicht anzustrengen, sich nicht ohne Noth aufzuregen, ich versicherte ihm, daß ich mit größter Pünktlichkeit, nach bestem Können und Vermögen alle seine Wünsche erfüllen würde und bat ihn endlich, ohne ihn ermüdende Umschweife, seine Wünsche auszusprechen.

Seland versuchte es sich in eine sitzende Stellung zu bringen und fuhr, mühselig nach Athem ringend und häufig von starkem Husten unterbrochen, fort:

„Du wirst es schon früher bemerkt haben, daß mich ein tiefes Leid bedrückte, das ich verschlossen in mir

trug... es war ein fremdes Geheimniß und ich hatte nicht das Recht, dieses preiszugeben, obwohl mir Mittheilung eine große Erleichterung gewährt hätte.

Ich muß in meinen Mittheilungen weit zurückgehen, weil ich wünsche, daß Du meine Lage vollständig erkennen sollst; ich fühle es zwar, daß das lange anhaltende Neben meine kranke Lunge sehr anstrengt; aber es geht ja mit mir so wie so zu Ende; und wenn ich es nur zu Stande bringe, Dir Alles ausführlich mitgetheilt zu haben, wenn Du mir Dein Wort gegeben, meinen letzten Willen zu erfüllen, dann hast Du eine schwere Bürde

von meiner Seele genommen, dann hast Du mir meinen Heimgang wunderbar verschönt...

Mein Vater war wie ich ein bürgerlicher Officier und als er in Folge ehrenvoller Wunden, die er am Schlachtfelde vor dem Feinde erhalten, in der Blüthe seiner Jahre hingerafft wurde, blieb eine Witwe mit zwei Kindern zurück; ich war das Ältere, ich war sechs Jahre, mein Schwesterchen hatte kaum das zweite erreicht.

Da die kleine Pension, die meine Mutter vom Staate bezog, zur Erhaltung ihrer Familie nicht genügte, so suchte sie durch anstrengende künstliche Handarbeiten Geld zu erwerben. Wie ich glaube, war unsere Mutter schon früher brustleidend gewesen — ich mag wohl auch die ersten Keime dieser Krankheit von ihr geerbt haben — und das anhaltende Sitzen im geschlossenen Raume, die fortwährend gebückte Haltung, die Außerachtlassung aller ärztlichen Vorschriften, welche ihr von unserm Hausarzte, einem alten Freunde meines Vaters, bei dem ersten erkennbaren Auftreten des Brustleidens erteilt wurden, alles das vereint, hatte zur Folge, daß ihre Krankheit plötzlich mit rasender Schnelligkeit zunahm und sie derselben auch in kurzer Zeit erlag. Sie schied nicht leicht aus diesem Leben, das ihr doch so schmerzende Dornen geboten, sie hing mit rührender Zärtlichkeit an ihre beiden, im zarten Alter stehenden Kinder — und der Gedanke, diese allein schutzlos zurückzulassen, verbitterte ihre letzte Lebensstunde. Ich vermag ihre damalige Stimmung am Besten zu beurtheilen, ich habe vor Kurzem noch die Qualen, welche ähnliche Gedanken zu bereiten vermögen, durchgelost!... Meine Mutter trug mir, dem neunjährigen Knaben noch mit ihrem letzten Athemzuge auf, dem kleinen fünfjährigen Schwesterchen ein treuer Bruder zu sein... Die Worte meiner sterbenden Mutter hatten einen tiefen, unverlöschlichen Eindruck auf

mich gemacht und der kleine, selbst im hohen Grade hilfsbedürftige Knabe nahm sich vor, sein kleines, liebes, schönes Schwesterchen, an dem sein Herz mit endlos großer Liebe hing, so glücklich zu machen, als es in seinen schwachen Kräften stand. Ich habe Dir schon früher erzählt, lieber Oheim, daß ich frühzeitig meine Eltern verloren und eine Schwester habe — aber ich hatte Dir über diese nicht Näheres berichtet; nun mußt Du es ja doch erfahren... Wir beide Kinder wurden gegen eine geringe Entlohnung, die für uns aus Staatsmitteln gezahlt wurde, bei gemeinen, rohen Leuten, einem Ehepaare, untergebracht, der Mann war ein Tagelöhner, ein Trunkenbold, die Frau eine Wäscherin. Wir hatten Vieles — Mangel, harte, ja grausame Behandlung zu erdulden und es war ein halbes Wunder, daß wir die schwere Kinderzeit überstanden, daß wir dem Elende nicht erlegen waren. — Meine Schwester entfaltete sich zu einem reichbegabten, herrlichen Mädchen von ungewöhnlicher, auffallender Schönheit, welches im raschen Fluge das Herz eines Jeden gewann, der sie kennen lernte und auch ich war so glücklich gewesen, durch anständiges Benehmen, außerordentlichen Fleiß, vielleicht auch durch gute, natürliche Anlagen, die Aufmerksamkeit mehrerer Bürger, welche die Aufsicht über die Schule führten, zu erregen und so ward es mir durch Unterstützung einiger wohlthätigen Männer möglich gemacht, das Gymnasium zu besuchen, während meine Schwester die Kunst eines alten, armen, adeligen, unbeschäftigten Fräuleins gewonnen hatte und von dieser in seiner Handarbeit, in fremden Sprachen und Musik unterrichtet wurde. Dabei hatte ich es so einzurichten gewußt, daß wir beide, meine Schwester und ich, stets beisammen wohnten..."

Mein Freund Seland hatte in seiner langen Erzählung eine Pause machen müssen, ich konnte nicht beurthei-

len, ob ihn das lange, wenn auch leise Aeden anstrenge, oder ob er sich in schmerzliche Erinnerungen versenke. Schon fürchtete ich, daß seine körperliche Schwäche ihn am Weitersprechen verhindere; daß er aus dem Leben scheiden würde, ohne daß er mir seinen letzten, innigsten Wunsch mitgetheilt; als er plötzlich, von Neuem alle seine Kräfte zusammenraffend, fortfuhr.

„Zu neunzehn Jahren hatte ich das Gymnasium mit bestem Erfolge absolvirt, hatte die Prüfung der Reife in glänzender Weise abgelegt und hätte nun die Universität in der Residenz beziehen können. Mich selbst hätte ich dort durch Sectionen oder sonst wie erhalten können; aber ich konnte es nicht wagen, meine Schwester, die schon durch Unterrichtstheilen in Musik und Französisch an jüngere Mädchen, zuweilen auch durch künstliche Handarbeiten etwas verdiente, mit in die Residenz, wo diese Erwerbsquellen versiegten und das Leben theuer, zu nehmen, und da ich fest entschlossen war, mich so lange nicht von ihr zu trennen, als sie nicht an einem Gatten eine feste Stütze für's Leben gewonnen, blieb mir nichts anders übrig, als in unserer Vaterstadt zu bleiben, umsomehr, als auch mittlerweile das alte Fräulein, das ihr eine mütterliche Freundin gewesen, gestorben. — Es war ein recht trauriges Leben für uns. Die kleine Stadt bot mir keine Gelegenheit zu weiterer Ausbildung, die ich mit heißer Gier anstrebte und auch die Art, in welcher ich für mich und zum großen Theile auch für meine Schwester das dürftige Brot erwerben mußte, entsprach durchaus nicht meinen Wünschen. Ich mußte für wenig Geld nichtsnutzigen Burschen Unterricht ertheilen und wenn — was namentlich in den Ferien, wo die Mittelschulen geschlossen waren, häufig geschah — diese Erwerbsquelle versiegte, ließ ich mich für undenkbar kleinen Lohn in der unbedeutenden Buchdruckerei

des Städtchens als Corrector verwenden, schrieb bei einem Advocaten, oder für das Honorar eines Thalers für den Druckbogen, für das im Städtchen erscheinende Wochenblättchen Erzählungen oder andere Aufsätze. Meine Schwester war frühzeitig ebenso wohl körperlich als geistig hoch entwickelt und erkannte mit richtigem Blicke, daß ich meine Existenz, meine Zukunft um ihretwillen opfere.

Sie liebte mich, wie selten eine Schwester ihren Bruder und bat mich oft dringend, die Unversität zu besuchen, nicht um ihretwillen meine ganze Zukunft zu zerstören; sie würde sich schon auf irgend einer Weise, sei es in unserer Heimat, sei es in der Residenz, erhalten. — Es waren seit meinem Austritte aus dem Gymnasium schon drei Jahre verfloßen, ich hatte das zweiundzwanzigste, meine Schwester das achtzehnte Jahr erreicht, und ich hatte schon längst die Hoffnung aufgegeben, je die Unversität besuchen, je etwas Rechtes, Ordentliches erreichen zu können, als unerwartet eine neue Persönlichkeit in unser Leben, diesem plötzlich eine andere Richtung ertheilend, eingriff. In dem Hause, in welchem wir wohnten, waren einige Zimmer, die unmittelbar an unsere kleine Wohnung stießen, leer geworden und ein Fremder, der sich, wie wir von dem Hausherrn erfuhren, einige Zeit im Städtchen aufhalten wollte, hatte sie gemiethet. Es war dies ein junger Mann, ein Ausländer, der um einige Jahre älter als ich sein mochte. Er war ein außerordentlich geistvoller und liebenswürdiger Mensch, der jedem schon beim ersten Anblicke gefallen mußte. Als unser nächster Nachbar machte ich seine Bekanntschaft und er schloß sich bald eng und innig an uns an. Er hatte früher als Officier gedient, quittirt und als Techniker bei dem Baue einer Eisenbahn, die unsere Provinz durchschneidet, eine ehrenvolle Stellung erlangt. Bald erkannte ich, daß die bei-

den jungen Leute, der Techniker und meine Schwester, eine innige heftige Leidenschaft für einander gefaßt hatten und eines Abends trat unser Nachbar an der Hand meiner Schwester vor mich hin und in wenigen herzlichen Worten warb er um sie. Da er seine Familienpapiere vorlegte — er war ein Belgier und entstammte einer ursprünglich bürgerlichen Familie und erst sein Vater war geadelt worden — und auch durch sein Anstellungsdecret nachwies, daß er eine Familie anständig zu ernähren im Stande sei, lag in der That kein Grund vor, dem Glück meiner Schwester — als solches mußte es ihr und mir erscheinen — entgegenzutreten und nach einigen bei einer Minderjährigen nothwendigen Formalitäten, der Zustimmung eines Vormundes, der sich nie um uns gekümmert hatte und der erfolgten Genehmigung der Vormundschaftsbehörde, folgte einem kurzen Brautstande die Vermählung der beiden Liebenden, die in dem Heimatsorte meines Schwagers stattfand.“

Graf Oltheim hatte lange in einem Zuge fortgesprochen, es machte auf Mergentheim einen eigenthümlichen Eindruck, daß jeder in seiner langen Erzählung nicht, wie es wohl am zweckmäßigsten schien, die Thatfachen rasch mittheilte, sondern seinen Freund lebend einführte und sich auch bei minder wesentlichen Einzelheiten aus dem Leben drücker Personen mit ermüdenden Detailangaben aufhielt, aber Mergentheim fühlte, daß das Vermächtniß, welches der sterbende Freund dem Grafen hinterlassen, in irgend einem Verhältnisse zu den Ereignissen stehen müsse, die in ihrer letzten Wirkung ebenso machtvoll als überraschend in seine — Mergentheims — eigene Verhältnisse eingreifen möchten und er bezwang seine begreifliche Ungebuld, die trotzdem von Oltheim bemerkt wurde.

„Ich muß um Entschuldigung bitten,“ fuhr der Graf fort, „daß ich Sie mit meiner endlos langen Erzäh-

lung ermüde; aber ich will nun rascher zu Ende kommen... Sie können es nicht glauben, wie jeder Moment dieses ereignißreichen Tages mich in meiner Erinnerung mit eisernem Griffe festhält; und wie ich in meinem Geiste Alles das nochmals mit der größten Intensität durchlebe... also gestatten Sie, daß ich in meinen Mittheilungen meinen Freund Seland zu Hande spreche lasse.“

„Da meine Schwester nun einen Schützer gefunden, da sie versorgt war, konnte ich nun, ihren und meines Schwagers vernünftigen Vorstellungen folgend, ruhig die Universität beziehen. Die erste Zeit nach der Vermählung langten stets fröhliche, Zufriedenheit athmende Briefe von meiner Schwester an, und als sie ein Jahr später ihren Gatten mit einem lieblichen Kinde, einem Mädchen, beschenkte, schien ihr Glück die höchste Stufe erreicht zu haben... aber plötzlich brach über meinen Schwager und meine Schwester ein entsetzliches Unglück herein.“

Bei der Revision der Eisenbahn-Baukasse hatte ein großer Betrag gefehlt und mein Schwager, der Cassirer und der Controlor, von welchen jeder einen Casseschlüssel besaß, hatten sich hierüber zu verantworten. Als ich die Schreckensnachricht erhielt, eilte ich nach meiner Heimat; ich fand meine eble, geistesstarke Schwester ruhiger, gefasster, als ich erwarten durfte. Sie erzählte mir, daß ihr Gatte und der Controlor sich in Untersuchungshaft befänden, während der Cassirer, gegen den gar keine Verdachtsgründe vorlagen, auf freiem Fuße belassen worden war. Dieser war in der Woche, in welcher die Summe defraudirt worden sein mußte, krank zu Hause gelegen, konnte auch jetzt noch nicht das Zimmer verlassen und mußte die richterliche Einvernahme in dessen Wohnung vorgenommen werden. Meine Schwester war zuerst nicht nur von der Unschuld ihres Gatten, sondern auch davon überzeugt, daß sich diese bald

ergeben würde; aber als ich mich einige Tage in meiner Vaterstadt aufhielt, nahm die Angelegenheit eine für meinen Schwager unglückliche Wendung. Man war einer zufällig bezeichneten Tausendthalernote auf die Spur gekommen, die ursprünglich in der Banca gelegen und später von dem Controllor ausgegeben worden war, ohne daß dieser, der seinen Gehalt in monatlichen Raten bezog, je eine so hohe Note aus der Cassa erhalten hatte, und er gestand nach einigen scharfen Kreuzverhören, daß er während der Krankheit des Cassirers, gemeinschaftlich mit dem Dausführer, meinem Schwager, die Defraudation vorgenommen. Mein Schwager beharrte trotzdem auf seiner Unschuld, schalt den Controllor, mit dem er confrontirt wurde, einen nichtswürdigen Lügner; aber die Uebereinstimmung der Thatfachen sprach ebenso wie die Aussage des Controllors zu seinen Ungunsten. Ich konnte den Ausgang der Untersuchung nicht abwarten und meine Schwester theilte mir einige Wochen später brieflich mit, daß ihr Gatte zu einer mehrjährigen Kerkerstrafe verurtheilt worden war. Nach der Verkündigung des Urtheils war ich wieder nach Hause gereist, um meine arme, tiefgebeugte Schwester zu trösten. Es war meinem Schwager gestattet worden, sich, bevor er in die Strafanstalt gebracht wurde, von seinen Angehörigen zu verabschieden. Er küßte meine Schwester, sein Kind und mich und betheuerte nochmals mit den heiligsten Eiden, daß er unschuldig sei und sprach die sichere Hoffnung aus, daß seine Unschuld an den Tag kommen würde. Ich wollte nun meine Schwester und ihr Kind mit in die Residenz nehmen, ich wollte Tag und Nacht arbeiten und mir alle erdenklichen Entbehrungen auferlegen, um meine Schwester und ihr Kind zu erhalten, aber die edle, zärtliche, pflichttreue Gattin, die mit unerschütterlicher Festigkeit von der Unschuld ihres Gatten über-

zeugt war, wollte in seiner Nähe in K., wo er seine Strafe zu verbüßen hatte, bleiben. — Ich kehrte wieder in die Residenz an die Universität zurück. Ich fühlte mich von der tiefsten Trauer erfüllt. Meine arme Schwester war ohne ihr Verschulden unglücklich geworden, sie und ihr unschuldig gezeugtes Kind trugen den Namen eines Mannes, auf den ein unverlöblicher Makel ruhte. Obwohl ich selbst überzeugt war, daß mein Schwager kein Verbrecher sei, konnte ich doch die Hoffnung meiner Schwester, seine Unschuld müsse an den Tag kommen, nicht theilen. Ich war menschenscheu geworden und widmete mich ganz meinen Studien. Meine Schwester schrieb mir nach einigen Wochen, sie hätte in der kleinen Stadt, in welcher eine große Wäschefabrik bestand, Gelegenheit durch seine Handarbeiten und Stidereien ihr und ihres Kindes Lebensunterhalt zu gewinnen. Du wirst, so war Seland nach kurzer Pause fortgefahren, „nunmehr meine Traurigkeit und meine Verschlossenheit begreifen. . . Du weißt, daß ich mir die Briefe stets selbst von der Post holte. Ich wollte nicht, daß Du den Wohnort und den Namen meiner Schwester erführest und Du wirst jetzt auch den Widerwillen begreifen, der mich gegen die juristische Laufbahn erfaßte und mich bestimmte, bei der Armee zu bleiben, wo ich möglichst wenig mit fremden Menschen zu verkehren brauchte. Kurz, bevor wir beide wieder in die Armee eingetreten und uns hierbei trennen mußten, schrieb mir meine Schwester einen herzzerreißenden Brief. Der Gefängnißarzt hatte ihr mitgetheilt, daß ihr Gatte kränklich geworden sei, daß die Kerkerluft ihm schädlich sei, daß er, soweit eben menschliche Voraussicht reiche, die Haft, die noch mehrere Jahre zu wahren hatte, nicht überbauern werde können. Es war das Erstmal, daß meine Schwester ihre Fassung verlor. Das edle Herz hatte mit einer rührenden Gläubigkeit darauf

gehofft, ihr Gatte werde es noch erleben, von dem unverdient auf ihm lastenden Mafel befreit zu werden, sie konnte sich auch aus diesem Grunde nicht entschließen, dem Könige ein Gnabengesuch um Abkürzung der Strafhast, das vielleicht berücksichtigt worden wäre, zu überreichen, sie hoffte für ihren Gatten einst sein gutes Recht, nicht Gnade zu erringen — und nun mußte sie befürchten, daß er aus dem Leben schiebe, bevor er die Genugthuung erfahren, sich rehabilitirt zu sehen!“

Mein Freund Seland war wieder von einem Hustenanfalle unterbrochen worden, er sprach schon mit stochender, heiserer Stimme und jedes Wort traf mein theilnehmendes Freundesherz wie ein Dolchstoß; aber ich selbst war auf die Entwicklung dieses traurigen Familienbrennas gespannt und ich fühlte es auch, daß es dem sterbenden Freunde ein Bedürfnis sei, sich vollständig auszusprechen und ich fand nicht den Muth, ihn zu einer knappen Erzählungsform zu drängen, ich konnte nichts thun, als äußerlich ruhig das Ende seiner Erzählung abwarten. Nach einer kurzen aber allernothwendigsten Erholung gewidmeten Pause fuhr Seland fort:

„Nurz darauf wurde ich von einer Zeitungsnotiz überrascht. Mein Schwager war in unbegreiflicher Weise aus dem Kerker entkommen und alle Nachforschungen nach ihm sowohl, als nach seinen Helfern waren erfolglos geblieben. Sogleich überkam mich der Gedanke, ein solches beschwerliches, Kühnes, gefährliches Werk könnte unter den bestehenden Verhältnissen bei dem alleinstehenden, mittellosen Manne nur von seiner treuen, opferwilligen, edlen Gattin, meiner Schwester, unternommen worden sein und meine Vermuthung bekräftigte sich bald. Einige Tage später trat zu meiner höchsten Ueberraschung meine Schwester, ihr Töchterchen am Arme, in meine Stube. Sie war bleich geworden und sah entsetzlich unglücklich aus; aber nicht

Leid, nicht Gram hatten die Wunderlieblichkeit ihrer herrlichen Züge zu zerstören vermocht und mit sprachloser Nührung preßte ich das arme, gefolterte Weib in meine Arme. Sie war die geistesstärkere von uns, sie fand zuerst das Wort, sie frug mich, ob wir nicht Gefahr liefen, behercht zu werden und als ich das verneinte, erzählte sie mir Eigenthümliches, Sonderbares... Meine Schwester hatte von dem Momente an, wo sie erfahren, daß der fernere Aufenthalt im Gefängnisse ihren Gatten tödten würde, fortwährend mit seelenaufreibender Anstrengung auf Mittel gesonnen, ihn aus seinem Kerker zu befreien; aber lange Zeit konnte sie auch nicht den leisesten Schein einer Möglichkeit auffinden, endlich hatte sich, wie sie sich rührend ausdrückte, der allgütige Gott ihrer namenlosen Qual erbarmt und ihr von einer Seite Rettung gesandt, wo sie sie am allerwenigsten erwartet hatte. Dem Festungs-Commandanten, der an Gicht litt, war der Besuch des böhmischen Heilbades Teplitz angeordnet worden und er wurde intermiftisch durch einen Obristlieutenant aus der Linie vertreten. Eine glückliche Fügung Gottes brachte meine Schwester mit diesem zusammen und es stellte sich heraus, daß er meinen Schwager schon seit dessen frühester Jugend gekannt, daß er seine eigene Jugendzeit als Waisenknabe noch vor der Geburt meines Schwagers in dem Hause seines Vaters verlebte, von diesem viel Wohlwollen und Güte erfahren und nicht nur diesem, sondern auch meinem Schwager selbst, der als viel jüngerer Officier unter ihm gebient und ihn auch einmal aus einer entsetzlichen Verlegenheit mit schweren Opfern gerettet, zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet war. Der intermiftische Commandant, der Gelegenheit gehabt hatte, den gebiegenen Charakter meines Schwagers kennen zu lernen, stimmte zur höchsten Verwunderung

und Ueberraschung meiner Schwester mit dieser überein, daß mein Schwager vollkommen schuldlos sein müsse, daß nur der Schein, ein unglückliches Zusammentreffen der Umstände gegen ihn zeugen konnten. Meine Schwester gewann Muth und gestand dem intermilitärischen Festungs-Commandanten, daß sie schon lange mit der Absicht umgehe, ihren Gatten zu befreien und der wackere, edle Officier, von der Ueberzeugung durchdrungen, hierbei in der Wirkung nicht seine Pflicht zu verletzen, im Gegentheil ein gutes Werk zu stiften, gewissermaßen einen indirecten Justizmord hintanzuhalten — unterstützte sie in ihrem Vorhaben... Es ist dies noch jetzt ein tiefes Geheimniß, obwohl die Folgen bewiesen, daß der Staat dem Retter meines Schwagers Dank schuldet... Es war meiner Schwester durch Unterstützung des Obristleutenants gelungen, ihrem Gatten die Pforten seines Gefängnisses zu öffnen und ihn über die Grenze bringen. Ein Arzt, der ihn untersuchte, erklärte, daß es zur Erhaltung seines Lebens nothwendig sei, daß er nach dem Süden, nach Italien reise und ein Darlehen des Obristleutenants setzte meine Schwester in den Stand, den Gatten nachizza zu senden. Nun wollte und konnte meine Schwester nicht mehr in dem kleinen Städtchen weilen, schon fürchtete sie, mir, dem mittellosen Artillerieofficier, sammt ihrem Kinde zur Last fallen zu müssen, als ihr von dem Gönner und Freunde ihres Gatten, der diesem auch zur Freiheit verholfen, ein annehmbarer Vorschlag gemacht wurde. Der Obristleutenant, der, jetzt von seinem unangenehmen Posten abgelöst, zu seiner Familie zurückkehren konnte, war zum Obristen eines Regiments ernannt worden, das in einer Provinzialstadt lag, er mußte nun aus der Residenz fortziehen, und da in der kleinen Garnisonsstadt keine guten Lehranstalten bestanden und er aus erster Ehe noch ein lernbedürfti-

ges jüngeres Mädchen besaß, so schlug er meiner Schwester vor, als Erzieherin seiner jüngsten Tochter zu ihm ins Haus zu gehen. Er versicherte ihr, daß sie in seinem Hause ungekannt und ruhig leben würde. Ihr Kind solle sie zu mir bringen, sie selbst den bürgerlichen Namen ihres Gatten annehmen — das Adelsprädicat hatte dieser bei seiner Verurtheilung verwirrt und verloren — und wenn sie als unverheiratete Dame bezeichnet werde, so würde Niemand ahnen, wer sie, wer ihr Gatte sei. — Der Obrist bot ihr ein großes Gehalt, das hinreichte, ihren Mann in Italien zu unterstützen, und sie frug mich am Schlusse ihrer Mittheilungen, ob ich, der Solbat, der Junggeselle, das kleine, herrliche Mädchen, ihr vollständiges Ebenbild, das sie am Arme trug, vorläufig bei mir behalten, für dasselbe wie ein Vater sorgen wolle?... Mir brach vor Wehmuth das Herz, die Thränen drangen mir in die Augen, ich konnte, vor Bewegung wortlos, nichts anderes thun als mit dem Kopfe nicken, das kleine Mädchen an mich reißen und stürmisch mit Küssen bedecken.“

Seland war so sprechend noch bleicher, als er schon war, entsetzlich bleich geworden, er schien ohnmächtig zu werden, aber auch dieser Anfall ging rasch vorüber und nach kurzer Unterbrechung konnte er mit einem matten Lächeln wieder fortfahren:

„Ich habe mir doch zu viel zugemuthet und die Freude, Dich zu sehen, und die Aufregung mögen wohl auch dazu beitragen, meine letzte Lebenskraft rasch zu absorbiren... ah! ich seh' es wohl, ich muß mich jetzt kurz, recht kurz fassen... Ich versprach meiner Schwester, ihr Kind zu halten wie meinen Augapfel und meine Schwester reiste nach einem zärtlichen Abschiede von ihrem Kinde nach ihrem neuen Bestimmungsorte. — Etwa ein Jahr lebte meine Schwester, vergöttert von Allen, die in ihre Nähe kamen, in dem Hause des edlen Obristen, als ihr die



erschütternde Nachricht wurde, das Leiden ihres Gatten hätte sich verschlimmert, er wankte dem Grabe entgegen und sehnte sich mit verzehrender Dualbarnach, vor seinem Tode noch sein treues, edles Weib zu sehen... Meine Schwester eilte nach Nizza. Sie traf den Gatten hoffnungslos darniederliegend. Drei Wochen lang saß sie allein in fremdem Lande an seinen Krankenbette. Selbst verzweifelnd versuchte sie es, den Sterbenden, im Herzen schwer verwundeten Mann nach bestem Können zu trösten, als plötzlich etwas eintrat, was ihm die letzte Daseinstunde mit wundervollem Glanze verschönte. Ich konnte meiner Schwester eine merkwürdige Nachricht mittheilen; als ich selbe mit vor freudiger Aufregung zitternden Händen niederschrieb, fürchtete ich nur, sie werde meinen armen Schwager nicht mehr lebend treffen, seine volle Unschuld war erwiesen worden. Der Controlor nämlich hatte seine Kerkerhaft abgebüßt und war entlassen worden; kurz darauf aber stellte er sich wieder freiwillig dem Gerichte und wußte das Sonderbarste auszusagen. Er hatte den Diebstahl nicht, wie er früher ausgesagt, gemeinschaftlich mit meinem Schwager, sondern mit dem Cassirer nach einem schon lange vorher besprochenen Plane begangen; die Krankheit des Letzteren war eine fingirte gewesen und die beiden Verbrecher hatten beabsichtigt, die ganze Schuld auf meinen armen Schwager allein zu wälzen; allein die vom Controlor allzu leichtsinnig ausgegebene Note hatte dessen Schuld erwiesen; aber noch im letzten Momente hatte der Cassirer den Controlor dazu vermocht, nicht ihn, sondern meinen Schwager als Mit- oder Hauptschuldigen zu denunciren. Der Cassirer hatte dem Controlor mit den heiligsten Eiden zugeschworen, er würde, während jener seine Strafe verbüße, seine Familie reichlich unterstützen und dann, wenn er frei würde, den Theil des Raubes, den er in Sicherheit ge-

bracht, mit ihm theilen. Der Cassirer stellte ihm vor, daß er — der Controlor — jedenfalls verurtheilt werden würde und daß er unter den bestehenden Verhältnissen nur dann einen Vortheil von der Defraudation ziehen könnte, wenn sein wahrer Mitschuldiger unentdeckt bliebe. Der ebenso schlechte, gewissenlose, als leichtsinnige Mensch ging auf diesen Vorschlag ein; aber als er aus dem Kerker entlassen wurde, sah er, daß sein Complice nicht sein Wort gehalten, daß er seine — des Controlors — Familie hatte darben, in Noth und Elend verkommen lassen und auch, als er jetzt seinen Deuteantheil forderte, wies er ihn höhnvoll ab. Der schwer Gereizte, der seine Strafe abgebüßt und nichts Wesentliches mehr zu befürchten hatte, zeigte nun aus Rache dem Gerichte seinen wahren Mitschuldigen an und als dieser verhaftet werden sollte, traf ihn der Schlag, der ihn auf einer Körperseite lähmte und dem er auch bald erlag. Vor seinem Tode, wo er erkannte, daß ihn die Strafe des irdischen Richters nicht mehr erreichen könne, wollte er sein Gewissen durch ein offenes Geständniß erleichtern und bestätigte die Aussage des Controlors. Es war das ein Sonnenstrahl, der die letzten Lebensstunden meines Schwagers verschönte; am Abende jenes Tages, an dem er die Nachricht erhielt, daß seine Unschuld anerkannt wurde, verschied er in den Armen meiner Schwester, seiner treuen Gattin... Bierzehn Tage später schloß ich die eble Dulderin in meine Arme, ich erschrak über ihr Aussehen... Zu viel des Traurigen war über sie hereingebrochen und auch ihr starkes Herz mußte unter dem Drucke so unfählich vielen Leibes brechen... sie erkrankte, sickte langsam dahin... einige Wochen später weinte ich und ihr geliebtes Kind an ihrem Grabe! Vor ihrem Ableben erinnerte sie mich nochmals an mein Versprechen, ihrem Kinde Vater zu sein, sie beschwor mich, dem

nung ganz vereinsamten Wesen die Eltern, die es so frühzeitig verloren, zu ersetzen. Meine Schwester hatte außer mir keinen Menschen auf der weiten Welt, der Obrist, der Freund ihres Vaters, der ihr bei dessen Flucht aus dem Gefängnisse behilflich gewesen, war mittlerweile gestorben — und ich gelobte ihr nochmals, für ihre Helene zu sorgen nach meinem besten Können und Vermögen, so lange ich lebe und wenn mir's möglich, noch über's Grab hinaus — und jetzt, Freund Oltheim, bin ich bei deiner Bitte angelangt.. meine Nichte Helene ist ein herrliches Mädchen, die echte Tochter ihrer Mutter, ihr ähnlich und daher wunderbar schön an Seele und Körper... Oltheim gib mir Deine Rechte —“ Seland konnte jetzt nur schwer, fast nur unvernünftig sprechen — „daß Du dem Kinde Vormund, Stütze, Schützer, Alles sein wirst... versprichtst Du mir's mit Deinem Mannesworte?“

Ich war tief bewegt, ich sah, jetzt nahe der letzte Lebensaugenblick meines Freundes, ein leises Zittern durchbebte seinen Körper, ein bläulicher Schimmer überflog sein Gesicht, seine Lippen entfarbten sich zusehends von Secunde zu Secunde. Erschüttert legte ich meine Rechte in die zitternde Hand des Sterbenden und sprach: „Ich will Deiner Nichte eine feste Stütze sein und über sie wachen, so wahr mir Gott helfe!“ Ein leichtes, zufriedenes Lächeln überhüschte Seldands Züge; — in dem Momente ward die Thüre aufgerissen, eine Mädchengestalt, mich keiner Beachtung würdigend, stürmte herein, stürzte an das Bett des Todtkranken und rief mit einer Stimme, die mir das warme Blut im Herzen vereiste: „Allmächtiger, barmherziger Gott! Du stirbst, Oheim!... geh' nicht von mir — das darfst Du mir nicht anthun... ich habe ja nur Dich — nur Dich allein!“

„Du kommst zur rechten Zeit,“ hatte Seland stöhnend, mit schwerer Zunge gesprochen, „Graf Oltheim,

mein bester Freund, ein edler Mann — er wird Dein Vormund und Schützer sein... Gottes Segen auf Dein Haupt!...“ Es war nach diesen wenigen, den letzten Worten des Sterbenden eine tiefe Stille eingetreten, er begann mühsam nach Athem zu ringen, die Athemzüge wurden immer schwächer — endlich ein leiser, tiefer, tiefer Athemzug, sein Körper schien sich unter der Decke zu strecken... wir standen an der Leiche meines einzigen Freundes! Nun erst wagte ich meinen Blick zu dem Mädchen zu erheben, das in sprachlosem Schmerze die erkaltende Hand der Leiche an ihre Rippen preßte, ich blieb wie versteinert stehen... die Gestalt war mir nicht fremd — das war Therese Below, genau so schön, so bleich, so gebeugt, wie ich sie vor vierzehn Jahren verlassen! ich traute meinen Sinnen nicht — war ich wahnsinnig geworden? Hielt mich ein schwerer Traum befangen? Konnten vierzehn Lebensjahre spurlos an dem Weibe vorübergegangen sein? — Ich konnte einen lauten Ruf der Verwunderung nicht unterdrücken: Therese Below! rief ich... Die Dame blickte auf, sie war todtenbleich gewesen; aber in dem Momente überfluthete eine dunkle Purpurrothe ihre wundervollen Züge und mit jener tiefen Altstimme, mit welcher Therese alle Herzen zu gewinnen wußte, sprach sie: „Sie nennen einen mit vertraut und süß klingenden Namen, jenen meiner Mutter, ich bin Helene Below von Ubringen!“

Der Graf hielt, von seinen Gedanken übermannt, inne. Mergentheim war von dieser Wendung seiner Erzählung überrascht, das Interesse, das er vom ersten Anfang an, an den Grafen genommen, hatte sich jetzt noch wesentlich gesteigert. Oltheim fuhr nach einer Pause schwer athmend fort:

„Ich kann Ihnen, Herr Mergentheim, nicht schildern, mit welcher Macht ich von dieser unerwarteten Verkettung der Umstände erfaßt wurde,

ich befand mich tagelang nach dem Begräbniſſe meines Freundes noch wie traumbeſangen. — Sie können ſich denken, daß ich den Wuñſch meines verewigten Freundes erfüllte, daß ich die Vormundſchaft über Helene Below von Ubringen übernahm, meine Mündel, das wunderherrliche Geſchöpf, in mein Haus nahm.... Als ſie das Erſtemal die Schwelle meines Hauſes überſchritt, überkam mich eine eigenthümliche Empfindung. Ich war durch vierzehn Jahre meiner erſten Liebe treu geblieben, ich hatte die Erinnerung an Therese Below nicht nur nie durch eine That, ſondern ich hatte ſie auch nie durch ein Wort, nicht durch einen Gedanken entweiht... ich hatte mich wohl bezwingen wollen, die Gattin eines Andern, die mir nicht angehören durfte, zu vergeſſen, aber es war mir dies nicht gelungen, das Bild Therese Belows ſtand unverlöſcht in meiner Seele und nun — ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen werden, ich weiß nicht, ob ich mich einem Zweiten verſtändlich genug ausdrücke — als mir nun wieder nochmals Therese — jezt hieß ſie Helene Below — entgegentrat, dieſe jener nicht nur gleichend, ſondern vollkommen gleich, ſeellich und körperlich vollkommen identiſch, da ſchien es mir, als wenn ich aus einem tiefen, ſchweren, vierzehnjährigen Traume erwachte, als wenn ein vierzehn Jahre währrender Stillſtand in meinem Leben eingetreten geweſen wäre und nun eine neue Zukunft ſchön beginnend an die Vergangenheit anknüpfen ſollte.... Im erſten Jubelrauſch beglückender Seligkeit hatte ich vergeſſen, daß vierzehn Jahre nicht ſpurlos an mir vorübergegangen ſein konnten, daß ich ein gereifter Mann von achtunddreißig Jahren, Helene eine herrlich aufblühende Knospe von neunzehn Jahren ſei; aber bald ſtellte ſich bei mir die ruhige Ueberlegung ein und dieſe legte ſich wie kalter Froſt an die Blüthen,

welche mein Lebensbaum nun plötzlich im Herſte meines Lebens trug. Konnte ein junges Mädchen einen Mann, der zweimal ſo alt wie ſie, lieben? Durfte ich es wagen, ihre Neigung erringen zu wollen? — und auch, wenn mir dieſes halbe Wunder ſcheinbar gelingen ſollte, wenn das reine, unſchuldige Kind, das in dem abgeſchloſſenen Hauſe meines edlen Freundes Seland kaum je mit einem jüngeren Manne verkehrt hatte, dem erſten gegenüber, der ihr im Leben mit den beſten Abſichten für ihr Wohl entgegentrat, dem ſie Achtung und Erkenntlichkeit zu ſchulden glaubte; im Verkennen des eigenen Gefühles, ſtatt Dankbarkeit, Liebe zu empfinden glaubte, wenn ſie ſich, ſelbſt täuſchend, irrtümlich mir als Gattin gab; — ſo war der Gedanke, daß ſie ſpäter, zu ſpät den Irrthum ſchmerzlich empfinden ſollte, daß ich das Weſen, das ich mit verzehrender Gluth und dabei doch mit gewaltiger, reſignirender Selbſtlofigkeit liebte, daß die Tochter jenes Weibes, die mir als die Höchſte, die Beſte erſchienen, das Mädchen das mir ſterbend noch von meinem beſten, von meinem einzigen Freunde auf der Welt, als ein heiliges Vermächtniß anvertraut worden war, über das ich wachen ſollte und wollte, wie über meinen Augapfel — daß das Weſen, das ich ſo recht aus voller Seele beglückt hätte, ſo viel als es mir nur möglich, durch mich unglücklich werden ſollte — ſo war der Gedanke für mich ein ſo fürchtbarer, ein ſo entſetzlicher, daß er mir das Leben in grauſamſter Weiſe verbitterte.“

Der Graf hielt wieder tiefbewegt inne, er durchſchritt, wie er dies zu thun pflegte, mehrmals das Zimmer, endlich warf er ſich erſchöpft auf einen Stuhl und fuhr nach einer kurzen Pauſe fort:

„Das, was mir im erſten Augenblicke als höchſte Sonne, mein ganzes Leben wunderbar verſchönend erſchienen, ward mir, als ruhiges Bedenken in meiner

Seele Einkehr hielt, zur höchsten Qual! — Ich habe, ich darf es wohl sagen, wie alle meine Ahnen die uralte Devise unseres Hauses: „pflichttreu,“ stets hoch und fest gehalten, und es konnte mir nicht lange zweifelhaft bleiben, was ich zu thun hatte. Helene Below von Ubringen war ein Mädchen wunderbar schön an Geist, Gemüth und Körper, die vorzügliche Erziehung ihres Heims hatte ihre herrliche Gaben voll entwickelt, zur höchsten Blüthe und Vollendung gebracht; — ich war reich, freilich den größeren Theil meines kolossalen Vermögens bildete der fideicommissarische Besiz, über den ich nicht frei verfügen konnte, aber ich war nun schon zwölf Jahre Eigenthümer der großen Erbschaft, die mir zugefallen, ich hatte mir bei meiner mäßigen, bescheidenen Lebensweise ein anständiges Privatvermögen gesammelt, über das ich disponiren konnte, ich war in der Lage, Helenen eine reiche Mitgift zu geben, und meine Münbel war daher in jeder Beziehung eine glänzende Partie. Ich wollte sie, wie man es nennt, versorgen, verheiraten. Ich hielt ihr eine Gesellschaftsdame, Frau von Ellbrunn, die Witwe eines höheren adeligen Beamten, und führte sie in der Residenz in der Gesellschaft ein. Wie ich es erwartet hatte, flogen demgeistvollen, liebenswürdigen, schönen Mädchen alle Herzen zu. Helene war mir mit einer Offenheit entgegengekommen, als wenn Sie mich von ihrer frühesten Jugend an gekannt hätte; mein Freund Seland hatte, wie sie mir erzählte, stets mit der höchsten Achtung und wärmsten Liebe von mir gesprochen und ich sah es bald, daß sie in ihrem reinen krysthallen Gemüthe kein Geheimniß vor mir bewahren würde, und ich erwartete jeden Tag, wenn sie des Abends vorher in Gesellschaften von hundert jungen Männern umschwärmt worden, daß ihr einer vorzugsweise gefallen. Ich durchlebte eine Zeit des schärfften Seelenschmerzes, ich glich einem Manne,

der auf der Folterbant ausgestreckt liegt und jeden Moment das Anziehen der Schraube, das ihm grauenhafte Qualen verursachen wird, erwartet; aber Helene, die mir über Alles, was sie gesprochen, gesehen, gehört, bemerkt, mit vollster Offenheit genaue Mittheilungen machte, äußerte sich nie über einen Mann in einer Weise, die mich vermuthen lassen konnte, er sei ihr nicht gleichgiltig. . . . So schmerzlich mich auch ein solches Bekenntniß berührt hätte, so hätte es mir doch anderseits eine große Erleichterung gewährt; denn fortwährend in Helenens Nähe zu leben, das Gefühl heißer Leidenschaft still verborgen im Herzen und dabei die Maske eines nur väterlichen Freundes zu tragen, war eine Aufgabe, der ich mich auf die Dauer nicht gewachsen fühlte, war eine Aufgabe, die meine schwachen Kräfte überstieg, denn ich war, stets der Erinnerung an mein Ideal lebend, rein und unschuldig wie ein Knabe geblieben, und ich liebte Helene jetzt mit der Feuergluth der ersten Jugend; meiner endlos reinen Liebe für sie hatte sich, wie ich bald zu meinem eigenen Entsetzen erkannte, das brennende Verlangen eines warmen erregten Blutes gesellt. . . . Ich fürchtete wahnsinnig zu werden, wenn Helene noch länger in meiner Nähe weilen und ich mich in hoffnungsloser Sehnsucht verzehren sollte, ich wollte diesem peinlichen Zustande ein Ende, und auch Helene glücklich machen, ich wollte sie verheiraten! . . . . Endlich fand sich für diese ein geeigneter Bewerber: Baron Lambrecht warb um ihre Hand bei mir, und der junge Mann besaß alle Eigenschaften, ein Weib glücklich zu machen. Einer der besten und ältesten Familien entstammend, war er ein schöner, liebenswürdiger, gebildeter Mann von achtundzwanzig Jahren, der sich des vorzüglichsten Rufes erfreute und in best geordneten Verhältnissen lebte, ein in großartigen Ländereien angelegtes, ererbtes Vermögen

befah. — Baron Lambrecht trug seine Werbung in anständiger, herzogwin- nender Weise vor, er gestand offen, eben so, daß er meine Mündel verehere und anbeete, als auch, daß er bisher von dieser Nichts gehört oder gesehen, was ihn zu der Vermuthung berechtigte, daß sie ihm geneigt sei; aber er stellte die unter diesen Verhältnissen billige Bitte, ich möge, wenn ich als Vormund nichts gegen ihn einzuwenden habe, Helene fragen, ob sie es gestatte, daß er persönlich um sie würde. Baron Lambrecht war so feinführend, auch mich selbst bezüglich meiner eigenen Entschliesung nicht zu drängen, einige Tage abwarten zu wollen und sich günstigen Falles durch eine Zeile Antwort von mir zu erbitten. Das schöne correcte Vorgehen des jungen Mannes erhöhte meine Achtung vor ihm, und ebenso von dem Bestreben geleitet, meine qualvolle Situation zu beenden, als von der Ueberzeugung durchbrungen, daß Baron Lambrecht meiner Mündel gefallen, daß sie, deren reines Herz noch frei zu sein schien, den allgemein beliebten Mann wählen würde, erklärte ich dem Baron, daß ich zwar den Entschliesungen meiner Mündel nicht vorgreifen könne, aber daß ich als Vormund gar nichts gegen ihn einzuwenden habe und ihm, wie er es selbst ausgesprochen, binnen wenigen Tagen anzeigen würde, ob er sich zu einer persönlichen Werbung bei der Dame einstellen möge.

Ich wollte gleich, nachdem mich Lambrecht verlassen, auf Helenens Zimmer eilen; — aber ich schuf mir selbst tausend nichtige Vorwände . . . sie konnte wohl jetzt den Besuch einer Freundin haben, ich möchte sie gerade jetzt im Pianospiele oder in ihrer Lecture stören; — sie könnte vielleicht erschrecken, wenn ich zu ungewohnter Stunde in ihr Zimmer trat, jetzt, am Vormittage erschien mir der Abend die geeigneteste Zeit für eine so wichtige Unterredung, da konnte Helene des Nachts recht gründlich darüber nach-

denken, und bei einer so wichtigen Angelegenheit, bei einer Entschliesung, die für ein ganzes, volles, theures Menschenleben entscheidend sein soll, konnte es ja in der That nicht auf einige Stunden ankommen; — Abends war ich mit Helene und ihrer Gesellschafterin in's Theater gefahren, wir hatten spät soupir und ich wollte mir gewaltsam einreden, daß Helene etwas abgesspannt und verstimmt und nicht in der Verfassung sei, eine so wichtige Mittheilung entgegenzunehmen, — auch hatte ich seit Vormittag meine Ansicht wesentlich geändert, jetzt schien es mir recht unzweckmäßig, an Helene, bevor sie zur Ruhe ging, eine so wichtige Frage zu stellen, sie möglicherweise um ihre Nachtruhe zu bringen, ihr eine schlaflose Nacht zu bereiten. . . . so vergingen in thörichter Selbsttäuschung zwei volle Tage; endlich warf ich mir mit vollem Rechte eine große Verletzung der übernommenen Vormundschafspflichten vor, ich zwang mich, und am dritten Tage nach dem Diner betrat ich Helenens Zimmer. Mir schien es, als würde mir der nächste Moment die Verurtheilung zu einem schauerhaft gräßlichen Tode bringen und ich war entseztlich bleich geworden. Helene bemerkte meine ungewöhnliche Aufregung und mit einem wehmüthigen Sächeln frug sie mich erschreckt, ob sie sich in irgend einer Weise, gewiß gegen ihr Wollen, meine Unzufriedenheit zugezogen, ob ich ihr über etwas zürne? — Ich ihr in dem Momente zürnen, wo ich am liebsten zu ihren Füßen niedergesunken, ihr gestanden, daß ich sie zu verlieren fürchte, daß ich den Verlust nicht ertragen, nicht einen Moment ohne sie leben könne! . . . Ich raffte alle meine Kräfte zusammen, ich sagte ihr, daß Baron Lambrecht um sie würde, ja, ich hatte es in der Selbstbeherrschung so weit gebracht, den Baron so recht wie er es verdiente, zu loben, ja ihn als Gatten zu empfehlen; aber ich wagte es nicht, während ich sprach,

sie anzusehen, ich mußte den Blick zu Boden senken, wie ein auf einem Fehler ertappter Schulbube....

Ich hatte mein Pensum mühevoll abgestammelt, es war eine tiefe Stille eingetreten, ich bildete mir ein, Helene's Herz klopfen zu hören, — endlich erhob ich mein Auge.... ich war überrascht; Helene war zuerst heftig erröthet, dann war sie leichenbläß geworden, daß mir das Herz in der Brust zitterte, — ihre wunderbar schönen Augen füllten sich mit Thränen, ihr Busen hob und senkte sich wie in Schrecken und tiefem Seelenleide, ihre bebenden Lippen zuckten schmerzlich, mir schien es fast, als wolle Helene in heftiges Schluchzen ausbrechen,.... endlich frug sie mich, ob.... ich ihr dazu riethe, einem fremden Manne die Hand zu reichen,.... ob ich etwa wünsche, daß sie recht bald mein Haus verlasse?! — Und als ich, mich verzagend, fürmisch darauf erwiderte, daß ich auf der ganzen Welt gar nichts weniger wünsche, als das, — daß ihre Nähe mich beglücke, mich beselige, da überflog ein wunderbar schönes, erhellendes, zufriedenes Lächeln ihre herrlichen klassischen Züge, sie gestand mir zögernd, stammelnd, daß auch sie sich nur ungerne von mir trennen würde, daß sie — wenn ich es erlaubte, gerne bei mir verweilen, bei mir ausharren wolle — bis an's Ende ihres Lebens; zu meiner höchsten Wonne erfuhr ich von dem schämig erröthenden Mädchen, das keine Verstellung kannte — daß ich von ihr geliebt wurde! Es war dies der schönste, der glücklichste Moment meines Lebens; — mir ward zu Muth, wie einem Manne, der sich zur ewigen Verdammniß verurtheilt glaubte und in einem Momente, mit der Schnelligkeit des Gedankens dem Höllenpfuhl entrisen, plötzlich in's Paradies versetzt wird!....“

Wieder mußte Othheim innehalten, unwillkürlich ergriff Mergentheim seine

Rechte und drückte sie theilnahmsvoll; nach kurzer Pause fuhr jener fort.

„Ich war der glücklichste Mensch auf Erden.... Da Helene bei mir wohnte, erschien es passend, daß wir die Verlobungsbauer abkürzten und ich mir Helene durch das feste Band der Ehe zu eigen machte; — aber da fiel plötzlich ein düsterer Schatten in unser sonniges Leben! — In Baden war der Aufruhr in hellen Flammen ausgebrochen und unsere Truppen mußten dort einrücken. Ich erhielt die Ordre, mich sofort binnen zwölf Stunden an der Spitze meines Regimentes in Eilmärschen auf den Kriegsschauplatz zu begeben und ich mußte selbstredend dem Befehle meines obersten Kriegsherrn pünktlich gehorsamen. Der Abschied war ein erschütternder; Helene benahm sich auch hierbei so würdig und so liebenswürdig, daß, wenn meine Gefühle für sie noch einer Steigerung fähig gewesen wären, diese hätte eintreten müssen. Mit erhebendem Gottvertrauen sprach sie die feste Zuversicht aus, mich nach beendetem Feldzuge glücklich wiederzusehen....

Ich übergehe rasch die Kämpfe in Baden, deren Geschichte ist noch neu und gewiß auch Ihnen mit allen ihren Einzelheiten bekannt. Ich habe, ich darf es ohne Ueberhebung sagen, als Soldat meine Schuldigkeit erfüllt, ich habe an den blutigsten und unserseits siegreichsten Gefechten theilgenommen und die mir auferlegten Pflichten auch dann erfüllt, wenn mir diese weder leicht noch angenehm waren. So mußte ich einmal als Regimentsoberst einem Kriegsgerichte präsidiren. Nachdem Standrecht verkündet worden, ja nachdem der Aufstand auf dem flachen Lande vollkommen niedergeworfen und völlig hoffnungs- und ausichtslos geworden, war ein junger Mann mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, als er völlig nutz- und zwecklos einige Soldaten getödtet, und das Kriegsgericht hatte ihn nach dem Paragraphen und dem Sinne des Militär-

Strafgesetzbuches zum Tode verurtheilt. Ich hatte als Vorsitzender das Urtheil zu unterfertigen, und dieses wurde ausgeführt.... Fast unmittelbar darauf, kurz vor beendeter vollständiger Niederwerfung des Aufstandes, wurde ich bei der Belagerung von Rastatt verwundet und mußte nach Hause gebracht werden. Ich hatte mich mit verzehrendem Verlangen nach Helene gesehnt, und unser Wiedersehen war ein freudiges, ein erschütterndes. Meine Verlobte hatte in Ueberquellen ihrer liebenden Gefühle alle mädchenhafte Zurückhaltung abgelegt; sie hatte mich am Bahnhofe erwartet und war mir mit einem Freudenschrei leidenschaftlich an den Hals geflogen. Helene ward mir eine liebende, sorgsame Pflegerin, und sobald ich von meiner Wunde genesen, sollte unsere Vermählung einfach und stille gefeiert werden. Ich war schon der Genesung nahe und wir wollten nun rasch die Vorbereitungen zu unserer Hochzeit erledigen, es mußten zuerst einige scheinbar unbedeutende Formalitäten vorangehen; Helene war minderjährig, es mußte die Bewilligung der Vormundschaftsbehörde erlangt werden, und diese befand sich an ihrem — Helenens — Geburtsorte, wohin sie auch zuständig war. Nach den gesetzlichen Bestimmungen werden minderjährige Mädchen, bevor der vormundschaftsgerichtliche Eheconsens erteilt wird, von der Behörde, allein in Abwesenheit ihrer Verwandten, auf die Wichtigkeit dieses entscheidenden Schrittes aufmerksam gemacht und namentlich darum befragt, ob sie zu diesem nicht gezwungen würden, und so war auch Helene eingeladen worden, vor dem Kreisrichter ihres Heimatsortes zu erscheinen.

Ich konnte schon das Bett, aber noch immer nicht das Zimmer verlassen, und konnte daher Helene auf dieser Reise, die wir nicht länger hinauschieben wollten, nicht begleiten.“

Graf Olheim machte wieder eine längere Pause, er begann zu Mergent-

heims Ueberraschung plötzlich verlegen zu werden, er wurde blaß, seine Nasenflügel zitterten wie in nervöser Aufregung und er drehte — ein bekanntes Zeichen der Befangenheit — an seinem Harte; als er endlich wieder den Faden seines Berichtes aufnahm, klang seine Stimme schwankend und vor Erregung heiser.

„Herr Mergentheim, nachdem, was ich schon früher über Sie und was ich heute von Ihnen selbst vernommen, bin ich überzeugt, daß Sie ein Ehrenmann sind. Ich oder Sie, vielleicht wir Beide, sind morgen um diese Zeit nicht mehr unter den Lebenden, sind vielleicht schon Beide morgen um diese Zeit todt. — Da ich gezwungen bin, Ihnen zu meiner eigenen Rechtfertigung einen mich beschämenden, in dem Momente tief niederbeugenden Fehler zu gestehen, erwarte ich, daß für den Fall, als Sie mich überleben, Sie das Geheimniß, heilig halten — o! Gott... in dem Falle würde es ja kaum ein Geheimniß bleiben können!“ schrie der Graf in tiefstem Seelenschmerz auf, und drückte verzweifeln beide Hände an's Gesicht.

„Herr Graf!“ entgegnete Mergentheim, „ich habe Ihnen schon einmal mit meinem Ehrenworte versichert, daß ich, möge sich die Zukunft wie immer für mich gestalten, Ihr Geheimniß bewahren werde, Sie können mir, was Sie für nöthig finden, mit der größten Beruhigung mittheilen.“

„Ich habe es Ihnen schon gesagt,“ fuhr der Graf, den Blick zu Boden senkend, fort, „meine Leidenschaft für Helene war auf den höchsten Grad gestiegen, ich hatte mein ganzes volles Leben wie ein Ascete gelebt, in dem Momente, wo Helene auch in wunderbarem Körperreize von mir auf einige Zeit Abschied nahm, in dem Momente vergaß ich einen kurzen Zeittheil... daß... daß...“ der Graf stockte und seine Stimme sank zu einem unhörbaren Flüstern herab, „daß uns noch nicht das Band der Ehe um-

schlang, einen Augenblick vergaß ich Alles . . . ich, der gereifte ältere Mann, nicht Helene, das junge, unerfahrene, mir völlig vertrauende Mädchen — beging einen Fehler . . . . dann . . . freilich, als es zu spät war . . . sprach ich davon, daß wir in wenigen Tagen ja ehelich verbunden, daß wir dann ja vor Gott und Menschen Mann und Frau sein würden . . . der Fehler war geschehen und nun erfaßte mich eine entsetzliche Ungebuld, ich hätte gewünscht, daß Helene auf Windesflügeln nach ihrem Geburtsorte reisen könnte, ich konnte jetzt den Moment ihrer Abreise, den Moment ihrer Rückkunft vor Ungebuld nicht erwarten.“

„Nun,“ unterbrach ihn Mergentheim lebhaft, „es wird doch keine Schwierigkeiten geboten haben, die vormundschaftsbehördliche Bewilligung für ihre minderjährige Verlobte zu erlangen?“

„Ich hatte das gehofft; aber wie so häufig im Leben das Unerwartetste eintritt, so stemmte sich auch uns plötzlich ein unerwartetes, wenn auch scheinbar leicht zu beseitigendes Hemmnis entgegen, es fehlte nämlich unter den Papieren meiner Mündel und Verlobten der Trauschein ihrer Eltern. Da ich diesen nicht in Seland's Hinterlassenschaft gefunden, nahm ich an, daß dieses Document bei der Vormundschaftsbehörde erliegen würde, und bat Helene, diesen, nebst der gerichtlichen Ehebewilligung mitzubringen. An dem für ihre Ankunft bestimmten Tage war ich zu ihrem Empfange auf den Bahnhof gegangen, aber sie langte nicht an, statt ihrer kam ein Brief, in welchem sie mir anzeigte, daß sich der Trauschein bei Gericht nicht vorgefunden, und sie daher gezwungen war, mit ihrer Gesellschaftsdame nach Belgien, nach jenem Städtchen, in welchem ihre Eltern getraut worden waren, zu reisen, daß sie mit diesem wieder nach ihrem Geburtsorte zurückkehren, die Ehebewilligung erlangen und dann so rasch als möglich nach Hause eilen werde. Auf der Reise

erkrankte in einem kleinen rheinischen Städtchen plötzlich ihre Gesellschafterin Frau von Ellbrunn; meine gute eble Helene mochte ihre Begleiterin, die unmöglich transportirt werden konnte, nicht verlassen, und die beiden mußten zwei Monate in dem Städtchen verbringen. Ich litt während dieser Zeit entsetzlich, ich schlug alles Erdenkliche vor, Helene von ihrem Krankenwärteramte abzulösen; aber das dankbare, feinfühlende Mädchen wollte ihre mütterliche Freundin unter keiner Bedingung vor der vollständigen Genesung verlassen. Um jeden Preis, der mir zu Gebote stand, hätte ich diese unerwartete Verzögerung, dieses Hinausschieben unserer Vermählung verhindert; aber ich kannte Helene, diese würde, so mußte ich annehmen, Frau von Ellbrunn, der sie mit kindlicher Liebe anhing, jetzt gewiß nicht verlassen. Ich befand mich in einem Zustande fieberhafter Aufregung und Ungebuld, ich war kaum im Stande, mich so zusammenzuraffen, um einer ernsten Beschäftigung meine vollen Geisteskräfte zuwenden zu können. Eines Nachmittags saß ich verstimmt in meinem Arbeitszimmer, es lag wohl ein militärwissenschaftliches Buch vor mir aufgeschlagen, aber ich vermochte diesem nicht meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, ich war nicht einmal im Stande, meine Cigarre in Brand zu erhalten — als mein Diener eintrat und mir einen Brief überreichte. Dieser enthielt Eigenthümliches, Ueberraschendes; ein gewisser Busch schrieb mir, er sei eigens aus der Schweiz hierhergereist, um die Herausforderung seines Freundes Müller, der jetzt in Frankreich, in der Nähe der deutschen Grenze lebe, zu überbringen. Sein — Müllers — Bruder wäre von einem Kriegsgerichte, dem ich präsidirt hatte, zum Tode verurtheilt worden, und er müsse, bevor er Europa für immer verlasse, ein Duell auf Tod und Leben mit mir bestehen. Sein Bruder sei der einzige Mensch auf Erden gewesen,



an dem sein Herz gehängt, er wolle diesen rächen und wenn er auch bei diesem Versuche getödtet würde, sollte ich einst das unschuldige Blut zweier Brüder, das ich vergossen, vor Gott verantworten. Der Schreiber dieser Zeilen habe sich schon gestern zu mir begeben wollen, aber auf dem Wege zu meiner Wohnung wäre er auf der Straße ausgeglitten und hatte den Fuß gebrochen, so daß er unter ärztlicher Behandlung krank im Gasthose läge. Da er nicht zu mir kommen könne, forderte er mich auf, ihm eine Mittelsperson, einen Secundanten zu senden."

"Mussten Sie eine solche Herausforderung annehmen?" unterbrach Mergentheim den Grafen.

"Die Herausforderung war mir in dem Momente höchst unangenehm. Ich hatte in meiner militärischen Laufbahn wie jeder meiner braven Kameraden in Schleswig-Holstein und in Baden oft genug Proben meiner Todesverachtung gegeben, und ich hatte früher auch dem Leben keinen übermäßigen Werth beigelegt; aber in dem Augenblicke, in dem ich hoffen durfte, nicht nur von meiner zukünftigen Gattin Helene beglückt zu werden, sondern auch diese zu beglücken, in dem Momente, wo ich befürchten mußte, daß mein plötzlicher unerwarteter Tod ein mir so theures Wesen, an das mein Herz mit so unendlicher Liebe und Zärtlichkeit hing, endlos unglücklich machen würde, schien mein Leben weniger für mich, als in Helenens Interesse im Werthe gestiegen zu sein; allein Sie werden es begreiflich finden, daß ich mich den allgemeinen Gesetzen der Ehre und des Herkommens, die in meinem Berufe in noch erhöhtem Maße beachtet und befolgt werden müssen, doch unter allen Umständen unterwerfen mußte, und es konnte sich nur darum handeln, ob diese mich verpflichteten, eine solche Herausforderung anzunehmen.

Dusch's Brief war in so gemeinsener, correcter Weise abgefaßt, daß

es vor Allem nothwendig erschien, seinem Wunsche zu entsprechen und ihm einen meiner Freunde zu senden. Meine Wahl fiel auf einen ehemaligen Kameraden Obristleutenant Baron von Draggen, der im Schleswig-Holstein'schen Feldzuge einen Schuß in den linken Fuß erhalten und hierdurch dienstunfähig geworden war. Mein liebenswürdiger, hochachtungswerther Freund erklärte sich auch bereit, mir in dieser Angelegenheit zu dienen und begab sich sofort zu Dusch. Nach einer Stunde kehrte er mit ernster Miene zurück. Draggen ist ein Ehrenmann, dabei Lebenserfahren und praktisch und sein Urtheil mußte mir namentlich in diesem Falle, wo ich selbst befangen war, maßgebend sein. Er hatte, wie ich aus seinen Aeußerungen entnahm, vorerst, bevor er Dusch gesprochen, gehofft, durch eine klare, ruhige Auseinandersetzung die Sache beizulegen, allein jetzt gestand er mir, daß er kein Mittel wisse, das Duell zu vermeiden. Dusch und Müller gehörten zu der großen Zahl jener exaltirten Köpfe, welche dem verunglückten Aufstande im Süden Deutschlands die vollste Berechtigung beilegte und die Verurtheilungen als strafwürdige Grausamkeiten verdammt. Müller hatte seinen älteren Bruder, der zum Tode verurtheilt worden war, mit übertreibender Bruderliebe vergöttert, ihm war er lebend als das Prototyp aller Vollkommenheit, durch seinen Tod verklärt, als politischer Märtyrer erschienen; er beabsichtigte von Frankreich aus, wohin er geflüchtet, nach Amerika auszuwandern, aber bevor er Europa verließ, seinen geliebten Bruder zu rächen. Er wußte, so lange ich noch an der Spitze meines Regimentes im Felde stand, konnte und durfte ich seine Herausforderung nicht annehmen; aber als ich verwundet in die Heimat zurückgekehrt war, konnte er vor Ungebuld kaum meine Genesung erwarten, um mir durch seinen Freund Dusch einen Kampf

auf Leben und Lob anzubieten. Dieser mußte auf französischem Boden und binnen einer gewissen, von ihm bestimmten Zeit ausgefochten werden, da er in wenigen Tagen Europa für immer verlassen, sich in Havre de grace einschiffen will. Busch, ein überspannter Kopf, war selbst politisch gravirt, aber er war ein Fanatiker und hatte dem Freunde und der Sache zulieb die für ihn nicht vollkommen gefahrlose Reise unternommen.

Alle Gründe, die Braggen gegen das Duell und gegen Müllers Berechtigung mich herauszufordern, anführte, waren von Busch in entschiedenster Weise zurückgewiesen worden und dieser drohte schließlich, wenn ich das Duell zurückwiese, mich in allen großen Blättern des Auslandes als nichts-würdigen Feigling, als ehrlosen Schurken zu brandmarken, ja er ging so weit, es auszusprechen, daß er oder einer seiner Freunde mich, für den Fall, als ich den Zweikampf hartnäckig zurückwiese, öffentlich in einer solchen Weise insultiren würde, daß meine Ehre besleckt, daß ich den Dienst quittiren, aus der Armee austreten müßte, das, so schloß Braggen seinen längeren Bericht, wäre eine Gefahr, der ich mich nicht aussetzen dürfe — und so hatte er mit Busch das Duell unter ungewöhnlichen Bedingungen abgeschlossen. Ich sollte allerlängstens bis morgen Nachmittag an einem genau bestimmten Orte jenseits der französischen Grenze mit Müller zusammenkommen, es sollte bei einer Distanz von dreißig Schritten von Beiden gleichzeitig geschossen und dies so lange fortgesetzt werden, bis einer todt auf dem Platze bliebe. Nachdem Braggen diesen Bedingungen in meiner Vollmacht zugestimmt hatte, war Busch befriedigt und ruhiger geworden und war in allen anderen Punkten Braggen gegenüber von außerordentlicher Höflichkeit. Ich nahm selbstredend Braggens Abmachungen mit Busch an und es entstand nun in mir die Frage, ob ich

nicht Alles aufbieten sollte, mich noch vor dem Duelle mit Helene zu vermahlen, oder ob es grausam wäre, jetzt, wo das Damoklesschwert über meinem Haupte schwebte, wo ich einer eminenten Lebensgefahr entgegenging, ein so junges herrliches Wesen zu meinem Weibe, vielleicht binnen kürzester Frist zu meiner Witwe zu machen. Diese Angelegenheit war eine so delicate, daß ich darüber keinen Zweiten befragen konnte, in dieser allein entscheiden mußte, und ich gerieth in einen hohen Grad von Aufregung; aber dieser sollte noch wesentlich gesteigert werden. Am nächsten Tage empfing ich von Helenen einen ausführlichen Brief. Sie schrieb mir, daß es der Frau von Ellbrunn schon etwas besser gehe, daß sie nach dem Auspruche des Arztes in wenigen Tagen schon das Bett verlassen und in zehn, zwölf Tagen mit ihr die Weiterreise nach Belgien werde antreten können. Am Schlusse ihres lieben Briefes schrieb sie mit von Thränen verlöschten Jügen: sie verzehre sich jetzt in aufreibender Sehnsucht darnach, mich wiederzusehen — und ebenso den Trauschein ihrer Eltern und hierdurch auch die Ehebewilligung zu erlangen, denn — so schloß sie wörtlich: „Geliebter Mann ich muß Dir etwas gestehen, was mir die Schamröthe in's Gesicht treibt.... ich fühle mich Mutter und ich kann nicht eher wieder ruhig athmen, als bis ich vor Gott und Menschen Dein ehelich Weib bin....“

Der Graf wurde wieder von Neuem von einer furchtbaren Aufregung erfaßt, wieder schritt er stürmisch im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor Mergentheim stehen, ergriff dessen Hand und sprach mit bebender Stimme.

„Daß der Fehler einer Viertelstunde, in der Leidenschaft mich zu einem so folgenschweren Vergehen hingerissen, sich so entsetzlich an mich rächen würde, hatte ich nicht ahnen gekonnt; meine Lage ward geradezu eine entsetzliche.“

Busch, der mittlerweile die Residenz verlassen, hatte Baron Draggen schon mehrmals urgirt, ihm geschrieben, daß er aus sicherer Quelle erfahren, daß ich schon vollkommen genesen und die Reise nach Frankreich leicht unternehmen könnte; er hatte ihn schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die vereinbarte Frist bald ablaufe, daß das Schiff, mit welchem Müller nach Amerika reife, an einem bestimmten Tage absegeln werde, er appellirte an Baron Draggens Ehre, der sich für mich verpflichtet und dieser, in der Behandlung von Ehrensachen eine Autorität ersten Ranges, machte mich nun in dringender Weise darauf aufmerksam, daß es nun die höchste Zeit wäre, die Reise nach Frankreich zu unternehmen. Draggen hatte mit dem halbverrückten aber doch ritterlichen Busch vereinbart, daß bei der Ungeöhnlichkeit der Verhältnisse und bei dem Umstande, daß es doch ein Geheimniß bleiben sollte, daß ich der Herausforderung eines Freischärlers Folge geleistet, ein unparteiischer Zeuge, Busch genügen und ein unbekannter Arzt aus dem nächsten französischen Städtchen zugezogen werden sollte. Ich hatte nicht den Muth, Draggen zu gestehen, daß es für mich eine heiligste Pflicht sei, mich für kurze Zeit noch am Leben zu erhalten, daß hiervon die Ehre meiner geliebten Helene, die Zukunft meines Kindes abhinge; die Rücksicht für das geliebte Weib schloß mir den Mund. — Draggen ist Junggeselle, ein Cavalier und Offizier der alten Schule, großgezogen in den Traditionen, daß sich gewisse Differenzen nur mit der Pistole oder dem Degen in der Hand, ordnen lassen, ihm gilt die Berufs- und Standesehre höher als Alles; ich hätte, wenn ich von dem Duelle zurückgetreten wäre, Draggens Achtung verloren, Müller und Busch hätten Wort gehalten, hätten mich öffentlich gröblich insultiren lassen und der Name, den ich von meinen Ahnen rein über-

kommen und meinem Kinde rein hinterlassen wollte, durfte mit keinem Flecken besudelt werden!... Mit großer Mühe hatte ich Draggen dazu veranlaßt, sich brieflich an Busch zu wenden, um eine Fristverlängerung zu erlangen, aber dieser hatte hierauf eine ablehnende, spize, verletzende Antwort ertheilt, und selbst Draggen, dem mein Benehmen unerklärlich erschien, begann zu frugen und bitter zu werden.... es blieb mir keine andere Wahl, ich fuhr hierher und morgen Nachmittag um drei Uhr soll ich mit meinem Gegner zusammentreffen... Ich sehe vor einer entseßlichen Alternative — was soll ich thun, was beginnen? In dem Momente, wo ich keinen andern Ausweg sehe, wo ich mit unabweislicher Macht gezwungen glaube, das Duell anzunehmen, quält mich der furchtbare Gedanke, daß mich die tödtliche Kugel treffen wird bevor Helene mein Weib geworden! Der Gedanke, daß es mir unmöglich werde, die Ehre des Mädchens, das ich mit unbeschreiblicher Innigkeit und Treue liebe, beschützen zu können, des Mädchens, über das ich zu wachen hatte, des Mädchens, das zu Schirmen ich meinem sterbenden Freunde Seland in die erkaltende Hand gelobt — der Gedanke kann mich wahnsinnig machen, mich zur Raserei treiben!... Wenn das Bild vor meine erschreckte Seele tritt, Helene, von Schmach und Gram gebeugt, ihr vaterloses Kind am Arme, ihrem elenden Verführer mit Recht, vielleicht an seinem Grabe stehend, so vereist das warme Blut in meinem Herzen... Das Weib, das zu beglücken die schönste Aufgabe meines Lebens sein sollte, dieses und ihr schuldloses Kind sollten durch meinen frevelhaften Leichtsin, der Verachtung, der Schmach preisgegeben werden!... Und wenn mich wieder der schreckliche Gedanke erfaßte, gezwungen zu sein — von einem Todfeinde mein Leben erbetteln zu müssen, so beugt mich diese Schande so endlos tief, daß ich

es nicht zu schildern vermag . . . Und doch will es mich bedünken, daß ich Alles, Alles — Schmach, Schande, Verachtung, Ausstoßung, auch das Schauervollste über mich ergehen lassen müsse — um die heilige Pflicht gegen Helene, gegen mein ungebornes Kind zu erfüllen; — und doch ist das Etwas, was hart die Grenzen der Unmöglichkeit streift, jene der vollsten Unertragbarkeit erreicht! . . . In dieser entseßlichen Gemüthsstimmung, die nur Jener nachzufühlen vermag, der sich in ähnlicher befunden, langte ich hier an, betrat ich das anstoßende Zimmer; hier hörte ich Ihr lautgeführtes Selbstgespräch, hörte ich, daß Sie in höchster Seelenqual, in bitterster Ironie — Ihr Leben zu hohem Preise ausboten. Erst glaubte ich zu träumen, das Opfer einer Hallucination zu sein, mir schien es eine Art geistiger Fatamorgana; — später glaubte ich wahnsinnig geworden zu sein — gewundert hätte es mich nicht, wenn ich's geworden wäre — aber plötzlich raffte ich mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte alle meine Sinne zusammen — und es schien mir, als wenn sich Gott in meiner höchsten Noth meiner gnadenvoll erbarmt, mir in dem entscheidenden Momente einen rettenden Engel gesandt hätte . . . es reifte nun rasch der Entschluß in mir, Ihre Ehre um jeden Preis dafür zu retten, daß Sie für die Ehre meiner Verlobten Ihr Leben einsezen . . . Ich habe während der Stunde, die wir jetzt miteinander gesprochen, mit ermüdender, seelenauf-

reibender Anstrengung über mein Verhalten Ihnen gegenüber nachgedacht, ich erfasse meine volle Unwürdigkeit Ihnen für ein kostbares, unschätzbares Gut, für Ihr Leben — Geld anzubieten, mein Offert treibt mir die helle Schamesröthe in die Wangen, es ist . . . bodenlos gemein, ich finde keinen Ausdruck, der die Niedrigkeit desselben vollkommen bezeichnen kann — aber in meiner eigenthümlichen Lage ist es — meine heiligste Pflicht — genau so niederträchtig zu handeln, wie ich eben handle . . . ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe!“

Wieder schritt der Graf einigemal heftig im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Mergentheim stehen.

„Jetzt kennen Sie meine Lage genau,“ sprach er, „jetzt wissen Sie, was den Obristen Graf Ulheim, der dem Tode hundertmal furchtlos und better in's Antlitz geblickt, veranlassen kann, Sie bringend zu bitten, für ein großes Stück Geld Ihre Haut statt seiner zu Markte zu tragen,“ er lachte kurz, bitter auf. „Neben der Wichtigkeit des Momentes entsprechend ernsthaft,“ fuhr er fort, „ich biete Ihnen dafür, daß Sie morgen bei dem Rendezvous mit meinem Gegner meine Rolle übernehmen, jene hunderttausend Gulden, die Sie so bringend zur Erhaltung Ihrer lauffähigen Ehre benötigen — und bitte Sie, mir meine Frage ganz einfach mit Ja oder Nein zu beantworten: Acceptiren Sie meinen Vorschlag?“

(Schluß folgt.)

## Nazario's Mord.

Erzählung vom irländischen Strand von Friedrich Kottenbacher.

Sanft andringend umschlingen die nassen Arme den starren Leib, schmeichelnd und spielend umfassen die feuchten Perlen den Nacken und küssen emporstrebend die Stirn. — Wehe aber Dem, der eurem Schmeicheln, dämonische Wogen, traut, mehr traut, als dieser starre, trogende Fels. — Wehe, wenn euer Dämon mit unsichtbaren, tausenden Flügeln über euch hinwegfährt und euch emporpeitscht zu wilder Empörung. — Ein schwarzer Gürtel umsäumt den Gesichtskreis, wird breiter, immer breiter, und schon rückt die schwarze Legion in schrecklicher Eile donnernd heran und begräbt unter ihrer Wogenlawine die schaukelnde, silberhelle Fläche. Wie die Wasserberge an die Felsen schlagen, rütteln an der Grundveste! — Schwefelgelbe Feuergarben durchzucken das schwarze Gewölk, der Donner grollt in das Losen der Brandung hinein. — Hörst du die Stimmen Derer, die nun aufgerüttelt werden aus langem — langem Schläfe tief unten am Grunde? Oder ist es nur der Windsbraut klagendes Geheul? — Annetta schlug Kreuz auf Kreuz und betete zur Madonna für ihres Vaters Leben. Giovanni schlang wie Schirmend seinen Arm um das zitternde Mädchen. Eine Leuchte stand am Fenster als Warnzeichen.

„Fürchte nichts, Annetta! Dein Vater ist gewiß in Porto Fsolana eingelaufen.“ — Aber der Trost war schwach. Nicht ihres Vaters Leben allein war's, das gefährdet war: Das Glück ihres jungen Lebens, ihre Liebe hatte der rauhe Sturm des Lebens erfaßt, im Wellentanze dahin gewirbelt. Kein rettend Licht leuchtete ihr

aus der Nacht ringsum. Giovanni war arm — so arm als nur ein Fischer sein kann — so arm wie Annetta's Vater etwa, der nicht Noth mit Noth paaren, nicht zwiefache Noth schaffen wollte.

An dieser mageren, felsigen Küste, wo dem Boden nichts abzugewinnen ist, muß der geringste Mundbedarf, will man nicht ganz vom Gethier des Meeres leben, theuer gekauft werden; die Mittel dazu hat der arme Küstenländer dem gefährlichen, tödtlichen Elemente unter täglicher Lebensgefahr abzurufen. Fällt der Fang spärlich aus oder ist die Nachfrage gering, dann ziehen Noth und Sorge bleichwangigen Angesichtes in die Hütte ein. Wird aber der Ernährer ein Opfer des Kampfes um die Existenz, dann erbarme dich, Himmel, der hungrigen Waisen! — Ist der Landmann, der gesegnete Fluren bebaut, nicht so viel, so viel glücklicher? Und wenn er doch der Vorsehung murrte, welches Unbannes macht er sich dann nicht schuldig dafür, daß ihm das beneidenswerthe Loos zu Theil geworden, auf fruchtbarem Boden, auf seines Vaters Scholle, in einem gesunden, nicht von Fieberdünsten geschwängertem Stücke Landes geboren zu sein? Wer viel hat, will mehr, will Alles — um endlich zu sehen, daß ihm nichts zu eigen ward. Die armen Fischer aber sind mit dem zufrieden, was ihrer ist; ihrer ist die große — große See; sie leben auch und sterben an der See oder — in der See. Sie murren nicht, sie rechten nicht, sie sind an Kampf und Leid gewohnt, und gilt's einen neuen Kampf, gilt's neues Leid, inner-

lich wird er ausgeföchten, wird es ausgetragen. — Doch heute konnte Annetta ihre Angst nicht bergen, krampfhaft schluchzend hing sie sich an Giovanni: sie sah ihren Vater im verzweifelten Kampfe, nachdem sie heute noch ihm Trost geboten, des wilden Nazario, der um sie freite, des reichen Fischeinsalzlers wegen, mit dessen Netz der Vater fischte, durch dessen Gnade sie ihren Unterhalt fanden. Sie konnte von den traurigsten Gedanken sich nicht losringen; wiederholt wollte sie mit Giovanni hinaus zum Strande, als krachend die Thür aufsprang und der wilde Nazario, von dessen Haupt und Bart das Wasser troff, vor ihnen stand. Annetta entwand sich mit einem Schreckensruf den Armen ihres Geliebten.

Nazario's Gesichtszüge waren verzerrt, da er seinen Nebenbuhler erblickte; er leuchtete: „Du — Giovanni — Du? — Ich war in Deinem Netz — Giovanni Piombini war nicht da.“ —

„Was hast Du mir nachzuspüren, Nazario Marchi?“

„Ich spüre Dir nach?“ sagte Nazario gedankenverwirrt. „So? Gewiß. Ich will, daß Du lebest, versteh mich! — Ich will Dir gut.“

„Die Madonna bewahre mich vor Deiner Güte!“ höhnlachte Giovanni. „Du hast Dich bei den tre spade voll und toll getrunken, hast Dir Ruth getrunken, Deine falsche Karte gegen mich auszuspielen. Wohlan, Du findest mich geräthet! Ich fürchte nicht das Knirschen Deiner Zähne.“

Nazario blickte blödsinnig. „Die Madonna will es, daß ich Dir nichts Böses thue!“

„Beim Leib des Herrn, heimtückischen Mord willst Du, da Du zum Todtschlag zu feig bist!“

Ein gellender Schrei aus Nazario's Munde machte die Liebenden erbeben; sein Antlitz war, wo möglich, noch fahler geworden. Mit entblößten

Armen focht er herum und heulte dazu: „Ich will nicht morden! Ich will nicht morden! Heiliger Gott, vor Deinem allgegenwärtigen Angesichte schwöre ich, daß ich nicht morden will! Ein Blitzstrahl schmettere mich in den Boden —“

Ein jäher Windstoß löschte das Licht aus, die drei standen in undurchbringlicher Nacht. Annetta's Herz überkam Grauen; sie fühlte ihren Arm von einer unwiderstehlichen Faust ergriffen und eine Stimme schrie in ihr Ohr, als gelte es die Brandung zu übertönen: „Sag's ihm, sag's ihm, er ist ein Maulesel!“

Giovanni sprang gegen Nazario; dieser aber packte ihn mit der zweiten riesigen Faust an der Gurgel, schleuderte ihn zurück, während seine Stimme eindringlicher wurde: „Du Hundesohn, laß mich ungeschoren! Bei den Gebeinen meiner Mutter, die in Tersatto modern, ich will, daß Ihr Euch paaret, und sollt Euch Lucifer in der Hölle zusammenthun! Dem alten Hungerleider schenke ich das Netz und lasse ihm die Schulb nach.“

Mit einer unankündigen Nebenart war er zur Kütte hinaus — die Thür fiel krachend in's Schloß. Zitternd blies das Mädchen eine Kohle an, um das Warnzeichen zu entzünden. „Was vom Teufel kommt, kann nur teuflisch sein,“ sagte sie dazu.

Ihr Liebhaber war nachdenklich geworden. „Weiß die Jungfrau, was dieses Ungeheuer anspinnt. Ich will ein Heide sein, wenn's bei ihm richtig ist. Morgen stehe ich ihm unter's Angesicht.“

\* \* \*

Der Sturm hatte längst ausgetobt. Der alte Fischer war wohlbehalten mit seiner Barke kaum eingelaufen, als auch schon Nazario an ihn herantrat. Wie war der wetterfeste Alte, der trotz der überstandenen riesenmäßigen Anstrengung keine Ermüdung spüren ließ, erstaunt, als der

Besucher für den Nebenbuhler freite und das wiederholte, was er in verfloßener Nacht den Liebenden bereits zugesagt hatte. Annetten's Vater schüttelte das sorgengraue, mächtige Haupt, fügte sich jedoch brummend; ja — es konnte ihm schier lieber sein, daß es so kam, wenn es nur auch mit richtigen Dingen zugging — und gerade darin saß der Haken.

Annetta schüttelte auch ihrerseits das schwarzumfärbete junge Köpfchen und meinte, es gehe schon gar nicht mit rechten Dingen zu, es stecke höllische List darin, um alle desto sicherer zu verderben — aber die Mutter Gottes werde sich ihrer gnädig annehmen und sie beschützen. Wo es sich um Erfüllung des heiß ersehnten Wunsches handelt, wo die ganze Erdenglückseligkeit auf einer Karte steht, welches schwache Menschentind würde da lange feilschen, wenn es bedingungslos den Gewinnst nur einzustreichen braucht? Das mochte auch Giovanni denken, denn er stürzte sich mit Haut und Haar in dieses — höllische Gewebe und lächelte seiner Braut alle ferneren Bedenken weg. Man müsse das Glück anpacken, wo es sich nur zeige, zweimal komme es nicht; gegen höllische List schützen reine Einfalt des Herzens und Gottvertrauen. Noch immer habe die Wahrheit die Lüge, das Licht die Finsterniß überwunden und dgl. Es war auch sonst ein heller und tüchtiger Kopf, dieser Giovanni, soweit man's von einem Fischer verlangen kann, dem unsere Schriftzeichen noch unlösbare Räthsel sind. Er kannte nicht beengende Furcht, sagte so ziemlich Alles bei der richtigen Stelle an und verpackte den Augenblick nicht um der ungewissen Zukunft willen. Er war im Handumdrehen aus einem geschlagenen Mann, der auf alles Erdenglück verzichtet, ein frohmüthiger, lachender Liebhaber geworden. O Hoffnung, du sonnige Göttin, du zerreiße den Schleier der Dämmerung, trägst den Geist leicht beschwingt

himmelwärts und läßt ihn verklärten Auges in Paradiese blicken.

Und doch konnte sich Annetta nicht so recht hineinsinden, sie schien vielmehr seit jener Sturmesnacht nur von einem einzigen Traume befangen zu sein. Sie wandelte auch wie träumend mit dem Kranze auf dem Haupte in die Kirche und als sie Nazario's, ihres Brautführers, Hand berührte, war's ihr, sie greife an eine kalte Schlange; sie dachte der heißen Faust jener Nacht. Bange Ahnungen ließen sie ihres Glückes sich nicht recht freuen. Der Bräutigam schritt zwar stolz erhobenen Hauptes einher, als sei ihm die ganze Welt gering, doch war seine Stirne nicht ganz rein; es saß etwas zwischen den Brauen wie Unmuth; es war der demüthigende Gedanke an die ihm von seinem Feinde zu Theil gewordene Wohlthat. Wie gerne hätte er sie wett gemacht. Die Trauungs-Ceremonie ging ganz ungehört vor sich, gegen der Braut Erwarten. Weber fuhr ein spiktes Eisen aus Nazario's Faust an der Pforte zu ihrem Glücke in ihr geängstigtes Herz, noch schlug ein Blitzstrahl nieder durch des Kirchleins Dach, noch auch öffneten sich der Kirche Grüste und verschlangen sie sammt dem satanischen Nazario, der höhnisch in sich hineinlachte. Wohl aber zogen kleine, unsichtbar, aber desto verderblicher wirkende Teufelchen in die Brust der Betheiligten ein, und zwar bei Giovanni der grübelnde Argwohn, die immer und überall falsch sehende Eifersucht, bei Annetta die unstete Angstlichkeit, die Furcht vor Gespenstern bei hellem Tage und ein unheilvolles Ahnungsvermögen.

Sogar der alte Fischer zermartete sein armes Hirn, als wollte er den Stein der Weisen entdecken, so daß sein graues Haupt, das so vielen Stürmen Troß geboten hatte, schier weiß darob wurde. Nazario mochte noch so oft sich harmlos gebend, mit süßem Lächeln einsprechen — ja gerade dieses Lächeln machte sein Gesicht

einer Teufelslarve ähnlich — ja, je öfter er kam, desto giftigere Blicke schloß ihm Giovanni zu, desto ängstlicher und verlegener suchte jedesmal Annetta zusammen, desto nachdenklicher kraute sich der Alte hinter dem Ohr. Nazario mußte was merken, wenn er überhaupt offene Augen hatte und offene Ohren. Und er merkte was und seufzte oft auf, tief, wie ein vom Bösen fürchterlich belastetes Gewissen nur seufzen läßt.

Auch als Anna eines Knaben genas, von dem die hilfbereite Nachbarin schwur, er sehe dem Vater auf ein Haar ähnlich, kehrte keine rechte Freude ein. Eine drückende Atmosphäre war und blieb über Aller Häupter gelagert. Nazario hob den Daben aus der Taufe und bedachte ihn mit reichlichen Geschenken. Das hinderte nicht, daß Giovanni — Vergleiche anstellte zwischen dem kleinen, mühseligen, armen Wurm und dem Hundesohn Nazario. Das Gewitter hing drohend am Firmament, einzeln zuckten schon Blitze nieder, nicht gar zu ferne grollte der Donner — als ein plötzlicher Lichtstrahl die gewitterschwere Atmosphäre zerriß, daß helles Sonnenlicht herniederstrahlte und es den armen, sich selbst qualenden Menschenkindern wie ein Schleier von den Augen sank.

\* \* \*

Am frühen Morgen war's; der Dunstkreis rein und hell, daß man die Gebirge jenseits des Meerbusens meilenweit wie Silhouetten so scharf vom lichtblauen Sintergrunde glänzend und glitzernd sich abgrenzen sah. Die See licht und still; nur einzelne Strömungen kräuselten leicht wie spärlich flodender Schnee das durchsichtige Gewässer. Weit außen ragten unbeweglich scheinende Fahrzeuge empor mit schlaffen Segeln.

Die Fischer saßen im Halbkreise am Strande und besserten ihre Netze aus, die Jungen wateten bis an den Schenkeln im Schlamm und fingen

Krabben, bann und wann aufschreiend, wenn sich die Thiere, unbescheiden genug, an ihre rothen Beine hängten.

Die Frauenzimmer suchten nach Muscheln und verschluckten die mit den Haarnadeln aus dem Gehäuse hervorgeholten Schnecken.

Annetta stillte den kleinen Schreihals, der auch schon munter war, wie's einem kleinen Fischer ziemt. Ihr Vater, kahlköpfig und mit faltreicher Stirn, strickte nachdenklich am Neze, während Giovanni die Barke wusch, wobei er zeitweise einmal verstoßen nach Annetta, das andere Mal wie von ungefähr nach einem Häuschen schielte, sicher dem wohllichsten am Strande, vor dem Nazario saß und ein Pfeifchen schmauchte, scheinbar seelenvergnügt — weil er Annetta sah und Annetta ihn.

Da drang schrill eines Glöckchens Ton durch die reine Atmosphäre; es kam gewiß aus der nahen Stadt. Die Fischer horchten auf und blickten sich fragend an, nur der alte Pietro Forghieri, der älteste Fischer im Dorfe, man rebete von gegen hundert Jahre, erhob seinen mächtigen, mit einer blauen Mütze bedeckten Kopf, der einem Löwentopfe nicht gar so unähnlich war, und rebete in seiner langsamem, tiefen Stimmweise: „Das ist das Armenfünderglöcklein, es läutet einem Mörder auf dem letzten Gange.“

Bei dieser Rede wurde Nazario's Antlitz blaß, er zitterte merklich, er konnte die Pfeife nimmer im Munde behalten. Es währte einige Minuten, bis er sich wieder gesammelt hatte, dann stand er auf und trat an die nachbarliche Gütte. Er lud die Familie ein, in die See hinauszurudern, um sich des still freundlichen Morgens, der Sonne ungestört zu freuen. Obwohl zögernd und etwas bekümmert leisteten die Aufgeforderten doch Folge. Die Barke wurde in's Fahrwasser geschoben, flott gemacht und geräuschlos ging's hinaus. Einige Seemeilen weg vom Ufer wurden die Ruder eingezogen.



Die Barke lag leise, leise schaukelnd da.

Bewundert betrachteten die am Strande Zurückgebliebenen das ungewöhnliche, zwecklose Beginnen, sogar Pietro Forghieri warf einen Blick hinaus, schüttelte unmerklich fast, aber bedenklich die Mähne seines Hauptes, um dann den ganzen Vormittag den Blick von Außendingen abzuwenden.

Schon längst war der Ton des Armenfüßbergglöckleins schrill verklungen, aber Nazario knüpfte daran an und sagte mit wildem Ausdrücke: „Gätte ebenso mir klingen können! Daß es nicht so kam, dem verbannt Ihr Eure Vereinigung.“ Die Anderen blickten erschreckt auf, das Gesicht des Alten überkam's aber bald wie Sonnenschein, ahnend sah er sich am Ende seines Forghiens. — „Ich wollte es in mir und mit mir begraben, aber das Glöcklein rief mir zu, es Euch zu sagen und ich glaube, es wird auch so besser sein.“ Mit leiserer Stimme fuhr Nazario fort: „Früher noch sage ich Euch, daß ich um Formentini's Tochter in Isola freite und daß ich nach der Hochzeit hinüberziehe.“

Giovanni athmete unwillkürlich erleichtert auf, als habe sich ein Gewicht von seiner Brust gewälzt. Annetta warf ihrem Mann einen siegesgewissen, fast schadensfrohen Blick zu, der indeß nicht versing. Nazario stützte den schweren Kopf in die breite Hand. „Ihr wißt es, ich bin jäher Gemüthsart — dazu liebte ich Aquavit und wäre vollgetrunken zu jeder Gewaltthat fähig gewesen. Da brang's wie heller Sonnenschein in mein Herz — ich wurde weich, weicher denn ein Weib. Liebe nennt Ihr's, was bestimmt schien, mich zu einem andern Menschen umzuwandeln — es sollte jedoch nicht sein! Ich entdeckte erschreckend, daß meinem Lieben und Sehnen ein Feind entgegenstehe, den ich bisher für viel zu gering geachtet haben, um daran zu denken, er könne mir einmal vor die Beine kommen. Für je

geringer ich ihn halten mußte, desto mehr nahmen Zorn und Racheburcht von mir Besitz. Das Gut, das zu erwerben ich nun für die höchste Aufgabe meines Lebens hielt, befaß dieser Glende und ich sollte nicht die Macht haben, ihn zu vernichten? Er mußte aus dem Wege. Ich grübelte in häßlichen Gedanken und betrank mich fort und fort. — Ein nahender Sturm verbunkelte Meer und Himmel. Ich richtete meine Barke. Vor völlig ausgebrochenem Sturm mußte ich die nächste Insel erreichen und brauchte dazu einen Ruderer. Ich betrank mich nahe an Besinnungslosigkeit — ich bedurfte ja Muthes. Ich fluchte über Alles, was unter und ober den Sternen sein mag und stach fluchend mit dem Verhassten in See. Als mich dieser vom Fluchen abmahnnte, lachte ich ihm höhntsch in's Gesicht, ich lachte so laut, daß ich den Donner übertönte. In diesem Momente erhellte ein Blitz die Barke und meinen Feind, ich sprang wie ein Panther auf ihn ein, stieß ihn vor die Brust, er schrie auf, ich gab ihm einen zweiten Stoß, daß er in die schäumenden Wogen stürzte. Als ich das Steuer erfassen wollte, klammerten sich zwei weiße Hände daran. Ich schlug so lange mit der Ruderstange auf diese Hände, bis die zerquetschten Finger vom Steuer ließen. Seitwärts liegend flog mein Fahrzeug vom Winde gepeitscht nur so dahin. Trotz Sturm höre ich klägliches Seufzen. Ich blide schen nach rückwärts und sehe aus schwarzen Wellen ein leichenweißes Antlitz auftauchen, sehe zwei zerschmetterte Hände sich emporrecken; dieser grauenhafte Anblick verfolgt mich — ich kann die Blicke nicht davon wenden, auch als ich heimwärts lenke.

Ja, aus dem Schlafe weckt mich das klägliche Seufzen und vor den geöffneten Augen steht das Jammerbild mit triefenden Haaren, die entblößte Brust voll schwarzer Male und hält mir die gebrochenen, blutrünstigen

Finger entgegen. Ich konnte nicht rufen, mich nicht bewegen; erst nach einigen Minuten voll Todesangst ermunterte ich mich vollends. Noch raste außen der Sturm und in mir wühlte — unsägliches Schreden; ich wußte nicht, ob ich gewacht oder doch nur geträumt hatte. In dieser schrecklichen Ungewißheit sprang ich, vom Angstschweiß übergossen, vom Bette und lief voll banger Sorge zu meines Feindes Haus — es war leer; ich rannte in Eure Hütte, Alter — dort fand ich den ermordeten Feind —

lebend in Annetten's Armen. — —  
 Oh, ich vermag es nun zu ahnen, wie der größte Menschenfreund das menschliche Herz in seinen geheimsten Windeln durchspät haben mußte, wie er erkannt haben mußte, daß zwei Gewalten im Kampfe darin gegen einander wühlen, das Gute und das Böse: da er uns beten lehrte „Führe uns nicht in Versuchung!“

Die Sonne breittete ihre Strahlen über die glatte Fläche und fand ihren Widerschein in hellen, lichten Augen und auf wolkenlosen Stirnen.

## Der Rothkehlchen Abschied.

Die Welt ruht still in Schweigen,  
 Erschauernd bebt der Hain,  
 Vergilbter Blätter Reigen  
 Wirrt sich am Waldesrain,  
 Ob Wiesen und ob Wäldern  
 Und tahlen Stoppelfeldern  
 Liegt herblich matter Abendchein.

Rothbrüß'ge Säng'er schweben  
 Rings her aus weitem Land,  
 Geheimnißvolles Leben  
 Beginnt am Waldesrand,  
 Nach frohen Sommerfesten  
 Von halbenlaubten Aesten  
 Todt sie die Fahrt zum Tiberstrand.

Das huscht und küstert leise  
 Durch's gelbe Blätterdach,  
 Wehmüth'ge Trauerweise  
 Wird im Gezweige wach,  
 Schon tönt es ob den Wipfeln,  
 Und nun ob Berge'sgipfeln,  
 Klagt fern das Lied am Scheidetag.

Schon ist in Abendlüften  
 Der letzte Ton verhallt,  
 Es pfeift ob Thal und Klüften  
 Der Nachtwind rauh und kalt,  
 Und als des Morgens Grauen  
 Die Hügel färbt und Auen,  
 Klagt stumm und todt der braune Wald.

Albert Koeser.

## Am letzten Tage.

Von F. A. Rosegger.

„Seid vollkommen ruhig, Frau Margaretha, es ist einstweilen noch gar keine Gefahr. Nur muß er sich schonen; daher ist es gut, daß Ihr Jemanden in seiner Nähe haltet.“

„Ihr nehmt mir einen Stein vom Herzen, Doctor, ich danke Euch tausendmal.“

„Behüte Euch Gott, liebe Frau, ich komme schon wieder nachsehen.“

Der Doctor schritt aus dem Hause und dem alten Apfelbaum zu, neben dessen Schatten ein betagter Mann saß. Der hatte Augen, die noch gütig auf die Welt blickten, aber er sah müde aus.

„Ich danke Euch, Doctor,“ sagte dieser mit etwas beklommenem Athem, „ich danke Euch für den Trost, den Ihr meiner guten Margaretha gespendet habt. Mit mir müßt Ihr aber aufrichtiger sein. Mir nützt kein Trost und schadet keine Wahrheit mehr. Einer, der achtundsiebzig Jahre lang in der Schule war, um das Sterben zu lernen, glaubt es mir, der hat's auch gelernt. Unruhig macht mich nur die Ungewißheit, ob es morgen sein wird, oder heute, oder später. Ihr wißt das, Doctor, Ihr habt diese alte Maschine gründlich geprüft und ich sehe Euch's an — mein altes Auge ist gewohnt worden, in's Innere zu schauen — Ihr seid im Reinen, Ihr entkommt mir nicht.“

„Wollt Ihr Euch nicht in den Schatten setzen, Herr Oberrichter,“ sagte der Doctor, „es ist sehr schwül und ich glaube, daß das Wetter umschlagen wird.“

„Ja,“ versetzte der Greis, „es wird ganz recht sein, wir haben schon lange keinen Regen mehr gehabt.“

„Besonders die Kohlpflanzen sind mitgenommen.“

„Die Kohlpflanzen und die alten Leute. Gut, sprechen wir vom Wetter, von meinem Doctor, ganz recht. Ihr glaubt, daß es umschlagen wird? Ich glaube es auch. Nur sagt mir offen — denkt, mit einem alten Mann spricht sich's in dieser Sache ganz anders, als mit jungen, mit lebensdurftigen Leuten, — sagt mir offen, wie lange es mit mir noch dauern wird.“

„Ihr sollt Euch nicht aufregen, Herr Oberrichter.“

„Freund,“ entgegnete der Greis und langte seine Hand hin, „überzeugt Euch, ob in diesem Augenblicke mein Puls auch nur um einen Schlag rascher läuft, als sonst. Ich habe in meinem Amte manchen Zeugen inquirirt, von dessen Aussage das Schicksal eines Verbrechers abhing, und ich habe ihn mit größerer Unruhe und Angst befragt, als ich Euch jetzt befrage —“

„Ich weiß es ja,“ unterbrach ihn der Doctor, „es würde ein Mißkennen Eures Wesens sein, wollte man annehmen, daß Ihr in Euren Jahren nicht vollständig auf das Letzte gefaßt wäret. Der Natur Eures Leidens nach vermag ich leider — mein lieber Herr Oberrichter — nichts Anderes zu sagen, als daß es sich im besten Falle nur mehr um Tage handeln kann.“

„Ich danke Euch, Freund,“ sprach hierauf der Greis und athmete auf. „So wäre diese Sache abgethan. Kommt nur noch ein paar Mal zu mir herüber, daß wir mitsammen ein bißchen plaudern können. Nicht wahr, nun erlaubt Ihr mir doch wieder das Sprechen? Es schadet nicht.“

Etwas wie Heiterkeit lag auf dem alten Antlitz, durch dessen Aschengrau ein milbes Roth schimmerte.

„Wohl thut's doch, wenn man seine Finger in eine warme Hand legen kann,“ lächelte er, da sie sich die Hände drückten.

Als der Doctor fort war, kam Frau Margaretha heran und rief dem Greise zu: „Na, schau, Alterchen, ich hab's ja immer gesagt, es ist Nichts. Aber recht geschickt, daß Du Dich einmal in den Schatten gesetzt hast.“

„Freilich, Margaretha, in der Sonne ist's mir viel zu heiß geworden.“ Sein inneres Frösteln verbarg er; insgeheim wäre er doch lieber in der Sommerhitze gefessen.

„Wo der Hans ist?“ fragte der Kranke nun, „den bestimmt man den ganzen Tag nicht zu sehen.“

„Der kommt Dir jetzt nicht“ berichtete die Frau, „er schläft.“

„'n alter Faulenzger. Wenn er wach wird, ich laß ihn bitten. Ihr andern geht nur, Euch mag ich nicht; ich will meinen Hans haben. — Noch Eins, Frau Gretche, komm' herbei — recht herbei. So. Sag', wie war das nur dazumal? Du gabst mir den Spaten in die Hand.“

„Welchen Spaten?“

„Du hättest es schon vergessen? Es war ja erst vor Kurzem. Du gabst mir den Spaten in die Hand; ich pflanzte das Apfelbäumchen ein und sagte — was sagte ich nur gleich?“

„Gott richte mich auf der Stelle, wenn ich weiß, wovon Du redest!“

„Wenn wir einmal alt geworden sind, Gretchen, so werden wir unter diesem Baume sitzen und friedsam in's Land hinaus schauen und werden Enkel haben — ja, so habe ich gesagt, weiter ließ mich das Gretchen nicht reden; wie die Enkel kamen, hat sie mir rasch den Mund verstopft. Man weiß ja, wie Weiber das anfangen, wenn sie ihre Männer zum Schweigen bringen wollen.“

„Böses Alterchen Du!“ sagte Frau Margaretha und küßte ihn auf den Mund.

„Richtig, so war's. — Jetzt ist die Zeit da, von der wir dazumal gesprochen haben. Aber der Unterschied, Weib, wenn man ein Menschenleben mit jungen oder mit alten Augen anschaut! Junge Augen sehen es lang, alte sehen es kurz. Nu, 's ist schon recht so.“ Er blickte auf ihre glatten, sorglich gelegten Haare, die, nach deutscher Frauenart gekämmt und gebunden, im Silberglanze schimmerten. „Gast Dich wieder fein gemacht, Gretchen! Es ist mir nicht mehr der Zeit werth, sonst wollte ich Dich Deines Verhaltens wegen sehr zur Rede stellen. Ich sah es gestern wieder, wie traulich Du mit diesem Menschen umgehst. Seit der im Hause ist, muß ich für meinen Theil jeden Kuß vom Gretchen erzwingen. Geh' nur zu ihm, Du brennst ja doch schon wieder, ihn mit Deinen Lieblosungen zu weden; geh', ich will mit Dir nichts mehr zu schaffen haben!“

Sie nannte ihn einen alten Schelm, herzte und küßte ihn und freute sich seines Humors.

Als sie fort war, wurde der Oberrichter ernst und murmelte: „Oh, über die nichtigen Späße, um die Gute zu täuschen. Wie gerne möchte ich sie um mich haben, aber meine Stimmung würde sie stutzig machen und zum Scherze habe ich keine Ursache. — 's ist wohl doch ein Anderes, mein alter Oberrichter, ob man's weiß, oder ob man's nicht weiß. Man glaubt es nicht. — Gottlob, daß ich mein Haus bestellt habe! Sie werden in der Lage Alles finden und ich brauche kein Wort darüber zu sagen. Das macht's bequem. Ich begreife nicht, daß sich so wenig Menschen entschließen können, in ihren gesunden Tagen die Verhältnisse ihres Hauses zu ordnen, für eine Zeit, da sie nicht mehr sein werden. Ich ziehe es vor, nach meinem Tode noch fortzuleben. Ueber Allem, was ich geschaffen und erworben habe, wird mein Wille walten,

wenn mein Leib schon Staub ist. Mit dem Blatte Papier, das ich in meiner Lade verschleße, halte ich einen Theil der Zukunft in meiner Hand, den mir der Tod nicht entwinden kann. Die Meinen werden in dem Epilog zu meinem Leben, der sich neben den materiellen Bestimmungen findet, sehen, wie vorbereitet und gefaßt ich seit Jahren auf mein Ende war; das wird die Herbitz ihres Schmerzes mildern. So wäre ich Andern gegenüber fertig. Mit mir nun — —. Ei, da kommt Hans, mein Nebenbuhler, dem ich das Feld räumen muß ganz und gar. — Mein Herz ist voll, mich drückt es, wie ein Kaster, daß ich vor meinem Weibe ein Geheimniß habe; ihm sage ich Alles, er wird mich nicht verrathen. — — Hänschen! ei, so komme doch zu Großvatern!“

Das dreijährige Knäblein trippelte mit ausgebreiteten Armen auf den Alten zu. Seine Goldlocken wehten led um das muntere Gesichtchen, seine Neuglein waren hell, wie das junge Leben, seine Wangen roth, wie die süße Freude.

„Wie sich das Alter und die Jugend lieb haben!“ rief der Greis und schloß das Kind in seine Arme. „Schade, Hans, daß Du noch so klein bist und nicht Platz hast für zwei Seelen. — Die meine, wisse, die zieht jetzt aus, der alten, schlechten Wohnung wegen, aber sie weiß noch kein Quartier.“

Der Knabe blickte ihm mit Befremdung in's Gesicht, er hatte bisher den Großvater noch nicht weinen gesehen.

„Nu, Kind, wie steht's mit Deinem Drachen?“

„Großvater, der ist fort, ganz in den Himmel hinaufgeflogen!“ berichtete der Kleine und hob sein Händchen, um die Höhe anzudeuten, in die das Spielzeug geflogen war.

„In den Himmel hinauf,“ wiederholte der Greis gedankenvoll, „ja, das wird schon der rechte Weg sein für alles von materieller Last und

Erdensehnsucht Befreite. — Komme, Hans, noch einmal auf Dein Reitpferd da, ehe sie es unter den Nasen legen.“ Er hob den Kleinen auf's Knie. „Du wirst grau werden und Millionen Menschen begegnen — o, wer sie zählen könnte, die uns durch das Leben unterwegs kommen in dreien Generationen! — Deinen Großvater, diesen da, diesen Alten mit dem weißen Kopf, der Dir solch' zwei Reitpferde hält, die ihn selber nimmer tragen wollen, der wird Dir Dein Leben lang nicht mehr in den Weg kommen. Vielleicht, daß Du Dir in fernen Tagen einmal die Stirne reibst, als ob Du Dich doch noch erinnern müßtest, wie er ausgesehen hat, der Kleine, gebückte Alte, als er unter dem Apfelbaume saß. Kann Dir's nicht versprechen, ob ich Dir im Kopfe bleiben werde. Schau mich jetzt noch einmal gut an.“

„Und ich werde Oberrichter, gelt Großvater?“

„Wem, der in dieses Leben eintritt, steht's an der Stirne geschrieben, ob er der Richter werden wird, oder der Gerichtete! — O — Kind meines Kindes, möchten die Lüfte dieses Sommertages mein Wort bewahren und es Dir mit dem lebendigen Klange der trauten Menschenstimme zurufen können, bis Du es verstehen wirst — es sei, da im Luftlärm der Welt, es sei, da in schwüler Nacht die Versuchung, nach Bösem zu streben, Dich anschleicht. — Ich habe es erfahren, wie es auf Erden zugeht; doch was wir Alten erlebt, es bleibt trotz der Sprache, in der wir es mitzutheilen bestrebt sind, ein Geheimniß, das unenthüllt mit unserem Leibe die Erde wieder an sich zieht. Du kannst von mir Nichts erfahren, Du mußt es selber leben. — Ich habe den Krieg, den Hunger und die Pest gesehen. Bittere nicht davor, mein Kind. Aber ich habe die Schuld gesehen, sie ist hart an mich herangetreten in ihren ungeheuerlichsten Gestalten. Und im Grunde waren es Menschen wie ich, und einst so schuld-

los wie Du. Das, Kind, ist das Schreckliche. Es ist kaum möglich, daß ein Richter die Achtung vor dem Menschen bewahrt; ich war begnadet, mir blieb sogar die Liebe für ihn. Im Gerichtssaale sah ich die Hölle, aber daheim an meinem Herd, bei Weib und Kind, in einem Zauberkreise des Schönen, wie es hohe Menschen geschaffen und erbacht haben, fand ich den Himmel. Was dazwischen liegt — zwischen solchem Himmel und der Verbrecherbank dort — das ist nicht der Mühe werth, daß man es beachtet. Und doch verzünden die Menschen in ungeheurer Mehrzahl ihren Geist, vertropfen ihr Herzblut in diesem Nichtigen. Sie sind in einen Damm gethan, vergittern ihr Leben vor den Schmerzen des Körpers, vergessen ihr Dasein mit Vorurtheilen, deren Gründe nichtiger sind, als das armseligste Spielzeug eines lallenden Kindes. Unzählige Irrlichter zuden auf in ihrem Leben, da eins, heißt Geld, dort eins, nennt sich Ehre, hier eins, flackert in vielen Gestalten, ist Sinnesreiz. Und wenn sie einst dort stehen, wo ich heute stehe, am letzten Tage, dann sind die Gebilde verblaßt, wie Glühwürmer im Morgenroth. Aufrecht aber, als finsterner Genosse, steht die Schuld, der sich der Unselige gefüllt hat, und zur Seite bleibt dem Glücklichen die Liebe der Seinen, deren er sich werth gemacht.

Liebes, junges Wesen, das Du jetzt wie eine Knospe an morschem Pfahle rankest: Doffne Dich nicht vor dem Schimmer der Irnwische, die auf den Sümpfen dieser Erde flackern, öffne Dich vor dem Strahle der Sonne, die am Himmel steht. Das Ideal, Du wirfst es nirgends auf Deinen Straßen verkörpert finden, aber es wird die Straßen Dir erhellen und einst, am letzten Tage, da die Welt sich vor Dir wie Nebel auflöst, wird sich an der Eingangspforte der Ewigkeit das Anbild Deines Sehnsüchtigen erwarten.“

Der Greis war erschöpft. Der Knabe glitt vom Knie und lief einer

Meiße nach, die über den Anger hüpfte. Beide verloren sich in den Büschen. Der Tag war so sommerlich, in der Ferne standen die blauen Berge und sonnige Wölklein standen darüber in stiller Ruh'. —

„Ja, altes Menschenkind,“ fuhr der Oberrichter zu sich selbst fort, „so nimmst's seinen Lauf. Hat's dich leid um diese Welt? Du hatteft dich ganz leidlich hineingelebt. In deinem Körper wußtest du Bescheid, er war bequem eingerichtet und vermochte das Bessere aus Erd und Himmel hübsch an sich zu ziehen. Es war eine sinnreiche Anstalt zum Genuße all' dessen, was da ist. Nun geht's damit zu Ende. Das, woran andere hängen, verlasse ich leicht. Ich bedauere den Einzelnen, aber der Trost in seinem Treiben ist lächerlich. Von oben bis unten! Der Fürst ist eitel auf seinen Purpur, der Bettler auf seinen zerlumpten Rock. Der Gelehrte hält sich und Andere zum Narren mit seiner Weisheit. Ein Anderer foppt sich mit einem zusammengepöppelten Haufen von Dingen, die vor ihm da waren und nach ihm sein werden, und von denen er glaubt, sie gehörten sein. Dort ist Einer, der verthut sein Glück und mißt die Schuld dem Schicksal zu und schmollt und flucht über Alles und hängt doch mit unendlicher Selbstsucht an seinem Leben. Ein Weiterer verbeißt sich so sehr in seine Figur, grämt sich halb zu Tode, wenn dieselbe nicht beachtet wird, schmeichelt hin, damit wieder hergeschmeichelt werde, lechzt nach Ehrenbezeugungen, von denen er doch weiß, daß sie falsch sind. Ueber diesen äußeren Firtlesanz versäumt er sein inneres Leben. — Wer mitten im Trost ist, der nimmt's für bitteren Ernst; wer dort steht, wo ich jetzt stehe, der übersieht's, es ist ein Seifenblasenspiel ausgelassener Kinder — sonst Nichts. Die Meisten verderben und sterben mitten im Laumel, ohne auch nur ein einziges Mal geahnt zu haben, daß sie Menschen waren. — Ich

gehe gerne von ihnen. Nur um das Sonnenlicht möchte ich weinen, um all' die Lieblüchlein der Natur, vor denen ich jetzt versinke; um die treuen Herzen, die ihr Leben auf das meine gestellt und die nun wanken werden. Nach kurzen Tagen, und sie werden mir gefolgt sein, aber auf ihrem einsinkenden Grabeshügel werden wieder andere Leben wanken. Alles fällt der Erde zu. — Alles? Wieso könnte Gleichgewicht sein, wenn nicht ebensoviel himmelwärts stiege? Und wäre es nur der Gedanke, die Sehnsucht! Fliegt nicht mit diesen zwei Schwingen ewig die Seele der Menschheit auf?! — — Hans, was ist Dir passiert?"

Der Kleine kam schluchzend heran; in der Hand hatte er eine weiße Rose, die sich zu färben begann vom Blut, welches aus seinem Fingerchen rieselte. Er hatte sich an der Stede einen Dorn in's Fleisch gestoßen. Der Greis zog den Knaben an sich und sah die rothgefärbten Blätter an. „Ich will noch einmal schauen, wie Blut aussieht. —“

Dann zog er den Dorn aus der Hand, und, um den weinenden Knaben zu zerstreuen, begann er mit den Fingerchen das Kinderpiel, indem er vom Kleinfinger ausgehend, alle fünf abzählte:

„Der Kleine ist in's Wasser gefallen —  
Der Schöne hat ihn herausgezogen —  
Der Lange hat ihn heimgetragen —  
Der Starke hat ihn in's Bett gelegt —  
Der Dicke hat ihn zugebedt.“

Hans lachte unter seinen Thränen auf und rief: „Noch einmal, Großvater!“

Dieser begann: „Der Kleine ist in's Wasser gefallen — Der Schöne hat ihn — — — laß' mich, Kind — bin müde...“

Er lehnte sich an den Baum.

Der Knabe fand im Grase ein rothes, schwarzbestreutes Liebfräulein, das fing er und stellte es jubelnd auf das Haupt des Greises. Das Thierchen lief mit Hast und Angst über die Stirne und fiel auf die Bank hinab, daß es, auf dem Rücken liegend, mit seinen schwarzen Füßen krabbelte.

Der Kleine Hans hüpfte noch eine Weile auf dem Rasen herum, schlich dann in's Haus. Frau Margaretha, die eben in der Bienenkammer bei der Honigläuterung beschäftigt war, fragte ihn, was Großvater mache.

„Er schläft.“

Sie ließ den Honigtopf stehen und ging hinaus. Sie fand ihn — schlafend. Eine Hummel summte über seinem Haupte. Das war sein Sterbegeläute.

## Der Steinklopfer.

Steine klopfend an der Straße  
Sitzt tiefgebeugt der Greis,  
Viel von Liebe, nichts vom Hass  
Sein Gesicht zu sagen weiß.

Ja, er summet weltvergessen  
Vor sich hin ein Liedchen gar,  
Unbekümmert, ob indeffen  
Ihm sein Hammer tödtlich war;

Denn, ein feineres Gewitter,  
Arg bedrohend Aug' und Hand,  
Springen rings um ihn die Splitter,  
Die das Eisen schlägt vom Rand.

Nicht die Sonne, nicht der Regen  
Hemmen seinen muntern Fleiß,  
Winter selbst wird ihm zum Segen,  
Denn er bändigt Schnee und Eis.

Reicher Armer! Müßig Klopfer  
Stein und Eis — und fing' dazu;  
Ob dir Schweiß vom Haupte tropfe —  
Doch beneidest bist auch du!

Endwig Foglar.

## Die Ehehalten.

Von Ludwig v. Hörmann.

Einen bedeutenden Theil der ländlichen Hausbewohnerschaft bilden die „Ehehalten“. Zwar nicht immer. Wie könnte der arme Kleinbauer, dessen wenige Grundstücke kaum die nöthige Nahrung für die eigene Familie abwerfen, Kost und Lohn für Fremde erschwingen? Ihm trägt es zum Allerhöchsten eine Dirn, die dann als „Mädchen für Alles“ in der Arbeit auch nicht wählerisch sein darf, während ein stolzer Großbauer und seine Ehefrau einen ganzen Hofstaat mit entsprechender Vertheilung der Dienstleistungen um sich versammeln. Zwischen diesen beiden Extremen bäuerlicher Wirtschaft liegen natürlich eine Menge Abstufungen, nach denen sich die Anzahl der Dienstboten richtet. Häufig versehen die sogenannten Weichenden, das sind Geschwister des Bauers oder der Bäuerin, das Amt von Knechten und Dirnen, die, besonders wenn sie einen Grundantheil oder ein Stück Vieh besitzen oder ihr Vermögen auf dem Hause liegen haben, eine gewisse Mittelstellung zwischen Angehörigen und Ehehalten einnehmen. Wir wollen uns zuerst das Dienstpersonal eines Großbauern anschauen, bei welchem die Pflichten und Rechte sowohl der Untergebenen gegen den Hausherrn und umgekehrt, als auch die der Bedienteten untereinander am ausgeprägtesten zur Geltung kommen. Sitte und jeweiliges Uebereinkommen haben da strenge Grenzen gezogen und jedem sein Maß an Arbeit und Ansehen im Hause zugemessen. Wie heikel man die Sache nimmt, kann jeder Besucher einer Bauernstube bemerken, wenn er

Abendessen kommt. Nicht nur Bauer und Bäuerin, sondern auch Knechte und Dirnen haben ihre nach der Rangfolge bestimmten Plätze am großen Eßtisch. Der Bauer, beziehungsweise der Großknecht, langt zuerst in die Schüssel; ihm folgen der Reihe nach die andern, später erst darf jeder zugreifen, wie er Lust hat. Bei dieser Gelegenheit sehen wir zugleich sämtliche Dienstboten versammelt. Ein Großbauer — nehmen wir z. B. einen solchen aus dem breiten blühenden Taufererthale — hält drei, auf sehr großen Höfen auch vier Knechte: den Großknecht, den Fütterer, der im Sommer mit dem Vieh auf die Alpe zieht, den Mitter- und Kleinknecht, und drei Dirnen: die Großdirn, die Felddirn und die Kleindirn, auch „große Gitsch“ genannt, weil man häufig ein halb-erwachsenes Mädel dazu anstellt. Wo nur zwei Mägde sind, fallen die beiden Letzteren zusammen. Der Angeesehenste unter dem ganzen Gesinde ist also der Großknecht. Er muß ein verständiger, erfahrener, gefester Mann sein, der den Bauer vertreten kann, wenn dieser in Handelsgeschäften, auf Märkten u. s. w. abwesend ist. Sehr oft versteht deshalb, wie bereits bemerkt, der Bruder oder Schwager des Bauern diese Stelle, oder auch der älteste Sohn, wenn er schon groß und stark genug ist. Der Großknecht führt auch den Namen Overtknecht, auch Bauknecht, weil er beim Bauen und Ackern die Hauptrolle spielt, d. h. den Pflug hält und ausfährt. Er leitet überhaupt alle Arbeit in Feld, Wiese und Wald, soweit es ihm der „Schaffer“ (Bauer) überläßt, mit dem er Abends Rück-



sprache hält, um dann am nächsten Morgen beim „Vormuß“ den Unterknechten und Dirnen die nöthigen Weisungen zu geben. Er ist persönlich überall an der Spitze; beim Mähen steht er in erster Reihe, die Uebrigen einer nach dem andern hinter ihm, beim Kornschnitt hat er in der Regel nur die Garben zu binden und die „Schöber“ zu machen, beim Einführen der „Mahd“ reicht er der „Fuderfasserin“ die Heubüschel hinauf, beim Auflegen der Garben legt er die Garben auf den Wagen und ordnet sie dann später auf der „Birl,“ beim Dreschen führt er den ersten Schlag. Der Oberknecht hat auch sein eigenes Bett, während die andern Knechte meist zwei und zwei zusammen schlafen. An manchen Orten ist ihm sogar die Auswahl der ihm unterstehenden Diensthöten überlassen, doch thut dies gewöhnlich der Bauer.

Dem Großknecht folgt dem Range nach der „Fütterer“, „Melker“ oder „Döfner“. Wenn nämlich ein Bauer zwanzig und mehr Stück Vieh besitzt, so braucht er einen eigenen Knecht dazu. Oft sind demselben noch zwei Stallbuben als Gehilfen beigegeben. Da ein so bedeutender Viehstand eine Privatalpe erfordert, so wird der Fütterer vom Winter zur Sommerzeit Senner und kehrt erst mit dem Heimzug von der Alpe wieder in's Dorf zurück. Er hat den ganzen Rind- und Kleinviehstall zu besorgen, nur das Melken nehmen ihm, wo es der Brauch will, die Mägde ab, so z. B. im Taufererthale die Kleindirnen. Den Schweinestall hat dort die Großbirn zu versehen. Dafür hilft der Fütterer beim Dreschen. Die Pferde hat der Großknecht unter sich, ausgenommen in jenen Gegenden, wo eine bedeutende Pferdebezücht einen eigenen „Koffer“ erfordert. Nun folgen nacheinander der Ritter- und Kleinknecht, deren Arbeiten nicht so streng geschieden sind. Sie müssen überall thätig sein, beim Adern, Mähen, Heuen, Kornschneiden, Dreschen,

Streuichten und wie die hundert Berichtigungen alle heißen, wobei allerdings dem Kleinknecht die niedrigeren zufallen: das Ausmisten, Holzspalten u. s. w. Von den Dirnen steht obenan die Großbirn. Sie heißt auch Hausbirn, weil ihr vorzugsweise die häuslichen Arbeiten obliegen und die Beihilfe in der Küche, wo nicht, wie auf den großen Höfen Unterinntals, eine „Küchele“ (Küchenmagd) gehalten wird. Das Fertigtöchen des Mittagstisches überläßt die Hausfrau nie einer fremden Hand.

Die Vertheilung der weiblichen Beschäftigungen richtet sich vielfach nach dem Willen der Bäuerin, und der Ortsbrauch hat darauf viel Einfluß. So wird zu Werns im Oberinntale vorzugsweise die Kleinmagd in der Küche verwendet. Doch kann man im Allgemeinen sagen, daß der Großmagd die besseren, wichtigeren Geschäfte zufallen. Sie beaufsichtigt das übrige weibliche Personal, kehrt aus, sieht darauf, daß das Essen ordentlich auf den Tisch kommt, deckt auf und räumt ab, trägt die Speisen herein, ruft oder läutet zum Essen und mahnt nach der Raft wieder zur Arbeit. Sie ist also gewissermaßen Vicebäuerin, wie der Großknecht Vicebauer. Auch das „Abrahmen“, d. i. das Abnehmen des Rahmes von der Milch, fällt ihr zu. Dagegen gehört die übrige Besorgung der Milchwirthschaft, alles Putzen, Säubern und Spülen von Küche, Haus und Kammern der Kleindirnen. Letztere muß auch Rindsmagd vorstellen, wenn kleine Kinder im Hause sind. Auf das Feld gehen alle Dirnen, besonders aber die sogenannte Felddirnen. In manchen Gegenden zieht man es vor, weniger Diensthöten zu halten und dafür bei strenger Arbeit, beim Heuen, Ernten und Dreschen, herumziehende Tagelöhner anzustellen, was allerdings viel billiger kommt. Im Lechtal herrscht noch die schöne patriarchalische Sitte, sich gegenseitig mit den Arbeitskräften auszuheifen.

Die Löhne der Dienstboten sind in den letzten Jahrzehnten sehr gestiegen, besonders seit, mit Ausnahme der Schneider, Schuster und Weber, nicht mehr im Hause „auf der Stöhr“ gearbeitet wird. Vor etwa 50 Jahren bekam ein Knecht im Taufererthale 7—15 fl. jährlich an Baarem, dazu an Gewand: 2 Paar Schuhe, 1 Paar Strümpfe, 3 Pfeiten (Hemden), Lederhose und ein lodenes „Sematl“ (Rock); noch vor 30 Jahren galten 20 fl. als sehr viel, jetzt hat ein Knecht sammt üblicher Kleidung 30, 50 bis 80 fl. Lohn. Eine kleine Dirn erhielt gar nur 2 fl. dazu „Raß“ zu „Rittel“, 2 Paar Schuhe, 2 Pfeiten, Aermel, Goller mit Bändern, Schürzen und 1 Pfund Wolle, gegenwärtig beträgt ihr Lohn 25 bis 40 fl. ohne Gewand, 10 bis 15 fl. mit obigen Kleidungsstücken. In anderen Thälern beziffert sich der Lohn noch viel höher. In Wenus im Oberinntale zahlt man einem Oberknecht als Jahreslohn 100 fl., im Pustertthale 120 bis 150 fl., im Rigbichler Gebiete bis gegen Ellmau sogar 250 fl., dazu Markttag- und Schuhgelber.

Die andern Dienstboten erhalten entsprechend weniger. Hat z. B. der Großknecht sammt Gewand 70 fl., so bekommt der Kleinknecht 40 fl., die Großdirn 50 fl. und die Kleindirn 30 bis 36 fl. Je mehr der Bauer den Lohn in Kleidungsstücken geben kann, desto besser kommt er dabei, denn er hat Alles selbst im Hause und läßt es vom Dorfschneider machen. Von der Kuh nimmt er das Leder, vom Kalbe das Fell. Der Lein und die Schafwolle wird selbst gesponnen und im Hause vom Weber oder von einem dieses Handwerks kundigen Knechte gewoben. Den Dirnen weist man oft ein kleines Grundstück an, auf dem sie mit Hilfe der andern Hanf anbauen können. Im Winter spinnen sie denselben und lassen das Garn weben, um die gewonnene Leinwand entweder für ihre Wäsche zu verwenden

oder zu verkaufen. Wo man kein Feld hergibt, überläßt man der Dirne ein „Spinatl“, d. h. einen Theil von dem, was sie im Winter gesponnen hat. Der Melker bekommt bei einer großen Wirthschaft das zwölfte Kalb, wenn man es nicht vorzieht, ihm für jedes einen Zwanziger Trinkgeld zu geben. In der Regel jedoch gibt ein kluger Bauer Alles lieber her, als baares Geld.

Die Zeit des Dienstwechsels, der allgemeine „Schlenggeltag“, ist in Tirol das Lichtmehfest (2. Febr.). Nur selten und bei dringender Nothwendigkeit tritt auf dem Lande ein Dienstbote auch an einem der andern Quartaltage, Georgi, Jakob und Galli ein oder aus. Gefällt einem Knechte oder einer Magd der gegenwärtige Dienst nicht mehr, so sehen sie sich frühzeitig um einen andern um. „Na, da bleib' i nimmer,“ heißt es, „da muß man den ganzen Tag schinden und raggern und hat noch eine schlechte Kost dazu. Die Bäuerin ist auch ‚a sölli harbe Gföllin,‘ magst thun und arbeiten, wie d'willst, ninderst (nirgend) ist's recht, alleweil brummelt sie. Und der Bauer ist auch nicht viel besser, ‚a silziger Lotter' ist's. Die zwei können mi an Buckel blasen, i schau mir um ein andern Platz.“ Das ist wohl einer der häufigsten Gründe, warum der Dienst gewechselt wird. Es gibt allerdings auch von Seite der Ehehalten noch andere, z. B. Streitigkeiten mit den übrigen Knechten und Dirnen, Eifersucht unter einander, wenn ein Dienstbote beim Bauern oder bei der Bäuerin „es besser kann,“ d. h. sich einschmeichelt, manchmal auch eine Liebschaft zwischen Knecht und Dirn, die der Dienstherr nicht duldet u. s. w. Letzteres nennt man „Hausbreaslen“ und macht die Bäuerin, wenn sie den Unfug nicht merkt, mit den Worten darauf aufmerksam: Sie möge die Brosen aus dem „Schnuller“ (Saugläppchen) heraustrhun. Mehr Grund zur Klage hat, wie wir später sehen

werden, fast immer der Dienstgeber. Ist also auf der einen oder andern Seite ein Wechsel beschlossen, so trifft man frühzeitig Vorkehrungen.

In Südtirol schließt man den Contract schon am Kirchweihfest für Lichtmesse des kommenden Jahres durch den sogenannten Leutkauf, wobei der Dienstherr seinem künftigen Diensthoten einen Trunk Wein bezahlt. Im Unterinntale wird das Uebereinkommen durch die „Gar,“ d. i. ein Darangeld von 2 bis 3 fl. abgeschlossen, welche dann vom Jahreslohn abgezogen werden. Der Diensthote ist durch diesen Vertrag viel weniger gebunden; er braucht, falls es ihn reuen sollte, einfach das Darangeld zurückzugeben, während der Bauer seine Verpflichtung nur mit Einbuße des Geldes lösen kann. Daher überlegt sich Letzterer die Sache viel mehr, als Ersterer. Kommt nun der Vorabend des großen „Schlenggeltages“ so geht jedes der Wandernden ans „Scheidschichtmachen,“ d. h. an das Reinigen aller seiner Obfsorge anvertrauten Locale und Geräthe. Man setzt seinen Stolz darein, Alles möglichst blank und ordentlich zu hinterlassen. Dann packen Knecht und Dirn ihre Kleidungsstücke in ein Tuch als „Schlenggelpad“ oder in eine Truhe, und ziehen sich sonntäglich an. Zu Ehren der Austretenden bückt die Bäuerin Abends die sogenannten Reartkrapsen (von rearen = weinen), in Südtirol Fußauskrapsen genannt. Im Unterinntale wird erst am Lichtmessfest beim Mittagschmaus „aufgeküchelt,“ d. h. Rühel aufgetischt. Ueberhaupt sucht man die Diensthoten in den letzten Tagen gut zu halten, weil man die übeln Nachreden scheut. Am Feiertag nach dem Mittagsmahle wird es mit dem Abschied Ernst. Zuvor kommt noch ein wichtiger Moment: das Lohnauszahlen. Meistens ist nicht mehr die ganze jährlich ausbedungene Summe vorhanden, da man sich das Geld in Raten vorausgeben läßt, ohne sich an eine bestimmte Zeit zu binden.

Kleidungsstücke werden immer unter dem Jahre nach und nach verabsolgt.

Strung geschieht keine, denn der Bauer hat Alles fleißig im Kalender aufgeschrieben, wohl aber entdeckt mancher flotte Bursch mit saurer Miene, daß er Nichts mehr zu kriegen hat. Ordentliche Knechte hingegen ersparen sich nach und nach ein Vermögen von 2 bis 4000 fl. für ihre alten Tage.

Diese letzte Unterredung gibt, wenn gegenseitige Unzufriedenheit der Anlaß zum Dienstaustritt war, noch oft Gelegenheit zu Zanf und heftigem Wortwechsel, in der Regel aber beherrscht man sich und scheidet in Frieden. „So, hab mir nichts für übel,“ sagt der Diensthote, „Du mir auch nit,“ erwidert der Bauer, „wir bleiben die Alten. Etwa könnten wir wohl ein anders Jahr mehr (wieder) z'sammlemmen.“ „Kunt a sein, man weiß oft nit, wie's geht und wie man einander braucht.“ Wenn äußere Gründe, Familienverhältnisse u. die Trennung nöthig machen, sind diese schönen Worte ganz ernst gemeint. — Die Gabseligkeiten sind bereits fortgeschafft worden. „Gschafft's wohl so, thut's mir nichts für ungut haben,“ ruft der Scheidende noch zurück. „Ja Du nur a nit, so gschaff' i's.“

Das Peinliche des Austrittes ist vorüber, nun kommt das Angenehme. Jeder macht sich auf ein paar Tage, jedenfalls so lang als möglich, Vacanz. Burschen verbringen dieselbe mit lustigen Kameraden im Wirthshause, junge Dirnen dieselben mit ihrem Schatz. Nachtlager erhält man bei Verwandten, Bekannten oder im heimatlichen Hause. Dort werden auch die Sachen eingestellt. Der Eintritt geschieht selten vor dem folgenden St. Blasiusstag Abends, oft noch zwei oder drei Tage später. Im Oberinntal begleiten den Knecht seine Freunde und tragen ihm den Pack oder transportiren denselben auf einem Handschlitten. Den Dirnen thut ihr „Bua“ diesen Liebesdienst. Dabei unterhalten sich die Weiben auf's Beste

und veräumen gewiß nicht, in ein Wirthshaus am Wege einzukehren. Das Mädchen hat außerdem noch eine Flasche Schnaps bei sich, theils zur Stärkung für ihren Träger, theils zum Zoll zahlen. Denn wie bei einer Hochzeit, so pflegen die Burschen auch einem solchen wandernden Liebespaare den Weg zu versperren und es erst nach dem Loslauf mit einem Trunk Schnaps wieder frei zu geben.

In der Umgegend Merans will es der Thalbrauch, daß die Dirne von dem Knechte ihres künftigen Herrn mit Roß und Wagen abgeholt wird. Auf letzterem prangt ihre „Truhe,“ sie selbst geht in Hemdärmeln und weißer Schürze hindendrein. Dort haben die Diensthboten eine ganze Woche Vacanz, und zwar auf folgende Weise: Lichtmesse ist Festtag, dann kommt der Bauernfeiertag St. Blasius, auf diesen folgt der „Flidwerktag,“ wo die Diensthboten ihre Kleider fliden, um nichts Zerrißenes in den neuen Dienst mitzubringen, hierauf das Fest der Patronin St. Agatha, welches als eigentlicher „Schlenggeltag“ gilt, aber nur dem Namen nach, da die Sachen erst am folgenden „Truhentag“ speibirt werden. Das sind fünf Tage; fällt aber Agatha auf einen Sonntag, so wird der Truhentag auf den nächsten Samstag verschoben und Knechte und Mägde haben die ganze folgende Woche Ferien. Damit berühren wir einen schlimmen Uebelstand in den tirolischen Diensthbotenverhältnissen, nämlich die sogenannten Bauernfeiertage, welche den Bauer im wahren Sinn des Wortes zum Sklaven seiner Knechte und Mägde machen.

Es kümmert diese wenig, ob das dürre Heu draußen auf dem Felde noch einmal eingeweicht wird; es ist eben Bauernfeiertag und da rührt keines Hand und Fuß. Sie sind ja im Recht, denn sie haben sich im Contract ausdrücklich die Einhaltung derselben ausbedungen und der Oberknecht

hat die Tage eigens im Wandkalendar roth angestrichen, damit sie ja nicht vergessen werden. Der Bauer, gezwungen durch den Mangel an Arbeitskräften, muß wohl oder übel Ja dazu sagen. An diesem Umstande scheiterten bisher alle Bemühungen, das Uebel auszurotten. Schon die bairische Regierung versuchte dies, allerdings zu schlecht gewählter Zeit, und machte mit der „lutherischen Neuerung“ nur böses Blut. Als Tirol wieder österreichisch wurde, kamen auch die alten „abgebrachten“ Feiertage wieder in Flor. Vergebens eiferten die einsichtsvollsten und verbientesten Männer Tirols, wie Graf Fr. Enzenberg, und im Jahre 1868 der wadere Landeshauptmann-Stellvertreter Dr. v. Grehmer gegen diesen Krebschaden der tirolischen Landwirthschaft; alle darauf bezüglichen Verordnungen blieben bis jetzt nur auf dem Papiere und werden es wohl bleiben, wenn nicht die Gesamtheit der Landwirththe energische Schritte thut.

Um zu ermessen, welcher Schaden dem Bauer dadurch zugeführt wird, sei gesagt, daß diese Bauernfeiertage, nebst den vielen Feierabendstunden zu den übrigen Sonn- und Festtagen des Jahres hinzugerechnet, die Summe von 106, sage hundert und sechs Tagen vier Stunden arbeitsfreie Zeit ausmachen. Das ist also fast ein Dritteltheil des ganzen Jahres. In Geld übersezt, erwächst einem Bauer mit fünf Diensthboten ein Verlust von mindestens 200 fl. jährlich, der sich mit steigendem Lohne immer mehr vergrößert. Da trifft wohl das Sprichwort ein:

Was der Grund bringt  
Frißt das Geseind.

Ursache genug, diese Frage für den Landwirth zu einer brennenden zu gestalten. In neuester Zeit wird durch die immer weitere Verbreitung der Dresch- und Mähmaschinen zc. die menschliche Arbeitskraft theilweise ersetzt.

## Todtenlieder aus dem Volke.

Mehrmals ist in diesen Blättern, vom Todtencultus der Bauern die Rede gewesen. So ist auch die Leichenwacht beschrieben worden\*), zu welcher die Nachbarn und Verwandten in das Haus eines Verstorbenen zusammenkommen in den Nächten, während der Todte auf der Bahre liegt. Da wird an der Leiche aus einem Erbauungsbuche gelesen, gebetet, gesungen und die Lieder dieser Todtenfeier haben ihren eigenthümlichen Inhalt. Ebenso wird ein bestimmtes Lied gesungen, während sie den Todten einfargen und den Sarg heben, um ihn aus dem Hause zu tragen und — wieder wird gesungen, wenn der Sarg in's Grab hinabrollt und die Leute Erbschollen auf denselben werfen. Vielleicht bringen in diesem Monate des Todtencultus die Leser jene Stimmung mit, durch welche der tiefe Gehalt und poetische Werth solcher Lieder gewürdigt werden kann. Und so sei hier eine Auslese von Todtenliedern geboten, wie sie im Volke der Alpen entstanden sind und zum Ausdruck des Gemüthes, sowie als „Bedruf aus dem Sündenschlase“ dienen.

### ● Bedrängtes Menschenleben.

O bedrängtes Menschenleben,  
O der kurzgenoffnen Freud!  
Muß mich denn dem Tod ergeben:  
Ist schon aus die Lebenszeit;  
Hilft kein Bitten und kein Beten,  
Scheiden muß ich nun dahin,  
Nichts wachst für den Tod auf Erden,  
Helfen thut kein Medicin.

Kurz fürwahr hab' ich gelebet,  
Gegen so und so viel Jahr';  
Run hat mir der Tod nachg'strebet,  
Sieg' jetzt auf der Todtenbah'.

\*) „Volksleben in Steiermark“ von P. R. Hofegger, Graz, Leykam-Josefsthal.

W'üt euch Gott, ihr lieben Freunde,  
Lebet wohl in eurer Noth.  
Bitt' euch schön, seid nicht betrübet,  
Weil's so schickt der liebe Gott.

Lang fürwahr hat's mich betrübet,  
Allerliebste Freunde mein,  
Ja, sowohl gesund als kranker,  
Daß versorgt ihr, wie's soll sein.  
Dank euch Gott zu tausendmalen  
Für eu'r Plag' und eure Tritt':  
Gott der Herr wird euch begahlen  
Alle Müh' und alle Schritt'.

Urlaub sei von euch genommen,  
Die allhier zugegen sind:  
W'üt euch Gott, ihr allzusammen,  
W'üt euch Gott, ihr lieben Freund',  
Euch Bekannte und Verwandte,  
Ich muß reisen jetzt alsdann,  
Wann ich etwan euch beleidigt,  
Jetzt vergeb mir's Jedermann.

Run, ihr Träger, seid gebeten,  
Traget mich dem Freithof zu,  
In das Grab mein'n Leib thut legen,  
Laßt ihn liegen da in Ruh'.  
Meine Seel' ich dir befehle,  
Jesus, wahres Gotteslamm,  
Daß sie ewig bei dir leben. —  
Run hebt auf in Gottes Nam'.

### Jesus hab' ich mir auserwählt.

Jesus hab' ich mir auserwählt.  
Er ist der beste Freund,  
Es ist kein Mensch wohl auf der Welt,  
Der's besser mit mir meint,  
Als nur mein liebster Gott,  
Er hilft mir in der Noth,  
Wann mir kein Mensch mehr helfen kann,  
Hilft mir der liebe Gott.

Wenn mich ein Unglück überfällt,  
Mir selbst nicht helfen kann,  
So kommen meine Freund' wohl schnell,  
Doch strengt sich keiner weiters an;  
Es schaut mich jeder traurig an  
Und sagt, daß er nicht helfen kann:  
Es helfe dir der liebe Gott,  
Und gehet fort alsdann.

Zu wem soll ich mich wenden hin,  
Als nur zu Dir, mein Gott,  
Weil ich kein'n Trost noch Hilf mehr find'  
In meiner großen Noth  
Als nur bei meinem Gott.  
Er hilft mir in der Noth,  
Er ist der allerbeste Freund:  
Bleibt treu bis in den Tod.

Maria, Mutter Gottes, rein,  
Erhöre meine Bitt'  
Wann ich einmal vor Gott erschein',  
Adort verlaß mich nicht:  
Gedenke nur daran,  
Wie Jesus, unser Opferlamm,  
Johannes Dich empfohlen hat  
Am hohen Kreuzestamm.

Wenn ich es aber recht betracht',  
So hab' ich Unrecht 'than,  
Weil ich die Welt so sehr geliebt  
Und wenig Gut's gethan.  
Was nützt mir doch die Welt,  
Wann Gott das Urtheil fällt  
Und ich von Gott verlassen bin? —  
Adje, du falsche Welt!

#### Jetzt muß ich aus mein' Haus.

Jetzt muß ich aus mein' Haus,  
Mein' Hauswirthschaft ist aus,  
Muß Alles schon verlassen,  
Muß fahr'n in ein' and're Straßen:  
Mein Jesus, bleib bei mir,  
Maria, reis' mit mir.

Jetzt lieg' ich da im Bett,  
Mein' Zung' kein Wort mehr red't,  
Die Augen nicht mehr sehen,  
Die Ohren nicht mehr hören:  
Mein Jesus u. s. w.

Mein Leib ist gelb und weiß,  
Treibt aus den Todtenschweiß,  
Im Rücken thut's schon krachen,  
Der Tod wird alsbald machen:  
Mein Jesus u. s. w.

Hab' ich viel Gut und Geld.  
Samm'g'schoben auf der Welt,  
Muß Alles schon verlassen,  
Muß fahr'n in ein' and're Straßen:  
Mein Jesus u. s. w.

Hab' Hof und Hausgefind',  
Dazu ein Weib und Kind,  
Die bleiben hier beisammen,  
Ich fahr' in Gottes Namen:  
Mein Jesus u. s. w.

Kun kommt, ihr Eltern hier,  
Rehmt Urlaub schnell von mir,  
Und all' meine Bekannten,  
Geschwister und Verwandten:  
Mein Jesus u. s. w.

Die Sprach' mir nun verfällt,  
Mein Zung' kein Wort mehr meld't,  
Ich fahr' zu Gottes Sohne,  
Zu Christus, meiner Sonne:  
Mein Jesus u. s. w.

#### Sterb'n is a harti Buak.

Sterb'n is a harti Buak,  
Gott woas es schon, wann i sterben muak.

Wann i stirb, so bin i todt,  
Aft kimm i schean inta die Käselein roth.

Käselein roth im greanen Alee,  
Dös secht's mi glei heunt und aft neamameh.

Heunt bin i noh in mein Boatahaus,  
Moarg aba tragn's mi schon hinaus.

Troag'n mi hin voar die Freitthofthür,  
O liabsta Herr Priasta, kimm bald herfür.

Wia lam hat aufg'hört der Glock'n ihr Klang,  
Aft kemmen schon olli Freund zusoamm.

Sö kron'n und zank'n um's zeitlich'i Guat,  
Und schau'n nit mehr um, woas die oarme  
Seel' thuat.

#### Erlöser dieser Erden.

Erlöser dieser Erden,  
Muß denn gestorben sein?  
Kann dir nicht geholfen werden,  
O liebster Jesus mein?  
Was ist denn daran schuldig,  
Daß du gehst in den Tod?  
Leid'st Alles so geduldig,  
O du gerechter Gott.

Mein Schäfflein, wegen deiner  
Trag' ich das Kreuz auf mir,  
Diemeilen sonsten keiner  
Auf Erd' kann helfen dir;  
Denn sonst wärst du verloren,  
Die Wölff' zerrissen dich:  
Ich habe dich erkoren,  
Weil du erfreuest mich.

O Sünder, nimm's zu Herzen:  
Der allerhöchste Gott  
Als Mensch leid't große Schmerzen  
Und geht für dich in' Tod;  
Darum thu' dich bequemen  
Und lern' Geduld von Gott,  
Sein Leiden thu' erkennen  
Und halten sein Gebot.

Sieht nicht, wie Magdalena  
Beweint ihr' große Sünd'?  
Ich kann's nicht alle nennen,  
Weil ihrer gar viel sind.

Darumen thu' umkehren  
Und bleib ein treues Schaf  
Lieb' Jesum, deinem Herren,  
Daß er dich dort nicht straf'.

**Befehrt euch, ihr Christen.**

Befehrt euch, ihr Christen,  
Es ist große Zeit,  
Der jüngste Tag kommt schon,  
Er ist nicht mehr weit.  
Zu Gott euch befehret,  
Mariam verehret.  
Ein Hirt und ein Schaffstall  
Soll werden auf Erd.'

Hört auf doch, ihr Buch'rer,  
Und gebt euch zur Ruh',  
Wollt's ihr denn z'sammsharr'n  
Bis ihr d'Augen druckt's zu?  
Zu Gott u. s. w.

Was wird euch doch helfen  
Das ung'rechte Geld,  
Das ihr habt erworben  
Dahier auf der Welt.  
Zu Gott u. s. w.

Merkt auf doch ihr Eltern,  
Ich bitt' euch allsant,  
Straft recht eure Kinder,  
Kein Ruthen verschont.  
Zu Gott u. s. w.

Kommt her jetzt, ihr Kinder,  
Und höret mich an:  
O folgt euren Eltern  
Und lebet fein zahm.  
Zu Gott u. s. w.

Verehrt doch Mariam  
Dahier auf der Welt,  
So werdet ihr eingeh'n  
In's himmlische Zelt.  
Zu Gott u. s. w.

Wie viel fein schon kommen  
In d' hällische Bein,  
Die Mariam nicht lieben  
Verdammt müssen sein.  
Zu Gott u. s. w.

Liebt Jesum, Mariam  
Und Josef allzeit,  
So habt ihr zu hoffen  
Die himmlische Freud.  
Zu Gott u. s. w.

**Der Jüngling auf dem Sterbebette.**

Jüngling:

O welch' ein Graus!  
Schlieft zu das Haus:  
Der Tod kommt hergeschlichen;  
Schon ist an mir  
Fast jede Bier  
Entschwunden und verblichen.

O schlieket zu  
Und schafft mir Ruh,  
Ich möcht vor Angst verderben;  
Betrat doch kaum  
Den Erdenraum  
Und soll schon wieder sterben.

Tod:

Kein Rief', kein Helb  
Auf dieser Welt  
Ist mir bisher entgangen;  
Bist du bethört,  
Daß du erhört  
Willst wissen dein Verlangen?

Was jung und zart,  
Von edler Art  
Stolziret hier auf Erden,  
Es wird gar bald  
Des Leib's Gestalt  
Auf's Haar wie meine werden.

Jüngling:

Nicht also scharf,  
O Todeslarb',  
Thu du mit mir verfahren;  
Erbarm' dich mein,  
Ich bin noch klein,  
Wart' bis ich komm' zu Jahren.

Nimm dir hinweg  
Die Bettelsäd',  
Die schier vor Roth verderben;  
Hab' Mittel, Fug  
Und Geld genug,  
Warum sollt' ich schon sterben?

Tod:

Erkämpfet hat  
Sich Land und Stadt  
Der große Alexander,  
Auch er muß' fort,  
Von diesem Ort,  
Muß' folgen mir selbender.

Jängst ist er todt,  
Ist Staub und Roth,  
Die Schönheit ist vergangen;  
Sein Leib, beschwert,  
Ist abgezehrt  
Von Rattern und von Schlangen.

## Jüngling:

Ich trat erst an  
Des Lebens Bahn,  
Ich bitt' dich, hab' Erbarmen.  
Such' anderswo;  
Zu sterben froh  
Sind'st allzeit du die Armen.

Hab' gestern grad  
Im Sonntagsstaat  
Nach altem Brauch geworden;  
D'rum sterb' ich schwer,  
Denn Alles wär'  
Mir gründlich dann verdorben.

## Tod:

Das glaub' ich schon,  
Doch ich verschon'  
Selbst Kaiser nicht und König,  
Und um das Geld  
Und um die Welt  
Bekümmer' ich mich wenig.

Ein Königssohn  
War Absolon,  
Konnt' auch nicht Gnad' erwerben;  
Es mußt' der weise  
Salomon  
Wie alle Andern sterben.

## Jüngling:

Ich bitte dich,  
Laß leben mich  
Und thu' die Zeit mir fristen,  
Dann geh' ich gleich  
Mit in dein Reich  
Und will geschwind mich rüsten.

Mein Gut und Geld  
Zu dieser Welt,  
Laß mich's mit Ruh' genießen,  
Wenn ich dann weiß,  
Ein alter Greis,  
Will ich mein Leben schließen.

## Tod:

Nicht eine Stund'  
Verspricht mein Mund  
Und du sprichst gar von Jahren?  
Du mußt mit mir,  
Hilfst nichts dafür,  
Thu deine Seel' bewahren.

Mein Pfeil ist Gift  
Und wen er trifft,  
Der muß ohn' Gnaden gehen;  
D'rum mach' nit lang;  
Tritt an den Gang  
Und laß dich schnell versehen.

## Jüngling:

Der Todessehweiß,  
Ach, wie so heiß  
Dringt er mir schon zum Herzen;  
Ach, was ich leid'  
Für Bitterkeit,  
Ich mücht' vergeh'n vor Schmerzen.

Doch, muß es sein,  
Ich geb' mich d'rein  
Und willig will ich sterben.  
Du, Jesus mein,  
Maria rein,  
O laßt mich nicht verderben.

## Teufel:

Jetzt ist's zu spät,  
Was rufft um Gnad'  
Du in den letzten Zügen?  
Hätt'st dich bereit't  
Bei Lebenszeit  
Und lieber jetzt geschwiegen.

Nun komm' nur mit  
Und wehr' dich nit,  
Mußt in der Hölle büßen,  
Womit beschwert  
Du auf Erd'  
Dein schlafendes Gewissen.

## Jüngling:

Ach, laß mich dein,  
O Mutter, sein,  
Maria voller Gnaden;  
Ach steh' mir bei,  
Du Jungfrau treu,  
Bewahr' mein' Seel' vor Schaden.

Der böse Geist  
Mich kommen heißt,  
Die Angst thut mich verzehren,  
O Jesus mein,  
Maria rein,  
Thu's Beistand mir gewähren.

## Teufel:

Wenn Jesus Christ  
Dein Richter ist,  
Kannst du mir nicht entgehen,  
Die Sündennoth,  
Die läßt vor Gott  
Dich sicher nicht bestehen.

Was du geirrt  
Und durch Begierd'  
Für Unheil hast getrieben,  
Nach Bösem g'rebt,  
Im Luder g'lebt,  
's ist Alles aufgeschrieben.

## Engel:

Hinweg von hier!  
Der Plag g'hört mir,  
Scheer' dich nur fort sekunder;  
Die Seel' ist mein,  
Fahr' nur allein  
Tief in die Höl' hinunter.

Komm', komm' mit mir,  
Du schönste Zier,  
Im Saal der Himmelsfreuden,  
Nun darfst du ruh'n,  
Vorbei ist nun  
Für immer all' dein Leiden.



Komm' her, mein' Seel',  
Und glänze hell  
Als Engel wie die Sonne;  
Nach großem Leid  
Kommt große Freud  
Und namenlose Wonne.

Zum Himmel lent  
Den Blick und denk':  
Der Mensch soll nie verzagen;  
Heut ist's an mir  
Und morg'n an dir,  
Der Welt Abje zu sagen.

**Ich wollt' wohl ausgehen.**

Ich wollt' wohl ausgehen  
Und weiß nicht, wohin,  
Kein Mensch kann mir glauben,  
Wie krank daß ich bin.

Das Kranksein, das ist halt  
Wohl gar ein' harte Duß,  
Weil man halt nit weiß  
Wann man sterben muß.

Heut' geh' ich noch ein  
In mein Vater sein Haus,  
Morgen in der Früh,  
Tragen I' mich schon hinaus.

Sie tragen mich hinaus,  
Sie tragen mich herfür,  
Sie setzen meinen Leib wohl  
Zu der Freithofthür.

Dort graben sie ein Gräbelein,  
Sie graben's gar so tief,  
Sie legen meinen Leib hinein,  
Da sollt' er schlafen süß.

Sie legen ihn hinein,  
Sie decken ihn fest zu,  
Sie wünschen seiner armen Seel'  
Die ewige Ruh'.

Die ewige Ruh'  
Und das ewige Licht;  
So legen sie den Leib hinein,  
Da soll er schlafen süß.

Der Mächner fängt an zu läuten  
Den traurigen Clodenton,  
Da gehen meine Freunde  
Halt alle davon.

Ja, heute noch bin ich  
Ein Adselein roth,  
Und morgen in der Früh,  
Da bin ich schon todt.

Ja, heut ist's in mir  
Und morgen ist's in dir,  
Es ist halt kein Kräutlein  
Gewachsen dafür.

**Fahr' hin, o Seel', zu deinem Gott!**

Fahr' hin, o Seel', zu deinem Gott,  
Der dich aus Nichts gestaltet!  
Zu dem, der dir durch seinen Tod  
Den Himmel offen haltet.  
Fahr' hin zu Dem, der in der Tauf'  
Die Unschuld dir gegeben,  
Er nehme dich barmherzig auf  
In jenes bess're Leben.

Wirst du vielleicht nicht gänzlich rein  
Vor Gottes Aug' gefunden,  
So schließen wir hiemit dich ein  
In des Erlösers Wunden;  
Sein Leben komme dir zu Gut,  
So er für dich beschloffen;  
Er wasche dich mit jenem Blut,  
So dir zu Lieb' gekloffen.

Du warst besorgt für Gottes Ehr'  
Auf Erden hier zu streiten,  
Dein Herz der reinen Christenlehr'  
Zu widmen, auszubreiten.  
Jetzt bleibet dir der Glanz bereit,  
So jenen ewig zieret,  
Der Viele zur Gerechtigkeit,  
Durch seine Lehren führet.

Gedenk' auf Die, so du nach dir  
In dieser Welt gelassen,  
Bitt' Gott, daß alle nach Gebühr  
Ihr Heil zu Herzen fassen.  
Bitt' Gott, daß er die Christenschaar  
Zu seinem Lob' und Ehre  
Beschütz' und stärke immerdar,  
Auch für und für vermehre.

Dein Leib geht jetzt der Erde zu,  
Woher er ist genommen,  
Der Seel' wünscht man die ewige Ruh'  
Bei Gott und allen Frommen.  
Wann durch des letzten Tages Flamm'  
Die Welt zu Grund wird gehen,  
So gebe Gott, daß wir beisamm'  
Zu seiner Rechten sehen.

## Ein Kirchweihfest bei südungarischen Schwaben.

Von Moriz Rosenfeld.

Es war an einem schönen Septembertage, als ich, einer Einladung Folge leistend, die Reise nach dem nächst Temesvar gelegenen Dörfchen Sackelhausen antrat. Ein leiser Wind säufelte über die üppigen Acker, welche zu beiden Seiten der Fahrstraße lagen und aus den nahen Gebüschern konnte man von Zeit zu Zeit den schmelzenden Gesang der Nachtigallen vernehmen.

Das Dörfchen selbst lag damals in seiner wahrhaft bezaubernden Pracht. Die Häuser wurden bereits Tags vorher hellweiß überstrichen und die breiten, regelmäßigen Gassen wurden nach Thunlichkeit rein gefegt. Vormittag, Samstag, herrschte idyllische Ruhe, aber Nachmittag waltete bereits regeres Leben im Dörfchen. Besonders die jüngeren Dorfeinwohner strömten schaarenweise der Kirche zu, vor welcher sie Posto fasten und sehnsuchtsvoll dem Momente entgegenharrten, in welchem die aus der nahegelegenen Stadt engagierten Musikanten eintreffen sollten. Noch niemals war ihnen das Warten so langweilig und heute glaubten sie, müsse die Stunde hundertzwanzig Minuten haben.

„Ei, dort komme se, des müsse se sein,“ ging es plötzlich von Mund zu Mund und nun eilten die Burschen den so sehnsüchtig erwarteten Musikanten entgegen. Und sie hatten sich nicht getäuscht! Ein Duzend wackerer Musikanten lächelte den freudigen Dorfjungen entgegen, welche Letztere nach Möglichkeit und Raum die im stärksten Laufe befindlichen Wagen bestiegen, sämmtlichen „Künstlern“ die Hand brückten und ihrer Freude über die so „schnell“ erfolgte Ankunft gebührend

Ausdruck gaben. Die andern Burschen liefen jauchzend vor, hinter und neben den Fuhrwerken und geleiteten auf diese Weise die Musikanten in das „große Wirthshaus“.

Nachdem die Musikanten sich an den in Hülle und Fülle vorgesezten Speisen und Getränken gelabt hatten, trat die Dorfjugend, an der Spitze die Musikcapelle, den Weg zur Kirche an, allwo die nach dem vorjährigen Kirchweihfeste daselbst vergrabene, mit Wein gefüllte Flasche, von den Bauern „Kerweih“ genannt, aus der Erde gegraben wurde. Nach einigen Minuten setzte sich der Zug in Bewegung und ein „Porscht“ (Bursche) nach dem Andern trat aus dem Zuge, um in das Haus des von ihm verehrten Mädchens zu gehen und dem Letzteren den mitgebrachten „Sonntags-Gut“ nach eigenem Willen und Geschmack zum „Ruhen“ zu übergeben. (Nach einer althergebrachten Sitte wird der Gut mit verschiedenen Blumen und Bändern aufgepußt.) Nach und nach verschwanden immer mehr und mehr der Burschen und als man beinahe am Ende des Dörfchens angelangt war, standen nur noch die Musikanten allein da. Während dieselben den Rückweg zur Kirche antraten, kamen die Burschen allmählig wieder aus den Häusern und schlossen sich dem Zuge an. Vor der Kirche wurde „Salt“ gemacht, die Musikanten wurden bei den reicheren Einwohnern einquartiert und die Burschen gingen mit donnernden Hurrahrufen nach Hause. — Abends theilten die Familienväter den jüngeren Familiengliedern in einfachen Worten die Bedeutung des Kirchwei-

festes mit, ermunterten dieselben, dieses „größte Fest“ in würdiger Weise zu begehen und stellten es denselben anheim, an diesem Tag nach eigenem Willen und Gutdünken zu schalten und zu walten. Ein Priester, Namens K ü m m e r, hat (in welcher Gegend Südbungarns ist nicht gesagt) folgendes Gespräch aufgezeichnet, welches interessant genug ist, um auch hier mitgetheilt zu werden.

„Mober!“ fragt der Sohn die Mutter, „wann isst wieder der große Feiertag?“

„Weli?“

„Ah, wie heescht'r nor?“

„Dschtra (Dstern)“

„Nee, der greschte (größte) im Johr?“

„Pingschta (Pffingsten)“

„Nee — nicht'r, sele wie der Vaber in em Tag dreimal g'kocht hat?“

„Ah — Kerweih?“

„Jo, jo, wann ischt denn wieder Kerweih?“ —

\* \* \*

Ein köstlicher Sommermorgen ruhte Tags darauf auf dem Dörfchen, welches in seiner bezaubernden Einfachheit einem sorgfältig gepflegten Garten gleich. Der Anblick jedes einzelnen Häuschens verrieth das Walten fleißiger Hände in demselben. Bald wurde es belebter; da und dort sah man Leute aus den Häusern treten, welche sich in ihre Gala-Kleider geworfen hatten. Die Burschen stolzirten mit den von dem geliebten Mädchen gepuhten Güte in den Gassen einher, jeder Einzelne in der Meinung, der feinige Hut sei der schönste und geschmackvollst geschmückt. Die von dem „Dorfkrämer“ gekauften Kränze, welche aus falschen Blumen gewunden waren, stachen recht gut von der dunkel-schwarzen Farbe des runden Filzhutes ab und die breiten und ziemlich langen Bänder flatterten lebhaft im Winde. Die Glocke in dem Kirchturme wurde von dem alten Mefner geläutet und

Zung und Alt, Groß und Klein ging eiligst in die Kirche. Die Gebete waren halb verrichtet, die ergreifende Predigt bereits angehört und schleunig, wie Alles gekommen war, wurde die Kirche, vor welcher die Musikanten bereits warteten, verlassen. Die Väter und Mütter gingen ruhig nach Hause, die Dorfburschen aber blieben vor der Kirche. Ein Zeichen ward gegeben, die Musikcapelle intonirte einen Marsch und unter den Klängen desselben setzte sich der Zug in Bewegung. Vor dem Hause des Pfarrers blieb derselbe stehen, die Musikcapelle spielte wacker fort und zwei Burschen begaben sich als entsendete Deputation in die Wohnung des Pfarrers, um die Gratulationen Namens der vor seinem Hause versammelten Dorfjugend darzubringen. Der alte Pfarrer, welcher dieser Gemeinde schon mehrere Jahre seine Dienste widmete, entgegnete die Wünsche herzlichst. Beim Richter und Notar wurden die Gratulationen und musikalischen Ständchen wiederholt. Das an diesem, wie überhaupt an jedem Festtage ganz besonders gewählte Mittagsmahl wurde kurz nach zwölf Uhr eingenommen und die Kirchenuhr verkündete kaum die erste Nachmittagsstunde, als bereits in den Gassen wieder reges Leben herrschte. Die Burschen, welche sich Flaschen mit Wein der letzten Fenchung gefüllt hatten, schleuderten dieselben hoch in die Luft, jubelten, saugen und sprangen.

Da wurden Productionen im Flaschenschleudern ausgeführt und hiebei gleichzeitig mehr oder minder hohe Wetten abgeschlossen. Die Sieger erhielten entweder Geld oder Backwerk, denn an Festtagen wird nicht, wie gewöhnlich, der Billigkeit halber um Ohrfeigen gewettet.

Um drei Uhr Nachmittags las der Pfarrer eine Messe, welche der größte Theil der Ortsbewohner anhörte. Während dieser Zeit versammelte sich die Dorfjugend, um nach beendigter Messe die Bortänzerin „mit der Musik“ ab-

zuholen. (Wer der Ehre, Vortänzer ober Vortänzerin zu sein, theilhaftig werden will, muß wenigstens die Hälfte des von der Musikkapelle beanspruchten Geldebetrages zahlen und nachdem jeder Bursche gerne Vortänzer sein möchte, wird dieses „Recht“ versteigert. Wer mehr gibt, der wird es.) — Die Burschen blieben vor dem Hause der Vortänzerin stehen, der Vortänzer betrat das Zimmer der Vortänzerin und ersuchte dieselbe mit höflichen Worten am Tanzplatze erscheinen zu wollen. Sie leistete seiner Einladung Folge und betrat, den Vortänzer an der Hand haltend, den Hof. Die sonntagsmäßig gekleidete Maid, welche in der linken Hand ein in einem Apfel, als Hälter, ruhendes Rosmarinstraüßchen trug, wurde von den Musikanten mit einem Tusch und von den Burschen mit Hurrah- und Cljerrufen empfangen. Die anderen, ebenfalls festlich gekleideten Mädchen warteten hinter dem Saune ihres Wohnhauses und wurden von dem Burschen, welchem sie den Hut „pukten“, abgeholt. Dem Zuge schlossen sie sich erst dann an, als sich derselbe vor dem betreffenden Hause bewegte.

Vor dem Hause des Pfarrers war ein Baum und in unmittelbarer Nähe ein gewöhnliches Faß aufgestellt. Ersteren, auf dem sich zahlreiche, werthvolle Gegenstände befanden, versuchten die jüngeren Schwaben zu erklettern, währenddem die Uebrigen beim Faße verweilten, um auf ein Zeichen den Tanz zu beginnen.

Beim Saune spielte sich manche lustige Scene ab. Da versuchten zehn Burschen den Baum zu erklettern; dem ersten kletterte der zweite, diesem der dritte und so ging es fort bis zum zehnten. Dem Ersteren gelang es glücklicherweise ziemlich hoch zu klettern; es fehlte nur mehr wenig und derselbe wäre in dem Reiche der schönen Gegenstände angelangt. Doch die Kraft versagte ihm, er glitt herab und brängte dadurch alle neun ihm

knapp gefolgten Burschen wieder zurück. Ein anderer Bursche langte wirklich oben an und während er nachsann, welchen Gegenstand er sich als Lohn aneignen sollte, glitt er zu seinem eigenen Bedauern und zur größten Freude der übrigen Burschen vom Saune herunter.

Das Zeichen zum Tanze wurde gegeben, der Vortänzer und die Vortänzerinnen reckten sich die Hände und traten vor und alle Andern traten mehrere Schritte zurück. Ein Strauß'scher Walzer wurde executirt und im Augenblick setzte sich das Paar, welchem das Recht den Reigen zu eröffnen zusteht, in Bewegung. Nachdem dasselbe bereits drei Tänze um das Faß ausgeführt hatte, begannen auch die Uebrigen Therpichoren zu huldigen. Da tanzt ein Bursche mit einem Mädchen einen beinahe eine Viertelstunde währenden Tanz ohne Unterbrechung und ohne Ermüdung und das Mädchen hält es für eine Beleidigung, wenn der „Borscht“ sie früher „stehn läßt“.

Auf ein gegebenes Zeichen, diesmal ein Pistolenschuß, wurde der Tanz unterbrochen. Ein älterer Dorfbewohner stieg auf das Faß und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte man seiner Worte:

„Ihr Gäß', Ihr Männer und Ihr Frau'n,  
Die Ihr kommen seid unser Kerweih zu schau'n,  
Wir danken Euch; nur seid so gut  
Jetzt wird aus'gspielt ein Gut,  
Und wer den Gut gewinnen will,  
Der muß mir ablaufen Nummern viel;  
Und wer den Gut hundert Jahr wird haben,  
Der wird alt sein und nit so schnell be-  
graben!“

Und nun begann er mehrere auf Fäden aufgereichte Nummern zu versteigern, für welche er zumeist von den in großer Anzahl vorhandenen Gäßten angemessene Beträge einnahm. Der Gut wurde verlost, ein reicher Schwabe gewann denselben und wurde, nach alter Sitte, unter den Klängen eines Marsches nach Hause geleitet. Auch ein Ziegenbock wurde später verlost.

Nachdem dies vorüber war, theilte sich die Dorfjugend wie alljährlich in drei Parteien, deren einer Kinder bis zum zwölften Jahre, deren zweiter Kinder im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren und deren dritter Bursche im Alter von fünfzehn Jahren angefangen angehörten. Jetzt wurde neuerdings dem Tanze gehuldigt. Die Jugend tanzte von Sonntag Nachmittag bis Mittwoch Früh und die älteren Leute tranken während dieser Zeit (wahrscheinlich auch nach alter Sitte) unaufhörlich Wein. „Tag und Nacht fortsaufen ist für Keinen eine Schande“, sagt doch Tacitus.

Das Kirchweihfest währte bis Mittwoch; an diesem Tage wird schon

aus dem Grunde nicht weiter getanzt, weil die Schwaben denselben für einen Unglückstag halten. Mittwoch wurde eine große Flasche mit Wein gefüllt und unter den dumpfen Klängen eines Trauerliedes wurde dieselbe, „die Kerweih“, als Symbol in die vor der Kirche angefertigte Grube gesenkt, um bei Gelegenheit des nächstjährigen Kirchweihfestes abermals herausgenommen zu werden.

Mit diesem hatte das Kirchweihfest sein Ende erreicht und mit einem herzlichen „Im nächsten Jahr, wenn der Herrgott will wid'rum“, trennten sich die wackern Musikanten von den ihnen betrübt nachsehenden Dorfburschen.

## Heber das Glück in der Ehe.

Von C. v. Mannesherz.

„Frauen sind genannt vom Freuen,“ sagt Rüdert. Die Liebe bestätigt diesen Ausspruch, die Ehe nicht immer, diese liest vom Freuen nicht allzu selten den ersten Buchstaben weg.

Wer ein ehrliches Buch über die Ehe schreibt, der sei darauf gefaßt, Manchen verletzen zu müssen; Lichtenberg hat Recht, wenn er sagt: „Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch's Gebränge zu tragen, ohne Jemanden den Bart zu versengen.“ Aber er darf auch hoffen, Manchen anzuregen und die Wahrheit, wenn sie lieblich gesagt wird, ist immer von Nutzen.

Ein solches Buch liegt vor uns. Es hat sich zur Aufgabe gestellt, den Geist der Familienhaftigkeit wieder entzündend, die Sehnsucht nach dem Glücke, der Seligkeit einer harmonischen Ehe erwecken zu helfen. Es weist nach, daß die treue Pflichterfüllung in der Ehe zum Kostbarsten der Erdengüter führt.

In dem geschichtlichen Theile wird dargethan, wie die verschiedenen Zeiten und Völker die Gemeinschaft zwischen Mann und Weib verschieden aufgefaßt haben. Obyffeus kennt nichts Vorzüglicheres im Leben, als wenn Mann und Weib einmüthigen Sinnes ihr Haus verwalten, ihren Feinden zum Aerger, ihren Freunden zur Freude. — Bei den Griechen war es Sitte, daß die Frauen nach des Mannes Tod Witwen blieben. Bei den Indiern soll der überlebende Theil mit dem Todten lebendig verbrannt worden sein. Die spartanische Ehe hatte nur die Aufgabe, dem Staate kräftige Knaben zu gebären. Höher stand das römische Weib, es war nicht mehr rechtlos; aber die römische Republik stand, so lange der Ehestand heilig gehalten wurde. In Frankreich war sogar einmal der Satz aufgestellt, daß sich Liebe mit der Ehe nicht vertrage. In England hatte der Mann die Befugniß,

sein Weib zu verkaufen. (Noch im Jahre 1843 war es, daß ein Mann in Nottingham seine Frau um 36 Kreuzer verkaufte.) Bei den nordischen Völkern war es überhaupt der Brauch, daß die Töchter dem Vater vom Bräutigam abgekauft werde. Heute ist das Verhältnis meist umgekehrt, die Männer lassen sich das Heiraten durch ein Heiratsgut möglichst hoch bezahlen. Die deutsche Frau stand hoch über der anderer Völker, sie war mit dem Manne ein Leib und ein Leben. Der Ehebruch wurde streng bestraft, der Gatte hatte das Recht, seine Frau mit sammt dem Ehebrecher zu tödten.

Erst das Christenthum brachte der Frau volle Freiheit; nun erst wurde die Ehe zur wechselseitigen Selbsthingabe, zur wahren Aufopferung der eigenen Persönlichkeit, zum Höhepunkt des sittlich vollendeten Lebens.

Freilich traf nach wie vor oft noch der Spruch zu:

„Adam muß eine Eva han,  
Auf sie zu schieben, was er gethan.“

Der Bauer des Mittelalters durfte mitten auf dem Wege die Frohnsfuhre ausspannen, sobald er unterwegs die Botenschaft erhielt vom Kindebette seiner Frau. Auch an Fins und Zehent wurde ihm zu dieser Zeit nachgelassen.

Jedenfalls hatten die alten Deutschen und Römer eine viel tiefere und sittlichere Anschauung von der Ehe, als Derjenige von heute, welcher der kalten Vertragstheorie huldigt, hinter der eine humane Barbarei steckt. Die Ehe will und soll unauflöslich sein; die Auflösbarkeit der Ehe widerspricht ihrem Begriff. Die wahre Liebe wird schon durch den Gedanken eines jeweiligen Aufhörens zerstört. Es ist charakteristisch, daß sich umwälzende Bestrebungen gegen dieses stabile Element der Sitte zu kehren pflegen.

Niemals soll die Ehe bloß als Mittel zur Erreichung materieller Zwecke betrachtet werden. Hat ein verständiger und arbeitsfreudiger Jüngling die

Wahl zwischen zwei Mädchen mit gleichen Vorzügen, wovon aber das eine reich, das andere arm ist, so nehme er das arme. Er wird besser fahren.

Man ist nicht immer gut auf die Weiber zu sprechen gewesen. Demokritus meint, die Weiber seien von Natur aus viel geneigter zu schlechter Denkungsart, als die Männer. Der größte Schimpf für den Mann sei, von seinem Weibe beherrscht zu werden. Auch er habe sich ein Weib genommen, aber ein kleines, weil man sich von den Uebeln am besten das kleinste wähle. — Die Medea des Euripides klagt: Von Allem, was auf Erden Seele hat und Geist, sind die Frauen das unseligste Geschlecht.

Wenn Kant die Ehe nur als eine „Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes zum lebenswichtigen wechselseitigen Besiz ihrer Geschlechtseigenschaften“ betrachtet, so hat er Unrecht. Hippel sagt: die Ehe ist eine Art von geistlichem Orden, wo man das Gelübde der Beständigkeit und Enthaltensamkeit leistet, wozu bei den Frauen noch das des Gehorsams kommt.

Mann und Weib ergänzen sich auch in moralischer Beziehung. Der Mann ist Verstand, das Weib ist Gemüth, der Mann ist im Hause das Recht, das Weib ist die Sitte; der Mann beherrscht die Familie, das Weib regiert sie.

Das echte Weib kennt die Schminke nicht; es sucht nur den Gatten zu gefallen.

„Eh' die Maulbeerblätter fallen  
Sind sie lieblich bunt zu schauen;  
Wenn sie streben zu gefallen,  
Sind dem Falle nah' die Frauen.“

Ein braves Weib, heißt es in der alten Schrift, ist die Krone des Mannes, ein schlechtes ist wie Knochenfraß an seinem Gebein. —

Die Ehe hat viele Plagegeister; möge der freundliche Leser dieselben nur aus diesen Blättern kennen lernen!

Da ist die

### Tabelsucht.

Diejenigen, deren empfindliches Temperament am leichtesten Fehler auffindet, können es gerade am wenigsten vertragen, wenn man an ihnen zu tabeln hat. Es gibt sanfte, unterwürfige Frauen, die nur betrübt, nicht gereizt werden, die kein Gefühl von Ungerechtigkeit hegen, sondern still sich begnügen, die schwersten Bedingungen ihres Looses zu erfüllen. Glückselig der Mann, dem ein solches Weib gegeben ist. Hat er das Unglück, dieses zu verlieren, dann nehme er keine Zweite mehr, sondern trage das gelebte Ideal der Ehe mit zu Grabe. Denn es gibt auch Frauen, die gereizt und unwillig mit den scharfen Pfeilen ihres weiblichen Witzes jede Fuge in der Rüstung ihres Mannes aufsuchen und durchbohren, und die in diesem Kampfe viel ungerechter und schuldiger sind, als der Mann. Und wie wichtig sind die Dinge zumeist, um die sich die liebenden Eheleute schlagen: Kalter Kaffee, verbranntes Fleisch, rauchiges Zimmer u. s. f. Nichts verzehrt die Liebe sicherer, als beständiger Tadel. Manich' gutmüthiger, gebuldiger Mann wird geheßt und gequält von der Tabelsucht seiner Frau; er wird unlustig, mürrisch, zieht sich ganz in sich selbst zurück, oder strebt fremden Gesellschaften zu, um sich zu zerstreuen — wird ein Wirthshausgeselle. Wer nachgibt, der nähert sich dem Andern, wer widerspricht, der rückt ihn zurück.

Ist zwischen Eheleuten die Gewohnheit des Tabelns einmal eingedrungen, dann verbreitet sie sich schnell durch's ganze Haus. Kinder fühlen sich durch Nichts mehr verletzt, als wenn man sie gedankenlos und ohne Untersuchung tabelt. Meist hilft es mehr, die Menschen zu loben, wenn sie das Rechte thun, als sie bei einem Unrechte zu tabeln.

In manchen Fällen ist die Tabelsucht eine Krankheit, die sich durch

Entladung erleichtern muß. Gegen diese Tabelsucht ist das beste Mittel das Schweigen. Wem der Tact des Lebens und der Liebe innewohnt, der meidet auch den Schein einer Ueberlegenheit und Kritik über Personen, denen er Pietät schuldig ist.

### Die Unzufriedenheit.

Rache, sagt Lord Bacon, ist eine Art wilder Gerechtigkeit, Eigenfinn ist ungeschulte Festigkeit, Unbefriedigtsein ist ungezügelter Idealität.

Diejenigen, welche wollen, man solle es im Hause dahinbringen, daß Alles auf's Haar gehe, verbittern sich und Andern das Leben. Finde dich in die Arbeit deines Berufes, wie der Soldat in die Pflichten des Lagers, lerne entbehren und genieße fröhlichen Herzens die täglichen Freuden. Lerne die Kunst, das Entbehren zum Genießen zu erheben. — Das Glück ist ein wunderlicher Name, fast nichts als die Fähigkeit, glücklich zu sein.

Lebe dem Heute, ihm gehörst du an, Auch das Morgen bedenkt ein kluger Mann, Aber das Uebermorgen, Das sind traurige, vergebliche Sorgen.

Es gibt Frauenzimmer, die alle Jahres- und Tageszeiten menschlicher Stimmungen in wenigen Stunden zeigen. Es gibt Frauen, denen Nichts recht ist, als alles das, was sie nicht haben können und sollen. Auch an der Seite einer solchen mußst du dir eine gewisse Frische und Gesundheit des Herzens zu bewahren suchen, sonst gehst du vor lauter Kränkung und Grübeln zu Grunde.

### Der Kleinmuth.

Es ist wenig Unterschied, ob du ein Unglück schon leidest, oder erst erwartest; nur hat der Schmerz ein Maß, die Furcht ist maßlos. Du betrübst dich über so viel, als dir begegnet ist, du fürchtest aber so viel, als dir begegnen kann. Wie thöricht!

Geibel sagt:

„Sorgen sind meist von der Kesseln Art,  
Sie brennen, rührst du sie an zu zart;  
Bade sie an nur herzlich,  
So ist der Griff nicht schmerzhaft.“

Und der edle Spee in seiner Trutz-  
nachtigall mahnt zur Zuversicht:

„Und ob auch schon thut sausen  
Der Wind auf diesem Meer.  
Ob schon die Wellen brausen  
Rund um mein Schiffein her,  
Will ich doch nicht verzagen,  
Gott wird mein Helfer sein,  
Den Anker will ich schlagen  
In seinem Herzen ein.“

Endlich sagt Rückert:

„Sei dankbar für das Glück, das dir der  
Herr bestimmt,  
Und gib es gern zurück, wenn er es wieder  
nimmt.  
Es ist kein Gut so groß, er hat noch grö-  
ßeres eben,  
Und nimmt dir eines blos, um and'res dir  
zu geben.“

Ungeordnetes Verlangen.

Suche es zu dämpfen. Kein Trinken  
kann Demjenigen genügen, dessen In-  
neres an brennender Hitze leidet; das  
ist kein Durst, sondern eine Krankheit.

Launenhaftigkeit.

Hier spielen die Nerven mit.

Vor der Ehe, im Brautstande, ist  
das ein Entzücktsein und Schwimmen  
in Glückseligkeit der Liebe! Wenn die  
Liebe nach der Trauung zunähme, wie  
sie abnimmt, so fräßen sich die Ehe-  
leute vor lauter Lieb.

Vor der Trauung Alles Schminke.  
Die Aufrichtigkeit kommt hinterher  
gehinkt. Zuerst ist sie mit ungemeiner  
Delicatesse verhüllt, dann kommt sie  
in Halbnegligé und am Ende ganz  
unverhüllt. Vor der Ehe stellt sich  
Alles leichter vor, als es ist und sein  
kann, denkt sich's nur an die Freuden  
des neuen Standes; mit diesen kom-  
men die Pflichten, allerlei scheinbare  
Unannehmlichkeiten, und die Enttäu-  
schung ist fertig. Was früher Vor-  
züge waren, das sind jetzt Fehler. Wie  
sieht's der Mann? Vor der Trauung  
war die Geliebte ruhig und sanft-

müthig, nach derselben ist sie phleg-  
matisch und apathisch; vorher war  
sie aufgeweckt und munter, nachher ist  
sie unruhig und närrisch; vorher hatte  
sie die Einfalt des Herzens, nachher  
ist sie geistesbeschränkt; vorher war sie  
bescheiden und schweigm, nachher ist  
sie wortfaul und dumm; vorher war  
sie consequent und Charakterfest, nachher  
ist sie eigenfinnig; vorher athmete ihr  
Wesen Hoheit, nachher athmet es  
Stolz und Dünkel. Vor der Hochzeit  
war sie anregend, nachher ist sie co-  
quett; vorher war sie liebenswürdig,  
nachher ist sie sab. Der Mensch ist  
nie sinnreicher, klüger und verblendeter,  
als wenn er sich selbst betrügen will.

Und der Herr Bräutigam, den  
sich Fräulein Braut in ihren Träumen  
als Ideal ausgemalt, was ist er in  
Wirklichkeit? Er ist nur zu oft ein  
bloßes Mannsgestell, eine zweizinkige,  
behoftete Personage, die welt ist an  
Geist und Seele; er ist ein persönliches  
Actenstück, eine in Menschenhaut ge-  
bundene Proceßordnung, eine gelehrte  
Encyclopädie oder ein uniformirtes  
Schreckbild des Exercir-Reglements;  
Alles ist er eher, nur nicht das, was  
er sein muß: ein rechtschaffener, ganzer  
Ehemann.

Aus solchen Enttäuschungen ent-  
springt dann freilich Unzufriedenheit,  
Launenhaftigkeit und Lieblosigkeit. Auf-  
richtigkeit muß von allem Anfange an  
sein; sie ist der Schlüssel zu den Herzen;  
geborgter Glanz und Werth ist für  
die Ehe von größtem Uebel. Viele  
Männer verziehen in den ersten Jahren  
der Ehe ihre schöne, junge Frau;  
aber selten gelingt es Einem, ihr später  
den Kopf wieder zurecht zu setzen. Ein  
Fieberparoxysmus fängt mit Frost an  
und endigt mit Hitze; beim Liebes-  
paroxysmus ist es umgekehrt.

Reizbarkeit.

In den Schrullen und Narrheiten  
der Männer pflegt noch Methode zu sein;  
aber die Launen der Frauenzimmer  
sind unberechenbar; ihr Denken ist ohne



Logik. Hast du stundenlang Vernunft gesprochen, so kommt das Weib wieder zurück auf ihr erstes Wort. Die empfindsame Reizbarkeit sehnt sich nach einer Entladung der überspannten und überfüllten Nerven. Ein aufrichtiges, sich selbst erkennendes Weib wird die Ursache ihrer üblen Laune nicht so sehr bei Anderen, als bei sich selbst suchen. „Es gibt Zeiten,“ sagte eine geistvolle Frau, „in denen ich, wie ich weiß, von meinem Nervensystem wie besessen bin, und dann erlaube ich mir nicht, zu sprechen und zu handeln.“

Pedantisch erzogene Mädchen werden später empfindsame Weiber.

In der Ehe sind ungleiche Temperamente am glücklichsten. Gleiche Tugenden vertragen sich, obwohl z. B. zwei Sparsame schon einen halben Geizhals ausmachen; aber gleiche Fehler vertragen sich schwer. Das Phlegma sucht Reizbarkeit, die Nervosität sucht Friedsamkeit, die geduldige Frau bessert den zornigen Mann.

### Hysterie.

Der Ehemann einer hysterischen Frau ist zu beklagen, obwohl er in vielen Fällen selbst dieses Loos verschuldet hat, indem er die leibliche und seelische Diätetik der Ehe nicht verwirklichte, gleichgiltig gegen Schonung und Gesundheitsbedingungen seiner Ehehälfte blieb. Die Hysterische lebt sich allmählig eine unglückliche Grundstimmung der Seele an und fühlt sich selbst in glücklichen Verhältnissen unbefriedigt und elend.

### Zorn.

Der Thor läßt alsbald seinen Zorn merken, der Kluge verwindet das Unrecht. Als Plato gegen einen Sklaven in Zorn gerieth und schon seine Hand erhob, um ihn zu züchtigen, hielt er ein und sagte: „Ich würde schlagen, wenn ich nicht im Zorne wäre.“ Besser ist es, in der Wüste wohnen, als bei einem zänkischen, zornmüthigen Weibe, sagt die Schrift. Der beste Mann kann

nicht im Frieden bleiben, wenn es seiner bösen, zornigen Frau nicht gefällt. „Durch Festigkeit ersetzt der Zorn, was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.“

Geht die Sonne über dem Zorn unter, so wird Haß daraus. Bist du gegen deinen Gatten zornig gewesen, so übe auf der Stelle gegen ihn ein Werk der Sanftmuth. Manchmal ist eine heftige Zurechtweisung nicht zu unterlassen, obwohl zu häufig wiederkehrende Donnerwetter die eheliche Luft merklich abkühlen. Schließe daher jeden Verweis stets mit einem gütigen, lindernben Worte.

### Eigensinn.

Für das eheliche Glück gefährlich ist es, wenn der Mann immer nachgeben soll. Schon in der Natur liegt hier der Grundsatz der Ungleichheit zu Gunsten des Mannes. Sobald in der Ehe der Kampf um die Autorität begonnen hat, ist die Poesie der Ehe dahin. Was aber das eigenwillige Weib durch Trotz und schwellende Laune nicht erreicht, das erreicht sie durch Sanftmuth und Nachgeben. Die wahre Liebe des Mannes zur Gattin ist nicht weich, sondern voll Stärke, Kraft und Entschiedenheit. Die Natur des Weibes will von dem Manne als ihrem Bildner geformt sein. Darum müssen die Mädchen zur Fügsamkeit und Nachgiebigkeit erzogen werden. Das Streiten mit einer Frau ist dem Manne keine Ehre; das Streiten mit dem Manne der Frau kein Gewinn.

### Herrschaft.

Die Pantoffelherrschaft in der Ehe ist ein verkehrtes und sehr zu tadelndes Regiment, bei welchem der Mann unmännlich und das Weib unweiblich erscheint. Aber der Mann sei kein Tyrann, kein Geizhals, kein „Topfguder.“ Alleinige Herrscherin in der Ehe sei die Liebe.

Eine wahre Fessel trägt der Mann, dessen Frau stete Kränklichkeit heuchelt.

Es ist widerlich, wenn die Nerven der Frau nach jeder kleinen Unannehmlichkeit in Rebellion und Krämpfe kommen, wenn sie fortwährend den Mann als die Ursache ihrer Leiden bezeichnet. Bei wirklichen Leiden wird jeder edelstühlende Mann Mitleid tragen und die zarteste Schonung beobachten. Uebrigens muß der Ehemann stets Diplomat sein.

In großen Staaten nicht allein,  
In deiner Hütte, noch so klein,  
Kannst du ein großer Staatsmann sein.

### Unduldsamkeit.

Die besten Hausfrauen sind diejenigen, welche ihr Haus so einrichten, daß verschiedene Naturen darin Raum finden und gedeihen können, ohne sich gegenseitig zu stören. Es gibt Personen, welche Alles lächerlich finden, allen Dingen und Menschen durch dreiften Witz überlegen zu sein streben. Wer dem Leben kritisch zu Leibe geht, der muß es mit Gründlichkeit und Barmhertigkeit thun. Was du meisteerst, dessen mußt du Meister sein.

„Ein Jeder hat sein Stedenpferd,  
So war es auch zu Noah's Zeiten;  
D'rum, Bruder, laß ich Jeden reiten,  
Wenn man nur nicht von mir begehrt,  
Ich soll zu Fuße schreiten.“

### Frömmeln.

Auch ein Plagegeist in mancher Ehe. Wir tabeln einen Ofen, der alle Wärme in den Schornstein ziehen läßt, statt das Haus zu erwärmen; wir tabeln eine warme Empfindung, wenn dieselbe nicht in die Atmosphäre des täglichen Lebens übergeht, sondern sich in unendlichen Höhen verliert. Es gibt Frauen, die dadurch ihrem Hause ohne Gewissensbisse zu entflüpfen wähnen, daß sie in die Kirche und in fromme Vereine gehen. Der schönste Frauenverein ist im eigenen Hause.

### Mißtrauen.

Das Mißtrauen ist das Vergrößerungsglas der Fehler; die Liebe ist das Mikroskop der Vorzüge.

### Eifersucht.

Diese Leidenschaft, welche mit Eifer sucht, was Leiden schafft, ergreift das Frauenherz viel gewaltiger, als des Mannes Sinn. Befriedigung der Leidenschaft, der Untreue dahinter zu kommen und sie zu rächen, ist der einzige Halt, und nach diesem fällt das Weib zusammen.

### Verschlossenheit.

Manche knicken und zeigen mit ihren reichsten, innersten Schätzen! Sie leben mit innig geliebten Personen zusammen, die wenige Worte dieser Liebe glücklicher machen würden, als reiche, goldene Gaben. Menschen, die in tiefer Seele einander lieben und verehren, führen mitsammen ein kaltes Leben. Was wäre das für ein schönes Sein, wenn jeder geheime Liebesgedanke zur That würde! Nicht immer sind Liebflosungen die beste Sprache des Herzens, aber es gibt Worte und Blicke, eine Vorsorglichkeit und stille Aufmerksamkeit, die das Herz offenbaren.

Die Liebe ist ein Gewächs, das nur durch Pflege und Wärme wachsen und sich veredeln kann.

### Schwachhaftigkeit.

Frauen haben auf ihrer Bunge Himmel und Hölle, Leben und Tod; aber Frauen sind ebenso Meisterinnen im Hören, als im Sprechen. Die Speise, die in deinen Mund eingeht, prüffst du; warum nicht auch das Wort, das aus dem Munde herausgeht? Wer Geld verschwendet, schadet sich, nützt aber Anderen; wer Worte verschwendet, schadet sich und Anderen.

„Wie Einer schonungslos bei dir von Andern spricht,  
So sitzt er über dich bei Andern zu Gericht.“

Und:

„Ist das Wort der Lipp' entflohen,  
Du ergreiffst es nimmermehr,  
Fährt die Neu' auch mit vier Pferden  
Augenblicklich hinterher.“

So mächtig das Wort im Schlechten,  
So machtlos ist es oft im Guten.

Schweigen ist der beste Gerold der Freude. Ich wäre nur wenig glücklich, wenn ich sagen könnte, wie sehr ich's bin.

#### Unhöflichkeit.

Allzugroße Höflichkeit macht zum Heuchler, allzugroßer Aufrichtigkeitsinn zum Grobian. Der Muth, Unangenehmes zu sagen, wenn es zum Besten eines Andern nöthig wird, ist eine vortreffliche Eigenschaft; aber kein Wort prüfen und glätten, ist in der Welt verderblich und im Hause gefährlich. Auch im Scherze erlaube man sich das nicht, was im Ernste verletzen müßte.

#### Empfindelci.

In manchem Hause wird mehr gefühlt, als gedacht. Doch sind empfindelnde Menschen nicht immer die gefühlvollsten. „Bei jedem übertriebenen Gefühle,“ sagt Schiller, „verliert die Seele an Würde. Es thut mir wohl, wenn ich die Menschen stark und fest in sich sehe.“

#### Blaustrumpf.

Ein Mann würde es als Beleidigung ansehen, wenn man von ihm sagen wollte, er habe einen weiblichen Geist; warum will manches Weib männlich sein? Frauen haben nur im Handeln Seele und Instinct; ihre Raisonnements sind noch abstracter, schematischer und tyrannischer, als die Reflexionen der Männer. Wirkliche Talente (wie selten sind sie!) ausgenommen, doch in der Verflachung unserer Literatur und Kunst verspürt man viel weiblichen Einfluß. In männlichen Zeiten vertiefte sie der Einzelne in das Einzelne. Die Bildung allein erzeugt keine Treue, kein Gewissen, keine Härlichkeit und keine ausdauernde Besserung. Eine Eigenschaft des Weibes dagegen, welche von einem liebenswürdigen und reinen Herzen Zeugniß gibt, ist die Freude an der Natur.

#### Gefallsucht und Eitelkeit.

Es gehört zu den Tugenden des Weibes, daß es strebe, durch Anmuth

und Liebenswürdigkeit zu gefallen. Aber diese Tugend wird zum Fehler, sobald die Frau in Selbstgefälligkeit und Hiererei das allseitige Hulldigen beansprucht. Die Eitelkeit führt zur Puzsucht, zur Mißgunst gegen schönere, anziehendere und zur Geringschätzung gegen häßlichere oder weniger gepuzte Frauenzimmer; dann aber auch zur künstlichen Gezwungenheit, zur Affectation, endlich zur Frechheit.

Im Wörterbuch der heutigen Mode heißt ein Wort „Besatz.“ Jedes Frauenkleid muß seinen Besatz, seinen Aufpuß haben. Das Kleid kann an einem Tage gemacht werden, aber um es zu besetzen, dazu gehören zwei bis drei Tage — und zumeist hat man dann ein geschmackloses Ding.

Unsere Zeit kränkt vielfach an der falschen Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Modelecture, Vergnüungssucht, Luxus! Jede will über ihren Stand hinaus; findet sie nicht Befriedigung, so ist der Unfriede und der Unmuth im Eheleben fertig. Und läßt sich der Ehemann verletzen, so sind die Opfer größer, als die Genüsse.

Geiz und zu große Geldsorgen.

In der Ehe, wenn der rauhe Wind der Wirklichkeit geht, sieht es anders aus, als in den Tagen der bräutlichen Zeit. Oft kommt das tödtlichste Gift der Ehe, die Reue, über das von bitteren Sorgen gequälte Gemüth. Gott Amor ist blind, aber in der Ehe gehen ihm die Augen auf.

Eine Frau kann durch Näschereien, unnütze Ausgaben auf Kleider, Puzsucht und Ländeleien, durch Nachlässigkeit und Unordnung selbst in den kleinsten Dingen nach und nach mehr verbrauchen, als der fleißigste Mann erwerben kann. Wie viel aber weiß eine sorgfältige Hausfrau durch Fleiß und Ordnung zu ersparen!

#### Falschheit.

Halbe Wahrheit ist gefährlicher, als ganze Lüge; diese ist leichter zu er-

kennen, als jene, welche sich in Schein zu kleiden pflegt, um doppelt zu betrügen. —

Ein edler Mann ist immer ein guter Ehemann, wenn ihm die Frau das Leben auch noch so sauer macht. Auch unter den Eheleuten gibt es Märtyrer und Märtyrinnen, die ihr Fegfeuer schon auf Erden zu bestehen haben.

Selbst die glücklichste der Ehen,  
Tochter, hat ihr Ungemach.  
Selbst die besten Männer gehen  
Ofters ihren Sannen nach;  
Wer sich von dem gold'nen Ringe  
Gold'ne Tage nur verspricht,  
O, der kennt den Lauf der Dinge  
Und das Herz der Menschen nicht.\*

Wer nicht Liebe hat und nicht Liebe bedarf, der nehme sich zur Verwaltung seines Hauswesens, zur Pflege und Gesellschaft lieber einen treuen Diener, denn ein Weib. Er fährt besser. Der Weise wird sich ja niemals einsam fühlen, er hat um sich alle Guten, die lebenden und die todtten, und er entsendet seine Seele, wohin er will. Fehlt es ihm an Menschen, so spricht er mit Gott, und er ist nie weniger allein, als wenn er allein ist. — So sagt schon Theophrastus; ist aber ein Wort, das uns heute nicht gelegen kommt. Die Männer wollen ohnehin nicht heiraten, so daß der Staat, der ohne Ehe nicht bestehen kann, schon an Heiratszwang gedacht hat. Ober soll für den Hagestolzen eine Steuer eingeführt werden? Heute, da Alles, was wir besitzen und thun, bereits besteuert ist, wäre es ein Wunder, wenn das, was wir nicht besitzen, nicht sind und nicht thun, nicht besteuert würde!

„Der Erde Paradies und Hölle  
Liegt in dem einen Worte Weib.“

Zum Ehestand muß man Talent haben, ein Talent, das, nebenbei gesagt, auf dem Lande bei mittleren und niederen Ständen häufiger vorkommt, als in vornehmen Kreisen.

Wir haben Heiratsanträge in Tagesblättern, wir haben Heiratsbureau. Selbst in der lieblichsten Zeit des vorigen Jahrhunderts wäre ein solcher Hochverrath an der Majestät der Familie undenkbar gewesen. Wer ein solcher Einfaltspinsel ist, daß er seine Frau nicht selber suchen kann, der hat gar kein Recht auf eine solche.

Da heiraten sie aus Habsucht, aus sinnlicher Lust, heiraten, um Bequemlichkeit zu gewinnen und finden ihr Glück nicht. Nur wer die Liebe brautwerben schickt, dem steht selige Zeit bevor.

Ist doch die Ehe auch so reich an guten Geisern.

Da ist der

### Humor.

Der Humor gehört zu den größten Wohlthättern der Menschen. Welchen Werth hat das Lachen! Die Ankunft eines Hanswurstes im Städtchen, der Lachen erregt, ist mehr werth, als die Ankunft von zwanzig mit Medicamenten beladenen Eseln.

### Gesundheitspflege.

Der sicherste Weg, das Leben zu verlängern, ist, es nicht zu verkürzen. Vor Allem gute Luft; wo die Luft nicht hinkommt, da kommt der Arzt hin. Mäßigkeit im Essen und Trinken. Montesquieu sagt, daß von den Pariser die eine Hälfte am Diniren, die andere am Soupiren zu Grunde gehe. Der Körper bedarf Nahrung, nicht Lederbissen. Trinkwasser gering zu achten, ist ein Zeichen der Halbcultur. „Der ist nicht werth des Weines, der ihn wie Wasser trinkt,“ sagt Mirza = Schaffy. Keiulichkeit! Der Schmutz tödtet mehr Leute, als der Hunger. Regelmäßige Bewegung! „Es ginge Vieles besser, wenn man mehr ginge,“ meint Seume. Unser Wohlergehen gebeht in gesunden und kranken Tagen bei Frauenherzen und Frauenhänden am besten.

### Kindersegen.

Schöner, als mit Krone  
Und reicher, als mit Gold,  
Am Herzen mit dem Sohne  
Prangt eine Mutter hold.

Eine römische Matrone, die durch Unglück all' ihre Schätze verloren hatte, trat, umgeben von ihren Kindern, vor den Cäsar. „Cäsar,“ sprach sie, „Geschmeide habe ich keines, um vor Dir würdig zu erscheinen; meine Perlen und Diamanten, siehe, das sind der Mutter ihre Kinder.“

Das Kinderzimmer ist das innerste Heiligthum des Hauses; inmitten deiner Kinder ruhst du von den Menschen aus. Von den Kindern können Große Vieles lernen; vor Allem Aufrichtigkeit. Der erste Vorwurf aus Kindesmund ist der Vorwurf der Lüge.

### Erziehungsgabe.

Das Beste, was hier zu sagen: Die Eltern müssen den Kindern ein Beispiel aufstellen, wie sie zu werden haben, und dieses Beispiel müssen sie selbst sein.

### Klugheit, Schweigsamkeit.

Sokrates gibt den Rath: „Sage nicht immer, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst.“ Und ein Anderer: „Hast du Etwas wider deinen Nächsten gehört, so laß es mit dir sterben; sei versichert, du wirst daran nicht bersten.“

Der Kluge wird sich nie selbst ausgeben. Im Volksmunde heißt Klugheit so viel als Sparsamkeit; sei klug, heißt: sei sparsam mit dir selbst.

Die lednainen, überlustigen Menschen machen zwar anfangs der Bekanntschaft einen gewinnenden Eindruck; bald finden wir aber, daß ihnen Geist, Nachdenken, Pietät und Delicateffe gebricht, daß sie leicht übermüthig und unverschämt werden. Im Unglück sind Solche gewöhnlich die verzagtesten.

### Offenheit.

Das ist ein starker Geist, der die harte Wahrheit lieber hört, als die süße Schmeichelei.

Auf einem Bregenger Wirthshause steht geschrieben:

„Wenn der Reid brennen thät, wie das Feuer,

So würde das Holz nicht so theuer,  
Und wenn das Lügen so schwer wär', als Mühscheintragen,

So würde man eherder die Wahrheit sagen.“

### Charakter.

Charakter ist Gleichheit im Innern bei dem Wechsel im Aeußern. Ein Charakter ist groß in dem Maße, als er fähig ist, Opfer zu bringen für das Wohl Anderer.

Treu sich selber und seinem Ziele, bedächtlich in Rath und frisch in der That, ehrlich in der Liebe, ehrlich im Haß, beugsam gegen Vernunftgründe, unerschütterlich gegen Zwang, immer auf eigenen Füßen, nur das Gewissen als Richter. Das ist der Mann, auf dem das Glück einer Familie sich fest begründen kann. Männliche und weibliche Winbfahnen thun am besten, wenn sie lebzig bleiben.

### Friede, Geduld.

Erhebt deine Ehehälfte einen Sturm, so entzünde dein Feuer nicht; schweige und warte, bis er ausgetobt hat; dann läßt sich mit guten Worten reden.

Es ist wohl viel leichter, unter Gottes Hand, als unter Menschenhand zu leiden; am wehesten thut das Leid, wenn es vom Gatten, von der Gattin kommt, es verzehrt die Kraft, wie ein langsamer Krebs. Das Herz wird verbittert, und Bitterkeit ist der Samum des Lebens; wo er weht, da entsteht eine Wüste. Aber Geduld ist gegen solche Uebel der beste Hort. Mache dir dein Unglück durch Ungebuld nicht unerträglich. In dem „Ich muß“ selbst schon liegt Beruhigung; kommt noch das „Ich will“ dazu, dann ist Alles gut. Jeder ist so beklagenswerth, als er selbst glaubt, daß er es sei.

### Geibel tröstet:

„Kommt dir ein Schmerz, so halte still  
Und frage, was er von dir will.  
Die ewige Liebe schickt dir keinen,  
Bloß, daß du mögest weinen.“

Kurz und gut ist der alte Spruch:

„Im Glück halt' ein,  
Im Unglück halt' aus.“

Aber das gute Weib thut in der Ehe mehr, als gute Sprüche; sie ist dem Manne im Leiden der beste Trost; sie streichelt mit lindernder Hand die Wunden, die ihm zugefügt werden, sie ermuntert ihn, wo er anfängt, an der Ausführung seines Wertes zu verzagen, durch Hinweis auf seine Kraft und seinen Willen. So ist sie die wahre und edle Beherrscherin des Mannes. Die Güte und Sanftmuth der Frau erreicht mehr, als die Autorität des Mannes.

Weitere gute Geister in der Ehe sind Arbeitsfinn, Zeitbenützung. („Wer eine Stunde verliert, leidet am Leben Verlust.“) Häuslichkeit, Zärtlichkeit. („Nicht die Gabe des Dienernden, sondern die Liebe des Gebenden macht den Werth aus.“ „Eine liebevolle Frau wird dem feinfühlenden Mann in Vielem an seine eigene gute Mutter erinnern.“) Sitteneinheit. („Ganz nahe der Uebergabe ist eine Festung, deren Befehlshaber sich in Unterredung mit dem Feinde einläßt.“) Liebe.

Die wahre Liebe bleibt beständig, sie sei glücklich, oder unglücklich. Die deutsche Liebe ist nicht flammenheiß, sie ist warm, vertrauend und treu. Je unglücklicher der Mann wird, je mehr ihn die Welt verläßt, desto mehr Kraft wohnt in dem Weibe, desto größer wird ihr Verlangen, dem Manne Alles zu ersetzen und zu sein. Das ist das Geheimniß der Ehe, die Wunder-Ökonomie, die Gott in die sittliche Natur des Weibes gelegt hat. —

Die Ehe ist die Grundlage des Staates. Was die Quelle für den Strom, was das Herz für den Körper, das ist die Macht der heimatlichen Stätte für die Tugenden der Nation. —

Das sind die Grundzüge eines vor-  
trefflichen Buches, betitelt „Studien  
über das Glück der Ehe,“  
von Eugen von Mannesherz,  
erschieden bei Casar Fritsch in Mün-  
chen. Das Buch ist so reich an eigenen  
Gedanken und herrlichen Citaten, daß  
dieser Auszug davon nur anzudeuten,  
aber in keiner Weise zu erschöpfen  
vermöchte. Es ist ein feiner, bedeutender  
Geist, der uns in diesem Werkchen  
unter einem fremden, jedenfalls selbst-  
gewählten Namen entgegentritt, ein  
Geist, der auch sein Herz nirgends  
verläugnet, aus dem überall die Liebe  
zu den Menschen spricht. Reichersfahnen  
und vielbelesen findet er die besten  
Bege, einbringlich aber auch annu-  
thend zum Leser zu sprechen. Und so  
ist hier ein Drevier für Eheleute ent-  
standen, das hoch über alle ähnlichen  
Schriften emporragt, ein Buch, das  
es versteht, über eine alte Sache viel  
Neues, Anregendes und selbst Ergög-  
liches zu sagen. Wohl ist der Stoff  
nicht erschöpft worden, sind manche  
Eventualitäten in der Ehe unbesprochen  
geblieben, sicherlich mehr aus Discre-  
tion, als aus Versehen; nichtsdesto-  
weniger ist das Werk ein abgerun-  
detes. Eine zweite Auflage desselben  
wird sicherlich einige jetzt vorkommende  
Wiederholungen schlichten und vielleicht  
die präcisere Eintheilung oder Zu-  
sammenziehung einzelner Capitel be-  
sorgen — dann aber haben wir eine  
Leistung, die zu den allerbesten unserer  
Haus- und Familienbücher gezählt  
werden darf.

## Aesthetischer Austriacismus.

Von Heinrich Heë.

Ich sitze am Ufer der trüben Kulpa — am Ufer quaden Frösche, wüßes Geschrei hallt durch die übelriechenden Gassen. Im Osten kommt der große Mond herauf und glitzert in Sumpflachen wider.

In solchen Augenblicken geschieht es, daß Gegensätze an unsere Sinne herantreten und Erinnerungen hervorgerufen, die mit den uns umgebenden Erscheinungen nichts gemein haben. Das ereignet sich jetzt bei mir. Ich komme mir vor, als stände ich in der Dunkelkammer eines Photographen und hätte die Eisenlösung in der Hand, die er über das Collobium der silbergebäderten Glasplatte hinschüttet, um „hervorzurufen“. Es begibt sich alsbald das nämliche Wunder: Aus farbloser Schicht hellt es sich heraus und die Gestalten stürzen Einem entgegen.

Es ist nicht mehr das schlammige Wasser, das der Saue entgegeneilt, sondern salzhaltiger Strand, bedeckt mit Schaum und hohen Felsblöcken. Nicht Frösche und Croaten, sondern die Wogen singen ihr Lied und Tannen rauschen ihnen entgegen. Sonderbar — draußen im hellen Glanz rüben rothmüßige, halbnachte Fischer, es sieht aus, als ob ein Strand da vor uns läge, wie ihn die französischen Maler des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts conterfeyten, ein Strand, wie dort, wo die Palmenzweige für Rom gesammelt werden oder Arethusas Quelle fließt.

Aber der nordisch grüne Rasen, die Fichten und Tannen, das Buchengeäst?

Noch einen Becher voll der Lösung über die klebrig träge Platte und

siehe! es erscheinen hinter den Tannen Lorbeerbäume so hoch wie diese — so hoch, wie sie von uns nie gesehen worden sind — laurus nobilis, Baum und Baum, ein glänzendes Blatt am andern über tiefem Schatten, in dem Bäche zum Meere rinnen, allgegenwärtig im Sonnenbrand der Hauch vom Baum des begeisternden Gottes — ein endloser Lorbeerwald, hochschäftig und dunkel. Es ist so viel Lorbeer da, um sämmtlichen Poeten unserer goldschneidigen Weihnachts-Literatur damit die Schläfe zu umwinden — wenn dieselben nicht, was sie schier alle miteinander zu thun sich gezwungen sehen, es vorzögen, ihre Lorbeern zu essen. Es ist eine Uferlandschaft, wie sie Eichendorff ahnte, als er bei Lampe und Thee seine Bücher schrieb, die so überspannt sind, wie seine nordischen Landsleute, wenn sie sich aus Schreibstube und Kaserne, aus Pflicht und Amt, durch Dachluden empor dichten.

Jetzt erkenne ich Abbazia's Ufer, den österreichischen Lorbeerstrand. Draußen dämmert das liebergefeierte Kerf, Beglia, dem Fluthen schwarzen Weines entquellen und dort, hinter grauen Felsen, mündet der kurzlebige, krysthelle Karst-Ström, zu dem die „weißen Pümanerinnen“ des slavischen Gesanges mit großen Krügen gehen, sein Wasser zu schöpfen. Und zwischen den Blöcken, im Schatten der Tannen und Lorbeern, stehen die fernern Freunde — ach, wären ihre Augen und Neben hier, ich würde nicht die fieberige Mondnacht mir mit Schreiben kürzen.

Ihre Neben! Sie werden mir mit einem Male so deutlich, wie das wache

Traumbild des Strandes. Das eine Mal saßen wir in kühler Stube der Oneria Tomafitsch, das andere Mal auf dem Felsen vor dem einsamen Hause Preluka, das dem reichen Aheber Giovanni Minat gehört und schauten in die weisknäbnigen Wellen, auf die Kofse des Poseidon, die Cavalloni, hinaus und sprachen vom herrlichen Desterreich, dessen See uns hier die Wärme Joniens entgegenhaucht und dessen Berge uns vor dem Winter des Nordens bewahren.

Nichts wäre leichter, als den Inhalt unserer Reden in Gesprächsform wiederzugeben, so, wie man in der Popszeit und noch später, klassischen Vorgängern folgend, über Wahrheit und Tugend, über das Schöne und Häßliche, Leute mit gewählten vollständigen Vornamen bauchrednerisches Spiel treiben ließ, indem man den Text des eigenen Vortrages dadurch unterbrach, daß man immer nach einigen Sätzen wieder einer andern Marionette das Wort gab — ungefähr so, wie es neulich du Prel, dem Verfasser des „Kampf um's Dasein am Himmel“, geschah, dem ein Roman-Fabrikant sechzig Seiten seines Buches nachdruckte, daraus aber ein „Gespräch“ machte, in welchem der Fürst“, der „Graf“, der „Herzog“ u. s. w. sich „sritten“, obwohl es immer der eine zusammenhängende Text war, welcher sprach. Ich lasse also den Dialog und gegenwärtige mir unsere Reden.

Es kann zugestanden werden, daß wir, was in unseren Kreisen nicht allzuhäufig geschieht, zuerst kannegießerten. Ein Preußenfresser hatte gesagt, daß Fürst Bismarck seine Hölle und so weiter nur deshalb durchsetzen wolle, um die Nachbarn, insbesondere Frankreich, so lange zu reizen, bis ein Kriegsvorwand und damit die Hoffnung auf eine neue Milliarden-Beute und die gänzliche Beseitigung der Nachwehen von 1789 heraus geschunden wäre. La belle France... er schilberte sie uns von sengenden Pom-

mern durchzogen und mitten in den Trümmern von Paris ein Hofbräuhaus mit Wurfüberresten und Rettigschwänzen.

La belle France... Das gab den Toscin für Alles, was später gesprochen wurde. La belle France ist, so hieß es, eine Bezeichnung, wie sie romanische Völker für anmuthige, fruchtbare und einträgliche Landschaften zu verwenden pflegen. Wenn ihr an einem Grunde hingehet, an dem die Halme dicht stehen oder über dem die Trauben in mächtiger Fülle heranreifen und den tief gebogene Fruchtäste beschatten, so wird der Romane in die Hände klatschen und sagen: Oh, que c'est beau, tout cela! oder per bacca, che bellezza! Aber das hat ja mit unserer Auffassung von landschaftlicher Schönheit nichts zu thun. Ich nehme die wilde Küste der Bretonen, manche Thalschlucht zwischen den Kratern der Auvergne und die Höhe der Alpen oder Pyrenäen aus. Die von unseren schwäbischen Balladenbüchern gefeierten Auen der Provence sind langweilig und die Ufer der Durance, „an denen der Minnesang entsprossen“, sind abscheuliche Steinfelder, zwischen denen entweder ein armeliges Wasser sickers, oder wo schlammige, verheerende Hochfluth von den kahl abgeschlagenen Hängen des Gebirges Kunde gibt.

Schön ist Desterreich. Hier gilt es zu sagen, was der langweilige Lateiner vom leichtsinnigen und schönen Alkibiades behauptete: In eo natura quid efficere possit videtur experta. Welche Gelegenheit zu dichterischem Donibast gäbe selbst ein trockener Syllabus seiner Herrlichkeiten von den heißen Fjords im Süden bis zu den schwermüthig, den Himmel anschauenden Meeräugen der hohen Tatra! Aber das ist ja bekannt. Mir fällt etwas Anderes ein. Als Sophokles das attische Land pries, fing er damit an, die herrliche Flur von Kolonos zu loben, ihre schattigen Bäume und Nachtigallen. Zum Preise Desterreichs aber



könnten wir immerhin Aehnliches beifügen, was der Dichter seiner Heimat noch hätte nachsagen können.

Wer wollte es leugnen, daß der Vielgestaltigkeit Oesterreichs zu allen nächst mächtigste Wirksamkeit in Bezug auf die Nahrung der Mutter alles künstlerischen Schaffens, der Einbildungskraft, zuerkannt werden müsse. Dieß ist die eine natürliche Gabe. Die andere darf aber nicht unverschwiegen bleiben, wenngleich Viele von ihr nichts wissen, sie ableugnen oder beklagen wollen. Es ist dies die angestrichelichte Durchmischung deutschen Blutes mit dem Blute von Racen, die wenig lernen und wenig Schullust einathmen. Es braucht nicht untersucht zu werden, ob Mischvölker lebhafter sind, als einheitliche Racen — bleiben wir bei der Thatsache stehen, daß dem österrichischen Wesen in Vergleichung mit dem deutschen Wesen Splendrian und Schlamperei anklebt, daß aber die Menschen zwischen dem Böhmerwald und der Adria im Allgemeinen rascher und sinnlicher empfinden und denken und leichtblütiger handeln, als ihre gesetzteren Nachbarn.

Da ich bei den Anforderungen und Bedürfnissen ästhetischen Schaffens stehen bleibe, so kümmere ich mich nicht um die klugen Gegenrufe der Utilitarier oder Machtpözen.

In angesehenen Blättern ließt man Aufsätze wie: „Das deutsche Reich und die Kunst“, oder ähnliche, und es hat nicht an Propheten gefehlt, welche sich aus den Folgen der Schwäche des Grafen Moltke und der Ueberlegenheit des Kriegsheeres einen „Aufschwung“ in idealer Richtung erwarteten. Wir wissen, wie es damit geworden ist. Langweiliger, goldgieriger, positiver, farbigem Schein abgewandter war das deutsche Volk nie als heute. In Wahrheit haben Machtentfaltung und Regung nach jenen Gebieten hin, in welchen Dschemschids Weltenspiegel glänzt, gar nichts miteinander zu schaffen. Man ist geschäfts-

ernst, nüchtern, hat eine gute Verwaltung, geht ohne zu murren jeglicher Abrihtung entgegen, glaubt, daß Goethe als Soldat ein größerer Dichter geworden wäre — hat ein in Dressur und eisernem Gehorsam unbefiegbares Heer, kauft lieber „Sect“ als Bücher, ließt in wohlfeilen Wochenchriften die albernsten und langweiligsten Romane, welche die Geschichte der Welt-Literatur (?) kennt, bezahlt die Leistungen seiner Schriftsteller meterweise, hält alles Individuelle für bizarr und nähert sich jenem Staatsgedanken, der unter niedrigen Wesen die Ameisenhaufen und Honigwaben geschaffen hat: aber man entfernt sich von den Voraussetzungen künstlerischer That. Man kann nicht zwei Gebietern dienen. Die Seelentunde lehrt, daß Licht und Schatten auch in den Grundeigenschaften der Menschen sich wechselseitig herausfordern und der große Dichter legte in den Tagen der größten Armuth und Ohnmacht des deutschen Vaterlandes seinem Teufel die Worte in den Mund, daß er selber solchen Herren kennen lernen möchte, der des Italieners feurig Blut, des Nordens Dankbarkeit u. s. w. in sich vereinigte.

Dem deutschen Volk ist sein Idealismus, wenn ihm solcher innewohnte, geschwunden, und diese Gestaltung seiner Anlage durch die neueste Geschichte viel mehr weiter entwickelt worden, als es irgend Jemand erwartet hätte. Seinen tüchtigen Eigenschaften fehlt — immer die ästhetischen Aufgaben der Nation im Auge behalten — jene flüssige und flüchtige Beigabe, deren Wesen nur empfunden, nicht geschilbert wird.

Den Oesterreichern ist die Gunft des schönsten Landes der Erde und der wirksamen Regierung ihres Gehaltes an Metall geworden. Der spiritus-versekte süßliche Trank nordischen „Anempfindens“ ist ihnen gleich zuwider, wie die steife Temperamentlosigkeit, die allenthalben mit Tugend verwech-

selt wird. Dort Milch, Dünnbier, Alkohol — hier Wein. Unsere lieben Nachbarn und Stammesgenossen wird in einem Athem vielleicht Gelegenheit geboten, vor mancher unserer hemdärmeligen Sentenzen zurückzuschauen, alsbald aber zu bemerken, daß, so wie die Einbildungskraft zum Vorwärtsschreiten angeregt wird, ihr bedächtiger Fuß zurückbleibt.

Der Tannenwald im Park von Abbazia und der ihn umbrängende Lorbeer- und Oleander-Gain waren uns damals Sinnbilder dessen, was wir von der österreichischen Literatur erwarten. Schon der Begriff derselben flößt in Deutschland auf Kopfschütteln. Man glaubt dort an Deutsche, Magyaren, Tschechen u. s. w., die innerhalb der Umpfählung Oesterreichs singen und sagen, vermag sich aber nicht vorzustellen, daß dem schwarzgelben Vaterlande die Bodenkraft innewohne, ein eigenes, in gemeinsamen Merkmalen erkennliches Schriftenthum zur Blüthe zu bringen.

Gleichwohl sind die Bedingungen und Triebe vorhanden. Wir müssen an eine österreichische Literatur glauben, wenn wir Werke haben entstehen sehen, die nur unter den Voraussetzungen des Daseins einer solchen Natur sowohl als eines solchen Gemeinwesens denkbar sind. Unter solche rechne ich die Romane von Alfred Meißner, Moriz Jokai und Theodor Schiff, die Schöpfungen Saar's und Stifter's. Unsere norddeutschen Nachbarn helfen sich freilich mit ihrer, meist von Buchhändler-Commis oder armen Literaten, denen man die zu recensirenden Bücher centnerweise in's Haus trägt, geschriebener Kritik federleicht über so manches Werk hinweg, welches im Lande der Phäaken geschrieben wurde. Saar's wundervolle Novelle „Die Steinklopfer“, die auf dem Semmering spielt und in der mehr dichterische Kraft steckt, als in sämtlichen Zeitchriften-Geschichten, die ich je gesehen habe, fand ich in einer Leipziger Kritik

„als ganz niedlichen Reisebegleiter während einer Semmering-Fahrt“ abgethan. Theodor Schiff, dessen eben erschienener Roman „Ritter vom Geld“ bereits zwanzigmal übersezt worden wäre, wenn ihn ein Engländer geschrieben hätte, kennt man rundweg nicht — jedenfalls läßt man eine solche Arbeit liegen, um Herrn Freitag's staubiges Antiquariat zu besuchen. Den Adalbert Stifter, in dessen Bücher das märchenhafte Land der Libussa, die sonnige Pusta, der tiefbunkle Bergsee hineinschauen — in denen die ganze lebendige Welt des herrlichen Oesterreich lebt, den verstehen sie gar nicht und werden ihn nie verstehen, weil der Leser selbst mit Einbildungskraft begnadigt sein muß, um sinnend vor der Fülle von Poesie zu verweilen. Weiterer Beispiele gibt es eine Menge.

Wir kümmernten uns nichts um Politik und gefielen uns keineswegs darin, zu untersuchen, ob der Kaiserstaat eine europäische Nothwendigkeit sei. Vom ästhetischen Standpunkte aus war und ist er zuversichtlich eine solche. In ihm wird dem Deutschen, durch das lockere Staatsgefüge abgedämmt gegen gefinnungstüchtige Proprietät und phantastische Strammheit, ein freier und gestaltungsreicherer Blick geboten, als im Reiche draußen. Der alte Spruch Umland's, daß er in der Rede des Oesterreichers das Rauschen der Adria höre, kann durch die österreichische Literatur zur Wahrheit werden. Schon hat man, selbst in den Kreisen der Macht, hier und dort diesen Gedanken aufgegriffen — daß es zumeist ungeschickt geschah, ist Schuld der Personen, ändert aber nichts am Zwang und an der Wucht der Dinge.

Vor achtzig Jahren dichtete Schiller eines seiner wunderbarsten Lieder. Es heißt: „An die Künstler“. Acht Decennien später ereignete es sich, daß der Leiter der ersten Kunstschule Deutschlands, selbst ein gefeierter Maler, niemals von denen, welchen „die

Würde der Menschheit in die Hand gegeben ist“, mehr umworben und mit gekrümmtem Rücken besucht wurde, als unmittelbar nach einer Angeberei, durch welche sein Name unliebsam in Zeitungen umhergeschleift, von oben herab mit gesteigerter Huld begnadigt wurde. Solche Verwüstung ist durch Triumph und Sieg in die ideale Welt des deutschen Volkes gekommen.

Vergleichen hat es in Oesterreich nie gegeben und hunderterlei Dinge, die mit dem Wesen des Staates zusammenhängen, werden solche Möglichkeit verhindern. Es ist Oesterreichs Beruf, eine Großmacht zu sein, ohne der selbsteigenen Entwicklung des Individuums Opfer aufzuerlegen und Schranken anzuhun, durch welche zwar unüberwindliche Heeresmassen geschaffen, aber das Einförmige, Heerdenhafte und Schablonengemähe unter den Menschen befördert wird. Ein Sinnbild solcher Entwicklung im Großen ist die freie Bewegung der Völker selbst, die vielsprachig und vielartig gleichwohl alle neben und durcheinander leben, leben müssen und wollen.

Solches wurde am brausenden Quarnero gesprochen, über welchen die sagenhafte Utscha hereinschaut, Striens Monte Maggiore, über dem alten „Mitterburg“ aufragend. Wer auf ihr steht, der erblickt die beiden Meere, das weiße Alpengebirge, in dem die stürzenden Wasser donnern, die Berge, in welchen noch jene Bajwaren haufen, welche das Oesterreich geschaffen haben — es erscheint die alte Königin der Meere selbst und der wunderfame Karst, über welchen der Dampfwagen rasch zur Kaiserstadt gegen Norden sauft. Im Osten steht der Aet, bewohnt von Nehen und Wilas — er schaut mit in's Land Bosnien hinüber. Im Süden ragt das, was von dalmatischem Kaltgebirg die See nicht völlig überwallt, mit seinen Spitzen als Inselwelt aus der Fluth. Im Norden stehen die Wälle, über ihnen Gipfel der Tauern, die auf der andern

Seite gegen die Donau abblicken, der sie die eisigen Flüsse zusenden. Auch dort lagerten die wilden Myrthen, aus dem Kund holten die Augen sich Silber und das Ohr mochte sich da oben, im Gewoge hoher Lüfte, gerne bethören lassen und dort, von den Bergen her, die Zither, aus den blauen Rändern des Ostens die Guzla und von dort drüben über die herrliche Wüste des Karst die Fiedel der Zigeuner aus pannonischem Tieflande vernehmen.

Die Landschaft und die Blutmischung werden stets eigenartiges Kunstschaffen in Oesterreich bedingen. Lassen wir die Beweggründe der Heimatliebe aus dem Spiel — so ist es überdies noch ein Zug anderer Art, mit dem uns die farbige Pracht des Reiches lockt. Nicht nur das weite Leben, das sich von den Urwäldern Siebenbürgens bis hier, zur überschäumten Felsklippe und zu den alten Tempeln der Cäsaren her, aufrollt, sondern auch das tief innerlich Phantastische, das von der kindlich heiteren Zauberwelt eines Raimund, bis zu den bömonisch anwidernden Gestalten eines Schiff im Gestaltungsvermögen dieses Volkes webt, das Phantastische vom Walzer der Kaiserstadt bis zum Gejauchze der Sennhütte, ja, endlich geradezu das Phantastische, Seltsame, Unwahrscheinliche des Staates selbst — desgleichen es niemals einen in aller Welt gegeben hat.

Wir zweifeln nicht, daß dieser Zug in seiner Wesenheit mit jenem gleichartig sei, von dem sich vor sechzig Jahren die Romantiker bewegen ließen, indem sie sich in dämmerigen Schatten des Katholicismus begaben. Gegenstände, Veranlassungen sind völlig verschieden — gleichwohl ist es das Nämliche.

Wie im Hausrath, in der Weise des Lebens der Deutsche den Luxus aus Temperament und Berechnung meidet, der Oesterreicher ihn liebt, so gefallen Denjenigen, die ich mit mir in Uebereinstimmung weiß, während

ich hier in einsamer Mondnacht das Empfundene schreibe, die vielfachen Ausstattungen Oesterreichs, die ebenso Luxus sind, als Bilder in einer Kirche, wie es die kahlen Wände der Puritaner beweisen. Wir begehren damit eine Sünde gegen den heiligen Geist des modernen Staatsbegriffes, wenn nicht am Ende gar der Freiheit selber, jedenfalls gegen die vom Heiligen entbundene Freigeisterei. Wir haben ihr einst gehuldigt, finden aber jetzt, daß Einmischung von Romantik, sollte sie auch etwas mit Weihrauch versetzt sein, dem Volksbewußtsein, welches die Lehren der letzten zwei Jahrzehente hinter sich hat, nichts schadet. Romantik ist ein arg zerschundenes Wort. Man kann es nicht erklären, es wird nur entstellt und gemißbraucht. Gewiß ist, daß es ohne Romantik kein volles Leben gibt.

Ich glaube schließlich, Folgendes ist in seelischer Bedeutung einerlei: Wir lieben mehr die Fliegenden Blätter (denn die Bajawaren, deren Zunge wir reden und welche die Ostmark aus einer slavischen zu einer deutschen gemacht haben, gehören ja zu unserem Typus) als den „Klabberadatsch.“ Wir lieben mehr den heiteren Abglanz des Lebens, als das Herumdeuteln an demselben. Wir lieben mehr die Ungebundenheit des Schaffens als die Heranzucht zum Staatszweck. Uns gefällt es zwischen Riesengebirg und Adria besser als zwischen Riesengebirg und Wesermündung. Damit ist Geschmack und Liebe geubet — und nun, erlösche, o Lampe, und lasse den Mond einsam leuchten zu mir herein und auf die Stromwellen, welche des Kaisers Flagge zum fernen Pontus tragen.

## Weltlauf.

Im Juni ging ein Knabe hin  
So durch den grünen Klee,  
Da sah er eine Mähderin,  
Da sah er eine Mähderin —  
So schön wie keine je!

Die Sichel hielt sie träumerisch,  
Und über's Aug' die Hand.  
Da warf der Knab' ein Küßlein frisch,  
Da warf der Knab' ein Küßlein frisch —  
Als er schon ferne stand!

Die Sichel hob die Mähderin  
Bis an den blanken Hals;  
„So thät,“ war der Geberde Sinn,  
„Ich Dir!“ war der Geberde Sinn —  
„O Knabe, allenfalls!“ — — —

— Als reif das Korn im Herbst war,  
Im Fasse gohr der Most,  
War Knab' und Mägdelein ein Paar —  
Da waren Maid und Knab' ein Paar —  
Die Sichel war voll Most!

Alfred Friedmann.

## Kleine Laube.

### Der versteigerte Schneider.

Eine Erinnerung aus dem Handwerkerleben  
von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Am Vorabende des Jacobitages gingen wir — der Schweizer Hans und ich — über die Felber, um die Einzelheiten der morgigen Versteigerung noch einmal zu besprechen und festzustellen. Ich hatte schon Leute dazu gewonnen und gab der Hoffnung Ausdruck, daß wir eine recht schöne Gesellschaft haben würden.

„Werden die Schönen sich einstelle?“ fragte der Schweizer.

„Alle kommen. Viele nehmen es gar für Ernst. Ich habe gehört, daß die Schleiferbirn seit gestern ihre Kuh mitfammt dem Kalb zum Verkauf anbietet. Wie die ihre Vieher anbringt, nachher — Hans — nachher geht sie weit mit, nachher bleibt sie obenauf.“

„Die Schliiferbirn wäre das größt' Unglück noch nicht,“ meinte er.

Auch erinnere ich mich, daß an demselben Tage ein Weib fragen kam, ob verheiratete Frauen auch mitlizitieren dürften.

„Warum nicht,“ beschied der Schweizer, „wenn ihnen ihre Männer das Geld dazu gent!“

„Der Meine,“ sagte sie dann, „der ist halt gar so viel zuwider auf mich. Ist sonst ein guter Lapp, aber wenn ihm was über die Leber kommt, so laßt er an mir seinen Aerger und Zorn aus.“

„Lieb's Wible,“ versetzte mein Hans, „ist recht schön von Euch, daß Ihr

Eurem Mann lauter Gutes nachsäget. Aber, müßent Ihr wisse: Wenn der Chemann einmal zerfahre heimkommt und er will sein bitteres Herzli usgießen, vor wem soll er's denn thua, wenn sein treues Häkfli nit sagt: gieß' nur her, wenn Dir nachher leichter ischt — mag's willig ertraga? Bei gutem Humor ischt der Mann überall gern gseha, aber wenn's weh thut da drina und trüb ischt und kalt ischt, da brauchet er das gutherzig Frauli.“

Sie ging und ließ sich nicht mehr blicken; vielleicht hat sie die Rede des Schweizers bedacht.

Als wir an demselben Abende gegen den Wald hin kamen, blieb der Hans stehen und drückte mit dem Daumen aus einer Kornähre mehrere Körner, die davonspritzten.

„Den Buer, dem dieses Kornfeld angeht, söllt ma ein Bißele auf ema Bod spanna,“ sagte der Hans.

„Warum?“

„Ist die heilig' Gottesgab' schon zutig bis zum Abfalla und der Strolch thut nicht ein Fingerspißle berglicha, als ob er es einmal wöllt schnida.“

„Ja, das ist anders,“ belehrte ich den Gesellen, „dieses Kornäckerlein gehört der armen Lehmbacherin, die dort unter den Bäumen ihr Häuschen hat. Der ist vor etlich Monaten ihr Mann verstorben und seither kränkelt sie selber und kann ihr Korn nicht schneiden.“

Nach diesem Bescheide kam der Mund des großen Schweizers ganz nahe

an mein Dhr: „Was gilt's Jung', wir  
zwei stelle heut noch was an?“

Wieso er das meine?

„Mir schnidend der armen Witib  
hüt Nacht 's Korn!“

„Wir zwei Schneider?“

— schnidend ihr 's Korn und ver-  
ratha's nicht. Wird ein Späßli si, morga  
Früh, wenn sie auffchaut und sieht ihr  
Korn in Schöberla steha.“

Allein, das Kornfeld war nicht all-  
zullein und es gehörten für eine Nacht  
wohl vier oder fünf Schnitter dazu.  
Der Mond versprach zu leuchten, er  
rechte fein weißes Gesichtlein schon über  
die Berge herauf. Der Gehilfen wegen  
sprach der Hans im großen Wandegg-  
hofe vor. Der Wandegghofer saß eben  
bei seinem Jausenkrug, schnitt sich Weiß-  
brot dazu und suchtelte, indem er sprach,  
mit dem Messer hin und her. „Was  
das wieder für Narrheiten sind,“ sagte  
er, „könnte mir nicht einfallen. Habe  
selber noch viel Getreide auf dem Feld  
und brauch' meine Leut' morgen Früh  
wieder ausgerasteter Weiß'. Gaulen ohne-  
hin viel nächtig herum in der Nachbar-  
schaft — ginge die Dummheit mit  
Eurem Kornschneiden jußt noch ab.“

„Der arme Witfrau z' Lieb wollt'  
ich's doch vermeina, daß der reich'  
Wandegghofer —“

„Das käme mir gerade recht auf,“  
eiferte der Großbauer, „daß man den  
Schlußdern bei der Nacht die Feldfrucht  
heimse! Und sie selber thäten liegen  
auf der faulen Haut und sich des Mor-  
gens in die Faust lachen, wenn die  
Arbeit gethan wäre. Müssen Andere  
auch hart arbeiten, wenn sie was haben  
wollen. Wer schneidet denn mir die  
sieben großen Felber, die in der Reife  
stehen —“

„Wohl wahr, wohl wahr,“ sagte  
mein Schneider sanftmüthig, „wöllt's  
der Wandegghofer nur bedenka: Das  
Wible ischt krank.“

„Hab' ihr genug geschenkt!“ rief  
der Bauer, „mit Händen und Füßen  
laufft alles Bettelvolk zu mir zusammen.  
Kurzum, ich geb' nichts und ich thu'

nichts. Schneid' Er selber das Korn,  
braucht's nicht nächtig Weil, wie zu  
einem Schelmenstück und —“

„Schon gut, schon gut, Wandegg-  
hofer,“ unterbrach ihn der Hans, „krieg  
ich fei Schnitter, so bedanke ich mich  
für de guta Rath.“

Wir gingen davon. „Das ischt auch  
Einer, der da drinna,“ der Hans klopfte  
sich auf das Brustblatt der Herzgegend,  
„ema Geldsack hänga hat!“

Zehn Minuten vom Hause begeg-  
nete uns der junge Janter-Michel. Den  
ging ich gleich an, ob er uns in dieser  
Nacht helfen wolle, der Lehmbacherin  
das Korn zu schneiden.

Der Michel zog mich etliche Schritte  
bei Seite, daß es der Hans nicht sollte  
hören können, was er mir vertrauen  
wollte. Und hierauf gestand er, daß er  
den Spaß gerne mitmachen möchte,  
schade nur, daß er sich für diese Nacht  
schon versprochen hätte.

„Kann mir's denka,“ sagte hernach  
mein Schweizer, „was Der Dir hat  
in's Dhr geblasa: Der hat Säezeit  
jezund und ischt zum Ernte nicht zu haba.“

Noch wollten wir zu einem andern  
Bauer gehen, da begegnete uns auf  
der Straße ein Kobelwagen, der von  
zwei Maulthierern dahergezogen wurde.  
Mein Schweizer rief durch ein Loch der  
sackartig aufgespannten Plache hinein:  
„Können Sie Kornschnida?“

Da wurde es drinnen lebendig.  
Zuerst kroch ein junger Mann hervor,  
dann ein alter, dann guckte ein Weib  
heraus und im Gezele wimmelte es  
von Kindern. Die Männer erboten sich;  
Kornschneiden, das könnten sie. Der  
Hans war in Freuden und versprach  
eine Maß Wein zu zahlen — ob nach-  
her, ob im vorhinein — je nach Wunsch.  
Er rieb sich die Hände: „Das gibt  
ein Späßle, das gibt ein Späßle!“ —  
Ich trieb Sichel auf. Der Hans  
sah noch eine alte Kräutlerin: „Wenn  
Sie Korn schnida hilft, so kann Sie  
morga mitlizitire!“

So waren wir — eine wunderliche  
Rotte mit glitzernden Messern — ver-

sammelt im Walde, zunächst am Lehmbacherhäuschen und erwarteten den Einbruch der Dunkelheit.

Als es auf dem Haussteiner Kirchturme unten zehn schlug, verlosch im Häuschen der Witwe der Fensterschein; bald darauf gingen wir still an unser Geschäft. Die Sichel schimmerten im Mondescheine, aber sie rauschten viel zu sehr, sie rauschten weit lebhafter, als am hellen Tage.

Ich — der ich auf meines Vaters Hofe das Kornschneiden regelrecht gelernt hatte — stellte mich auf Anordnung des Schweizers voran. Hernach kam der alte Mann aus dem Kobelwagen, hierauf folgte die Kräutlerin, nach dieser stand der junge Mann aus dem Kobelwagen und endlich war der Hans.

Der Hans ging uns scharf auf die Fersen und er war es auch, der die tiefsten Einschnitte machte und die größten Garben band. Dabei flüsterte er fortwährend: „Nur voran, Leutle und keinen Lärm mache!“

Da that die Kräutlerin plötzlich einen Schrei, der drei- und vierfach im Walde wiederhallte.

„Ihr Leut, was ist denn das!“ rief sie, „da ist was aus dem Korn gesprungen — ein wildes Thier und just auf die Hand her! eiskalt über und über — Jesses, Jesses, da ist es schon wieder!“ Und sie sprang und tänzelte wie toll auf den Halmen herum.

„Geh' mach' keine G'schichta net!“ brummte der Hans, „von wegen ema Frösche da! Wenn das Hupferle sich vor Dir erschreckt, so mag ich's eher glauba.“

Nach diesem Auftritte kauerten wir eine Weile am Korn und regten uns nicht. Erst als wir uns überzeugt hatten, daß unten im Lehmbacherhäuschen und weiter hin in den Höfen Alles ruhig blieb, begannen wir wieder zu sicheln. — Die Heimchen wisperten, die Halme waren thauig.

„Was das für a fröhlich's Schnida ischt in der kühle Nacht!“ sagte der Schweizer ermunternd, als er merkte,

wie an unsern Helfern Lust und Muth zu erlahmen begannen. Als es zwölf Uhr schlug, gab er das Zeichen zur Raft. Wir setzten uns auf die Garben und trockneten den Schweiß an unseren Häuptern. Drüben im Steghofe schlug der Haushund an.

„Es scheint, dort drüben schläft nicht Alles, was liegt,“ bemerkte der Alte aus dem Kobelwagen. Ueber den Himmel strich dort und da eine Sternschnuppe.

„Die Engel thue Steinle werfa,“ sagte der Hans, „und mir werde jetzt wieder Korn schnida.“

Damit ging die Arbeit von Neuem an. Allzufrüh sah es auf den Stoppeln nicht aus, doch der Hans sammelte während des Schneidens und Bindens unablässig die verstreuten Halme und steckte sie in die Garben. Er war der Emsige und Unermüdlige und Eifrige und Alles des „Spaß'swega, wenn die Witib morga uffschaut und meint, das ganze Korn wär' ihr g'stohla.“

Um drei Uhr waren wir fertig und die Garben standen in einer Reihe von Schöberchen, hübsch geschichtet zum Trocknen und wohlgeborgen gegen Regen.

Die Gehilfen entlohnte der Hans nach seiner Weise, sie sollten sich beim Haussteinerwirth einfinden zum Weine und im Uebrigen glaube er, der gute Gott würde das, was er im Schweizerlande thue, auch in Steiermark nicht lassen, es wäre ja sein Geschäft, gute Werke zu belohnen. Und ein solches wäre dieses Kornschneiden wohl gewesen, was aber seinen — des Schweizer Hans — Theil an Lohn betreffe, so verzichtete er darauf zu Gunsten der vier Gehilfen, ihm selber sei es nur um „das Späßle“ zu thun gewesen. „Aber fein schweiga!“ schärfte er noch Jedem ein, „der Witib ihr Seliger ischt mit eme Schock Engele dagewe — was solle mer weiter noch reda!“

Als wir beide unserer Wohnung zugehen, stand schon das Morgenroth am Himmel. Wir mochten ein wenig verschlafen dreinlugen und ich gab dem Hans mei-

ner Besorgniß Ausdruck, daß sein schläferiges Aussehen der Versteigerung nicht zum Vortheile sein dürfte.

„O Herrgöttle von Mannheim!“ schrie der stämmige Bursche jetzt auf, „hüt werda mer ja versteigerat!“

Der Schelm hatte darauf vergessen.

Das Erste, was er jetzt that, war, daß er sich im Kaltbade, der auch zur Sommerszeit bisweilen über Nacht seine Eiszapfen spann, das Gesicht wusch. Wer kennt die Wirkung des frischen Wassers nicht! Jetzt war er roth und frisch und schaute so munter in die Welt, daß ich ausrief: „Hans, und wenn's ihre Seelen gilt, sie überbieten sich zu todt um Dich, Du prächtiger Hans!“

„Du dummer Duab!“ —

Drei Stunden später machten wir uns zur Kirche auf. Der Hans sah aus wie ein Bräutigam.

„Fünf Groscha zum Erschta!“ rief er lustig in den Tag hinaus. Da stand an der Thür auf einmal die Lehmbäckerin. Sie war noch jung und fein, sie war sonst blaß und abgehärmt, weil man ihr ja den Gatten begraben hatte; aber jetzt waren ihre Wangen fast roth wie zwei reife Aepfel und aus ihren Augen sprang ein ganz merkwürdiges Feuer, als sie uns beide anfaßte, mich mit der linken, den Hans mit der rechten Hand und die Worte sagte: „Ihr kommt am Besten draus, wenn Ihr's ganz offen gesteht!“

„Was sölle mer denn gstoß in Gotts Morgenfrüh, kaum Einer die Neugla ufmachet!“

„Na, na, Ihr habt Eure Neuglein heut lang schon offen,“ sprach das Weib lebhaft, „Schneider, Ihr habt mir in dieser Nacht mein Korn geschnitten!“

„Kunt mir nit infalla! In der Nacht Korn schnida! Nit im Traum, nit einmal denka!“ So rief der Hans unwirsch und wie er jetzt einen Blick auf sie warf, da trat er fast erschrocken einen Schritt bei Seite und murmelte: „Boß dußig, ischt Die noch so jung!“

„Ich kann mir's nicht deuten,“ sagte die Witwe, „soll ich Euch schelten ober soll

ich mich bedanken, ich weiß nicht, wie es gemeint ist. Ich bin kränklich und hätte die Frucht noch lange nicht vom Stoppel gebracht. Und heute, wie ich zum Fenster hinausschau, erschrecke ich hell, da kommt schon die Müllnerin daher und schreit mir's zu, wer es gethan hätt'. Gleich bin ich auf und davon und weiß ich selber nicht, wie leicht ich da bin hergekommen. Schneider, Ihr seid verrathen. Es dank' Euch zu tausendmal Gott, ich kann es nicht!“ Sie schluchzte in ihr Wortuch hinein und setzte sich erschöpft auf die Thürschnelle.

Der Hans zupfte mich am Ärmel, daß ich mit ihm hinter die Bodenstiege komme. „Du Bürschli,“ sagte er dort, „mach' mir de Gefalla, gang in's Wirthshaus: sie söllet sich selber nach ema Späppla umthua, versteigera laß' i mi nöth.“

Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet und weil die Stube schon besetzt war mit lustigen Burschen und Dirndl'n, so wollte ich den Spaß auf eigene Rechnung üben. — Für den Lehrjung' fünf Groschen zum Ersten! — Wer gibt mehr? —

Keine Einzige bot und so bin ich mir selber geblieben.

Anders der Schweizer Hans. Der hat an jenem Jacobitage die junge Witwe bis an ihr Häuschen begleitet. Vor der Thür wollte er umkehren; sie aber meinte, er hätte sich nach solcher Nacht wohl ein Morgensüpplein verdient.

Wir haben es noch an demselbigen Tage gesagt: „Dieses Kornschneiden führt zu einer Heirat.“

Und richtig war's.

Bis zur Hochzeit hat der Schweizer Hans noch bei meinem Meister gearbeitet, dann verkauften sie das Lehmbäckerhäuschen und wanderten dem Schweizerlande zu.

In einem Dörfchen bei Appenzell haben sie ihr kleines Haus mit einer Schneiderwerkstatt und einem Kornfeld. Dort habe ich die Leutchen im Jahre 1870 besucht. Der Hans war noch ganz der alte, nur um ein Erfleckliches



bider. Wir wurden heiter und wehmüthig in der Erinnerung an vergangene Zeiten; aber einen Kleinen Jungen hatte er, den schaukelte er, hob ihn mit beiden Armen hoch in die Lüfte und rief: „Mit so emma Burscha da! Ob's uf der Welt noch ein finer Späßli gibt, will ich fraga!“

### Unter meinen Kindern.

Wenn am Spiele meiner Kleinen  
Meine Blicke froh sich weiden,  
Muß ich süße Thränen weinen,  
Sch' ich meine Jugendfreuden  
Alle wieder neu erscheinen.

Liebl'ich blühen mir mit ihnen  
Dann der Unschuld Lustgefilde,  
Wo noch nicht die Welt, die wilde  
Stört der Träume hold Beginnen,  
Und die Lüfte weh'n so milde.

Wenn dann so im süßen Weinen  
Meine Blicke froh sich weiden  
An dem Spiele meiner Kleinen,  
Sch' ich meine Jugendfreuden  
Alle wieder neu erscheinen.

Secret.

### Allerseelen.

Traumgedanken von Franz Schnürer.

Allerseelen — wer wohl zuerst den Gedanken gefaßt, allen Denen, die uns gestorben, einen gemeinsamen Tag des Erinnerung's zu widmen? „An dem Tage soll man gedenken all' Derer, die uns entrissen worden aus dem irdischen Leben und die uns nahe gestanden durch treue Lieb' und Freundschaft“ — so las ich unlängst in einem alten Evangelien-Buche.

„Die uns nahe gestanden in Lieb' und in Freundschaft“ — die schlichten Worte berühren eigenthümlich. Viel alte, halbvergessene Erinnerungen aus früher Zeit tauchen wieder empor und in dunklen Umrissen erscheinen verschwommene Bilder der ersten Freunde — der Ersten, die uns nahe gestanden „in treuer Lieb'.“

Ich weiß nicht, ob sie noch lebt — für mich ist sie todt; ich glaube,

ich habe sie vor einigen Tagen erst gesehen am Arme eines schmucken Jäger-officiers — für mich aber ist sie todt. Ich kann heute, am Allerseelentage, ihrer gedenken wie einer Verstorbenen; ich kann es ohne Groll und ohne Bitterkeit. Die Wunde, die sie damals meinem jungen, thörichten Herzen geschlagen, sie ist vernarbt. Jahre sind hinweggezogen seit der Zeit, da wir beide Kinder waren, junges, frisches, fröhliches Blut...

Die Geschichte ist eigentlich zu unbedeutend, als daß ich sie erzählen sollte. Es hat sie Jeder einmal erlebt, er braucht nur die Namen zu ändern — und ein Stück aus der Geschichte der Menschen liegt, von Einzelheiten losgelöst, vor ihm. Ich war damals in der Sexta des Gymnasiums — sie war ein vierzenjähriges, schelmisch blickendes Mädchen mit langen braunen Zöpfen; so steht ihr Bild vor mir: sie trug kurze Kleider und eine weiße Schürze mit einem Brustflaß. Das sah so bezaubernd nett aus, daß es nicht anders ging, als daß ich mich in sie verliebte. Noch mehr aber als ihr nettes Wesen zogen mich ihre dunklen Augen an, die so hell funkelten und blitzen und gleich wieder so lieblich und sanft in die meinen schauen konnten, daß ich von nichts wußte, als von ihren beiden Augen und nur immerfort hineinstarrte und über und über roth wurde, als sie sich dann zärtlich zu mir herabbeugte und mich leise frug, ob ich denn wirklich so schlimm sei und allen Mädchen nachlief, wie ihr erzählt worden. Ich glaube, es war schon damals die berechnende Coquette, die so fragte, wußte sie doch, daß ich diesen Vorwurf entrüstet zurückweisen würde und daß ich sagen müsse, daß ich nur Einer nachgelaufen — in Gedanken — den ganzen lieben Tag — und wenn sie dann frug, wer denn diese Eine sei — so war das auch so eigen gefragt, denn sie wußte recht gut, daß ich antworten müsse, das sei ja sie selber...

Es war meine erste Liebe. Man wird vielleicht lächeln, wenn man es

lieft — aber warum sollte denn ein angehender Septimaner, der seinen Ovid und Horaz gelesen, nicht auch lieben können? Ich liebte sie wirklich. Und auch sie sagte mir, daß sie mich lieber habe als alle Andern, lieber als Mama und Papa und als ihre große, neue Puppe.

Dann mußte ich fort, zur Unversität. Wir wechselten Briefe; in der ersten Zeit der Trennung kam täglich ein Schreiben von ihr — dann schrieb sie allwöchentlich — dann in unbestimmten Zeiträumen — dann blieben ihre Briefe ganz aus. Dafür erhielt ich in einem Schreiben eines vertrauten Freundes aus meiner Vaterstadt die Nachricht, daß sie — ihren Namen will ich nicht nennen — während des jüngsten Carnevals sich eng an den jungen Grafen St. angeschlossen; ich hatte dergleichen erwartet. Aber es that mir doch entsetzlich weh, daß es gerade jener so unsäglich flache Kopf sein mußte, der meine Liebe geerbt. — Ein Halbjahr später erfuhr ich dann von einem Landsmanne, der mich besuchte, daß man in bekannten Kreisen allgemein von einer Verlobung des Husaren-Rittmeisters H. mit ihr sprach — auch dies zerschlug sich.

Da kam sie in die Hauptstadt.

Ich hatte sie lange nicht gesehen und laut pochte mir das Herz, da sie zum ersten Male mir wieder auf der Straße entgegentrat; ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen schoß und in der nächsten Secunde zum Herzen zurückströmte, daß ich erblicheite. Ich wollte mich bezwingen und kalt und ruhig scheinend sie ansprechen; aber meine Stimme war klanglos und ich zog stumm meinen Hut. Sie neigte lächelnd ihr lockenumwalltes Haupt.

Sie war noch immer schön. Kameraden, die sie auch früher gekannt, behaupteten, sie wäre sogar noch schöner als früher. Mir aber war es, als glänzte ihr Auge nicht mehr so frei und frisch, als da mein Bild sich brinnen gespiegelt, als sei der junggolbige Morgenthau verschwunden, der auf all' ihrem Wesen hellglitzernd geruht.

Defters sah ich sie nun, und stets grüßten wir uns stumm wie das erste Mal. Da traf ich sie eines Abends am Arme eines ältlichen, behäbigen Herrn von sehr elegantem, fast geziertem Auftreten; ich wollte sie grüßen — sie aber sah mich fremd an und über mich hinweg und lächelte ihrem Begleiter zu. Nun grüße ich sie nicht mehr.

Für mich ist sie todt.

— — — — —  
 Allerseelen — die Leute strömen an meinen Fenstern vorüber, zu Fuße, zu Wagen, ein Meer von Blättern und Blumen wird heute hinausgetragen, die Gräber Derer zu schmücken, die wir geliebt.

Ich habe Niemanden auf dem Gottesacker, ich flechte meine Kränze aus Tagebuchblättern und Erinnerungen und feire Allerseelen.

Es ist heute kein Feiertag wie gestern. Steht denn Allerheiligen höher, als Allerseelen? Gilt ein Heiliger mehr, als eine Seele? Und ist denn die Seele auch etwas Heiliges? Und —

Doch wozu fragen? Es wird ja doch Keiner die Fragen beantworten.

So sitze ich beim Fenster und schaue hinab auf die belebte Straße, wo Wagen an Wagen sich drängt und hunderte geschäftigen Fußes vorüberreilen — sie haben wohl wenig Zeit und schnell thun sie ihre „Andacht“ ab bei den Gräbern, um halb der lästigen Pflicht ledig zu sein, die die Sitte gebietet.

Ich gehe nicht „zu den Gräbern.“ Ich gedenke Derer, „die mir entrisfen worden und die mir nahe gestanden durch treue Lieb“....

### 's gstorbn' Dirndl.

's is Schod um den Mon,  
 Daß er hiazt so weit kummt,  
 s'is Schod um eahm, daß er  
 Si gor so dalumpt.

Was war des für a sporjuma,  
 Fleißiga Bua!  
 So hondsum und einzogn  
 Wia der war, sein f' llaa.

A Dirndl hot er gern ghoßt,  
Des hotn vadorbn.  
Wia so den? So brav war's!  
So mei, 's is 'n gstorbn.

Ka des häts nit thoan suln,  
Des hotn so kränkt,  
Daß er nig mehr, as wir  
Afs gstorbn' Dirndl hot denkt.

D Leut hobn eams guat gmoant,  
Hobn an d'Hond druckt und trößt,  
Hobn an Onderi zuagfirt,  
Hobn an ausglocht af d'Leßt.

„Hobts scha Recht, lochts na zua,  
Ent hots jo nit troffa.  
An Wein her, iss Saggera!  
Heind wird amol gsoffn.“

Wird gsoffn, bis daß er  
In Stroßengrobn sinkt.  
Ka Bumperl, mit dem  
Er nit Bruadaßkost trinkt.

Und so stott hot ers triebn  
Und so weit hot ers brocht,  
Bis er z'Leßt mitn Bedlmon  
Bruadaßkost mocht.

Jo, d'Liab kumt von Gott,  
Wird sie z'groß, hots a Roth,  
's se Dirndl is gstorbn  
Und da Bua is vadorbn.

R.

### Das Verbrechen.

Ein Nachbild aus dem Volke.

Der Hof war in Aufregung. Ueber den gefrorenen Erdboden hin und her klangen die Schritte der Bäurin, der Mägde, der Kinder. Der alte „Tata“ (Großvater) saß drinnen auf der Hühnersteige beim warmen Ofen, weil ihm seine achtzig Jahre schwer in den Gliedern lagen, aber es war kein behagliches Sitzen zu solcher Stunde, wo der Lärm das Haus umgellte und schrill in die sonst so trauliche Stube drang.

Was ist denn geschehen?

Das kleinste Knäblein, welches zum Gegenfaze des Alten noch die ersten zwei Jahre frisch und verhältnismäßig sauber hinten am Höslein hervorchängen hatte, dieses kleinste Knäblein kam laut weinend in die Stube gelaufen und verbarg sein Gesichtchen in dem blauen Schurz des Tata.

Was ist denn geschehen?

Krampfhaft fest klammerte sich der Junge an die alten Glieder und das ganze kleine Wesen wurde durchwühlt von Angst und Entsetzen. Jetzt kam auch das Zweite, ein Mädchen, zur Thür hereingesprungen. Barfuß war es draußen gewesen, auf dem eisigen Boden und im frostigen Nebel; ach, wer denkt heute an Kälte, wo es Allen so glühend heiß zu Herzen fuhr.

„Hinter dem Stabl liegt sie,“ schluchzte das Mädchen und verhüllte mit den Händen seine Augen, daß sie jenes gräßliche Bild nicht mehr sollten sehen können.

„Was ist denn geschehen, mein Kind?“ fragte der Großvater noch einmal.

„Sie hat kein Leben mehr, Tata, und ist voll Blut — so viel Blut!“

Jetzt hörte man auch die Bäurin schreien: „Wie denn das hat geschehen können! — wie denn so was hat sein können! Just erst ist sie beim Brunnen gestanden und habe ich sie noch über den Hof laufen gesehen. Und jetzt auf einmal! Das Mäd'el hat noch den Schrei gehört, vom hintern Stabl her, aber hat die Sach' weiter nicht beachtet, denn geschrien hat sie öfters, sie war so lustig, wenn sie bisweilen in's Freie kam. Und jetzt das Unglück! Wer's denn gethan hat, o heiliger Martinus!“

Wahrscheinlich ja, es war ein Verbrechen an dem heiligen Martinus. Nur noch eine Woche auf sein Fest und jetzt, sozusagen vor den Pforten zu seinem Tempel trägt sich das Unheil zu. Und mitten am hellen Tage, nur begünstigt durch den dichten Spätherbstnebel. Noch lag kein Schnee, um die Spuren des Mörders zu verfolgen und der sonst weiche Lehmboden war steinhart gefroren. Wollte denn die Natur das Verbrechen begünstigen? — War die That vorbereitet? Fast schien es so. Sollte es auf einen Raub geplant gewesen sein? Allem Anscheine nach nicht, denn der Leichnam lag des Weiteren unverehrt auf der Stelle, wo das Verbrechen verübt worden sein mußte. Nur ein

nackter Mord, aus Haß? aus Rache? O Gott, wem hätte das gute, arme Wesen was zu Leide gethan? Sie war so munter und harmlos, sie gebieh und berechnigte zu den schönsten Hoffnungen. Wen konnte sie zum Feinde gehabt haben!

Draußen kamen nun vielerlei Stimmen näher — wimmernde, zeternde, fluchende, die Thür sprang auf, der wirre Zug trat in die Stube, trug den Leichnam mit sich — die todte Gans.

Schwer und fett ließ sie den Kopf, die Flügel hängen, sie war gut gestopft und hätte in einer Woche noch vollendet werden können. Und nun, mitten in der Brust trug sie die Todeswunde. Ein Biß war's, ein einziger, gutgezielter Biß.

Der Bauer umkreiste mit einem Stride in der Hand den Hof, aber es fiel ihm nichts Verdächtiges auf. Des Nachbarn Karo lief ihm lustig wedelnd zu, der kam oft herüber und kannte ihn gut.

„Ja, mein lieber Karo!“ rief ihn der Bauer an, „wärest du heute um eine halbe Stunde früher herübergekommen, die Gans lebte noch, bist ein wachsam's Thier, du!“

„Einen Haushund sollten wir doch haben,“ meinte die Magd.

„Werde schauen, daß uns der Nachbar den Karo abläßt,“ sagte der Bauer, „will ihm ohnehin nicht recht im Hofe bleiben, ich glaube, sie füttern ihn nicht.“

„Na, wer schon einmal einen Hund haben will, der soll ihm auch was zu fressen geben,“ beschied die Magd.

„Das sage ich auch,“ versetzte der Bauer, „komm', Karo, du kriegst die Knochen von Mittag!“

Das Thier folgte ihm wedelnd in die Stube. Dort aber, als es in der Hand der Bäurin die gemordete Gans sah, buckte er sich, zog den Schweif ein, ließ die Ohren hängen und blickte mit verwirrtem, stehendem Auge um sich. Da stuzte der Bauer, da stuzte die Bäurin.

„Am Ende hat's dieses Vieh gethan!“

„Wetten mag ich Nichts!“ sagte der Bauer, indem er die Hand mit dem Stride hinter seinem Rücken barg. Sieh, Karo, komm' her da, komm'! da her komm', pst!“

Der Hund legte sich auf den Bauch und zitterte und begann vor Angst zu stöhnen.

Nun war's offenbar. Das böse Gewissen hatte ihn verrathen. Wie ein Salamander, so langsam kroch er leise winselnd vor die Füße seines Richters hin. Diesem zuckte die Hand mit dem Stride, und was nun geschah, davor verhüllt Klio ihr Haupt. Dem Verbrecher wurde sein Recht angethan. Das Motiv des Mordes ist bis heute noch nicht bekannt worden. Man hat die Vermuthung ausgesprochen, das verthierte, verkommene Subject hätte das unglückliche Wesen gewürgt, um dessen Fleisch aufzufressen.

In wenigen Tagen kam die fette Gans wohlzubereitet auf den Tisch und wurde verzehrt zu Ehren des heiligen Martinus.

### Zur Orthographie unserer Geschäftsleute.

Schreiben eines Viehhändlers an den Knochenhauer A. A. \*)

Capital-Vieh — Freund habe ich Ihnen ausfortirt! Ochsen — Meister bekommen Sie, da müssen sich die Engel im Himmel darüber freuen. Kerls wie die Elefanten sind Sie und gesund wie meine ganze Familie, die herzlich grüßen läßt. Auf Jacobi erhalten Sie das Vieh in zwei Driesen, haben Sie ja selbst den Termin so bestimmt. Unter 14 Louisd'or kann ich mich aber von dem Vieh nicht trennen. Müssen aber auch nicht gar zu genau seyn. Es gibt Ochsen genug in der Welt, aber was für Ochsen? Windhunde, Kanailenwaaren. — Die ostfriesische Kuh, eine Kuh ganz akurat so wie Ihre

\*) Können es uns nicht versagen, diesen Brief wörtlich abzudrucken. Der hintende Bote brachte ihn aus Frankfurt.

Die Red.

liebe Frau, sie im Mai—Markt bestellt hat, erhalten Sie mit angeschlossenen: den Preis weiß Ihre Frau, sonst weiß ihn mein Knecht. Kürzlich sind auch Kälber fertig geworden; können auch schreiben nach Ihrem Begehren. Die Kälber sind ganz honnet und billig, werden noch besser gerathen, weil der Branntwein so wohlfeil ist; Das ist immer so, wenn es viel Branntwein gibt, gibt es auch viele Kälber. Meine fetten Hammel sind dies Jahr sehr mager, weil die Hitze zu warm, und die Trodnis zu dürr war. — In der Wurfzeit können Sie wieder eine Parthie von meinen Gebärmern bekommen. Mit Schweinen gebe ich mich übrigens nicht viel mehr ab. — Schreiben Sie mir nur, ob die Döfeln noch früher kommen sollen, als Jacobi kommt, sonst bleiben sie so lange ruhig auf mein ehrliches Gewissen in Futterung. Der kleine Irrthum mit der Parthie Döfelnhörner auf Ihrer letzten Rechnung, ist nicht meine Schuld. Meine Frau, die die Bücher führt, hatte, ohne mich zu fragen, mir diese Hörner aufgesetzt. Den Spaß hat sie mir schon mehr gemacht. Vermelden Sie viele Grüße an Ihre liebe Frau und Kinder, sie wiegen ca. 2500 P, und stehen bei dem Branntweimbrenner Herrn M., wo die Bestien keine Noth leiden, Ihr Freund

H a n n s = P.

## Bücher.

**Dorfgänge.** Gesammelte Bauerngeschichten von L. Anzengruber. Zwei Bändchen. (Wien, L. Rosner, 1879.) Für die Verklärung des Lebens spricht Alles und dagegen nur Eins — die Wahrheit.“ So sagt Ludwig Anzengruber in einer seiner Vorreden zu den „Dorfängen“. Der Dichter der Wahrheit aber „erspart uns keinen Schrei wehen Jammers, er erspart uns kein Jauchzen wilder Lust. Er kößt das Glend, das um Mitleid bettelt, nicht von der Erde, er jagt den Trunkenen, der Alle belästigt, nicht von der Straße, Alles, was er bei solchen unangenehmen Begegnungen für

Sich thut, ist, sie abkürzen, nachdem Ihr aber doch den Eindruck einmal weg habt. Tugend und Laster, Kraft und Schwäche führen bei ihm ihre Sache in ihrer eigenen Weise. Er will das Leben in die Bücher bringen, nachdem man es lange genug nach Büchern lebte. Er führt Niemand abseits des Lebens, Jeden führt er inmitten der breiten Straße des Jenseits, vorbei an wildromantischen Gegenden, an friedlichen Dörfern, an reichen Städten und armen Ansiedlungen, an traurigen Eindrücken und an lachenden Gesichten, er erspart Euch keinen Stein des Anstoßes, keine Rauheiten des Weges, keine Krümmung; nicht um zu ermüden, sondern um Euch die Erkenntnis aufzuzwingen, daß, ob nun mit leichter Mühe oder schwerer Arbeit, allen Wallern der Pfad gangbarer gemacht werden könnte. Darum beugt er nicht aus, darum zeichnet er getreulich jede Wahrnehmung auf, die er an Jenen macht, welche der Straße entlang fortkraften. Er zeichnet Alles auf, was er zu hören bekommt, von den ruchlosen Klagen der Ungeduldrigen bis zu den stillen Seufzern der Ergebenen, Alles, was sich seinem Auge einprägt, von der schweißtriefenden Stirne des rastlos Ausschreitenden, bis zu dem fahlen Antlitz dessen, der ziellos forttaumelt, um sterbensmüde an einem Grabenrande zusammenzubrechen.“

Nach solcher Einleitung möchte man wohl auf den derbsten Realistischer gefaßt sein und schnell bei der Hand haben wir den Vorwurf: Seit wann ist die Kunst Chronistin des Glendes geworden? Will sie ihrer Aufgabe, das Leben zu idealisieren, nicht mehr nachkommen, dann fort mit ihr. Sonst haben uns Erzähler nur das erzählt, was wir nicht wußten; das Außerordentliche war Gegenstand ihrer Darstellungen und unseres Interesses. Die Wahrheit hat einen weiten Kreis, wozu gerade das Triviale und Trostlose herausgreifen? Warum nicht lieber das Erfreuliche, Große, das Aufrichtende? Dessen bedürften wir. Das wäre uns doch ein unzeitgemäßer Optimismus, der da meinen könnte, das Leben sei nicht so trostlos, als daß es nicht auch trostlose Dichtungen verträglich. —

Man liest die „Dorfgänge“ und drückt den voreilig gefaßten Vorwurf sachte hinunter. Das sind keine Erzählungen, deren Stoffe blindlings aus dem „vollen Menschenleben“ herausgegriffen wurden, das sind Stoffe, wie sie der Künstler sucht und bedächtigt wählt, um in ihnen eine ihn befehlende Idee zur Gestaltung zu bringen.

Die Sammlung beginnt mit einer kleinen im Jahre 1868 verfaßten Erzählung: „Die Polizze.“ vielleicht die erste literarische Arbeit des berühmten Dramatikers, nichtsdestoweniger verräth sie schon

den Meister. In der „Polizze“ schlägt der Held die an ihn Herantretende böse Versuchung noch zurück, bewahrt dadurch seinen Seelenfrieden und begründet sein materielles Wohl. In der Geschichte „Diebs-Annerl“ und in der Novelle: „Das Sündkind“ fährt die Versuchung wirklich zur Schuld, aber sie wird gesäht, und vollends in der „frommen Kathrin“ begegnen wir in der einfachen, opferwilligen Bauernmagd einem Menschenbilde, wie es kein Idealist heller und ergreifender darstellen könnte. In den nicht minder realistisch gehaltenen Stücken „Die Gänjesiel“, „Eine Begegnung“ und „Der gottüberlegene Jacob“ widerleuchtet ebenfalls jener poetische Schimmer, der vom weltgläubigen Idealisten kommt. Ein Erzähler, wenn er sich an die „poetische Gerechtigkeit“ auch nur insoferne hält, als der Schuld notwendig die Sühne folgen muß, er schildert nicht den blinden Zufall, er idealisirt. Anzengruber thut sich selbst Unrecht, wenn er sich ausschließlich einen „Realistiker“ genannt wissen will.

In dem kleinen Dorfsgang: „Wie der Huber ungläubig ward“ wird von einem Ranne erzählt, der unmittelbar nach dem Tode seines Weibes beim Lesen von Grabkreuz-Inschriften den Glauben verlor. — Ehrlich bleibt er und braucht dazu kein Gebot. — Der Autor erklärt, daß er dieser Art von Philosophie nicht das Wort reden will. Selbstverständlich. Es wird wohl Niemand sein, der es einem Meister der Dorfgeschichte zumuthen könnte, daß er es auf ein atheistisches Bauernthum abgesehen habe.

Noch ein Wort über das psychologische Prachtstück „Die Diebs-Annerl“. Ein Bauernmädchen liefert ein gefundenes Geldstück ab, ohne dafür die gehoffte Belohnung zu erhalten. Da Ehrlichkeit nicht belohnt wird, so wird das Mädchen nun — Diebin. Von wem und wie sie gerettet wird, das erzählt Anzengruber in unnachahmlicher Weise.

Das neueste und das werthvollste Juwel in der Sammlung ist das „Sündkind“. Ein Weib läßt die Frucht ihrer Sünde Priester werden, damit derselbe für ihre Schuld büße. Er büßt schreckbar; die Darstellung seines Lebens und Sterbens muß jeden Leser zutiefst erschüttern. Das erinnert an den „Mein-eidbauer“. Es klingt tragisch aus. Doch, wie es unser Dichter niemals vermag, den Zuschauer oder Leser trostlos von dannen gehen zu lassen, so führt er auch hier schließlich noch an das Grab des Unglücklichen die Liebe. —

Jedes der zwei Bändchen beginnt wie zur Vorrede mit einer Plauderei — zwei Essay's, die sich nicht zu streng an das Buch schmiegen und schon an und für sich höchst Lesenswerth sind.

Zu den jüngeren deutschen Poeten der Gegenwart, deren Leistungen noch nicht nach Verdienst gewürdigt sind, gehört Gustav Kastropp. Er ist aus jener Schule hervorgegangen, welche nach Inhalt und Form sich mit Vorliebe vom romantischen deutschen Mittelalter inspiriren läßt, nur in anderem Sinne als unsere deutschen „Romantiker“, und in welcher zum Theil Scheffel („Frau Aventure“ u. s. w.), Julius Wolff, Baumbach u. A. so Schönes geleistet haben. Mit der Lyrik Julius Wolff's hat die unseres Kastropp in „König Alf“ (Stuttgart, Banz, 1877) eine entschiedene Verwandtschaft. Die Lieder dieses Cyclus sind zum großen Theil von überraschender Schönheit, so frisch, zart und sinnig, daß man wieder einmal ausrufen muß: Das ist die echte Lyrik! Mit Glück und Geschick versuchte sich K. auch im Drama. Seine „Aulrika“ (Stuttg., Banz, 1876) ist ebenso bühnenfähig als poetisch.

Auch „Märchen“ haben wir von ihm, und seine Begabung für das humoristische bewies er durch ein paar freundlich aufgenommene Lustspiele, deren jüngstes, „Das vierblättrige Kleeblatt“ (Leipz., Webel, 1879), er im Vereine mit Richard Koltch geschrieben. Dieses Stück, welches Ende des vorigen Jahrhunderts in einer deutschen Universitätsstadt spielt und ein getreues Bild des damaligen originellen Studentenlebens gibt, sollte im ständischen Theater zu Riga zur Aufführung kommen, ist aber von der Oberprüfungsverwaltung zu Petersburg für den Umfang der russischen Monarchie verboten worden. Dies ist schon eine Empfehlung. Aber von dem originellen Inhalt abgesehen, durchweht das Ganze eine so glückliche Laune, daß Febermann, sei es als Leser, sei es als Zuschauer, sich dabei amüsiren wird.

R. H.

Zum Dessert betitelt sich ein neues Plauderbuch von Oscar Blumenthal (Verlag von Georg Froben & Cie. in Bern und Leipzig), das sich in Form und Inhalt den „Allerhand Ungezogenheiten“ desselben Verfassers anschließt. Es ist eine bunte literarische Schüssel, die uns der Autor hier zum Dessert anbietet: Plaudereien über modernste Fragen, wichtige Silhouetten aus dem Gesellschaftsleben der Restbenz, beißende Satiren auf verkehrte Zeitstimmungen, lustige Humoresken und Parodien und zum Schluß noch ein reizendes kleines Brodtkügelchengesicht mit unsern lieben Frauen, denen der Autor manche geistreiche Malice zu kosten gibt. Wie mannigfaltig aber auch seine Stoffe sind, immer erfreut Oscar Blumenthal den Leser durch jenen schillernden Witz und jene liebenswürdige Bosheit, die ihm einen so großen

Beferkreis gewonnen hat und auch diesmal die Lacher auf seine Seite bringen wird.

Selten ist in Oesterreich ein Buch mit solch' allgemeiner Freude begrüßt worden, als das Vaterländische Ehrenbuch, herausgegeben von Albin Reichsfreiherrn zu Teuffenbach. (Salzburg, Hofbuchhandlung H. Dieter.)

Das nun schon in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitete hochverdienstliche Buch hat beigetragen, an Stelle von Kleinmuth und Zweifelsucht den Geist patriotischen Selbstbewußtseins in Oesterreich zu wecken und zu verbreiten.

In dem soeben ausgegebenen poetischen Theil findet das Vaterländische Ehrenbuch seine Ergänzung. Dieser poetische Theil enthält in einer Reihe von circa 530 Gedichten (von 286 Dichtern), wovon 61 neu, eine poetische Geschichte Oesterreichs, wie sie schöner und erhebender nicht gedacht werden kann. Wir hoffen, daß dieses Buch, welches ein „hohes Lied“ von Oesterreich sein soll, durch den darin waltenden versöhnlichen Geist, durch die Ruhmesthaten, die es verherrlicht, durch die großen Männer und Frauen, die es aus allen Schichten und Völkern unseres vielgestaltigen Reiches vorführt, durch das berechtigte Lob, welches darin aus dem Munde vieler berühmter Sänger der verschiedensten Reiche zur Ehre Oesterreich-Ungarns vollkräftig ertönt, die Liebe zum Vaterland kräftigen, steigern und in alle Gesellschaftskreise die Ueberzeugung übertragen werde, daß nur dadurch, sowie durch freudiges Zusammenwirken Aller zu gemeinsamen Staatszwecken der alte Glanz und die Machtstellung unseres Reiches erhalten werden können, daß dann aber der Spruch sich wie bisher, so auch in fernsten Zeiten noch bewahrheiten wird: *Alle Ehren Ist Oesterreich voll!*

**Die Türken in Europa.** Von James Baker. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit historisch-ethnographischen Anmerkungen von Karl Emil Franzos und einer Einleitung von Hermann Wambéry. Zweite Auflage. 1879. Verlag von Levy und Müller in Stuttgart. Dieses in Folge der schwebenden Frage über die Gestaltung der inneren Verhältnisse der Türkei zeitgemäße Werk bietet einerseits, da es sowohl die Türken, wie auch die angrenzenden Volksstämme: Bulgaren, Griechen, Albanesen, Slaven zc. in ausführlicher Weise behandelt, eine Quelle zur Kenntniß und richtigen Beurtheilung der Eigenthümlichkeiten jener Völker, andererseits ist es auch in Folge seiner frischen Darstellungsweise eine unterhaltende und belehrende Lectüre, die jeden Gebildeten befriedigen wird. Der Verfasser, der im Jahre

1876 die europäische Türkei zu Pferde durchstreifte, in der Absicht, da einen größeren Grundbesitz zu erwerben, hielt sich wenig in Konstantinopel, umsomehr auf dem flachen Lande auf und widmete, wie das schon das Motiv seiner Reise erheischte, den politischen und ethnographischen, socialen und landwirthschaftlichen Verhältnissen der Türkei größte Aufmerksamkeit und eingehendes Studium. Nachdem er ein passendes Besitzthum gefunden, lebt und wirthschaftet er seitdem selbst, auf eigenem Grund und Boden, im Lande. Nicht um literarischen Ruhm zu gewinnen, sondern um seinen Erfahrungen und Ueberzeugungen Ausdruck zu geben, hat er dies Werk geschrieben.

Gewähr für die Gediegenheit des Wertes sind wohl die Namen der Herausgeber. Wie Herman Wambéry sich den Ruf der ersten Autorität in der Culturgeschichte der islamitischen Völker erworben, so gilt Carl Emil Franzos heute als der genaueste Kenner und Darsteller der Zustände der slavischen Völker im Osten und Südosten Europa's. Bezüglich der europäischen Provinzen der Türkei ergänzen sich also beide Autoren in glücklichster Weise.

**Bilder aus Kairo.** Von Adolf Ebeling. 2 Bde. Verlag von Levy und Müller in Stuttgart. Der manigfaltige Inhalt dieses Ebeling'schen Wertes umfasst so ziemlich alles Wissens- und Sehenswürdiges von Kairo in größeren und kleineren, stets abgeschlossenen Abschnitten. Immer ist es der lebenswürdige und zugleich belehrende Erzähler, der in novellistischer Form kleine amüsante Episoden einzuflechten weiß und uns gewissermaßen Alles miterleben läßt. Ob er in einer prächtigen Vollmondnacht am Fuße der Pyramiden mit guten Freunden eine Bowle trinkt, oder ob er die großen arabischen Volksfeste, die Begräbnis- und Hochzeitsfeierlichkeiten schildert; ob er uns heute auf einen Ball beim Khedive einführt, oder uns morgen die Fatamorgana der Wüste zeigt, oder ob er überhaupt Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Einrichtungen und Lebensweise beschreibt — stets weiß er selbst auch den minder bedeutenden Dingen eine anziehende Seite abzugewinnen und sie durch eine feinsinnige und vielfach humoristische Färbung zu beleben. Wir empfehlen die Bilder aus Kairo denen, die sich über Aegypten in unterhaltender Weise zu belehren wünschen.

**Zum Feierabend.** Deutscher Kunst- und Handwerkspiegel, das ist Geschichte der menschlichen Kunst- und Handfertigkeit von der Urzeit bis auf unsere Tage. (Leipzig, H. Hartung & Sohn, 1880.) Diese Hefte wenden sich in volksthümlicher Sprache an

den deutschen Handwerker, um ihm durch die Schilderung der geschichtlichen Entwicklung seines Berufes Verständnis und Interesse für die brennende Tagesfrage — die Reorganisation seines Standes — einzufößen, vermeiden es aber, in eine Erörterung dieser selbst, oder gar eine Parteinahme für einen oder den anderen Lösungsverfuch einzutreten.

**Ludwig Salomon's Geschichte der deutschen National-Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.** Erste Lieferung mit 4 großen Porträts auf Kupferdruckpapier: Jean Paul, Ludwig Tieck, Grillparzer, Ebers. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart. Wir freuen uns, ein Buch in die Hände des Publikums gelegt zu sehen, das die geistige Entwicklung unserer Nation seit Goethe's und Schiller's Auftreten an den Dichtungen der deutschen Poeten in Klarster und übersichtlichster, zum Theil ganz neuer Weise schildert, das überzeugend nachweist, wie die deutschen Dichter als die Herolde der neuen Zeit überall den schlummernden patriotischen Sinn weckten, wie sie die Herzen entflammten für die Sache des Vaterlandes und wie sie endlich laut predigten, welche Wege zu wandeln seien, um zu nationaler Größe zu gelangen. Ludwig Salomon's Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts ist also auch zugleich die Herzengeschichte des deutschen Volkes.

**Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Herausgegeben von Dr. Carl Rends. II. Jahrg. (A. Hartebens Verlag in Wien.) Wir begrüßen das erste Heft des II. Jahrganges dieser neuen, so geliebten redigirten Zeitschrift mit wahrer Freude. Sie führt dem Publikum rasch und geordnet in fortlaufenden, fesselnden Uebersichten die praktischen und wissenschaftlichen Erscheinungen, Thatfachen, Entdeckungen und Bestrebungen auf geographischem Gebiete vor und wurde bisher von Heft zu Heft nur reichhaltiger und interessanter. Der erste Jahrgang derselben ist mit den vorliegenden 12 Heften abgeschlossen.

Ferner dem „Heimgarten“ zugekommen:

**Liebe- und Liebesleben in der Thierwelt.** Von Prof. Dr. Ludwig Büchner. (Berlin, 1879, A. Hofmann & Comp.)

**Die Bühnen der Gesellschaft,** Schauspiel in 4 Aufzügen von Henri Björn, deutsch von Emil J. Jonas. (Otto Janke, Berlin.)

**Der Dene.** Von George Gesekiel.

**Wie sie lieben und hassen.** Von B. R. Rosegger. (Otto Janke, Berlin.)

**Das Fischerwädchen.** Von B. Björnson. (Otto Janke, Berlin.)

**Geschichte einer Mine.** V. Brete-Harte. (Otto Janke, Berlin.)

**Der Notar von Argosoli.** Von A. R. Rhangabé. (Otto Janke, Berlin.)

**Ein Familienschmuck.** Roman von Solo Raimund, zweite Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

**Gebrüder Schalbing.** Erzählung von Solo Raimund, zweite Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

**Ein deutsches Weib.** Erzählung von Solo Raimund, zweite Auflage (Otto Janke, Berlin.)

**Bürgerlich Blut.** Roman von Solo Raimund, zweite Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

**Kein Vertrauen.** Erzählung von Solo Raimund, zweite Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

**Va banque.** Roman von B. M. Capri. (Berlin 1880, Verlag von Otto Janke.)

**Bis zum Bettelstab.** Roman von Hans Waghensufen. (Berlin 1879, Verlag von Otto Janke.)

**Minor-Lieder.** Alt-ebraäische Dichtungen in metrischer Uebersetzung. Mit erläuternden Anmerkungen. Von Dr. Martin Schulte. (Leipzig, E. Günthers Verlag, 1880.)

**Hortus Deliciarum.** Für deutschen Humor gepflanzt von Ludwig Eichrodt. (Sahr, M. Schauenburg, 1879.)

**Wanderungen durch die österröichisch-ungarische Monarchie.** 12.—16. Heft. (Wien, Carl Graeser.) Schluß des Werkes.

**Musiker und Biographen.** Beethoven von L. Rohl. (Leipzig, B. Reclam jun.)

**Psychologie der Lyrik.** Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie. Von Dr. Carl du Prel. (Leipzig, Ernst Günther, 1880.)

**Lebens Leben und Werke.** Von G. Zimmerern. (Gelle und Leipzig, literarische Anstalt A. Schulze.)

**Die Entdeckung der Berle.** Von Gustav Jäger, zweite Auflage. (Leipzig, E. Günther, 1880.)

**Haus- und Reisearzt.** Eine Anleitung zur ersten Hilfe in dringenden und zur Selbsthilfe in leichten Krankheitsfällen. Von Dr. M. Fiebig. (Gera, Eduard Amthor, 1879.)

**Drei Wandtafeln über das diatonische und enharmonische Modulationsverfahren.** Für Lehrer-Seminarien, höhere Musikschulen, angehende Organisten, Componisten und Dilettanten. Verfaßt von Carl Mayrberger. (Prestburg und Leipzig, Carl Stampfel, 1880.)

**Deutsche Sagen.** Herausgegeben von Dr. Heinrich Pröhle. Mit Illustrationen. Zweite, neubearbeitete Auflage. (Berlin, 1879, Friedberg und Mode.)



**Heimatskunde des Herzogthums Steiermark.** Zum Gebrauche in Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten und für Volksschullehrer. Herausgegeben von Dr. Carl Firsch. (Wien 1879, Alfred Hölder.)

April to August. Artless Verses by Edward Grosvenor. (London, T. H. Roberts & Co., 1879.)

**Lebens- und Entwicklungsgeschichte der Insekten.** (München, Verlag von R. Oldenbourg.)

**Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung.** Eine Schilderung von Land und Leuten des Donauebietes. Von Alex. F. Hefsch. (N. Hartlebens Verlag, Wien-Pest-Leipzig.) 1. und 2. Lieferung.

**Neuer Kalender für Hessen-Nassau** auf das Jahr 1880. (Frankfurt am Main, Jaeger'sche Buchhandlung.)

Der wahre und echte „**Hinkende Bot**“, 1880. (Jaeger'sche Buchhandlung in Frankfurt am Main.)

**Chronik der Weltgeschichte.** Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus Sage und Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, mit specieller Berücksichtigung Deutschlands und Oesterreichs. Ein Nachschlagebuch zur Belehrung, Orientirung und Repetition. Von Dr. Carl Kutzhardt. In ca. 12 Lieferungen 1. und 2. L. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

**Die Dux-Teplitzer Gruben- und Quellen-Catastrophe** vom Jahre 1879. Auf Grund verlässlicher Quellen dargestellt von Anton August Staff. (Leipzig, G. Knapp, 1879.)

**Der bairische Erbfolgekrieg und der Friede zu Teschen.** Denkschrift zum hundertjährigen Jubiläum. Von Carl Rabda. (Teschen und Leipzig, G. Schroeder, 1879.)

**Achtzehnter Rechenschaftsbericht der „Austria“**, allgemeine, wechselseitige Capitalien- und Rentenversicherungs-Gesellschaft in Wien. Für das Geschäftsjahr 1878. (Wien, Verlag der Gesellschaft.)

**Josef Nitzinger.** Ein Tiroler Sängereben. Von Alfred Moschkau. (Leipzig, L. Senf.)

**Iwan Turgéniew's ausgewählte Werke.** Aus dem Russischen. Inhalt: Väter und Söhne. Dunst. Neuland. Eine Unglückliche. Erzählungen eines alten Mannes. (Berlin, Verlag von Otto Janke.)

**Aus fernem Lagen.** Gedichte von Fritz Dannemann. (Bremen, J. Rühlmann, 1880.)

## Postkarten des Heimgarten:

Herrn F. v. W., Berlin: Ihre Einsendungen sind so armfelig und Ihre Begleitschreiben so anmaßend, daß unsere Geduld ein Ende hat. Die zwei druckfähigen Zeilen sind — ein Plagiat. Und Sie beklagen sich, daß der „Heimgarten“ zu zahme Bühnenrecensionen bringt! Schreiben Sie ein Buch und wir werden es mit Vergnügen „verreißen“.

J. B., Wien: Darüber läßt sich mit Ihnen nicht streiten. Lesen Sie F. Schlägl's „Wiener Blut“.

Gell von Tirol: Ist ein Kampf gegen Windmühlen.

Bon, Berlin: „Nicht Wissen ist Macht, sondern Gewissenlosigkeit“ drucken wir nicht ab. „Ehrlich währt am längsten“ gilt auch noch heute.

Fr. Sch. zu Sp.: Verweisen Sie auf das bürgerliche Gesetzbuch § 1266.

H. B., Wien: Im Allgemeinen zu trübselig. Stimmung hat das Herbstlied:

Wohl, die Sonne strahlt vom Himmel,  
Nicht ein Wölkchen trübt das Blau;  
Doch es sind nicht Frühlingswonnen,  
Die mich grünen in der Au.  
Todesahnen — leises Klagen  
Durch die dürrn Blätter fliegt,  
Wie das Weinen treuer Seelen,  
Wenn ein Mensch im Sterben liegt.  
Wo sind deine Liebesweisen,  
Vogellieder, wunderbar? —  
Oben hoch, zum fernem Süden  
Zieht der lieben Sängerschaar.  
Und sie fliegen immer schneller;  
Kennen sie der Auen Roth?  
Hat ein Grauen sie ergriffen?  
Ahnen sie den nahen Tod?  
Lieber sind des Frühlings Kinder,  
Darum zieh'n die Böglein fort,  
Ueber Berg und Thal und Meere,  
Nach des Frühlings Heimatsort.

Mich ruft Nichts, kein Heim, kein Frühling!  
Ganz verlassen steh' ich hier;  
Und so, Winter, will ich schließen  
Einen Freundschaftsbund mit Dir.  
Komme bald und laß' mich schlummern  
Tief an deiner kalten Brust,  
Daß ich nimmermehr erwache,  
Wenn du wieder scheiden mußt.

J. M., Wien, A. G., Wien, J. F. Graz und Andern: Lesen Sie das Feuilleton der Grazer „Tagespost“ vom 4. Oktober d. J., Abendblatt.

A. B., Darmstadt: Leider für uns nicht verwendbar.

Von nun an sind alle Adressen an die Redaction des „Heimgarten“ wieder nach Graz zu richten.



## Das Mirakelkreuz.

Eine dramatische Idylle von J. A. Hofegger.

### Personen:

**Brandsteiner**, Bestzer eines Bauernhofes.  
**Rosel**, seine Tochter.  
**Peter**, Kroknecht bei Brandsteiner.

Abendliche Gebirgsgegend. Rechts ein dichtverzweigter Baum, an dessen Stamm ein Marienbild in Form der Martertafeln hängt. Im Hintergrunde Wiesengelände, ganz rückwärts Hochgebirge.

### 1. Scene.

#### Rosel

(Kommt von rechts in schmuder, aber nicht zu bunter Bauerntracht, Rod von blauer Farbe, Schürze braun und weiß gesprengelt, mit Kopfkuch, in Hemdbärmeln, welche über den Ellenbogen zurückgestreift sind. Einen Heurecken über der Ähsel.)

Wär's halt in Gott's Namen wieder Samstag und Feierabend. Und für mich schon gar, für mich hat die Werktagszeit jetzt ein End' und der Feierabend, der ansiebt, dauert wer weiß wie lange.

(Man hört einige lachende Töne einer Fldte.)

Ja, da steht er wieder beim Zaun und bläßt die Seitenpfeifen.

#### Peter

(aus dem Hintergrunde rechts. In Gebirgsstracht: Hohe Bundschuhe, grüne Strümpfe, Lederhosen, hellrothen Brustfled mit grünem Hofenträger, grünem Hut, in Hemdbärmeln, eine Heugabel über der Ähsel, die Fldte in der Hand.)

Mein tausendliebs Pfeisfel, wenn du einmal jodelst, so tanzen alle Heuschäbber, so fangen alle Engel im Himmel zu hupfen an.

(Auf den Baum spähend.)

Meine Drosselschlingen da oben. Leer ist sie. Meinetwegen, der Vogel gehört ja in die freie Luft, dazu hat er die Flügel. Unsererins hat eh' keine Federn. Unsererins — bei meiner Treu, wenn ich der lieb' Herrgott wär g'weßt, wie wollt' ich aus so einer ellenlangen Wochen kamod sechs funfelnagelneue Sonntäg g'macht haben und den siebenten hätt' ich als Draufgab' geben. — Jegerl, die Rosel! Was guckst denn alleweil in's Gras hinein? Weißt heut' kein saubers G'sangl?

#### Rosel.

Sollt es gleichwohl wissen, daß es mir die Stimm' verschlagen hat.

#### Peter (lustig).

Stimm' verschlagen!  
 Und hätt's mir gleich die Stimm' verschlag'n,  
 So thät ich blajen und Zithern schlag'n,  
 Die Samstagnacht, die Samstagnacht,  
 Wo jede Grill' ihr Viedel singt,  
 Wo jeder Bua zum Diandl springt,  
 Wo jeder Heuschäred Musi macht!

#### Rosel.

Ich bitt' Dich gar schön, hör' mir auf,  
 ich kenn' mich nit aus und ich mag auch

Dein' Seitenpfeifen nit leiden; 's thut mir davon der Kopf so weh und 's hebt mir die Brust zu zittern an. (Für sich): Mein Herz möcht' zerspringen, hör' ich ihn spielen!

Peter.

Ku halt ja, wenn Du schon wehleidig bist, kann's ja lassen!

(Setzt die Fföde in den Hosensträger.)

Aber jetzt in geschaidter Weis, Diarnbl haßt Dir's überlegt? Schau, laß' mich nit mehr lang fragen und warten, beim Warten kriegt gar der ewige Jud weiße Haar. Schau, Roserl, für was wären wir denn zusammen aufgwachsen, für was thät ich dienen in Dein' Vater sein' Haus, für was thät ich mein Klein verpart Sachel nit glei vertrinken und verspielen, wenn ich nit alleweil auf was G'scheidter's thät warten. Wenn ich Dich nit wüßt', wär' ich schon lang ein Lump! Schau, Roserl!

Rosel.

Red'st aber heut' wieder unbesinnt daher. Hast leicht geschlafen seit Peter und Pauli?!

Peter.

Na, ich glaub' nit!

Rosel.

Und hast es nit g'hört singen von den Späzen auf dem Dach? Sollst es wohl wissen, ich geh' in ein Haus, wo alleweil Sonntag ist.

Peter (lustig).

Du, Roserl, da nimm' mich mit!

Rosel.

Ja, Du Hupfinsfeld, Du thätst just passen hinein. — Daß ich Dir's sag', Peter, wir haben nichts miteinander zu schaffen — ich muß in's Kloster.

Peter (ironisch).

Geh! In's Kloster willst! Hast Recht, dort brauchst nit zu schwizen im Heu'n und beim Kornschmitt, dort hast ein' Schatten.

Rosel.

Wärst leicht Du auch mein Feind, der mir das noch schwerer machen möcht', was ich so schon kaum ertragen kann.

Peter.

Wer mehr tragt, als er mag, der ist ein Narr, hat mein Vater gern g'sagt. Wirf's ab, was Dich druckt, gleich ist Dir leichter. — In's Kloster, bei meiner Treu, was die Leut' heutzutag' für närrische Gedanken kriegen! — Schau, Roserl, daß ich Dir's sag', Du bist eine saubere, eine rechtschaffene Dirn, Du arbeitest für drei und denkst für zehn. Wie der lieb' Herrgott Deine Händ' erschaffen hat, da hat er nit gemeint, daß Du mit denselben alleweil

den Rosenkranz wuheln sollst und wie er Dir den Kopf aufgesetzt, hat er an eine rührsame Hauswirthin denkt und wie er Dir Dein Herzerl eingelegt — Roserl, denk nach, was mag ihm dabei eingefallen sein? — Bei meiner Seel', Schab' wär's um Dich!

Rosel.

Meinst ich hätt's nit auch schon bedacht? Aber es bleibt mir kein Ausweg — ich bin verschenkt. Mein Vater hat mich in einer bösen Stund versprochen in's Haus Gottes hinein; wenn er jetzt sein Wort wieder zurücknehmen wollt', so könnt' er leicht Schaden nehmen an seiner armen Seel'. Ich selber will mich nit fragen, will mir denken, die Kirchenglocken klingen tausendmal schöner als die Kühhglocken — freilich wohl, meine lieben Küh auf der Weid', und gar meine Schedelo — wie ich Dich vergiß, das weiß ich nicht. Wer bringt Dir den Klee, wer wird's bedenken, daß Du den Sauerrampfer nit magst, wer legt Dir die Streu, wie's Dir recht ist!

Peter.

Und meinetwegen schauft leicht gar nit um? 's kann sein, 's hätt' mich mein Vater auch verschenkt — und Roserl, ich geh' mit Dir!

Rosel.

Möcht' wissen, für was Eins Dich brauchen thät!

Peter.

Weißt, Dirn, 's gibt kein Käferl auf der Gassen und kein Steindl auf der Straßen, daß kein Anwerth hätt'. — Zu was Eins mich brauchen thät? — Die Meßneerei studir' ich! Du singen und beten in Deiner Zellen, ich dazu den Glockenstrick reißen von Früh's Morgen bis in die späte Nacht hinein — Du, wir thäten was ausrichten! Spaß und Ernst, Roserl, mich bringst nimmer weg von Dir! So schau, magst mich denn gar nit?

Rosel.

Wennst wegen dem meinst, grad Feind will ich Dir nit sein. Wennst kein dalkterer Bub wärst — ein anderer statt Dein thät das recht Steigl leicht gar noch finden.

Peter.

Blind bin ich auch nit, Gott sei Dank, und Dein Sperreden kunnst justament lassen.

Rosel.

Ein Anderer thät statt mit der armen Dirn — mit'm Vater reden.

Peter (jauchzend).

Das hab' ich ja gewußt, daß Du mein Herzkäferl bist! Mit dem Alten komm' ich schon auf gleich!

(Rechts ab.)

Rosel (allein).

(Ihm nachblickend.) Wenn er zu früh schreit, so fürcht' ich, er wird zu früh heiser. (Sinnend.) Sauber gewachsen ist er — Na, da steh' ich und hab' närrische Gedanktan und vergeß' auf meine Ruh. Ich seh's schon, ich laug' nimmer auf d'Welt. — Die Schecklo wird freilich wohl dreinschauen! will ihr's schon auseinandersehen, sie ist a g'scheidt's Vieh, wird's einsehen. Je, heut sind meine Ruh noch all' oben im Waldschlag. Soll ich leicht wieder 's Heimgang-Liedl singen, daß sie mir kommen? Hart an kommt's mir heut das Singen, aber na:

Das Vandleb'n  
hat Gott geb'n  
So heiter und froh,  
Darum preisen  
Die Weifen  
Das Vandleb'n so hoch!

Auf den Bergen,  
In den Thälern,  
Auf den Wiesen im Grün,  
Da fliegen kleine Eng'lein  
Mit Röslein hin.

Sie kommen  
Wohl her aus  
Dem himmlischen Paradies,  
Sie bringen  
Die Blümlein  
Dem Vandleb'n zum Preis.

(Winks singend ab.)

## 2. Scene.

Der Brandsteiner

(tritt von links auf. Hohe Wundschuhe, weiße, grob-wollene Strümpfe, verbläute Lederhose, braune Weste mit grünem Hosenträger, blaues Kästchen, auf dem schon halb ergrauten Haar eine bunt gestreifte Zipfelmütze, deren Quaste über die Achsel herabgeht. Der ganze Anzug muß abgeschossen aussehen, weil er das Werttagskleid ist. Der Mann ist eine rauhe, berbe Gestalt, die Bewegungen sind ungelent und sehr langsam. — Er hat ein kurzes Pfeifelein im Munde und schlägt mit Stein und Schwamm Feuer.)

(Murmelt.) Schon eine satrische G'schicht das! Sein Lebtag zu früh soll sich Eins nichts vornehmen. Wie wenn er mir's z'fleiß thät, der dort oben! Von morgen ist der reich und angesehener Brandsteiner allein auf sein' Hof. — 's Weib liegt im Freithof, die Dirn ist davon. — Wennst nit brennen willst, so laß's bleiben, bitten werd' ich dich nit!

(Schleudert Stein und Schwamm von sich.)

Die Dirn sagt mir nit ja und nit nein. Irr kunnt Einer werd'n. — Aber er hat Recht, mein Bruber, der Pfarrer, was a Schidung ist, ist a Schidung; gegen unsern Herrgott kommt Einer nit auf, der geht sein' eigenen Kopf nach — alleweil sein' eigenen — und 's wird schon 's Beste sein. (Man hört von rechts auf einer Stiege ein lieblich-melodisches Lied.)

Blas' mir der Bua schon wieder das G'sangl — er kann's halt nit lassen. Weil — (bewegt) weil mir's Wasser in die Augen kommt — was ich einmal nit will. Ich muß mein' Mann stellen. Aber Gott tröst' Dein' Seel', mein lieb's Weibl, 's ist halt Dein G'sangl, hast es alleweil gar so, gar so gern g'sungen.

(Peter tritt auf.)

Hab' nichts dagegen, Bua, wannst das Stück blas', kann nichts dagegen haben, aber in Ehren halt mir's und nit zum G'spaß und Zeitvertreib brauch' mir's! Weist, Peter, Du wurd'st mir's nit glauben, aber richtig ist's: Das Stück und Liedl hat mich und mein Weib z'sammbracht vor fünfundzwanzig Jahren und wie oft, wie oft haben wir's nacher gesungen miteinander, bis der Schaufelmann den Takt dazu g'schlagen hat und — (unwillig) ei, geh mir weg, mag gar nit dran denten!

Peter (für sich).

's Eisen wär warm.

Brandsteiner:

In so weit recht, daß D' da bist. (Vertraulich.) Laß was red'n mit Dir, Peter! Hab' Dir sagen wollen, daß Du morgen um eine neue Dirn umschau'st.

Peter.

Dirn? Für wen?

Brandsteiner.

Bei wem bist denn? Ich brauch' ein' Dirn für's, Haus, für den Stall. Frag' um, morgen auf den Kirchplatz!

Peter (trozig).

Das thu' ich nit.

Brandsteiner.

Um eine handsame, fleißige, kennst Dich ja aus bei dem Weibervolk. — Was schau'st denn so sauer, hast ein Wespenneft g'schluckt?

Peter.

Acht Jahr hab' ich Euch gebient, Bauer, und Ihr seid zufrieden mit mir gewesen. Ich weiß recht gut, was einem Knecht ansteht, heut' aber — Brandsteinerbauer, ich verlang' meinen Feierabend, und für den Sonntag laß' ich mir nichts schaffen. Daß ich Euch um eine Dirn umschau, das thu' ich nit!

Brandsteiner.

Du Tollpatzsch, was hast denn?

Peter.

Weil ich keine find' für die Rosel, weil keine gewachsen ist in der Pfarr' für die Rosel, weil auf der Welt keine mehr aufsteht für die Rosel, weil es eine Sünd' und Schand' ist, Bauer —

Brandsteiner (heftig).  
Bist mir still!

Peter.

Rein, ich red'. O, jetzt ist Peterabend, jetzt bin ich mein eigener Herr und nicht Euer Knecht und ich trau' mich wohl, daß ich Euch sag': Wenn Ihr die Rosel in das Kloster schickt, so habt Ihr kein Gewissen und kein Herz im Leib, so betrügt Ihr den Herrgott im hohen Himmel oben, so raubt Ihr Euch selber aus, so bringt Ihr auf eine saubere Manier Eure Tochter um's Leben. Und ich bleib' kein' Stund' mehr in Eurem Haus und ich geh' zum Gericht und verlag' Euch, und ich geh' zum Pfarrer, daß er Euch nit losspricht bei der Weicht, und ich bitt' meinen Namenspatron, den heiligen Petrus, daß er Euch zur letzten Stund' die Himmelsthür versperret und ich — bei Gott und allen Heiligen, das größte Unrecht ist's auf dem weiten Erdboden!

Brandsteiner

(mit den Händen seinen Kopf haltend).

Sie verfluchen mich! und ich kann's nit ändern bei meiner armen Seel' und wir wissen uns all' miteinander nit zu helfen!

Peter (dumps).

's ist mir so herausbrochen, Bauer, und wenn Ihr mich niederschlagt und wenn wir zu Grunde gehen all' miteinander — mir schon alles eins. Sagen hab' ich Euch's müssen.

Brandsteiner (milder).

Kunnt leicht mein bester Freund sein, Peter, meinen thät' es nit schlecht, aber versteh'n thust es nit. Ich versteh's ja selber nit, 's ist keiner auf der Welt, der 's wenden kunnt. Schau an dieses Kreuz auf dem Eichbaum, da hab' ich's gelobt, vor fünf- undzwanzig Jahren, daß die Rosel in's Kloster geht.

Peter.

So eine Lug reden, Bauer, das steht Euch gar nit gut an. Vor fünf und zwanzig Jahren habt Ihr noch gar keine Rosel gehabt. Ich weiß ihr Alter recht gut!

Brandsteiner.

Schreißt auch gleich so herrisch dazwischen, wie ein Unhold. — Weil wir schon reden, laß' Dir's erzählen. Steht Dir gut an, wennst ihm zuhörst, dem alten Mann, hast ja selber noch nichts erfahren. Zu derselben Zeit, wie ich im heiligen Brautstand gewesen bin, da ist unten auf der Bachwiesen, wo Ihr heut' das Heu habt geschöbert, noch der finstere Wald gestanden und die ganz Gegend herum ist eine halbe Wildniß gewesen. Rechtschaffen gern bin ich

gegangen zu meiner Braut in's Dörfel hinab und oft ist schon die stockfinst' Nacht da, wie ich heraufsteig zu mein' Haus. Da ist einmal, kannst mir's glauben, Peter, dieselbe Stund' geht mir mein Lebtag nit aus dem Kopf — ist einmal, wie ich so daher tritt, hinterrücks ein legermäßiger Pfnausen gemessen — faust mir ein großmächtiger Bär nach. Ich, das weißt, heb' Dir an zu laufen, verlob' mich in der Geschwindigkeit auf den Buschariberg, aber das Haus mag ich nit mehr erreichen. Just, daß ich noch zu rechter Zeit den Baum dort verlang — mich hinaufstemm, ist das Schindvieh schon da. Morgen zeig' ich Dir die Schuß, Peter, wo er hineinbissen hat; aber nit grad den Schuß, den Fuß hätt' er auch gern noch dazubeißen mögen. Ich in der Todesangst mach' das heilige Vornehmen: Ein geweihtes Kreuz laß' ich aufrichten auf diesem Baum, daß Jeder, der vorbeigeht, sein Vaterunser betet. Aber der Bär, wild wie ein höllisches Thier, hat brummt und brüllt und seine Augenräder haben gefunktelt, daß es ein Graus war. Gewöhlt hat er im Erdboden und gescharrt an der Baumrinden, daß die Fegen sind geflogen und — Jesus, Peter, wenn Du das gesehen hätt'st! Zu steigen hat er angeht hin auf nach den Stamm und ich hab' sein glutheißes Schnauben schon g'spürt in allen Gliedern. Ich wol gleich dem Wipfel zu, aber die Weste mir nach und alle Weste haben sich bogen. Herrgott in Dein' Reich! schrei ich, wenn ich Dir schon die heilige Kirchfahrt verricht auf dem Buschariberg, wenn ich Dir schon das Kreuz aufstell' zu Ehr Deines bittern Leidens — was willst Du noch! Was soll ich Dir geben, daß Du mich errettest aus dieser Noth! — Sterben, mein Peter, sterben will halt kein Mensch und doch gar zu bitter wär's im glücklichen Brautstand! Da fällt's mir ein in der höchsten Bedrängnuß: Mein Kind, meinen Erstgeborenen schenk' ich Dir, Du himmlischer Herr! — — (Ausiger): Und schau, wie ich das Wort so hab' ausgerufen, da hör' ich schon die Leut vom Haus wie sie herbei eilen und blizt schon der Schuß und das wilde Ungeheuer kugelt zusammen. — Das ist der letzte Bär gewesen, den sie in unserer Gemein erschossen haben. — Die Kirchfahrt hab' ich verrichtet, das Kreuz hab' ich aufgestellt an den Baum — jetzt hab' ich noch das Best' zu thun.

Peter.

Ihr seid gut an mit unserem Herrgott, Brandsteinbauer, und ich halt, es läßt sich ein vernünftig Wörtl mit ihm reden. Bin der Meinung, daß, wenn Ihr ihm sagen thät's, 's wär Euer einzig Kind; Ihr hättet ihm den Erstgeborenen verspro-

gen und nit den Legtgebornen — so wär' ich der Meinung — —

Brandsteiner.

Ja, Peter, wenn ich's wissen thät, daß er nit etwa Unrecht verstund'. — Wenn's ein Bübel gewesen wäre, mein Erstgeborner, nu, so hätt' ich ihn in die Studie geben, wäre ein geistlicher Herr worden, wie mein Bruder, der Pfarrer; das hätt' sich geschickt und hätt' uns Ehr' bracht. Weil's aber ein Diandl hat sein müssen, so heißt's mit ihm in's Kloster hinein. Weiß mir keinen andern Weg.

Peter.

Ku, halt ja. Weil wir denn schon so von der Kofel reben, leicht geht sie ungern fort vom Heim und von ihrem Vater — leicht ist sonst auch noch wer da, den sie nicht gern verläßt — weil's in so einer G'mein allerhand Leut' gibt. 's kunnt sich wunderlich schiden, daß ich selber so Einen wissen thät.

Brandsteiner.

Bist ein herzenguter Bursch, Peter! —

Peter.

Gelt! nu, nachher kunnt ich ihn ja nennen.

Brandsteiner.

Aber zeitweis steckst Du Deine Nasen ein wenig weiter, als sie lang ist. Die Kofel weiß, wie's steht, ist ihr Lebtag ein frommes Kind gewesen und thut's vom Herzen gern.

Peter.

Ku ja, Bauer, hab' halt gemeint, weil ich juß dabei bin, daß ich mich ausred' —

Brandsteiner.

Gar nit vonnöthen, Peter. Wenn ich in der Wirthschaft Deinen Rath brauch', so laß' ich Dich schon rufen. Was ich aber mit mir und mein' Kind abzumachen hab', dafür weiß ich meinen Bruder, den Herrn Pfarrer. Der versteht's. 's ist ein Glück für die Kofel, sagt er, wenn sie so der Welt Gefahr entflieht. Und Gottes Braut zu sein, da kann kein Mensch auf Erden höher steigen. Freilich wohl wird's richtig sein. Unserains hat nit studirt und kann sich die Saach' nit so auslegen.

Peter.

Und Ihr wollt Eure alten Täg in der Einsicht verleben und der große alte Brandsteinerhof soll in fremder Leut' Händ' kommen?

Brandsteiner.

Der Mensch hat sein Leben vom Herrn, hat seine Kinder vom Herrn, hat sein Vermögen und Alles vom Herrn. Ich opfer' das meine wieder auf zu seiner Ehr. Die-

selb' Meinung hat auch mein Bruder, der Herr Pfarrer. — Du aber, Peter, laß' Dir kein graues Haar wachsen, wir führen derweil die Wirthschaft fort und das Korn wird geschnitten auch ohne der Dirn. Vergiß auf morgen nit, was ich g'sagt hab'! (Reigt sich, aber nicht auffällig, vor dem Kreuz, rechts ab.)

Peter (allein).

Das Korn wird geschnitten auch ohne der Dirn. — (Eich auf die Stirne schlagend.) Warum, du dalkterer Bub, hast ihm's nit gesagt, was nit sein wird, ohne der Dirn! Warum, du Böddling, hast ihm's nit g'sagt, daß du morgen vom Haus gehst und zu den Soldaten, daß du dich niederschließen laßt auf dem weiten Feld, weil du ja so kein Heimatland hast und keinen Werth, weil keine Glückseligkeit mehr sein soll auf der Welt, weil der Mensch nur g'weg ist, daß das Korn geschnitten wird! (Auf das Kreuz hinblickend.) Das Mirakelkreuz! weil's dahier einen Bären niederbrennt haben. Soll leicht gar noch ein Vaterunser beten davor? Ich brauch' Dich nit! (Epöttisch.) Und boshaft ist er auch noch! Nit nur, daß er das kindisch' Gelbbüß nit hätt' sollen annehmen, schenkt er dem Bauer nur ein einzig' Kind und ein Diandl dazu, damit nur Alles recht in die Quer gehen soll. Ah, meinetwegen! Mag mit dem Herrgott keine Händel ansfangen; er wird's schon einmal einsehen. (Ein Geräusch auf dem Baum.) Aha, jetzt hat's Einen! Armes Flederl, grad zum Feierabend hat's Dich erwischen müssen. 's mag Eins auf den Erdboden kriechen, oder in den Lüften fliegen, vom Unglück, vom Unglück ist halt kein's frei. Leicht hast gar wollen Dein' Schatz auffuchen im Laub. Ku wart, Kleiner, für heut' schenk' ich Dir's. Und ein andermal sei geschaidt' und geh' nimmer in die Fellen. (Steigt auf den Baum.)

### 3. Scene.

(Es beginnt zu dunkeln. Im Hochgebirge des Hintergrundes dämmert nach und nach ein Alpenglügen auf. Man hört von Ferne das Geschelle der heimziehenden Herde.)

R o s e l

(tritt links auf mit einem Blumenstrauß).

(Gegen die Coullissen gewendet.) Geh, Schedlo, geh, Alles mußt auch nit haben. Das Sträußl kriegt mir heut' nit, das kriegt wer Anderer. (Zu sich:) Hart genug kommt's mir an und bei meiner Treu, ich bin eine kindische Gredl! Aber probirn thu ich's doch. Zu der ich jetzt geh', die hat einen heiligen Namen. Die Trösterin der Betrübten will ich sie heißen, 's kunnt sein, es ging doch gut aus. Für Uebel nehmen kann sie mir's nit. — Schedlo, leicht bleiben wir nachher beinand. — (Zagend gegen das Kreuz.) Wenn ich wissen thät! — Das

Mirakelkreuz ist's freilich wohl; Herrgott ist auch keiner d'ran. Ja, wenn ich wissen thät! — All' mein Lebtag hab' ich die Reb' g'hört, vor einem Kreuz ohne Herrgott thät auch ein sündhaft Gebet was verlangen. — Beim Herrgott richt' ich nichts aus mit meiner Bitt', dem hat's mein Vater versprochen. So schleich ich jetzt zu unserer lieben Frau. — Nein, aber — wenn ich wissen thät! —

(Tritt ganz zum Bilde und beginnt es langsam mit den Blumen zu zieren.)

Weil heut die heilige Samstagnacht, so hätt' ich Dir die Blümlein bracht, Nagerln find's und Rosmarin und Herzensrost und Immergrün und Bergkmeinnicht zur schönsten Bier, Du liebe Jungfrau Maria! Nit, daß ich's sag', aber wie Du bist, gibt's gar keine schönere Frau im Himmel und auf Erden. Und die Röslein stehen Dir gar so gut; wer wird sie bringen und wer wird Dich zieren, wenn ich nimmer bin? Ich hätt's gethan mit Sorgen und Freuden, aber ich muß ja fort in's Kloster gehen. Ich hoff' Dich wohl auch dort zu finden, aber so finster ist das-selbige Haus, daß ich mein', 's kunnt Dir leicht lieber sein in der schönen guldenen Welt, unter dem grünen Baum. Wie wollt' ich dableiben bei Dir und zu jeder Samstagnacht ein Kränzlein winden. — Nachher, wenn ich's bedenkt', daß mit der Zeit auch mein Vater alt wird und schwach — möcht' wissen, wer ihm beistünd' in seiner Mühsal! — Und deswegen, in's Kloster will ich halt nit gehen. Mein' Vater getrau ich's nit zu sagen, der hat's mit dem lieben Herrgott schon Alles ausgemacht. Und weil mir so angst und bang ist, so komm' ich zu Dir, Maria rein, und thät Dich bitten zu tausendmal, daß Du meinewegen redest mit Deinem Sohn. Du, wenn Du willst, bringst es leicht zu weg, daß der Handel wieder zurückgeht. Und das soll er bedenken, Dein lieber Sohn Jesus, wenn er schon einmal so viel gethan hat, daß er den Reuten zu Lieb' am Kreuz gestorben ist, so wird er sich wegen meiner Bitt' schon auch nit aufhalten. Er steht auf mich nit an. Ich bin eine einfältige Dirn, beim Beten schlaf' ich ein und bin gar sündhaft noch dazu, und in's Kloster, ich sag's rund heraus — in's Kloster taug' ich nit. Du Maria rein bist die Himmelskönigin und hast das größte Recht; Dein göttlicher Sohn ist ein gutes Kind, der wird Dir Deine Fürbitt' gewiß nit abschlagen. (Stürzt nieder auf die Knie.) 's ist ja nit von Stein, Dein Herz, und Du wirfst mich nit verlassen in meiner Noth!

(In der Ferne läutet das Abendglocklein. Abendglocken.)  
(Leise.) Ist das schon Dein Stimm', Dein Jawort? So bedank' ich mich viel hundertmal, und sag' vergelt's Gott bis

in den Himmel hinauf! (Zutraulicher.) Und nachher, Du liebe, gnadenvolle Mutter Maria, weil mir so weit richtig und bekant sein thäten, so hätt' ich halt noch eine schöne Bitt'. 's ist nur z'wegn dem, weil ich — wenn ich's auch meiner Tag nit will sagen, die Seitenpfeifen gar so von Herzen gern hör' — und — aber für abelnahmen mußst mir's einzig nit, schau Du unsere liebe Frau, daß ich eine kindische Gredl bin, das weißt gleichwohl schon lang — und Dein lieber Sohn auch. Und ich hätt' g'meint, weil ich schon einmal ein Diandl bin, und weil's schon einmal ein Diandl der Herrgott 's Blaberl z'weins Unereins g'macht, so wurd er's nit verlangen, daß — 's ist halt just so eine Sach' und ich reb' mich rechtschaffen hart! Uh mein, uh mein! (Leise zum Bilde.) Der Peter siegt mir im Sinn! — 's ist nur z'wegen dem, weil ich mich allein nit ausweiß. Treusein, das-selb' thät ich versprechen von Herzen gern —

#### 4. Scene.

Brandsteiner

(der gehorcht hatte, stillos bewegt, aber schmollend.)

Immer eine Andere thät zu dieser Stund' den englischen Gruß beten! Aber versteht sich, Du mußt extra was haben. Kannst ein saubers Gebett da, wer hat Dir's denn g'lernt?

Rosel

(nach einem kurzen Kampf mit sich, dem Vater an die Brust fallend.)

Mein Vater, zu tausend Gott'swillen, ich weiß mir nimmer zu helfen! Die Brust möcht' mir auseinander springen vor lauter Angst und Weh!

Brandsteiner.

Du kindisch, Du kindisch, jetzt hebst mir auf einmal so an! Was hast es nit gleich g'sagt? Wenn ich weiß, daß Du nit willst fort von Heim, ja so knie ich halt nieder vor diesem Kreuz und bett' dem lieben Herrgott mein Wort wieder ab. Wenn er denn schon meint, es müßt gelöst werden, mein Leben kunnt er ja nehmen dafür. Wenn nur Eins wär', daß ich im Frieden leben und Sterben kunnt, wenn er nur ein Zeichen thät geben bei diesem Baum, bei diesem Kreuz, daß er einverstanden wär' mit meiner Bitt'!

(Ein kurzes Klauschen im Baum.)

Rosel (lebhafte).

Vater, ein Vogel ist geflogen!

Brandsteiner.

Sei still, es ist schon dämmerig, 's kunnt eine Fledermaus sein g'west.

## Kosel

(gegen das Alpenglühen).

Was das für Zeichen sind, Vater, meiner Tag hab' ich den hohen Steinogel nit so rosenroth brennen gesehen.

Brandsteiner (für sich).

's ist grad, wie wenn sich das Felsengebirg für mich schämen thät, daß ich dem dort oben mein Wort nit will halten. O, wenn zu dieser Stund' nur Eins von Allen, die heimgegangen sind vor mir, zurückkommen thät auf ein Wörtl, nur auf ein Sterbenswörtl, mit der Botschaft, wie ich d'ran bin!

(Von dem Baume hört man leise das lieblich melodische Lied auf der Flöte.)

Brandsteiner (jauchzend).

Jessas, Jessas, mein G'spiel und mein Brautlied! Mein herzgetreu's Weib gibt mir's Zeichen! Hast mich denn doch noch verstanden und gibst mir mein Wort wieder z'ruck, Du gültiger Herrgott im Himmel. (Wachend, eine Thräne im Auge.) Hab' Dich schon g'lehnt, der Peter ist oben! Ist ja alles Eins, meiner Seel, 's ist ja alles Eins — wie der Bot' heißt! Geh, geh, so freig aba, bist schon sicher, heut ist kein Wår nimmer da!

Peter

(hüpft vom Baum herab).

Hätt's auch nimmer ausgehalten länger da oben; ist gar ein verzauberter Baum, jed's Al' fangt zu plaudern an, schier g'freuliche G'schichten. Das ist a Baum!

Kosel

(schämt sich, zu sich).

Mein Eid, jetzt hat er's Alles g'hört. Alles hat er g'hört!

Peter.

Und weil das schon so ein närrischer Baum ist, auf dem allerhand Geklöbisse wachsen, so hab' ich mir selber gleich auch lustig ein's ababuteilt. Wenn ich die Kosel zum Weib krieg', hab' ich g'sagt bei meiner armen Seel', so zünd' ich alle Samstag zur Feierabendzeit ein gluthrothes Amperl an, da beim Kiratellkreuz. Ja, ein g'weicht's Rächtel

muß unser liebe Frau dennoch wohl haben. Und das werd's einsehen, Brandsteinbauer, mit der lieben Frau kann Ein's kein Feindschaft anheben und das Rächtlächtl könnt's ihr nit nehmen!

Brandsteiner (für sich).

Bin selber so gewesen; im Diebl von ihr steht meine ganze Jugend geschrieben.

Kosel (verlegen).

Daselb' wår' böllig auch mein Gedanken; 's wår' eine Schand' und ein Spott und leicht auch eine großmächtige Sünd', und ich den', das Rächtlächtl muß man ihr freilich wohl zutommen lassen.

Brandsteiner (lustig).

Nachher ging's aus, nachher wår' ich nimmer allein und — ich kenn' mich selber nit vor lauter Freud'! — Jetzt muß der Jung' schon geschaidter sein wie der Al'; ich will kein' Schuld haben und Du magst selber schau'n, Peter, wie Du mit Dem dort oben auf gleich kommst!

Peter.

Ich komm' auf gleich, daselb' fürcht' ich mich nit. (Gegen Kosel.) Der Erstgeborne taugt für die Leut'; aber ich den', die Kosel ist nicht die lezt' Erstgeborne auf dem Brandsteinerhof; leicht ist später einmal Einer dabei, der sich besser schickt in's Haus Gottes hinein.

Kosel

(ihm den Mund verhaltend).

Ich bitt' Dich gar schön, thu' nichts versprechen; 's kunnt auch Keiner dabei sein — ging die z'widere G'schicht von Born' wieder an.

Brandsteiner.

's ist vorbei — sie geben nimmer nach. — In Gott'snam' in Gott'snam', weil's denn schon ist! Nachher hätt' Al's seinen Theil; — aber mein Bruder der Pfarrer — ?

Peter.

Der kommt auf den Ehrenplatz bei der Hochzeitstafel!

(Worhang fällt.)



## Gerettete Ehre.

Novelle von B. John (Verfasser von „Gabriel“).

(Nachdruck verboten, Uebersetzungsrechte vorbehalten.)

(Schluß.)

Erst nach längerem Bedenken entgegnete Mergentheim: „Herr Graf, Sie sprechen mich heute das Erstmal und haben mich auch da nicht von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt und wollen mir doch hunderttausend Gulden anvertrauen? ... Was würden Sie thun, wenn ich die Anweisung auf Rothschild annehme — und morgen Nachmittag nicht zum blutigen Rendezvous erscheine?“

„Darüber bin ich vollkommen ruhig,“ erwiderte der Graf, „Sie waren mir schon dem Rufe nach bekannt, Ihre Firma ist ja eine der geachteten in Süddeutschland, und das, was ich von Ihnen, ohne daß Sie sich belauscht geglaubt, gehört, hat meine gute Meinung von Ihnen noch befestigt ... Sie sind ein Ehreemann ... das was Sie da aussprachen, wäre ein Schurkenstreich und einen solchen können Sie — dafür würde ich meine Ehre verpfänden — wahrhaftig nicht begehen!“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf! Ich werde Ihrer guten Meinung entsprechen!“ rief Mergentheim lebhaft, die Hand des Grafen erfassend; aber schon im nächsten Momente fügte er hinzu, „wenn ich in der Lage sein werde, Ihren Antrag acceptiren zu können.“

„Was kann Sie davon abhalten? ... Ich bin übrigens, wenn Sie es fordern, gerne bereit, meinen Anbot um das Doppelte zu erhöhen.“

„Nein, Herr Graf!“ rief Mergentheim, während eine flammende Röthe sein bleiches Gesicht überzog,

„ich fordere das durchaus nicht! Daß ich mein Leben, das doch auch meiner Familie angehört, verkaufe, ist an und für sich eine unschöne, unmoralische Handlung, aber bei einer so harten Pflichtencollision kann sie damit entschuldigt werden, daß es sich nicht nur um meine, meiner Firma, meines greisen Vaters kaufmännische Ehre, sondern auch um unsere bürgerliche Ehre handelt — die Ehre steht mir und den Meinen höher, als das Leben, jene überdauert ja dieses; — aber in dem Momente, wo zu einem edlen Zwecke die Habsucht, und sei's auch nur zu Gunsten der Meinigen, hinzuträte, wäre der Handel — ein schmachvoller, Herr Graf!“

„Sie sind ein edler, würdiger Mann!“ rief Oltheim. „Bei dem lebendigen Gott! Ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen diese Summe, deren Verabgabung mich gar nicht genirt, widmen könnte, ohne von Ihnen den Gegen dienst fordern zu müssen, der doch vollkommen unschätzbar ist ... also, Herr Mergentheim, acceptiren Sie meinen Vorschlag?“

„Ich habe zwei gewaltige Bedenken — Ihr Gegner wird keinen Remplaçanten annehmen, er will ja seinen Bruder rächen, ein Duell mit einem Andern ist für ihn zweck- und sinnlos!“

„Wenn Sie beim Rendezvous erscheinen, wird er ohne Zweifel annehmen, daß ihm der Obrist Graf Oltheim entgegentritt; — daß ich mich durch einen Andern vertreten lassen werde, oder, daß ein Fremder als Stellvertreter erscheint, liegt so weit

von aller Gewöhnlichkeit und Wahrscheinlichkeit, daß kein Mensch auf diese Idee verfallen wird — und Busch und Müller haben beide mich nie in ihrem Leben gesehen; — aber, Herr Mergentheim, Sie hatten noch ein zweites Bedenken?"

Ein leichtes Lächeln glitt über Mergentheims Büge. „Das zweite war nur für mich... allein, das ist bei reiflichem Bedenken verschwunden... das rasche Aufeinanderfolgen so völlig unerwarteter, tief in mein Geschick eingreifender Thatsachen, hatte mich für einen Moment verwirrt gemacht.“

„Wenn es kein Geheimniß ist, wäre ich begierig, auch dieses zu erfahren.“

„Ich wüßte nicht, was ich daran zu verheimlichen hätte... Si duo faciunt idem non est idem, sagen die Lateiner. Wenn Sie, Müller — der darnach lechzt, Sie zu tödten, hiezu ein Recht, nach seiner Anschauung, die Pflicht zu haben glaubt — gegenüberstehen, sind Sie ja in Ihrem vollen Rechte, wenn Sie Ihren Feind zu tödten trachten; — Sie haben das Recht; ja die Pflicht der Selbsterhaltung fordert dies gebieterisch von Ihnen, ihm wenn möglich zuvorzukommen, ihn niederzuschleßen... ich müßte es als einen Mord betrachten, wenn ich einen Menschen tödten würde, der mich nie beleidigt, mich nie gekränkt. — Aber es gibt ja keine menschliche Macht, die mich zwingen kann, die Mündung meiner Pistole auf die Brust des Andern zu richten... es versteht sich von selbst, daß ich in die Luft feuern würde.“

„Herr Mergentheim, ich lerne Sie immer höher schätzen... beim allmächtigen Gott! Sie erschweren mir das seltsame, traurige Geschäft, das wir abschließen wollen!“

Mergentheim, der während der langen Unterredung fortwährend gesessen, erhob sich jetzt und durch-

schrift mehrmals das Zimmer, endlich blieb er vor dem Grafen stehen.

„Abgeschlossen!“ sprach er, seine schmale Hand in die ausgestreckte Rechte des Grafen legend, „ich werde mir die Anweisung auf M. S. Rothschild's Söhne, die ich noch morgen Vormittag mit der Post absenden muß, dann die genauen Angaben über den Ort der Zusammenkunft und die Details der Verabredung, erbitten, damit ich mir nicht irgend eine Blöße gebe, die Gegenpartei nicht mißtrauisch werde.“

Der Graf setzte sich zum Tische, schrieb zuerst eine Anweisung, dann als Geschäftsmann routinirt, einen Avisobrief an die Firma Rothschild, in welcher er dieser anzeigte, daß er den Betrag von hunderttausend Gulden süddeutsch zur Verfügung des Bankhauses Paul L. Mergentheim in D. gestellt habe; dann schob er beide Schriftstücke vor den Banquier. „Ich bitte beide zu lesen und gefälligst den Avisobrief an Rothschild selbst der Post übergeben zu wollen.“

„Ich danke,“ entgegnete der Banquier, der jetzt seine volle Fassung wiedergewonnen hatte, so ruhig, als wenn es sich um ein alltägliches Vorkommniß gehandelt hätte.

„Ich werde Sie jetzt nicht mehr hören!“ sprach der Graf, sich zögernd erhebend, „ich hoffe Sie morgen Früh nochmals zu sehen, mich,“ er bekämpfte seine heftige Bewegung, „herzlich von Ihnen zu verabschieden... Ich habe an Ihnen die interessanteste Bekanntschaft meines Lebens gemacht und — es wäre ein ewiger Gewissensvorwurf für mich, wenn unser Abschied morgen Vormittag ein solcher für immer sein sollte... aber da wir uns unter den eigenthümlichsten Verhältnissen, die es nur geben kann, kennen lernen, da wir unsere tiefsten Geheimnisse austauschten, da ich Sie hochachten gelernt, und, wie ich hoffe, auch Sie mich Ihrer Achtung nicht für unwerth halten, möchte ich mir doch noch eine

Aufklärung von Ihnen erbitten. — Sie wollen, daß es für Jedermann, ohne jede Ausnahme, also auch für Ihre Familie, daher auch für Ihren würdigen Vater ein Geheimniß bleiben soll, in welch' ungewöhnlicher Weise Sie plötzlich in den Stand gesetzt wurden, die demnächst fällig werdenden Wechsel zu decken; — aber Ihr Vater, der Chef des Hauses, der doch einen klaren Einblick in dessen innere Verhältnisse haben muß, der wird es unbegreiflich finden müssen, daß Sie plötzlich in den Besitz einer solchen Summe gelangten!"

„Sie irren sich, Herr Graf!“ entgegnete Mergentheim, „mir ist ein eigenthümliches, nicht einmal ungewöhnliches, in diesem Falle aber unglaubliches Unglück zugestoßen. Ich will Ihnen meine Geschichte kurz erzählen, denn es liegt auch mir daran, nicht in Ihrer Achtung zu sinken. — Unser Haus war, wie das auch Ihnen nicht unbekannt ist, ein uraltes, bekanntes, solides Bankhaus. Den alten Traditionen unserer Vorgänger folgend, hatten wir seit Jahrhunderten unsere Verbindungen vorzugsweise in Oesterreich und seitdem es in Oesterreich Staatspapiere gab, bildeten vorzugsweise diese die Hauptwerthe, in welchen unsere Firma verkehrte. Das vorige, für die Finanzwelt verhängnißvolle Jahr 1848 hat, wie Ihnen vielleicht bekannt sein dürfte, einen großen Coursrückgang der österreichischen Staatseffecten und Noten zur Folge. Wir haben dadurch in doppelter Weise Verluste erlitten, einmal an den Papieren und Wechseln, die in unseren Cassen lagen, andererseits auch durch Verluste bei Geschäftsfreunden, welche selbst harte Einbuße an ihren Effecten erlitten und dadurch zum Bankrott gezwungen waren. Die letzte Jahresbilanz mit Schluß 1848 war eine höchst ungünstige, wir waren aus Millionären vermögenslose Männer geworden und mein alter Vater sagte, nachdem er die Bilanz geprüft: Ulrich

wir besitzen kein Capital, ein Bankgeschäft zu betreiben; wären wir weniger redlich und solid, als wir es in der That sind, könnten wir unsern Credit benutzen und uns vielleicht — ich möchte fast sagen wahrscheinlich — wieder zu unserer frühern Größe emporzuschwingen; aber Ulrich, mein Sohn, das wäre nicht ehrlich. Als redliche Männer müssen wir unser Geschäft auflösen und als Ehrenmänner, wenn auch mittellos, von dem Schauplatz unserer langjährigen, mercantilen Thätigkeit abtreten; wir müssen unser Geschäft liquidiren. Wir sind jetzt noch im Stande unsern Gläubigern ganz und rechtzeitig zu zahlen; es ist nicht angenehm, von einer glänzenden dominirenden Stellung abzutreten; aber ich danke Gott tausendfach dafür, daß wir als redliche Männer abtreten können; uns ist's, Gott sei Dank, noch viel besser worden, als vielen Andern, die nicht nur ihr Vermögen, die auch ihre Ehre verloren haben und siehst Du, Ulrich, den Verlust unserer kaufmännischen Ehre hätte ich nicht zu überleben vermocht... für Dich und die Deinen, mein bester Ulrich Sorge ich nicht, Du bist ein tüchtiger Mann, jeder wird Dich gerne als Procurist, Buchhalter, Disponenten oder Correspondenten aufnehmen, Du wirst ein auskömmliches Gehalt bekommen, wirst mit Weib und Kind anständig leben können und wahrhaftig auch Deinen Vater nicht darben lassen... Ich führe die Worte meines Vaters unverändert an, damit sie sich über die Art seines Denkens und Fühlens ein Bild machen und meinen durch die Verzweiflung eingegebenen Entschluß richtig beurtheilen mögen. — Wir wickelten unsere Geschäfte langsam ab, lösten allmählig unsere Verbindungen, zogen unsere Ausstände ein und bezahlten, wo wir schuldig waren. Vor wenigen Tagen waren wir so weit gediehen, daß wir nur noch an drei uralte Geschäftsfreunde zusammen eine Summe von

etwa hunderttausend Gulden schuldeten, welcher Betrag durch Staatseffecten, welche wir im Portefeuille liegen hatten, gedeckt war. Ich reiste nach Frankfurt, um diese zu verkaufen und mit dem Erlöse unsere letzten Schulden zu zahlen.“ Jetzt mußte Mergentheim einen Moment tief aufathmend inne halten, bei der bloßen Erinnerung traten ihm die hellen Schweißtropfen auf die Stirne. „Da geschah mir etwas, was im Leben nicht so selten vorkommt; aber das in wichtigen Momenten und in so großem Maße, entscheidend auf ein Menschen-schickal einwirken kann.... Ich hatte die Effecten durch einen Börsenmakler verkaufen lassen und dieser hatte die empfangenen Beträge spät am Abende richtig an mich abgeliefert, ich steckte das Geld, das ich in großen Noten erhalten hatte, in eine Briefftasche, die ich schon jahrelang benützt hatte, aber die Uebernahme und die Abrechnung mit dem Börsenmakler hatte eine längere Zeit erfordert, es war schon zu spät geworden, um meine Geschäftsfreunde in ihren Comptoirs aufzusuchen.

Am nächsten Morgen, so bald ich annehmen konnte, die Banquiers schon in ihren Geschäftslocalitäten zu finden, besuchte ich den ersten, ich war zu früh gekommen, der Cassierer, der die demnächst fällig werdenden Wechsel in der Cassa eingeschlossen hatte, war noch nicht anwesend, ich ging zu dem zweiten, dieser hatte die Wechsel begeben und ich konnte sie erst in einigen Tagen bei deren Fälligkeit einlösen; bei dem dritten hatte ich nur eine kleine Zahlung zu leisten und derselbe wohnte von unsern beiden andern Geschäftsfreunden ziemlich weit entfernt und ich zog es daher vor, jetzt nicht hinzugehen, mittlerweile in den nächsten Straßen einige kleine Einkäufe zu machen und traf um elf Uhr Vormittag wieder bei dem größten meiner Gläubiger ein. Ich hatte schon mit ihm, die bei einem solchen Anlasse üblichen Redensarten; tiefes Bedauern,

die langjährige Verbindung mit einem so alten berühmten Hause lösen zu müssen, unverändertes Fortbestehen der alten Freundschaft u. s. f. ausgewechselt und ich wollte nun das Portefeuille aus meiner Brusttasche ziehen, als ich zu meinem tödtlichen Schrecken diese — die Brusttasche nämlich — leer fand, ich hatte das Portefeuille mit den hunderttausend Gulden nicht mehr!... Ich wußte ganz gewiß, daß ich es des Morgens zu mir gesteckt, ich eilte in alle Läden, wo ich verschiedene Kleinigkeiten gekauft, Niemand wollte die Briefftasche gesehen haben; — ich erstattete bei der Polizei die Anzeige und diese erließ eine Rundmachung, worin weder mein Name genannt, noch die Summe genau bezeichnet worden, dem redlichen Finder aber eine sehr große Belohnung zugesagt war; — alles blieb fruchtlos! Ich befand mich in einer Lage, deren Entseßlichkeit ich Ihnen gar nicht zu schildern vermag — ich, der vorsichtige Mensch, den man sich nur zu denken vermag, der in seinem ganzen Leben nie einen Gulden in solcher Weise verloren, hatte unsern letzten Vermögensrest, der uns zur Erhaltung unserer kaufmännischen Ehre unumgänglich nothwendig war, verloren, ich besaß keine Mittel, unsere Wechsel einzulösen, unser Bankerott war unausweichlich; und was mir am entseßlichsten erschien, ich konnte den Abgang des mir in unerklärlicher Weise in Verlust gerathenen Geldes nicht nachweisen; unsere Bücher zeigten, daß unsere Activen unsere Passiven vollkommen deckten; unter solchen Umständen hätte wohl Niemand geglaubt, daß ich hunderttausend Gulden — aus der Tasche verloren — vielleicht sogar nicht mein Weib, die mich bisher mit vergötternder Liebe angebetet, vielleicht nicht mein eigener Vater — ganz gewiß meine Gläubiger nicht!... Ich hätte bei einer gerichtlichen Untersuchung auch meine, meiner Familie, meiner Gattin, meiner unschuldigen

Kinder bürgerliche Ehre verloren — ich mußte als Betrüger verurtheilt werden!“

„Es fällt mir nicht schwer, mich in Ihre Lage zu versehen, Herr Mergentheim,“ sprach Oltheim, während der Banquier erschöpft in seiner Erzählung inne hielt, „und es ist eine wunderbare Fügung, die uns hier zusammenführte! Was brachte Sie nach diesem kleinen Grenzorte?“

„Ich kam aus dem Elsaß; ich hatte in meiner Verzweiflung drüben in Frankreich Hilfe gesucht, leider vergeblich!“

Der Graf machte keine Miene zu sprechen, das Schicksal Mergentheim's interessirte ihn lebhaft, er hätte gerne erfahren, in welcher Weise dieser in Frankreich Rettung zu finden gehofft, aber er unterdrückte seine Neugierde, der Banquier bemerkte dies und fuhr fort:

„Ich zermartete mein Gehirn, ob es mir nicht doch möglich wäre, mir das Geld in irgend einer Weise zu verschaffen, und plötzlich kam mir der Gedanke — mir schien er eine Eingebung Gottes — mich an meinen alten reichen Onkel Baron Delaveaux, der jenseits der französischen Grenze wohnte, zu wenden. Meine Mutter war seine einzige Schwester gewesen, und da der Oheim schon lange ein kinderloser Witwer ist, hätte unter normalen Verhältnissen sein kolossales, nach Millionen zählendes Vermögen einst an uns fallen sollen; aber Onkel Delaveaux war ein starrer, hochmüthiger Aristokrat und hatte es meiner Mutter nie verziehen, daß sie gegen seinen Willen, den Mann ihres Herzens, einen Bürgerlichen zum Gatten gewählt und hatte sich seit jener Zeit — es sind dies schon vierzig Jahre — fast ganz von uns zurückgezogen. Er war als junger Mann ein Freigeist gewesen, hatte allen religiösen Satzungen Hohn gesprochen und nicht an Gott geglaubt. Als er nun plötzlich in seiner Familie von hartem Unglück betroffen

wurde, — er verlor seine junge, schöne liebenswürdige Frau im dritten Jahre seiner Ehe, kurz darauf zwei hoffnungsvolle Knaben, — hatte er diese Schicksalsschläge als gerechte Strafe für seinen Unglauben betrachtet, war ein religiöser Schwärmer geworden und es war eine allgemein verbreitete und durch seine eigene Aeußerungen vollkommen begründete Ansicht, daß er sein Vermögen an ein Kloster, das in der Nähe seines Schlosses liegt, vererben wolle. In meiner großen Noth wollte ich mich nun an meinen nächsten Verwandten, an dem Bruder meiner Mutter wenden. Hunderttausend Gulden spielen bei seinem Vermögen, das sich auf Millionen beläuft, eine so untergeordnete Rolle, daß ich mich der Hoffnung hingeben konnte, der Onkel, dessen unberechtigter Groll sich wohl auch im Laufe so vieler Jahre abgeschwächt haben mochte, würde um einer für ihn so geringen Summe willen seinen Schwesterjohn, seinen Neffen, seine einzigen Verwandten auf Erden nicht sinken, nicht der Verzweiflung anheimfallen lassen. Ich eilte zu meinem Oheim, ich fand einen vor Alter kindisch gewordenen, geisteschwachen Greis, der mich aber minder unfreundlich aufnahm, als ich zuweilen gefürchtet hatte. Er verstand doch das, was ich ihm erzählte, schien auch meinen Worten Glauben beizumessen, mehr als das, er schien sogar von meiner lebhaften Darstellung unserer Lage ergriffen zu sein, schon hoffte ich, daß er meinen Wunsch erfüllen werde, als er mit wenigen Worten alle meine Hoffnungen vernichtete. Er würde mir, so meinte er, recht gerne helfen, aber er sei jetzt außer Lage, etwas wegschenken zu können, er habe vor wenigen Wochen erst, um sein Testament machen zu müssen, sein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Lebensrente an das Kloster, das in seiner Nähe lag, abgetreten... nun ward ich völlig hoffnungslos, ich verzweifelte und als ich von dem Wagen

meines Oheims hierhergeführt, hier meinem Leben ein Ende machen wollte, ward ich von Ihnen daran verhindert.“

Es war wieder eine lange Pause eingetreten, es war eine wunderbare Verkettung von Umständen eingetreten, daß sich zwei hoffnungslos Unglückliche treffen und gegenseitig ihr Schicksal erleichtern konnten. Beide fühlten, daß sie gewiß nicht correct handelten, aber, daß es eben so gewiß sei, daß sie in ihrer Lage kaum anders handeln konnten. Es war schon tief in der Nacht; der Graf wußte, daß Mergentheim noch wichtige Briefe, die morgen abgehen mußten, zu schreiben habe und daß er nach den furchtbaren Aufregungen, die er überstanden, der Ruhe bedürfte und sich vielleicht auf's Bett werfen, es versuchen wollte, abzuwarten, ob die Natur nicht ihren Hülfe erheben, er nicht in einen kurzen Schlaf versinken würde; und nachdem Oltheim dem Banquier noch genau den Ort des Rendezvous und die Details der Feststellung über die Art des Duells mitgetheilt hatte, trennten sich die Männer; am nächsten Vormittage wollten sie sich noch einmal, vielleicht das zweite und letztemal, im Leben sprechen.

\* \* \*

Es war ein schöner, frischer Herbsttag, auf der Richtung eines Waldes, ziemlich entfernt von dem nächsten Dorfe, befand sich eine kleine, aus drei Personen bestehende Gruppe. Es waren dies Müller, Busch und ein französischer Arzt. Müller war ein hochgewachsener Mann von etwa fünf- undzwanzig Jahren, eine kräftige, athletische Gestalt, das blonde Haar fiel in reichen Locken auf einen Staubkittel, der ziemlich weit herabreichte und von seinem sonstigen Costume fast nichts als ein paar Sommerbeinkleider von hellem Stoffe sehen ließ. Der Hals blieb frei und ein sogenannter Demotratenhut bedeckte sein Haupt. Busch war noch um etwas größer als sein

Freund, auch er trug einen leichten Sommeranzug und einen Kalabreser, der Arzt, ein kleiner beweglicher Mann mit dunklem Haare war mit einem schwarzen Ueberzieher bekleidet. Busch saß, ernst vor sich hinblickend, auf einen Baumstumpf und schaute nur zuweilen in der Richtung des Waldweges auf, Müller schritt ungeduldig auf und ab, der Arzt saß auf dem Boden im Grase und durchmusterte sorgfältig das chirurgische Besteck, das offen vor ihm lag.

„Ich fürchte, wir sind vergebens hergekommen“, stieß Müller endlich halblaut zwischen den Zähnen hervor; „diese Rasse hat nur en masse, in ganzen Rudeln Muth — wenn es sich um einen Einzelkampf handelt; — verlieren sie die Courage!“

„Du weißt es Fritz“, entgegnete Busch, sich erhebend, „ich bin kein Freund dieser Menschenclasse; aber objectiv muß man sein; — dieser Obrist Graf Oltheim, den ich persönlich gar nicht kenne, soll — das Zeugniß haben ihm unsere besten Kameraden, die ihm im Kampfe gegenüberstanden, gegeben, — ein sehr tapferer Degen sein und sich mit Todesverachtung den größten Gefahren preisgegeben haben... ah!“ unterbrach er sich, plötzlich aufhorchend: „jetzt höre ich das Rollen eines Wagens, vielleicht bringt dieser den Mann, den wir so sehnsüchtig erwarten.“

„Ich bin schon neugierig, den Menschen von Gesicht zu sehen“, murmelte Müller und die beiden wandten auspähend ihre Blicke auf den Weg, der durch das Gehölze zur Richtung führte und in der That ward bald ein Mann sichtbar, der eiligen Schrittes ankam; es war Mergentheim, er war in seiner Reifekleidung, den kleinen schwarzen Hut hatte er tief in die Stirne gedrückt, er langte athemlos an und ohne sich nur Zeit zu nehmen, zu grüßen, den Hut zu lüften, rief er:

„Ich bitte für die unfreiwillige Verzögerung um Entschuldigung, mein Kutscher scheint nicht den richtigen Weg, scheint einen Umweg eingeschlagen zu haben.“

Busch sah auf die Uhr: „Um... hat nichts zu bedeuten“... meinte er, „acht Minuten zu spät... Das kann leicht passieren... Schreiten wir, wenns beliebt, zum ernstern Werke!“

Mergentheim verneigte sich zustimmend und sagte höflich:

„Ich kenne die Herren nicht persönlich, ohne Zweifel sind Sie Herr Busch, jener Herr Müller; den dritten Herrn kennzeichnet schon seine Beschäftigung als Arzt.“

Die drei Männer verneigten sich und Busch sagte mit einigem Widerstreben:

„Ich muß Ihnen noch für das Vertrauen danken, mit dem Sie uns entgegenkommen, Sie sind, wie ich es mit Ihrem Freunde... Herrn Braggen... Baron glaub'ich, läßt er sich nennen, besprochen, allein gekommen; aber Sie können versichert sein, es mit honneten Leuten zu thun zu haben“... er öffnete einen kleinen viereckigen Kasten. „Hier sind zwei ganz gleiche, geladene Pistolen. Sie haben die Wahl, Sie können sich entscheiden, für welche Sie wollen.“ Mergentheim nahm schweigend auf's Gerathewohl eine der Weiden. „Man pflegt in der Regel noch im letzten Momente einen Versöhnungsversuch zu machen“ fuhr Busch fort, „doch hat das nur da einen Sinn, wo der Beforderte in der Lage wäre, eine entschuldigende Erklärung abzugeben; — in dem vorliegenden Falle erscheint mir ein solcher Versuch als eine leere, nutzlose Formalität, das Duell soll ja unter allen Umständen stattfinden...“ Mergentheim schwieg, aber Müller nickte lebhaft bejahend mit dem Kopfe „also meine Herren, ich messe eine Distanz von dreißig Schritten ab“ — so sprechend that er dies, den Baum-

stumpf zum Ausgangspunkt wählend. „Sie“, er wandte sich an Mergentheim, „sind allein, ohne Secundanten, es muß daher Ihnen die Wahl überlassen bleiben, ob Sie sich mit dem Rücken zu dem zerstückelten Baume oder hier an diese Eiche lehnen wollen.“

Mergentheim stand in der Nähe der Letzteren und er entschied sich schweigend für diese, indem er sich an den ihm angewiesenen Ort stellte und Busch fuhr fort:

„Ich werde langsam eins, zwei drei zählen und die letzte Zahl noch dadurch markiren, daß ich dabei in die Hände schlagen werde. Es ist wohl vollkommen überflüssig und erschiene unhöflich, wenn ich darauf aufmerksam machen wollte, daß hierauf genau geachtet werden muß und kein Schuß früher abgefeuert werden darf. Wird das beiderseitig bekannte, beabsichtigte Resultat nicht erzielt, so wird der Pistolenkampf in derselben Weise so lange fortgesetzt, bis einer der Herren geblieben... noch Eins,“ Busch Stimme, die bisher rauh geklungen, ward um eine starke Nuance weicher, „Sie“, er wandte sich an Mergentheim „sind allein ohne Zeugen erschienen; vor einem so ernsten Kampfe pflegt man seine Wünsche für gewisse Fälle auszusprechen, mein Freund Müller z. B. wünscht bei einem für ihn ungünstigen Ausgange am Friedhofs zu F. neben seiner Mutter, die er abgöttisch liebte, zu ruhen... haben Sie etwa ähnliche Wünsche, ohne für deren Erfüllung früher gesorgt zu haben, so bitte ich, sie auszusprechen; sie werden, so weit es an mir liegt, etwa durch eine briefliche Anzeige an ihre Angehörigen besorgt werden.“

Trotz des tiefen Ernstes der Situation überflog doch ein leichtes Lächeln die bleichen, erregten Züge Mergentheims; der ehemalige Durstschäfer behandelte die Angelegenheit mit einer Gründlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ und Zeugniß dafür ablegte, daß er bei vielen derartigen Ehren-

händeln mitgewirkt und hierbei reiche Erfahrungen gesammelt hatte.

„Ich danke“, entgegnete Mergentheim ruhig, „wenn wir etwas Menschliches arriviren sollte, so bitte ich, sich um meinethwillen nicht zu stören, sich nicht weiter um meine irdischen Reste zu kümmern. Bei Anbruch der Nacht, wo doch jedenfalls unsere Affaire beendet sein muß — werde ich, wenn ich nicht in meinen Gasthof zurückgekehrt bin, hier abgeholt werden.“

Busch mußte unwillkürlich wie befriedigt mit dem Kopfe nicken.

„Wenn's beliebt, an Ihre Plätze meine Herren!“ sprach dieser, sich jetzt seitwärts in der Mitte zwischen Weiden stellend: „Machen Sie sich gefälligst bereit, ich beginne langsam mit einem secundenlangen Intervall zu zählen... Eins... Zwei...“ Busch brach ab, es hatte sich ein Windzug erhoben, „ich muß noch einmal anfangen, wenn der Wind pfeift und die Blätter rauschen, kann doch leicht von Einem oder dem Andern das entscheidende Wort und Signal überhört werden... ich hätte doch einen besseren, vor Wind geschützteren Platz auswählen sollen... nun das läßt sich nicht mehr ändern, es ist zu spät, wir müssen schon bei diesem bleiben; — aber warten wir noch einen Augenblick...“

Müller senkte die Waffe, die er schon schußbereit gehalten, sein Gegner hatte diese noch gar nicht in die Richtung gebracht.

„Also noch einmal!“ begann Busch nach kurzer Pause „jetzt wird's wohl Ernst werden, ich beginne nochmals zu zählen... eins... zwei und... drei!“ Busch schlug die Hände laut schallend zusammen; aber fast gleichzeitig durchpfeiff wieder ein heftiger Windstoß die Luft, es knallten zwei Schüsse und Busch und der Arzt riefen, jener „Herr und Gott was bedeutet das?“ dieser „ah! qu'est ce donc?!“ — die beiden Gegner hatten in die Luft gefeuert!...

Es war ein Moment der höchsten Ueberraschung, von der jeder einzelne der vier anwesenden Männer im stärksten Grade erfaßt worden war. Müller schien einen Augenblick fassungs- und wortlos zu sein, selbst Busch, der einen hohen Werth darauf legte, unter allen Umständen eine eifige Ruhe zu affectiren, eilte auf seinen Freund zu und rief, erstaunt von Einem auf den Andern blickend: „Herr Gott von Mannheim! was geht denn eigentlich da vor? .... Was doch der Mensch nicht Alles erleben kann!“ und da Müller nicht rasch genug antwortete, entgegnete Mergentheim:

„Ich halte es für das höchste Unrecht, auf das Herz eines Menschen zu zielen, der mir nichts zu Leide gethan, mich nicht beleidigt hat, im Gegentheile sich selbst, wenn auch mit vollstem Unrechte in seinen heiligsten Gefühlen durch mich verletzt glaubt, der Mann,“ fuhr er mit seinem Doppelpinne fort, „der Ihnen, Herr Müller, jetzt gegenübersteht, hat gar nichts gemein mit jenem Obristen Graf Oltheim, der das Todesurtheil ihres Bruders unterfertigte, der Präsident des Kriegsgerichtes hatte nicht einmal sein Botum abzugeben.... und hat nur seine Pflicht erfüllt.... daß ich in die Luft geschossen, konnte Niemand befremden, aber daß Sie...“

„Ah!“ rief jetzt Müller, ihn hastig unterbrechend, „der Windstoß, der Ihnen den leichten Hut vom Kopfe riß, kam gerade zur rechten Zeit — es zu verhindern — daß ich dem Lebensretter meiner mir ewig unvergesslichen Mutter nicht eine Kugel durch's Herz gesagt, — das hätte ich nicht zu überleben vermocht, das hätte mich mit niederschmetternder Wucht getroffen, da hätte ich mir gleich die Kugel durch mein siedendes Hirn jagen müssen.... an der breiten Narbe an der Stirne hatte ich Sie plötzlich erkannt.... Herr! Sie kennen mich nicht mehr!.... Freilich es sind ja jetzt schon fünfzehn Jahre.... aber



wenn's ein Jahrtausend, wenn's eine Ewigkeit wäre, würde ich nicht daran vergessen! O Mann, erinnern Sie sich noch immer meiner nicht? Freilich, ich war damals ein Bub' von zehn Jahren und Sie schon ein stattlicher Bursche von etwa zwanzig, einundzwanzig Jahren . . . aber die Schmarre hatten Sie schon damals, die mußten Sie bei irgend einem scharfen Studentenduelle abbekommen haben . . . Denken Sie nicht mehr an jene Nacht, wo in M. plötzlich im Wirthshaus „zum blauen Feigenstod“ nach Mitternacht ein großes Feuer ausbrach und rasch um sich griff, bevor man noch recht gewußt, ob es brenne? . . . Denken Sie's noch? O Gott! daran kann ja ein Mensch nie vergessen! . . . Vor dem Hause stand ein kleiner Knabe, der mit seiner Mutter in die Stadt gekommen war — die Mutter war im Gasthof geblieben, der Knabe bei seinem Pather, wo er des Abends zu Tisch geladen und dann dort geschlafen hatte, bis er und der Pather durch den Feuerlärm geweckt wurden, der kleine Junge rang die Hände und weinte bitterlich und rief Alle an, sein liebes Mütterle zu retten, sein Mütterle, das da oben im zweiten Stockwerk an dem Fenster ihres Stübchens bleichen Antlitzes stand, sie konnte nicht mehr zur Zimmerthüre, nicht mehr zur Treppe gelangen. Rauch und Sprühfunken quollen schon aus dem Fenster, es war für mich, den Sohn, ein grauenvoller Anblick, es anzusehen . . . wie die geliebte Mutter . . . lebendig verbrennen müsse! Alle die ringsum auf dem großen Plage standen, hatten Mitleid; — aber keiner wagte den gefährlichen Gang . . . Da kamen urplötzlich drei Bursche, die Schläger klirrend nachschleppend, die Straße heruntergeilt, sie mußten zufällig aus der nahen Universitätsstadt herübergekommen sein; der in der Mitte, das waren Sie, der hatte kaum gehört und gesehen, um was es sich handelt, als er rasch der nächststehenden Frau das große Umschlagtuch vom Leibe riß,

es in den Wasserzuber steckte, sich in dasselbe hüllte und trotz aller Abmahnungen die knisternde Stiege in's zweite Stockwerk hinaufeilte, . . . Aller Blide folgten Ihnen, — es war plötzlich auf dem weiten Plage vor dem Gasthose eine Todtenstille eingetreten, man hätte, wäre das Praseln nicht gewesen, den Tritt einer Fliege an der Wand hören können . . . ich . . . ich konnte nicht reden, nicht athmen, nicht denken, ich faltete nur die Hände und lispelte: Gott! . . . laß ihn meine Mutter retten! . . . Und nach langen, langen fünf Minuten — mir dauerten sie eine Ewigkeit — kamen Sie die Treppe herab, die unter ihren Füßen unheimlich knisterte . . . in Ihren Armen lag meine Mutter ohnmächtig; und Sie hatten kaum meine Mutter sanft auf den Boden gesetzt, ihr Wasser in's Gesicht gespritzt, daß sie erwachte und die Augen aufschlug; — als die brennende Stiege krachend zusammenstürzte — zwei Minuten später — und Sie und mein lieb' Mütterle wären in einem Flammenmeere begraben, wären von den stürzenden Balken jämmerlich erschlagen gewesen! . . . Ich erinnere mich dessen noch, wie wenn es heute wär'!“ fuhr Müller redselig fort, „ich wollte Ihre Hand, Ihren Rocksaum küssen, Sie wehrten mich ab und sagten lachend, mir den Sockentopf streichelnd: ‚Si! Du dummes Döble, was hab' ich denn da Großes gethan? ein Mensch muß ja, wenn es in seiner Macht steht, das Leben seines Nebenmenschen retten!‘ . . . Und nun eilten Sie weg; und als sich später meine Mutter bei Ihnen bedanken wollte, fand man Sie nicht mehr und als man sich nach Ihrem Namen erkundigte, hieß es, Sie wären ein Student aus der nahen Universitätsstadt, man kenne Sie hier nicht. Mein ganzes Leben lang hatte ich gewünscht, Ihnen nochmals zu begegnen und weiß es Gott! auch in dem Momente, wo ich geglaubt, entweder Sie niederzuschießen oder von Ihnen niedergeschossen zu

werden, fuhr mir auch der Gedanke bligartig durch den Kopf, aus dem Leben oder aus Europa scheiden zu müssen, ohne meinem größten Wohltäter, dem Lebensretter meines Mütterle, kennen gelernt, ohne ihm gedankt zu haben... und wie ich mir grad' das denk', in dem Moment, reißt Ihnen der Wind den Hut vom Kopf und ich erkenne Sie... Sie stehen mir so gegenüber... das wär' ein schlechter Dank gewesen, Ihnen die Krugel durch's Herz zu jagen... und ich war glücklich, daß ich sie noch in die Luft senden konnte!"

Müller, der im höchsten Grade sanguinisch war, hatte sich Mergentheim genähert und war schon im Begriffe, seine Hand zu erfassen, plötzlich ließ er seine ausgestreckte Rechte nieder sinken und sprach matt und abgeschlagen: „Die Hand kann ich Ihnen doch nicht reichen, die Hand, welche das Todesurtheil meines geliebten Bruders unterfertigte, darf ich nicht drücken!... für meiner Mutter Lebensrettung meinen heißesten, innigsten Dank!... Leben Sie wohl — auf Nimmerwiederssehen!"

So sprechend schwenkte Müller seinen Hut und eilte rasch davon.

Nun traten Busch und der Arzt, die beide vor berechtigtem Erstaunen wie versteinert dagestanden waren, an Mergentheim heran und der Erstere sprach:

„Ich hätte mir, bei Gott! einen solchen Ausgang auch nicht im Traume vorgestellt. Ich bedauere es herzlich, daß unsere politischen Anschauungen so weit auseinandergehen, als Mensch kann ich mir es nicht versagen, Ihnen meine höchste Achtung auszusprechen, — ich gehe mit meinem Freunde Busch nach Amerika... Leben Sie wohl!"

Auch der Arzt, der Müller's längere Erzählung nicht ganz verstanden und den Vorgang daher nicht vollständig aufgefaßt hatte, richtete an Mergentheim halb deutsch, halb französisch einige anerkennende Worte, dann

schlugen die Beiden den Weg zu dem Ausgange des Waldes ein, wo sie ein Wagen erwartete.

„Die Ehre gerettet — und ich meiner Familie erhalten! Gott tausendfachen Dank!" rief Mergentheim, als er allein zurückgeblieben und sich aus seiner Betäubung, in welche ihn das unglaubliche, wunderbare Zusammentreffen der Ereignisse versetzt, emporgerafft hatte, dann schritt er der deutschen Grenze zu, die wiederzusehen er nicht mehr gehofft hatte.

\* \* \*

Es ist einer jener herrlichen Herbsttage, wie sie uns das Scheiden jener Jahreszeit so schwer machen und man zählt 1864. Wir befinden uns auf dem prächtigen Landschlosse des Grafen Oltheim. Er sitzt mit seiner Familie an einem runden Tische in einem geräumigen Erkerzimmer, dessen hohe, jetzt geöffnete Glasthüre auf einen Balkon führt, so daß man schon von der Mitte des Zimmers aus einen Fernblick auf die lachende Gegend genießt.

Grafen Oltheim, der mittlerweile General gemorden und den Dienst verlassen, sieht man, trotzdem er im letzten Schleswig-Holstein'schen Kriege bleifirt wurde und sich beim Gehen auf einen Stock stützen muß, seine dreiundfünfzig Jahre nicht an, er hält sich noch immer stramm und aufrecht. Sein volles Haar, sowie der Schnur- und Anebelbart sind nur stellenweise mit Silberfäden durchzogen, seine Wangen sind noch immer gesund gefärbt, seine frischen roten Lippen zeigen beim Sprechen zwei Reihen echter, wohlerhaltener Zähne. Neben ihm sitzt seine Gemalin Helene, eine Dame, sich der Mitte der Dreißig nähernd, in der vollsten Entwicklung der Schönheit, drei Kinder, das älteste Jbda, ein Mädchen von vierzehn Jahren, der elfjährige Oscar und der fünf-einhalbjährige Wilhelm blicken aufmerksam in eine illustrierte Zeitung

und stecken die Köpfe zusammen, so daß die Locken der schönen Kinder zusammen zu fließen scheinen und die Gruppe, namentlich den Blicken liebender, zärtlicher Eltern einen prächtigen Anblick gewährt.

„Papa,“ ruft jetzt plötzlich Wilhelm, seinen Geschwistern die Zeitung entreisend, zum Vater hineilend und das Blatt auf seinem Schooße ausbreitend, „schau mal das hübsche Bild, eine Schlacht in Amerika . . . wahrhaftig, das ist genau so, wie Du, bester Papa, uns eine solche geschildert hast, wo Du gegen die Dänen commandirt hast . . . schau mal, Papa! Der Anführer, der da auf dem Pferde sitzt, sieht Dir wahrhaftig ganz ähnlich“ und während der Knabe mit seinem kleinen Finger auf die Figur des amerikanischen Generals tippte, winkte er mit dem andern Händchen die beiden Geschwister als Zeugen für die sprechende Aehnlichkeit des transatlantischen Offiziers mit ihrem eigenen Papa herbei und die beiden, welche das Nesthüchchen unendlich liebten und verhätschelten, winkten — obwohl sich gegen diese angebliche Aehnlichkeit gar manches hätte einwenden lassen — eifrig zustimmend mit den Köpfen, „und schau, Papa,“ fuhr Wilhelm fort, „wie da ein anderer todtgeschossen vom Pferde herunterfällt, gerad' so, wie Du's von Deinem braven Adjutanten, dem Rittmeister Pannowik, erzählt hast . . . wie der arme todt Mann wohl heißen mag? vielleicht nennt ihn die Zeitung,“ setzte Wilhelm eifrig fort und offenbar weise die gute Gelegenheit ergreifend, mit seiner großen Fertigkeit im Zusammenlesen zu glänzen, suchte er, mit den Fingern die Zeilen herunterfahrend, die entsprechende Textstelle auf; als er sie gefunden, las er sie ziemlich fertig vor, sie lautete:

„Der Ober-Befehlshaber der Unionsstruppen, General Siegl, befand sich schon in harter Bedrängniß, er hatte, ohne die Stärke des Fein-

des genau zu kennen, mit nur wenigen Regimentern den Kampf gegen eine große Ueberzahl angenommen. Seine wenigen Truppen konnten trotz aller Tapferkeit dem Andrang der großen Massen nicht widerstehen, Siegl mußte befürchten, sich bald von allen Seiten umzingelt zu sehen und war daher schon im Begriffe, mit schwerem Herzen den Befehl zum Rückzug zu ertheilen. In diesem kritischen Momente nahte plötzlich unerwartete Hilfe. Der durch seine Tapferkeit und Tollkühnheit bekannte Obrist Müller, welcher mit seinem nur aus Deutschen bestehendem Regimente, der vom Generalissimus Grant erhaltenen Ordre gemäß, auf dem Marsche in südwestlicher Richtung begriffen war, hatte entfernten Kanonendonner gehört und war sofort entschlossen, diesem folgend auf das Schlachtfeld geeilt. Unser Bild stellt den Moment dar, wo Müller mit seinem Regimente von den erschöpften Truppen Siegls mit lauten Jubelrufen begrüßt anlangt und um Siegl von der erdrückenden Wucht der feindlichen Uebermacht zu befreien, einen Bajonettangriff in die linke Flanke des Feindes anordnet und an der Spitze seiner ansturmenden Truppen von einer Kugel tödtlich getroffen zu Boden stürzt.

Müller war einer der tapfersten Offiziere der Unionsarmee, er war ein badischer Freischärler aus dem Jahre 1849 und sein älterer Bruder wurde von einem preussischen Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Sein Oberlieutenant und langjähriger Freund Busch, gleichfalls ein Badenfer, stellte sich nun an die Spitze des Regimentes; aber auch er fiel schon im nächsten Momente im dichten Regeltregen. Müller's Truppen geriethen nun in namenlose Wuth, von dem Eifer beseelt, den Tod ihrer geliebten Führer zu rächen, stürmten sie unaufhaltsam vorwärts

und in weniger als einer halben Stunde war der Sieg zu Gunsten der Unionstruppen entschieden.“

Der Graf hatte sich, während sein Söhnchen lag, rasch von seinem Stuhle erhoben, ein leichtes, convulsivisches Juden durchflog seinen kräftigen Körper und mit vor Aufregung bebender Stimme frug er das Kind: „Wo... wo steht das?“

„Da, da, lieber Papa!“ beeilten sich alle drei Kinder, die Stelle zeigend, zu sagen; der Graf riß ihnen das Blatt aus der Hand und eilte in das anstoßende Kabinet, wohin ihm nach einiger Zeit die Gräfin folgte. Sie fand ihren Gatten, den Kopf in beide Hände gestützt, in das vor ihm liegende Zeitungsblatt starren, als wenn er sich jedes einzelne Wort dieses Journalartikels für die Ewigkeit in das Gedächtniß prägen wollte. Die Gräfin berührte leicht seine Schulter, er zuckte aus seinem Dürten empor.

„Mein lieber, guter Mann!“ frug sie mit ihrer volltönenden, glöcklichen, zum Herzen dringenden Altstimme, „was sieht Dich an? Woher diese plötzliche Aufregung?... Daß zwei Offiziere in der Ausübung ihrer Pflicht, auf dem Blachfelde plötzlich, wenn auch nicht unerwartet, vom Lode ereilt wurden, kann ja einen Mann, wie Du es bist, einen Mann, der dem Lode so oft furchtlos in's Gesicht geblickt, der so oft gute Kameraden und Freunde tödlich getroffen neben sich fallen sah, nicht in so hohem Grade erschüttern!... Ober sollten Dir die Männer — sie tragen beide in Deutschland sehr häufig vorkommende Namen — früher einmal im Leben näher gestanden sein? Das würde mich befremden. Du hast mir doch dein ganzes, vergangenes Leben so offen vorgelegt, ich glaubte alle zu kennen, zu denen Du je in näheren Beziehungen gestanden!... Sollte Dich,“ fuhr die Gräfin nach einer kurzen Pause fort, „gegen mein Erwarten etwas bedrücken?...

Konrad, ich bin Dir fünfzehn Jahre lang ein treues, ergebnes Weib gewesen, und werde Dir's bleiben bis in den Tod, so lange meine Seele lebt... spreche Dich aus, Konrad! Mittheilung erleichtert“ und als der Graf noch immer schwieg, sagte die Gräfin: „ich will mich nicht in Dein Vertrauen eindringen, nicht Deine Geheimnisse erfahren, ich bin wahrhaftig nicht neugierig, ich beabsichtigte nur, Dir möglicherweise eine Linderung zu verschaffen. .... Ich will Dich nicht länger stören, ich muß Dich wohl mit Deinen Gedanken allein lassen, wenn diese auch zu meinem aufrichtigen Bedauern trübe zu sein scheinen.“

Die Gräfin wollte sich nun leise entfernen, aber der Graf erhob sich stürmisch, rief sie an seine Brust und rief:

„Nein, Du trautes, herrliches, edles Weib, — ich will vor Dir gar kein Geheimniß in meinem Leben bewahren, ich will Dir auch das einzige enthüllen, das ich bisher vor Dir verschleiert hielt.“

Ulheim öffnete die Thüre des anstoßenden Zimmers, er mochte wohl befürchten, daß in seiner Mittheilung an seine Gattin vielleicht ein im Affect zu laut gesprochenes Wort zu den Kindern bringen könnte, das sie nicht hören sollten; aber diese waren schon in den schönen Schloßgarten hinuntergeeilt und tummelten sich dort lustig herum.

Ulheim mußte sich zuerst sammeln, der Entschluß, seiner Gemalin die Begebenheiten jenes merkwürdigen Tages vor fünfzehn Jahren mitzutheilen, an welchem er ein Duell hätte bestehen sollen und statt seiner einen Remplaçanten gesandt hatte, war so plötzlich in ihm entstanden, daß er im ersten Momente nicht im Stande war, die richtige Form für diese Eröffnung zu finden, erst nach einer längeren Pause konnte er beginnen. Er erzählte Helenen, was er ihr durch anderthalb

Decennien verschwiegen, daß er ein Duell bestehen sollte, zu einer Zeit, wo es seine heiligste Pflicht gewesen, sich ihr und seinem Kinde zu erhalten. Er erzählte alles wahr und treu, nur den Namen jenes Mannes, der für ihn beim blutigen Würfelspiel eingetreten, Mergentheim's Namen verschwieg er, er hatte ihm ja gelobt, sein Geheimniß zu bewahren und hielt getreulich Wort.

Die Gräfin hatte mit wachsendem Interesse die wunderbar klingende Erzählung, die märchenhaft glückliche Lösung dieser so schwer verknöteten Angelegenheit angehört, die Thränen traten ihr in die Augen, als er die schweren Seelenqualen schilderte, die er erlitten.

„Du armer, armer Konrad!“ sprach sie, „was hast Du um meinetwillen gelitten, wie kann ich Dir dafür danken, mein lieber, guter, herziger Mann?“

„Du mir danken?“ rief der Graf, „Du, die mir mein Dasein ausgeschrieben so wunderbar und schön!... Ich schulde Dir mehr, als ich zu vergelten — o Gott! mehr als ich auszusprechen vermag!“

„Daß Du, der gereifte, ernste Mann, nach einer fünfzehnjährigen, glücklichen Ehe, so schön begeistert von dem Weibe deiner Wahl sprichst, daß, Deiner starken Liebe, das Beringe, was ich Dir aus treuem Herzen bot, so verschönt erscheint, das ist der beste, höchste Dank, den ich mir wünschen kann!“

Es war eine Pause tiefer Rührung eingetreten, die beiden hatten sich unwillkürlich schweigend die Hände gereicht, als wollten sie den vor Jahren geschlossenen Bund der Treue neu besiegeln.

„Aber Konrad,“ begann nach einer längeren Pause wieder die Gräfin, „der Moment, wo jener Mann, den Du mir nicht genannt, lebendig, frisch und froh vor Dir gestanden, und Dir die wunderbare Mär erzählt, wo Du

Dich wieder frei gefühlt, ohne daß ein Zweiter für Dich hatte fallen müssen, das war denn doch ein glücklicher Moment, nicht wahr, Konrad?“

„Ein glücklicher Moment? ... ja!“ entgegnete der Graf; aber frei gefühlt, — frei gefühlt habe ich mich nicht; von jenem Momente an ... bis heute, bis jetzt, wo ich erfahren, daß die beiden exaltirten Männer Müller und Busch in fremdem Lande auf dem Schlachtfelde ihr Grab gefunden ... jetzt kann ich Dir's gestehen! — ... Vier Menschen nur wußten um das Duell, der Mann, den ich nicht nennen will und darf, Müller, Busch und der französische Arzt. Den Ersten und den Letzten hatte ich nicht zu fürchten, jener ist ein charaktervoller Mann, der mir sein heilig' Wort gegeben, mein Geheimniß zu wahren und mit meinem höchsten Eide würde ich's beschwören, daß der Mann sein Versprechen treu gehalten, — und der französische Arzt, der hatte vielleicht gar nicht meinen Namen recht gehört, was war dem der fremde Deutsche? Er mochte in beiden Segnern nur zwei Menschen gesehen haben, von denen einer oder auch beide seiner Hilfe bedürftig werden konnten; — aber Busch und Müller, denen beiden wird mein Name wohl bis an ihr Lebens Ende unvergesslich geblieben sein, wann diese einst durch irgend einen Umstand veranlaßt — und sei's nach Jahren — nach Deutschland zurückgelehrt, wenn die beiden exaltirten Feuerköpfe mir begegnet wären, mich erkannt hätten und inne geworden wären, daß ich sie damals getäuscht, daß Müller nicht dem Manne gegenüber gestanden, der seines geliebten Bruders Todesurtheil unterfertigt, daß es nicht Graf Oltheim gewesen, der sich zum Duell gestellt, daß der preussische Offizier bei diesem Ehrentampfe einen Stellvertreter für sich geschickt, das wäre für mich das Gräßlichste gewesen. Müller hätte keine Schonung gekannt, er hätte sich doppelt, für seines

Bruders Lob und für die Täuschung rächen wollen, und das wär' ihm leicht gewesen, er hätte mich ehrlos machen können vor den Augen von ganz Deutschland. .... Das war ein Gebante, der mich fünfzehn Jahre lang gequält .... bis heute gequält! Die Strafe war hart, — aber sie war wohl verdient!“

„Nun aber sollst Du ganz und voll glücklich sein, Du lieber, treuer Mann! nun bist Du auch von dieser Angst befreit, die wohl auch früher nicht voll begründet war, jetzt sind die beiden Feuerköpfe, wie Du sie selbst genannt, todt, die beiden, wenn sie im Leben vielleicht auch manchen Fehler begangen hatten, haben ihn durch ihren schönen Heldentodt um einer guten Sache geföhnt .... Friede ihrer Asche! .... Und nun ist ja Alles vorüber und Gott hat Alles wunderbar zum Guten gefügt — und wie Du mir erzähltest, wurde ja dadurch auch die Ehre jenes Mannes, dessen Namen Du mir verschwiegen, gerettet. Was Du mir von ihm mitgetheilt, hat meine höchste Achtung für den mir Unbekannten erweckt; — daß er den höheren Anbot, den Du ihm gestellt, energisch zurückgewiesen und nur so viel genommen, als er zur Rettung seiner Ehre bedurfte, hat mir eben so gut gefallen, als daß er von seinem gutem Waffenrechte, dem Recht der Nothwehr, auch dem Manne gegenüber, von dem er erwarten mußte, daß er ihm erbar- mungslos die tödliche Kugel durch's Herz jagen wolle, keinen Gebrauch gemacht .... Bist Du dem Manne seit jener Zeit nicht mehr begegnet? Hast Du seit jenem Tage nichts von ihm gehört?“

„Begegnet bin ich ihm seit diesem Tage nie mehr, aber ich habe erfahren, daß sich sein Schicksal zum Guten gewendet hat; noch heuer im Winter erfuhr ich zufällig in Berlin, daß das Bankhaus in größter Blüthe stünde und man erzählte mir noch, daß der ältere Chef des Hauses, der Vater

jenes Mannes, noch völlig rüstig und als zweiundneunzigjähriger Greis noch in seinem Comptoire thätig sei. Manchmal erfaßt mich die Sehnsucht, den wackern Mann zu sehen, ihm die Hand zu drücken; — und wenn es angegangen wäre, hätte ich ihn schon einmal aufgesucht.“

Das Ehepaar wurde in seinem Zwiegespräche unterbrochen, die beiden Knaben Oscar und Wilhelm kamen athemlos hereingeführt, es hatte sich zwischen den Beiden ein lebhafter Streit entsponnen und nur der Ausspruch ihrer höchsten Autorität, ihres Papa's, konnte hier entscheiden.

„Papa, Papa!“ rief Wilhelm, „sag Du wer hat da Recht .... wer steht höher im Range, ein Obrist-Lieutenant oder ein Major?“

„Der Obrist-Lieutenant,“ entschied der Vater lächelnd.

„Siehst Du, aber Du bist ja noch ein Kleiner, lieber, kluger Knabe, wenn Du so alt sein wirst wie ich, wirst Du alle diese Dinge eben so gut wie ich, ja noch viel besser wissen,“ tröstete Oscar den Besiegten.

„Ich hab' geglaubt,“ entschuldigte sich der kleine Wilhelm für seine sechshalb Jahre geschickt genug, „der Obrist-Lieutenant ist der allerhöchste von allen Lieutenants, aber immer noch weniger als ein Hauptmann oder ein Rittmeister, und der steht im Range doch hinter dem Major!“

\* \* \*

Der Wunsch, den Graf Oltheim im Gespräche mit seiner Gattin geäußert, jenen Mann wieder zu sehen, mit dem er einmal im Leben zusammengetroffen, und der eben so entscheidend in sein — des Grafen Schicksal — eingriff, als dieser in seines, ging rascher in Erfüllung, als er es wohl vermuthet hatte.

Einige Tage später saß er mit seiner Gemalin an einem sonnigen Herbstvormittage in einer Laube seines Schloßgartens. Der Graf rauchte aus

einer langen türkischen Pfeife und warf von Zeit zu Zeit einen Blick in die „Rölnische Zeitung,“ die vor ihm lag. Die Gräfin hatte eben eine Handarbeit weggelegt und die Lecture eines neuen Romanes, den der Buchhändler aus der Residenz gesandt, begonnen, als draußen mehrere Stimmen laut wurden.

„Du brauchst den Herrn gar nicht zu melden, Friedrich“ rief der kleine Wilhelm mit seinem Silberstimmchen, „ich werde ihm schon zeigen, wo er den Papa findet, kommen Sie nur, lieber Herr!“ und kurz darauf trat ein Mann in schwarzer Trauerkleidung, Wilhelm an der Hand, in die Laube. Der helle Sonnenstrahl drang durch das Epheugewinde, welches die Laube bedeckte und der Graf hatte den Eintretenden sofort beim ersten Anblicke erkannt, er trat ihm rasch entgegen und reichte ihm die Hand.

„Ah, Herr Mergentheim! ich bin glücklich, Sie hier bei mir zu sehen, ich habe mich schon lange darnach gesehnt, Sie wieder zu sprechen. Ich bin Ihnen so außerordentlich verpflichtet, daß ich stets fürchtete, Ihnen meinen Dank nicht genügend ausgesprochen zu haben — o! Worte vermögen dies auch gar nicht, und ich wäre überglücklich, wenn ich Ihnen meine Dankbarkeit durch eine That beweisen, wenn ich Ihnen irgends einen kleinen Dienst erweisen könnte.“

Der Graf hielt plötzlich inne, er fühlte die Nothwendigkeit, den Ankömmling und seine Frau gegenseitig vorzustellen „Meine liebe Frau . . . ein guter alter Freund, Herr Banquier Mergentheim!“

Die Gräfin erhob sich, der Name klang ihr ganz fremd, aber sie konnte keinen Augenblick daran zweifeln, daß Mergentheim jener Banquier sei, der einst um seine Ehre zu retten, ihre und ihres Gatten Ehre gerettet. Die Ideen-Association entwickelt sich mit einer solchen Raschheit, daß der Mensch

sich selbst von der Schnelligkeit seiner Gedanken-Combinationen keinen Begriff machen kann. Helene Olheim fühlte sich gleichzeitig tief beschämt bei dem Gedanken, daß Mergentheim erkennen mußte, daß sie einst vor Jahren einen Fehler begangen, den ein edles Weib am schwersten sich selbst vergibt — und andererseits auch von dem Gedanken erfüllt, daß sie dem Manne da all' das Glück danke, das sie an der Seite eines geliebten, edlen, allgemein geachteten Gatten, als Mutter schöner, liebenswürdiger Kinder in so reichem Maße genoß, daß sie, wenn der Mann nicht im entscheidenden Momente für ihren Gatten eingetreten, jetzt hätte eben so unglücklich sein können, als sie glücklich war! . . . Sie wollte den Fremden ansprechen, aber sie fand keinen passenden Gedanken, den sie zum Ausdruck bringen mochte und ihre bebenden Lippen hätten für einen solchen auch nicht den Laut gefunden. Mergentheim war ein praktischer, lebenserfahrener Mann geworden, das Erglügen der schönen Frau ließ auch bei ihm keinen Zweifel darüber, daß sie die Stellung kannte, die er in ihres Gatten Leben eingenommen, es war eine kleine Pause tiefen Schweigens eingetreten.

Mergentheim war bisher gestanden, die Gräfin rückte nun hastig ein Rohrfauteuille näher und lud ihn mit einer anmuthigen Handbewegung zum Niederlegen ein. Jetzt bemerkte der Graf, daß Mergentheim in tiefe Trauer gekleidet war und aus Theilnahme und mehr noch, um ein Gespräch anzuknüpfen, sagte er:

„Herr Mergentheim, Sie scheinen in Ihrer Familie einen Verlust erlitten, einen Anverwandten verloren zu haben.“

„Mein würdiger Vater starb vor acht Tagen im hohen Greisenalter, er hatte das zweiundneunzigste Jahr überschritten, der Tod war plötzlich, rasch und doch in schönster Weise an ihn herangetreten; nach einer Reihe glück-

lich verlebter Jahre starb er im Kreise seiner Angehörigen, er erlag einem Schlaganfall, als er am Familientische saß, das Lächeln, das ein heiteres Wort auf seinem freundlichen Gesichte hervorgerufen, vermochte selbst der Tod nicht zu verwischen, er schloß die Augen, sank in seinen Großvaterstuhl zurück und hauchte seine reine Seele aus. . . . Daß sich der Spätabend seines Lebens zu einem schönen gestaltete, danke ich Ihnen, Herr Graf! Ich wäre gerne schon früher zu Ihnen gekommen, aber so lange mein Vater lebte, war mir dies unmöglich . . . Herr Graf! Ich würde mir eine kurze Unterredung mit Ihnen erbitten.“

„Herr Mergentheim,“ entgegnete Olheim, „wenn es sich um ein Geheimniß handelt, daß Sie oder einen Dritten betrifft, würde ich Sie bitten, mit mir in den nahegelegenen Pavillon zu gehen, ich habe das Geheimniß Anderer stets bewahrt, aber ich selbst habe vor meiner lieben Frau kein Geheimniß.“

Graf Olheim accentuirte seine Worte nicht allzu auffällig, aber doch so, daß Mergentheim deren Sinn und Bedeutung richtig auffaßte. Das sollte wohl deutlich sagen, meine Gattin weiß, in welcher Lage ich mich einst befunden, und in welcher Weise ich aus derselben erlöst wurde; aber ich habe den Namen des Mannes, der hierbei die Hauptrolle gespielt, nicht genannt.

Die Gräfin wollte sich erheben und weggehen, aber Mergentheim sprach: „Frau Gräfin, ich habe so viel Gutes und Schönes von Ihnen gehört, daß mir, nachdem was der Herr Graf so eben gesprochen, Ihre Anwesenheit bei meiner Unterredung mit diesem angenehm und erwünscht ist. Ich hätte diese Angelegenheit, um bereitwillig ich gekommen, auch schriftlich erledigen können, aber ich befürchtete, auf Widerspruch, auf Zurückweisung zu stoßen, und so glaube ich, diese im persönlichen Verkehr unter der Regide

einer feinfühlenden Frau in wenigen Minuten zu ordnen. Es sind zufälliger Weise gerade heute genau fünfzehn Jahre, — es war damals ein eben so häßlicher Herbsttag, als heute ein schöner, freundlicher ist; — als ich mich in der furchtbarsten Verlegenheit, in die ein reblicher Kaufmann versetzt werden kann, befand. Ich hatte unsern letzten Vermögensrest, der zur Begleichung unserer Schulden zu dienen hatte, in unerklärlicher und unglaublicher Weise verloren. Der Ausbruch eines Concurse, in welchem der Vermögensverlust nicht nachgewiesen werden konnte, schien unausweichlich . . . Ich war im Begriffe, mir das Leben zu nehmen, als ein glücklicher Zufall Sie Herr Graf in meine Nähe führte; mein laut geführtes Selbstgespräch ließ Sie rasch meine Lage erkennen und . . .“ Mergentheim mußte eine Pause machen, dem reblichen, sonst redegewandten Manne wurde es nicht leicht, die Lücke in seiner Erzählung, die aus Rücksicht entstehen mußte, rasch zu überbrücken, „Sie setzten mich in die Lage, allen unsern Verpflichtungen nachzukommen; Sie . . .“ wieder mußte Mergentheim einen Augenblick innehalten, um den passenden Ausdruck zu suchen, „übergaben mir eine Anweisung von hunderttausend Gulden auf S. M. Rothschild's Söhne. Ich remittirte diese Anweisung an den stärksten unserer Gläubiger in Frankfurt mit dem Ersuchen, dieselbe einzucassiren, sich den Betrag für unsere an ihn fällige Wechsel zu nehmen und wenn ich den Rest nicht binnen drei Tagen persönlich bei ihm erheben sollte, unsere Wechsel bei unsern beiden andern Gläubigern einzulösen.“

Mergentheim machte eine kurze Pause, in seinen Gedanken übersprang er rasch die bedeutungsvollste Stunde seines Lebens und fuhr dann fort:

„Sie wissen es, Herr Graf, meine Befürchtungen, ich würde nicht selbst in Frankfurt erscheinen können, waren



nicht eingetroffen, ich konnte den Ueber-  
schuß persönlich bei meinem Geschäfts-  
freunde erheben, und was mir am  
allerfreulichsten war, ich konnte meinem  
Vater sowohl das Unglück, den Verlust  
der großen Summe, als auch die un-  
gewöhnliche Art, in welcher ich sie  
ersehen konnte, verheimlichen und mein  
verewigter Vater hatte diese furcht-  
bare, entsetzliche Episode meines Lebens  
bis an das friedliche Ende des seinigen  
nicht erfahren; und das ist auch der  
einzige Grund, daß volle fünfzehn  
Jahre verstreichen mußten, bevor ich  
vor Ihnen erscheinen konnte. Sie  
wissen es, Herr Graf, ich hatte Ihnen  
das vor fünfzehn Jahren mitgetheilt,  
wir waren aus Mangel an Capital,  
und mehr noch durch unsere strenge  
Solidität veranlaßt und eben im Be-  
griffe, unser altes Bankgeschäft zu  
liquidiren. Nun trat aber, wie mehr-  
fach in meinem Leben, ein unerwar-  
tetes, die Verhältnisse wesentlich ver-  
änderndes Ereigniß ein. Einer meiner  
großen Frankfurter Geschäftsfreunde,  
an den ich persönlich unsere Wechsel-  
schulden bezahlte, proponirte mir bei  
diesem Anlasse, uns bei einem bedeu-  
tendem Anlehensgeschäfte, das mit  
einem süddeutschen Staate abgeschlossen  
werden sollte, in einer Weise zu be-  
theiligen, daß wir weder Capital ein-  
zulegen, noch irgend ein Risiko zu  
übernehmen hatten. Es hatte sich näm-  
lich schon ein Banquier-Consortium  
gebildet, welches das erforderliche Ca-  
pital aufgebracht; aber es wurde eine  
Kraft gesucht, welche die, nebenbei  
bemerkt, vollständig sicher fundirten  
Anlehens-Obligationen in erfolgreicher  
Weise auf den großen Börsen zu  
Markte bringen sollte, und da hatte  
unser Geschäftsfreund geglaubt, daß  
wir bei dem großen Vertrauen, das  
unser Haus Jahrhunderte lang ge-  
nossen und durch unsere weitverzwei-  
gten Verbindungen, dem Consortium  
nützlich werden könnten; mit einem  
Worte, es war für uns nur ein Pro-  
visions-Geschäft, das in dieser Form

bekanntlich nur Gewinn bringen kann.  
Es lag kein Grund vor, ein so vor-  
theilhaftes Anerbieten abzuweisen, ich  
erklärte mich bereit hierzu und schrieb  
sodort an meinem Vater, daß ich  
Namens unserer Firma einem neuen,  
vortheilhaften Geschäfte beigetreten,  
und wir daher die Liquidation unserer  
Bankfirma noch verschieben mußten.  
Das Resultat unseres Geschäftes über-  
traf meine Erwartungen bei Weitem.  
Durch geschicktes, von günstigen Con-  
juncturen unterstütztes Operiren hatten  
wir in wenigen Monaten wieder ein  
großes Capital und auch an Bedeu-  
tung und Einfluß gewonnen. Wir  
konnten nun wieder mit voller Be-  
ruhigung unsere alte Firma fortführen,  
mein greiser Vater konnte unverän-  
dert in seiner ehrenvollen Stellung  
bleiben. Von jenem verhängnißvollen  
Tage an war wieder Gottes reichster  
Segen mit uns, unser Vermögen stieg  
mit jedem Jahre und mein Vater  
konnte am Ende einer würdig durch-  
schrittenen Lebensbahn ruhig sterben,  
das Vermögen der alten Firma, die  
nun auf mich allein übergeht, zählt  
nach Millionen . . . Das Alles, Herr  
Graf, danke ich dem großen Vertrauen,  
daß Sie mir damals geschenkt hatten,  
jenen hunderttausend Gulden, die ich  
von Ihnen im entscheidendsten Mo-  
mente meines Lebens erhielt. Wenn  
ich ein unredlicher Mann gewesen wäre,  
hätte ich diesen Betrag zu unsern Gun-  
sten verwenden können, ohne die daran  
geknüpften Bedingungen zu erfüllen. —  
Herr Graf! in dem Momente, als  
wir heute vor fünfzehn Jahren die  
sen . . . „Handel“ hatte Mergent-  
heim sagen wollen, er faßte sich aber  
und ergänzte glücklich rasch „diese  
Vereinbarung abgeschlossen, war ich zu  
bedäbt, um mir ein richtiges Urtheil  
über das, was ich im Begriffe zu  
thun stand, bilden zu können. Ich  
wollte meine, meines Vaters, meines  
Hauses, meiner Familie Ehre um  
den Preis meines Lebens retten —  
das klingt schön, die Ehre steht höher

als das Leben — aber mein Leben, an das auch meine Gattin, meine Kinder Anspruch haben, mein Leben zu verkaufen — das klingt widerwärtig und erschien mir später bei näherem Bedenken unwürdig, häßlich .... Schon als ich glücklich von jenem Rendezvous zurückgekehrt, wollte ich Ihnen erklären, daß ich jene hunderttausend Gulden nicht als unser Eigenthum, daß ich sie nur als ein Darlehen von Ihnen betrachte; aber ich konnte eine solche Verpflichtung für die Firma nicht ohne Wissen und Willen meines Vaters, des Chefs des Hauses, eingehen, und dieser sollte ja von der ganzen Episode nichts erfahren, und ich konnte auch nicht eine Verpflichtung übernehmen, deren Erfüllung, so weit menschliche Voraussicht reichte, damals nicht im Bereiche der Möglichkeit lag .... Ich war schon ein Jahr später in der Lage, die hunderttausend Gulden zurückzuzahlen, aber ich war stets ein guter Sohn gewesen, mein Vater hatte bis in sein höchstes Greisenalter, bis unmittelbar vor seinem Tode, die oberste Leitung des Geschäftes behalten, und wenn die Summe von hunderttausend Gulden in den letzten Jahren auch dem colossalen Vermögen gegenüber, das wir neu erworben, nur eine unbedeutende Rolle spielte, so war ich doch immer nicht in der Lage, einen solchen Betrag aus unserer Cassa zu entnehmen, ohne daß es mein Vater erfahren hätte. Ich hätte allerdings dafür leicht einen Vorwand erfinden, behaupten können, daß ich diesen Betrag zu einem Privatzwed verwenden wolle, — als Mitchef und Miteigenthümer der Firma war ich hiez zu berechtigt, — aber ich hatte nie, am allerwenigsten aber meinem Vater gegenüber, eine Unwahrheit ausgesprochen, — das Verheimlichen jener Episode war ja nur ein einfaches Verschweigen, — und ich konnte, so schmerzlich es mir auch fiel, meine Absicht nicht ausführen. Nun aber ist mein guter Vater seit acht

Tagen todt, ich bin sein einziges Kind und daher sein einziger Erbe. — Das Erste, wozu ich mich moralisch verpflichtet fühle, ist, Ihnen Herr Graf, jene Summe zurück zu erstatten, die Sie mir vor fünfzehn Jahren gaben und die für mich und die Meinen so glückbringend geworden.“ So sprechend zog Mergentheim ein Portfeuille aus seiner Rocktasche, nahm aus demselben ein Paquet Noten und legte dasselbe vor dem Grafen auf den Tisch. „Ich betrachte diese hunderttausend Gulden als ein Darlehen von Ihnen, welches ich Ihnen hiermit mit vier Procent verzinst zurückerstatte, die Summe hat sich, wie Sie aus der heiliegenden Berechnung ersehen, durch Interessenanwächse beträchtlich vermehrt.“

Der Graf und die Gräfin blickten überrascht auf. Im ersten Momente vermochte Olthheim nichts anderes zu thun, als unwillkürlich den großen Betrag mit einer raschen Handbewegung von sich weg, dem Banquier zuzuschieben, erst nachdem er sich etwas gesammelt, vermochte er zu sagen:

„Aber Herr Mergentheim, welche Idee! Wir hatten damals ein ....“ „ein Geschäft“ mochte er nicht sagen, das klang doch zu widerlich, „eine Vereinbarung getroffen“, sagte er nach kurzem Bedenken, „Sie hatten mir, dem Fremden, Unbekannten den größten Dienst erwiesen, den es im Menschenleben gibt; Sie hatten nicht nur mein Leben, Sie hatten mir mehr, o! weit mehr als das, Sie hatten meine, meines treuen, herrlichen Weibes Ehre gerettet! Ihnen, nur Ihnen allein danke ich es, daß ich als glücklicher Gatte und Vater, als geehrter Mann lebe. Was Sie vor kurzem in gütevoller, übertreibender Erkenntlichkeit von mir in Bezug auf sich gesagt, gilt in weit erhöhtem Maße und viel richtiger von mir Ihnen gegenüber. Ich und meine Frau, wir danken Ihnen Alles! .... Sie Herr Mergentheim, Sie hätten sich mit Gottes Hilfe doch auf irgend eine Weise

hinaufzuschwingen vermocht. Sie sehen es ja; wie Sie so eben erzählt, waren Sie, nachdem Sie Ihre Verbindlichkeiten erfüllt, ganz mittellos geblieben, und Ihrer von Gott gesegneten Thätigkeit gelang es doch, sich wieder zum mehrfachen Millionär emporzuschwingen .... Aber was hätte ich beginnen sollen? Wenn ich heut vor fünfzehn Jahren nicht Ihnen begegnet wäre, ich wäre entweder ein ehrloser, lebender oder ein tochter, ehrloser Mann geworden, der die heiligsten Pflichten nicht zu erfüllen vermochte, der das Wesen, das er beglücken wollte und sollte, so weit es in seiner schwachen Menschenkraft stand, — verdarb, unsäglich unglücklich gemacht! .... Herr Mergentheim, Sie retteten damals meine Ehre — lassen Sie mich — um mich nicht vollends unter der Last unbezahlbarer Schuld der Dankbarkeit erdrücken zu lassen — annehmen, daß es mir damals zum Theil gelungen, durch ein für mich winzig kleines Opfer etwas zur Erhaltung Ihrer kostbaren Ehre beizutragen. Demüthigen Sie mich nicht dadurch, daß Sie mir ....“ Der Graf hielt tief bewegt inne.

„Ihre selbstquälerische Befangenheit läßt Sie unser gegenseitiges Verhältniß im unrichtigen Lichte erscheinen“ entgegnete Mergentheim. „Bei näherem Bedenken werden Sie kaum behaupten wollen, daß es mir ohne Ihr entscheidendes Eingreifen je hätte gelingen können, mich emporzuschwingen .... Zwei Minuten später wäre ich, ein tochter Mann, mit zerschmetterter Hirnschale am Boden gelegen; dann wäre meines Hauses Ehre für immer verloren gewesen, mein alter Vater hätte gewiß nicht die Schmach, mein armes Weib nicht den Schmerz um den geliebten Gatten ertragen können, — wie ich es schon gesagt habe, ich danke Ihnen Alles — und Sie haben mich vor einer That bewahrt, die der Mensch nur im vollen Uebermaße unerträglichen Leides entschuldbar findet, —

vor einem Selbstmord! Für mich gab es eine Minute später keine Rettung! .... Streiten wir nicht, sagen wir, wir haben uns gegenseitig einen großen Dienst, sagen wir, den größten, den es im Menschenleben geben kann, erwiesen; Sie retteten mein Leben, mein und der Meinigen Ehre und Lebensglück; — ich rettete Ihr Leben, Ihr und der Ihrigen Ehre und Lebensglück; der gegenseitige Dienst als solcher hätte sich aufgehoben, obwohl selbstredend das Gefühl gegenseitigen Wohlwollens, gegenseitiger Erkenntlichkeit nicht zu erlöschen braucht, aber wenn Sie es genau erwägen, bin ich noch immer der mehr Verpflichtete, mein Leben war, wenn Sie nicht im letzten Momente rettend für mich eintraten, verloren; Sie Herr Graf, Sie hatten noch immer eine gute Chance für sich, — wenn sie ihren Gegner beim ersten Gange niederschossen und durch einen glücklichen Zufall unversehrt blieben — Sie, Herr Graf, durften von dem Rechte der Selbstvertheidigung Gebrauch machen — waren Sie gerettet!“

„Ah!“ unterbrach ihn der Graf heftig, „Sie können das unmöglich glauben, was Sie allzugütig mir selbst glauben machen wollen, .... ich ....“

„Herr Graf, enden wir, wenn es Ihnen beliebt, das Gespräch über diesen Gegenstand, ich versichere Ihnen mit meinem Ehrenworte, daß nichts auf Erden mich bewegen könnte, diese Summe zu behalten; ich wiederhole es: daß ein Mann Alles einsetzt, um seine und eines andern Mannes Ehre zu retten, erscheint würdig, läßt sich vertreten; aber daß ein Familienvater sein Leben für Geld verkauft, erschien mir dann später, bei ruhigem Erwägen schmähsch, unwürdig .... Der Gedanke hat mich fünfzehn Jahre lang gequält, aber ich konnte nichts thun, die Verhältnisse hatten mir die Hände gebunden. Ich bin glücklich, mich heute von diesem zu befreien .... wie ich schon gesagt habe, es gibt nichts auf Erden, das meinen

festen Entschluß zu ändern, zu erschüttern vermöchte.“

Mergentheim hatte sich lebhaft erhoben, der Graf blickte bedrückt, traurig zu Boden.

„Gefatte mir, lieber Mann,“ begann jetzt die Gräfin, sich das Erstmal in die erregte Conversation mischend, indem sie ihre schöne Hand wie beschwichtigend auf des Grafen Schulter legte, „meine Meinung über diesen Fall auszusprechen. Du hast es da mit einem obstinaten Gegner zu thun,“ fuhr sie mit einem anmuthigen Lächeln fort, während ihr gleichzeitig eine Thräne ins Auge trat, „ich sehe es, Herr Mergentheim wird bei seinen Anschauungen beharren, über die ich eben so wenig als Du ein richtiges Urtheil habe, wir sind eben die Vetheiligten und daher befangen, und einen Andern“, ein tiefes Erröthen flammte über ihre noch immer herrlichen Züge, „kann man nicht entscheiden lassen, das Geheimniß wird wohl mit uns Dreien unenthüllt und unentdeckt zu Grabe gehen. Mein lieber Konrad, es wird Dir wohl nichts Anderes übrig bleiben, als nachzugeben, nicht eigenmächtig darauf zu beharren, daß Herr Mergentheim das Geld behalte, wozu Du ihn ja auch nicht nöthigen kannst, es bleibt Dir kein anderer Ausdruck der Erkenntlichkeit übrig, als Herrn Mergentheim für den . . .“ die Stimme der Gräfin klang jetzt zitternd und leise, und wieder überlohte dunkle Röthe ihr Gesicht, „endlos großen Dienst, den er uns geleistet, Deine Freundschaft anzubieten . . .“

„Die nehme ich an“, unterbrach sie Mergentheim stürmisch, indem er dem Grafen seine Rechte reichete, in welcher dieser kräftig einschlug.

„Und wenn dieser Betrag wieder in Dein Eigenthum übergehen soll“, fuhr die Gräfin fort, „so bitte ich Dich, mir die Verfügung über denselben zu gestatten; so grausam wird unser edler Freund Herr Mergentheim wohl nicht sein, uns bei der Disposi-

tion über diesen Betrag tyrannisieren zu wollen. . . . Bester Konrad bestimme ihn einem wohlthätigen Zwecke und ich habe auch schon diesen gefunden; errichte in D., der Heimat des Herrn Mergentheim ein Asyl für redliche, würdige Kaufleute, die ohne ihr Verschulden zu Grunde gingen. Herr Mergentheim wird wohl die Güte haben, diesen Betrag dem Magistrate seiner Vaterstadt namens eines ungenannt sein Wollenden zu diesem Zwecke zu überreichen.“

„Bei Gott! Helene, Du hast auch diesmal wie immer das Richtige, die schönste Lösung getroffen!“ rief der Graf. „Damit sind Sie wohl einverstanden? bei der Ausführung dieses Projectes werden Sie uns doch keine Hindernisse bereiten?“

„Gewiß nicht“, entgegnete Mergentheim lächelnd, „im Gegentheil, ich danke Ihnen herzlichst namens aller jener, die einst durch Ihre Stiftung erfreut werden sollen.“

„Ihr feiert heute in schönster Weise den Jahrestag eines merkwürdigen Zusammentreffens, das Gott in seiner Allhuld wunderbar zum Guten gefügt hat!“ sprach die Gräfin.

„Und nun lieber Freund Mergentheim!“ rief der Graf, „möchte ich Sie bitten, sich unsere Gastfreundschaft längere Zeit gefallen zu lassen, längere Zeit auf unserem Schlosse zu verweilen.“

„Es würde mir“ fügte die Gräfin hinzu, „das höchste Vergnügen bereiten, wenn es uns möglich wäre, auch Ihre Frau Gemalin, auch Ihre Familie näher kennen zu lernen, wenn auch diese uns zu einem längern Aufenthalte besuchen würde.“

„Ich würde gerne Ihre Wünsche erfüllen“ erwiderte Mergentheim; „aber ich befinde mich noch immer in einer gedrückten Stimmung, der Tod meines greisen Vaters hat eine große Lücke in mein Leben gerissen, die Wunde ist noch zu frisch, sie muß erst verharthen; ich wäre ein schlechter Gesellschafter,

auch bin ich jetzt kurz nach dem Ableben meines Vaters im erhöhten Maße beschäftigt und es war nur die Dringlichkeit der Angelegenheit, welche so eben durch die Entscheidung der Frau Gräfin in beiderseitig zufriedenstellender Weise erledigt wurde, die mich veranlassen konnte, für kurze Zeit vom Hause wegzureisen und ich muß so bald als möglich wieder zurückkehren. Dagegen erlaube ich mir, Ihnen folgenden Vorschlag zu machen. Sie, Herr Graf, der Sie jetzt, wie ich aus den Zeitungen erfahren, ein freier Mann sind, — Sie haben in Folge Ihrer Wunden einen ehrenvollen Abschied und bei dieser Gelegenheit eine hohe Auszeichnung erhalten, — beehren mich in dem nun bald herannahenden Winter mit Ihrer Familie mit einem längeren Besuche in D.; unser Haus ist groß genug, auch so liebe, werthe Gäste zu beherbergen; dagegen will ich dann, so's Gott beliebt, im Herbst des nächsten Jahres, wo meine Jungens Ferien haben, einige Wochen mit meiner ganzen Familie hier verleben."

"Abgemacht!" rief der Graf, „aber wenigstens bis morgen müssen Sie unser lieber Gast bleiben, dann führt Sie unser Wagen zur nächsten Bahnstation.“

„Dieser freundlichen Einladung will ich gerne Folge leisten“ entgegnete der Bankier.

„Ich bitte Sie, geehrter Freund, das Geld zu sich zu stecken und in Ihrer Vaterstadt seinem Zwecke zuzuführen und“ der Graf sah auf die Uhr „es ist unsere Speisestunde und Sie werden wohl jetzt, nachdem unser Geschäft so zufriedenstellend geordnet ist, empfinden, daß Sie von der mehrstündigen Fahrt vom Bahnhofe in frischer Herbstluft Appetit bekommen haben; ich bitte, meiner Frau den Arm zu reichen — wenn's gefällig ist, gehen wir zu Tische!“

\* \* \*

Im nächsten Frühjahr beim Beginne der Bauzeit, wurde in D. im Beisein der Spitzen der Behörden und aller Honoratioren der Stadt der Grundstein zu einem Asyle für ohne Verschulden verunglückte Kaufleute gelegt.

Ein ungenannter Wohlthäter hatte zu diesem Zwecke durch Ulrich Mergentheim einen Betrag von nahezu zweihunderttausend Gulden erlegen lassen. Zuerst hatte die öffentliche Meinung seinen verstorbenen Vater als den Spender bezeichnet; aber als die zahlreichen Stiftungen und Legate, die dieser in seinem Testamente an Humanitäts- und gemeinnützige Anstalten vermacht hatte, zur allgemeinen Kenntniß gelangten, fand man keinen Grund zu glauben, daß er gerade diese großartige Stiftung anonym in's Leben hatte rufen wollen.

Unter den zur Grundsteinlegung Geladenen befand sich Ulrich Mergentheim als Stadtrath und hervorragende Persönlichkeit und er hatte Gäste, die zu Besuch bei ihm verweilten, den preussischen General Graf Oltheim und dessen Gemalin mitgebracht. Bei dem Dankette, das bei diesem Anlasse auf dem Stadthause gegeben wurde, erklärte Mergentheim, er beabsichtige den Fond der heute in's Leben gerufenen Stiftung durch einen Beitrag von sechzigtausend Gulden zu erhöhen, eine Mittheilung, die von den Anwesenden mit lautem Beifall aufgenommen wurde und dem Vicebürgermeister — der Bürgermeister hatte den ersten Toast auf das Wohl des Landesherren ausgebracht — Veranlassung gab, dem ersten Bürger und der Zierde der Stadt, den würdigen Sohn eines edlen Vaters, Ulrich Mergentheim, nach einer sehr blumenreichen Rede hoch leben zu lassen. — Nachdem die Hochrufe und das Anschlagen der Champagnergläser verklungen, erbat sich der fremde norddeutsche Graf das Wort und während Sebermann

sich auf eine Tischrede gefaßt machte, erfuhren die Anwesenden zu ihrer Ueberraschung, daß die Gräfin Helene Dlitheim dem Asyl, das ein ungenannter Wohlthäter in's Leben gerufen, die Ersparnisse ihres Nabel- und Wirthschaftsgeldes, die sich im Laufe von fünfzehn Jahren zu dem schönen Sümmden von vierzigtausend Thaleru herausgerundet hatten, zuwendete.

Diese ungewöhnlichen Vorfälle, die von den Zeitungen rasch verbreitet wurden, erregten auch in weitem Kreise großes Aufsehen, wurden vielfach besprochen und bei dieser Veranlassung wieder die verschiedensten Vermuthungen über den unbekanntem Gründer aufgestellt; aber Niemand ahnte, welcher finstern Stunde das schöne stattliche Haus in D. seinen Ursprung verdanke.

## Der Fremde im Vaterhause.

Ein Bild aus Tirol von F. A. Rosegger.

Die Thür geht auf, in den Saal tritt der Institutsvorsteher.

„Anderlacher Franz!“ ruft er.

„Hier!“ antwortet ein zwölfjähriger Junge aus dem Pustertthale. Ja, das war der Anderlacher Franz, der Sohn des Hegers „unter der Alm“, den sein Vater nach Innsbruck geschickt hatte, um „geistlich“ zu werden.

„Ein Brief!“ sagte der Vorsteher.

„O je!“ riefen die andern Jungen, „ein blinder — der hat keine rothen Augen!“

Der Anderlacher Franz war fast der Einzige im Institut, der niemals einen jener Briefe bekam, welche durch die fünf rothen Augen des Pestschafts den Empfänger so freundlich anlachen. Franzens Vater wußte nicht, daß ein Mensch, wenn er zu essen und zu trinken, ein Gewand und ein Dach hat, auch noch Geld brauchen könne. Sein Bauernhaus lag im Gebirge — für ein Bauernhaus zu hoch, für eine Almwirtschaft zu tief, für ein „Kleingütel“ gerade recht. Macht nichts. Wenn aus diesem Hause ein geistlicher Herr hervorgeht, dann hat es mehr, als seine Schuldigkeit gethan.

Nun, der kleine Franz drängte sich freudig zwischen seinen Kollegen durch, um den Brief in Empfang zu

nehmen. Damit begab er sich eilig hinaus auf den Gang zum Hoffenster; er wollte nicht, daß ihm beim Lesen ein neugieriges Auge über die Achsel gucke. Das Schreiben war zwar von seinem Vater, aber es war doch wieder nicht von seinem Vater — und die Genossen brauchen es nicht zu wissen, daß sein Vater nicht schreiben kann.

Und richtig, der Franz kennt die Schrift sogleich — der Herr Pfarrer von St. Agnes ist es wieder. Der gute, alte Herr hat den Jungen selbst nach Innsbruck gebracht und seitdem schreibt er ihm Alles nach, was daheim vorgeht und was Vater, Mutter, Ahne, Schwester und Bruder ihm sagen lassen.

In dem heutigen Brief steht Folgendes:

„Lieber Franzel!

Ich hoffe, daß Dich diese Worte in guter Gesundheit finden werden, wie Du ja vernünftig bist, dieses größte Geschenk Gottes dankbar zu behüten.

Durch das Semesterzeugniß, welches Du Deinem letzten Briefe beigelegt, hast Du den Deinen und mir eine rechte Freude gemacht.

Besonders freut es mich, daß es mit dem Latein so gut geht; das Rechnen wird sich schon machen. Nur fort so, lieber Franz! Bei Deinen Eltern ist Alles wohl auf; Dein Vater sagte mir, daß die Großmutter schon die Wochen zählt, bis Du auf die Vacanzen kommst. Es sind deren nur mehr neun. Wir wollen dann recht heiter sein und darfst mir nicht jeden Tag auf den Berg hinauf, bleibst im Pfarrhof und bis dahin wird auch die neue Kugelbahn fertig sein.

Bei Deinen Eltern daheim wirst ohnehin keinen Plag haben. Dein Vater, scheint es, will Dir die Sache nicht schreiben, aber ich muß Dir's doch verrathen, was daheim vorgeht.

Vor einiger Zeit — ich glaube, es ist schon drei Monate — haben sie bei Dir daheim Einquartierung erhalten. Es ist un bequem und ganz absonderlich. Ein junger Mensch ist gekommen und der hat sich festgesetzt und läßt sich gar nicht mehr fortbringen. Und das nicht genug, er nimmt das ganze Haus in Anspruch und will bedient sein; ist dazu noch unglaublich wählerisch an Nahrung und Allem, was man ihm aus Güte thut — kurzum, er spielt den Herrn im Hause. Die Leute müssen noch freundlich mit ihm umgehen und allerlei Rücksichten beobachten — ich weiß nicht, ob sich der junge Student mit diesem Menschen wird vertragen können.

Nun, es wird sich Alles thun, Franzel, bleibe nur hübsch brav und vergiß nicht auf Deine Eltern und auf Deinen väterlichen Freund

Josef Baumgarten,  
Curat zu St. Agnes."

Dem Briefe beigelegt, in ein feines Papier gewickelt, war ein Gulden schein, über den sich der Knabe den Kopf zerbrach, was der Pfarrer von St. Agnes aus der Stadt dafür geschickt haben wollte. Im Schreiben fand sich darüber keine Bemerkung.

Aber noch mehr Kopfzerbrechens verursachte dem Burschen der Bericht über den seltsamen, fremden Menschen, der in sein Elternhaus gekommen sein soll. Warum ihn nur der Vater nicht fortschickte, wenn er so herrisch und zuhabig ist? Im Hause ist ohnehin nicht überflüssig viel Sach', was soll noch ein Fremder mitschmarozen! Ob denn der Vater etwa einen Gläubiger hat, der sich so unsauber einbrängt? Ob er nicht gar etwa das Haus an Jenen verkauft hat? — Nein, nein, heimlich, das thut der Vater nicht. Der hat kein Geheimniß vor der Mutter und die Mutter hätte sicherlich Alles schreiben lassen.

Oder? —

Jetzt hatte er's und das war's, das mußte es sein — albern, daß es ihm nicht früher eingefallen. Ein Executions-Soldat. Hatte der Vater nicht so oft erzählt von Executions-Soldaten, die vom Amte dem Bauer in's Haus geschickt werden, wenn der nicht zu rechter Zeit die Steuer erschwingen kann? Werden in's Haus geschickt und bleiben sitzen und lassen sich gut geschehen und spielen den Herrn, bis das Geld erlegt wird. Und da bläht sich hernach so Einer auf und je mehr er — sagt der Vater — in der Kasern' hat kuschen müssen, desto närrischer frantz er sich und muß Alles zumeg sein, was er verlangt. — Der Franzel selber hatte einen solchen Schlüsselreiter gekannt. Ein Croate war's, konnte auf deutsch nur Braten, Butter und Kuchen sagen und wenn die Mutter nicht jeden Tag damit aufzuwarten vermochte, Etliches auf deutsch gottslästerlich fluchen. Der Vater fand sich beim Steueramt um einige Gulden im Rückstand, weil das für dasselbe Jahr zu verkäufliche Stück Vieh in einen Abgrund gestürzt war. Nun blieb der Soldat so lange im Haus, bis der Anderlacher bei guten Nachbarnleuten das Geld zusammengebracht hatte. Das währte wochenlang, der Croat aß dreimal so

viel auf, als was das Steuergeld ausmachte, lag größtentheils auf der Ofenbank und vernebelte des Vaters Tabak oder er ging im Ruhstalle um und stellte der Magd nach, die vor ihm kreischend davonlief, wie die Henne vor dem Geier. Bis endlich das Steuerbüchel gedeckt war, hatte der Kerl auf gut deutsch fluchen gelernt und ohne „Vergeltsgott“ und ohne „Dankebirgott“ ist er davon gegangen.

Kein Zweifel, so Einer hält auch jetzt das Elternhaus belagert, so Einer liegt ihnen auch jetzt in der Schüssel auf der Ofenbank und weiß Gott wo sonst überall herum.

In einem nächsten Brief nach Hause stellte der Anderlacher Franz unter Andern die zwei Fragen: „Ist der lästige Mensch noch im Haus und was soll ich dem Herrn Pfarrer für den geschickten Gulden einkaufen?“

Antwortete wieder der Pfarrer: „Der Mensch ist immer noch im Hause und der Gulden, lieber Franzel, gehört Dein. Wenn ich Dir's nicht geschrieben habe, so hättest Du Dir's selber denken können. Heute liegt das Geld zur Heimreise bei; sei vorsichtig. Im Posthause zu Brizen frage dem Hans Halbscheid nach, mit dem fahre bis Bruneck. Wir erwarten Dich mit Freuden.“

Ein herzenguter Mann, der Herr Pfarrer — aber diese verdächtige Einquartierung daheim!

Die Vacanzen sind da.

Als der Franzel sein Zeugniß bekommt, muß er an sich halten, daß er nicht laut aufjauchzt; das thäte sich im Lehrsaal doch nicht schiden. Der Franzel ist in seiner Classe der Erste.

„Das gibt noch einen Bischof,“ scherzte der Professor. „Vor Zeiten zwar hat man den Frömmsten dazu gemacht, aber heute steckt man den Geschmeidesten unter die Schnabelhaube. Mußt Dir aber nichts einbilden, Anderlacher.“

Bischof hin und Bischof her — der Franzel geht jetzt heim auf die

Alm. Da gibt's Vogelfangen zu stellen, Forellen zu fischen, zu reiten auf der Kronenwirths Braunen und die Kugelbahn ist auch fertig! Vielleicht läßt sich sogar mit dem Executions-soldaten was anfangen; leicht er nur sein Gewehr — im Schachen gibt's Spazieren.

Flint packt er seine sieben Sachen in eine Handtasche, hängt um sein graues Jäcklein mit dem Sammttragen das Seitentäschchen, birgt noch die Reisebede in den Wagen und den großen Regenschirm. Oh, dieser Regenschirm ist seine Pein; was hat er dieses Schirmes wegen schon für Verfolgung ausstehen müssen! Aber die Mutter hat's nicht anders gethan, hat gesagt, als er fort nach Innsbruck ging, sie hätte keine ruhige Stund', wenn er den Regenschirm nicht mitnehme, man wisse niemals, was für ein Wetter einfalle. So nahm der Junge das Umding, das größer war, als er selber, unter den Arm und trug es in die schöne Stadt Innsbruck. Dort bei den Collegen ging das Geheze los, sie nannten ihn den Paraplui-Jakel und wenn er den Schirm einmal aufspannte, so drängte sich die ganze, johlende Rottte unter demselben herbei und sie stießen ihn hin und her wie Böcke. Es war keine Ruhe, bis der arme Franzel den Schulbiener bat, das rothe Ungeheuer zu verbergen. Aber wie die Mutter gesagt hatte, daß er den großen Regenschirm mit nach Innsbruck nehmen solle, so hatte der Vater ihm eingeschärft, daß er denselben wieder nach Hause bringen müsse. Darum wählte nun der Student zur Abreise eine dunkle Abendstunde und noch einmal schwang er sein Tuchläppchen mit dem glänzenden Schildchen zum Scheidegruß der schönen Hauptstadt von Tirol — und fröhlich ging's der Heimat zu.

Was waren ihm die Berggöhen so sonnig und die Morgenschatten so thaufrisch! Was wuchsen ihm an den Füßen die Flügel, gleich dem steiner-



nen Knaben auf dem Hause der Handelschule zu Innsbruck, was ging ihm das Herz auf!

An der Siller schnitt er sich einen Haselstock, den braucht er unterwegs und kommt er heim, so mag's etwan auch nicht schaden, wenn der fremde Mensch sieht, er bringe so was mit.

\* \* \*

Am Samstag-Abend ist's, vor Jakobi.

Im Hause unter der Alm ist's schon um drei Uhr Feierabend. Der Samstag-Abend gehört unserer lieben Frauen. Der Hausvater läßt die Arbeit im Walbe ruhen, kommt herabdärmelig, wie er an Sommertagen stets umgeht, in's Haus. Auf dem Filz hat er immer die Hahnenfeder, die holt er sich gelegentlich selber von der Luft herab. Mit heiler Haut kommt er selten vom Hage heim, hat's an den Kleidern keinen Riß, so gibt's am Finger eine Schramme. Es ist wohl wahr, er ringt mit der Arbeit trotz, wenn er dabei ist. Ihr seht auch kein Fleckel an seiner Hand, an seiner stets lustigen Brust, an seinem Gesicht, auf welchem nicht einmal eine Wunde war. Vernarbt und verwegene sieht er aus, der knobelige Mann mit dem buschigen Schnurbart; da er jetzt in die Stube tritt, sagt er zu seinem Weibe: „Du Mutter, Kent' (nadle) mir das Leible z'samm!“

Wahrhaftig, das Leible ist arg auseinander, aber die Hausfrau setzt sich auf den Schämmel: „Na, duck' Dich her, Vater!“ und bald ist Alles geschlichtet.

Jetzt schickt er sich an, seine Pfeife zu laden — geschmizt hat sie der Rinleger-Sepp. Und das barfüßige Tonnerle muß mit dem funkelnden Stahlzünglein in die Küche um eine glühende Kohle. Dieweilen kommt schon das Büble gesprungen, klettert auf des Vaters Knie, will „reiten nach Wien, in die Kaiserstadt hin“, und

das Maible kettet dienstfertig des Vaters Lendengurt loser und das Kleinste — das erst vor Kurzem seine eigenen Händchen entdeckt hat und wie sie brauchbar sind zum Anpacken — langt nach der Pfeifen-Quaste oder gar kecklich nach dem „Schnaubbart“, unter dem von Zeit zu Zeit — der Anderlacher ist haushälterisch im Genuß — ein dünnes Rauchwirbelchen hervorquillt. So sitzt er mitten unter den Seinen und schaut ernsthaft drein — aber inwendig, da schmunzelt sein Herz. Er spricht nicht von Glück, aber er fühlt es.

Warum nur die Weibsleute keinen Feierabend haben?

Der Rinleger Sepp ist ein alter Spintisirer, der erklärt Alles, der weiß auch, warum an Samstagen die Weibsleute keinen Feierabend haben, sondern bis spät in die Nacht in Haus und Scheuer beschäftigt sind, während die Mannsleute schon ihren Vergnügungen nachgehen, oder ihrer Ruhe obliegen. „Denen mit dem langen Haar und mit dem kurzen Verstand hat Gott desweg die Samstagskraft versagt, weil sie doch nicht thäten rasten, sondern vor dem Spiegel stehen und Haar flechten und Hoffart betreiben. Da ist's geschaidter, Kübeln waschen, Töpfe scheuern und Fußboden reiben. Wollen sie schon was puken, so ist's von wegen der himmlischen Freud' besser, sie puken was Anderes, als sich selber.“

Das Maible soll noch mit dem Garnsträhn fertig werden, der über den Gaspel gespannt ist; denn wenn über den Sonntag im Hause ein unabgezogener Faden bleibt, sei's am Roden, sei's am Gaspel, sei's am Spullen, sei's beim Nähkorb — so kommt gleich die Maus der Gertrudis und beißt den Faden ab oder webt allerlei Verdruß hinein.

Die Anderlacherin hat eben auch keine Ruh', sie ist ein recht „g'schmädiges“, anmuthiges Weibchen, sie schafft an der Wiege. 's ist ein süß' Geschäft, süßer, als Feierabend. —

Das sagt auch die alte Ahndl, (Großmutter) die sich ebenfalls um die Wiege zu thun macht und nicht eher Frieden findet, als bis sie den Platz erobert hat. Der „süße Namen“ JHS, der zu Haupten der Wiege gemalt ist, macht's nicht aus; aber das Überle, das Lieberle, das drinnen liegt! Geschaufelt will der kleine Martin sein, wenn er den Leuten den Gefallen thun soll, jetzt, da noch die sonnen-goldigen Bäume zum Fenster herein-schauen, schon zu schlafen.

„Kindlein haben gut schlafen,“ meint die Ahndl, „Kindlein träumen immer vom Himmelreich.“

Sie schaukelt und singt:

Ruß Heidl, mein Schatz,  
Auf'm Ofen steht die Raß,  
Die schwarze und die weiße,  
Die will das Buble beiße.

Ruß hei ab, ruß hei ab,  
Das Raßl lauft den Steig ab,  
Lauft ein schwarzes Hündl nach,  
Beißt dem Raßl 's Fußel ab.

Ruß Heidl,  
Grüne Stäudl,  
Rothe Beerl dran,  
's Buble schläft schon.“

Das alte Mütterlein lullt sich dabei schier selber in den Schlaf, das Martinele hingegen thut die Augenlein hell auf und zappelt mit den Beinchen unter der Decke und just heut' will es nicht zur Ruh' kommen.

's ist aber auch kein Fried' im Haus — ein lecherhaftes Poltern vor der Thür und schnurgerade will der Hund von der Kette ab und — sonst doch so ein gescheides Thier — bellt er und winfelt heute, wie närrisch.

„Geh' Maible, schau, was draußen hergeht.“

Das Maible macht kaum die Thür auf: „Herr Jesseles, der Franzel!“

Ein Geschrei durch's kleine Haus: „Der Franzel ist da!“

Ein Herbeistürzen aus der Küche, aus der Kammer, vom Hofe herein. Nur der Vater — so sehr ihm auch

die Freude aus den Augen leuchtet — trottet langsam, er weiß, der Junge läuft ihm nicht davon. Die Mutter, schier schämig vor dem Herrn Sohn, wischt mit der Schürze den Arm, daß er tauglich wird zum Willkomm; sie denkt: ein Bissel wird sie wohl schon geweiht sein, seine Hand. Das geschäftige Maible hat ihm die Reisetasche abgenommen und den Regenschirm — gottlob, diesen Regenschirm! Vom Kronenwirth die Burga bringt den Handsack herein. So kommen sie zusammen...

„Gott Ehr' und Dank, daß Du nur da bist!“ schreit die Mutter.

„Grüß' Gott, Franzel!“ sagt der Vater schmunzelnd.

Der Franz sagt gar nichts, er lächelt nur ein wenig und da hat er richtig noch seine beiden Grübchen hinter den Mundwinkeln! — Man weiß nicht, ob sie sich Alle die Hände gedrückt haben; Ruß hat's keinen gesetzt. So ein Küssen ist nicht der Brauch dort im Gebirge, wo die Lannen wachsen.

Die Ahndl ist im ersten Freuden-schreck in den hintersten Ofenwinkel gerannt und an ihre Rockfalte hat sich das größere Knäblein geschmiegt, dem ist diese Rockfalte zu aller Zeit der sicherste Hort. Nun schleicht das Mütterchen mäßig hervor und luget unter der Achsel dessen durch, der dort Vater, hier Sohn ist, ihr Kind, das ihr die anderen Kleinen in den Arm gelegt. Sie luget auf den Franzel hin. — „Gewachsen!“ murmelt sie, „gott-unmöglich gewachsen!“ Und endlich fällt sie drein mit ihren Herzensworten und hält den schönen, heim-lehrenden Enkel zitternd die alten Hände entgegen.

„Und bist heut' schon von Bruned her?“ fragt der Anderlacher. Drauf ist die Sprache vom Wege und daß er rechtschaffen steil ist und ob der Bruneder Postmeister den Schimmel vom Kronenwirth noch habe? — Was schiert er sich jetzt um solche

Sachen, der Anderlacher, aber er will reden und es fällt ihm gar nichts Anders ein. Das alte Mütterlein kann sich länger nicht mehr halten. „Du Franzel“, lispelt sie dem Jungen zu, „jetzt haben wir aber Einen im Haus, den Du noch gar nicht kennst!“

„Ja richtig?“ sagt der muntere Student, „der Pfarrer hat mir's geschrieben, hat sich der Kerl noch nicht getrollt?“

Sie schauten sich gegenseitig an.

„Sicherlich wieder so ein Soldat?“

Jetzt wendet sich die Mutter, daß der Blick frei wird auf die Wiege, jetzt hebt sie das kleinwinzige Martinele auf: „Ja, Franz, der ist gekommen, dieweilen du z'Innsbruck bist gewesen.“

Da macht der Bursche große Augen: Der!

„Er will Dein Bruder sein,“ sagt die Mutter.

Der Franz ist still und macht ein merkwürdig herziges Gesicht. — Noch in der Reiserüstung streckt er lächelnd die Arme aus nach dem Brüderchen. Aber der Kleine sträubt sich daß, stemmt das nackte Händchen trotzig gegen des Angreifers Brust, dann halb in Furcht und halb im Vertrauen blickt er ihm wie sinnend in's braune Auge und jetzt will's ihm schier bedünken, dem kleinen Martinele, der junge Mann hätte gute Ähnlichkeit mit dem Lonele, mit dem Maible und Allen.

Der Maler — Franz Desregger ist sein Name — hat diese liebliche

Scene geschaut und in einem Bilde, „Die Brüder“ genannt, zu unserer Lust dargestellt. —

Und das kleine Martinele, ein wenig zurückhaltend noch, aber im Ganzen nicht ungern trachtet es hinüber zu Dem, der es so liebezig anblickt.

Glücklich ist die Mutter und der Vater luget gar stolz und vergnügt auf seine zwei Duben, als wollt' er zu Jedem von beiden sagen: Schau, da hab' ich auch noch so Einen! — Ja Gottlob, die Tiroler kommen nicht ab; unter der Alm stehen sie nach der Orgelpfeife und der Rosenkranz, noch ist er nicht zu Ende! Drauf schielt er so schallhaft hin, was sich der zwölfwährige Bursch' nur dabei denken mag. — Und dem Großmütterchen wird jetzt warm bis in die Zehenspitzen hinab und sein altes Auge leuchtet noch einmal auf und sein Fühlen ist Segen und nichts als Segen für die Brüder, die sich so gefunden. Wie ihre Arme, so sind nun ihre Leben in einander verschlungen, sie werden zusammenstehen in unlöslicher Brüderlichkeit auf dieser harten Welt. Großmutter sieht den Tag, da steht das Martinele vor dem Altare in der Kirche zu St. Agnes, aber nicht mehr so klein als heute; zu seiner Seite die Braut, rechtschaffen und schön — und aus der Sakristei kommt der Bruder, der geistliche Herr, und gibt treuen, feuchten Auges wie heute dem Martinele das, was er selbst nicht hat — ein liebes Weib.

## Aus Goethe's Glaubenswelt.

Von Prof. F. J. Schröer.

Den 24. October 1826 sandte Goethe an Marianne Willemer ein gesticktes Kopfstücken und schrieb dazu:

— Mich denkend sieh es freundlich an,  
Mich liebend lehne Dich daran.

Zugleich sandte er ihr einige Blätter seiner Lieblingspflanze *Bryophyllum calycinum*. Wenn man ein Blatt dieser Pflanze halb in Erde einlegt, so sprießen aus den Rändern neue Pflanzen hervor und wuchern reichlich fort.

Goethe schrieb dazu:

Was erst still geseimt in Sachsen,  
Soll am Maine freudig wachsen.  
Flach auf guten Grund gelegt,  
Merke wie es Wurzel schlägt,  
Dann der Pflänzlein frische Menge  
Steigt in lustigem Gedränge.  
Mäßig warm und mäßig feucht  
Ist was ihnen heilsam dünkt.  
Wenn Du's gut mit ihnen meinst,  
Blühen sie Dir wohl dereinst.

Den 19. April 1830 sandte er ihr wieder neue Blätter und schrieb dazu:

Wie aus Einem Blatt unzählig  
Frische Lebenszweige sprießen,  
Mögest in Einer Liebe selig  
Tausendfaches Glück genießen.

Er nannte das *Bryophyllum* eine pantheistische Pflanze, das lebendigste Bild der Morphologie. Ein andermal sagt er darüber: Das immerfort wachsende Lebende ist doch eingar zu hübsches Bild und Gleichniß des Wesens, von dem wir uns kein Bild machen sollen!

In dem immerfort wachsenden Lebenden sieht Goethe das Göttliche, Gott. An die Stirne seiner Morphologie schreibt er als Motto den 11. Vers aus dem 9. Capitel

des Buches *Job*: „Siehe, er geht vor mir über, eh' ich's gewahr werde und verwandelt sich, eh' ich's merke.“

Das Gesetz der Verwandlungen der Organismen ist es, mit dem er, Epoche machend, in den Naturwissenschaften auftritt.

Die Gliederung eines Organismus erscheint ursprünglich als Wiederholung einzelner Theile. Bei den Ringelwürmern und bei ähnlichen einfachen Pflanzen erscheinen die Glieder noch gleichartig. Durch Verschmelzung, Umformung, Verkleinerung, Vergrößerung einzelner Theile werden diese, äußern Einflüssen nachgebend, verschieden und es entstehen höher entwickelte Organismen.

Das Gesetz der Verwandlung der einzelnen Theile eines Organismus in andere Formen, die Auffuchung der Gründe dieser Verwandlung führt in das Innere, in das Leben des einzelnen organischen Individuums, so wie es zugleich die Entwicklung einer Gattung von Organismen in die andere enthüllt.

Wie mußte Goethe die Pflanze willkommen sein, die in jedem ihrer Theile die Fähigkeit zeigte, ein neues volles Individuum von ihrer Art hervorzubringen und sich gleichzeitig nach allen Seiten hin zu vervielfältigen.

Den 5. Juni 1826 erhielt Boissière zwei Blätter der Pflanze von Goethe und meldet ihm den 18. Juni: „Nun keimen die jungen Pflänzchen schon ganz lustig aus den Rändern hervor.“

Da Boissière 1830 sich wieder neue Blätter erbat, erhielt er eine frische Sendung den 23. Juli, aber

aus dem botanischen Garten, mit der Bemerkung Goethe's: „Eigene Pflanzen hab' ich so schön von unten herauf gezogen, daß ich es nicht über das Herz bringen kann, eins abzubrechen.“ Es ist etwas ganz eigenes mit der Freude Goethe's an dieser Pflanze. Wenn auch andere Fettpflanzen ähnlicher Fortpflanzung fähig sind, sowie ja auch andere Pflanzen durch Setzlinge und „Stupfer“ vermehrt werden, so scheint dies doch am Bryophyllum, wo zahlreiche neue Pflanzen zugleich aus den Rändern des Blattes hervorsprossen, in besonders reichlicher Fülle sich darzustellen.

Der lebendige, innige Antheil aber, den Goethe an allen Erscheinungen in der Natur nimmt — der Farbe, den Wolken, den Steinen, Pflanzen und Thieren — wovon wir hier nur ein Beispiel vor uns sehen, läßt uns ihn selbst in seiner geistigen Beschaffenheit als ein unendlich fruchtbares, allseitig lebendiges Wesen erscheinen, wie seine pantheistische Pflanze. Bezeichnend ist, was er im Eingange zu seiner Abhandlung „Bildung und Umbildung organischer Naturen“ bemerkt. Bei eingehender Naturbetrachtung wird der Mensch „ein doppelt Unendliches gewahr: (1) An den Gegenständen die Mannigfaltigkeit des Seins und Werdens und der sich lebendig durchkreuzenden Verhältnisse; (2) an sich selbst aber die Möglichkeit einer unendlichen Ausbildung, indem er seine Empfänglichkeit sowohl als sein Urtheil immer zu neuen Formen des Aufnehmens und Gegenwärtens geschickt macht.“ — Das Gebildete wird sogleich wieder umgebildet und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele, mit dem sie uns vorgeht.“

Im Zusammenhange mit diesen Anschauungen verstehen wir erst seine Sprüche:

Willst Du in's Unendliche schreiten,  
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.“  
„Willst Du Dich am Ganzen erquiden,  
So mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken.“

In den Sprüchen in Prosa sagt er: „Ich glaube einen Gott. Dies ist ein schönes, löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wie und wo er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“

In diesem Spruche liegt das eigentliche Glaubensbekenntniß Goethes. Er will Gott nicht entbehren, er will sich aber auch nicht vermessen, ihn zu erkennen, doch beglückt es ihn, seine Spur wahrzunehmen in den erhaltenen Gesetzen der Natur.

Im Gespräche mit Erdmann vom 29. Mai 1831 sagt er in Bezug auf die Liebe eines Vogels zu seinen Jungen: überall sei die göttliche Kraft verbreitet und die ewige Liebe wirksam. Und zu dem Modell von Myrons Kuh mit dem säugenden Kalbe bemerkt er, es sei ein Symbol des welterhaltenden Princips, ein Symbol der Allgegenwart Gottes.

In einem frühern Gespräche (vom 20. Februar 1831) sagte er: „Der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat — daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anhaben mögen: das ist mein Gott! Wir dürfen hier an Faust's Glaubensbekenntniß denken: „Wer darf ihn nennen und wer betennen: ich glaub' ihn? Wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: ich glaub' ihn nicht? Der Allumfasser, der Allerhalter, fast und erhält er nicht Dich, mich, sich selbst? Wölbt sich der Himmel nicht da droben? liegt die Erde nicht hier unten fest? Und steigen, freundlich blickend, ewige Sterne nicht herauf? Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir, und drängt nicht Alles zu Kopf und Herzen Dir und webt in ewigem Geheimniß, unsichtbar — sichtbar, neben Dir? Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,

nenn' es dann wie Du willst, nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott! Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist Alles; Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut." —

Die Anschauungen Goethe's von Gott stammen aber aus seiner frühesten Knabenzeit. Er erzählt im ersten Buch von Dichtung und Wahrheit von den Pietisten, sie haben sich Gott durch Christum „mehr zu nähern“ gesucht. Er suchte sich ihm zu nähern, indem er ihn in der Natur suchte. „Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturproducte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufsehende Gemüth des Menschen bezeugen.“

Der Erdgeist im Faust ist nichts anders, als Gott in seiner Personification als Geist dieser Erde, und als solcher menschlicher Vorstellung „angenehmer.“

Nicht verneinend tritt Goethe den herrschenden religiösen Vorstellungen gegenüber; er sucht sie nur zu vertiefen und sich, d. h. einer großen ihm eigenen Anschauungsweise „anzunähern.“

Erwähnt sei hier nur noch Goethe's Aeußerung über einen seiner Freunde aus seiner Leipziger Studentenzeit, über Langer aus Wolfenbüttel im 2. Theil und 8. Buch von Dichtung und Wahrheit: „Er gehörte unter Diejenigen,“ sagt er von ihm, „denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittlung nothwendig, deren Analogen er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte.“ Hier ist offenbar von einem im Gegensatz zum großen Weltgotte stehenden, für unsern Geist erfassbaren Gott die Rede, der die uns bekannte

Welt beherrscht, dem Erdgeist! Das soll aber nicht ein neben dem großen Weltgotte herrschender zweiter Gott sein, sondern kein anderer, als der große Weltgott, nur so, wie er dem Menschen erscheint, wie der Mensch sich ihn vorzustellen vermag. Der Weltgott in seiner Manifestation als Erdgeist.

Wir sehen, gläubig, im Sinne der Kirche, war Goethe nicht, indem er die Offenbarung nicht hinnahm, wie sie geschrieben steht. Er war aber fromm in dem Sinne, wie er Frommsein in der Trilogie der Leidenschaft definiert. Sein tief in das Wesen der Natur bringender Geist war nicht schnellfertig und glaubte nicht Alles erklärt zu haben, sobald die Dinge sich aus chemischen und mechanischen Bedingungen einigermaßen erklären ließen, er ahnte vielmehr im Hintergrunde des Ueberhauften überall die Unendlichkeit der Ideen und Ur-gesetze, die wir nur ahnen können. Vor ihnen stand er anbetend still und ahnte die Gottheit.

Er entdeckte neue Welten in der Wissenschaft und war seiner Zeit weit voraus. Wir haben ihn noch nicht eingeholt. Namentlich insoferne, als wir die Folgerungen, die sich aus den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft ergeben, mit zu beschränkten Geismitteln ziehen.

Welche Fülle des Geistes athmet seine Abhandlung: Bildung und Umbildung organischer Naturen, in der er Entdeckungen verkündet, die wir erst jetzt nach und nach erkennen. Wie großartig sind sie im zweiten Theil des Faust zur Dichtung verklart! Ich will mich kurz fassen. Der Proteus im zweiten Theil des Faust ist die Mythe des Darwinismus.

Homunculus, der ein unkörperliches Geschöpf ist, möchte „werden“, d. h. als körperhaft lebendes Wesen entstehen. Er wendet sich an die Philosophen Anaxagoras und Thales, den Vulcanisten und den Neptunisten.

Von Thales, der den Satz ausspricht: „Im Feuchten ist Lebendiges entstanden“ fühlt er sich mehr angezogen, und dieser führt ihn zu den Meergerisse Nereus, der Homunculus an Proteus weist:

„Fragt den Wundermann,  
Wie man entstehen und sich verwandeln  
kann!“

Proteus, der Hirte des Neptun, der aus dem Wasser Entstandene, der sich in alle Gestalten verwandeln kann, vermag den besten Rath zu geben, wie man „im Feuchten“ als ein „Lebendiges“ entsteht und von der einfachsten Entstehungsform zu höheren und immer höheren Organismen sich entwickelt.

Proteus gibt denn auch den entsprechenden Rath:

„Im weiten Meere mußt Du anbeginnen,  
Da fängt man erst im Kleinen an.“

Proteus verwandelt sich in einen Delfin und nimmt den Homunculus auf den Rücken, um ihn dem Ocean zu vermählen. Dazu sagt Thales: „Gib' nach dem löblichen Verlangen, von vorn die Schöpfung anzufangen, zu raschem Wirken sei bereit: da regst Du Dich nach ewigen Normen, durch tausend, aber tausend Formen und bis zum Menschen hast Du Zeit!“ Also, er soll in der Form eines Urwesens zu leben beginnen und von dieser Form zu immer höher entwickelten organischen Wesen bis zum Menschen sich fort verwandeln, bilden und umbilden. Proteus warnt noch, sich nicht zu sehr mit Verwandlungen bis zum Menschen zu beeilen und sagt: „nur strebe nicht nach höhern Orden! Denn bist Du erst ein Mensch geworden, dann ist es vöblich aus mit Dir.“ Dann ist eine weitere Entwicklung in der Reihe organischer Erdwesen nicht mehr möglich. —

Da kommt die herrliche, schöne Galathea im Muschelwagen daher gefahren, Homunculus nähert sich, entzückt von der Schönheit und zerschellt

am Wagen. Thales sagt: „Jetzt flammt es und blüht es, ergießet sich schon!“ Dazu singen Sirenen: „Welch' feuriges Wunder verklärt uns die Wellen? Die gegeneinander sich funkelnd zerschellen? — Und rings ist Alles vom Feuer umronnen: so herrsche denn Eros, der Alles begonnen!“ Eros, der erste der Götter nach Entstehung des Chaos, der Erde und des Tartaros, der Gott der Liebe, der Schöpfer alles Lebens auf der Erde! —

Jetzt erinnere ich wieder an den Götzendienst, den Goethe mit seiner pantheistischen Pflanze zu treiben schien. Es liegt darin etwas Kindliches und zugleich etwas Erhabenes, wie der Große, Edle sich frohem Staunen, zugleich anbetender Bewunderung des Waltens der Natur, das hier sich offenbart, hingibt.

Goethe spricht sich in einem Briefe an Zelter (4. October 1831) über neuere Dichter aus. Er vermißt an ihnen etwas, das er „das Aufregende, Tüchtige, das Menschengeschick Bezwingende“ nennt.

Was er an ihnen vermißt, ist, daß sie nicht direct Stellung nehmen gegenüber dem Lobe, das dem Menschen beschieden ist, sondern daß sie das Poetische in einer imaginirten, etwa hinter dem Schleier der Vergangenheit als Romantisch erscheinenden Welt suchen.

Sie bieten uns daher nicht die Erhebung, die wir beim Dichter suchen, die Erhebung über den Welt Schmerz, über Endlichkeit und Vergänglichkeit. Der furchtbare Gedanke der Vernichtung, der den Menschen zu Boden brückt, wurde vom Dichter des Faust, im zweiten Theil, umgesetzt — in gesundes Streben: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen! Und hat an ihm die Liebe gar von oben Theil genommen, begegnet ihm die selige Schaar mit herzlichem Willkommen.“ — Man muß in nüchternem Rationalismus nicht soweit gehen, die Poesie dieser symbolischen Ausdrucks-

weise anzusehen. Eine pedantische Anschauungsweise, auch die sich als Freigeistigkeit fühlt, wird den Dichter nie verstehen.

Wie ein Riese ragt Goethe mit dieser Gesundheit unerschütterlichen Glaubens an das Göttliche in uns und außer uns über die Rathlosigkeit der Epigonen hinaus, die er nicht mehr erlebte und die in unfruchtbarem Pessimismus ein Erhabenes sehen. Von der „Angst des Irdischen“ befreit uns

nur die Ideenreihe, die seit Leibniz die fruchtbaren Geister unter den deutschen Denkern erfüllt, die durch Goethe ihren höchsten Ausdruck fand.

„Sich Eins zu fühlen mit dem Unendlichen und ewig im Augenblick“ nannte Schleiermacher ihre Tendenz.

Sie erhebt den Menschen zu dem Muth, der ihn auch dann aufrecht erhält, wenn die Tröstungen der Religion ihm nicht mehr ausreichen wollen.

## © ja, Du liebes Herz, hast Recht...

O ja, Du liebes Herz, hast Recht  
Mit Deinem edlen Grollen,  
Die Welt ist nicht so schwarz und schlecht,  
Wie sie uns lehren wollen!

Wer wird so thöricht sein, das Licht  
Der Sonne zu verneinen,  
Weil sich auch tiefer Schatten nicht  
In ihrer Strahlen Scheinen?

Wer möchte wohl am Rosenstrauch  
Nur auf die Dornen zeigen,  
Und von dem süßen Reiz und Hauch  
Der vielen Blüten schweigen?

Was uns erfreut und was uns quält,  
Die Wonne und die Plage,  
Die Helle und das Dunkel hält  
Sich immerdar die Waage.

Ein Balsam ist bereit im Lauf  
Der Zeit für jede Wunde,  
Es wiegen sich am Ende auf  
Die Glücks- und Unglücksfunde.

Und ob auch Zwietracht, Haß und Zorn  
Auf Erden grimmig wüthe —  
Quillt unverfäglich doch der Born  
Der Menschenlieb' und Güte.

Darum Du liebes Herz, hast Recht  
Mit Deinem edlen Grollen —  
Die Welt ist nicht so schwarz und schlecht,  
Wie sie uns lehren wollen!

**Ernst Hauser.**



## Am Weihnachtsbaume.

Von F. A. Hofegger.

— Wollt ihr großen, vernünftigen und verstockten Leute das Christkind wiederfinden? rief der „schwarze Prophet“ einem Manne zu, der eben den Christbaum aufstellte. Laßt das bleiben. Seht, dort draußen im Schneegewirbel geht Einer, dem ist gar nicht wohl. Er ist allzugescheidt geworden und hat sich allzutief verbissen hinein in diese Welt, an der wir alle leidenschaftlich nagen, so bitter auch die Schale ist. Wir meinen aber, die Schale wird doch wohl endlich durchgebissen sein und wir stoßen dann auf den süßen Kern. Der dort im Schneegewirbel hat durchgebissen und gefunden: Das Ding ist eine taube Nuß. Die Zähne hat er sich zersplittert an der harten — den Magen hat er sich verborgen an der bitteren Schale. Jetzt macht er ein „hantiges“ Gesicht und bildet sich ein, der Schöpfer, der Weltgeist, die Natur — so etwas nennt er — habe ihn beschwindelt. Seiner Jahre sind viele und künden: Es ist bald zum Sterben. Der Mann häumt sich auf: Ich habe ja noch gar nicht gelebt! Nicht gelebt? Hast du nicht deinen Sinnen zu Lieb' alle Weltssünden auf dein Haupt geladen? — Wer? Ich? Aber ich fand nirgend's, was ich erwartet habe. Ach, geht mir mit eurer schönen Welt, wo Wahrheit nur in der Enttäuschung liegt!

Diesem Manne lief jetzt ein Kind nach, ein Knabe von fünf Jahren.

„Oheim!“

„Laß mich, laß mich, ich bin krank. In meiner Brust hämmert der Tod.“

„Laß mich horchen, Oheim!“

Und der Knabe legte sein Haupt, sein lichtlockiges mit den blühenden

Wangen, mit den hellen, blauen Augen, an des Mannes Brust und horchte. Nichtig, er hörte hämmern.

„Das ist ja nicht der Tod, Oheim,“ sagte der Knabe, „das ist Dein Frizel.“

„Was? Du wärest es? O, Du kleiner Schelm!“

„Du hast ja einmal gesagt, Onkel, ich wäre Dir in's Herz hineingewachsen. In dem meinen ist auch so ein Oheim drin, aber ein ganz kleiner.“

„Du hast mich also lieb, Friz?“

„So viel lieb!“ und der Knabe hob seinen Arm empor, so hoch er konnte, „noch mehr lieb — bis zu den Sternen hinauf! Bis zum lieben Gott hinauf.“

„So hoch kannst Du nicht, mein armes Kind, der Himmel ist vermauert.“

„Mit Schneewetter?“ fragte der Knabe.

„Ach, Du weißt es noch nicht,“ murmelte der Mann für sich, „daß wir den Himmel verloren haben.“

„Siehe, da fliegt er herab! Siehe, Oheim, da in der Schneeflocke, da ist er drin!“

„Wer?“

„Der liebe Gott.“

In Wahrheit, dieses Gespräch habe ich belauscht!

Das Bublein ging bei seinem Oheim in die Schule und dieser will den Kleinen früh genug vorbereiten für jene Weltanschauung, die er für die richtige hält und die seine eigenen Ideale zu Grunde gerichtet hat.

Aber das Kind läßt nicht so leicht von seinem ererbten Himmelreiche. Sieht es den Himmel nicht, so sind eben die Wolken vor. Und haben die

Naturforscher dem lieben Gott auch die Wohnung gekündet allerorts, — das Kind nimmt ihn auf in die Schneeflocke. Und mit dem zarten Händchen haßt es nach der Schneeflocke, und diese — zertriefelt an der Wärme des menschlichen Blutes, und der liebe Gott — wo ist er?

Mir war ein Mann bekannt, der mußte Mutter, Weib und Kind verlassen und in ein fremdes Land ziehen. Und als die Weihnacht kam, da schloß er sich in seine Stube und zündete am Delbaume (denn dort gibt es keine Tannen) drei Lichter an: eines der Mutter, eines dem Weibe, eines dem Kinde. So schaute er in die drei Flammen, und gedachte der Seinen, die ihm so ferne waren. — Und als es spät nächtig wurde und er die Lichter auslöschen sollte, um schlummern zu können, da mochte, konnte er von der Mutter, Weib und Kind keines zuerst verlöschen. Er ließ sie verbrennen und verglimmen und hielt die Augen zu, daß er nicht sehen konnte, mit welchem es zuerst aus wurde. — Das ist Sentimentalität, ruft es dort; das ist Liebe sage ich. Die heutige Welt erzieht keine solchen Menschen mehr, und wo derlei noch vorkommt, da ist es unverstanden oder verhöhnt. —

Welch' einer wunderlichen Zeit gehen wir entgegen, wenn nun schon das Kind anfängt zu zweifeln!

Und wäre es ein Wunder? Der „Nidolo“ war sein Ideal; wie bald erfährt es: der Nidolo ist erlogen. Das Christkind war seine himmlische Lust; wie bald sieht es: Das Christkind ist erlogen.

Wo ist der liebe Gott?

Da macht ihr Alten eine fromme Miene und belehrt die Kleinen: „Der liebe Gott ist in der Menschenliebe.“

Nun fängt das Kind an zu suchen, es sucht auf Gassen und Straßen, es sucht hinter Rosenbüschen und Herbstnebeln, es sucht im Wassertropfen der Thräne, es sucht in der Schneeflocke.

Traurig kommt es zurück und fragt: „Wo ist die Menschenliebe?“

Das Kind ist unser Richter. Weil wir vor ihm nicht bestehen können, so müssen wir ihn besiechen; wir müssen sein Herz bei Zeiten satt füttern mit irdischer Frucht, sein Haupt vollstopfen mit weltlicher Weisheit. Dann wird der Richter schweigen.

Wird eine Weile schweigen, endlich aber wieder beginnen zu klagen — sich selbst anzuklagen.

In manchem Hause ist der Liebe Tag, der Weihnachtsabend, ein glänzendes Fest — ein Fest der Heuchelei. Das ist der einzige Tag, an welchem „Geben seliger ist, als Nehmen,“ weil das der einzige Tag ist, an welchem jede Gabe eine Gegengabe bringt. Und das Kind — sonst gelehrt in der Zweifelsucht der Alten — glaubt heute fest und fest an den heiligen Christ, weil es meint, daß mit dem geäußerten Unglauben das „Christkindel nicht mehr einlegen“ würde. Glaubst das Kind aber wirklich noch — ei, was muß das für ein ungerechtes Christkind sein, das nur die reichen Kinder beschenkt und auf die armen völlig vergißt?

Wenn die Welt aller jener Ideale bar ist, an denen unsere Voreltern sich erbaut haben, so ist sie zu bebauern; wenn sie aber dieser Ideale bar sein will, wenn sie mit Bier in Wissenschaft und Kunst nach dem Verneinenden lechzt, dann ist sie nicht zu beklagen, wenn sie in dieser Verneinung wie jener Vogel im Märchen mit raubgierigem Schnabel sich selbst das Herz aus dem Busen haßt — dann ist ihr kaum das Weihnachtsfest zu gönnen, das sie sich alljährlich aneignet aus jenem Reiche, dem sie entsagt hat. — — —

So erzählte und so rebete ein Mensch mit blassem Gesicht, stoppeltigen Haaren und einem finsternen Auge. Seine Bekannten hießen ihn den schwarzen Propheten. So rebete er zum Manne, der auf dem Schemel

stand und des inneren Glückes voll seinen zwei Kindern den Christbaum aufrichtete. Es war der dichtstämmige Nachwipfel einer vom Blitze getroffenen, aber immer noch grünen Weisstanne, jenes Baumes, unter welchem einst der Mann dem Mädchen das erste Mal begegnete, das dann die Mutter seiner Kinder geworden war.

An den Zweigen des Bäumchens befestigte Herr Albin zwölf weiße Kerzen — und dann war er fertig.

„Na nu!“ stieß der Schwarze unwirsch hervor: „Hänge! — Hänge Welt hinauf! Nüsse, Äpfeln, aber goldene! Lebkuchen! Gesunker! Süßigkeiten! Land! — Ich sehe, Du kannst ja nicht einmal einen heiligen Christ machen!“

„Einstweilen, lieber Alter,“ sagte hierauf Herr Albin und rückte den Tisch, „willst Du mit mir eine Flasche Kerschbacher austreten. Das ist ein trefflicher Seelenwärmer.“ zog die Cigarettasche hervor: „Und wollen uns Eine anstecken. — So. — Franziska, die Lampe! Das Schneegestöber draußen macht früh dunkel. — Nun wollen wir Eins plaudern.“

„Doch? Ich dachte, Du stecktest heute so tief in der Weihnachtsfreude, daß Du mit Unserem —“

„Hat sie guten Zug?“

„Ein Wörtchen zu sprechen nicht Stimmung fändest.“

„Auf Dein Wohl, lieber Junge!“ Sie stießen an. Herr Albin stellte das Glas auf den Tisch und sagte: „Das ist nicht schön von Dir, daß Du uns Weltleute so sehr verleumddest. Du hast doch auch einmal gezecht und geliebt: Schon das allein verpflichtet. Du hast auf hohen Bergen gejauchzt und auf hohen Meeren den Schöpfer gepriesen. Du hast Dich besetzt an Dem, was Künstlerhände Dir geboten, erquickt an Dem, was Freundesherzen Dir gegeben haben. Du hast die Segnungen der Cultur gepriesen, die Siege der Wissenschaft bejubelt, die humanitären Bestrebungen des Fort-

schrittes gefeiert. Und nun ist Alles vergessen und Du lästerst.“

„Habe ich Unrecht?“ fuhr der Schwarze auf, „ist es nicht wahr, was ich sage?“

„Du nennst nur den Schatten. Würde auf Erden das Unglück so grell sein, wenn nicht daneben sonniges Glück leuchtete? Würde die Schlechtigkeit Einzelner so häßlich sein, wenn nicht unser Begriff von den Vorzügen und Tugenden der Menschen so hoch wäre?“

„Mich dünkt, Du hast mich nicht verstanden,“ sagte der Schwarze, „ich erkenne das Schöne und Hohe ja an und klage nur, daß man nicht daran glaubt, oder daß man es zerstören will heute an allen Orten — ich eifere gegen den Pessimismus — gegen den Nihilismus.“

„Wer die Menschheit, die ewig junge, siegende, jauchzende, immer in Gefahr sieht, von diesen Gespenstern vernichtet zu werden, der ist mir doch kein Optimist zu nennen,“ versetzte der Gastherr. — „Soll ich Dir's sagen, mein lieber Freund, was die Ursache Deiner Verbitterung ist? Du glaubst, Du grollest, weil die Menschheit nicht glücklich sei, ich aber sage Dir, Du grollest, weil Du es selbst nicht bist. Du bist unzufrieden mit Deinen Thaten, weil sie Dir keine sorglose Existenz verschafft, weil sie Dich nicht berühmt gemacht haben. Du meinst nun, die Zufriedenheit der Menschen läge im Glauben an einen persönlichen Gott, weil Du zu jener Zeit, da Du diesen Glauben hegtest, so zufrieden und glücklich gewesen bist. Das war aber nicht der Glaube, mein Freund, das war die Jugend. Nun schimmelt sich Dein Haar, Du kennst vielleicht Stunden, da Dein Organismus Müdigkeit und Unlust fühlt. Nun dünkt Dich, die Welt und all' ihre Einrichtungen wären schlecht. — Und was das Christfest anbelangt: neide es uns nicht. Es ist unsere schönste Stunde des Jahres; wir heucheln

nicht; wir wollen an diesem Tage ja nicht frömmere sein, als sonst, nur losreißen wollen wir uns einmal von der Engherzigkeit des Alltagslebens und zurückkehren zu uns und versuchen, ob wir Talent haben für das Reich Gottes — für die selbstlose Freude. Das Weihnachtsfest ist der Jahresbesuch, den die Menschheit sich selber macht. — Du hast keine Familie, die Du lieben, keine Freundeskreise, in denen Du Dich heimisch fühlen könntest, Du kennst das Christfest nicht. Wenn ich Dich einlade, den Abend bei mir zuzubringen —

„Ich danke Dir! Ich danke Dir!“ rief der Schwarze abwehrend, „nirgendso heimatlos ist der Heimatlose, als bei einem Weihnachtsbaum.“

Er trank sein Glas aus und ging. —

Die Stunde war endlich da. Herrn Albin's Kinder — ein Knabe von sieben und ein Mädchen von sechs Jahren — warteten im Vorzimmer, schlichen auf den Zehenspitzen von einer Ecke zur andern und spitzten die Ohren, ob sie den Flügelschlag des Christkinds nicht schon vernehmen könnten.

„Meinst Du, wird es heuer die Dubelhauben bringen?“ flüsterte das Mädchen dem Bruder zu. Da war drinnen im Gemache schon ein zarles Klängen, wie das Läuten silberner Glöcklein — und die Thür ging auf.

Auf weißgebedtem Tische stand der grüne Tannenbaum mit seinen zwölf brennenden Kerzen. Sonst war nichts da. Leer der Baum und leer der Tisch; das unsichtbare Glöcklein aber klang über den Wipfel her und die Kinder lauschten entzückt. Der Knabe richtete sein Auge unverwandt auf den Weihnachtsbaum; das Mädchen lugte nebstbei heimlich so in den Winkeln herum. Und siehe, dort, auf einem besonderen Tischchen — war's. Obst, feines Gebäck, Spielsachen,

Kleidungsstücke — „Und“ jubelte das Mädchen, „die Dubelhauben sind auch dabei!“

Sie lief in ein Nebenzimmer. „Kommet nur! Aber so kommt doch geschwind!“ flüsterte sie zweien fremden, ärmlich gekleideten Kindern entgegen, welche aus dürftiger Familie hierher bestellt worden waren. Diese waren ganz erschrocken und getrauten sich kaum dem drängenden Mädchen zu folgen. Aber endlich standen sie vor dem strahlenden Baum und Herrn Albin's Kinder huben an, und trugen die Sachen des Nebentischchens herbei und legten dieselben auf die kleinen undbehilflichen Arme der Fremden. Alles gaben sie hin und die grauen Pelzhauben küßten sie auf die kleinen Häupter, deren Näschchen noch jetzt im erwärmten Zimmer die Spuren der Kälte trugen.

Die armen Kleinen wußten gar nicht, wie ihnen geschah, und alle Hände voll sahen sie immer zum Christbaum auf. Die Kinder des Herrn Albin klatschten in die Hände und ihre Gesichtchen strahlten vor Glück.

Hinter all' dem aber stand Herr Albin selbst. Er lächelte, er küßte seine Kinder. — Sie fragten nicht, ob auch für sie der heilige Christ was gebracht habe; sie waren es gewohnt, am Christabend die Gaben anderen, armen Kindern zu überlassen.

Wenn das der „Schwarze Prophet“ gesehen hätte!

Wohlan, im nächsten Jahre erschien er und sah es und sagte: „Das ist nichts, Albin, Du bist ein schlechter Erzieher. Du willst in den Kleinen den Eigennutz tödten und richtest sie auf diese Weise zu Grunde. Denn ohne tüchtigen Egoismus kann den Kampf um's Dasein Keiner bestehen.“

„Du bist ein wunderlicher Kauz,“ lachte Herr Albin, „komm' und trink Eins!“

## Nächstenliebe bei den Thieren.

Nach Ludwig Büchner.

Ohne Zweifel nimmt das Mitleid eine der hervorragendsten Stellen unter den moralischen Gefühlen ein und ist vielleicht die hauptsächlichste, wenn nicht einzige Ursache aller f. g. guten Thaten oder Handlungen. Schopenhauer nennt das Mitleid die einzige echt moralische Triebfeder und die einzige Quelle nicht-egoistischer Handlungen, welche es gibt, während er andererseits die dem Mitleid entgegenstehende Bosheit als Ursache aller schlechten Handlungen ansieht. Die Cardinal-Tugenden Gerechtigkeit und Menschenliebe wurzeln nach ihm nur in dem Mitleid; und nichts empört mehr, als das Gegentheil des Mitleids oder die Grausamkeit. Außer Mitleid und Bosheit kennt er nur noch eine Grundtriebfeder moralischer Handlungen — es ist der Egoismus oder Eigennutz. Hätte der große Philosoph consequent sein wollen, so hätte er leicht beweisen können, daß auch das Mitleid im Grunde nur auf einem verfeinerten Egoismus beruht, indem wir uns, wenn wir Mitleid empfinden, in Gedanken an oder in die Stelle oder Lage eines Leidenden hineinversetzen und nun Dasjenige empfinden oder thun, was wir selbst von Andern in gleicher Lage gehofft oder in Anspruch genommen haben würden. Aber selbstverständlich bestimmt dieser Nachweis dem Mitleid selbst nicht das Geringste an seiner hohen moralischen Bedeutung! Es ist und bleibt eine der höchsten und edelsten Regungen der Menschenbrust und ist wahrscheinlich das eigentliche treibende Motiv in den Herzen aller Derselbigen gewesen, welche zu allen Zeiten

für das Wohl ihrer Mitmenschen oder der Menschheit als solche gelebt und gelitten haben, ohne für sich selbst dabei Nutzen oder Vortheile zu erhoffen oder zu erlangen. Je feinführender und empfindsamer eine Menschennatur für die eigenen Leiden oder Schmerzen ist, mögen diese nun physischer oder moralischer (seelischer) Art sein, um so mehr ist sie es auch für die Leiden Anderer, und um so bringender empfindet sie den Wunsch, für solche Leiden Abhilfe zu schaffen. Verbindet sich damit neben bedeutender Denkkraft ein hoher und thatkräftiger Sinn, Entschlossenheit im Handeln oder im Ausprechen der das eigene Innere bewegenden Ideen, so ist der Held, aber in der Regel auch der Märtyrer der Menschheit fertig, welcher entweder seine Zeit mit einem gewaltigen Rucke auf dem Wege nach den Zielen der Humanität vorwärts schiebt oder bei diesem Streben und durch dasselbe untergeht. Es dürfte nicht schwer sein, bei allen solchen großen Verbesserungs-Strebem der Geschichte leidenschaftliches Mitleid als ein Hauptmotiv ihres Wirkens nachzuweisen. Sogar der einsame Denker, Weise oder Forscher wird neben der ebenso leidenschaftlichen Liebe zur Wahrheit bei seinen rastlosen Bemühungen zur Erforschung derselben nicht am Wenigsten von dem Wunsche geleitet, seine Mitmenschen jenen zahllosen Leiden und Nachtheilen zu entreißen, welche Unwissenheit, Lüge, Betrug und Irrthum ihnen bereitet haben und fortwährend bereiten. Auch der politische, religiöse oder gesellschaftliche Reformator ist nicht denkbar ohne die ge-

waltige Triebfeder des Mitleides mit denjenigen seiner Neben-Menschen, welche unter geistiger, politischer oder gesellschaftlicher Unterdrückung oder Bevormundung zu leiden haben. Aber auch im privaten Leben gibt es kein besseres Kennzeichen eines edlen Charakters, einer hohen Gesinnung, eines hervorragenden Geistes, als Liebe der Nächsten und werthtätige Hilfe, soweit dieselbe nicht ohne allzu große Benachtheiligung jener Darmherzigkeit, welche jeder Einzelne zunächst an sich und seinen Angehörigen zu üben hat, ausgeführt werden kann; nur stupide Geister bleiben kalt bei den Leiden und Schmerzen Anderer, weil sie selbst nicht fein genug zu empfinden im Stande sind, oder weil die größten Feinde der Menschheit, Unwissenheit und Fanatismus, ihr besseres Gefühl in slavischer Unterdrückung halten.

Daß bei dieser hohen moralischen Bedeutung eines der besten und edelsten Gefühle der Menschenbrust der Besitz dieses Gefühls von Seiten Derjenigen, welche die Thiere für belebte Maschinen halten, denselben abgesprochen werden würde, ist nicht zu verwundern. Sogar der sonst so vorurtheilslose und mit inniger Theilnahme für seine „vernunftlosen“ Mitgeschöpfe erfüllte Scheitlin spricht sich in seiner berühmten „Thierseelenkunde“ über den Gegenstand nur sehr zweifelhaft aus und wirft geradezu die Frage auf, „ob in irgend einem Thiere Mitleid sein könne?“ Wenn solches vorkommt, so meint er, könne es jedenfalls nur bei den vollkommensten der Thiere sein. Auch könne es jedenfalls nur ein Mitleid gegen seinesgleichen sein, als gegen Mit-Ragen, Mit-Hunde, Mit-Affen, Mit-Elefanten, gegen Kinder und Satten. Wie sehr der vortreffliche Mann hierin irrt, wird im Verlaufe dieser Betrachtung dem Leser hoffentlich klar genug werden. Allerdings sind die Beispiele von Mitleid und werthtätiger Hilfe unter Thieren gleicher Art ungleich häufiger, als unter solchen un-

gleicher Art, aus dem einfachen Grund, weil die Gelegenheit dazu ungleich häufiger ist, und weil auch natürlicherweise die Sympathie unter Thieren derselben Art am größten sein muß. Aber darum fehlt es nicht an den eclatantesten Beispielen eines Mitgefühls weitgehendster Art unter Angehörigen ganz verschiedener Thier-Gattungen. Wenn z. B. eine Kage einen ihr befreundeten Canarien-Vogel aus den Klauen einer andern Kage rettet, oder wenn ein Adler einen ihm zur Beute gebrachten Buffard aus Mitleid am Leben läßt und Freundschaft mit ihm schließt, oder wenn ein Löwe oder Tiger in gleicher Weise mit einem Hunde verfährt, oder wenn ein Pferd seinen Herrn, der den Hund züchtigt, am Rockzipfel faßt und zurückziehen versucht, oder wenn Hunde aus eigener Initiative und ohne Abriechung so oft als Lebensretter für andere Thiere oder Menschen auftreten, und so Vieles dem Ähnliche, so kann doch wohl kein Zweifel darüber sein, daß sich das Mitleid und Mitgefühl des Thieres auch noch weit über die Grenzen der eigenen Art hinaus erstreckt, und daß es darin beinahe den Menschen selbst beschämt, der in der Regel nur Mitleid für die Angehörigen des eigenen Geschlechtes hegt und seinen übrigen Mitgeschöpfen ohne Schonung jede Art des Leidens und der Qual auferlegen zu dürfen glaubt. Ja — bedenkt man, welche entsetzliche Summe von Grausamkeiten und unglaublichen Greueln jeder Art die Menschen sich einander gegenseitig bereits auferlegt haben und noch fortwährend auferlegen, ohne Reue oder Gewissensbisse zu empfinden, so muß man sich billig fragen, ob die Summe der aus Mitleid oder Mitgefühl entspringenden Handlungen jenes mit Blut und Thränen geschriebene Conto auch nur entfernt aufzuwägen im Stande ist, und ob das Samaritenthum unter den Menschen (so groß es auch sein mag), wenn man den Unterschied der geistigen oder

feilischen Befähigung in Betracht zieht, dem Samariterthum jener Thiere an die Seite gesetzt werden kann, welche ihre durch Alter, Blindheit oder sonstige Zufälligkeiten ernährungsunfähig gewordenen oder sonst in Noth gerathenen Gefährten mit gemeinschaftlichen Kräften erhalten und unterstützen?

Wie viele Menschen müssen trotz aller Veranstaltungen der Mildbthätigkeit, Barmherzigkeit und öffentlichen Wohlthätigkeit noch tagtäglich im Angesicht eines auf das Aeußerste gesteigerten Wohllebens und National-Reichtums und eines erstickenden Ueberflusses an Nahrungsmitteln aus Mangel oder Ungenüge der nothwendigsten Lebensbedürfnisse schnell oder langsam verkümmern und zu Grunde gehen, ohne daß die Gesammtheit sich für verpflichtet erachtet, auch nur dem Beispiel jener Krähen nachzuahmen, welche sehr bald bei Kranken und Hilfslosen ihrer Art erscheinen, um sie zu unterstützen und zu füttern, — oder jener Rebhühner, welche, wie jeder Jäger weiß, jederzeit zu verwundeten Mitgliedern ihrer Kette zurückkehren und sich alsdann mit aller Rücksicht auf dieser weiter bewegen — oder jener Pelikane, welche einen alten, erblindeten und darum ernährungsunfähig gewordenen Kame-raden so fütterten, daß er übermäßig fett wurde!

Ein Herr Blyth hat Darwin mitgetheilt, daß er gesehen habe, wie indische Krähen zwei oder drei ihrer Genossen, welche blind waren, fütterten, und Darwin selbst fügt hinzu, daß er von einem ähnlichen Fall bei dem Haushahn gehört habe.

Brehm sah, wie eine von ihm flügelahm geschossene Alpenkrähe von ihren Mitschweftern gefüttert wurde, und wie ein Rothkehlchen = Männchen von einem andern, mit dem es vorher stets in Zanf und Streit gelebt hatte, auf das Liebevollste gepflegt und gefüttert wurde, nachdem es das Unglück gehabt hatte, ein

Wein zu brechen. Selbst seine Lederbissen, die Mehlwürmer, genoß das gesunde Thierchen nicht mehr, sondern brachte sie seinem kranken Gefährten. Nach der Genesung kamen beide nie mehr in Streit miteinander.

Im Januar dieses Jahres (1879) wurde bei Gelegenheit eines hohen Schneefalles von einem Arbeiter einer der vielen Raben gefangen, welche, um Nahrung zu suchen, sich in den Darmstädter Bahnhöfen umhertrieben. Ein Anderer schoß einen zweiten Raben, ohne ihn zu tödten; doch war sein Schnabel so verletzt, daß er das vorgeworfene Futter nicht aufzunehmen vermochte. Man brachte beide Thiere zusammen und siehe da — der Gesunde fütterte den Kranken ebenso, wie wenn er noch klein und im Neste befindlich wäre!

Fast noch auffälligeren Beispielen solcher Gutherzigkeit und Mildbthätigkeit, als in der Vogelwelt, begegnet man bei den Säugethieren.

So berichteten im Jahre 1864 englische Blätter, daß ein Capitän der Cavallerie bei dem Vorstande der Zoologischen Gesellschaft zur Anzeige gebracht habe, daß ein Pferd seiner Compagnie, welches alt war und schlechte Zähne hatte, so daß es Hafer und Heu nicht kauen konnte, von seinen beiden Nachbar-Pferden ernährt wurde, indem sie ihm das Futter kauten und alsdann vorlegten. Die ganze Compagnie habe das Factum beobachtet und könne dafür zeugen.

Dieselbe Samariter-That hat Herr Paul Fuhs, wie er in seinen „Jagd-Erinnerungen aus Ostibirien“ berichtet, an einem Thiere beobachtet, von dem man Derartiges am wenigsten erwarten sollte — von dem Wolf nämlich. „Ich habe zuweilen,“ so erzählt er, „so alte Wölfe erlegt, daß ihre Zähne ganz stumpf geworden, und daß sie ohne Hilfe anderer Wölfe nicht im Stande waren, die von ihnen erjagten Thiere zu erwürgen. Einst

sah ich einen Wolf, der in der Nähe eines Dorfes ein Kalb festhielt und demselben den Hals nicht durchbeißen konnte. Er warf es zu Boden und legte sich auf dasselbe, bis aus dem benachbarten Walde zwei andere Wölfe herbeikamen, die ihm offenbar helfen sollten, die Beute zu zerreißen. Dieser Anblick setzte mich in Erstaunen, und um den Schlüssel zu dem Räthsel zu bekommen, schoß ich nach dem Wolfe und erlegte ihn. Als ich ihn untersuchte, fand ich, daß ihm fast alle Zähne fehlten, und die noch übrigen Zahnstumpfen kaum aus dem Zahnfleisch hervorragten.“ Daraus darf man wohl schließen, daß die Wölfe trotz ihres verrufenen Naturells ein hinreichend gutes Herz oder Gemüth haben, um ihre Alten oder ihre Invaliden der Arbeit nicht Hungers sterben zu lassen, während es menschliche Wölfe genug gibt, welche es ganz in der Ordnung finden, daß, wer kein Geld, auch kein Recht zum Leben hat!

Im Angesicht so auffallender Beispiele thierischen Samaritenthums wird man auch vielleicht die oft erzählte und ebenso oft in Zweifel gezogene Erzählung oder Beobachtung von Ratten, welche blinde oder alte Kameraden führen oder ernähren, nicht für erfunden erklären wollen.

Jesse (Gleanings in Natural History, vol. III, pag. 206) erzählt, daß Rev. Herr Ferrymann eines Abends in den Wiesen spazieren gegangen sei und einen langen Zug von Wander-Ratten beobachtet habe, worunter eine blinde Ratte von einer Gefährtin an einem Stückchen Holz, das beide mit den Zähnen erfaßt hatten, geführt worden sei.

Auch die Raben, von deren Samaritenthum bereits ein schönes Beispiel aufgeführt wurde, sind sehr treue Freunde in der Noth. Wird einer ihrer Gefährten getödtet oder verwundet, namentlich durch Flintenschüsse, so verlassen sie ihn nicht, wie man bei dem Ruß eines Feuer-Gewehrs gewiß ver-

muthen sollte, sondern umfliegen oder umhüpfen ihn mit steten Versuchen, ihm weiter zu helfen. Ist er bloß flügelahm und kann sich auf dem Boden fortbewegen, so ermuntern sie ihn durch fortwährenden Zuruf, fliegen eine kleine Strecke vor ihm her und suchen ihn zum Folgen zu veranlassen.

Raben erstrecken ihre Hilfeleistung übrigens nicht bloß auf die eigenen Angehörigen, sondern auch auf andere Vögel, indem sie dieselben theils durch Warnung, theils durch directe Intervention vor irgend einer Gefahr zu behüten suchen.

E. S. Snell hat in dieser Beziehung viele Beobachtungen gemacht, aber die merkwürdigste, wie er schreibt, und zugleich unzweideutigste am 22. Februar 1863. Als er eines Nachmittags von einem Spaziergang heimkehrte, in nordöstlicher Richtung seinem Wohnorte zuschreitend, sah zu seiner Rechten auf einem Baum und auf dem Boden ein Rabenpaar, während einige hundert Schritte nach Osten seine Feldtauben auf einem Stoppel-Acker weideten. Plötzlich riefen die beiden Raben die heftigsten Warnrufe oder Signaltöne aus, welche bekanntlich allen Vögeln verständlich sind und ihnen das Erscheinen eines Hühner-Habichts anzeigen. Gleichzeitig flogen die Raben nach den Tauben hin. Der Herr Berichterstatter eilte nach dem Schauplatz, sah aber keinen Habicht, sondern nur die Tauben in wilder Flucht gegen Norden heimfliegen. Als dieselben fort waren, wendeten die Raben um und flogen gegen Süden. Dort erblickte denn Snell den Habicht in bedeutender Entfernung hoch in der Luft, in östlicher Richtung fliegend. Das nun vollkommen beruhigte Rabenpaar setzte sich wieder nieder, da der Habicht zu weit war und zu schnell flog, als daß sie ihn hätten erreichen können. „Ich kann daher nicht mehr daran zweifeln,“ setzt der Herr Erzähler hinzu, daß der Rabe mit Ueberlegung und Absicht die kleineren Vögel, insbesondere, die



Lauben, welche der Habicht allen andern vorzieht, vor dem letzteren warnt und zu retten sucht.“

Ausgezeichnete Helfer in der Noth sind auch die durch so viele gute Eigenschaften ausgezeichneten Schwalben. Lamart sah, wie ein Schwalbennest zerstört wurde, gerade als das Weibchen Eier legen wollte, und wie nun zehn bis zwölf Schwalben aus der Nachbarschaft herbeikamen, die auf das Eifrigste ein neues Nest bauten und dasselbe in anberthalb Tagen zu Stande brachten, während ein einziges Paar dazu acht bis zehn Tage braucht. Auch Herr S. Rawall in Pussen theilt nach der Beobachtung eines ihm verwandten Pastors in Bessarabien mit, daß, als derselbe ein an einem Fenster seines Hauses gebautes Schwalbennest der Verunreinigung wegen nicht bulden wollte und zweimal nach einander zerstört hatte, andere Schwalben in großer Menge erschienen und gemeinschaftlich das Nest in so kurzer Zeit neu erbauten, daß es erst bemerkt wurde, als es fertig war. Aus Mitleid und Bewunderung ließ nun der Hausherr das Nädchen ungeschoren.

Herr August Fischer in Halle a./S. sah, wie ein Schwalben-Nädchen in einem geräumigen Gartensaale am Plafond ein Nest zu bauen versuchte, was aber trotz vierzehntägigen Bemühens nicht gelang, da das Gebaute immer wieder abfiel. Da erschienen mit Einemal während der Mittagszeit fünfzehn bis zwanzig Schwalben und begannen nach eingehender Bestätigung der Dertlichkeit gemeinschaftlich den Bau des Nestes, welches in zwei bis drei Tagen fertig war und die Heimatsstätte von fünf jungen Schwälchen wurde.

Alle Welt kennt die Geschichte jener Pariser Schwalbe, welche sich mit einem langen, um ihren Fuß gewickelten Faden an einem Karmies des Collège des Quatres-Nations gefangen hatte. Als ihre Kräfte erschöpft waren, hing sie klagend und schreiend am Ende

des Fadens, von Zeit zu Zeit einen vergeblichen Befreiungsversuch machend. Alle Schwalben des weiten Terrains zwischen der Tuilerien-Brücke und dem Pont-neuf und vielleicht aus noch weiterer Entfernung hatten sich zu Hunderten um sie versammelt, indem sie durch ihr Schreien Aufregung und Mitleid zu erkennen gaben. Nach langem Tumult und Schreien schien Eine von ihnen das Mittel der Befreiung ausfindig gemacht und ihren Kameraden mitgetheilt zu haben. Man ordnete sich in Reihen, und jede Schwalbe traf im Vorüberfliegen mit einem Schnabelhieb den Faden möglichst an derselben Stelle, wobei die arme Gefangene allerdings schwer leiden mußte. In verhältnißmäßig kurzer Zeit wurde auf diese Weise durch vereinte Anstrengung der Faden zerschnitten und die Gefährtin befreit. Die Schaar blieb darnach noch einige Zeit beisammen, aber ihr Geschrei schien nun nicht mehr Angst, sondern Freude zu verrathen.

Eine sehr merkwürdige und einen hohen Grad von Gutherzigkeit verrathende Art der Hilfe oder des Beistandes zwischen Vögeln verschiedener Art ist ganz neuerdings bekannt geworden, indem Herr Adolf Gehling gelegentlich einer egyptischen Reise bei seiner Ankunft in Kairo außer vielen andern Vogel-Bekanntes aus Deutschland auch einer großen Menge von Bachstelzen begegnete, die sonst bekanntlich wegen ihres kurzen, stoßweisen Fluges das Meer nicht überschreiten, sondern während des Winters nur nach dem südlichen Europa flüchten. Auf sein während der Reise selbst an den Dragoman gerichtetes Befragen über den räthselhaften Punkt erklärte ein alter Beduine, Scheich Ibrahim, mit aller Bestimmtheit, daß diese kleinen Vögel von den großen über das Meer getragen würden, und daß dieses eine in Egypten ganz bekannte Sache sei, die daselbst jedes Kind wisse.

Der Liebesdienste, welche sich Hunde unter einander erweisen, gibt es, abgesehen von den bereits mitgetheilten, gar viele und verschiedene. Watson erzählt von einem Hunde, welcher das gebrochene Bein eines Kameraden unterstützte; von anderen, welche ihre Kameraden von der Kette oder aus dem Stalle befreiten; von einem Neufundländer Hund, welcher, als in Plymouth bei großer Hitze wegen Befürchtung der Tollwuth alle in der Straße frei umherlaufenden Hunde aufgegriffen und eingesperrt wurden, zuerst den Strick durchnagte, der ihn selbst festhielt und dann ebenso mit den Stricken seiner nach Freiheit heulenden Gefährten verfuhr, bis der Wärter eintrat und das Vergehen entdeckte, u. s. w. Herr E. Hausfius in Dolzowo besaß, wie er dem Verfasser schreibt, einen großen, weißen Gühnerhund, welcher eine seltene Fertigkeit besaß, sämmtliche Thüren im Haus zu öffnen und welcher einem kleinen Affenpinscher und einem Dachshund, die den Platz am Ofen mit ihm theilten, stets ein treuer Helfer in der Noth war. Wollten die Hunde hinaus, so winkelte der Pinscher leise, während der Dachshund einmal anschlug. Sofort kam er herbei und öffnete ihnen die Thür. Hatte er einmal keine Lust oder Schließ zu fest, so gingen sie zu ihm hin und strichen ihm leise mit der Pfote über das Gesicht, worauf er ihrem Verlangen willfahrte. Er sprang an der Thüre in die Höhe, legte die rechte oder linke Pfote an die Einfassung und schlug mit der andern auf die Klinke. Thüren mit Schließhaken öffnete er mit der Nase, indem er von unten nach aufwärts fuhr.

Herr E. Nechling in Schwegingen führte zwei schwarze Pudel zum Baden in einem mit Steinquadern ummauerten Bassin und ließ sie einen Stock aus dem Wasser apportiren. Nachdem sie sich darum gebalgt hatten, schwamm der Besiegte an's

Land, während der Sieger mit dem Stock im Maule sich vergeblich bemühte, über die Stein-Quadern heraufzukommen. Kaum sah dieses der andere, als er sich sofort wieder in das Wasser stürzte, den Gefährten im Genick packte und ihm aus dem Wasser half.

Noch großmüthiger als dieser Pudel benahm sich ein Neufundländer Hund, von welchem J. Franklin berichtet. Er war in steten Balgereien mit einem gewöhnlichen Hunde begriffen. Als bei einer dieser Balgereien beide zusammen in das Meer fielen, rettete sich der Neufundländer schnell durch Schwimmen. Als er aber am Lande war und sah, wie sein Gegner vergeblich mit den Wogen rang, sprang er wieder in das Wasser und rettete denselben. Von dieser Zeit an wurden beide Hunde die besten Freunde und balgten nie mehr mit einander!!

Zahlreich und oft beschrieben sind die Thaten der Hunde als Lebensretter von Menschen, bald durch directe Dazwischentunft, bald durch indirectes Eingreifen, wie Aufwecken schlafender Menschen bei Feuer- und sonstiger Gefahr, Bewachung Verunglückter, Herbeirufen menschlicher Hilfe bei irgend einem Unglücksfall u. dgl.; doch mag hier nur eine Beobachtung mitgetheilt werden, welche der Verfasser der Güte des evangelischen Pfarrers, Herrn Rotschy in Wald in Steiermark verdankt, und welche bei dem kleinen, vierbeinigen Helden des Dramas ebenso viel Herzengüte, wie kluge Vorsicht und Ueberlegung erkennen läßt.

Herr R. besaß gleichzeitig ein 16 Monate altes Söhnchen und einen ungefähr ein Jahr alten kleinen Pinscher, welche Beide stets beisammen zu sein pflegten. Eines Nachmittags waren die Zwei zusammen allein im Vorhaus, während Herr R. in seinem Zimmer sich befand. Plötzlich hörte er, wie der Hund heftig an die Thüre sprang, krachte und winkelte. Dann

sprang er nach der Treppe, eilte einige Stufen hinauf, kam schnell wieder zurück und winselte und fragte, wie vorher, immer heftiger an der Thür. Als nun Herr R. dem Thiere folgte fand er, daß das Kind unternommen hatte, die Stiege aufwärts zu klimmen, und bereits auf der siebenten Stufe sich befand. Der Hund eilte sofort, als er den Herrn kommen sah, dem Kinde nach und stellte sich hinter dasselbe so, als ob er es halten und vor einem Falle beschützen wolle. Blick und Miene desselben sprachen sehr lebhaft den Gedanken aus: Eile, eile, wenn du dein Kind der Gefahr entreißen willst! Und wie groß waren erst seine Freude und die Zeichen seiner Befriedigung, als er sein Werk gelungen sah! „Ich denke,“ fügt der Herr Erzähler hinzu, „noch immer mit Rührung und mit einer gewissen Bewunderung an diesen Fall.“

Daß sogar in der Seele des verachteten Schweines das Gefühl des Mitleides mächtig werden und selbst die Oberhand über ursprüngliche Antipathie gewinnen kann, lehrt eine von Herrn J. C. Rühlmann in Bremen dem Verfasser am 26. Januar 1876 mit dem Bemerken, daß er sich für die Wahrheit des Vorganges in allen seinen Theilen verbürge, gemachte Mittheilung. Ein naher, auf dem Lande lebender Verwandter des Erzählers besaß ein schwarzes und ein weißes Ferkel. Das weiße war größer und kräftiger, als das schwarze und im höchsten Grade unverträglich gegen seinen Stall-Collegen, so zwar, daß es beim Fressen nicht allein ihm Nichts gönnte und immer um sich schnaufte, sondern auch bei jeder Gelegenheit ihm einen Puff zu versetzen suchte. Dieses feindliche Benehmen dauerte indeß nur so lange, als der schwarze Genosse munter und gesund war; denn von dem Augenblicke an, als letzterer eines Tages an einem Sonnenstich erkrankte, änderte das weiße Thier plötzlich sein Verhalten, indem es von Stund' an,

so zu sagen, die Liebenswürdigkeit gegen den leidenden Kollegen selbst war und ihm auf jede Weise seine Freundschaft zu bezeugen suchte. So drängte es denselben sanft zum Troge und schob ihm die besten Bissen mit dem Rüssel hin — freilich ohne Erfolg, da das Ferkel schon zu krank war, um noch fressen zu können. Als aber der Thierarzt erschien und das kranke Ferkel anfassen wollte, drängte sich das gesunde mit aller Kraft dazwischen und wollte die Berührung in dem Glauben, daß dem Kranken etwas Unrechtes geschehen solle, nicht dulden, so daß nichts Anderes übrig blieb, als den übereifrigen Freund für einige Zeit aus dem Stalle zu entfernen. Als nach ein paar Tagen das kranke Thier gestorben war, suchte sein weißer Genosse es durch Anstoßen mit dem Rüssel wieder zum Leben zurückzubringen; und als dieses nicht gelang, war seine Betrübnis so groß, daß er weder fressen noch saufen wollte, wie er denn überhaupt gar nicht mehr an den bisherigen gemeinschaftlichen Troging. Erst nach mehreren Tagen, und nachdem man den Trog mit einem andern Gefäß vertauscht hatte, gelang es, das Thier wieder zum Fressen zu bringen.

Eine ganz eigenthümliche Art des Mitgefühls legte ein Affe an den Tag, über welchen Herr Rechtsanwält Carl Müller in Apolda im „Zoolog. Garten“, 1861, S. 185, in einem Briefe an den Herausgeber berichtet. Ein in Apolda wohnender Dekonom besaß einen Affen, welcher sich nur im Kuhstalle, ohne alle Bekleidung, auf einem angenagelten Brett an einer Kette befestigt, stets wohl befand, da die gleichmäßige Wärme des Kuhstalls den Affen erfahrungsgemäß wohl bekömmte. Zuweilen wurde er der Kette entledigt; dann sprang er von einer Kuh auf die andere, legte sich der Länge nach auf den Rücken der Kuh und trieb allerhand Possen. Das Weltgeschäfft beobachtete er sehr aufmerksam und versuchte oft

am Euter zu saufen. Am meisten wurde er aber erregt, als er eines Tages zum ersten Mal dem Kalben einer Kuh zusah; während des ganzen Actes schrie er so, als ob er selbst die schwerste Niederkunft zu bestehen hätte; und nach der Geburt des Kalbes untersuchte er nicht nur dieses, sondern er untersuchte dann auch auf eine sehr sorgfältige und höchst komische Weise die andern Kühe. Der Affe war ein castrirtes Männchen und ist später an den Herzog von Coburg käuflich übergegangen.

Ein weiteres, recht hübsches Beispiel von Mitgefühl des Affen, in diesem Falle einem Repräsentanten des eigenen Geschlechts gegenüber an den Tag gelegt, erzählt ein Herr Romanes. In dem Londoner zoologischen Garten befanden sich in demselben Käfig zwei Babuins (mantellose Baviare) und dicht daneben in einer andern Abtheilung ein Hundskopf-Affe (Cynocephalus). Einer der Babuins wollte dem letzteren eine Nuß stehlen, aber derselbe ergriff den Arm des Diebes und brachte ihm eine starke Bißwunde bei. Der Verwundete zog sich in die Mitte seines Käfigs zurück, indem er heulte und seinen leidenden Arm gegen die Brust preßte. Als bald näherte sich ihm sein Gefährte und nahm ihn, indem er in seine Stimme einen Ausdruck des Mitleids legte, in seine Arme — genau wie eine Mutter, welche ihr Kind in ähnlicher Lage in

die Arme nimmt. Unter der Wirkung seiner Liebkosungen wurde der Kranke zusehends ruhiger, seine Klagen minderten sich, und die Art, wie er seinen Kopf an die Brust seines Freundes legte, drückte seine Sympathie oder Zuneigung so deutlich wie möglich aus.

Hier war es also nicht allein das Mitleid, sondern zugleich das werthvolle Gefühl der gegenseitigen Liebe oder Freundschaft, welches die beiden Thiere so innig miteinander verband. Auch die Freundschaft, wenigstens diejenige, welche nicht auf Gemeinsamkeit der Interessen, sondern auf gegenseitiger uneigennütziger und herzlicher Zuneigung oder auf persönlicher Liebe beruht, wird in der Regel mit Unrecht als eine Prerogative des menschlichen Geschlechts angesehen, und sie wird neben der Liebe der Geschlechter als eins der tiefsten und edelsten Gefühle der Menschenbrust betrachtet und poetisch verherrlicht. Hat ihr doch unser großer, von edler Begeisterung getragener Dichter Schiller einige seiner schönsten Strophen gewidmet!

„Stünd' im All' der Schöpfung ich alleine,  
 Seelen träumi' ich in die Felsgesteine,  
 Und umarmend küßt' ich sie —  
 Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,  
 Freute mich, antworteten die Klüfte,  
 Thor genug! der süßen Sympathie.  
 Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,  
 Götter, wenn wir liebend uns umfassen,  
 Lehzen nach dem süßen Fesselzwang —  
 Aufwärts durch die tausendfachen Stufen  
 Zahlenloser Geister, die nicht schufen,  
 Waltet göttlich dieser Drang.“

## Von Ferdinand Kürnberger, dem Menschen.

Von Friedrich Schlegel.\*)

„Er hatte Schrullen.“ So schrieben sie fast Alle, die dem tobtten Löwen einen Nachruf widmeten. Ach, die Herren haben zweifelsohne ebenfalls „Schrullen,“ nur hinterließen sie uns keinen „Catilina,“ keinen „Amerikamäßen,“ keine „Siegelringe“ und ähnliche Denksäulen deutschen Geistes.

„Er war schroff und abstoßend und verlegend,“ fügten sie noch hinzu, und war ein Sonderling, der, abseit der gewohnten Heerstraße, einsam seine Wege ging und einsam blieb bis an sein Lebensende. Nun, zugänglich und gefellig im vulgären Sinne des Wortes war er allerdings nicht leicht, aber bot er einmal seine Hand, so war man sicher, die Hand eines Mannes zu ergreifen, der sich als Mann bewährte für und immer, und auf dessen Treue man bauen konnte, wie auf Felsenmauern.

Er war hart und ohne Herz und Gemüth, sagte mir einmal Einer, der jahrelang mit ihm Umgang pflog und vorgab, ihn „genau“ zu kennen. Ich sah ihm mit Kindern spielen und sah, wie ihn die Augen feucht wurden, wenn ihm auf unseren gemeinsamen Wanderungen das Elend in seiner hilflosesten Gestalt entgegentrat und er gestand, daß mit dem Obolus, den er spendete, eigent-

lich nichts gethan sei, als was die gute Sonne thue, wenn sie dem Armen auch ein Strahlchen zukommen lasse, das ihn auf eine Secunde erfreue, dann möge er weiter zusehen, wie er sich erwärme.

Er war stolz, sagten sie, und von ungemessenem Selbstbewußtsein. Ja, es fiel einmal sogar das rüde Wort „Größenwahn.“ Er lächelte dazu. „Weil ich nicht Gemeinschaft mache mit den Sublern, weil ich Achtung habe vor literarischer Production und den Publizisten nicht als feile Straßendirne, die sich dem Meistbietenden verkauft, betrachtet wissen will, weil ich Respect vor dem Leser haben möchte und sehe, was ihm Alles geboten wird, weil mich Unmuth über die Lieberlichkeit erfaßt, mit der das professionelle „Schreiber-volk“ arbeitet, und weil ich mich abwende von solchem Treiben, solch' brutalem Gelderwerbe, keine Cameraderie mit dem „Schmiertroß“ kenne, das Eliquenwesen verachte und kein Theilnehmer der wechselseitigen „Sobuhel-Affecuranz“ bin, weil ich schließlich auf „Saubereit des Styles“ achte und das, was ich bringe — ich bringe nur dann, wenn ich etwas zu sagen habe — dem Begriff von schriftstellerischer Würde und literarischem Anstande entspricht, weil ich meinen Werth kenne und ihn nicht

\*) Wir leihen in dieser Sache unserem geistvollen Mitarbeiter gerne das Wort, uns freuend, daß wenigstens Einer von Allen, die mit Kürnberger verkehrten, von dessen guten Herzenseigenschaften recht zu erzählen weiß. Selten genug, wahrhaftig, hat sie der Dichter in seinem Umgange geäußert, was wohl zum Theile in seiner von Jahr zu Jahr sich steigern den Hervorsität, zum Theile auch in den schwachen äußeren Erfolgen, die zum Werthe seiner Schöpfungen in keinem Verhältnisse standen, seinen Grund haben mag. Zu wünschen ist eine nachhaltige Würdigung dieses Schriftstellers, denn die in der Todtenoxtav üblichen Verhimmelungen sind bereits verklungen. Die Red.

gering zu taxiren habe, nennt mich die Genossenschaft der Schnellschreiber und Schnellverdiener stolz! Ich müßte mich hassen, wenn ich es unter diesen Bedingungen nicht wäre!"

Er war gallig, sachlich, beleidigend, sagen sie weiter. Ich sah ihn mit den schlichtesten Land-leuten liebevoll verkehren, sah ihn im Kreise treuherziger Menschen, die vielleicht nur „drei deutsche Schulen“ durchgemacht und die in ihrer Einfalt den „Geistreichen“ gewisser Sorte ergiebigen Stoff zu „satyrischen Glossen“ geliefert hätten, warm und wärmer werden und sah, wie er sich bemühte, dem Fassungsvermögen seiner Hörer verständlich zu werden, und wie er froh und fröhlicher wurde, wenn er bemerkte, wie andachtsvoll man an seinem Munde hing und seinen „populären“ Expectorationen dankbarst lauschte. Wie umjubelten sie dann den lieben, freundlichen „g'studirten Herrn," den „guten Herrn Doctor!" Mit witzigen Seichtlingen und seichten Witzlingen, die ihn bei simplen Melange — sein Besperbrod seit vielen Jahren — aus seinen schaffenden Träumen durch allerlei abgelesenes Zeug und confusese „Mots" auffcheuchten, that er freilich minder corbial und seine Antworten streiften oft an — Grausamkeit.

Er verletzte die einfachsten Regeln gesellschaftlicher Sitte und gab sich, ohne Rücksicht auf das Terrain, auf dem er sich eben befand, und die Anwesenheit dieser oder jener Person zwang- und sesselos und ignorirte selbst Damen. So erzählte man. Ich war nicht Zeuge solcher Crimina gegen „Ton" und „Sitte," weiß aber dagegen, daß er beckenmienlang der gern gesehene und vielgefeyerte Gast in notablen Familien war und es blieb bis in die letzten Tage. Frauen edelsten Rufes fanden an seinem Sarge und weinten die heißesten Thränen um den Todten. Und er soll ungeberdig gewesen sein, und,

wie ein nektrologistischer „Blauderer" versichert, nicht selten sogar „unartig?" Vielleicht verließ er, wenn ihm einzelne Personagen plötzlich allzu — unsympathisch wurden, gegen die Directiven, die ein Ceremonienmeister à la Hofmarschall Kalb aufstellen würde, vielleicht verdroß ihn Ein und das Andere und übermannte ihn der Unmuth über die Schalheit, Nichtigkeit und Beere, mit der manche Symposien ausgestattet, und er machte kurzen Proceß und signalisirte den absichtlichen Bruch durch ein berbes Wort, eine Geste des Unwillens und er war bereit vor künftigen ähnlichen Zwangslagen. Ansonst erschien er mir allzeit fast ängstlich vorsichtig und feierlich gemessen in Wort und Haltung und Benehmen.

Man warf ihm ferner seine „recht haberiſche Eigenart" vor und wußte die geradezu närrischen Dinge zu berichten, was seine Zumuthungen betraf, die er an Redactionen stellte, denen er Einsendungen zugebacht. Außerdem drang er darauf, ihm keine Sylbe zu streichen, und soll er „pedantisch" gewesen sein, bis zur — Lächerlichkeit. So schreit ein ganzer Chor von Tageschronisten. Pedantisch? Er war gewissenhaft und haßte die „Schlamperei." Er hatte ferner zu weilen gewiß nicht Unrecht, Sautelen gegen brutale Acte des Unverstandes zu errichten und war besorgt, seinen Namen unter verstimelten, durch Elisionen oder abschwächende Aenderungen oder gar stylistische „Verbesserungen" zum directen Unsinn gewordenen Arbeiten gedruckt zu sehen. Exempla odiosa! Daß er aber gerechten Vorstellungen zugänglich war und ein willig Ohr lieb und bereitwilligst zu billigen Compromissen sich herbeiließ, wenn sie seinen Anschauungen und seinem eigentlichen Wollen nicht diametral entgegenliefen, habe ich mehr als einmal erfahren, als ich 1872 die Revision einer hervorragenden Wochen-

schrift zu führen hatte und ich die Dürstenabzüge seiner schneidigen Artikel in der „Wiener-Wald-Affaire“ unter Herzklöpfen lesen mußte. Da schnellte ich allerdings bei manchem pyramidalen Passus entsetzt in die Höhe und sah, die Schweißtropfen an der Stirne, schen um mich und war froh, wenn ich den „schrecklichen“ Autor in nächster Nähe fand. Da packte ich ihn und führte ihn, es war meist um die Mitternachtshunde, in's Freie und da promenirten wir, wo heute das Schiller-Monument, ein Paar Schritte auf und ab und wenn ich ihm meine wohlmotivirte Besorgniß erklärte, so blieb er einen Augenblick stehen und sagte: „Wenn Sie diese Stelle gefährlich finden, so streichen Sie, was Ihnen beliebt. Damit basta!“ Und so rettete ich manche Nummer vor Confiscation. Man mußte mit ihm sprechen können.

Er war borstig und unduldsam, sagen sie auch. „Ich bin kein „Kneipier“, und der Tabakrauch ist mir lästig, und der Discurs des platten Pfahlbürgerthums unausstehlich, ich fürchte die Hohheit, die Hohheit der Gesinnung und des Wortes, aber — Ihnen zu Liebe opfere ich gerne ein Stündchen, trinken wir ein Gläschen und plaudern wir zusammen!“ Das war so sein gewohntes Prälubium, ehe wir — es geschah leider nur selten — in eine Schenke traten, um in Gemeinschaft eine bescheidene Flasche Gumpoldskirchner anzustechen. Er war mäßig wie ein Spartaner und nippte eigentlich nur, so vorzüglich das Raß jeweilig auch gewesen. Die Atmosphäre war erstickend, der Rauch und Duft der brenzlichsten Cigarren gräßlich, der Gesprächsstoff der Umstehenden der trivialste, aber, der „Vorstige und Unbulbsame“ hielt, wenn auch fortwährend hüstelnd, wacker aus, er ertrug das „Unge mach der Situation,“ er gab willig Rede und Antwort und lachte hellauf, wenn er erfuhr, daß sein „Stand

und Name,“ um den man ihn gelegentlich frug, in diesen Kreisen völlig unbekannt und dieser oder jener hochangesehene „Stamm- und Ehrengast“ feierlichst schwur „sein Lebttag von ein' Kürnberger nir g' hört und nir g' lesen zu haben.“ „Ich hätte auch ernsthaft protestirt,“ wispelte er mir bei solchem Anlasse einmal zu, „hier gelesen zu werden!“

„Niest mich den überhaupt Wien?“ frug er wiederholt. Ein paar Freunde sind mein Auditorium, das meinen Vorträgen horcht, alles Uebrige folgt dem Rufe der goldenen Mittelmäßigkeit oder wadet im Sumpfe des Blödsinnes, der Gemeinheit und Heuchelei. Der „Literat Böbeladorfer“ ist Souverain über einen Bezirk von unermeßlicher Ausdehnung; er theilt die Herrschaft nur noch mit dem Eitelkeitsfex, der seine Existenz durch unaufhörliches Reclamengeklingel manifestirt. Von einem Ferdinand Kürnberger wissen die Wenigsten, gehen Sie doch den Heerbann der Leser auf und ab und fragen Sie nach meinem Namen! Nicht der Lausendste kennt mich! Bei den Botokuben bin ich bekannter!“

Dies war das Thema, wo er „bitter“ werden konnte. „Wien und die Wiener“ gaben ihm unerschöpflichen Stoff zu seinen herbsten Klagen. Und dennoch liebte er dieses Wien, den Fleck Erde, auf dem er geboren, wo er seine Kindheit in trübseliger Armut, seine Jugend voll rosigter Pläne, seine Mannesjahre voll Kümmerniß und Enttäuschungen verlebte. Er liebte, wie Grillparzer, dieses „Capua der Geister“ und konnte von der „Stadt der Phäaken“ trotz alledem und alledem nicht lassen. Wie oft floh er sie und wie oft kam er immer und wieder zurück! Steckbrieflich verfolgte man ihn in den Jahren der schlimmsten Reaction und beschrieb ihn als „Vaganten“ und „Serumtreiber“ und forderte ihn „ämtlich“ auf, in die Heimat zurückzukehren und

sich über seine „unbefugte Abwesenheit“ zu rechtfertigen, widrigenfalls u. s. w. Er kümmernte sich nicht um die Concepts-Blüthen des Polizeibureaokratismus, er lehrte, als es ihm beliebte, freiwillig zurück, in spontaner Regung seines Herzens, denn, wie es in dem uralten Liede heißt:

— ein Sehnen bleibt,  
das uns zur Heimat treibt!

Und so kam er von Hamburg, von Stuttgart, von München, von Dregenz, von Baduz, von Graz und von Defenzano, wo er überall zu bleiben gedachte, doch hieher zurück, er kam plötzlich und unerwartet und trat mit einem herzlichen Gruße in die Stube, bot leuchtenden Auges die Hand und war sichtbar frohen Muthes. Nun hatten wir ihn wieder! Man kann die Heimat nicht an den Schuhsohlen mitnehmen, rief schon Marat, als es auch diesen trieb, den Boden von Paris wieder zu betreten. Und Rürnberg, der „Schmäher und Hasser“ Wiens, fühlte sich am wohlsten in Wien. Wohl hielt er sich auch hier meist einsam und hatte wenig Verkehr, und horstete wie ein Adler auf schwindelnder Felsenwand in seinen abgesehenen Mansarden, die stets im vierten oder fünften Stockwerke lagen, es war in solcher Höhe billiger, und wie er schmunzelnd gestand, für Besucher gewisser Façon — unbequemer, man sollte ihn nicht so leicht überfallen können, er wollte überhaupt schwer zu haben sein, und so war es auch. Also wirklich „unzugänglich,“ im buchstäblichen Sinne des Wortes? Nun, er stieg ja täglich selbst herab von seiner einsamen Höhe — nach gethaner Arbeit — und wandelte gerne durch die Straßen Wiens.

Er kannte „Alt-Wien“ wie Einer. In allen Gassen und Gäßchen der entlegensten Vorstädte und „Gründe“ fand er sich zurecht, blieb sinnend vor diesem und jenem Häuschen, das noch ein altmobisch Giebeldach an der

Stirne trug, stehen und wußte Geschichten zu erzählen, gar lehrsam und interessant. Welche Gedanken knüpfte er an das Geschaute! Ein philosophischer Topograph, ein sinniger Chronist seiner Vaterstadt, wie sie noch keinen besaß!

Dann sprach er von den Spielplätzen seiner Budenjahre und daß er der Liebling seiner Mutter war, die große Stücke auf ihn hielt und sich viel von seiner Zukunft versprach. „Eitles Hoffen!“ murmelte er grollend. „Was erreichte ich? Meine Verleger klagen, daß der Vertrieb meiner Bücher schwer sei, das deutsche Theater will von mir nichts wissen, und was ich in den Tagesblättern verzettelte, ist für die Mehrheit ein unverständenes Gut. Würdigt man mich denn nach meinem Werthe, nach meinem Wollen und Können und Dem, was ich gegeben? Achlos drängt die Menge an mir vorüber. Trotzdem möchte ich einst in ihrer Mitte, in meiner Heimat begraben sein, man ehrt ja die Todten, vielleicht fühlen sie, wenn ich ausgegangen, was sie an mir besaßen!“ Das schmerzliche Wort wurde von Freundes Munde an seinem Grabe gesprochen, es stammt von dem Heimgegangenen selbst.

Aber er soll auch als „unfehlbar“ sich erklärt haben und — „herrschsüchtig“ gewesen sein! Wohl stellte er zeitweilig, wenn er gesprächig wurde, Hypothesen auf, die durch ihre — Barockheit frappirten und im grellsten Gegensatz zu aller herkömmlichen Ideenfolge standen. Wohl vertheidigte er mit glänzenden Argumenten seine Ansicht, wohl sprang er bei scharfen Gegenreden erzürnt auf und rief donnernd sein beliebtes „Quod non!“ Aber er beugte sich schließlich doch, wenn die Gegenbeweise ihm stichhältig klangen und gestand dem Andern den Sieg zu. Was gab es im Café Troidl oder in der Villa Schöffel zu Möbbling mit Rudolf Falb, dem



Schöpfer der „Erdbeben-theorie“ für anregende Controversen und freundschaftlich-stürmische Debatten, und wie ritterlich senkte der Angreifer seine Klinge vor dem überlegenen Kämpfer! Sah dies der „Herrschaftsucht“ ähnlich? Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschaftsucht war, und Brutus — ist gewiß ein ehrenwerther Mann!

Aber „störriſch“ war er doch? Störriſch? Ich war einmal ein paar Wochen an seiner Seite. Wir wanderten durch Berg und Thal im niederösterreichischen Alpenlande, er „dictirte“ anfänglich zwei — dreimal Wege, die sich als unpraktikabel erwiesen und er gab seine „Dictatur“ auf und ließ sich leiten wie ein Lamm. Er ertrug alle Unbilden des Beisammenseins in elenden Gehöften, er begnügte sich mit schlechtestem Kost und blieb friedfertig wie ein Kind. Es sind unvergeßliche Tage, und wie die Erinnerung an sie zu meinen hehrsten Genüssen zählt, so erfüllt der Gedanke, daß ich dieses herrlichsten Weggenossen für immer verlustig, meine Seele mit Gram und Bitterniß. Wie jauchzte er auf, als wir unter einer mächtigen Schwarzföhre lagen und von lustiger Bergeshöhe einen „gelungenen“ Sonnenuntergang betrachteten! Welche Pläne gabs damals für die nächsten Jahre und nun — Alles vorüber! Todt! Todt! Todt! —

Warum ich dies erzähle? Ich wollte von dem Menschen, von dem Freunde sprechen, von dem vielfach Mißverstandenen, selten Erkannten. Man fand es für zweckmäßig, als seine Leiche noch nicht bestattet, sein Sarg noch auf der Fahrt war, frühwarm und in leibiger journalistischer Rivalitätszeile „Anekdoten“ von ihm zu colportiren, Anekdoten läppi-

schesten Inhaltes. Die centnerschweren Worte, die er im „Poetenwinkel“ bei Rosner sprach, verschwieg man, und die hätten doch auch ein Feuilleton „pikant“ gemacht und es „aufgeputzt“, wenn man aus Eigenem nichts dazu zu geben wußte.

Doch sei es nun, wie es sei; nur noch Eines: Ich handtirte wohl auch mit der Feder, aber nach dem mir zukommenden Plage am Fuße des Parnasses habe ich nicht von jenen Geistern zu sprechen, die auf seiner Höhe gestanden und habe von dem Schriftsteller und Dichter Ferdinand Kirnberger und seiner Bedeutung als solchen der Mit- und Nachwelt nichts zu definiren. Wie gesagt: was er als Mensch mir war, wollte ich in ein paar Strichen schildern. Aber Ihr antwortet wieder mit dem oft gehörten Gewinsel: „Er hatte Mucken!“ Nun, so hatte er sie denn! Ich denke jedoch, man wird, wenn man so ein halbes Säculum sich mit seinen p. t. Zeitgenossen herumzuschlagen hat, mitunter von so erbärmlichen und albernsten Tröpfen gehuddelt und von solch' erschrecklichen Miserabilitäten gehunzt und geärgert, daß man immerhin ein kleinwenig das Auge nachsichtig zudrücken kann, wenn ein „Heros des Gedankens“, ein Mann von solch' lauterem und erhabenem Geistes- und Seelencharakter, wie der Entschlafene — zeitweise moroser Laune war und gewisse „Leute“ nicht mit feinen „Blacés“ antastete, sondern mit berben eisernen Panzer-Handschuhen. Fühlten sie seinen energischen Griff? Schmerzte sie der gewaltige Druck? Wie sie dann immer erschreckt und scheu in den Winkel krochen! . . .

Wien, am Tage nach seinem Begräbniße.

## Ein neuer Schienenweg zur Adria.

Von Heinrich Noë.

Die Pontebba-Bahn ist eröffnet worden. Das heißt so viel, als das Schienengeleise hat noch an anderer Stelle, als in den Kreideseichten des Karst, die Sübalpen durchbrochen. Dies ist dort geschehen, wo bleiche Gipfel über die am wenigsten besuchten Thäler der ganzen Alpenwelt aufragen, in der Nähe der verschiedenen Wasserscheiden, durch welche die Zuflüsse der Drau von denen des Tagliamento getrennt werden. Man wird zukünftig auf diesem neuen Wege in nahezu der gleichen Zeit das Gestade jenes Meeres erreichen, das ein österreichischer See sein sollte, als es bisher vermittels unserer Südbahn möglich war. Weiter ist der Weg nicht. Ob er schöner ist, darüber werden Gelehrte und Ungelehrte streiten. Für die erste Zeit wird er es nach der Anziehungskraft des Neuen vermuthlich sein.

Man hört in Oesterreich so viel von zukünftigen „Weltbahnen,“ daß man von allem Anfang an darauf rechnen konnte, auch diesen neuen Schienenweg als solche vorgezählt zu bekommen. Es ist merkwürdig, als wie beweglich in Eisenbahn-Dingen das durch den amore di campanile gestärkte Hoffnungsvermögen bei uns sich herausstellt, wenn man es mit der starren Schwarzseherei in anderen Angelegenheiten vergleicht. Wo nur irgend ein Uebergang über die Alpen auszukügeln ist, dort gibt es eine Weltbahn, vom Arlberg angefangen bis zu den Ralkbergen zwischen Unterdrauburg und Gills. Solche Hoffnungen sind trügerisch. Auch in Bezug auf diesen neuen Schienenweg brauchen wir nicht die Enttäuschungen der Zu-

kunft abzuwarten. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß dieser Straße im bedingungsreichen Kampfe der Mitbewerbung um den großen Verkehr eine weniger günstige Lage angewiesen ist, als ihren Nachbarinnen in West und Ost. Weber dem Semmering, noch weniger aber dem Brenner wird so viel von seinen Reisenden und Frächten abgewonnen werden, als es sich der Enthusiasmus nachbarlicher Handelskammern vormalt. Es fehlt nicht an prächtigen Worten, an erhöhter Prosa in den Zeitungen der Provinzen, nicht an Festen und figurenreichen Reden. Sie alle werden die Wegstreckung der Südbahn zwischen der Hauptstadt des Reiches und seinem Seehafen nicht verlängern. Sie werden die drei zwischen Enns und Tagliamento zu überwindenden Wasserscheiden nicht zu einer einzigen, gleich der des Brenner, machen. Sie werden eine sehr vielfach gewundene, cyclothische Linie nicht in eine solche verwandeln, die sich mehr der geraden nähert. Sie werden die geringe Entfernung zwischen München und Verona nicht vergrößern und nicht den modernen Zug des Verkehrs aufhalten, der überall wieder in die großen mittelalterlichen Wege einzulocken trachtet. Die Pontebba-Linie erreicht Italien in seinem äußersten Norden tangentialhaft, während der Brennerweg sofort seinen Mittelpunkt trifft.

Doch ich lasse diese Betrachtungen, welche in kurzer Zeit vom Erfolg bekräftigt werden müssen und ergehe mich in landschaftlicher Ausmalerei der eben erschlossenen Strecke. Als allgemeine Bemerkung über die ganze Schienenstraße zwischen der Donau und Udine

setze ich voraus, daß sich dieselbe in Bezug auf Reize allerdings nicht mit den Umgebungen der Eisenbahn zwischen Kuffstein und Verona, wohl aber mit denen zwischen Gloggnitz und Triest vergleichen läßt. Hat man auch den Eindruck der ersten Blicke auf die jüdischen Alpen, der Umgegend von Willach, hier und dort übertrieben, so bleibt immerhin noch genug, um dem sogenannten Touristenstrom hier, für einige Zeit wenigstens, ein neues Seiten-Bett vorherzusagen zu können.

Die für uns wirklich neue Strecke heißt Tarvis-Bontafel. Ich werde sie beschreiben und jenseits ihres Endes einen Blick in die venetianische Ebene hinab schicken.

Wenn man eine Eisenbahn sehen will, darf man nicht auf ihr fahren, sondern muß neben ihr her gehen. Das gilt besonders, wenn, wie hier auf italienischem Gebiete, ein beträchtlicher Theil der Schienenstrecke in unterirdischen Rauchröhren zurückgelegt wird.

Fangen wir also an.

Tarvis schaut gegen Süden in ein Längensbild, welches von grauen Kalkbergen ausgefüllt wird, unter welchen der schneebedeckte Mangart am höchsten aufragt. Die kahlen Dolomite fallen auf licht- und dunkelgrüne Vorstapeln auf, und hart grenzen, scheinbar wenigstens, Wälder und Wiesen an die Steinwälder. Dies gibt dem Längensbilde vielen Reiz.

Von Tarvis ab — wo das von der Regierung erbaute Gasthaus an den widersinnigsten Ort, der zu finden war, hingebaut worden ist — läuft die Pontebba-Bahn zunächst auf hohen Böschungen hin. Sie hat mehr als drei Kilometer zurückzulegen, bis sie die verschiedenen „Tarvis“ hinter sich hat und befindet sich alsbald, in der Richtung gegen Saisnitz hin, von einer Gegend umgeben, die, veralteten mit den Tarviser Beduten, wenig anmuthet. Nur das hohe Heiligthum von Luschari, das zur Linken sichtbar wird, erinnert

an die Herrlichkeiten, die uns von langweiligen Halben mit zerschundenen Wäldern verdeckt werden.

Am Anfange und am Ende des langgestreckten Dorfes Saisnitz (welches, beiläufig gesagt, von dem hochgelegenen Gnadenorte mannichfaltigen und mehrfachen Nutzen zieht) werden Bäche überschritten. Der erste fließt zum schwarzen, der zweite zum adriatischen Meere. Es ist dies sicherlich die unmerklichste Wassertheide in den Alpen.

Oft überschreitet auch die Straße den Schienenweg, niemals ohne die Tafel mit der bekannten „Warnung“, die hier durch „Svarilo“ ergänzt wird. Dieses svarilo wäre vielleicht ebenso gut an den Wirthshäusern dieser Straßenstrecke angebracht, wenn nicht schon ihr Aeußeres ein Warnungszeichen darstellte. Das Volk ist hier wendisch — man sieht es vornehmlich an den jämmerlichen Hütten, die nur aus einem Erdgeschosß bestehen. Man bemerkt es aber nicht minder an größeren Häusern — denn den wendischen Kärntnern kommt noch mehr als ihren deutschen Landesgenossen eine unbeschreibliche Begabung dafür zu, daß sie ihre Wohnstätten nieder, dunkel, unwohnlich und gegen Licht und Luft wohl vertheidigt herstellen.

Die Wilbbäche und die Schotterhaufen waren die einzigen Schwierigkeiten, mit welchen auf österreichischer Seite der Bahnbau sich auseinanderzusetzen hatte. Auf der italienischen ist es das starke Gefälle und die mitunter schluchtartige Enge des Thales, welche mit allen Mitteln bekämpft und überwunden wurden. Darum lassen sich die beiden Strecken gar nicht vergleichen. Eine einzige Stelle in Kärnten gab zu einem größeren Kunstbau Veranlassung, nämlich einer Art von künstlichem Bett für eine, zeitweilig auch mit Wasser und Lawinenschnee untermengte, ungeheuerliche Steinmuhre zwischen Luschari und Leonskirchen an der nördlichen Thalseite. Unter diesem

Bette bewegt sich die Bahn wie in einem Tunnel. Im Uebrigen wendet sie sich, ohne daß ihr Gefälle dem Auge des Laien absonderlich bemerkbar erschiene, mehrmals von einem Thal zum andern.

An der Bahn ist nicht viel zu sehen, desto mehr aber an der allgegenwärtigen Apathie, mit welcher der Kaiserstaat Oesterreich zuschaut, wie ihm seine Länder verheert werden. Obwohl der Wald so kläglich und jämmerlich zugerichtet ist, daß es schier sündhaft erscheint, da auch nur eine Staube herauszunehmen, klappert es hin und hin von Sägmühlen, die ihre Bretter nach Italien liefern, und hört man neben der Straße vielfach die Zahlenrufe der wälschen Holz-Abmesser. Rings herum liegen von den zerrauten und umgewühlten Hängen herabgekollert die weißen Steinhäufen auf Flächen, die einst schöne Wiesen waren. Die Art hat dem Wasser und den Laminen ihre jähen Bahnen vorgezeichnet. Anders kann's nicht sein, denn von einer staatlichen Aufsicht über den Wald im Einzelbesitz, welche das Gesetz vorschreibt, ist nur auf dem Löschpapier der Verordnung = Sammlungen die Rede. Dagegen sieht man Diejenigen, welche Solches angeht, in bergsteigerischer Jäger-Maskerade in den Kaffeehäusern der Stadt herum faulenzten. Und zu dem hat die Pflichtversummniß gar noch einen Verbündeten an der „deutschen Wissenschaft“ gefunden. Dr. Josef Lorenz Ritter von Liburnau meint, daß die „chronistische und touristiche“ Behandlung der Waldfrage „zu viel“ beweise. Allerdings führt auch ihn seine „Wissenschaft“ zu der merkwürdigen Entdeckung, daß „die Bewaldung an geeigneten Ufergehängen die Detritus-Abfuhr vermindere.“ Er hat Recht — nichts verblüßt den Deutschen mehr und bringt nachhaltigeren Eindruck auf ihn hervor, als wenn ein angestellter Professor zu Gunsten seiner eigenen Stubentheorien über irgend welchen „Dilettantismus“

sich lustig zu machen seinen lahmen Styl anstrengt.

Seltsam — weder an der Neigung der Straße, noch an der des Schienenweges verspürt man absonderlich, daß der Boden sehr jähe gegen die Adria abfällt. Aber am Pflanzenwuchse holt sich der Blick Belehrung. Malborghet — dessen Akropolis, die schlachtenberühmte Feste, weithin sichtbar über die Eisenbahn aufragt — liegt etwa zweihundert Fuß niedriger als Tarvis. Während man jedoch zu Tarvis nichts Nichtiges sieht von Obst- und anderen Nutz-Bäumen, tauchen von Malborghet ab nach und nach eine Menge von Stämmen und Kronen auf, welche uns sofort das Bild eines milderen Geländes in die Erinnerung bringen. Mächtig überschattet windische Hütten der Nußbaum; zwischen den glänzenden Blättern des Maulbeerbaumes pflücken Kinder die süßsäuerlichen Früchte; gerne rastet der Wanderer in dem tiefen schwarzen, grell ausgezackten Schatten, welcher, von solchem Geäst herab über die blendend weiße Kalkstraße ausgebreitet, wie körperlich greifbar daliegt. Oft erfreut ihn bei dieser Rast der Duft des Cyclamen, welches allenthalben an den Rändern der Alpenstraße emporblüht, der Blume, welche den Kalk liebt.

Malborghet ist ein stattlicher Ort mit mächtigem Mauerwerk, durch dessen Portale sich der Blick gerne im Garten grün des Hintergrundes verliert — und die anmuthige Größe seiner Umgebung übertrifft alle Bergansichten, deren der Wanderer von Villach bis hierher hat habhaft werden können. Das sübliche Gehänge erinnert an das Misocco-Thal, durch welches man zum Bernardino hinauf steigt, das nördliche an sahle Abstürze des Karstes, an die Berge von Salurn und Deutsch-Mez oder an den Abfall des Solstein, Mundi und Tschürgant zwischen Girtl und Imst im schönen Inn-Thal. Das gäbe merkwürdige Bilder: zur Linken eben jene grünen Misocco-Gänge,

ober ihren grünen Matten Schneereife und stille Sommerwolken; vor uns die südlich blendende Straße mit den Schotterhaufen und den weißen Mühren, die ihr von rechts her zukamen; rechts alsdann das heiße Gestein mit kümmerlichen Föhren, unter denen die Arbeiter schlafen, welche die Straße von den Spuren und Aufschwemmungen des letzten Gewitterregens befreien sollen.

Im Westen, über der Stubena, erscheinen jetzt abermals Parische Gipfel. Sie tragen Wolken. Hinter ihnen fließen die Quellen des Strabonischen Talamantum, des Tagliamento. Vor uns aber in mäßig engem Thale, das eine Sackgasse zu sein scheint, breiten sich weiße Häuser aus — noch näher aber ein paar mächtige Bauten, zwischen Dunkelgeb und Büffelbraun und Grau gefärbt, im modernen Glasfuzlasten-Styl. Es ist der „Grenzbahnhof Pontafel.“ Die Italiener, auf dem anderen Ufer des Flusses, haben es noch nicht über Kobbauten und Baraken hinausgebracht.

Man hat oft geschillbert, wie nirgendwo die Unterscheidungen der Völker, der jähe Uebergang von einer Sitte und Sprache so nahe an die Herrlichkeitsgrenzsteine und Jollsäulen gerückt sei, wie in Pontafel-Pontebba. In der That trennt nur eine Brücke eine vollkommen durch und durch italienische Ansiedlung von einer, wenn nicht deutschen, doch kärntnerischen. Pontafel hat trotz seines „Wastelwirth“ und anderer Ueberaus vaterländisch klingenden Kennzeichen und Eigenschaften wenig Anheimelndes. Es ist da ein Sammelsurium von bajuwarisch-kärntnerisch-windisch-furlanesisch-fuhrmannstohem Geschäfts- und Straßenpublikum gegeben, das noch dazu nicht ohne wälschen Anflug geblieben ist.

Gleichwohl behaupte ich, daß es in Europa kaum eine Landschaft und eine Scenerie gibt, die sich gleichermaßen in's Gedächtniß einprägt, wie die Brücke zwischen Pontafel und Pontebba. Schauen wir um uns.

Im Westen starren felseng die kahlen Hochgipfel, aus denen der erste bedeutende Zufluß der Fella hervorbraust.

Rechts die unansehnlichen Häuser von Pontafel mit ihrem halb winzigen, halb kärntnerischen Typus, links die Gebäude des Paese di Pontebba, wie alle italienischen Gassen, dem Bruchstück einer Stadt ähnlich — nicht nur in Balconen und Portalen, sondern auch im Treiben der Menschen, im Schreien des Marktes, mit Verkäufern und Plakaten an den Mauern, mit cafoterie, offellerie und aller Ausstattung eines wälschen Borgo. Gemüse, das herüber Niemand kennt, lagert dort haufenweise auf dem Pflaster, Friseur und Negoziant jeder Art treiben ihr Maulaffen-Handwerk. Zu anderer Zeit habe ich hier den (jetzt verstorbenen) dicken Wastelwirth auf seiner Lederbank hinter den Ofen neben der Schwarzwälder Uhr im luftdicht verschlossenen Zimmer, das ein Ofen, der hüttenmännischen Zweden zu dienen schien, zu einer Gas-Cloake machte, schlafen gesehen — in Pontebba drüben aber lockten mich die hemdärmeligen Locandieri fensterloser Botteghe in ihre Räumlichkeiten, wo das offene Feuer auf dem Herd loberte und die prime figure del paese auf hohen Röhrenstühlen sich über dem Pflaster schaukelten, das von der Straße weg in die Bottega sich hineinzieht. So ist Pontafel und Pontebba, fünfzig Schritte von einander entfernt. Und jetzt mitten im Strom das hölzerne Gerüst der völkerverbindenden Eisenbahnbrücke, an dem es ameisenartig wimmelt und von dem her das Getöse der Handlanger und Aerte den Wellensingsang des Torrente überkreischt.

Von Pontebba, wo auf der Bahn Alles noch amerikanisch unfertig in Blockhäusern und Baraken besteht, abwärts bis gegen Benzone oder wenigstens Roggio hin, hat sich die Fella im endlosen Laufe der Jahrcyclen ein schmales Bett durch die

Kalkwalle gerissen. Schlecht genug mag der mittelalterliche Saumpfad gewesen sein, gleichwohl aber ist es späterhin gelungen, dem Flusse und den Steilwänden noch Raum zu einer Fahrstraße abzutragen. Und jetzt kommt gar noch der Schienenweg dazu. Freilich muß er sich oft genug in die Nacht des gesprengten Gesteines verkriechen, öfter, als dem Reisenden lieb ist, der gerne die enge, furchtbare Wildniß genießen möchte. Hat ja bei Dogna beispielsweise sogar die Fahrstraße schon zu einem Tunnel ihre Zuflucht nehmen müssen. Und rasselt der Zug aus einer solchen Röhre heraus, so erspäht man vielleicht in der Ferne einen anderen, der wie ein schwarzer Wurm über weißes Gerölle zu kriechen scheint, ein schluchtartiges Seitenthal mit Schneefeldern im Hintergrunde, wie etwa die Canali von Chiusa oder Resia, opalfarbige Seitenbäche

des Tagliamento oder Stürze von grauen Kalktreppen — in Schleier verwehter Wasser. Gegen Norden aber steht dem betrogenen Auge gegenüber die furchtbare Mauer, welche stets *ber italica gens* als ein Wall der Schrecken gegen die Gorden voll Schrecken dächte — die cimbrische Welt-Sperre, und keine Spur will uns mehr zeigen, in welcher Klüftung wir selbst auf den Schienen sie durchbrochen haben.

Zwischen Resiutta und Moggio ist ein Tunnel gebohrt, der den Schlünden entführt. Hinter ihm ist das Thal weit geworden — nichts als spärliche, zerkleinerte, perlblaue Fluth des Tagliamento und weiße Schotter-Wüste — im Süden aber freier Himmel, Delbäume, — Flachland, aus dem bald die Thürme des alten Forums der Julier aufragen, Ubine's Castell über so vielen Palästen und immergrünen Gärten.

## Der Handkuß.

Eine Plauderei von Luise Leher.

Unter weiberkundigen Männern geht die Sage, jedes Mädchen küsse anders. Man braucht just keine besonders routinirte Kennerin des starken Geschlechtes zu sein, um zu behaupten: Jeder Mann küßt anders die Hand.

Vom unterthänigen Handkuß des Schuhmachers, des Bedienten, bis hinauf zu dem des Freundes und Vertrauten, welch' eine lange Scala dieser heutzutage so ziemlich allgemein üblichen Art der Hulldigung.

Denn Hulldigung bleibt der Handkuß stets, wenn schon bei gar manchen sonst ganz manierlichen Herren noch viel bedientenhafte Unterwürfigkeit mitlaufen mag. Ich meine, es sei oft geradezu entwürdigend für beide Theile, wenn sich ein schwarzbefracktes Individuum durch eine stattliche Reihe sogenannt befreundeter Damen durchschiebt, Stück um Stück abthwend,

allüberall seinen feierlichen Kuß auf die weißen oder taubengrauen Glacé's anbringend. Gibt es doch Höflichkeitsfezen, die beim Kommen und Gehen, nach Tische und nach gewährtem Tanze, auf der Straße und an öffentlichen Orten ihren gedankenlosen, nichts sagenden Handkuß meuchlings zu octroyiren wissen.

Das ginge noch so hin, keines der Betheiligten wird diese Formalität als etwas Anderes denn kalte glatte Artigkeit erfassen. Leider jedoch fühlen manche Männer gar nicht, wenn etwas feinfühligere Frauen in unwillkürlichem Abscheu, so conventionell alltäglich taxirt und abgethan zu werden, den heranziehenden Arm des Handkußsüchtigen zurückhalten und einen warmen Händedruck, dessen Herzlichkeit kein unberufenes Auge wahrnimmt, einer vor aller Welt an alle

Welt mißbrauchten Gulbigung vorziehen. Diese Harthörigen meinen dann zuweilen sogar, man halte sich nicht würdig genug, von ihnen das Zeichen der Hochachtung, der Verehrung entgegen zu nehmen oder sei nicht standesgemäß bewußt, was uns Tieferstehende schulbig sind.

Allerdings, zu gering, um von Mannestüchtigkeit kriechende Respectsbezeigung zu fordern, zu hoch wieder, um Jeglichem sofort die Gunst eines wirklichen, ernstgemeinten Kusses auf die Hand zu gönnen; da alle Gulbigung mittelbar wenigstens eine Gunstgewährung voraussetzt und wäre es sonst keine, als die kühle, simple Annahme derselben.

Es kann daher sowohl Mißachtung sein, wie besondere Hochschätzung, wenn eine Frau im speciellen Falle der ewig wiederkehrenden banalen Höflichkeit auszuweichen strebt. Nur bei vollständig Gleichgiltigen, total Nichtsbedeutenden läßt man die obligate Begrüßungsweise unbeachtet gelten, nur völlige Gedankenlosigkeit vermag vom liebgehaltenen Freunde den nämlichen Gruß, wie von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, den ewig wiederkehrenden, bei jeder äußerlichen Gelegenheit verständnislos gespendeten Handkuß hinzunehmen.

Ob bei den alten Völkern, ob zur Jetztzeit in aller Herren Landen der Handkuß gang und gäbe war und ist als Brauch und Sitte? Ich weiß nur so viel mit Bestimmtheit, daß im Homer nirgend die Rede geht, so Götter als Heroen hätten ihren schöngeürteten Mägdelein und untadelichen Gattinnen diese Gulbigung geleistet. Auch bin ich weder befähigt, noch Willens, eine culturgeschichtliche Studie zu liefern, sondern einfach einige Aperçus auszuplaudern über die mannigfache, oft rührend innige, zart leidenschaftliche, ja sogar wahrhaft erhebende Wirkung eines zu rechter Zeit auf rechte Weise angebrachten Handkusses. Was vermag er nicht Alles auszu-

drücken, errathen zu lassen, zu flammeln, zu gewähren, zu fordern? Ehrfurcht und Bewunderung, kindliches Anschmiegen, scheue Hingabe, zarte Theilnahme, erwachende, verhaltene, entlobernde Leidenschaft, kaltes Verziehen, fromme Ergebenheit, warmes Mitleid und kühles Debauern, ja sogar Herablassung und Gnade, die beim Manne, dem selbstbewußtesten oder zuhöchststehenden beschränkter Weiblichkeit gegenüber stets eine Spur von Verbindlichkeit, von Ritterlichkeit behalten sollte.

Der Handkuß der Liebe allein, ist er nicht der mannigfaltigsten Nuancen fähig? Eigentlich fängt der Liebeshandkuß da an, wo der freundschaftliche aufhört. Erst ist es nur die Dauer, welche den Unterschied ausmacht, aber diese Dauerhaftigkeit nimmt alsbald Dimensionen an, welche jeden Philosophen futzig machen könnten, der da behaupten wollte, es gäbe keine Gegenwart, sondern nur Vergangenheit und Zukunft.

Weiter: aus der Verlängerung des gewöhnlichen, allseits erlaubten Zeichens wird bald mehr, wird wirkliche Liebeskosung. Es ist nun nicht mehr der Unterschied der Zeit allein, es ist der Unterschied des Ortes. Zwar immer noch die Hand, die kleine, weiße, weiche, denn die Hand der Angebeteten ist immer tabellos in der Phantasie des Liebhabers; aber zum Glück hat jedes Händchen und wäre es noch so winzig, fünf Finger, und die echte Zärtlichkeit wird jeden dieser fünf Rosenfinger einzeln küssen, wohl nach durchlaufener Reihe wieder von vorne beginnen. Damit allein ist's aber noch lange nicht gethan; mit kühner Wendung brennen plötzlich heiße Lippen auf der innern Handfläche und das erst ist der wahre Handkuß, wie Lieb' ihn spendet und gewährt. Das sprödeste Mädchen, die sittenstrengste Frau, wird sie nicht unbewußt des geliebten Mannes Lippen mit sanftem Druck verschließen bei solcher Liebeskosung? Anscheinend

Nichts, kann dieser Handkuß Alles sagen, Verhülltes entschleiern, kann Lust und Leid der Liebe in wilden oder geheim schleichenden Flammen entfachen. Ganz unberührten, kühleren oder halb bläsrigen Naturen ein harmloses Spiel, ist diese Art des Handkusses bei heißblütigeren der Uebergang zu gefährlichen Wendepunkten oder auch die festzuhaltende Grenze, die von der Wohlanständigkeit gezogen wird.

Ist die Grenze überschritten, sei es nun auf legitime oder illegitime Art, so wird von da an der Handkuß des Mannes, je nach Feinheit des Bildungsgrades, nach Tiefe der Gemüthsanlagen, noch immer neue Schattirungen aufzuweisen haben. Meist drückt er nun wohl Dank aus, oftmals Bitte, seltener Leidenschaft....

Namentlich Jungverheiratete sind gar erfinderisch, ihren oft schwärmerischen Dank in liebenswürdiger Abwechslung darzubringen; ältere, sauerköpfige Ehemänner hingegen gerathen nur zu bald wieder in jene conventionelle, rein äußerliche Gewohnheit hinein, wo selbst des Gatten Handkuß zur vollständigsten Schablone herabsinkt.

Daß auch Frauen, Mädchen sogar den Handkuß des Mannes erwiedern, ich sollte es eigentlich nicht ausschwätzen, und doch sind die Armen liebeleeren und liebelosen eigentlich zu bemitleiden, die nicht mit seligen Erörtheten hier eine Erinnerung, ein stilles Seingedenken überkommen mag. Stürmisch, verwegen, provocirend allerdings dürste der Kuß des Weibes auf Manneshand niemals werden; soll er doch mehr Verehrung als Zärtlichkeit ausdrücken, wie ja überhaupt bei der Frau die Achtung allzeit die treueste Gefährtin der Liebe bleiben muß; dann hat auch ein solcher Handkuß nichts Demüthigendes, sondern vielmehr eine reinigende, stärkende, läuternde Kraft. —

Doch weiter zu jenen Variationen des Handkusses als Begrüßungsformel, die sich allsamt mit den herkömmlichen Worten: „Ich küß' die Hand,“

umschreiben lassen; sie theilen sich in den conventionellen, der gar nichts sagt und bedeutet, in den förmlichen, welcher feste, nüchtern präcisierte, jeder individuellen Auszeichnung baare Galanterie ausdrückt und in den freundschaftlichen, der fast so vieldeutig zu sein vermag wie jener der Liebe.

Zwar gibt es schwarze Pessimisten, die da wissen wollen, Freundschaft, pure, reine Freundschaft zwischen Mann und Weib sei eine Unmöglichkeit. Bedauernswerthe, die wohl auch nie geliebt worden, denn nur der Mann, welcher im Stande ist, Frauenfreundschaft zu theilen, nur der wird den zaubervoll reizenden Unterschied auch fühlen, der so geheimnißvoll die Liebe von der Freundschaft unterscheidet. Das sind jene Repräsentanten des starken Geschlechtes, jene cynischen Zweifler, die schon als Söhne in der eigenen Mutter das gebrechliche, geisteschwache, gealterte Weib verachten, als Brüder für ihre Schwestern keiner kleinen Galanterie, geschweige eines Opfers fähig sind, als Gesellschafter plump und schwerfällig den Frauentendenzias aus dem Wege gehen, oder sie nur dann suchen, wenn sinnliches Interesse im Spiele ist. Dergleichen Bärenhäuter allerdings begehren nie und nimmer der Freundschaft, kaum der Achtung einer Frau; wüßten sie doch mit einem so subtilen Geschenk nichts zu beginnen. Sie haben kein Bedürfnis, in einem uneigennützig ergebenen weiblichen Herzen gehegt und gepflegt zu werden, Jemand zu wissen, der mit Wohlwollen, mit regem Interesse dem Wege des Ringenden folgt, seine Niederlagen und Enttäuschungen im Kampf um's Dasein mitleidet, dem Schwankenden mit Rath und That zur Seite steht, seinen Muth anfeuert, seine Triumphe bejubelt, sein Glück hütet in nimmermüder Treue und Ausdauer.

Sie Alle, die nicht glauben an solche Freundschaft, sie, die im andern Geschlecht nur das Geschlecht und Nichts als dieses suchen, darum auch



eben sonst Nichts finden, sie liefern entweder ständige Marionetten, die ihren obligaten Handkuß anzubringen streben, so wie ihn der Tanzmeister gelehrt, oder aber bei einigem individuellen Selbstbewußtsein jene Helben der Grobschlächtigkeit, welche ihr aufgeblasenes Mannsthum für arg geschädigt hielten, wenn sie überhaupt den Frauen einige Artigkeit erwiesen. Eine Conversation mit solchen Leuten gehört zu den Unmöglichkeiten, sie wissen sich in Gesellschaft längs den Salonwänden also hinzuziehen, daß sie bei einigem Glück der für ihren Stolz horrenden Demüthigung eines Grußes an die anwesenden Frauen, ja sogar dem an die Hauswirthin zu entgehen wissen. Vom Tanzen natürlich keine Spur; einer Dame den Arm anzubieten, übersteige jedes Maas der Erniedrigung, und wenn solch ein Ungethüm sich beweibt, dann wird es, je nach Zufälligkeit seiner meist so ungeschickt als möglichen Wahl, entweder zum vorsündfluthlichen Tyrannen oder zum erbärmlichsten aller Pantoffelhelben, in keiner Situation eine beneidenswerthe oder außerbauliche Figur, stets der Spott von Seinesgleichen, merkwürdigerweise aber von den Frauen, die doch sonst nicht ungern in Nebisance machen, als absolute Null übersehen und deshalb unbehellig gelassen.

Wie anders Jene, die schon als Knaben die Mutter mit einem Handkuß zu entwaffnen, zu bestechen vermocht, sich als halbwüchsiges Bürsche an den Schwestern, bei einiger Anlage vielleicht auch an deren Gespielinnen scherzend, losend eingeübt, als Jünglinge ältern Frauen schüchtern gehuldigt, als junge Männer Liebe, als ältere Freundschaft zu erwecken, zu bewahren gewußt. Dergleichen Männer küssen einer Dame Hand nur dann, wenn sie sagen möchten, was eigentlich ohne Ueberschwenglichkeit nicht in Worte zu kleiden ist; oft ein Nichts,

ein aufwallendes, sofort wieder entflatterndes Gefühl des Antheils, das man nicht aufbausehen will zum wirklichen Gedanken. Sie küssen die Hand einer Frau in Augenblicken des Dranges, der Kränkung, des Kummers, wo das schwache, zumeist energielose Weib ein Bedürfniß fühlt, etwas zu gelten, sich unterstützt, gebilligt, getragen zu wissen von männlicher Theilnahme und Anerkennung. Solch ein Handkuß macht stolz, erhebt und stärkt; eine Frau, welcher je auf diese Art gehuldigt worden, wird innerlich erschauern bei dem Gedanken, an Hinz und Kunz ein Recht zuzugestehen, das nur Gleichgesinnten, Ebenbürtigen, Geistesverwandten vergönnt sein sollte.

Dann wäre er somit abzuschaffen jener Usus, bei nächstbesther Gelegenheit seinen Handkuß anzubringen? — Je nun, es kommt auf Geschmac an, auf Bedürfniß und Vergnügen unserer Damenwelt, die ja schließlich doch zu guter Letzt den Ton angibt, die Sitte zu abeln, zu verbreiten oder zu unterdrücken vermag. Jedem das Seine, so lautet meine Meinung; der kalten Salonfokette an einem einzigen Abend einige Duzend Handküsse von ihren Verehrern, der rangstolzen Hofrätthin so viel sie einzuheimsen vermag von den Unterbeamten des Gemales, selbst der prozigen Fleischhauerin den pflichtschulbigen Tribut von sämmtlichen Ober- und Untertnechten und der Obristin meinethalben Handküsse vom ganzen Regiment ihres Mannes; der Frau von Herz und Geist die bedeutungsvolle Huldigung von wenig Auserwählten, selten gespendet aber inhaltreich und vielbeutend; glücklich Liebenden aber ungeschmälert und reichlich alle Wonnen, wie sie niederströmen in ewig altem, ewig erneutem Glanz vom Himmel zur Erde auf Herz und Aug, auf Hand und Mund edel blühender Jugend!

# Kleine Laube.

## Neue Lieder eines fahrenden Gesellen.

Von Rudolf Baumbach.

### Der Liebesbrief.

Wie lieb' du mir, wie gut ich dir,  
Ich möcht' es gern dir schreiben,  
Doch eh' ich schreibe auf Papier,  
Biel lieber laß' ich's bleiben.

Da geh' ich in ein Gartenland  
Und mustre Beet um Beet.  
Bei Tulipan und Amaranth  
Die weiße Lilie steht.

„Frau Lilie, deine Blätter gieb!“  
„Für wen?“ — „Ei, für mein trautes Lieb.“  
Die Lilie thut sich neigen,  
Die Blättlein sind mein eigen.

Du hältst mein Herz in enger Haft,  
Ich möcht' es gern dir schreiben,  
Doch nicht mit schwarzem Tintensaft,  
Biel lieber laß' ich's bleiben.

Da schau' ich, wo auf nassem Feld  
Der Regenbogen ruht,  
Und hab' ich ihn, so wird gestellt  
Darunter flugs der Hut.

„Von deinen Sonnenfarben gieb!“  
„Für wen?“ — „Ei, für mein trautes Lieb.“  
Da träufelt ohne Ende  
Die bunte Farbenspende.

Ich denke dein, mein Herzzespiel,  
Ich möcht' es gern dir schreiben,  
Doch nicht mit schönem Gänsekiel,  
Biel lieber laß' ich's bleiben.

Da geh' ich an das Himmelsthor —  
Der Weg ist freilich weit —  
Und lange mir ein Englein vor,  
Ob's zappelt auch und schreit.

„Ach Englein, eine Feder gieb!“  
„Für wen?“ — „Ei, für mein trautes Lieb.“  
Da hört es auf zu hupfen  
Und läßt sich willig rupfen.

## Nun pfeif' ich noch ein zweites Stück.

Nun pfeif' ich noch ein zweites Stück  
Und geb's den schnellen Winden:  
Ich hab' kein Lieb im Augenblick,  
Werd' aber schon eins finden.  
Wenn Primel blüht und Violett  
Und ich im Arm kein Liebchen hätt',  
Das könnt' ich nicht verzeihen  
Dem Maien.

Ein Rechenmeister ist der Mai,  
So fleißig ist kein zweiter,  
Er rechnet: Eins und eins macht zwei,  
Kommt aber niemals weiter.  
Drum schaut man auch die Creatur  
Im Blüthenmonat paarweis nur.  
Sie tanzt den Hochzeitsreihen  
Im Maien.

O lieber Mai, ich fleh' zu dir  
In Deinem grünen Tempel:  
Geh' nicht vorbei und mach' mit mir  
Ein Additionsexempel!  
Schick' nur ein Dirnlein schlant und jung —  
Die schönste ist mir gut genug. —  
Dann loben wir zu zweien  
Den Maien.

### Trifftiger Grund.

Dirnlein kommt vom Maientanz,  
Hat sich müde gesprungen.  
Fragt die Mutter: „Wo ist dein Kranz,  
Den ich in's Haar dir geschlungen?“

„Als ich schritt durch die Felder hin,  
Ran der Wind gefahren,  
Riß mir Myrte und Rosmarin  
Ungefüllt aus den Haaren.“

Macht die Mutter ein ernst Gesicht,  
Legt die Stirne in Falten,  
„Mädl, hast du zwei Hände nicht,  
Fest dein Kränzlein zu halten?“

„Mußte mit beiden Händen just  
Meinen Friedel umfassen,  
Als wir uns küßten nach Herzenslust.  
Konnt' ich ihn fahren lassen!“

**Vogelfang.**

Man fängt die Vögel groß und klein  
Am besten an der Tränke;  
Mich fing der Wirthin Töchterlein  
Beim Weintrug in der Schenke.

Es war das Neß, das mich bedroht,  
Gezwirnt aus blonden Strähnen,  
Lockspeise war ein Mündlein roth  
Mit schimmernd weißen Zähnen.

Sie hält mich fest, läßt mich nicht heim;  
Ich laß' es gern geschehen. —  
Es gibt auch Vögel, die auf den Leim  
Aus freien Stücken gehen.

Manch einer ist auch unverhofft  
Dem Käfig wieder entgangen. —  
Zu halten ist weit schwerer oft  
Der Vogel als zu fangen.

**Guter Rath.**

Daß dir die Lieb ver sagt dein Schatz,  
Ist weder schön noch recht,  
Doch schimpfe nicht wie im Rohr der Spaz  
Darum auf's ganze Geschlecht.

Und spring' auch nicht in einen See  
Vor lauter Gram und Pein.  
Viel besser ist für Liebesweh  
Als schnödes Wasser der Wein.

Geschwind die Kanne herab vom Brett!  
Schau, golden rinnt's vom Spund.  
Dein Leid ist tiefer nicht, ich wett',  
Als deines Wehers Grund.

**Die blaue Blume.**

Es pflogen einst drei Knaben  
Der Ruh' im Waldesraum,  
Die Wipfel rauschten droben,  
Da hat sie saß umwoben  
Der Schlaf mit einem Traum.

Im Traume sah'n sie blühen  
Die Blume himmelblau,  
Von der die alten Geschichten  
Der Wunder viel berichten;  
Sie glänzte im Morgenthau.

Da fuhren aus dem Schummer  
Die Knaben allzumal.  
Sie thäten sich trennen und suchen  
Im Schatten der Tannen und Buchen,  
Auf Bergen und im Thal.

Der erste von den dreien  
War wohl ein Sonntagskind.  
Er fand in hohler Weide  
Ein Kästlein mit Geschmeide;  
Das trug er heim geschwind.

Und ließ ein Schloß sich bauen,  
Und alles Land umher  
Erscholl von seinem Ruhme. —  
Der blauen Wunderblume  
Gedacht' er nimmermehr.

Der Zweite statt der Blüthe  
Ein ruhbraun Mädel fand.  
Umrauscht von grünen Zweigen  
Ward sie im Wald sein eigen  
Und gab ihm Herz und Hand.

Er führte seine Braute  
Zum frohen Hochzeitsreich'n  
Und zeugte Mädel und Buben  
Und baute Kohl und Ruben,  
Ließ Blume Blume sein.

Der Dritte, ach der Dritte  
Kam nimmermehr nach Haus.  
Er sucht die Blume noch heute,  
Und sehen ihn die Leute,  
So lachen sie ihn aus.

**Schreiben an den fahrenden Gefellen.**

Ihr stellet einen Redacteur auf  
harte Probe, die er nicht besteht. Er  
vergreift sich an Euren Eigenthum;  
aber ich frage Euch, ob er anders kann?  
Ober soll er Eure „Neuen Lieder  
eines fahrenden Gefellen“,  
welche vor Kurzem bei M. G. Liebes-  
kind in Leipzig erschienen sind, lesen im  
Stillen und Verborgenen, wie der Geiz-  
hals das Gold zählt, ohne davon seinen  
lieben Lesern mitzutheilen? Es ist ihm  
bei der Lectüre dieser Lieder ergangen,  
wie jenem Mädchen, das alle Blumen  
der Au in seines Vaters Garten heim-  
tragen wollte, ihm dazu aber die Finger-  
chen zu klein wurden. Ja, Ihr lieber, fah-  
render Geselle, Ihr habt diese Lieder vor-  
gelesen, Ihr müßt Euch's gefallen lassen,  
daß man sie nachsingt, allenthalben und  
auch im „Heimgarten“, wo es gerne lustig  
hergeht. Es sind ja unsere Lieder;  
in unserem jungen Blut, in unserem  
Herzen haben wir sie getragen, aber  
in die Welt gejauchzt habt Ihr sie,  
wie es Keiner heller und herrlicher  
hätte thun können. O, verzeiht, daß  
einige dieser süßen, anmuthigen Lieder  
hier abgedruckt wurden; wir wollten  
in des „Heimgartens“ Weihnachtsfest  
den Frühling legen.

Seid beglückt, Ihr lieber Mann,  
auf Euren Wegen, und singet weiter!

Die Red. d. Heimgarten.

## Volksherzens Weihnacht.

Drei alte Krippenlieder aus Obersteier.

1.

Rüepf:

Ge, Bue, daß Dich! das hoacht g'schlafen;  
 Red'n Kopf af d'Göhd amal!  
 Thue a wengerl um'gassen!  
 Los, was is' das für a G'schall?  
 Gan mein Lebtag oft g'hörst' singa,  
 Pfeifa, geigna wunderbar;  
 So kunnit's Kaner z'wegen bringa,  
 Wann's der böste Spielmann war!

Steffl:

Mein, was hast Du für a Säusen?  
 Rüepf, gib' an' Frieb' amal!  
 Hast e'r allaweil z'talmäusen,  
 Machst mir schon a rechte Gall.  
 Laß es singa, laß es geigna,  
 Laß's weg'n meiner pfeifen auf!  
 Wann se gnue habn, wer'n sie schweigen,  
 Ich will noh Ans schlafen d'rauf.

Rüepf:

Ei Du fauler Wärenhäuter,  
 Knoch' nit gar so lang in' Bett!  
 Steh doh auf, und gehn mir weiter!  
 Ge, Bur, schamst Du Dich denn nôt?  
 Laß Dich doh so oft nit hoachen!  
 Steig' amahl va'n Nest heraus!  
 Was hilf da das lange Paffen?  
 Aufsteh', und treib' d'Schaffer aus!

Steffl:

Ich wer' hiez d' Schaf' austreiben!  
 Ist d' Nacht erst halb vorbei;  
 Das laß ih sauber bleiben,  
 War' wol a Narretei.  
 War wol recht unverständi;  
 Rüepf, da wird nig d'raus;  
 Rorg'n war' ih aller granti,  
 Hätt' ih nit g'schlaf'n aus.

Rüepf:

Die Nacht mueß sein v'rganga,  
 Ist um und um All's liecht,  
 Thuet d' Sunn ja z'schein'n ansanga,  
 Daß ma' überall hin siecht.  
 Ist alles liecht va' weiten  
 Wie sunst ba'n hellen Tag —  
 Was mueß dös Ding bedeuten?  
 Ich lauf, daß ih's verfrag.

Steffl:

Ich laß mir's halt nit nehma,  
 Hab'n in Himmel z'viel g'hazt ein,  
 Ist is' ob'n Foi'r austema,  
 Drum thuet's so mächt' schein'n.  
 A so wird's wol sein g'schega,  
 D' Engel fliegen schüppelweiss';  
 Schau auf!, wirft es seha,  
 Was s' haben für a G'sauf.

Rüepf:

Hast wol a narrisch Schwagen;  
 Was Dir nit noh einfällt!  
 Wer wird in' Himmel hazen?  
 Unfern Herrgott is' nit kalt.

Ichan mir rund weiter fragen,  
 Gehn mir af Bethlehem!  
 Dort wer'n s' uns woh' ansagen,  
 Daß mir d'Sachen recht v'rstehn.

Steffl:

Was than s' doscht lauter macha?  
 Wie geht's ba'n Stall da zue?  
 Das is' an arschtl's Sacha,  
 Kann mih nit wuendern gnue.  
 Gehn m'r hin und than m'r guggen  
 Schaun m'r, was das Ding mueß sein;  
 Der Stall is' voller Luden,  
 Kann ma' leicht gassen ein.

Rüepf:

Geh, schau! da liegt a Rindl  
 In an Krippel auf'n Heu,  
 Hat nig as a schlecht's Windel,  
 Schier zu'n D'rriesen glei.  
 Ja, hätt' ih, nur a Döden,  
 Ich wicklet's Hascherl ein;  
 Wurd'n Bueberl's schlafen schmöden,  
 Wurd' schön still und hausla sein.

Steffl:

Siecht'n alten Vater huden,  
 Wie er's Rindl g'nau betracht't?  
 Siecht wie d'Muetter si' thuet bucken,  
 Wie sie zu den Wuzel lacht?  
 Gehn mir inhi, than m'res grüßen!  
 D' Leuteln san ja voller Noth;  
 Wann m'r ah was schenken müßen,  
 Krieg'n m'r an Vergelt ent's Gott.

Rüepf:

Seib's willkema, z'tausend Malen!  
 Wie habt's doh da g'herbergt ein?  
 Gant's, was is' ent denn eing'fallen,  
 Mügt's in kalten Stall da sein?  
 Lieber Vater, liebe Mueter,  
 Ei wie geht's ent da so schlecht!  
 Des nig z'essen, 's Biech kan Fueter —  
 Ei das Ding is' doh nicht recht.

Steffl:

Wann's ent halt nit that' v'rdrießen,  
 Hätt' m'r ent a weng was bracht;  
 Werdt's damit v'rlieb neh'm müßen,  
 Unfern Willen nur betracht't:  
 A Man's Lamperl und a Ritz'l,  
 Und a weng a Rlegnbrot,  
 A par Dar, an Butterstrüß'l —  
 Nehmt's es an, und g'seg'n ent's Gott! —

2.

Balkl:

Grüß Dich Gott, mein lieber Peter!  
 Mein, wie geht's, mit W'rklaub z'fragen?

Peter:

Dank D'r Gott, mein lieber Balkl!  
 Mueß glei' guet sein, kann nit sogn.

Balkl:

Bue, ich waß a noige Nar.

Peter:

Geh, verzd! die Wahrheit, Narr.

Balkl:

Sa siß nieder und loß zur!  
 Wirft Dich g'wis verwuendern g'nur.

Valkl:

Nachten spat, so um a Bieri,  
 Ist ja mir a Mann herkomm';  
 Was nit, is's von Dorf wer g'wesen,  
 Oder gar va Bethlehem —  
 Nan, mich ziemt, va Nazaret —  
 's selbe wisset ih just nödt —  
 G'wesen is's a Zimmermann,  
 Haltet um a Herdig an.  
 Der Mann hat m'r recht d'rbarmt,  
 Beten hat er so vil schön. —

Peter:

Ist vielleicht derselbe g'wesen,  
 Gan wol ah Dan' g'sehen gehn,  
 Wo er mehr Leut beten hat. —

Valkl:

Ja vielleicht die ganze Stadt,  
 Und hat noh koan Ort bekemm'.

Peter:

O unbarmherzig's Bethlehem!

Valkl:

Ih han nachher hören sagen,  
 Daß 'r wär' in solchen Fall,  
 Daß er d'rauft hat müessen liegen  
 In an alten z'riffnen Stall.  
 Ja wol; d'raukten in d'r Höhlen,  
 Wo die Leut ihr Viech einstellen —  
 Ist iehn' All'n a rechte Schand  
 Unfern Bauern mit a nand.

Und der Mann der is' vermälet  
 Einer Jungfrau auserkor'n:  
 Und die Jungfrau soll uns haben  
 Wunderbar a Kind gebor'n,  
 Draukten in den z'riffnen Stall —  
 Ja, so hört man überall.  
 S' wird eahn ah nit guet ergehn,  
 Mög'nt ja la'm vor Kälten b'rehn.

Ist leicht wol gar der Messias,  
 Der uns längst v'r'sprochen is';  
 Ih han ah wol hören sagen,  
 Er soll haben Jesus Christ —  
 Ja, Dur! und hiez is' er da!

Peter:

Gott sei Lob, wie bin ih froh!  
 Ih hätt wol tan' Glabn mehr geb'n,  
 Daß ih das Ding sollt' berleb'n.

3.

Als ich heunt Nacht nit schlafen kunnt,  
 Da kam zu mir a Bue —  
 Ist g'wesen um die eilfte Stund —  
 Und laßt m'r gar sa Kueh.  
 A Feuer is' auskemm',  
 Sagt er, zu Bethlehem;  
 Das macht an solchen Glanz und Schein —  
 Sollt' Daner da nit lusti sein?

Da han ih g'schaut, was das bedeut',  
 Den ganzen Glanz und Schein;  
 Da han ih g'sehen noch mehr Leut  
 Schon auf und lusti' sein.

Ast han ih g'sehen g'schwind  
 A Klan's, a Herzig's Kind  
 In einen Stall auf bloßen Heu,  
 An Ochs und Esel stand dabei.

Das klane Kind sei unser Herr,  
 Sagt m'r der Himmelsbot';  
 Und, was mi' wundert noch viel mehr,  
 Soll's sein a großer Gott,  
 Maria Jungfrau rein  
 Soll seine Muetter sein.  
 Ist Schad, daß's arme klane Kind  
 Kann bestre Herberg find't.

Ihr Dueb'n, wann's thuets einigehn  
 Za'n Kind'l, küßt's iehm d' Hand;  
 Dös müekt's a G'schenkniß ah mitnehm',  
 Süß war's enk wol a Schand;  
 Von Obas was mitbringt's,  
 Und ja mit Andacht singt's,  
 Damit das liebe Jesuskind  
 Verzeihet un're Sünd!

Ihr Dueben, geh't's nur alle mit  
 Za'n Klan'n Kindelein!  
 Geb't's acht, daß Kaner stolpert nit!  
 Des müekt's sein häßli sein!  
 Nehmt's d' Gilet a', bukt's enk schön,  
 Und thuet's schön hafen gehn,  
 Damit das Kindelein kann in Kueh  
 Die Neuglen machen zue!

### Die Stiefmutter.

Eine Skizze von Heinrich Leweles.

Alle Welt beglückwünschte die junge Frau aufrichtig zu ihrem Manne. Sie war zwar schön, jung und reich, als Mädchen vielummorben; aber auch er besaß Eigenschaften, die ihn vor Vielen seines Geschlechts auszeichneten und ihn seiner Frau würdig machten. Er war ein so trefflicher edler Mann, dessen Fähigkeit, zu beglücken, schon von seinem Angesicht zu lesen war, daß man gar keine Bemerkung über den Umstand machte, daß er Witwer war und ein Kind, ein Mädchen, einen Engel von drei Jahren hatte. Wer das Kind kannte, liebte es; die junge Frau hatte sich und ihrem Manne gelobt, dem Kinde eine wahre Mutter zu sein. Sie hatte das Herz dazu; nicht das leichte Herz junger Mädchen, die sich an Kindern freuen, wie sie Puppen herzten; sie war ein inniges Gemüth, welches das Kind vor der Gefahr der Mutterlosigkeit bewahren wollte. Wie reizend

mußte die Kleine zu plaudern und zu spielen! Wie glücklich blickten ihre Augen auf die neue Mutter, wie hell klang ihr Lachen, wie fröhlich schlug sie in die noch unbeholfenen Händchen über einen Scherz der jungen Mutter, die in der Kinderstube so viel Zeit verbrachte, daß der Ehemann sich darüber fast eifersüchtig beklagte. Sie war nicht gefährlich, diese Eifersucht, denn der Streitgegenstand, das liebevolle Kind, wurde von seinem Vater nicht minder geliebt, als von der Mutter.

In glücklichster freudvoller Ehe floßen einige Jahre. Das Kind wuchs unter der sorgsamten Pflege der Mutter heran; die Liebe der Eheleute zu einander war ungeschwächt dieselbe geblieben, oder sie hatte sich wo möglich noch erhöht, dennoch zeigte sich auf dem bisher ungetrübten Himmel der ehelichen Liebe ein kleines Wölkchen. Alle Welt bewunderte die Schönheit der jungen Frau, die Schönheit des Kindes, und sie hörchte nicht ungern auf derartige ungeheuchelte Ausdrücke, die ihr auf dem Spaziergang mit ihrem Stieftöchterchen an das Ohr schlugen. Sie mußte aber noch Anderes hören. „Schade!“ sagte man, „es ist nicht ihr eigenes; sie hat keine Kinder!“

Es klang wie ein Vorwurf; er hatte sie schon gequält, bevor sie noch je von der Meinung der Menge etwas vernommen, er hatte sie zu einem ängstlichen Beobachten der Mienen ihres Mannes gedrängt. Diese blieben die unverändert freundlichen und liebevollen — aber stahl sich nicht manchmal ein leiser Seufzer aus seiner bekümmerten Brust, wenn er sich unbeobachtet wähnte, und seitwärts auf seine Frau blickte, wenn sie gerade mit dem Kinde sich beschäftigte? Zwar ließ sie selbst nichts von ihren Gefühlen merken, nichts von der Furcht, auch nur einem Gedanken ihres Mannes zu begegnen, der einen Vorwurf enthalten hätte. Aber es drückte ihr zuweilen und plötzlich so das Herz zusammen, daß sie das ahnungslose Kind, welches unter ihren Augen spielte,

mit finsternem, feindlichem Blicke anschaute.

„Es ist doch nicht mein Blut!“ sagte sie sich. „Wie wollte ich mein Kind erst herzen und pflegen, wie wollte ich mein Leben hingeben für ein eigenes Kind! Bin ich nicht der stärksten, der aufopferndsten Liebe fähig, daß ich nicht gewürdigt werde eines Glücks, dessen sich die ärmsten und elendsten Frauen rühmen? Du erinnerst ihn immer daran, daß ich ihm noch kein Kind geboren habe, daß Deine Mutter ihn glücklicher gemacht hat — Du bist mir ein lebender Vorwurf!“ In ihrer Selbstqual dachte sie gar nicht daran, daß sie ohne das verwaiste Kind den Mangel eines eigenen noch viel schmerzlicher und härter empfinden mußte.

Dann kamen wieder Momente, in denen sie das Kind inbrünstig, gleichsam Verzeihung erbittend, liebte. „Was kannst Du, arme Waise, für den Mangel, der mir anhaftet! Was kannst Du unschuldigem Wesen, dafür, daß Du selbst existirst! Ich bleibe Dir Mutter und erfülle die Pflichten, die Du mir ja so leicht als lieb machst.“ Sie nahm das Kind auf den Schooß, preßte es an sich und küßte es, daß das Kind fast erschreckt aufschrie. In einem solchen Augenblick fand sie ihr Gatte. Mit leuchtenden Blicken sah er auf die junge Frau und küßte ihre Hand. „Wie kann ich Dir nur danken, Eugenie, daß Du dem Kinde so zur Mutter wirst! Ich weiß es, Du liebst nicht nur mich in dem Kinde, sondern das Kind selbst, das lebenswürdige, hilfsbedürftige Wesen ist Dir an's Herz gewachsen, daß Du es mit wahrhaft mütterlicher Aufmerksamkeit und Liebe pflegst!“

Das Herz klopfte ihr heftig bei diesen Dankworten, sie konnte Nichts erwidern und beugte sich erröthend zu dem Kinde nieder. Die weiche Stimmung, der sie sich damals hingab, machte aber bald wieder ernsten Reflexionen Platz. „Konnte er nicht jetzt wenigstens ein Wort des Trostes zu mir

sprechen? Muß nicht gerade sein Schweigen, das er für Rücksicht hält, mich eindringlicher als ein ausgesprochenener Vorwurf an meine Glückseligkeit erinnern? Er liebt mich nicht, er kann mich nicht mehr lieben, nur danken kann er mir noch für die Pflege seines Kindes, das ganz allein in seinem Herzen wohnt. Warum ist es nicht mein Kind? Warum ist es nicht das Kind anderer Eltern? Es war zwischen mich und ihn gestellt, bevor wir uns noch sahen; es war eine unlösliche Fessel, die seine sterbende Mutter dem Gatten vermacht hat, eine unübersteigbare Mauer, die sie zwischen den Gatten und seine zukünftige Frau, ihre glücklichere Nachfolgerin aufgestellt hat!“

Wie giftige Dämpfe aus dem Schlunde eines Kraters stiegen solche Gedanken in ihrem Innern empor und umnachteten und umnebelten ihre Sinne. Was sich zu Anfang nur selten in den Kreis ihrer Gedanken eingeschlichen hatte, das bildete jetzt täglich und stündlich den Inhalt ihres Denkens. Selbst zog die Verblendete ihr Unglück groß, sie ging ihm selbst unauffällig entgegen. Wenn ihr Mann zuweilen doch nicht umhin konnte, sein Befremden über die Umwandlung ihres Wesens, deren Grund er nicht ahnte, auszudrücken, war dies ihrem bedrückten Herzen nur ein neuer Beweis seiner Nichtachtung. Noch aber vermochte sie sich so weit zu beherrschen, daß sie nichts verrieth.

Ihr einst so schönes, heiteres, freundlich-bewegliches Gesicht hatte freilich jenen glatten und harten Ausdruck angenommen, den man bei kinderlosen Frauen zu finden pflegt; auch um die Augewinkel hatten die trüben Gedanken verbüsternde Runen eingegraben. Wenn sie zuweilen in den Spiegel blickte, seufzte sie über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, die sie selbst über sich gebracht hatte. „Wie kann er mich jetzt noch lieben? Auch meine Schönheit schwindet, und er muß sich endlich vor der alternden, kinderlosen Frau abwenden!“

Da erkrankte das Kind. Mechanisch widmete sie sich seiner Pflege. Sie saß Tag und Nacht an dem Bette des Mädchens und schaute mit starren Augen in das fieberrothe Gesicht der Kranken. Ihr Gatte trat zuweilen hinzu und bat sie, die Sorge einer Wärterin oder ihm zu überlassen, sie könne das aufreibende Wachen nicht aushalten und müsse auch krank werden. Still aber fest wehrte sie ihm und ließ sich von dem Plaque, den sie einmal eingenommen, nicht verdrängen. Ihre Liebe zu dem Kinde war wieder aufgewallt, die Krankheit erschien ihr wie eine Prüfung des Himmels. „Wenn es nur leben bliebe!“ betete sie, „daß ich nicht Schuld habe an seinem Tode, daß ich mich nicht anklagen muß, mit meinen Wünschen sein Leben vergiftet zu haben!“

Als die Krisis nahte, horchte Eugenie mit verhaltenem Athem auf die unregelmäßigen Athemzüge des Kindes. Im Hause herrschte die tiefste Ruhe. „Wenn es so jetzt hinüberschlummerte!“ Sie schauderte bei dem Gedanken und bedeckte die Augen mit beiden Händen, wie um das Bild des Todes, das vor ihr aufstieg, zu verlöschen. Der Gatte trat ein. „Daß mich jetzt wachen!“ bat er. „Ich kann es nicht länger ertragen, zu ruhen, und zu wissen, daß hier Tod und Leben mit einander kämpfen. Wegib Dich zur Ruhe. Ich werde aufmerksam sein. Es ist ja mein Kind!“

„Sein Kind!“ Es schnürte ihr eifrig die Brust zusammen. „Sein Kind!“ Mit abgewandtem Gesichte wandte sie aus dem Zimmer. Sie wollte wachen, aber die Müdigkeit überwältigte sie doch, sie hatte ihre Kräfte zu sehr angespannt.

Der Tag leuchtete in das Zimmer, als sie erwachte. Sie griff sich an die Stirn und stürzte aus dem Bett, hinein an das Lager des Kindes. Da lag es — friedlich und ruhig, sanft gebettet auf weichem Kissen, geschlossenen die fröhlichen unschuldsvollen Augen, bleich und unbeweglich, die kleinen Händchen über die Brust gefaltet. Der Vater stand

am Kopfende des Bettes, ein kramphafter Schluchzen ging durch seinen Körper.

„Todt!!!“ schrie sie und warf sich über den Leichnam und raufte sich verzweiflungswohll die Haare. Fassungslas ergab sie sich ganz den Ausbrüchen eines Schmerzes, dessen Größe der Gatte nicht ahnen konnte, der, obzwar selbst des Trostes bedürftig, das Weib, das ihm in so großer Liebe zu seinem Kinde noch liebenswerther erschien, zu trösten versuchte. Doch er sprach ihr vergeblich zu, denn was ihre Seele niederdrückte, das konnte und wollte sie ihm nicht offenbaren — daß sie der Kleinen gegenüber bald nicht mehr die liebende Mutter, sondern das eifersüchtige Weib gewesen, daß sie oft an ihren Tod auch nur gedacht hatte! Und im Momente der Entscheidung, wo ihr Gemüth die reinigende Umkehr hätte finden können und finden müssen, da war sie von dem Lager des Kindes gewichen, hatte anderen Händen — gleichviel ob es auch die des Vaters waren — die Pflege des Kindes überlassen!

In dumpfem Hinbrüten verbrachte sie die Zeit bis zum Begräbniß. Auf dem kleinen Grabeshügel warf sie sich noch einmal verzweifelt nieder, die Fingern in die feuchten Schollen grabend und den Namen der Kleinen rufend, bis man sie mit sanfter Gewalt hinwegzog und nach Hause brachte.

Wie aber ward ihr, als sie im leeren Hause an der Seite des Gatten saß, der tiefbekümmert die Leidende betrachtete und kein Trostwort mehr wagte — als jenes Gefühl sie überkam, das sie solange herbeigesehnt und das ihr jetzt die heißgewünschten Freuden verhieß! „Zu spät!“ rief es in ihr, „du bist des Segens nicht mehr würdig!“

Der glückliche Gatte schrieb ihr seltsames Betragen dem Zwiespalt zwischen Schmerz und Freude zu; ihr aber vermehrte nur den Schmerz, was ihr einst die höchste Freude gewesen wäre. Sie

erlangte wohl soweit allmählig die Herrschaft über sich, daß der liebevoll besorgte Gatte in ihrem Antlitz nur noch das Bangen vor der schweren Stunde zu lesen wußte, aber in ihrem Innern ruhte die Selbstanklage keinen Augenblick, und nur der eine Gedanke flog ihr zuweilen wie ein Lichtstrahl durch das Herz: Ihm wenigstens kann ich nun Ersatz bieten, ihn kann ich nun glücklich machen, wenn ich selbst es auch nicht mehr zu werden vermag, wenn ich selbst auch das Glück mitzugenießen verwirkt habe.

Und als der Tag kam, wo der Gatte ein kräftig schreiendes Knäblein in seinen Armen hielt und mit dankbarem Blick zu der schwachen Frau niederschaute, deren Augen sich noch immer nicht zu entschleiern vermocht hatten, da sprach sie mit leiser, verzehender Stimme:

„Sei glücklich, Hermann! Und behüte mir das Kind und gib ihm keine zweite Mutter mehr! Verzeih! — —“

Die Aerzte constatirten trocken, was sich ihrer Wissenschaft offenbarte: daß die junge Frau zu schwach gewesen sei, um die schwere Geburt zu überstehen.

Glücklich der unglückliche Gatte, daß er von dem Seelenschmerz der Unseligen nichts erfuhr und ihr ein verklärendes Andenken bewahren, dem Sohn ihr Bild rein und ungetrübt überliefern konnte.

### Prolog:Schmerzen.

Humoreske von Wilhelm Seethaler.

Alljährlich am zehnten November wurde auf der Bühne unseres Städtchens, vorausgesetzt, daß nicht eine zugkräftige Operette am Repertoire stand, eine den Manen Friedrich Schiller's gewidmete Festvorstellung „verbrochen“ und einer alten Tradition zufolge mit einem Prologe, der manchmal noch durch schlecht beleuchtete Tableaux „verschärft“ war, eröffnet.

Die Gedenktage großer Dichter festlich zu begehen, wird von den Vor-



ständen kleinerer Bühnen nur selten verabsäumt, erstens schon deshalb nicht, weil der „Herr Director“ durch solch' eine That in den Geruch eines für classische Werke begeisterten Mannes kommt, zweitens, weil sich bei diesen Vorstellungen einige Gebildete oder doch gebildet sein wollende Zuhörer mehr im Zuschauertraume einfinden, endlich aber — und das ist das Hauptargument — weil man classischen Autoren keine Lantideme zu entrichten hat, wie sie zum Leidwesen der Theater-Directoren noch immer für Possen, welche an ersten Bühnen Erfolg hatten und deren Auf-führung schlechterdings nicht zu umgehen ist, an mit dem Vertrieb dieser Werke betraute Theater-Agenten bezahlt werden müssen.

Besonders nach dem großen Schiller-feste des Jahres 1859 griff die Verehrung für den Lieblingsdichter der deutschen Nation namentlich unter den Provinz-Theater-Directoren geradezu epidemisch um sich; auch die kleinste Bühne des kleinsten Nestes, in welchem je ein Theatralen etablirt war, mußte fortan ihre Schillerfeier haben, selbstverständlich verbunden mit der Auf-führung eines großen Schiller'schen Drama's und auch dann, wenn der Director kaum zur Noth die Possen: „Doctor Faust's Hauskäppchen“ geschweige denn „Wallenstein“ oder „Die Braut von Messina“ mit seinem stark reducirten Personale besetzen konnte.

Weiter größerer Provinzbühnen thaten fogar, was die Ausstattung anbelangt, hie und da ein Uebrigcs; kündete doch fogar der Director einer größeren Bühne Mährens an, daß er den „Fiesco“ gerade so großartig wie eine Operetten-Novität ausstatten werde, für welche besondere Werthschätzung der selige Hofrath Schiller noch heute dem Manne zu großem Danke verpflichtet ist.

Also auch wir hatten unsere „Schillerfeier!“ Vier Wochen vor dem großen Tage schon theilte uns der Director in

der Stammkneipe mit, daß er diesmal den Geburtstag Schiller's mit einer, wie er besonders hervorhob, würdigen Inszenesetzung des „Don Carlos“ begehen werde, was bei den über den Personalstatus der kleinen Bühne Informirten einiges Kopfschütteln hervorrief, da man es sich nicht zu rechtlegen konnte, wie zwanzig bedeutende Rollen durch circa zehn Personen repräsentirt werden sollten.

Dem Director schien an dieser unferer abfälligen Meinungsäußerung spottwenig zu liegen, er murmelte etwas von unverständigen Laien, welche keine Ahnung davon hätten, wie man sich auch mit untergeordneten Kräften behelfen könne, er schilderte mit berebten Worten das geheimnißvolle Walten einer bühnenkundigen Regie, die aus Nichts Etwas zu schaffen wisse und was dergleichen dramaturgische Bemerkungen mehr waren.

Wir bekamen vor dem Provinz-Laube, der so kunstgerecht classische Dichtungen für den theatralischen Hausgebrauch einzurichten mußte und sie nach seiner Art verbesserte, einen großen Respect, der sich noch dadurch steigerte, als der Director die Erklärung abgab, er werde der Festvorstellung einen Prolog vorangehen lassen, in welchem die Verdienste Schillers um die deutsche Literatur gebührende Würdigung finden sollten.

So nebenher ließ er noch einfließen, daß es ihm nicht unangenehm wäre, wenn Jemand von den Poeten des Städtchens die ehrenvolle Aufgabe übernehmen wollte, den bewußten Prolog zu verfassen und daß er diesem Poem eines heimischen Dichters jedenfalls den Vorzug geben würde, obwohl ihm ziemlich berücksichtigtungswürdige Prolog-Offerte von Ludwig August Frankl und Eduard Mauthner vorlägen.

Die Andeutungen in Sachen des Festprologes fielen, wie der Director richtig vorausgesehen haben mochte, auf fruchtbaren Boden, denn auch in dem kleinsten Provinzneste findet sich irgend

ein poetisch angehauchter Auscultant oder ein schöngeistiger Clavierpieler, der es, wenn die Gelegenheit günstig ist, gewiß nicht verabsäumt, seinen Namen an den eines großen Mannes anzutoppeln.

Noch ehe acht Tage verstrichen waren, hatte der Director drei völlig ausgewachsene Festpoeme auf dem Schreibpulte liegen, von welchen zwei den Gegenstand derart gründlich behandelten, daß bei ihrer etwaigen Executirung die „Don Carlos“-Vorstellung jedenfalls bis in die ersten Morgenstunden hinein angebauert hätte.

Auch ich, in dem sich wie „Wippen“ sagt, schon frühzeitig der Pegasus regte, reichte einen Festprolog ein, der vor jenen meiner Mitbewerber den nicht zu unterschätzenden Vorzug bedeutender Kürze für sich hatte.

Welch' besondere Eigenschaften und Tugenden ich dem Schöpfer der „Räuber“ angeeignet, ist mir heute nicht mehr erinnerlich, nur soviel weiß ich, daß am Schlusse des Prologs die Völker Deutschlands mit den satzfam bekannten Worten „Attinghausens“ zur Einigkeit aufgefordert wurden, auf welche originelle Wendung ich mir bei dem nicht wegzuleugnenden Umstande, daß neun Jahre später die Einigung Deutschlands factisch erfolgte, noch heute etwas zu Gute thue.

Mit leicht begreiflicher Spannung harrete das Poeten-Terzett der Entscheidung.

Der Director blieb wortfarg; auch nicht eine Miene seines Antlitzes verrieth, wem von uns er den heißersehnten Lorbeer reichen, wessen Name am Morgen des zehnten November den Theaterzettel zieren werde. —

Die Festvorstellung rückte näher und näher. Der Theatermeister hatte bereits die „zur glänzenden Beleuchtung des äußeren Schauplazes“ erforderlichen Lampen in Stand gesetzt und noch immer waren wir völlig im Unklaren.

Die Schweigsamkeit des Bühnenleiters involwirte jedoch nicht so sehr einen Act grausamer Bosheit, vielmehr

war sie ein feberechneter Geschäftskniff, um der Schillerfeier ein zahlreicheres Publikum zu sichern.

Wußte er doch, daß von dem Augenblicke der Nominirung des begünstigten Prolog-Autors die beiden anderen in ihren heiligsten Gefühlen getroffenen Poeten sowohl gegen den Glücklichen wie dessen Gedicht Opposition machen werden, während bei beharrlichem Stillschweigen vorzeitigen Conflicten weise vorgebeugt wurde.

Der Schiller-Abend war endlich da, ohne daß der Autor genannt worden wäre. Nur soviel erfuhr man, daß Fr. X., eine etwas ältliche Dame, welche, einem unverbürgten Gerüchte zufolge, bei der ersten Aufführung der „Räuber“ unter den Augen Schillers die Rolle der „Amalia“ creirt hatte, den Prolog sprechen werde.

Am Theaterzettel standen bloß die geheimnißvollen Worte: Festprolog von \* \* \*.

Das Theater war ausverkauft. Der Director saß behaglich schmunzelnd an der Casse, die reichliche Abend-Einnahme berechnend, während die Poeten-Trias, die im Parterre Posto gefaßt hatte, sich mit giftigen Blicken maß.

Nach Executirung der Fest-Duverture hob sich der Vorhang und Fr. X. erschien.

Schon die ersten Worte, welche die Dame sprach, belehrten mich, daß ich der Autor sei.

Meine beiden Concurrenten machten verduzte Mienen.

Doch wehe! Was ist das, das sind nicht mehr die Verse meiner Dichtung, welche sich bisher in Jamben bewegt hatte und nun in Trochäen überging; der zweite Dichter lächelte zufrieden, denn diese Partie rührte aus seiner Feder her. Soll ich noch erzählen, daß das in Hexametern abgefaßte Schlußstück des Prologes den dritten Poeten zum Vater hatte?

Das Publikum applaudirte, es schien befriedigt zu sein. Nicht so wir. Nach

dem Theater interpellirten wir den Director, weshalb er drei Dichtungen in Eine „zusammengeschweißt“ hatte?

„Ja sehen Sie,“ antwortete er pffiffig lächelnd, „hätte ich Einen Prolog acceptirt, würde ich mir die beiden anderen Herren zu Feinden gemacht haben, so aber darf sich Keiner zurückgesetzt fühlen und was das verschiedene Vermaß anbelangt, so ist das dem hochverehrten Publikum ganz gleichgiltig, wenn's nur klingt und „geklungen“ hat es, so will ich meinen, ordentlich.“

Der Mann sprach diese Worte mit solch' schallhaftem Humor, daß wir ihm, ob des uns gespielten Streiches nicht gram sein konnten.

Wir waren versöhnt und reichten uns die Hände. Die Aufführung des „Don Carlos“ selbst war eine so elende, daß Schiller sich darob im Grabe umgedreht haben mochte.

Nachdem kurze Zeit darauf eine womöglich noch schlechtere Darstellung des „Fiesco“ folgte, dürfte der arme Schiller wohl wieder in seine frühere Lage zurückgekehrt sein.

Festprologe aber schrieb ich seit jener denkwürdigen Schillerfeier fürderhin keine mehr!

### Geisteslaunen

von Huschak.

Wer noch so pünktlich, kann doch in einem kleinen Punkte großartig fehlen.

Weil die Wahrheit nackt ist, schämen wir uns zumeist, mit ihr zu erscheinen, und bemänteln die Natur.

Es wird wenig heimgesucht, wer selbst Heimsuchungen leidet.

Der Lebenswerth ist manchmal nicht des Lebens werth.

Hohle Naturen hohlen andere aus.

Zu Fall bringt auch Zufall.

Den stärksten Mann kann ein schwaches Weib übermannen.

Sei ehrbar, nie Ehr' bar!

Je stärker unser Glück, desto schwächer unsere Nachsicht.

Das Leben ist ein steter Kampf mit dem eigenen Herzen.

Um geschmeidig zu machen, wird oft Geschmeide angewendet.

Reich zu sein ist keine Kunst, wohl aber reich zu werden.

### Wilde Jagd.

O — gönnt's dem Knaben, der da selig  
Nach bunten Schmetterlingen jagt;  
Es kommt die schwere Zeit allmählig,  
Wo er mit schalem Wust sich plagt!

Die Jugendzeit, die sorgenlose,  
Den Ager grün, die laute Lust,  
O, laß't's ihm! Bald im Weltgetöse  
Umshlingt's, umschnürt's ihm eng die  
Brust!

Die Liebe lockt, des Goldes Gleichen  
In dunkles Labyrinth hinein;  
Dämonen fassen ihn und reißen  
Hinunter gäh' zu Noth und Pein!

Hu — abgrundtrief! — Es packt ihn  
Grausen —  
Und wieder treibt's ihn steil hinan;  
Verwirrt — in Nacht — rings Sturmes-  
brausen,  
Wohin? wohin? wo rechte Bahn?

Das Haar sich sträubt ob seiner Stirne,  
Verhallt des Vaters rathend Wort,  
Verzweiflung tobt ihm im Gehirne,  
Ach wo — ach wo der Ruhe Port?!

Umsonst! — Der Mensch muß vorwärts  
weiter,  
Hinauf — hinab — durch Lust und  
Schmerz,  
Nach Lebens Haß kommt Raß erst —  
leider —  
Wenn still steht das gehegte Herz!

Dr. Fr. Groder.

### Da Kirchnthurm z Terlan.

Fahrst eini da Bozn af Meran,  
So kimst zan an Dörf — hoast Terlan.  
„O Jessas!“ schreift hell auf, „wia dum,  
Do sollt jo da Kirchnthurm um!“  
Er sollt nit, er steht nit, er henkt,  
Gschaidti Leut moan: da Thurm hat siß gienkt.

Rau, 's Himelzoagn gfreut'n nit mehr,  
Segn 's Wirthshaus hin steht sei Begehr.  
Da Fuhrmon von uns, bleibt nit stum,  
Draht sih um:

„Mit dem Thurm, liaba Herr,  
Geh's gonz ondersta her.  
Kirzgrod is er gionds vor Zeitn,  
Des loht sih nit bstreitn.

Do geht amol — dreihundert Johr juls  
scha sein —

Va Bozn noch da Strogn af Meran hinein  
A Jungfrau vabei.

Da Thurm, na versteht sih, der wundert  
sih frei

Und noagt sih mit Respekt und Ehr  
Vor da seltsamen Mär.

Und sidera henkt er und noagt sih fein!  
Und d' Leut sogn, bis wieder a Jungfrau  
rein

Dahergang nochn austrettnn Pfoad,  
Aft richt sih da Thurm wieda grod. —  
Da Fuhrmon is still. A jungfrisches Wei  
Gudt doscht'n und traunt sih am Thurm nit  
vabei;

Leicht sollad er um — war a Graus!  
Biel onderi Dirndln gehn ein und aus,  
Va da Stobt afs Lond, von Lond in d'  
Stobt,

Untern Terlaner Thurm, der sih senkt.  
Da Thurm, der steht no heint nit grod,  
Bleibt henkn, wir er henkt.

V. R. R.

## Bücher.

**Lessing's Leben und Werke.** Von H. Zimmermann. Deutsche autorisirte Ausgabe von M. Claudi. (Gesse und Leipzig. Literarische Anstalt: August Schulze.) Es fehlt nicht an Schriften über Lessing und seine Werke. (Man denke an die Werke von A. Stahr und Strodtmann.) Aber es mangelte bisher an einer volkstümlich dargestellten Biographie, welche manche schwierige Frage in dieser Sache möglichst einfach und populär wiedergibt. Ein solches nun ist das aus dem Englischen übertragene Werk H. Zimmermann's. Es ist ein gelungenes Bild des großen literarischen Reformators. Für den Literaturhistoriker bringt es nichts Neues, aber desto mehr empfiehlt sich das Buch allen Freunden der Literatur, die hier in verständnißvoller und liebenswürdiger Weise in das Leben und Dichten des Geistesheroen eingeführt werden. Wir finden in diesen klar und schön geschriebenen Schilderungen nicht bloß den Dichter, wir finden auch seine Zeit. Wir begrüßen und empfehlen das in zehn Lieferungen nun vollständig erschienene Werk auf das Wärmste.

**Uarda.** Roman aus dem alten Egypten von Georg Ebers. Siebente Auflage, (Stuttgart, G. Hallberger 1879). Seit drei Jahren die siebente Auflage! Was sollten wir noch sagen? In diesen Blättern ist seiner Zeit (II. Jahrg.) von dem Ebers'schen Romane: „Homo sum“ die Rede gewesen. Und was dort gesagt war, freudig wiederholen wir es und begrißen einen Romandichter, dem die Unterhaltung der Leser nicht Hauptsache ist, der diese beliebte Form nur als ein kunstvolles Gefäß benützt, um dem Leser in demselben edelste Belehrung und Anregung zu bieten und den Sinn der Menschen wieder nach dem Idealen zu lenken. Uarda spielt im 14. Jahrhunderte vor Christus! Wer es wissen will, wie man damals in Egypten gelebt hat, im Königspalaste, im Tempel, im Bürgershaufe und der Hütte der Armen, wie man gebaut, zerstört, Götter verehrt, gesündigt und gesühnt hat, der lese Uarda. Die Geschichte spielt unter Herrschern und Priestern; Alles ist uns anfangs fremd, was da vortritt, aber es sind Menschen, wandelnd auf einer hohen Cultur, zu denen wir über drei Jahrtausende verständnißvoll hinüberblicken.

**Liebe und Liebes-Leben in der Thierwelt.** Von Professor Dr. Ludwig Büchner. (Berlin, A. Hofmann & Comp. 1879.) Ein für Gelehrte und Laien interessantes Buch. Die Ersteren werden in demselben Beispiele für ihre Theorien finden, den Letzteren wird es interessant und lehrreich sein, zu sehen, daß die Kluft zwischen Menschen und Thier nicht so groß ist, als man geglaubt hat. Wenn man einmal von einer Liebeswerbung, Ehe, Familie, Mutterliebe, Eltern- und Kindesliebe, Nächstenliebe, die sich selbst auf die Menschen erstreckt, und Freundschaft der Thiere sprechen und solches, wie es Büchner gethan hat, mit tausend und tausend Beispielen erhärten kann, dann steht unser Verhältniß zur Thierwelt so, daß wir auf dieselbe auch in moralischer Beziehung Rücksicht zu nehmen haben. An anderer Stelle bringen wir, und zwar mit einer ersternen Absicht, als die, bloß zu unterhalten, einen Auszug über das Mitleid und die Nächstenliebe der Thiere.

Was Büchners neuestes Werk anbelangt, so vermögen wir mit demselben zwar nicht in allen Punkten einverstanden zu sein, bewundern aber die außerordentliche Gewandtheit und den Fleiß, womit dieses Buch zusammengestellt worden ist.

**Kleiner Fries.** Kritische Aufsätze von Fritz Mautner. (Leipzig, Edw. Schloemp.) Fritz Mautner als Kritiker gehört, möchten wir sagen, zu Paul Lindau's Schule. Es

ist derselbe prickelnde Geist, dieselbe sarkastische Schärfe, es ist aber auch die unerböhlene Anerkennungsfreudigkeit, welche man jenem streitig machen wollte. Dieses Büchlein bietet eine Sammlung amüsanter Aufsätze, z. B. über die Unbestechlichkeit der Kritiker, über die Civilese, über das Ballet, das Couplet, den Applaus u. s. w. Unter den satirischen und gedankenreichen Besprechungen einzelner literarischer Werke und Schriftsteller zeichnet sich vor Allem eine Arbeit über Ludwig Anzengruber aus, in welcher unser genialer Landsmann zur gebührenden Würdigung gelangt. Ein weiteres Essay befaßt sich mit P. R. Kosegger, in welchem der Standpunkt dieses Poeten kurz markirt wird.

**Spruchbüchlein.** Von J. Tandler. Zweite, vermehrte Auflage (Breschburg und Leipzig, Verlag von Gustav Hedenast's Nachfolger Rudolf Drodtkleff 1880).

„Mir bangt, ob ich mein kleines Buch gebracht dem rechten Mann, Da du es bist, der fremden Spruch gar leicht entbehren kann.“

Mit diesen Worten an Paul Heyse, dem das Werkchen zugeeignet ist, beginnt eine Reihe schöner, tiefgedachter Sprüche, die man unmöglich besser empfehlen kann, als indem wir in einer kleinen Stichprobe etliche derselben herausziehen:

Deinen Gästen  
Gib vom Besten,  
Doch der Dinkel sei verbannt,  
Daß sie Besseres nie gekannt.

Mögen Neues wir belächeln,  
Es bekritteln, dreh'n und wenden,  
Unbemerkt wird doch das Alte  
Sacht entgleiten unsern Händen.

Würden Alle, die da straucheln,  
Stein vor Stein bei Seite legen,  
Gingen wohl nach wenig Monden  
Alle auf gebahnten Wegen.

Die Welt  
Mißfällt  
Gewöhnlich Allen,  
Die ihr mißfallen.

Manches Gute bliebe ungethan,  
Litten viele nicht an Größenwahn.

Oft gilt für ehrlos,  
Der doch nur mehrlos.

Büde dich nicht zu tief  
Unter deiner Last,  
Weil du dann keinen Blick  
Nach dem Himmel hast.

Hoffe von der Nachwelt nicht  
Kranze für dein Thun und Dichten;  
Ist der Fortschritt Weltgesetz,  
Werden Enkel strenger richten.

**Kindersieder.** Alt-ebraäische Dichtungen in metrischer Uebertragung. Mit erläuternden Anmerkungen. Von Dr. Martin Schulze. (Leipzig, Ernst Günther, 1880.) Hat denn unsere ungeroimte Zeit eine solche Vorliebe für Reime, daß man sogar die Bibelsprüche in moderne Verse übersetzen zu müssen glaubt? Wer es verstände, die Bibel ihrem Urtexte näher zu bringen, wir würden ihm danken; in dieser Form jedoch ist das alte Wort nicht Fleisch, sondern wässerige Brühe geworden.

**Das Erbrecht der Vandekten** nach Dr. Arndt's Lehrbuch zur Unterfützung des Gedächtnisses in Reime gebracht und insbesondere als Repetitorium zum Examen eingerichtet von Dr. Rainetholn. (Wien, Manz'sche Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung, 1880.) Ein überaus possirliches Büchlein, nicht minder zur Unterhaltung als zum Unterrichte lefenswerth, hat uns der österröische Gesetzbuch-Verleger hier geboten. Das Buch erklärt und empfiehlt sich am besten durch seine Einleitung, die hier mitgetheilt sei:

Dieweil es unser Schicksal ist,  
In's Gras hinein zu heißen,  
Hat auch der fromme Romanist  
Uns ein'sigen Tod verheßen.  
Und weil man auch nicht das Geld  
Zum Fenster n'aus will schmeißen,  
Wird fort allüb'rall in der Welt  
Den Erben es verheßen.  
Doch hat man schlau auch überlegt,  
Daß an die leere Stelle  
Dem Todten folg' als Rechtssubject  
Wen er dazu bestelle;  
Und was die Römer da gemacht,  
Ist unser Erbrecht heute;  
Es kann sein objectiv gedacht  
Und auch als Recht der Leute.  
Der Raub, der sich beerben läßt,  
Erblasser wird genennet,  
Sei's, daß er etwas hinterläßt,  
Sei's, daß er's durchgebrennet.  
Und wem die Thräne strömt mit Macht,  
Da einer möchte sterben,  
Und wer den Raub d'rum voll sich laßt:  
Sie beide nennt man Erben.  
Noch lauen an Ideen arm  
Wir, was die Alten sungen,  
Und immer noch, daß Gott erbarm',  
Fortschwitschern so die Jungen.  
Was uns jetzt noth thut, fragt man nicht,  
Nur was Justinian lehret;  
Der neuen Zeiten neues Licht  
Dem wird das Recht verwehret.

Man faselt nur von Römerkraft  
Und schilt sich selbst Barbaren  
Und klammert an sich Sklavenhaft  
An Dinge, die längst waren.

Doch laßt das sein; in's Erbrecht nicht  
Gehören diese Schmerzen,  
Was unser alter Arndtus spricht,  
Laßt jezo uns beherzen. —  
Damit man's besser überschau',  
Ist längst in jeder Fibel  
Der Lehre titelreicher Bau  
Getheilet in Capitel.  
So hier das erste euch erzählt  
Von Erbschaft und von Erben;  
Das zweite Hauptstück dann enthält,  
Wie wir's Legat erwerben.  
Die Lehr' vom Notherbrecht sodann  
Das dritte euch erschließt,  
Worauf mit einem vierten man  
Loyal den Band beschließt.

Ibn' Jemin's Bruchstücke aus dem  
Persischen. Uebertragen von Oskar  
Schlehta-Wjehrd, zweite Auflage.  
(Wien, Manz'sche k. k. Hof- und Univer-  
sitätsbuchhandlung. 1879). Von Außen be-  
sehen hätten wir hier einen neuen Mirza  
Schaffy — aber einen schwarzen. Der  
lachende, der lebenslustige ist es wahrlich  
nicht; seine Poesien und Weisheitsprüche  
sind ernster, didaktischer und satirischer  
Natur, ähneln hierin den Rückert'schen  
Uebertragungen. Er hält nicht viel auf  
Wein, Wein und Nachigall, lieber geht er  
mit Horaz oder indischen Büßern. Seit  
einem halben Jahrtausend wird Ibn' Jemin  
im Morgenlande viel gelesen. Sein Ver-  
hältniß zu den Menschen stellt er so:

„Jedem, dem Du Gaben spendest,  
Dessen König bist Du,  
Jedem, den Du stehst um Gaben,  
Unterthänig bist Du;  
Jeder doch, von dessen Huld  
Du nichts willst erreichen,  
Sei er Herrscher einer Welt,  
Ist nur Deinesgleichen.“

Sein Ideal auf Erden ist folgendes:

„Zwei Laibchen Brot aus Gerste oder Weizen,  
Zwei Stück Gewand, ob neu sie, oder alt,  
Vier Winkel Mauer und darinnen Frieden,  
Daß Niemand spreche: „Auf!“ hier, und  
dort „Halt!“

Dies scheint ein Los mir, herrlicher hienieden,  
Als aller Fürsten Schimmer und Gewalt.“

Wilhelm Waiblinger. Bilder aus Neapel  
und Sicilien. Herausgegeben mit einer lite-  
rarischen Notiz von Eduard Griesebach.  
(Leipzig, Richard Eckstein, 1879.) Das sind  
die an's Tageslicht gezogenen Gedichte eines  
längst verschollenen schwäbischen Dichters;

es ist zweifelhaft, ob sie des Verfassers  
Ruhm wieder auffrischen werden, die mei-  
sten der Gedichte sind sinnig und poetisch,  
entbehren aber des tieferen Gehaltes.

Heimatkunde des Herzogthums Steier-  
mark. Herausgegeben von Dr. Karl  
Girsch. (Wien, Alfred Hölder, 1879). Der  
erste Theil dieses mit großer Gewissenhaf-  
tigkeit und pädagogischem Tact zusammen-  
gestellten Buches enthält die kurzgefaßte  
Geschichte der Steiermark; der zweite Theil  
bietet die Geographie und Statistik und  
der dritte die Topographie des Herzog-  
thums. Das Werk ist so gedrängt und  
übersichtlich als möglich, und daher als  
Lehr- und Nachschlagebuch für Lehrer- und  
Lehrerinnenbildungsanstalten, als auch für  
Volkschullehrer bestens zu empfehlen.

Im Verlage von Franz Slavik in  
Mähr. Schönberg und Sternberg sind er-  
schienen: „Schattenbilder.“ (Erinnerungen aus  
dem Theaterleben) von Eduard de Saint-  
Privée. Das Werkchen enthält zumeist auto-  
biographische Daten und Betrachtungen über  
Kunstverhältnisse. Saint-Privée hat den  
ganzen Jammer des reisenden Komödiant-  
tenthums mitgemacht. Sein Schicksalsstern  
führte ihn auch nach weitem Umwege mit  
Laube und Strafosch zusammen; die Ideale  
schienen erreichbar, eine glänzende Zukunft  
zu winken. Aber nicht Alle, welche mit  
Strafosch zusammenkommen, werden be-  
rühmt; auch Saint-Privée wurde durch  
Strafosch nicht gefördert, im Gegentheile  
als talentlos abgewiesen. So kommt es,  
daß sich fast jede Zeile des Büchleins als  
eine scharfe Anklage gegen Strafosch dar-  
stellt. Eine ernste Kritik der Thätigkeit  
Strafosch's wird unserem Autor vielfach  
Recht geben müssen, wenigstens da, wo es  
sich um solche Dinge handelt, die mit der  
Bühne im Allgemeinen zusammenhängen.  
Alles, was uns der Autor über sich selbst  
erzählt, macht den Eindruck vollster Glaub-  
würdigkeit; er schont sich selbst nicht im  
Geringsten, gesteht vielmehr alle seine Fehler  
mit großer Offenherzigkeit ein. Der Styl  
ist glatt und nicht mit Phrasen überladen.  
Es wird Niemand bereuen, die Schatten-  
bilder Privées zur Hand genommen zu haben.

Der Dichter Carl Elmar in Wien  
ersucht uns, zu constatiren, daß er beim  
Erscheinen des Kalenders „Neuer Wiener  
Bote“ nicht theilhaftig ist. Dieser Kalender  
sei zwar dem seit elf Jahren erscheinenden,  
unter Elmar's Redaction stehenden „Wie-  
ner Boten“ im Format und der Aus-  
stattung auf das Kleinlichste nachgeahmt,  
habe aber sonst im Text und in den Illu-

frationen keinerlei Verwandtschaft mit dem alten in Waldheim's Verlag erscheinenden und allseitig beliebten „Wiener Voten.“

Von der großen Hallberger'schen Pracht- ausgabe „Schiller's Werke“, welche von den hervorragenden deutschen Künstlern illustriert wird, sind jetzt neuerdings sechs Lieferungen, von Lieferung 56 bis 60, erschienen. Diese Lieferungen enthalten den Schluß von „Demetrius“, „den Verbrecher aus verlorener Ehre“, „Geistesfieber“ und das zweite Buch des „dreißigjährigen Krieges“. Mit dieser nun demnächst vollendeten Ausgabe hat die deutsche Nation eine alte Schuld an den Dichter abgetragen, indem sie sich zugleich selbst beschenkt.

**Oberösterreichischer Hauskalender für das Schaltjahr 1880, zweiter Jahrg.** (Bruck a. d. M., Carl Zlig.). Dieses mit hübschen Bildern ausgestattete Jahrbüchlein bietet außer dem üblichen Calendarium Gedichte, Humoristisches, eine Schilderung des Festzuges und eine Erzählung.

**Für Herz und Geist.** Ein Jugend- und Volksbuch, herausgegeben von Julius Graefe. Die unterzeichnete, kürzlich gegründete Verlagsbuchhandlung glaubt sich bei dem deutschen Buchhandel nicht besser, als durch Herausgabe einer schon lange sorgsam vorbereiteten Schrift einführen zu können, welche durch tactvolle Auswahl im mannigfaltigsten, planmäßig geordneten Inhalt von Erzählungen, Märchen, Sagen, Skizzen, Naturgeschichtliches, Gedichte, Räthsel, Charakterzüge aus dem Leben großer Männer u. s. w. in hohem Grade geeignet sein dürfte, eine fördernde, anregende Lectüre zu bilden.

(Dierksen & Wichelein, Bremen.)

**„Die Wunder der Physik und Chemie.** Für Leser aller Stände gemeinschaftlich bearbeitet von Ferdinand Sigmund“ nennt sich das neueste Lieferungswerk aus A. Hartleben's Verlag, welches — mit 300 Illustrationen geschmückt — soeben in 20 Lieferungen zu erscheinen beginnt. Es liegen uns die ersten zwei Hefte vor, in welchen der Verfasser als Einleitung eine knappe aber durchaus übersichtliche Geschichte der Physik gibt, die den Leser gleichsam schrittweise mit der allmäligen Entwicklung dieser Wissenschaft und jenen illustren Männern bekannt macht, die durch ihre epochemachenden Entdeckungen sich einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Dann folgt der allgemeine Theil, welcher die nöthigen Vorbegriffe, nämlich die allgemeinen und besonderen Eigenschaften der Körper enthält und so den Leser mit jenen Kenntnissen

vertraut macht, ohne welche ein Verständniß der übrigen Disciplinen nicht möglich ist. Der specielle Theil beginnt mit der Mechanik und zwar nicht nur der reinen, sondern auch der angewandten Mechanik, die einen überaus mächtigen Einfluß auf unsere ganze Civilisation ausübt, wie wir dies täglich in der Verbesserung unseres Maschinenwesens sehen. Auch dieser Abschnitt ist mit gelungenen Illustrationen geziert, welche das Verständniß des Ganzen wesentlich erleichtern werden.

**„Jufament!“** Oelfarben-Druck, (Verlag H. Manz, Wien). Gegenstück zu „Just nit.“ Spiel und Gegenspiel! . . . Heute ist der Zaun übersprungen und sie steht vor ihm und hat capitulirt. Freilich ist's nicht derselbe Zaun bei des strengen Vaters Anwesen drunten, er ist auf der Alm droben, wo sich die reiche Dirn jetzt mehr zu schaffen macht, als sie müßte und dürfte. Das „Just nit“ von damals, womit sie den frisch hingelegten Alpenstrauß übermüthig verchmählt, ist dem hübschen Kinde seither theuer zu stehen gekommen. Denn, das weiß ich, den Strauß hat sie doch bekommen; allerdings ganz heimlich hat sie ihn weggenommen, als der Buu' in verliebtem Mißmuth weggeschlichen war. Edelweiß aber, das welkt nicht, wie's wahrhaftige Lieben, wenn's einmal in's Blühen gekommen. Bei des Großbauern Kind aber ist's das Wahrhaftige und sie wird den Liebsten kriegen trotz dem Vater drunten. Das hat sie ihrem Buam gelobt an einem Sommerabend, als noch die bunten Volden am Rain standen, wo der dicke Kürbis rankt. Da war die Luft so weich und das Heu so im Duft, daß einem ordentlich rauschig um's Herz werden mußte; und da hielt er sie lang umschlungen und sie standen lange Aug' in Aug'. . . Und da hat sie so recht von Herzen g'sagt: „Fürcht Dich nicht, Jufament muß ich Dich haben.“ . . . Was sie will, das will sie, d'rum macht des Großbauern Kind drunten gewiß im Herbst noch Hochzeit. . . Das Alles lieft sich so einfach aus dem Bild heraus, wie's der Meister schlicht und einfach hineingemalt hat. So soll ein echtes Genrebild sein, dann ist's Kunst.

**Neue Kalender.** Im Verlage „Leyskam-Josefsthäl“ in Graz erschienen heuer zum erstenmale höchst nett und geschmackvoll ausgestattete Portemonnaie-Kalender. Dieselben enthalten außer dem Calendarium dem Kirchenkalender und dem Kalender der Juden, auch eine Genealogie der kaiserlichen Familie, die Ziehungen sämtlicher österreichisch-ungarischen Lotterie-Efecten, Stempelscalen zc. Außerdem enthält jedes dieser zierlichen Kalenderchen eine Psycho-

tographie, z. B. J. M. M. des Kaisers, der Kaiserin, des Kronprinzen, Erherzog Johann, Grafen Meran, Sr. Exc. Freiherrn Rübed, Dr. Moriz von Kaiserfeld, der Herren: Dr. W. Rienzl, Dr. F. Portugall, Anastasius Grün, Burgleitner, Robert Hamerling, P. R. Hofegger u. s. w. Die Preise der verschiedenen Gattungen sind folgende: in Leder gebunden 40 kr. ö. W., in Metall 36 kr., brochirt 20 kr. Der Grazer Taschenkalender ist ebenfalls elegant ausgestattet und kostet in Originalleinwandband nur 40 kr.

**Das neue Jahr.** Ausfrirter Volkskalender für 1880. Herausgegeben von P. R. Hofegger. Achter Jahrgang. (Manz'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung. Wien.) Inhalt. Calendarium. Das Bittel. (Eine Hofgeschichte von P. R. Hofegger.) — Das Jubelfest. Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaars. [Zum Titelbilde.] — Der Festzug. — Tausend holde Dinge. (Gedicht von Robert Hamerling.) — Gott zum Feinde. (Nach einer Begebenheit erzählt von P. R. Hofegger.) — Die Siebenbürgische Landeshymne. „Siebenbürgen, Land des Segens.“ (Gedicht von M. L. Moltke, Musik von Joh. Hebnig.) — Unsere türkischen Länder. — Ränte und Schwänke: Die Gallweiberin von Abelsberg. — Aus dem Lustspiel des Lebens. — Eine Gelei. — Eine schöne Empfehlung vom Herrn Oberst. — Ein Blick auf das Leben des menschlichen Leibes. (Nach J. R. Ableitner.) — Der Himmelherrgotts-Wirth. (Eine Erzählung von P. R. Hofegger.) — Steirische Weis': In Bruggn'wirth sei letzte Willn. — In da Muader ihrn Vortn. — Der Spieler. (Eine Geschichte, nacherzählt dem lieben Oheim P. Peter Hebel.) — Frauenliebe. (Nieder aus deutschem Herzen.) — Die Schredensnacht zu Sezebin. — Allerlei Alt und Neu: Die Siebziger-Jahre. — Der Lahnensturz zu Bleiberg. — Einer für Alle — Alle für Einen — Hans, der Erstgeborne oder: Die Gerechtigkeit der gleichen Erbtheilung. — Das Licht der Welt erblicken! (Ueber die Erblindung neugeborner Kinder. — Die brave Stiefmutter. — Ein Pfeilstein zu rechter Zeit. (Erinnerung aus Kindestagen von P. R. Hofegger.) — Gebt Obacht auf das Feuer, auf das Licht. (Allen Arglosen in Erinnerung gebracht von einem alten Volksfreunde.) — Ereignisse des vergangenen Jahres. (Sendschreiben des Neujahrsboten.) — Postwesen. — Worttarif für den inländischen Telegraphen-Verkehr der österreichisch-ungarischen Monarchie. — Zeitvergleichungs-Tabelle. — Weg-Maß-Vergleichungs-Tabelle. — Münz-Vergleichungs-Tabelle. — Jahr- und Wochenmärkte. — Preis 60 Kreuzer.

Ferner dem „Heimgarten“ zugekommen: **Türkische Erlebnisse und russische Schicksale.** Geschichte eines Mitgenommenen von Dr. Adrian Schädling. (Wien. Manz'sche k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1879.)

**Ein stummer Musikant.** Von Maximilian Bern. (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1880.)

**Auf Irrwegen.** Erzählungen von Hans Marbach. (Leipzig 1880, Richard Eckstein.)

**Die Ästhetik des Hässlichen.** Erzählung von Sacher-Masoch. (Leipzig, Richard Eckstein 1880.)

**Wilhelm Waiblinger, Bilder aus Neapel und Sicilien.** Herausgegeben mit einer literarischen Notiz von Ed. Grisebach. (Leipzig 1879, Richard Eckstein.)

**Indien in Wort und Bild.** Eine Schilderung des indischen Kaiserreiches von Emil Schlagintweit. Mit circa 400 Abbildungen von bedeutenden Künstlern. (Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.)

**Kosmos.** Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel, sowie einer Reihe hervorragender Forscher auf den Gebieten des Darwinismus. Herausgegeben von Dr. Ernst Krause. (Leipzig, Ernst Günther's Verlag.)

**Aprüchswörtliche Lebensregeln in fünf Sprachen.** Deutsch, englisch, französisch, italienisch, lateinisch. Zusammengefasst von J. Hensel. (Berlin, Fr. Kortkampf.)

**Magyar Honpolgár.** Ungarische Zeitschrift für Deutsche. Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Adolf Pöder.

**R. Faulmann, Illustrierte Geschichte der Schrift.** Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde. In 20 Lieferungen. (A. Hartleben's Verlag.)

**Unter'm Schyne erblüht.** Erzählung von Clementine Helm. (Stuttgart, Richter & Kappler. 1880.)

**Grazer Buchdruck und Buchhandel im sechzehnten Jahrhundert,** von Dr. Anton Schloßar. (Aus dem Archiv zur Geschichte des deutschen Buchhandels IV., abgedruckt bei B. G. Teubner in Leipzig. 1879.)

**Australien.** Von Richard Oberländer. Zweite, völlig umgestaltete Auflage. (Otto Spamer, Leipzig. 1880.)

**Die Bibel der Natur.** Offenbarungen der fortschreitenden Vernunft. Grundrisse einer neuen Weltanschauung von Dr. Adolf Silberstein. Vierte Auflage. (Leipzig, P. Eckstein, 1880.)

**Elisabeth-Bibliothek für die Frauen des österreichischen Volkes.** Herausgegeben von Bertha Meyer. 1.—8. Heft (Berlin, Edwin Staude, 1879.)



**Das Frauenherz, Lebensbilder und Dichtungen von Hermann Semming.** (Leipzig, Verlag von E. Kempe. 1879.)

**Der Pöte.** (Kalender für 1880. Druck und Verlag von C. Flemming in Glogau.)

**Im Convente.** Erinnerungen an Kremsmünster von Dr. Ferdinand Radowizer. (Wien 1879. Selbstverlag des Verfassers.)

**Die Savantthaler Pahn** in tourisfischer Beziehung. Von M. Freiherrn von Jabornegg-Samsenegg. (Klagenfurt, Druck und Verlag von Ferdinand v. Kleinmayr.)

**Bilder aus dem Levennenkrieg.** Von Dr. A. Ebrard. (Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1879.)

**Die historische Rüche.** Ein Culturbild von Eufemia von Rudriassky. (Wien, A. Hartleben 1880.)

**Aus Westmünster Abtei.** Von Friedrich Wilhelm Rogge. Fünfte Auflage (Stuttgart, G. J. Bösch'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.)

**Die Alpenpflanzen nach der Natur gemalt** von J. Seboth, mit Text von F. Graf. 15. — 17. Heft. (Prag, F. Tempsky.)

**Magda.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Bos. (Zürich, Verlagsmagazin 1880.)

**Gesammelte Werke von Georg Freiherrn von Dyhern.** (Breslau, A. Gohorsky) 1. und 2. Lieferung.

**Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark,** mit historischen Notizen und Anmerkungen, herausgegeben von J. A. Janisch. 27. Heft. (Graz, Leykam-Josefsthal.)

## Postkarten des Heimgarten:

**J. W. Temesvar:** Ihre Epigramme abgelehnt, weil nicht mehr Original.

**G. J. in Mannheim:** Betonen noch einmal, daß wir uns auf das Retouriren

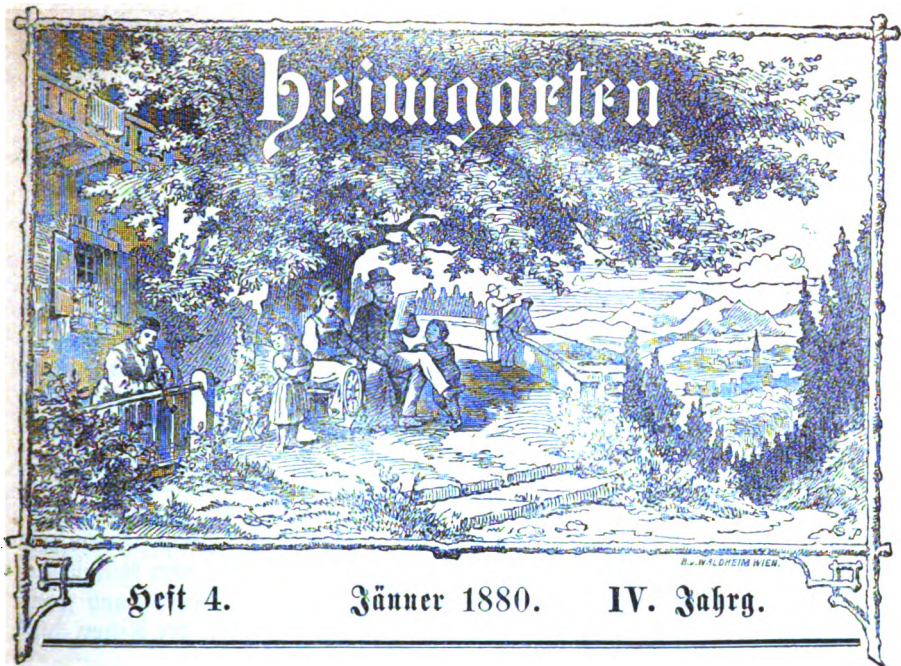
unverlangt eingeschickter Manuscripte nicht einlassen können. Dieselben liegen, sofern sie nicht Verwendung finden, in der Redaction zum Abholen bereit.

**J. H. Korneuburg:** Wird mit Dank verwendet; Dialektgedichte, so frisch wie das „Liabszantel“ stets willkommen.

**E. Sp. Graz:** Mit Ihren Bemerkungen über „Müller und sein Kind“ vollkommen einverstanden. Es ist interessant zu sehen, wie alljährlich ein Heer von Spöttern an diesem Stücke nergelt, ohne es ausrotten zu können. Ein unbefangener Beobachter des Raupach'schen Volksdramas muß finden, daß dasselbe nicht für, sondern vielmehr gegen den Aberglauben spricht, daß eben der Aberglauben es ist, der zum Untergange der handelnden Personen ein gutes Theil beiträgt. Allerdings behandeln die Schauspieler — beeinflusst durch freigeistelnbe Intoleranz unfreier Denker — ihre Rollen gewöhnlich mit großer Leichtfertigkeit, um das „Rührstück“ zur Posse zu machen. Wir erinnern uns an einen Ausspruch Holtei's: „Ist ein Drama kein Rührstück, so ist es ein Schmierstück.“ Uebrigens wollen wir den „Müller und sein Kind“ nicht protegiren, das Stück hat seine Fehler.

**J. J. in L. Jenes** Goethe'sche Gedicht ist eines der genialsten Stimmungsbilder, welche große Dichter mit den einfachsten Mitteln je geschaffen haben. — Ueber den Gegenstand Ihrer letzten Frage wissen wir keinen Bescheid; verweisen Sie an Ärzte.

**J. W. Passau:** Möchten auf Ihre Antwort dasselbe sagen, aber dabei doch gerne höflicher sein, als Goethe es war, da er befragt wurde, was in seinem zweiten Theile des Faust damit gemeint sei, daß Faust an Helena's Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer vertheilt? Goethe antwortete freundlich: „Ihr guten Kinder, wenn ihr nur nicht so dumm wäret!“



## Sonnenwende.

Was war das eine wunderliche Nacht!  
 Beim Glodenklingen bin ich aufgewacht,  
 Die Herzen liebten sich, die Augen glühten,  
 Und auf den Bäumen sah ich feurige Blüten.  
 Es schien, als wär' in winternächt'gen Stunden  
 Mit einem Mal das Himmelreich gefunden.

Ein neues Regen wogte durch die Welt,  
 Und selbst die Sonne, tief im Sternenzelt,  
 Fast müd' und blind, sie kam in weitem Bogen  
 Verjünet in die Himmel aufgeflogen,  
 Um wieder neu in ihrem Feuerwagen  
 Ein Sonnenjahr durch diese Welt zu tragen.

Von dieser Sonne wird der Frühling thau'n,  
 Die zarte Blüthe weh'n, der Sommer blau'n,  
 Sie wird den Lebenden die Früchte spenden,  
 Den Ruhenden auf's Grab die Gloden senden.  
 O Menschenkind, das neue Jahr ist Dein,  
 Sei stark und treu Dir selbst! tritt ein.

## Das Grab ohne Peichnam.

Erzählung von Emil Jacana.

In Pyhra, einem kleinen Flecken in der lieblichsten Gegend Niederösterreichs, da steht ein altes Kirchlein, das freilich neu getüncht ist und neu gepußt, wie ein Mägdelein zur Firmelung. Nur einige alte Grabstellen schauen mit ernstern Augen aus dem frischen Weiß der Kirchenwand heraus. Ritterleute sind auf derselben ausge-meißelt, mit Helm und Schwert, Ritterfrauen mit spröden Körpern, und Kinder, steif wie Regel nebeneinander knieend und todt vor sich hinstarrend in eine Welt, in der kein Mutterherz mehr für sie schlägt und forget.

Auf einem dieser Grabsteine, da fiel mir was Absonderliches auf: In der Grabchrift des Ritters, da war Tag und Jahr seines Absterbens genau angegeben. In der Grabchrift der Edelbame aber fehlten die Zahlen nach den Worten: anno domini und die. Dafür ist eine leere Stelle, die noch heute auf das Datum wartet.

Ich fragte hin und her, und hörte da von einem alten Mann die Geschichte eines Junkers, eines Herenberges der Frau Holla, davon, daß sie ihn mitreißen haben wollen in ihre wüthige Jagd, und wie er gerettet worden sei von der treuen Mutter, die nun bis zum jüngsten Tage mitziehen müsse an seiner Statt: und wenn die wilden Verdammten jauchzen und klaffen und johlen und äffen, da weine und klage die Mutterliebe dazwischen; das höre man deutlich zur Herbstzeit, wenn der Sturm wimmere und brause durch die Wipfel des Waldes. . .

„So finde ich Dich also hier wieder, vieleblier Herr Lanhuser? —

daßte ich bei mir. „Ich vermeinte, Du seist begraben in Simperg oder führest noch immer Dein unsterbliches Lumpenleben im Hörselberge bei Eisenach?“

In Acten und Documenten dortiger Gegend fand ich ihn aber dann nicht wieder, den Herrn Lanhuser. Wohl erzählten sie mir vom Religionshaß der damaligen Zeit, und von den weltlichen Würden der Ritter, die da begraben waren.

Und was das Volk fabelte und was die Acten docirten, das fügte sich mir nimmer zu einem Ganzen. Der Sargbedel einer tiefversenkten ägyptischen Mumie mit seinen unentzifferten Hieroglyphen konnte nicht stummer sein, als die Inschrift auf diesem vergessenen alten Grabe aus dem Jahre des Herrn Eintausend fünfshundert neunzig und zwei.

Da saß ich eines Tages in dem Kirchlein. Die Sonne schimmerte durch die Fenster, Matenwind zog durch die geöffnete Thür. Stille war's, und ganz allein war ich. Allein mit den Todten. Und die goldenen Wellen, welche die Sonne auf den Stein ergoß, die murmelten nicht.

\* \* \*

Der Ritter von Greyß war nicht mehr zu retten. Keine Kunst der Aerzte und kein Wiederbelebungsmitel wollte helfen. Man hatte ihn todt gefunden. Von einem Schlagflusse getroffen, wie der Arzt sagte. Nur etwas Sonderliches war dabei. Der Ritter stand aufrecht an einen Baum gelehnt. Der alte Gärtner Romreich hatte ihn so getroffen, und hatte bei sich gedacht:

„Wie starr doch unser gnädiger Herr vor sich hinsarrt! Wie zornig.“ Er hatte ihn darauf angerebet, und da er keine Antwort bekam, so hatte er erst gemerkt, daß der Ritter so sonderbar gelb sei. Und wie er ihn am Arme faßte, da war der Ritter in sich zusammengebrochen, jählings, starr, ohne Bewegung, als ob er von Stein sei. Der Sand kreischte um ihn auf, und Romreich war schreitend nach dem Herrenhause gelaufen.

Man hatte den gnädigen Herrn in's Haus, auf sein Lager gebracht. Die kleinen Junker waren von der Wiese, die kleinen Fräuleins aus ihren Spielzimmern herbeigerufen worden. Die Frau des Ritters selber war die Erste am Lager. Seine getreue Hausfrau, die Einzige, hatte keine Thränen über dem regungslosen Gatten. Jeder wußte, wie sehr sie ihn liebe, und Jeder wußte auch, wie treu und in wie herzinniger Liebe sie miteinander gehaust hatten. Und jetzt keine Thräne! Der größte Schmerz ist manchmal so tieftrübig wie der größte Frieden. Aber raslos war sie dabei. Raslos im Anordnen aller Heilmittel, raslos in der Ertheilung von Befehlen, raslos in ihrer Wachsamkeit bei dem Regungslosen.

Es war ein trüber Abend — der Wind kalt, die Sonne dunkel. Ein trostloser Abend, feindlich und regenbrohend, wo die Natur keinen Trost gibt, und wo die ganze Welt ein Grab zu sein scheint. Der Doctor Riborax, der nicht nur ein berühmter Magister medicinae, sondern auch ein Schwarzkünstler sein sollte, von welchem man erzählte, er habe die letzte Pestilenz nach Wien gebracht, indem er an einem importanten Türken Anatomie probirt hatte. Dieser gelehrte Mann, der im Städtlein Pyhra drüben sein Sommerlaboratorium aufgeschlagen hatte, ließ sich in diesem allerhöchsterigsten Falle sogar die Gegenwart des ganz bescheidenen Dorfbaders Miggelhanes gefallen. Und diese Beiden vereint

äußerten sich, daß der Tod des gestrengen Herrn Hans Jacob von Greyß sehr natürlich sei vom Standpunkte der Physika aus, indem er sich als apoplexia cerebri feststellen lasse. Nur vom Privatstandpunkte aus sei es sonderlich, da Herr Hans Jacob niemals an congestionis gelitten habe, auch sein modus vivendi nicht derart gewesen sei, noch seine constellatio darauf hingewiesen habe. Auch sei der Umstand sehr merkwürdig, daß Herr Hans Jakob, der doch todt gefunden wurde, in aufrechter Stellung verblieben sei, gleich einem Lebenden. Insofern die Menschen, selbst wenn sie dem höchsten Adel angehören und demgemäß Anrecht auf verschiedene Absonderlichkeiten besitzen, sich gewöhnlich im momento des Sterbens gleich dem letzten niedergehezten Thiere zur Erde zu neigen pflegen, als seiner letzten Heimat.

Was die Schloßbewohner betrifft, so fanden sie den Todesfall trotz seiner Plöcklichkeit ganz natürlich. Hatte man nicht vor acht Tagen schon das Leichenhuhn gehört, die vollen Nächte hindurch, und just vor den Fenstern des Ritters? Grau, wie halbvermoderte Leichentücher, war's auch über dem Thal gelegen, in langen Falten. Der wilde Jäger war vor drei Tagen mit Hallali und Rübengekläff über die Gegend gesauft und hatte just über dem Schlosse Hallali geblasen.

Grubel, die Magd, hatte vor einigen Stunden mit Entsetzen gesehen, daß der gnädige Herr, wie er an ihr vorbeikam, einen rothen Fleck in Kreuzform auf der Stirne hatte: gerade so, wie ihre selbige Großmutter, ehe dieselbe in der Messe über ihrem Gebetbüchlein eingeschlafen sei für immer.

Und Herr Hans Jakob war und blieb todt.

Wie eigenartig erschien es, daß Alles und Jedes Leben hatte an diesem Tage, nur der Herr dieses Ortes nicht. Die geringsten Knechte konnten die Treppen auf und ab schreiten,

und der gnädige Herr lag auf seinem Lager, ohne die Macht, auch nur das Haupt zu erheben. Das kleinste Thier hatte Leben, und nur der Vater des Hauses nicht.

Die drei kleinen Junker (Juncker Chuonrad der Älteste war im Tafelzimmer unten) und die drei kleinen Fräulein waren in der großen Kinderstube versammelt mit dem Vater Cölestus, welcher die Buben, und der Madame Portnerin, welche die Mägde erzog. Der gute Vater war um das zu dick, was die Portnerin zu hager war. Er war auch um Das zu bequem, was sie zu rührig war. So auch äußerten sich diese zwei würdigen Personen jezo. Während Cölestus die Hände still gefaltet hielt und ganz verbückt vor sich hin starrte, rebete die Portnerin mit scharfer, wenn auch gedämpfter Stimme in ihn hinein von Allem, was nun erfolgen werde. Die kleinen Junker in ihren braunen Wämmlein, und die jungen Fräulein in ihren steifen Schnürlettern und den Halsketten aus Rinnensalten, waren sehr hilflos, erschreckt und weinten allzusamm.

Der Wiener Chirurgus saß an einem Tische des Todenzimmers, auf welchem Medicinflaschen, nasse Tücher, Wassertöpfe, Schröpfrequisiten und chirurgische Alotria aufgehäuft waren. Die Hausfrau des Verstorbenen saß neben dem Bette, und ihr Haupt ruhte auf seiner todtten Hand.

Sie war von stattlicher Gestalt, aber jetzt war sie wie zerbrochen. Noch immer war keine Thräne in ihren Augen. Sie hatte bis zu diesem Augenblicke versucht, den Todten wiederzubeleben. Jetzt hatte sie davon abgelaßen. Die entseßliche Gewißheit, daß der Inbegriff, das Ziel, der Schuß und der Zweck ihres Lebens dahin sei — dahin und vergangen für immer, war ihrem Herzen aufgegangen.

Und wie sie in die starren Züge gesehen hatte... nicht mehr wie vor einer Secunde mit der bangen, schwachen,

scheuen Hoffnung, daß sie sich wieder beleben könnten, so schaute sie jetzt mit einem Blick, in welchem eine herzzerreißende Bestürzung und Hilflosigkeit lagen, auf diese entstellten Züge.

Sie sah sich selber unter jenem Baume, wo er zuerst in ihr Leben getreten war. Frühlingszeit war's gewesen, und der Baum voll rofiger Knospen, noch blätterlos. Braun war noch das Gras des Gartens, noch vorjährig, die Luft noch frisch, aber so voller Duft. Und da war er vor ihr. Von diesem Augenblicke an war die ganze Welt Er gewesen. Sein jugendhelles Gesicht war seit dem schon alt geworden in vielen, vielen Jahren der Kämpfe und der Sorgen, ohne daß sie es bemerkt hätte; für sie war der todtte Mann mit dem ergrauenden Haare und Barte stets jung und schön geblieben, viel jünger und schöner als alle anderen Männer der Welt.

Und wie die bleiche Sonne über den todtten Zügen lag, da verwandelten sich die Bilder vor den starren, thränenlosen Augen der Witwe: sie sah ihn im Sturme vor der Burg mit fliegendem grünen Helmbusch, das Schwert gleich einem Blitz um sich kreisend, für Gott und seinen Glauben. Sie sah ihn im strömenden Regen heimkommen auf müdem Rößlein, und fühlte leise nachjittern in ihrem Herzen die Freude, die ihre harrende Seele erfüllt hatte bei seinem Anblicke. Und sie sah ihn über die Bibel geneigt des Abends, im Kreise ihrer Kinder, und die guten Worte lesen, welche Tugend und Trost geben Allen, und die sie nimmer, nimmer wieder aus seinem Munde hören sollte!

O Gott! ihr ganzes Wesen erbebte, wenn sie daran dachte, daß ihr fortan die Worte der Bibel keinen Trost mehr geben könnten, nimmer, nimmer wieder! daß ihnen der Sinn fehlen würde. War es denn die erbarmende Liebe Gottes, welche tödtete? Was war die Allmacht, wenn sie mit acht-

losem Fuße ein Leben und ein Menschenglück so erbarmungslos zertrat, wie Blumen auf Wiesen zertraten werden zur Sommerszeit? Die Krallen des Unglaubens drückten sich in ein gläubiges Herz, wie es immer geschieht am Lager eines geliebten, unersetzlichen Todten.

Da regte sich's neben ihr, und ein junges, liebes, blondes Mädchen erhob sich von den Knien und stahl sich leise fort. Das war die Anne Marie, die elterlylose Waise der Greysen, welche in deren Hause erzogen worden war wie das eigene Kind. Ein schwaches, junges Wesen war es, von lieblichen Zügen, aber mit einem merkwürdigen Ernste darinnen, wie er oft auf jungen Menschenkindern liegt, die nicht glücklich werden sollen.

Das Mädchen neigte sich über ihre Ruhme und flüsterte ihr leise, bienensumme, abgebrochene Worte des Trostes in's Ohr; aber das Auge der Witwe blieb trocken, starr, ohne Glanz und ohne Licht, als ob es brechen sollte.

Wie Angstschatten legte es sich da über das sanfte Gesichtchen des jungen Mädchens, und sie verließ die Stube, und begab sich durch den Gang und die Treppe hinab, durch die entsetzten, zischelnden Diensthöten hindurch bis zu dem Zimmer, in welchem Junter Chuonrad, der älteste Sohn mit den betreffenden Männern über die Sachen sprach, die bei so traurigen Gelegenheiten gesprochen und angeordnet werden müssen von nächsten Angehörigen.

Chuonrad war ein großer, roth-blonder junger Mensch, ganz das Contrastei seines Vaters, und der Liebling seiner Mutter. Und nicht nur ihr Liebling, sondern der aller Leute, die ihn kannten, die ihn sahen. Er war so herzlich brav, so männlich kühn, so kindlich gut, so echt; so jung und so wacker, so lustvoll und wieder so sinnend. Das Schwert führte er lieber als die Laute, aber auch das Ruder führte er gern, wenn er den See durchglitt bis zum Schilfe. In der

Kirche stand er gern im Morgenschein, der sein junges Haupt umwob. Halb dem hohen Altar zugewendet, in Demuth vor Gott, und halb den Grabsteinen seiner Väter, im Stolz auf ihre Thaten. Auch sie knieten da in Stein, gerüstet und unbezwingbar, und demüthig und bezwungen die Hände faltend vor dem Einen, der ihnen die Seele schirmte, während sie ihr eigenes Leben schirmten. Und Chuonrad's Gebet lag in seinen klaren Blicken. Für die Eltern, und vielleicht für sich galt es. Vielleicht auch glitt durch das Gebet ein blondes Haupt: aber ob es einem Engel seiner Kinderträume oder einem wirklichen Wesen angehörte? Er wußte das selber noch nicht. Und die Morgensonne um sein Haupt war wie der Widerschein des Segens von der Gotteshand, die auf seinem unberührten Haupte lag.

Aber in diesem Augenblicke: wie blaß war der neue Herr der Familie, wie matt im Schmerze. Und wie seine kleine Waise eintrat, da erhob er sich zwischen den dunkleren Männern, denen er ja doch gern das Bestellen der Leiche und die nächsten Schritte überließ, und fragte sie, was es Neues gebe.

„Nichts, Chuonrad. Nur daß ich meine, Du solltest zur Mutter gehen.“

„Hat sie nach mir verlangt, Anne? Ich fürchte mich schier, sie zu sehen. Wird es sie nicht erschüttern?“

„Das soll es, Lieber. Ich möcht', daß sie weint. Ich mein' es wär' besser, wenn sie weinte.“

„Das thut aber so weh,“ sagte er, und die Thränen traten ihm in die Augen. Er war eben ein Mann, und den Mann schmerzen Thränen.

„Komm' nur,“ sagte sie. Und ihre sanfte Hand leitete ihn die Treppe hinan durch den Gang, zwischen der flüsternden und verzagten Dienerschaft hindurch nach dem Zimmer des Todten.

Die Witwe starrt auf, wie sie die Hand ihres Sohnes leise auf ihrem Arme fühlt. Welch' jähe Blut

überkam da ihr Angeficht. War der Todte wieder lebendig geworden? Just so hatte sie denselben in ihren fliegenden Erinnerungen jezo gesehen: eben so jung, so hoch; ihr Auge flimmerte von diesem wieder erweckten Todten zu dem wirklichen Todten an ihrer Seite, und die ganze Welt und der ganze Himmel und das ganze Dasein schrumpfte ihr zu der einzigen Gewißheit zusammen, die da still und starr neben ihr lag. Und ihre Brust hob sich, als wolle sie sich befreien von einem folternden Panzer, und ihr Mund fing an zu jammern und aus ihren Augen stürzten Thränen, wohlthätige, befreiende, erhaltende Thränen: sie weinte laut, bitterlich, ihre Arme um ihr Kind geschlungen, ihr Angeficht an seiner zitternden Brust, und so zerfloß ihre Seele im stürmenden Weh, damit sie nicht den Körper zermalme.

\* \* \*

Wild brauste der Wind über das Land in diesen Tagen, und die Sonne wollte keinen Schein werfen auf die Gruft, in welche man endlich den Ritter Hans Jacob senkte. Die Kinder schluchzten, der Priester sprach Worte des Trostes und des Wiedersehens, die Orgel klang. Dann schloß sich das Grab. Das Auge der Witwe öffnete sich, als ob sie aus einem schrecklichen Traume erwache. Wer hielt sie? Ihr Sohn. Was sah sie da vor sich? Ihre Kinder. Was klang im Orgelton? Es war ein zürnender, wilder Ton, der nichts von Wiedersehen sprach und nichts vom Frieden des Grabes. Es war ein zorniger Ton. Er verklang grollend wie fernes Gewitterrollen. Wo wird der Blitz flammen, und wen wird er treffen..?

\* \* \*

Maria Magdalena von Lorraine hieß sie. Sie machte am kaiserlichen Hofe zu Prag das Wetter von Gunst und Ungunst. Und es war nicht leicht,

an dem Hofe des zweiten Rudolf eine Macht zu sein und Lärm zu machen.

Wie viele schöne Frauen gab es da, alle in die reichen Stoffe der Lukas Cranach-Bilder gefüllt; und es gab da dunkle Geisliche, welche mit ihren leise geküßerten Worten die Welt bewegten, und mit einer Bewegung das Blut durch die Gassen strömen machen konnten. Es gab da Cavaliere und Abenteurer von allen Farben; Alchymisten als Stutzer verkleidet und Gold und Perlen, als Almosen streuend; und es gab lorbeerumkränzte Poeten, die von Ruhm und Unsterblichkeit sangen. Und über dem Allen thronte das kleine, leberkrante, wetterwendische, rapplige Kaiserlein in schwarzer spanischer Sammtgrandezza, wie ein Schatten über dem bunten Müdenschwarm einer Sommerwiese herrschet. All' dieses bunte Gewimmel von Glanz, Adel, Schwindel, Selbstsucht, Tapferkeit, Galanterie, Anmuth, Deutelschneiderei, Frommheit, Unbulbsamkeit und Fanatismus hatte aber nicht nur ein Oberhaupt, sondern auch einen Mittelpunkt, und das war Maria Magdalena de Lorraine, die Fürstin Magdalena, wie sie genannt ward. Sie war eine Ruhme des Kaisers, wie es hieß. „Eine Ruhme aus den Niederlanden“, halb spanisch, halb vlämisch in ihrem Blute.

Sie stand den Ersten im Reiche als eine Gleichgeborne gegenüber, da der Kaiser sie „ma cousine“ nannte und sich von ihr lenken ließ, „als ob sie ein Cardinal sei“. Ein Wort von ihr war so sicher wie die kaiserliche Unterschrift, wie ein Staatsstreich. Mit welcher Liebe der Kaiser sie liebte? Man wußte das nicht einmal gewiß. Der kleine dicke Herr war ja so unberechenbar: konnte er überhaupt lieben? Vielleicht war sein blinder Gehorsam gegen Fürstin Magdalena ein Aberglaube des abergläubigsten aller Imperatoren.

Ihr Palast stand in der Nähe der Soretto-Kirche auf dem Grabschin, sie

selber aber war überall und nirgends. Sie reiste so viel umher, daß man wirklich sagen konnte, ganz Oesterreich sei ihr Palais. Und wirklich, war sie nicht überall souverän, wohin sie kam, wohin die Macht ihres kaiserlichen Betters reichte? Sie führte überall einen kleinen Hofstaat mit sich: Vorkäufer, Kammerfrauen, Lakaien, Köche. Dann und wann sogar Dichter, Maler oder Astrologen. Und die Absicht ihrer Fahrten durch's Land? Dort wollte sie eine schöne Rundsicht genießen, da wieder in eine Gruft hinabsteigen. An dem einen Orte wollte sie mit einem liebenswürdigen Bischof plaudern, an einem andern mit einem Ritter über Religion debattiren, denn die Religion war damals Gesprächsstoff. Man nahm sie ernst. Man stritt für und wider den Himmel. Die neue Lehre Luther's hatte uralte Negirungen wieder aufgerüttelt und den Himmel gleichsam zu einer Lebensfrage gemacht. Der Hauptzweck bei den Irrfahrten Magdalena's war aber ihre Gesundheit. Sie hatte „Grillen im Herzen“, wie sie selber lachend sagte; und alle Tractätlein der Hofdoctoren und Quacksalber aus der Goldmachergasse an der alten Schloßstiege waren nicht so wirksam gegen dieses Uebel, wie die Unruhe, die Veränderung. Fürstin Magdalena war ein so leichtherziges flüchtiges, launenhaftes Ding, wie sie selber eingestand. Sie war natürlich römische Katholikin, eine ausgezeichnete Katholikin, das verstand sich von selbst, sonst hätte sie nicht den allerfrömmsten Kaiser der Welt beherrscht. So viel, was ihre Seele betrifft. Und ihre Schönheit?

War sie schön? Sie war ärger. Sie hatte rothblondes Haar von der Farbe der Apfelblüthe. Dabei tief-schwarze Augenbrauen und Wimpern. Ihre Augen waren schillernd wie die Schuppen eines Chamäleons. Ihr Mund war schön, aber so scharf. Man sagte ihr nach, daß sie sich schief halte, wenn sie ohne Nieder und allein

sei. Das war bei diesem bezaubernden Weibe nur ein Netz mehr. Sie verherzte Alles, und sie glich auch einem Herlein; einem Herlein voll Wohlgeruch, in der ersten Jugendblüthe und seelenfroh. Ihre Almosen waren eben so zahlreich wie ihre Bewunderer. Der Graf von Waldstein behauptete sogar, sie habe ein Herz. Er wollte einmal gesehen haben, wie sie weinte. Und zwar über ein todes Schooßhündchen. Carl Scretta hatte sie als Santa für die Bettkirche gemalt, und sie selber hatte für die Nonnen auf dem Grabstein ein prächtiges Altartuch gestickt.

In diesem Herbst machte Fürstin Magdalena eine Reise durch die Donau-Gegenden Oesterreichs, überallhin Lärm, Jagden, Frohsinn und jenen unbeschreiblichen feinen Hofdunst mitbringend, der die Leute auf dem Lande berauscht. Ueberall mit offenen Augen und offenen Armen aufgenommen von den Edelleuten des Landes, welche damals zugleich sämtlich Staatschergen bekleideten. Ihr launenhaftes Hierhin und Dorthinschwirren glich ganz einem jener phantastischen Triumphzüge, welche der Sänger Ulrich von Liechtenstein inscenirt hatte, nur daß Fürstin Magdalena die Venus nicht nur der Maste nach war, sondern de facto, und daß sie den Sieg über die Männer nicht durch Speere, sondern durch ihre Anmuth, ihren Geist und ihr blendendes Sein gewann. Sie hatte in Böchlarn mit dem weisen Astragalus über den Höllenzwang zu reden. In Melk spielte sie gleichsam die Königin Chrymhild, von der ja die alten Lieder sangen, daß sie dort geraftet habe, lange ehe der heilige Leupoldus an dieser Stätte seine milde, gnadenleuchtende Hand über sein geliebtes Ländchen ausstreckte. Nun reiste sie weiter über Santpöllen nach Pyhra. Es ward Abend, wie sie sich Pyhra nahte. Von ihrem weißen Zelter aus streckte Magdalena ihre Hand aus gegen das Herrenhaus der Greyßen,



welches sich tiefglühend aus den wie mit Blut überströmten Bäumen emporhob.

„Wie heißt das Haus, und wessen ist es?“ fragte Magdalena den Ritter von Merungen.

\* \* \*

Der Ritter von Merungen war ein hagerer spanischer Galan mit dunkelschauendem Blick und einem absonderlichen Zug um den dünnen Mund; ein Mann von höflichen Manieren, aber mit dem Gesichte eines Fanatikers, war auf Schloß Heuperg festhaft und in Pyhra wohlbekannt. Er neigte sein Haupt, und wie er wieder aufsaß, da ruhten seine Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf der schönen Dame.

„Das? Das ist das Schloß der Herren von Greyß.“

Er sagte nicht mehr, aber es mußte viel in diesen Worten liegen. Denn auch die Augen der Fürstin ruhten jetzt mit einem eigenen Ausdruck auf Herrn Merungen. Ihre Wangen wurden um ein Weniges dunkler. Sie hatte die Eigenart, sehr oft die Farbe zu wechseln.

„Ah!“ machte sie, und ließ dann sinnend den Blick auf den blutigen Bäumen und dem blutigen Hause ruhen. „Es ist kalt,“ sagte sie. Dann fügte sie hinzu: „Das Haus des guten Ritters, der unlängst gestorben ist?“

„Sie wissen es wohl, Ma Donna,“ sagte der dunkle hagere Ritter.

Die Begleitung der Fürstin war weiter hinten. Die Staubwolken, welche die Reller aufwirbelten, waren glühend-roth wie der Hauch der Esse zur Nachtzeit. Ein seltsames Lächeln flog plötzlich über das sinnende Antlitz der schönen Reiterin.

„Es ist eine Witwe da,“ sagte sie. „Und Kinder. Ob die wohl in die Art des Vaters geschlagen haben?“

„Die Kinder sind sämmtlich noch Kinder, bis auf den Junker Chuonrad,“ sagte der Ritter. „Und die Mutter ist eben eine arbeitsame Hauswir-

thin. Man ist jetzt recht still auf dem Schlosse.“

„Ich liebe die Stille und den Frieden. Ich möchte da rasten.“

„Auch wenn diese Stille von der Nähe eines Grabes herrührt?“ fragte Merungen, und eine Art Bewunderung lag auf seinem Gesichte.

„Eben dann, ich liebe es, die Orte zu sehen, von denen ich gehört habe,“ lachte Magdalena in ihrer launischen, kindischen, mädchenhaften Weise. „Und ich habe von dem Todesfalle und von dem Orte und von den Leuten gehört. Sehen Sie, Merungen, das Roth wird gleich stahlfarben werden, und die Nacht wird über uns hängen. Glauben Sie, daß man mir Rast gewähren wird auf Pyhra?“

„Sie zweifeln doch nicht daran, Ma Donna? Meine Nachbarin weiß ihre Pflicht, und ihr Sohn ebenfalls. Und Niemand weiß es ja, welches Interesse Euer Gnaden an dem Hause genommen haben.“

„Gut. Dann bleiben wir da. Wollen Sie wohl gütigst voraus reiten und für uns sorgen? Ich bin wirklich neugierig auf das alte Haus, und auf die Stille und auf den Frieden.“

So kam es, daß Magdalena halb darauf im Hause der Greyße eintritt mit ihrer kleinen Schaar.

Sonderbar sah es aus, daß, wie sie durch das Thor eintritt, die Mauern alle noch einmal von der letzten, stärksten blutrothen Sonne zu brennen schienen. Das Kleid der Reiterin sah wie besleckt und besudelt aus dadurch, und selbst ihre behandschuhten Hände triefen roth. Man erzählt sich, daß die Wunde eines Ermordeten wieder zu bluten anfängt, wenn der Mörder sich der Bahre nähert.

„Wie roth heut die Sonne untergeht!“ sagte Eines der Kinder, wie sie in einer tiefen Nische des Erkerstübchens standen, um die Gäste einreiten zu sehen.

\* \* \*

Die Zeit war dahingegangen über Schloß Greys und über den Garten und über Gräber von Armen und Reichen. Ueber dem Grabe der alten Spital-Niese hatten die wilden Blumen der verschiedenen Jahreszeiten gebüset, und die Sommerschwalben hatten mit ihrer weißen Brust wie Silberflocken darüber geschimmert; über dem Grabe des Ritters Hans Jakob war der dunkle Schatten der Kirche gelegen. Manchmal hatte sich ein bleicher Sonnenstrahl darauf verirrt, und Millionen Sonnenfläubchen waren in demselben Gewirbelt und hatten die Steinfiguren auf dem Monumente gleichsam belebet. Und ein schönes Monument war es, daß die Witwe ihrem gnädigen Herrn hatte setzen lassen. In der Mitte des Bildes in Stein war der Erlöser am Kreuze; und darunter kniete Herr Hans Jacob, getreu nach dem Leben, und hinter ihm seine Söhne. Der älteste Junker an seiner Seite. Ihm gegenüber kniete die Hausfrau, tief verhüllt in den nonnenhaften Schleier der Witwe. Die Töchter hinter ihr. Zu Füßen der Eltern lagen die vier gestorbenen Kinder des Hauses in Gestalt von Wickelkindern: wird ja doch das gestorbene Kind stets zum neugebornen Englein des Hauses.

Unter dem Ritter stand das Jahr und der Tag seines Todes mit der Bitte an den Herrn des ewigen Lebens, seiner am Tage der Auferstehung gnädigst gedenken zu wollen. Die Witwe selber hatte auch unter ihr Bild schon die Grabchrift setzen lassen mit den Worten: Gestorben anno domini... und die... aber ohne daß die betreffenden Zahlen noch beigefügt waren. Ihre Seele war gestorben an dem Tage, wo man ihren Satten in die Gruft gesenkt hatte. Aber ihr Körper wartete noch mühsam und ergeben weiter auf den Tag des Verlöschens.

So war die Ordnung und das alltägliche Sein wiedergekehrt in das

Haus des Gestorbenen. Junker Chuonrad hatte die Leitung der Geschäfte übernommen, die zu jener Zeit für den Edelmann nicht sowohl in der Verwaltung seines Vermögens bestanden, als in der Herrschaft über alle Hörigen und Gescheerten. \*) Junker Chuonrad hatte dabei noch nicht daran gedacht, auch die öffentlichen Ämter seines Vaters zu vertreten. Die Würden am Hofe und im Lande! Er hatte noch die Diplome seines Vaters zurückzustellen dem Herrscher, und dabei zu fragen, ob ihm dessen Gnade dieselben übertragen wolle. Es hatte Zeit damit, wie Junker Chuonrad dachte. Der Ehrgeiz war in seinem Herzen noch nicht erwacht. Er war von ernstem Sinn und von geraden, schlichten Gedanken. Der Hof war ihm zu bunt im Sommer, wo das sanfte Grün von Wald und Feld so wohl that dem Auge, und er war ihm zu ungemüthlich im Winter. Sein Herz war noch jung, so jung wie sein Alter. Blühten schon Rosen in diesem Herzen?

Er wußte es selber nicht.

In einem Briefe aus jener Zeit, der mit wunderlichen Lettern geschrieben ist, stehen die Worte von der Hand der Witwe:

„Und da geschah es, daß mein Sohn die Anne sah, wie sie von der Confirmation aus Wien heimkam, in ihrem weißen Kleide, die Röcklein sorgsam gekräuselt, und über roth auf den Wangen. Das goldene Kettlein um den Hals geschlungen, und im Gürtel ein Röslein. Und da kam mein Junker Chuonrad und blieb so verdonnert vor uns, daß m. gn. G. ihn fragte, ob er denn die Anne nicht wieder kenne. Und m. Junker antwortend: nein, er hätt die Anne nit erkannt. Und darauf m. gn. G. Warum? So rebete der Chuonrad darauf

\*) Bauern, welche kurzgeschorenes Haar trugen, im Gegensatz zu den langlockigen Edelleuten.

stotternd, es sei von wegen der Rose. Darauf wir alle lachten. Abends nahm ich Annam vor und fragte sie, ob ihr m. Junker das verdeutschet hätt. Ward sie über roth, und sagte, ja, er hätte gemeint, sie habe die Rose bekommen von einem Scherwenzler und hätt sie in Gürtel gesteckt.

Ich halt nun davor, daß die Weiben wohl ein was für einander im Herz hegen. Nun, wie Gott will. Ich vor mein Theil sage Amen. Meine aber, daß man nichts dazu thue, hat doch m. Junker selber sein Maul. Will er das brauchen, wohl an."

Also die gute Frau in ihrem Briefe.

Es mag wohl auch ein Stündlein gegeben haben, wo die Sonne über den Sommerrosen des alten Gartens ein lachendes Mädchengesicht gesehen hatte, welches sich plötzlich ernst machte, wie Junker Chuonrad sagte: „Anne, trau ihr doch nicht, der weißen Sternblume da, die Dir sagt, Dein Liebster liebt Dich nicht.“

„Ich hab' doch keinen Liebsten,“ meinte darauf die Anne.

„Möchtest auch Keinen?“

„Das käm' drauf an.“

So neigte sich der Junker über sie, und es war, als leuchte ihm die helle Sonne aus den hellen treuen Augen heraus. Und ein Bittern lag auf seinen Lippen, es war, als ob er sich fürchte. Und sagte in ihre Augen: „Weißt denn nicht, daß ich Dich lieb habe, Anne?“

Da fuhr es ihr wie ein Sommersturm durch das Herz, daß sie sich ängstigte, und sie drängte ihn von sich. „Das ist ein Anderes, als was die weißen Blumen meinen. Wir Weibe haben uns wohl lieb als Geschwister.“

Damit war sie in's Haus. Drinnen lehnte sie sich an die Wand des Vorhauses und weinte, als sollte ihr das Herz brechen; aber nicht aus

Leid. So ist der siebenfarbige Regen über der Landschaft: Thräne und Sonne zugleich.

So stand es im Hause der Greyße zu der Zeit, da die Fürstin Magdalena de Lorraine durch das Thor eintritt, und die Abendsonne erlosch.

Mitten unter ihren Kinder stand die Witwe. Die Lampe brannte über dem Tische, auf dem die Bibel lag. Da trat Magdalena ein: Entgegen kam ihr die Witwe. Dunkel schleppte sie das lange Gewand nach sich, nonnenhaft schlang sich der weiße Schleier um Stirn, Hals und Nacken. Aus dem todtbleichen Antlitz schauten starr die dunklen Augen. Die Kinder standen schüchtern hinter ihr. Das Bild gefiel dem Künstlerauge der Fürstin ganz wohl. Selbst das hübsche, zarte, blonde Gesicht der kleinen Anne im Hintergrunde störte sie nicht. Die offene Bibel auf dem Tische zeigte ihr, daß der Schmerz hier zurückgekehrt sei in die Gottergebenheit. Alles wies darauf, daß die Ruhe wieder-gekehrt sei nach dem Sturme. Ruhig leuchtete die Lampe, und ihr Licht strahlte: Friede!

Friede!..

Was war das? Eine neue Figur, die aus dem Schatten hervortrat in den Kreis von Licht, wie bewillkommend. Ein schlanker, großer, hoher Junker mit getreidefarbenen dichten Locken und blondsproßendem Bärtchen. Kraft in jedem Zuge, Anmuth in der Haltung, Ehrlichkeit, Vertrauen und Frühlingsklarheit in seinem Gesichte. Magdalena errieth, daß dieß der älteste Junker sei. Ihr Blick veränderte sich im Nu, wie ihr Sinn. Sie war gekommen, um Leid zu schauen, jetzt sah sie nichts mehr als die Freude des Lebens, die sich ihr immer in ihr selber concentrirte. Es gibt junge Männer, welche die Gabe haben, das Herz der Frauen athemlos zu machen und gefangen zu nehmen mit einem ersten Blicke ihres klaren Auges. Magdalena liebte Chuonrad.

„Willkommen im Hause einer Witwe,“ sagte die Mutter ernst und hart.

Biel und liebenswürdig sprach Magdalena, wie sie auf die Frau zutrat und die Hand derselben ergriff. Diese Hand aber zuckte zurück, und wie eine Flamme schlug es in das blasse Antlitz der Witwe und wie ein Drohen leuchtete es aus ihren dunklen Augen, oder wie ein Schauder und Entsetzen. Das Ganze aber war gekommen und vorüber wie ein Traum-bild, über welches die Freundlichkeit und die anmuthige Begrüßung der Fürstin fluthete, und welches in derselben verschwand. Aber nicht unbemerkt verschwand. Das Auge der Base Anne hatte es gesehen, wie oft nur ein einziges Menschenauge die Form eines Wolkensbildes am Himmel erfieht, ehe es zerrinnt und zerfließt auf Nimmerwiederfinden. Dann umrieselte die Fluth der Anmuth und Lebhaftigkeit den Junker, und der athmete schwer auf, und es ward ihm sein junges Herz licht in dieser lichten Nähe. Dann kamen die Kinder an die Reihe, und der Abend wurde noch fröhlich geendet im großen Tafelzimmer des Schlosses, in welchem die Ritter vom Kriege, die Frauen von allem Möglichen sprachen; wo der goldene Wein glänzte und die Speisen würzig dufteten. Allein die Witwe saß fast unbeweglich an ihrem Hausfrauenplatze und gab ihrem Gaste die Ehre, die ihm gebührte, nur kalt und farr.

Eine Sage erzählt von einem Steinbilde, das an einer Festtafel saß unter den Uebrigen, nur bemerkt von einem einzigen Auge.

Die Fenster waren geöffnet, die Sterne funkelten herein, und es war eine herrliche Nacht. „Eija!“ rief Magdalena, wie sie ihr Glas hob. „Wer bringt mir eine Rante vom Weine, der dort am Fenster wächst? Ich möchte trinken, und es ist so schön, wenn ein grüner Zweig aus dem Becher blüht.“

Flog da nicht der Junker an das Fenster, und neigte sich und brach einen Zweig und zog ihn durch das Wasser im Becken neben der Tafel, und legte ihn in den Becher, den die schöne Frau ihm entgegenhielt. Und sie trank ihm zu, lächelnd, und reichte ihm den Rest, sagend: „Das gebührt dem Spender der Rante. Nur gebet Acht, daß der Wein Euch nicht zu Kopfe steigt. Man saget, gar sonderbare Kraft liege in der grünen Rante, und Bacchus gebe derselben ein besonderes grünes Blut.“

„Habt Ihr Euch doch nicht gefürchtet?“ — Der Junker.

„O ich, ich trage vielleicht ein Amulet gegen allerlei Hexenwerk und heidnisches Zeug,“ sagte sie zierlich. „Wenn Ihr also nicht versehen seid damit, trinket lieber nicht. Oder seid Ihr fest?“

„Glaubet Ihr, ich sei ein Feigling, der sich mit Passauer Betteln und Talismanen schützen mag gegen das Schwert eines Feindes?“ rief der Junker.

„O Ihr seid tapfer, für den Leib,“ sagte die Schöne fast ernst. „Aber es gibt auch Wunden für die Seele und das Herz. Auch die Liebe mag schmerzen.“

„Und was kann mir geschehen, wenn auch die Zauberrante wirkt?“ lachte er. „Wer sich vor Wunden fürchtet, ist der Liebe unwerth.“

Und er trank.

„Denkt an Tristan und Isolde,“ sagte sie während des Trunkes langsam, deutlich.

Da hatte sich das Steinbild am Tische geregt. Der Ritter von Lengbach hatte mit ihr gesprochen. Hatte sie seine Worte gehört? Vielleicht nicht. Denn ihr Auge war auf dem Gaste und ihrem Sohne gewesen.

Wie der den Becher an die Lippen gehoben, hatte die Mutter ihren Arm ausgestreckt, als wolle sie ihn zurückhalten. Aber es war zu spät gewesen.

„Ihr glaubt doch an Dergleichen nicht?“ hatte ihr Nachbar sie gefragt, der diese Bewegung ersehen hatte.

„Ich glaube an Tränke, die das Herz verbrennen und den blühenden Menschen zu Staub und Asche verbürren,“ sagte die Witwe. „Ich glaube daran, weil ich an Leute glaube, die Dergleichen brauen mögen. Es existirt Alles, was der Mensch in seiner Bosheit oder in seiner Liebe haben will. Der Mensch kann eben Alles.“

„Und Gott?“

„Gott läßt zu bis zu einer Zeit, die nur Er kennt.“

„Daß Ihr aber hier fürchtet?“

„Was von den Niederlanden kommt, ist nicht gesund für unser Haus. Fraget nur den Ritter Merungen.“

„Der ist nicht mitgekommen zur Tafel. Er ist heimgeritten. Er habe nicht weit nach Hause, sagte er, und er wolle Euch nicht belästigen.“

„Ja. Seht Ihr. Und ich habe ihm doch gesagt, er solle uns die Ehre geben,“ sagte die Witwe mit felsamem Lächeln. „Es ist doch eigens. Er ist doch der Begleiter der gnädigen Fürstin, und läßt sie im Stiche. Aber morgen wird er wieder kommen, Ihr werdet sehen, und wird bleiben bis zur Mahlzeit. Und dann wird er heim und erst des Nachmittags wieder kommen bis zum Abend. Habet dessen Acht.“

„Aus was für Grund?“

„Habe ich Euch gesagt, ich wolle Euch den Grund sagen? Genug, daß Ihr sehet. Es ist eben nicht Jeder so ohne Furcht vor Gott, wie“ —

Das Auge der Fürstin beendete ihre Rede, nicht ihre Lippen. Und das Auge der Witwe ruhte auf Magdalena, die eben mit ihren weißen Zähnen in einen Granatapfel biß.

\* \* \*

Magdalena de Lorraine blieb länger auf Grenß, als sie gedacht hatte. Es war so bequem da, und es lag

so herrlich. „Ille praeter omnia mihi angulus ridet“ hatte sie citirt gleich am nächsten Morgen. Und Jagden gab es da und Falknereien. Sei, gab es ein Zäumen von Zestern und ein Klaffen von Rüden, denn alle Edelleute der Gegend wetteiferten, um der falconiers Ehre zu geben. Junker Chuonrad war stets an ihrer Seite. Und die lustigen Frühmahle auf dem Moose des Waldes!

Und dann gab es auch Stifte und Klöster da, Klöster, welche Streitigkeiten hatten mit den Weltlichen, und welche sich an Magdalena wandten, an die mächtige Base des Kaisers. Und Magdalena war ja fromm wie Niemand, und wäre sie nicht in das Getriebe des Hofes geschleubert worden, sie würde ihr Leben sicher in den düstern Gängen eines strengen Klosters verträumt haben. So blieb sie denn auch der Klöster willen länger da, und stiftete Altartücher und ewige Lämplein.

Dabei war sie so freundlich mit Allen. Nur mit Junker Chuonrad war sie fast streng, und lachte und zankte über seine Thatenlosigkeit, und sprach ihm zu, er müsse bedenken, weß Namens er sei, und was die Pflichten seines Ranges seien. Und er müsse an den Hof und dem Kaiser mit Kindeßdank die Diplome und Urkunden seines verstorbenen Vaters zurückstellen: das sei Sitte und Verpflichtung. Verpflichtung auch sei es, zu streben nach eigenen Würden am Hofe. Und da sie wisse, daß er wieder in das Hausboderische verfallen werde, sobald sie fort sei, so solle er sie begleiten auf ihrem Rückwege nach Prag.

Wer konnte da Nein sagen, auf solch' ehrendes Begehren? Und wer hätte es gewollt? Junker Chuonrad sicher nicht. Er dachte nichts mehr als die schöne Frau, und wollte nichts, als was die schöne Frau wollte.

„Eija!“ hatte sie gesagt. „Thut dann was Ihr wollet, — Junker,

wenn Ihr wieder heimkommt, führt den Pflug und streitet Euch mit den Bauernweibern. Aber kommt zuerst nach Eurer Pflicht. So begleitet mich denn als caballero, und in einem Monat seid Ihr wieder daheim und könnt vergessen, daß es eine Magdalena de Lorraine gegeben hat, die einen Augenblick lang Lärm gemacht hat in Eurer Klausur.“

So kam es, daß Junker Chuonrad als caballero der Fürstin Magdalena aus dem Hause seiner Väter auszog an den Hof des Kaisers. Die

Mutter gab ihm den Segen ohne Thränen. Die kleine Anne war nicht im Hofe, wie die gezäumten Pferde wieherten unter den scheidenden Reitern. „Wo ist die Anne?“ fragte doch Chuonrad. Aber Niemand wußte es.

Wie er aber am Wege in einer Schenke seine Gürteltasche öffnete, da fand er eine Münze des heiligen Benedictus mit dem mystischen Kreuze; und die Münze hing an einem blauen Bändlein, das Klein-Anne an Festtagen zu tragen pflegte in ihren schlichtgeheilten lichten Flechten.

(Schluß folgt.)

## Klein-Mendele.

Eine Skizze von Karl Emil Franzos.

Die alte Frau erzählte:

Ich könnt' wetten, Ihr lacht schon, wenn ich nur den Namen des Mannes sage, von dem ich Euch heute eine Geschichte erzählen will.

Es ist Klein-Mendele...

Ei sieh! Wie Ihr schmunzelt!

Nun... 's ist aber auch ein närrisch Männchen! Ein Mal steht er voll von lustigen Schnurren und weiß sie auch prächtig zu erzählen, und dann ist er auch selbst so komisch, der grauhaarige Mann mit der Gestalt und dem Wesen eines Kindes. Den ganzen lieben Tag trällert und tänzelt er, und ganz ruhig hat ihn gewiß noch Niemand gesehen. Er geht nicht durch die Straßen, er hüpfet... er spricht nicht seine Rede, er singt sie... und seine Hände scheint er nur zu haben, um auf den Tisch zu trommeln, oder Tact zu schlagen.

Aber.... was thut das?.... Lieber ein lustiger Mensch als ein Kopfhänger!

Mendel Abendstern ist ein braver Mann und ein großer Sänger, und wir können stolz darauf sein, daß er unser „Chasen“ ist. Freilich trällert

er manch' Mal ein rührend Gebet herunter als wär's ein Walzer und wackelt vor der Thora von einem Bein auf's andere als wär' er ein Tänzer auf dem Theater. Aber unsere Andacht stört das nicht, wir sind an Klein-Mendele gewöhnt seit vierzig Jahren.

Und selbst wenn Einer sich mit Recht über ihn ärgert, so darf er's ihm nicht nachtragen, denn er muß daran denken, wie Klein-Mendele auch ernst sein kann, und wie er ein Mal als armer „Chasen“ der Stadt durch seinen Gesang einen größern Dienst erwiesen hat als alle ihre Weisen und Reichen durch ihren Rath und durch ihr Geld. Denn wer von ihnen kann sich rühmen, daß er eine ganze „Gemeinde“ gerettet vor großer Trübsal und Verfolgung?

Seht... Klein-Mendele kann sich dessen rühmen!

Ich will Euch erzählen, wie das kam. Es ist eine ganz merkwürdige Geschichte.

Ihr wißt, daß jetzt der Jub' ein Mensch ist, so gut wie jeder andere. Und wenn jetzt ein Edelmann oder ein

Bauer einen Juden schlägt oder bedrückt, so braucht er nur zum Haus zu gehen, wo der große Adler über dem Thore hängt, und der kaiserliche Bezirksrichter, unser Herr Negruse, verschafft ihm schon sein Recht. Aber vor dem großen Jahr, wo der Kaiser alle Menschen gleich gemacht hat und wo die Husaren fort sind nach Ungarn da war das nicht ... da hat der Gutsherr das Recht geübt durch seinen Mandatar, aber dieses Recht war meistens ein großes Unrecht.

Ach, Kinder, das war eine sehr schwere Zeit! Dem Gutsherrn hat der Grund und Boden gehört, dem Gutsherrn die Menschen, dem Gutsherrn das Mark in den Knochen ... sogar die Luft und das Wasser haben dem Gutsherrn gehört. Das war nicht nur auf dem Dorfe so, sondern auch in der Stadt, wenn sie dem Edelmann gehörte und wenn die, welche darin wohnten, nur eben Juden waren.

Ich mag Euch nicht das Herz bedrücken, und will nichts erzählen von der schlechten Behandlung und den vielen, vielen Steuern und Bedrückungen. Kurz ... der Edelmann war der Herr, oder eigentlich sein Beamter, der Mandatar, war der Herr.

Wenigstens bei uns in Darnow war Das so.

Unser Herr, der Graf Sawarowsky, hat immer in Paris gelebt und sich gar nicht um sein Besitzthum gekümmert. Alle Vollmachten hat sein Mandatar gehabt, und der war also unser Gebieter. Und so haben wir immer beten müssen, daß der Mandatar ein guter Mensch sei und kein Judenfeind, denn nur so haben wir ruhig leben können.

Zuerst ist unsere Bitte von Gott erhört worden, und besonders der dicke Herr Stefan Grubza war ein Mandatar, wie wir Juden ihn nicht besser wünschen konnten. Betrunknen war er freilich vom Morgen bis zum Abend, aber wenn er betrunken war, war er auch lustig, und wenn er lustig war,

hat er nicht gern andere Menschen traurig gemacht. Aber ein Mal war er bei der Mittagstafel besonders lustig, und nach der Tafel hat ihn der Schlag getroffen.

Als er begraben wurde, war große Betrübnis im ganzen Kreise und auch in unserer Gemeinde. Denn erstens war Herr Grubza ein guter Mensch, und dann ... wer konnte wissen, wer sein Nachfolger sein würde?

Die Betrübnis war auch sehr begründet.

Der neue Mandatar hieß Friedrich Wollmann, und war kein Pole, sondern ein Deutscher. Sonst sind die Deutschen milder gegen uns als die Polen, aber der neue Mandatar war eine Ausnahme. Er war ein großer magerer Mann mit schwarzen Haaren und dunklen, blitzenden Augen. Sein Gesicht war finster und traurig, immer ... er hat nie gelächelt. Auf die Wirthschaft und auf die Menschen hat er sich ausgezeichnet verstanden, die Mörder und Gauner hat er zum Geständnis zu bringen gewußt wie kein Anderer, und bezüglich der Steuern hat ihn gewiß Niemand um einen Heller betrogen. Aber uns Juden hat er furchtbar gehaßt und uns jeden Tag gebranntes Leib angethan. Unsere Abgaben hat er verdreifacht, unsere Söhne hat er in's Militär gesteckt, unsere Feste hat er gestört, und hatten wir Rechtshandel mit den Christen, so war unser Wort Nichts und des Christen Wort Alles. Auch die Dauern hat er gewiß streng gehalten — erbarmungslos streng — und die Robot hat seit Menschengedenken kein Mandatar in Darnow so durchgeführt wie er, da war doch noch ein gewisser Plan darin und sogar eine gewisse Gerechtigkeit. Aber sobald es sich um Juden handelte, hörte aller Verstand auf und alles Recht. Da sprach nur der Haß und die Willkür aus ihm.

Und warum verfolgte er uns so?

Man wußte es nicht, aber man ahnte es!

Man erzählte sich, er habe früher Fraim Wollmann geheißt und sei getaufter Jude aus Posen. Er habe aus Liebe zu einem Christenmädchen seinen Glauben gewechselt, aber die Juden seiner Heimat hätten ihn aus Born und Empörung darüber so verfolgt und verleumdet, daß ihm die Eltern das Mädchen doch nicht gegeben.

Wer die Kunde unter uns gebracht hat weiß ich nicht, aber wenn man sein Gesicht sah, so klang es nicht unwahrscheinlich, und besonders wenn man sein Benehmen gegen uns sah.

So haben wir damals traurige Tage gehabt, und Wollmann hat uns bedrückt, gleichviel ob wir etwas verschuldet hatten oder nicht. War aber erst wirklich ein Grund da, so war kein Entrinnen mehr aus seiner Hand.

Und so war es im Herbst vor dem „großen Jahr“.

Bei uns Soldat zu sein ist nichts Angenehmes, aber in Rußland erst ist es ärger als der Tod, und wenn ein jüdisches Kind dort zum Militär abgestellt wird, so ist es verloren für Gott, für seine Eltern und für sich selbst.

Kann man sich da wundern, wenn die Juden in Rußland Alles thun, um ihre Kinder loszukaufen, oder wenn ein Jüngling, den das Unglück trifft, zu entfliehen sucht?!

Viele solche kommen vor; manche Flüchtlinge werden eingefangen, und denen wäre besser, sie wären nie geboren . . . manchen aber glückt es auch . . . sie entkommen über die Grenze, nach der Moldau oder zu uns.

So ein Fall ereignete sich auch in jener Zeit. Ein jüdischer Soldat — er war aus Verbicow — kam bei Hussiatyn über die Grenze herein und wurde von da nach Barnow gebracht. Die Gemeinde that für ihn was sie konnte, und ein reicher und milbthätiger Mann, Namens Moses Fränkl, dem das große Haus am Marktplatz

gehört, nahm ihn als Pferdebedient in seinen Dienst.

Die russische Regierung forschte nach dem Flüchtling, und alle unsere Aemter bekamen den Befehl, nach ihm zu suchen. Auch der Mandatar bekam eine solche Schrift.

Sogleich ließ er die Gemeinde-Vorsteher zu sich rufen und fragte sie aus.

Sie erschraden sehr, dann aber saßen sie sich und leugneten, von dem Frembling zu wissen.

Es war gerade am Vortage des „Versöhnungstages“ . . . wie hätten sie am Abend vor Gott treten können, wenn sie ihren armen Glaubensgenossen an seine Dränger verrathen hätten?! Darum blieben sie fest, ob auch der Mandatar drohte und wüthete.

Als er sah, daß sie entweder nichts zu sagen wußten oder nichts sagen wollten, entließ er sie und sagte nur noch finster:

„Weh' Euch, wenn der Bursch doch in Barnow ist! Ihr kennt mich noch nicht, aber dann — bei Gott! dann sollt Ihr mich kennen lernen!“

Die Männer gingen, und es ist kaum zu sagen, welche Trauer, Furcht und Betrübniß die Kunde in der Stadt verbreitete.

Der Bursche, um den es sich handelte, war ein braver, fleißiger Mensch, und wäre er's auch nicht gewesen, er war ein Jude und man durfte ihn nicht verlassen.

Wenn er in Barnow blieb, so war das sehr gefährlich, denn Wollmann fand ihn doch früher oder später . . . diesem Menschen konnte nichts verborgen bleiben.

Wenn man ihn aber fortschickte, so ohne Paß, ohne alle Ausweise, so singen ihn gewiß seine Dränger einige Meilen weiter.

Man berieth lange hin und her . . . endlich kam Moses Frankl auf einen guten Einfall.

Er hatte einen Verwandten, welcher Gutspächter in der Marmaros war,



in Ungarn. Dorthin sollte der Bursche gleich in der Nacht nach dem Verköhnungstage abreisen und nur die Nächte zur Fahrt benutzen. So konnte er seinen Drängern am sichersten entgehen.

Alle stimmten bei, und erleichterten Herzens nahmen sie die große Mahlzeit ein, welche für das Durchfasten des „langen Tage“ stärken soll.

Dann brach die Dämmerung herein, in der Betschul' wurden die vielen, vielen Wachslichter angezündet, und die ganze Gemeinde eilte dorthin hangen und zerknirschten Herzens, voll Demuth und Reue. Denn das sind ja die schweren Stunden, wo wir zu unser Aller Richter stehen, daß er uns gnädig sei und unsere Schuld vergebe.

In dunklem Gewande gingen die Frauen, im weißen Sterbkleide die Männer. Auch Moses Fränkl und sein Haus gingen dahin, sich vor Gott zu beugen, darunter auch der arme Bursche, der vor Angst an allen Gliedern zitterte.

Als Alle versammelt waren und der Gottesdienst beginnen sollte und Klein-Mendele die Hand flach an die Kehle setzte, um die ersten Töne der „Kol-Nibra“ recht beweglich und zitternd hervorzubringen, entstand eine Bewegung an der Thür. Gräßliche Trabanten besetzten den Ausgang, und an den Sikreihen vorüber schritt langsam Herr Wollmann vor, bis er an der Thora-Lade stand, hart neben Klein-Mendele.

Dieser wich zitternd zur Seite, die Gemeinde-Vorsteher aber traten demüthig heran.

„Ich weiß, daß der Bursche unter Euch ist,“ sagte Wollmann. „Wollt Ihr ihn jetzt herausgeben?“

Die Männer schwiegen.

„Nun,“ fuhr der Mandatar fort, „ich sehe, mit Güte erreicht man es bei Euch nicht. So werde ich ihn denn fassen lassen, wenn Ihr das Bethaus verlasset. Und nicht nur er, Ihr Alle

werdet des Abends gedenken ... Das versichere ich Euch! Doch nun ... laßt Euch nicht stören, betet nur immer zu! Ich habe Zeit, ich will zuhören.

Todtenstille folgte ... nur von Oben, aus der Frauenschul', hörte man den schrillen Angstruf eines Weibes.

Alle waren wie gelähmt vor Entsetzen.

Dann aber fasten sie sich und erhoben die Blicke zu Gott. Stumm lehrten sie auf ihre Sitze zurück.

Klein-Mendele zitterte an allen Gliedern. Dann aber richtete er sich auf und begann die Töne der Kol-Nibra, jener uralten einfachen Weise, die Niemand vergessen kann, der sie ein Mal gehört.

Zitternd und unsicher klang Anfangs seine Stimme, dann aber ward sie immer mächtiger, und klar und voll und herbewegend klang sie durch den Raum und über die Beter hin und empor zu Gott.

So hat Klein-Mendele nie wieder gesungen wie an jenem Abend.

Eine wunderfame Weihe war über die Menschen gekommen. Wie er so sang, war er kein trällernd Männlein mehr, sondern ein gewaltiger Priester, der für sein Volk zu Gott die Stimme erhebt.

Er dachte an die einstige Herrlichkeit und dann an die vielen, vielen Jahrhunderte der Schmach, und in seiner Stimme klang es, wie wir ruhelos gehetzt worden sind über die Erde, die Aermsten unter den Armen, trotz unserer Habe, die Unglücklichen unter den Unglücklichen! Und wie die Verfolgung noch nicht geendet und wie immer neue Dränger gegen uns den Arm erheben und immer neue Schwerter in unserem Fleische wühlen! All' unser Leid klang in seiner Stimme, unser unsägliches Leid, unsere unzähligen Thränen.

Aber noch etwas Anderes klang darin ... unser Stolz, unsere Zuversicht, unser Gottvertrauen!

O, es ist nicht zu sagen, wie Klein-Mendele sang in jener schweren Stunde . . . weinen, weinen, weinen mußte Jeder, und doch mußte er stolz wieder sein Haupt erheben! . . .

Die Weiber weinten laut, als er geendet, die Männer schluchzten, Klein-Mendele aber barg sein Antlitz in den Händen, und brach zusammen . . .

Wollmann hatte sein Antlitz während des Gesanges der Thora-Lade zugekehrt. Dann aber wandte er sich um. Er war entsetzlich blaß . . . seine Arnie zitterten . . . der starke Mann konnte sich kaum aufrecht erhalten. In seinen Augen flimmerte es seltsam wie von Thränen.

Wankenden Schrittes, gebeugten Hauptes schritt er an dem „Chafen“

vorüber und durch die Reihen gegen den Ausgang.

Dort gab er den Trabanten einen Wink, ihm zu folgen.

Was über ihn gekommen, ahnte man wohl, man sprach es aber nicht aus.

Am Tage nach dem Feste ließ er Moses Fränkl zu sich rufen und gab ihm einen unausgefüllten Paß und sagte nichts dazu als:

„Ihr könnt's vielleicht brauchen.“

Von da ab war er milde gegen uns. Es dauerte aber nicht lange. Im Frühling des „großen Jahres“ haben ihn die Bauern, die er einst sehr gequält, erschlagen.

Das ist die Geschichte von Klein-Mendele's Selbstthat!

## Doppeltes Benseits.

Wer nie zur kühnsten Hoffnung sich vermessen,  
Im Traum sich nie der Zukunft Weg gebahnt  
Und nie ein höchstes Glück voraus geahnt —  
Hat noch kein schönes Glück erlebt, vergessen!

Denn jede Hoffnung ist ein halb Erinnern,  
Begehrlich steigend aus dem tiefsten Innern,  
Ja, ein Erinnern ist ein jedes Hoffen!

Die Hoffnung, sie ist rückdenkend Gedächtniß!

Wen heut' ein Strahl des Unglücks hart betroffen,  
Den lenkt zu fernem Glück die Schicksalsmahnung —  
Dort findet er der hellern Zukunft Ahnung.

So ist denn Hoffnung eine Rückkehr dessen,  
Was über uns vordem als Wunsch geplant,  
Indeß uns Rückblick hoffnungsgleich gemahnt,  
Daß wiederkehre, was wir einst besaßen!

Alfred Friedmann.

## Die besessene Traudel.

Eine Erinnerung von F. A. Mosegger.

In jener Gegend bedurfte man zu jener Zeit für die Kinder keines Barthels, keines Krampus, keines Knechtes Ruprecht, oder wie sonst die Gottesgerichte für die kleine sündige Welt heißen mögen. Da hieß es zur Mahnung und Drohung nur: „Wart, die Traudel kommt!“

Die Traudel kommt! Ich habe in meinem Leben manche Schreckenspost schon gehört, aber so gewaltig wirkte keine mehr auf den Mann, als dazumal auf das Kind der Ruf: Die Traudel kommt!

Das besessene Weib, es wohnte von meinem Heimatshause quer über drei Berggräben hoch oben, wo die Bauerngründe aufhören und die Almhalben beginnen. Wir sahen nur den Schachen, hinter welchem sich das Nest der Besessenen barg. Dieser Schachen stand so frieblich auf der Höhe, wie andere Gutwälbchen auch und seine Wipfel ragten so fein und scharf in den lichten Himmel hinein, als wären sie aus schwarzem Papier geschnitten; aber ich erinnere mich noch, daß mir, so oft ich diesen Schachen ansah, der „höllische Drache“ einfiel. In meinem Kindeshaupte fanden sich mehr solch' unbegründete Bilderverbindungen. So war in unserem Hause eine finstere Kumpelkammer mit alten Möbeln, rostigem Eisen, Leberwerk und dergleichen; und so oft ich in diese Kammer trat, mußte ich an ein beschnittenes Mählrad denken, obwohl nichts dort war, das auch nur im Entferntesten an ein solches erinnern konnte. Wenn ich auf die steile Wand der hohen Weitsch hinsah, so fiel mir immer der Name „Michel“

ein; das Geläute der Kirchenglocken zu Hauenstein erinnerte mich an das Milchtrinken u. s. w. Demnach war die Verbindung des Schachens, in welchem die Besessene hauste, mit dem höllischen Drachen eigentlich noch nahe liegend.

Ich hatte die Traudel schon mehrmals in der Kirche gesehen; sie stand stets in einem finsternen Winkel nahe des rückwärtigen Einganges, von wo aus der Altar nicht zu sehen war. Seit jenem Tage, da die Traudel bei einer Communion das weiße Tuch vom Speisegitter riß und sich wüthend auch auf den Altar stürzen wollte, wovon sie noch rechtzeitig zurückgehalten wurde, seit jenem Tage stand sie während des Gottesdienstes immer rückwärts im finsternen Winkel. Es war eine schon etwas ältliche Person, die sich in nichts von anderen Weibern unterschied, als daß ihr langes, dunkelblaues Kleid den Erdboden berührte, während die Röcke der Uebri-gen kaum über die halben Waden reichten, um aller Nachbarschaft zu zeigen, was sich bei ordentlichen Weibsbildern dahinter befindet, nämlich ein Paar schneeweiße Strümpfe. Die Traudel sah stets blaß aus und hatte kurzgeschchnittene Haare; sie trug eine braune Haube, die sich glatt an den Kopf schmiegte und ihr ein kindisches Aussehen gab. Ihre großen Augen schauten bisweilen, besonders, wenn sie sich beobachtet wußte, gar scharf drein, dann schloß sie sie plötzlich, als kämpfte sie gegen einen Schwindelanfall.

In der Kinderwelt von Alpel und Hauenstein ging die Sage, daß die Traudel schlimme Knaben und ver-

Logene Mädchen zusammenfange, dieselben mit Semmeln und Nuskernen mässe und dann verzehre. Die Erwachsenen wußten, daß sie von Milch, Brot und Kraut lebte und daß sie sich ihren Bedarf ehrlich erwarb. Sie ging in's Tagewerk aus, aber man hatte sie nicht gern, weil es geschehen konnte, daß sie plötzlich, und zumest ohne Ursache, in ein fürchterliches Loben ausbrach und Alles um sich gefährdete. So blieb sie die meiste Zeit in ihrem kleinen Hause unter dem Schachen und beschäftigte sich mit Spinnen; die Leute lieferten ihr gerne Arbeit, boten ihr mitunter auch Almosen, wollten aber des Näheren nicht viel mit ihr zu thun haben. Außer ihren wunderlichen Anwendungen von Lobsucht, welche in sehr ungleichen Zwischenräumen eintraten, war die Traudel von sanfter, weicher Gemüthsart; aber man nannte sie die „Besessene,“ obwohl in der Gegend nicht fünf Menschen lebten, welche im Ernste glaubten, daß sie vom Teufel besessen sei. Nur von einem Einzigen weiß ich es ganz bestimmt, daß er ob der wahrhaftigen Besessenheit dieser Person nicht den geringsten Zweifel hegte — und das war ich. Bäuerliche Idealisten machen sich gerne mit Gott und Teufel zu schaffen und ist ihnen besonders der Letztere interessant. So ward ich nicht müde, überall wo sich Gelegenheit bot — aber stets von einer gewissen Entfernung — die Traudel, dieses zweibeinige Reitpferd des Teufels, anzuglogen.

Als ich dann in's Handwerk trat, mag ich wohl schon etwas vernünftiger gewesen sein, zum mindesten kam mir bei der reichen Abwechslung im Verkehr mit Menschen die Traudel ein wenig aus dem Gedächtniß. Wie erschrad ich aber, als eines Tages mitten im Winter — als ich im dritten Jahre in der Lehre war — mein Meister zu mir sagte: „Ich werde in dieser Woche beim Pfarrer nähen und Du wirst zur Schachen-

Traudel hinauf müssen; sie tribulirt (drängt) mich schon so viel lang um einen Schneider.“

„Das Weibergewand kann ich nicht!“ schrie ich auf.

„'s ist Mannsgewand, 's ist Mannsgewand,“ beschwichtigte der Meister.

Das war nicht ehrlich von ihm. Er wußte es recht gut, daß ich nicht das Weibergewand, sondern dieses Weib fürchtete. Hatte doch auch er selbst sie immer die besessene Traudel genannt. Er geht in's Pfarrhaus und ich soll da in die unheimliche Schachenhöhle hinauf! — Indeß, ich hatte nun fast drei Jahre ohne die geringste Widerrede meinem Meister gehorcht, ich war stets bereit gewesen, für ihn in's Feuer zu gehen, nun schickte er mich dahin. — Wohlhan!

Meine Werkzeug-Lasche an der Seite, das große Diegeleisen in der linken, die Elle als Stock in der rechten Hand, so stieg ich in Schnee und Nebel den Berg hinan bis zu jenem letzten Hause unter dem Schachen. Dort lebte die besessene Traudel mit ihrem einäugigen Bruder, der noch älter war als sie, und dem ich das Lobengewand machen sollte. Das Haus hatte gar kleine Fenster, war inwendig recht düster, aber ganz wohnlich eingerichtet. Ueber dem Tische, wo ich, ohne viel zu fragen, meine Werkstatt aufschlug, hing ein Muttergottesbild, das mich außerordentlich beruhigte. Außer den beiden Geschwistern wohnte in diesem Hause keine Seele, wohl aber eine schwarze Katze, die mit ihren grünen Augen hinter dem Ofen verdächtig auf mich herfunkelte.

Sonst, wenn wir in ein Haus auf die Ster gekommen, war das Erste, was uns der Bauer brachte, die Lodenrolle, und die Bäuerin kam mit dem Zwirn. Hier jedoch war das Erste, daß der geschäftige Alte ein Lederkissen auf meine Sitzbank legte und die Traudel mit einer blumigen Porzellanschale kam, aus der frischer Kaffee dampfte. Weibe waren über die

Maßen gütig und leutselig und dabei so bescheiden, sie bedienten mich und suchten es aus meinen mißtrauischen Augen zu lesen, was ich etwa noch wünschen mochte. Ich verlangte ziemlich trocken nach der „Arbeit,“ dann maß ich dem Einäugigen Rock und Beinkleid an, wobei er mehrmals sagte: „Nur nicht zu klein, thät' ich bitten, lieber ein Eichtl zu groß.“

Traute er mir nicht zu, daß ich es gerade recht machen sollte können?

„Wie wird's?“ fragte ich, „nach dem Alten (nach alter Mode), oder wie sie's jetzt tragen?“

„Ist nicht heikel,“ meinte er, „ich denk' nach dem Alten, aber halt nicht zu klein.“

Während dem hatte mein Faden seinen Körper nach allen Richtungen hin durchforscht und zur Markung der Länge, Breite, Tiefe schlang ich im Faden die Knoten. Viel später habe ich erst von dem unerhörten Raffinement erfahren, nämlich, daß es auf dieser Welt Schneider gibt, die mit zifferirten Maßbändern messen und die Nummern in's Büchel schreiben. Wir haben das, was die Knoten an den verschiedenen Stellen des Fadens bedeuten, im Kopfe merken müssen, und das war bei den Fäden, die oft bußendweise uns um den Nacken hingen, keine kleine Aufgabe.

Nun kam auch die Traudel, steckte mit dem Zeigefinger die braune Haarlocke, die ihr über die Stirne ging, hinter das Häubchen und sagte schüchtern, sie thäte halt auch was kriegen — ein Winterjöppel. Da sah ich wohl ein, daß an ein halbiges Entkommen aus diesem Hause nicht zu denken war. Ich arbeitete mit vieler Emsigkeit, gleichwohl mir mein Meister an's Herz gelegt hatte: „Nur nit schleudern! für die Geschwindigkeit laßt sich der Taschenspieler zahlen; gut muß es machen.“

Gesagt war's leicht; hätte er's nur selber gethan und wäre da oben bei der Befessenen eine Woche lang

geessen, alle Augenblicke in Gefahr, von der Wüthigen zerrissen zu werden! Zwar, von einer Lobsucht merkte ich an der Traudel in den ersten Tagen gar nichts; nur entging mir nicht, daß das Weib beim Spinnen — sie saß nahe an meinem Tisch — bisweilen, wenn der Faden sich knotete oder die Schnur vom Rade flog, so seltsamlich aufzuckte und die geballten Fäuste aneinanderschlag. Dann war's wieder gut.

Und einmal flüsterte mir der Einäugige, ihr Bruder, zu: „Schneider, wenn etwan mit meiner Schwester da jah was sein sollte — Du weißt ja — so schrei mich geschwind in's Haus, ich thu' draußen beim Stall Streu haden.“

Aber Alles war wie in jedem andern Haus und bei andern Leuten, nur daß ich hier viel höher estimirt wurde, als anderswo; sie waren so dankbar, daß ich zu ihnen gekommen, daß ich ihnen Gewand machte, daß mein Gesicht immer offener und gutmüthiger auf sie hinschaute und daß ich bisweilen sogar ein frohes Liedchen sang.

Das Beste, was dieses kleine, nicht eben so ärmliche Haus bot, wurde mir dargebracht, und mit Liebe und Herz dargebracht, daß ich dem Meister nur gratuliren konnte, wenn es ihm im Pfarrhose so gut ging, als mir im Schächenhause. Von der Zeit an, als die Traudel merkte, daß ich Strudelkrapsen ausnehmend gern esse, brachte sie mir jeden Tag Strudelkrapsen auf den Tisch, und dieselben schmeckten mir jeden Tag besser. Mein Bett wurde aus blüthenweißer Leinwand bereitet; des Abends luden sie mich bald zur Ruhe ein, denn, „ein junger, wachsender Mensch schläft gern,“ sagte der Bruder Sinaug. Des Morgens stand die Traudel um eine Stunde früher auf, als ich und schlich diese Zeit auf Bebenspißen herum, daß sie mich nicht wecke; wohl ein seltsamer Gegensatz zu anderen Ar-

beitgebern, welche uns Schneider sonst so früh als möglich wachpollerten, und Abends so spät als thunlich zur Ruhe kommen ließen, damit wir unsern Taglohn wohl auch gründlich abdielten.

So hatte ich es hier gut, war aber fort und fort von einer Ahnung gepeinigt, als müßte mir in diesem Hause etwas Unerhörtes widerfahren. Draußen war kein Nebel mehr, wohl aber ein undurchsichtiges Schneegewitter, welches die Fenster verlegte, so daß es in der Stube bis Mittag Morgendämmerung und von Mittag an Abenddämmerung war, und welches mich über die Weihnachtstage im Schächnerhause einzuschneien drohte.

Eines Tages kam die Traudel nicht in die Stube und auch ihr Bruder machte sich viel bei ihr in der Küche zu schaffen. Und als ich mein Siegeleisen hinaustrug, um es in's Herdfeuer zu stecken, da sah ich, wie die Traudel auf dem Boden lag, der Einäugige neben ihr kauerte und mit seinen kräftigen Fäusten ihre zuckenden Hände geknebelt hielt. Ich stürzte in meine Stube zurück und blieb vor Schreck mitten in derselben stehen und wollte um Hilfe rufen, wäre nur ein Nachbarshaus in der Nähe gewesen. Wenige Minuten später traten die beiden Geschwister in die Stube, deckten den Tisch zur Mahlzeit, machten Bemerkungen über den argen Schneefall und thaten, als ob gar nichts Außergewöhnliches geschehen wäre. Die Traudel war nur etwas blässer als sonst; aber so blaß als das geängstigte Schneiderlein war sie gewiß nicht.

An demselben Tage kam durch den hohen Schnee ein Bote dahergewatet, der rief dem Einäugigen zu: „Schächner, du mußt auf den Friedhof.“

„Du auch,“ gab dieser zurück.

„Nicht so, Nachbar, nicht so!“ sagte der Bote; „alle Männer müssen eilends zusammen von der ganzen Gemein, auf dem Friedhof ist was geschehen. Geh' geschwind mit mir.“

Die beiden Männer gingen davon, ohne daß uns Näheres offenbar wurde. Die Traudel und ich blickten ihnen aus den Fenstern nach, so lange sie im Geströber zu sehen waren.

„Um des lieben Gottes Willen!“ sagte die Traudel und faltete die Hände über ihren Schooß, „was mag sich haben zugetragen!“

Es ließ sich gar keine Vermuthung aussprechen. Am Abende hörte das Schneien auf, der Blick in's Thal wurde frei und wir sahen dort, wo der Kirchhof liegen mußte, mehrere Lichter hin und herzucken. Die ganze Nacht hindurch sah man die Lichter und ich schloß kein Auge.

Der Schächner kam auch am nächsten Tage nicht nach Hause, die Traudel war wo möglich noch aufmerksamer und gütiger gegen mich. Zu jeder Viertelstunde faßt prüfte sie mit der aufgehobenen Hand die Luft in der Stube und fragte mich, ob es mir doch nicht etwa noch zu kühl wäre, und schob stets Scheit um Scheit in den Ofen. Mit meiner Arbeit kam ich nahe zu Rande; da hub das Weib plötzlich an, aus der Küche die Töpfe und Tbonschüsseln und allerlei anderes Geschirr zu mir in die Stube zu schleppen. Sie that das mit einer seltsamen Hast, und dann hob sie in der Küche auch die Glasfenster aus und lehnte sie in der Stube um den Ofen herum, während in der Küche der kalte Wind die Asche des Herdes auseinanderblies. Endlich schleppte sie den vollen Milchtopf herein und stellte ihn neben mir auf die Bank, that einen Laib Brot dazu und brachte mir die Gebrauchsanweisung bei: „Das Gelbe oben auf im Topf, das selb fein auf die Brotschnitten streichen; die Milch hernach, dieselb dazu trinken, oder das Brot einbroden, wie es der Schneider halt am liebsten mag.“ So gütig schaute sie mich dabei an, daß ich dachte: besessen mag sie sein, aber von einem Engel.

Sie selbst sperrte sich dann in die Küche ein.

Mir war plötzlich überaus unheimlich und es gelang mir nicht, durch Arbeit meine Dängigkeit zu zerstreuen. Der Bruder Einaug kam nicht heim — was mochte unten auf dem Kirchhofe vorgehen? Warum hatte sich die Traubel zurückgezogen? Ich hörte aus der Küche mitunter etwas, wie Schnaufen und Stöhnen. Dann war wieder Alles so still — so öde und still, als säße ich, der kleine Schneider ganz allein mitten in der trüben, schneienben Welt.

Auf einmal aber wurde es mir laut genug. In der Küche erhob sich ein Poltern, Krachen und Schreien, als ob Räuber eingebrochen wären. Balken und Scheiter wurden hin und her geworfen und dabei Fluchen und Hilferufen. Ich sagte zu mir: Schneider, nur jetzt sei kein Schneider! Da ist wer in Lebensgefahr. — Drachte aber die Thür nicht auf. Und wieder die Stimme der Traubel: „Daß mir Keiner mehr nahe kommt! Ich erwürg' euch! Du verdammter Schneider, ich will Dir helfen!“ — Und sie rüttelte mit Gewalt an der Thür, die zu meiner Stube führte.

Ich — nichts vergessen — laß' Alles im Stich, laufe davon.

Laufe durch Schnee und Wetter thalwärts, bis mir da der Einäugige begegnet. Er fragt mich erschrocken, ob sich denn auch auf dem Berg etwas Absonderliches begeben hätte? Ich wollte mit der Farbe nicht heraus.

„Ist leicht meine Schwester arg worden?“ fragte er.

„Das ganze Haus wirft sie zusammen,“ antwortete ich, und weit wird's nicht gefehlt sein, wenn ich sage, es sind mir dabei Augen und Mund übergelaufen. „Nicht eine Stunde bleibe ich mehr da oben.“

„Du Lapp, wirft mir doch mein Gewand fertig machen. Geh' nur wieder mit, Schneider, 's wird Alles gut sein. Lauft sie herum?“

„Eingesperrt hat sie sich.“

„Nachher ist's schon recht. Geh', Schneider, geh'. Schau, ich wollt' ja früher heimgangen sein; sind Tag und Nacht fleißig gemesen, haben nicht früher können fertig werden.“

„Was ist denn geschehen?“

„Eine Schneelahn ist vom Berg niedergangen und grad auf dem Friedhof liegen blieben,“ berichtete der Schächner. „Jetzt ist aber vor etlichen Tagen der alte Alpegger gestorben und wartet auf sein Bett. So haben wir halt mentisch müssen schauen.“

Das Eine wußte ich nun, aber das Andere noch nicht. Ein gerader Michel, der ich war, fragte ich nun den Einäugigen kurzweg, wieso es käme, daß die Traubel besessen wäre?

Der Mann blickte mich eine Weile so von der Seite an und entgegnete endlich: „Die Leut sagen, Du wärest nicht dumm, kleiner Schneider. Aber gescheibter wär' es, wenn Du noch gescheibter wärest. Wenn Du das Besessensein so verstehst, als daß ein böser Zustand oder eine Krankheit auf meiner Schwester sitzt, so hast Recht; aber nachher kunnts leicht sein, daß wir Alle besessen wären. So was Ungutes, das ihm angeboren, oder von sich selber angethan worden ist, hat Jeder, sonst wären wir lauter Engel. Die Leut' sind alle — alle besessen.“

Ich hat ihn, daß er nicht böse sein möge. Das wäre er nicht, versicherte er, und während ich mit ihm wieder zurück in's Schächnerhaus ging, erzählte er mir die Geschichte, wieso es kam, daß die Traubel besessen war. Es ist eigentlich keine Geschichte, die sich abspielt, es ist ein Schicksal, das erlebt wird. Vielleicht erscheint irgend ein gelehrter Herr — solcher gibt es heutzutage auf allen Gassen und Straßen — und will dieser Schilderung die Wahrheit absprechen. Nun, sei es drum, ich sage, was ich weiß. Lustige Geschichten mag man erfinden; traurige zu dichten, das wäre doch ein trauriges Geschäft.

Die Mutter der Traudel, das war die alte Schächnerin, soll ein jähzorniges Weib gewesen sein, und zumal, da sie das zweitemal gesegnet ging, gerieth sie jeden Tag über irgend etwas in Wuth, und fluchte und schlug um sich und rasete und tobte, daß es ein Gräuel war. Ihr Mann ließ sie gewähren und wich einfach aus, wenn sie wüthete, weil er der Meinung war, Weiber in „solchen Umständen“ müsse man gewähren lassen, sonst schade es ihnen. Als sie aber in einem Jornanfalle dem dreijährigen Söhnlein das Auge ausgeschlagen hatte — so daß aus diesem Söhnlein mein guter einäugiger Schächner heranwachsen mußte — erschrad sie überaus und die Natur kürzte die Zeit ab und führte das Töchterchen plötzlich an's Tageslicht. Die Mutter suchte sich von nun an zu bezähmen, aber der Jähzorn war im Kinde. Anfangs machte die Untugend den Eltern Spaß, denn sie war an dem zappelnden Wesen so possirlich; allmählig gewöhnten sie sich dran, und der Teufel lebte sich ein. Ja, es war, wie ein wahrhaftiger Teufel, es brach hervor ohne Grund und tobte fürchterlich. Sonst war das Mädchen sanft und zart; gerieth es aber in irgend eine Aufregung und Gemüthsbewegung, so war der Teufel los. Sie kannte ihren Zustand gar wohl, ja es gelang ihr sogar, die Aufwallung manchmal zu bemeistern; besonders bei wirklichen Anlässen zum Jorn wußte sie sich zu bändigen, während bei anderen Aufregungen sie der plötzliche, unvorhergesehene Ausbruch übermannte. So ging sie höchst selten mehr unter die Leute und auch daheim verstand sie es, sich unschädlich zu machen, indem sie manchmal im Vorgefühle eines Ausbruches alle zerbrechlichen Gegenstände von sich entfernte und

sich einschloß, bis die Entladung vorüber war.

So stand es mit der Traudel. Der böse Zustand hatte sie verhindert, zu heiraten, gleichwohl ihr ein alter Arzt als einziges Mittel gegen ihre „Besessenheit“, einen braven Mann verschrieben hatte. Sie hielt es für einen Spaß und hat sich das Recept nicht zu Herzen geführt. Auch ihr Bruder heiratete nicht, weil er fürchtet, Weib und Schwester könnten sich gegenseitig unter solchen Verhältnissen leicht Uebles zufügen. Er blieb bei ihr und sie besorgten mitsammen das kleine Hauswesen und trugen gebulbig, was sie zu tragen hatten. —

Als wir in das Haus zurückkamen, saß die Traudel erschöpft und blaß auf der Ofenbank.

„Mein lieber Schneider! sagte sie und hielt mir die gefalteten Hände entgegen, „thu' mir's nicht für Uebel halten. Ich kann halt nicht anders, ich kann halt nicht anders!“

Jetzt konnte ich's nimmer verhalten, ich begann aus Erbarmen zu weinen, wie ein Kind, und wir weinten alle drei.

Dann aber blieb ich im Schächnerhause sitzen und arbeitete meine Ster auf. Als ich fertig war, ließ ich Weiden das neue Gewand anprobiren. Bei der Traudel saß es; beim Einäugigen schlotterte die Toppe, schlotterten die Hosen, als hingen sie auf Jaunsteden. Mein Schreck war groß, aber der Schächner sagte: „Das ist brav, daß ich jetzt endlich einmal einen Schneider gefunden hab', der mir das Gewand recht macht. Nächst Jahr mußt uns wieder kommen.“

Aber nächst Jahr kam ein anderer Schneider in's Schächnerhaus, dieser maß der Traudel ein Kleid aus Fichtenholz.



## Von einem steierischen Volksliederdichter.

Von Dr. Anton Schloßar.

Im Sommer des Jahres 1879 war es, da hat der Verfasser dieser Zeilen sein Reisekofferlein gepackt, seine Tasche umgehängt und seinen Regenschirm genommen, und ist hinaus gefahren in den purpurdurchglühten Morgen, den schönen Bergen der Obersteiermark immer näher und näher, bis sie ihn ganz umrungen und umschlossen hatten und ihn nicht mehr so leicht losließen, woran dem Landsfahrer aber auch gar nichts gelegen war. Just als wüßten es die Vögel in den Zweigen und in den Feldern und Wiesen, just als wüßten sie es, was der Wandernde vor hat, sangen sie ihm ihre schönsten Lieder und Weisen zu und schlugen ihre schönsten Triller. Es war nämlich eine Wanderfahrt ganz eigenthümlicher Gattung, der Reisende ging daran, die ganze schöne Steiermark zu durchziehen und nach Gold zu graben in den Thälern und auf den Bergen, dieses Gold aber war das Gold des edlen Sanges, das noch so vielfach versteckt ruht zwischen den Felsen und Tannenwäldern und auf den Almen des Oberlandes, mit einem Worte, es war eine Forschungsreise nach den Volksliedern der Steiermark, die ich damals antrat und von der ich mir wenn nicht reiche, so doch manche Ausbeute versprach. Denn das Volkslied — ich hatte schon einmal Gelegenheit, darüber hier Einiges anzudeuten — ist eben wie der Vogel in der Luft, bald hier und bald dort, und ebenso schwer zu fassen wie dieser, oft meint man, man hat ihn schon, husch ist er davon geflogen und vielleicht entschweben auf Nimmerwiederkehr. Und oft, wo man es kaum vermutet, ist solch' ein Liedermond zu treffen in einer

Almhütte oder in einem Bauernhäuschen, aber leider geschlossen, und wie schwer wird es, ihn zum Sange zu öffnen. Mancher biedere Jäger, Landmann oder Hirte hat wohl auch irgend welche alte „G'schriften“, Lieder, die sein Großvater oder sein Vater aufgeschrieben und nach langem, langem Bitten und Fragen zieht er sie wohl auch endlich hervor mit heiliger Scheu, und dem wirklichen Forscher und Sammler darf dann nicht bang sein vor dem schwarzen, fettglänzenden Neufnern des Heftes, das oft aussieht, als ob es jahrelang im Rauchfange gehangen hätte, nicht bang sein darf Einem auch vor der entsetzlichen Orthographie, deren Entzifferung oft wahre eingehende Studien erfordert. Hat man alle die Schladen hinweggeschafft, so findet man dann aber auch bald hier, bald dort ein Korn edlen Goldes und der Eifrige wird endlich das Beste doch gefunden haben.

Die Ausbeute, welche auch ich auf diese Art zu jener Zeit machte, war reicher, als ich erwartet habe, die Vögel sind mir freilich nicht von selbst zugeflogen, ich verfolgte sie oft bis auf die Höhen der Berge, wo die letzten Sennhütten stehen, bis in die Tiefe der Forste und was minder angenehm war, ich suchte sie auf in dunkeln, düstern Bauernhütten fernab vom Wege, deren Bewohner sich oft lange bedenklich den Kopf rieben, bevor sie die Kenntniß alter Lieder oder gar den Besitz eines Liederheftes auch nur zugaben. Schließlich wurden doch alle Bedenken besiegt und das Gewünschte war in meinem Besitz. Ueberall war die Sache nun freilich nicht so verwickelt; würdige Pfartherrn, freundliche Schullehrer,

liebenswürdige Bürgermeister und Gemeindevorsteher fanden sich auch, und ihnen habe ich manche poetische Gabe zu verbanken, die, dem Munde des Volkes entstammend, vielleicht gerade vor dem Untergange gerettet wurde. Daß man bei solchem Sammeln vorsichtig sein muß, ist natürlich; oftmals fand ich ein Lied, das bald hier bald dort gleichsam in der Luft umher-schwirrte, das im Ennsthale klang und im obern Murthale, im Mürzthale wie im Thal der Salza, und wenn ich mich dessen recht gestreut, so kam ich schließlich darauf, daß es einem bekannten Dichter entstammte, daß es Caselli oder Joh. Gabriel Seidl zum Verfasser hatte oder den Oberösterreich Anton Schöffler oder einen andern Dialektdichter, dessen Lied wohl volkstümlich geworden war, das aber doch her Kunstdichtung zugehörte. Hat mich oft daß gedregert dergleichen. Der Ton, der echte, innige, rührende oder kräftige Volkston in kernigen Worten und Versen war oft so gut getroffen in den Liedern und es klang Alles so ursprünglich und ungekünstelt. Dies gilt besonders von den Gesängen Schöffler's, ich fand sie verbreitet im oberen Ennsthale, im Salzhale, in Mariazell und in dessen Umgebung, ich fand Schöffler's Lieder verbreitet in Thälern und Bergen, in den Bauern- und Sennhütten, bei Hirten, Jägern und Schwaigerinnen, den Namen des Verfassers hat kein Mensch gekannt, wohl aber das Lied und die Weise, und Mancher hat sich auch die Verse und Strophen ein wenig anders zurechtgelegt, es war aber doch immer dasselbe Lied des Sängers, der seinerzeit nicht gekannt hatte, wie tief alle seine Gesänge in's Volksgemüth eindringen würden. Ein Lied Schöffler's aber kennen alle Länder der österreichischen Alpen, insbesondere aber kennen es alle Steiermärker, alle „echten und g'rechten Steirerleut'", es ist dies das „Heimweh“ überschriebene, das mit den Zeilen beginnt: „Wo i geh' und

steh', thuat mir's Herz so weh“, das, ein echtes Volkslied geworden, in der nördlichen und südlichen Steiermark so bekannt ist, wie etwa nur noch die Volkshymne, ein Beweis, daß der Steirer neben seinem Kaiser sein Land und seinen Herzog Johann am meisten geliebt hat und noch liebt. Wären auch nicht beinahe alle Strophen und Verse, die Schöffler gedichtet, in die Herzen des Steirervolkes eingebracht, wäre es auch nur dieses einzige „Heimweh“, das er verfaßt und das nie mehr verklungen wird im Alpen- wie im Nebellande der Mark, das Tausende und aber Tausende singen, ohne zu wissen, wer dies Lied gemacht, ja ohne daran zu denken, daß es überhaupt von Jemandem gemacht wurde, so müßte doch dem Freunde des volkstümlichen Gesanges der Name des Dichters lieb und werth und Etwas über sein Leben zu erfahren von Interesse sein. So ging es auch dem Verfasser dieser Zeilen, der sich Mühe gegeben, die Geschichte dieses Dichterlebens kennen zu lernen, sie ist schlicht und einfach und sei in wenigen Worten erzählt, und zum Schlusse sei noch ein Blick auf die Lieder selbst geworfen, die den Dichter zum Verfasser haben.

Anton Schöffler ist kein Steiermärker, nur der Grenze nahe liegt sein Geburtsort. Nicht ferne von der schönen, durch ihre herrliche Lage, wie durch die großen Eisenwerke und Fabriken berühmte Stadt Steyr in Oberösterreich, von der auch die Mark Steier ihren Namen hat, neben dem Dorfe Rosenstein oder eigentlich mit demselben zusammenhängend liegt die Ortschaft Stiebeltsbach; die prächtigen Ruinen des Schlosses Rosenstein blicken auf die Ortschaften hinab und unfern davon zur linken Hand rauschen die klaren Fluthen der grünen Enns. Der Dichter des Volkes ist auch ein echter Sohn des Volkes, denn hier in Stiebeltsbach war sein Vater Nagelschmied und hier wurde Schöffler am 7. Juni 1801 geboren. Der meist kränkliche Knabe verrieth

schon in der Jugend Talent und auf Anrathen eines Pfarrherrn, seines Firm-  
pathen, kam er in's Gymnasium des  
berühmten Stiftes Wöll, seine Studien  
setzte er später in Klagenfurt fort,  
mußte sie jedoch plötzlich unterbrechen  
und in die Heimat zurückkehren. Er  
wurde Schullehrer, denn die Studien  
wieder aufzunehmen, verboten die un-  
günstigen Vermögensverhältnisse des  
Vaters; bald war er Schulgehilfe in  
Leonstein, einem kleinen Orte seiner  
Heimat, nicht lange darauf Lehrer  
in Kleinreifling. Daß seinem strebenden  
Geiste die Schulmeisterthätigkeit nicht  
genügen konnte, ward er bald inne,  
er gab sie daher auf und lebte küm-  
merlich, indem er Unterrichtsstunden  
gab u. dgl. Später reiste er im Lande  
umher, und da er sich mit Mathematik  
und Geometrie schon früher eingehender  
beschäftigte, so wurde er — der  
Dichter — eigenthümlich genug, als  
Ingenieur beschäftigt, als welcher er  
auch bei der Grundvermessung in  
Verwendung stand. Eine eigentliche feste  
Anstellung hat er aber nicht erreicht  
und vielleicht gar nicht gesucht. Später  
waren es die herrlichen Ufer des  
Traunsee's, besonders Gmunden, an  
denen der Dichter weilte und wo er  
auch eine gar vornehme Bekanntschaft  
machte.

Es geschah dies im Jahre 1846.  
Schon damals war Gmunden von  
Naturfreunden besucht, freilich nicht  
überfüllt wie heutzutage; viele der  
dort Weilenden benützten das Städt-  
chen als letzten Ruhepunkt auf der  
Fahrt nach Ischl. Damals herrschte  
aber auch ein gemüthlich heiterer Ton  
in dem prächtigen Orte am Traunsee,  
man sah keine großen Hotels und noch  
reichte sich nicht eine kostbare Villa an  
die andere. Dafür fanden sich gemüth-  
liche Gasthäuser mit behaglichen Stuben,  
aus denen Sonntags Gesang und  
Zitherklang ertönte, daß Einem das  
Herz im Leibe lachte. Ein hoher Gast  
aber war es, der damals das liebe  
Seeestädtchen besonders gerne aufsuchte,

es war ein Waldmann und selbst ein  
trefflicher Pfleger der Zitherspielkunst,  
ein Kenner und Förderer des Volks-  
gesanges wie kein zweiter, nämlich der  
Herzog Maximilian in Baiern, der in  
Baiern und Oesterreich verehrte Vater  
unserer erhabenen Kaiserin Elisabeth,  
der Schwiegervater des Monarchen  
Franz Josef I., des Kaisers von Oester-  
reich. Herzog Max ist heute noch in  
dem schönen Vaterlande so vollstüm-  
lich, wie der Prinz Johann in der  
Steiermark, er verkehrte unmittelbar  
mit dem Volke, durchstreifte Thäler und  
Berge Baierns und kam gerne auch in  
das schöne Oesterreich herüber, er spielte  
selbst mit Meisterschaft die Zither und  
seit dem Erzherzog Johann hat es  
keinen so hohen begeisterten Anhänger  
des Alpengesanges gegeben, als den  
Herzog Max in Baiern, der selbst ein  
Bändchen „Oberbayrische Volkslieder  
mit ihren Singweisen“, die schon in  
zweiter Auflage erschienen sind, und  
vor wenigen Jahren jene reizende  
illustrierte Sammlung von Posthorn-  
weisen aus dem Reiseleben der guten  
alten Zeit herausgab, welche unter dem  
Titel: „Posthornklänge“ erschien. Auch  
während seines Aufenthaltes in Gmun-  
den folgte der fürstliche Freund des  
Gesanges und der Musik aus den  
Alpen mit Interesse allen Productionen,  
Vorträgen u. dgl., die dort stattfan-  
den und Schosser, der seine Dichtungen  
in eigenthümlicher charakteristischer  
Weise mit Musikbegleitung vorzutragen  
pfliegte, erweckte die Aufmerksamkeit  
des Herzogs; der hochgestellte Kenner  
und Förderer des Gesanges munterte  
den Dichter auch zur Herausgabe einer  
Sammlung seiner bis dahin noch nicht  
gedruckten Lieder auf.

Es waren rechte Lichtblicke in dem,  
wie wir gesehen, nicht allzu freudigen  
Leben Schosser's, jene Tage, in denen  
er sich des Umganges mit dem Her-  
zoge erfreuen durfte. An diese Tage  
erinnert auch sein Gedicht: „Unsere  
Sehnsucht“, das seine Freude bei der  
Ankunft des geliebten Herzogs kund-

gibt, der im Dampfer mit den blau-weißen Fahnen naht und dessen Ankunft ein hohes Fest für den Dichter ist wie für das Volk, bei dem er so gerne weilt, Schöffler ruft in den letzten Strophen seines Gedichtes jubelnd aus:

Holt's d'Zithern, bringt's d'Beign her,  
Kuaft's d'Sänger g'schwind z'samm!  
Und nehmt's eng recht z'samm mehr,  
Denn die Ehr! —  
Macht's nur was Gemüthlich's heut,  
Da bringt's die meist' Freud!  
Der Herzog Maximilian is 's,  
Is schon was G'wiß!

Kommt von dem schön' Bayern,  
Wo d'Kunst hoch florirt;  
In Bergen und Mäuern  
Zu feiern —  
Gemüthlich das Alpenfest,  
Das hat uns gleich g'irrt. —  
D'rum jubelt's, was s'Herz vermag,  
Heut' ist der Tag! —

Und kurze Zeit darauf, nachdem dieses Lied gedichtet war und dem verehrten Fürsten entgegenhallte, erschien auch das Büchlein, welches Schöffler's Namen weithin bekannt machen, welches ihn mit einem Male den besten Dichtern im österreichisch-bairischen Dialekte gleichstellen sollte und welches er auch dem „Herzog Maximilian“ zueignen durfte. Es trug den bescheidenen Titel: „Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steiermark und dem Traunkreise.“ Nach dort üblichen Arien in Liedern und Declamationen, dargestellt von Anton Schöffler. (Steyr. 1849. 2. Aufl. 1850.) Und damit war auch die literarische Thätigkeit des Dichters geschlossen, während seinen Lebzeiten ist keine Zeile mehr von ihm erschienen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Schöffler wieder in seiner Heimat, er wohnte in einem Häuschen seiner armen Schwester, er war viel kränklich und lebte ganz und gar zurückgezogen, nur sein Freund Lindemayer besuchte ihn ab und zu. Als er damals von dem Herzog, der ihn nicht vergessen hatte, für die Dedication seiner Naturbilder eine schöne goldene

Medaille erhielt, brach der arme Mann in Freudenthränen aus. „Stehst Du Freund“, sprach er zu Lindemayer, „so ist das Künstlerleben. Seit acht Tagen habe ich keinen warmen Bissen gegessen und jetzt bekomme ich eine goldene Medaille.“ Es mag wohl die große Schüchternheit und Bescheidenheit des Dichters gewesen sein, welche ihn veranlaßte, nicht aus seinem dürftigen zurückgezogenen Leben hervorzutreten. Gönner und Unterstützer des so begabten Mannes würden sich bald gefunden haben, seine Existenz würde ihm gesichert worden sein. Aber Schöffler wollte keinen Ton der Klage weiter hinausbringen lassen. Mehrere österreichische Cavaliere, der Abt Benno von Abmont und andere hervorragende Persönlichkeiten erwiesen sich sehr herzlich und freundlich dem Dichter gegenüber. Nicht viel ist mehr über dieses einfache traurige Leben zu berichten. Schöffler begab sich, mit schwerem Herzen sein Heimaththal verlassend, um Nahrung und Erwerb zu suchen, in die Stadt Steyr, aber schon am 26. Juli 1849 wurde der kränkliche Mann daselbst durch ein Lungenübel dahingerafft und dort im Angesichte der herrlichen Berge, in denen er gelebt, im Kirchhofe zu Steyr ruht auch die irdische Hülle des vielgeprüften Dichters. Alexander Julius Schindler, den die deutsche Literatur längst unter dem Namen Julius von der Traun kennt, hat es unternommen, eingehend den Lebenslauf Schöffler's zu schildern und die letzten seiner Gedichte nebst den Nationalmelodien zu allen Liedern, die er gedichtet, herauszugeben. Es geschah dies etwa ein Jahr nach des Dichters Tode.

Seitdem ist viel Gras gewachsen auf dem Grabhügel im Kirchhofe zu Steyr im Angesichte der herrlichen Berge, aber über die Lieder Schöffler's ist kein Gras gewachsen, die leben frisch und munter im Liedermunde des Volkes. Und gerade Steiermark ist es, außer dem heimathlichen Oberöster-

reicherlande, wo sich diese Lieder immer mehr und mehr eingebürgert haben und zu echten und rechten Volksliedern geworden sind, deren Verfasser kaum ein Mensch von jenen kennt, die sie am meisten singen. Im Enns- und im Müritzthale hört man diese Lieder von Hirten und Jägern, von Halkern und Sennerrinnen singen und sie tönen unter Zither- oder Hackbrettbegleitung hinaus in die reine Alpenluft. Am allerbekanntesten ist, wie schon oben erwähnt, das „Heimweh“, dessen Natürlichkeit, Innigkeit und echte Volksthümlichkeit es zu einem der verbreitetsten Alpenlieder überhaupt gemacht hat. Dieses Lied ist geschrieben zu Schärding im Jahre 1830, der Volksmund hat darin, wie er es im Liede so gern thut, allerlei verändert, bald hinzugefügt und bald ausgelassen, wie es aber der Dichter verfaßt und auch in seinen Naturbildern abdrucken ließ, lautet dieses Lied folgendermaßen:

Wo i geh und steh, thuat mir's Herz so weh,  
Um mein Steiermark, das glaubt's mir g'wiß,  
Dort, wo's Stugerl knallt und der Gamsbock  
fällt,  
Wo mein guater Herzog Johann is.

Wer die Gegend kennt, wo man's Eisen z'rennt,  
Wo die Enns daherrauscht durch das Thal,  
O, vor lauter Luft schlägt am da die Brust,  
Wie Alles lebt so lustig überall!

D ich sieh mich noch recht vergnügt und froh  
In mein Gamsberg auf die Almer geh'n,  
Mit an frischen Muath in mein Steirerhuat  
Nist schön stolz in Rogl oben steh'n!

'S ist a wahre Freud, glaubt mir's liebe Deut,  
Wann der Bua schön dudelt auf der Woab,  
Wann der Hirsch umspringt und die Schwag-  
rin singt,  
Daß 's in Mäuern hallt weit und broat.

Auf der Felsenwand in ein Steirerg'wand,  
Wann i da mein Herzog Johann sag,  
Is a wahre Freud, glaubt mir's liebe Deut,  
Und sein Wunder, wann ich's Hoamweh griag!

Auch in fernen Ländern wurde dieses Lied bekannt, denn die steirischen Alpenfänger, welche gleich den Tiro- lern weit weg von ihrer Heimat um- herzogen und Lieder ihrer Heimat

vortrugen, haben nirgends vergessen auch dieses Lied, eines der schönsten, daß sie kennen, zu singen und dabei den reichsten Beifall geerntet.

Aber auch fast alle andern Ge- sänge, die wir Schöffler verdanken, hallen nieder von den steirischen Bergen. Viel hat dazu beigetragen, daß der Dichter seine Verse den im Gebirge heimischen Nationalmelodien anpaßte und somit die dem Volke geläufige Melodie zum Texte schon vorhanden war. Und dieser Text! Er klang so recht aus dem Herzen des Alpenvolkes, er wußte die richtigen Saiten darin anzuschlagen und klingen zu machen, er pries das Glück der Liebe, die Sehnsucht und die Trauer, er jauchzte mit dem Jäger auf der Alm, der sein „Gamserl“ erlegte, und er rief die übermüthige Freude des Burschen in's Thal hinein.

Wer kennt in der obern Steiermark nicht das schöne Lied von „Schwoag'n gehn“:

Wann der Schnee weggeht und der Schilb-  
hahn fällt,  
Und der Brandvogel wispelt a,  
Wann der Gamsbock ob'n auf der Mauer  
steht,  
Nachher wird's auf'n Almern rar. (hübsch.)  
u. s. w.

Oder wem wären die tiefinnigen Verse des Liedes daselbst unbekannt, welches beginnt:

Da steh i auf'm Rogel, um's Herz is mir  
bang,  
Mir is um mein Reserl die Zeit gar so lang,  
Die Vögel than singen, da Gugu, der schreit,  
Doch ich bin verlassen, hab' nirgends a Freud.  
und die ergreifende Schlußstrophe ent-  
hält:

Sogar meine Federn sand weg jetzt vom Hut,  
I will keiner gfall'n mehr, bin keiner mehr gut!  
Da steh ich auf'm Rogel, schau hin dort mit  
Schmerz,  
Und denk mir, für mich schlägt jetzt nimmer  
kein Herz.

Beide Lieder sind von Schöffler, beide im ganzen Steirerlande verbreitet.

Dasfelbe gilt vom „Almfahr'n“:

Wann's dn Fink hört's, kimmt da Auswärts,  
Seht die Luft schon wieder liabli her durc's  
Thal.

Kommen d'Schwalben an, fingen d'Verchen  
schon  
Wird's zum Almfahr'n endli do a Mal.  
u. f. w.

und von dem prächtigen „Gamsjagern“,  
das jeder richtige Gamsjäger der  
steirischen Felsberge kennt:

Wir müssen heut noch in's Biri geh'n,  
Nährt sich kein Luft, is der Himmel schön,  
D'Räuer sand a gar so hell und klar,  
Schöner wird's kaum mehr das Jahr!  
Gamsen gib't's nach der Zahl,  
Heut g'rath's uns g'wis' amal,  
Sechs sand heut gar nit viel,  
Wann's es thoan will.

In diesem Liebe steckt zugleich eine  
poetische Beschreibung des „Gams-  
jagers“, eine Schilderung von einer  
Lebendigkeit und Frische, die so packend  
nur im echten ungekünstelten Volks-  
liebe vorzukommen pflegt.

„Die kranke Schwoag'rin“:

Schwoagrin steh auf,  
Schau, es fingen schon d'Schwaln,  
Deine Ruherl'n, die grasen schon  
hin über d'Alm.

hat sich in den Almhütten nicht minder  
heimisch gemacht.

Ebenso ist dem Volksliedermunde  
vertraut das „G'heimniß“:

Beim Bergerl dort stengen zwa Tannenbam,  
Daneben steht a Häuserl, a Kloan's,  
Dorten is eng a Dirndl, ma glaubert's kam,  
So schön gib't's unmögli no oan's!

oder „d'Almwirthschaft“:

Kann a lustiger's Leben  
Auf der Welt nimmer geb'n,  
Als herob'n auf Almer'n,  
Frei d'Brust thut's am heb'n!

Haben ganz and're Kräuter  
Und d'Luft is so g'sund,  
Und d'Wasser und d'Veut sand  
Biel frischer wie unt!

Doch genug mit diesen Proben.  
Diese Lieder sind mir als echte und  
rechte Volkslieder allüberall in den  
steirischen Bergen begegnet, freilich mit  
manchen Varianten, mit hier und da  
etwas geänderter Mundart, mit ein-  
zelnen kleinen Abweichungen, wie sich's  
ja dieser oder jener Sänger selbst oft  
zurecht legt, damit es ihm paßt, aber  
es waren überall die schönen gemüth-  
lichen Lieder Schöffers's, die in Berg  
und Thal ihren Wiederhall fanden.  
Noch enthalten die „Naturbilder“ man-  
ches Stück, das in den Bergen Oester-  
reichs und Steiermarks nicht minder  
verbreitet ist und jedes einzelne der  
Lieder ist im Heimatlande des Dich-  
ters wohlbekannt.

Kommt Dir aber, lieber Leser, ein  
solches Lied vor, so gedenke seines  
Verfassers, dessen Liedermund für  
immer geschlossen ist, dessen schönstes  
unvergängliches Denkmal diese Lieder  
sind, die in das Herz und Gemüth  
seines Volkes eingedrungen und darin  
bleiben werden, so lange dieses Volk  
in den herrlichen Bergen und Thälern  
seiner Heimat leben, so lange es seine  
Freude hinausjubeln und seinen Schmerz  
hinausklagen wird im Liebe.

## Geister = Ahnungen.

Von Heinrich Noë.

Ich ging in einer Gesellschaft, zu welcher Kinder gehörten, an einem Sommer-Abend die schwülen Wege durch die Weingärten Bozens. Plötzlich sah ich, trotzdem es fast schon dämmerte, die Gesichter der Genossen geröthet. Als ich umherblickte, gewahrte ich, daß solches der Abglanz sei von der Gluth, die auf dem Rosengarten lag. Der Rosengarten ist ein hohes Gebirge, welches im Osten aufragt, durch die Luft gemessen wenige Stunden entfernt. Es ist bleich und kahl. Vor undenklichen Zeiten soll es als ein Korallenriff aufgebaut worden sein. Damals brandete eine laue See gegen die Madreporen, gegen die scharfen Klippen.

Das Meer verschwand und die Palmen, gegen welche der Schaum sprühte. Die Erde veränderte ihre Oberfläche, wie ein Apfel, der nach und nach runzelig wird. Sie erkaltet, wird kleiner und, wie beim Apfel, sind später Dexter, die sonst in einer Ebene neben einander lagen, durch Senkungen getrennt. Berg und Thal sind Runzeln. Jetzt starrte das Riff in die blaue Luft empor. Aber wundersamer Weise siedelte sich in seinem Innern ein Heer von Zwergen an. Ihr König war Laurin. Die Gelehrsamkeit sagt, jener Laurin und seine Schaar bedeute nichts anders als die rhätischen, etruskischen — oder noch früheren — Ur-einwohner, welche sich vor dem eindringenden Messias-Glauben und neuer Gewöhnung geflüchtet und ins wildeste Gebirge gegangen seien. Der Volksmund habe alsdann in späteren Zeiten wilde Leute, Niesen, Unholde, Zwerge und anders seltsames Volk aus ihnen gemacht.

Sie mag Recht haben. Aber den Kindern, die mich mit großen Augen fragten, was dort oben so glänze und wie es mit dem Rosengarten bestellt sei, wollte ich von solchen Dingen nichts sagen.

Was hätten sie davon gehabt, wenn ich bei dem Text der Bücher stehen geblieben und ihnen gesagt hätte, die Rosen, welche der Zwergkönig im Innern des Berges hütet, seien nichts als ein Sinnbild der goldenen Schätze, die man den verschwundenen Wolken zuschrieb?

O nein, die Rosen sind in der Einbildungskraft der Menschen entstanden, welche den Berg in der Abendröthe so glühen sahen, wie wir. So glühen Rosen, wenn die Sonne des Brachmonates ihnen leuchtet. Die Kinder fanden auch keine Schwierigkeit es zu begreifen, wie ich ihnen erzählte der Berg sei durchsichtig und leuchte von dem mächtig großen Rosenhaine auf, den der Zwergenkönig in seiner Tiefe hütet.

„Wir möchten einmal den König und seine Rosen sehen!“ sagten sie jubelnd.

Bald darauf trat die volle Dämmerung ein und der hohe Felsen wurde fahl, wie ein Leichenstein. Ich dachte an etwas, das den Kindern erst nach Jahrzehnten beifallen konnte: an das Verblaffen der Erscheinung mit den sinkenden Abend des Lebens. Man muß die Kinder im Glauben an eine Wunderwelt und damit in der Fähigkeit des Staunens erhalten, man darf sie nicht vorzeitig klug machen. Von allen Besitzthümern, die den Menschen zufallen können, ist die Gabe des sich Verwunderns die höchste. Sie ist,

Dank unserer Erziehung, zumeist auf die Jugendjahre beschränkt. Dichtern bleibt sie die ganze Zeit ihres Lebens über. Aber auch den Vielen, welche nicht zu den Sonntagskindern gerechnet werden, konnte sie nicht völlig abhanden kommen, wenn es nicht als Weisheit gelte, Rosengärten als todte Felsen hinzustellen.

Am Morgen und am Abend werden solche Felsen in Zaubergärten verwandelt. Im Frühchein unseres Daseins glauben wir an Reiche, in denen wunderbare Blumen blühen, und in seiner Reize erscheinen uns, traumhaft umglänzt, wie ein Abendroth, liebevolle Gestalten, die uns winken und in Fernen von unbeschreiblichem Lichte fortlocken möchten.

Es ist so wie auf dem alten Vozener Korallenriff, nachdem es in der Dämmerung lange Zeit ganz bleich gewesen war, glühte es urplötzlich noch einmal auf. Es ist wie die freudevollen Jüge des Menschen auf seinem Sterbebette. Kurz vor seinem Hinscheiden geht es über das blasse Gesicht noch einmal hin wie ein Leuchten. Die Visionen der Jugend kommen wieder und im Traum des verrinnenden Lebens wird der Wanderer noch einmal in den hellen Garten geführt, wo ihm die Liebe des Vaters und der Mutter und eine vielfarbige Welt entgegenglänzte.

Menschen, die wir vor vielen Jahren geliebt haben, behalten in später Erinnerung einen Schein, der ihnen etwas Ueberirdisches gibt. Ihre Unvollkommenheiten sind verschwunden — wir sehen nur noch ihre seelen-erfüllten Augen und ihr liebereiches Lächeln. Sie gleichen alle mehr oder weniger jener Fee Sherifane, die im Zauberspiel dem ergrauten „Verschwender“ ebenso entgegentritt, wie er sie gesehen hatte, als er selbst noch von Jugend begnadigt war. Oft weht es den müden, von Künzeln bedeckten, von Schwäche getrümmten Mann, wenn er am Winterabend einsam hinter seiner Lampe sitzt, an wie

ein Hauch aus jenem Reiche. Es geschieht, wenn er im vergilbten Tagebuche blättert oder ein schier unkenntlich gewordener Gegenstand aus jenen Jahren ihm in die zitternde Hand geräth. Das ist ein Alpenglühen und es zeigt, daß der König der Geister seine Rosen zu hüten gewußt hat.

Jeder Mensch sollte einen Antheil an diesem Rosengarten haben. Irigend wann hat der Ärmste durch eiserne Bitter hindurch einen Blick in ihn werfen können und ist sein Gesicht vom Abglanze geröthet worden — er thut gut daran, jenen sonnigen Augenblick festzuhalten. Jedem ist die Fähigkeit der Erinnerung gegeben, durch welche er sich, wie durch eine magische Laterne, das Bild auf die Wand des dunkelsten Gemaches zurückerufen kann.

Den alten Goethe, der sein Leben lang sich mit der Fülle der Sinnenwelt abzufinden mußte, ergriff die Sehnsucht nach „jenem stillen Geisterreich“. Unser hartes und kluges Geschlecht, dessen Trachten nicht über das Körperliche hinausgeht, liebt es, über dergleichen Anwandlungen seinen Spott ergehen zu lassen. Gleichwohl bemerkt man auch in ihm schon die Gegenwirkung der menschlichen Natur, die ja nicht nur aus Verstand, sondern auch aus Gemüth besteht und sich schließlich unter die Schemen einer unsichtbaren Welt flüchtet, nachdem sie aus den unterirdischen Gebieten der Märchen und aus dem Himmel des Glaubens sich längst hat vertreiben lassen. Am hellen Tage wird über freundliche Geister gedruckt und geschrieben und die Anzahl der Spiritisten in den „positivsten“ Ländern läßt sich nur mehr nach Millionen zählen.

Ich habe ein „Psychologisches Sonntagsblatt“ in der Hand — ein kleines Bruchstück aus den Bergen von Büchern, welche über das Leben der Geister seit wenigen Jahren sich aufgehäuft haben. Darin ist über die „letzte Erscheinung des Geistes Katie Ring“ so trocken berichtet, wie sonst



in einer Zeitung über Hoffste oder solbattische Aufzüge. Und in dieser Geschichte thun nicht Schwärmer und Lotterieschwehern, sondern Männer mit, wie Wallace, der berühmte Zoologe, Warley, der Director des atlantischen Kabels, Crookes, der Entdecker des Thalliums und Erfinder des Radiometers. Sie alle helfen, wie sie selbst sagen, zusammen, um „die Frage der Unsterblichkeit durch verbürgte Thatfachen zu lösen.“\*) Hinzufügen möchte ich, daß im gleichen Blatte eine Darstellung des Vorganges enthalten ist, wie von besagter Katie King bei elektrischem Lichte ein photographisches Bild abgenommen wurde.

Nicht minder merkwürdig sind die Aeußerungen der berühmtesten „Professoren der natürlichen Magie“, eines Robert Houbin, Bosco, Bellachini über die Dinge, welche sie da zu sehen bekommen hatten. Sie Alle lächelten über die Meinung, daß hier ihre eigenen Künste wirkten und was Bosco anbelangt, so ist derselbe als überzeugter Spiritist gestorben.

Der Geisterglaube ist eine Macht geworden. Soll man nun mit Humboldt sagen, daß vornehm thurende Zweifelsucht, welche Thatfachen verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, fast noch verderblicher sei, als unkritische Leichtgläubigkeit? Soll man in diesen Versuchen, deren Ergebnisse der Kirche wie dem Materialismus gleich feindlich entgegen treten, die Religion der Zukunft erblicken? Soll man, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, wo die Weisen des Tages den neuen Glauben als ein Aergerniß den Juden, als eine Thorheit den Griechen hinstellten, die Apostel der „vierten Dimension“ für Betrogene und Betrüger erklären? Wird es der „exacten Wissenschaft“ gelingen, muntodt zu machen?

\*) Man vergleiche Crookes' physikalische Experimente über Gewichts-Veränderungen bei Anwesenheit von „Medien“.

Ich weiß es nicht. Doch will ich meinen Wunsch nicht verleugnen, der darauf gerichtet ist, daß in der That sinnlich dargethan werden könne, wie hinter dieser Welt des Scheines sich noch eine uns unbekannte Reihe von Wesen und Kräften bewegt. Wäre diese Ueberzeugung zu schaffen, so hätten wir eine unabsehbare Ummwälzung der Gedanken vor uns. Die Moral, welche der Materialismus, der sich allmählig an die Stelle der alten religiösen Ueberzeugung vorbrängt, trotz aller seiner Sophismen logisch und consequent nicht begründen kann, würde alsdann sofort neue Grundlagen finden. Denn alle Diejenigen, welche ihre religiösen Ueberzeugungen dem Atomismus aufgeopfert haben, handeln inconsequent, wenn sie Sittlichkeit bethätigen.

Ich bleibe beim Standpunkt des Poeten stehen.

König Laurins zauberhaftes Reich, welches zerfiel, als die Leute des Tages einbrachen, hat in der drückenden Schwüle des Etschlandes oft meine Blicke, sowie meine Gedanken angezogen. Es muß vielen Menschen ähnlich ergehen. Denn überall hört man Mären, daß, den Sinnen entrückt, irgendwo Wesen walten, auf denen das tyrannische Gesetz von Ursache und Wirkung nicht lastet und die in Unbekümmertheit und Freiheit dem Genuße des Schönen obliegen. Jene wandeln dort zwischen ihren Rosen und sehen in die verborgenen Brunnen der Erscheinung — in lichten Hallen, deren regenbogenfarbige Bogen über ihnen zusammenstreben, ohne Schmerzen, Mühe und Tod. Sie quält nicht, was ich auf meiner heutigen Wanderung gesehen: Dort ist kein Haus, in dem bleiche Leute ihr Sumpffieber stöhnen, dort wischt sich Niemand im Sonnenbrand den Schweiß von der Stirne, dort folgen nicht klagende Mufe dem todtten Kind. Es gibt viele solche geträumte Reiche, wie das des Königs Laurin. Man hat sie

in die Wolken, in die Tiefe der Gewässer, in das Innere der Berge verlegt. Es sind Gebilde, welche die Sehnsucht nach Freiheit erzeugt hat. In den Worten, welche davon erzählen, vernimmt man das „Seufzen der Creatur“. Daß sie aber überall auftreten und wie eine Fata Morgana im Gesichtskreise der Menschen schweben, deutet in seelischer Beziehung auf das Bedürfnis eines „vierten Raumverhältnisses“. Es ist ja nicht undenkbar, daß unsere Sinnesausdrückung, die gewiß nicht das letzte Wort der physiologischen Entwicklung überhaupt ist, als Vorläufer Ahnungen hat, welchen allgemach im Laufe der Aeonen die weitere Ausbildung nachhinkt. König Laurins' Reich ist ein Traum. Die Freiheit und Schönheit in ihm sind wesenlos wie Wolkengebilde. Wundersam aber bleibt es doch,

wie der ungelehrteste, ärmste, zu Scheinbar bedeutungslosen Kämpfen verurtheilte Mensch an allen Orten und Enden der Erde sich solche Reiche ausfinnt, von denen seine Erfahrung ihm keine Kunde überliefert haben kann. Ist es ein unbewußtes Band, das uns mit einer andern Weltordnung zusammenknüpft, ist es eine verwehte Ahnung von Verwandtschaft, oder — bei der Idealität der Zeit — ein Verspüren anderer Daseinsbedingungen, die uns bevorstehen? Das sind bis jetzt noch müßige Fragen. Die Rosen aber, die dort in den Eingeweiden der Erde blühen, wollen wir in unser eigenes Gemüth verpflanzen und zur festlichen, einsamen Stunde, weit ab vom Lärm des Tages, sie pflegen und mit einem Goldfaden gegen die Welt abfrießen, wie es Laurin thut, der König der Geister.

## Das Fremdenbuch.

In einem Fremdenbuche  
Da les' ich immer gern,  
Da seh'n gar bunte Namen  
Verschied'ner Frau'n und Herrn.

Da les' ich klar und deutlich  
Der Welt Verschiedenheit:  
Den Einen fein bescheiden,  
Den Andern groß und breit.

Sie schreiben nur die Namen  
In Bücher ein geschwind  
Zum Zeichen, daß sie waren  
Und jezo nimmer find.

Denn kaum das Sein begonnen,  
Um's zu genießen recht,  
Schon folgt uns auf dem Fuße  
Ein jüngerer Geschlecht.

Und von des Menschen Treiben  
Der Welt nichts übrig bleibt,  
Als etwa was mit Strichen  
Man auf's Papierlein schreibt.

D'rum schreibe Deinen Namen  
In's Buch, o fremder Gast,  
Daß Deine Enkel wissen,  
Daß Du gelebt einst hast.

Wir sind als arme Wandrer  
In dieses Sein gestellt,  
Und Alle sind wir Fremde  
Im großen Buch der Welt.

Roloman Hornsburg.

## Die großstädtische Krankheit.

Von Prof. Max Haushofer.\*)

Der Gegensatz von ländlicher und städtischer Bevölkerung ist so auffallend, daß ihn Statistik und Culturgeschichte von jeher betonen. Es ist aber ein Gegensatz, auf welchen man von Zeit zu Zeit immer wieder zurückkommen darf, so wichtig sind die Einflüsse dieses Gegensatzes auf das leibliche und wirtschaftliche, wie auf das geistige und moralische Befinden und Gebahren der Gesellschaft. Um so rascher aber wird man auf diesen Gegensatz zurückkommen dürfen, wenn er in einem Volksleben so energische Veränderungen zeigt, wie jetzt bei uns.

Daß eine gewisse Concentration des Volkes an einzelnen Punkten zu aller höheren Culturentwicklung notwendig ist, wird — mit Ausnahme communisticcher Phantasten der extremsten Richtung — jeder Vernünftige zugeben. Nur wo eine größere Menschenmenge in rascher wohlfeiler Wechselverkehr treten kann, mag das geistige, wirtschaftliche und politische Leben sich voll entfalten. Je zerstreuter die Bevölkerung eines Landes in großen Räumen lebt, je theurer, mühsamer, zeitraubender und gefährlicher ihr Wechselverkehr ist, um so mehr muß sie in rohen Culturzuständen befangen bleiben. Wenn in einer großen Stadt hunderttausend Menschen rascher Kenntniß vom gewöhnlichsten Gegenstande des Tagesflatsches erhalten, als auf dem Lande tausend Menschen über irgend ein hochwichtiges Ereigniß unterrichtet werden, so ist das nur eine, aber bezeichnende Thatsache

für die weitreichende Wirkung dieses Gegensatzes von Stadt und Land.

Im Leben der heutigen Culturvölker hat freilich die städtische Concentrirung der Volkskräfte einen Grad erreicht, welcher anfängt Bedenken zu erregen. Die Gegensätze ländlicher und städtischer Bevölkerung werden bis zum Krankhaften gesteigert.

Das deutsche Reich enthält zwölf Großstädte mit je über 100.000 Einwohnern. Diese zwölf Großstädte erlebten in dem Zeitraume von 1871/75 eine Zunahme ihrer Bevölkerung um 14,8 pCt. Die 88 Mittelstädte (von 20.000—100.000 Einwohnern) erfuhren eine Bevölkerungszunahme von 12,4 pCt. Die Bevölkerung der Kleinstädte (mit 5000—20.000 Einwohnern) wuchs um 10,7 pCt.; jene der Landstädtchen (mit 2—5000 Einwohnern) um 5,7 pCt. Die eigentliche Landbevölkerung dagegen, die in Dörfern, Weilern und Einzelanhebungen lebt, hat nur eine Bevölkerungsvermehrung von 0,8 pCt. zu verzeichnen.

Dies sind nur einige von jenen Ziffern, welche Aufschluß über das Wachsthum der Städte gegenüber den Landdistricten geben. Und nicht allein im deutschen Reiche, sondern fast ausnahmslos in allen Cultur-Ländern verzeichnet die Statistik dürr und theilnahmslos dieselbe Erscheinung.

Der kurzfristige Bewohner einer Großstadt wird geneigt sein, die rasche Bevölkerungszunahme seiner Stadt schlechtweg als einen Beweis ihres

\*) Diesen anregenden Aufsatz entnehmen wir der bei Otto Janke in Berlin erscheinenden „Deutschen Revue“, einer der gediegensten und interessantesten Monatschriften Deutschlands.

Aufblühens anzunehmen, ebenso wie der kurzfristige Landbewohner sie ohne Weiteres beklagen wird. Der aufmerksamste Beobachter des Völkerebens aber hat allen Grund, die Genesnis dieser Erscheinung, ihre Grenzen, ihre Ursachen und ihre möglichen Wirkungen zu prüfen und sich endlich zu fragen, wie weit es der Wohlfahrtspolitik unserer Rechts-Staaten möglich ist, auf sie einzuwirken.

Haben wir es mit einer wirklichen Krankheit des Völkerebens zu thun oder mit einer naturgemäßen Entwicklung? Haben wir eine Hypertrophie des Städtelebens zu beklagen oder mit Genugthuung die Beschleunigung des Culturgangs durch die städtische Concentration zu verzeichnen?

Es ist niemals constatirt worden und wird wohl auch nie constatirt werden, welches Verhältniß zwischen ländlicher und städtischer Bevölkerungszahl das richtige ist. So vielfache Analogieen sich auch zwischen dem Volke und dem einzelnen Individuum finden: in einer Hinsicht besteht eine grundsätzliche Verschiedenheit jedenfalls. Für den gesunden Durchschnittsmenschen gilt Maß und Gewicht. Wir kennen die Grenzen, innerhalb welcher die Größe und das Gewicht der einzelnen Theile des menschlichen Organismus bleiben müssen, wenn der letztere ein normaler sein soll. Bezüglich der verschiedenen Theile des Volkskörpers aber fehlen uns solche Maße; Statistik und Culturgeschichte sind zu jung, um sie geben zu können. Und wie uns diese Normalmaße fehlen für das Verhältniß von städtischer und ländlicher Bevölkerung, so fehlen sie uns auch für die Gruppierung der Bevölkerung nach Berufsclassen und nach politischen Parteien.

Wenn nun auch die Frage nicht entschieden werden kann, ob die Ziffer der städtischen Bevölkerung in unseren meisten Culturländern, jetzt schon eine ungesunde ist oder noch innerhalb der

normalen Grenzen sich bewegt: darüber kann doch kein Zweifel bestehen, daß die bisherige Progression eine ungesunde ist, daß ein Fortschreiten auf dem jetzt eingeschlagenen Wege zu den bedenklichsten Zuständen führen müßte. Die Städte dürfen nicht lange in diesem Maße fortwachsen, sonst ist es um das gesunde Volksleben geschehen.

Die schädlichen Folgen einer dauernden Hypertrophie der Städte lassen sich leicht einsehen.

Die eigentlichen Landbistricte und die Landorte, welche ununterbrochen Theile ihrer Bevölkerung an die Großstädte abgeben, leiden offenbar hierunter. Ihren Schäden zu messen ist freilich nicht möglich, weil man auch für den Culturwerth des einzelnen Menschen keinen Maßstab hat. Aber die von Zeit zu Zeit laut werdende Klage der Landwirtschaft über Mangel an Arbeitskräften gibt schon Kunde von diesem Leiden. Und diese Klage wird von ernstlichen Thatsachen begleitet. Nur wenige Jahre sind verfloßen, seit die Statistik des Deutschen Zollvereins uns sagen konnte, daß wir mehr Getreide ausführen, als einführen. Seitdem ist bekanntlich ein großer Umschwung hierin eingetreten. Das deutsche Volk lebt nicht mehr vom eigenen Brote, sondern arbeitet zum großen Theile als Fabrikarbeiter für das Ausland, welches einen Theil unserer Industrieproducte mit Nahrungsmitteln bezahlt. Nur ein einseitiger Industrialismus kann sich über diesen Umschwung freuen. Gätten die landwirthschaftliche und die industrielle Production annähernd gleiche Fortschritte gemacht, dann wäre Grund zur Freude vorhanden. Aber eine in so wenigen Jahren sich vollziehende Störung der wirthschaftlichen Functionen ist beklagenswerth.

Und in welchem Zusammenhange steht dieser Umschwung mit dem Vertheilungsverhältniß städtischer und ländlicher Bevölkerung? Ist der Rück-

gang der landwirthschaftlichen Production gegenüber der heimischen Industrie, eine Folge oder eine Ursache des krankhaften Zugs der Bevölkerung nach den Städten? Wohl Beides zugleich.

Daß durch die Hypertrophie der Städte den Landbezirken Arbeitskräfte entzogen werden, ist sicher. Bei dem heutigen Nahrungsmittel = Verkehr, welcher die landwirthschaftlichen Producte Osteuropa's und Amerika's weit wohlfeiler nach europäischen Absatzmärkten bringt, als dies durch die deutsche Landwirthschaft mit ihren Producten geschehen kann, ist aber eine gesteigerte landwirthschaftliche Thätigkeit jener Arbeitskräfte nicht gut denkbar. Von einem einseitig privatwirthschaftlichen Standpunkte aus wäre es ganz vernünftig, wenn die auf dem Lande überschüssig gewordenen Arbeitskräfte nach den Städten ziehen, um dort in bessere wirthschaftliche Verhältnisse überzugehen.

Aber ein einseitiger Erwerbsstandpunkt darf hier nicht maßgebend sein. Wie beim einzelnen Menschen körperliche Entwicklung, Erwerb, Entfaltung der geistigen Kräfte und moralische Durchbildung harmonisch von Statten gehen müssen: so auch beim Volke. Es ist immerhin noch fraglich, wie groß jener Theil der ländlichen in die Städte strömenden Bevölkerung ist, der wirklich damit in bessere Erwerbsverhältnisse übergeht. Und selbst wo letzteres der Fall ist, bleibt es noch fraglich, wie weit die verbesserte wirthschaftliche Lage aufgewogen wird durch andere, üble Errungenschaften.

Es liegt nur ein ganz ungenügender Trost in dem Gedanken, daß die ländliche Bevölkerung ja auch zunimmt, wenn auch in einem weit geringeren Procentsatze. Absolut nimmt sie freilich noch zu; aber gegenüber dem riesenhaften Wachsthum der Großstädte verliert sie immer mehr von der erhaltenden, ausgleichenden, ergänzenden Kraft, die im ganzen

Volksleben unaufhörlich wirken soll. — Für die Großstädte selbst ist ihr rapides Wachsthum gleichbedeutend mit einer fortwährenden Vergiftung des Volkskörpers. Die nach den Städten strebende Land-Bevölkerung geht in schlimmere sanitäre Verhältnisse über. Die städtische Bevölkerung pflegt zwar im Allgemeinen eine lebhaftere Heiratsfrequenz und ein günstigeres Geburtenverhältniß zu zeigen; aber sie hat dafür — und das ist wohl das Entscheidende — eine weit ungünstigere Sterblichkeit.

Der ziffermäßige Nachweis dafür wäre freilich sehr complicirt. Mit der einfachen Thatsache nämlich, daß die Sterblichkeit der Städte eine größere ist, als jene der Landbevölkerung, ist dieser Nachweis noch keineswegs ganz geliefert. Es ist zu berücksichtigen, daß die Bevölkerung, namentlich der größeren Städte, ungemein beweglich ist. Diese Städte nehmen immerfort von Außen her, und zwar nicht bloß vom Inlande, sondern auch vom Auslande, Bevölkerungstheile an und geben wieder welche ab. In den allgemeinen Sterblichkeitsziffern aber ist nicht mehr unterscheidbar, wiefern die vom Lande nach den Städten zugewanderte Bevölkerung den letzteren entweder gesundes Blut zuführt oder aber empfindlicheres Material für die physische Verderbnis des Stadtlebens. Wahrscheinlich wird Beides der Fall sein. Denn nach den Städten wandern bekanntlich vom Lande sowohl arbeitskräftige Individuen in den besten Lebensjahren, als auch — angezogen von mancherlei klinischen Instituten — Kranke, sowie alte Leute, welche als Pensionisten und Rentiers, umgeben von städtischem Comfort, ihr Leben dort beschließen wollen. — Andererseits geben auch gerade die Großstädte Bevölkerungs = Material an das Land ab, welches geeignet ist, die Sterblichkeit des Landes zu erhöhen, diejenige der Städte zu verringern: die zahlreichen in den

ersten Lebensjahren befindlichen Kinder nämlich, welche aus den Städten auf das Land in Pflege gegeben werden.

Alle diese Thatsachen aber dürften zwar geeignet sein, die Thatsache der größeren städtischen Sterblichkeit ein wenig zu modificiren, im Allgemeinen bleibt sie für sich bestehen. In einzelnen Fällen erscheint der Gegensatz zwischen ländlicher und städtischer Sterblichkeit geradezu tragisch. In den Niederlanden z. B. berechnet sich für die Städte eine mittlere Lebensdauer von 30,31, für das Land dagegen von 38,12 Jahren. In Liverpool leben von 100.000 dort geborenen Knaben nur 44.797 bis zum Alter von zwanzig Jahren; in der Grafschaft Surrey dagegen, welche vorzugsweise Landwirtschaft treibt, 70.885. Betrachtet man die Sterblichkeit ganzer Provinzen, so stellt sich dieselbe dergestalt, daß sie in den ungünstigst gelegenen Landestheilen (europäischer Staaten) 1 : 21, d. h. ein jährlicher Todesfall auf je 21 Einwohner beträgt, in glücklich situirten Provinzen dagegen bis zu 1 : 67 sich verringert, während sie in den Städten zwischen 1 : 14 (Perm) und 1 : 44 (Genf) sich bewegt. Der Altmeister der Statistik, Quételet, präcisirt diesen Gegensatz schon dahin, daß die Sterblichkeit in Stadt und Land wie 4 zu 3 sich verhalte und alle späteren Vergleichen ergaben fast ausnahmslos die weit ungünstigere Sterblichkeit der Städte gegenüber den Landdistricten.

Mag man nun über den Werth der sog. allgemeinen Sterblichkeitsziffer denken, wie man will; mag man — wie dies die neuere Statistik thut — insbesondere davor warnen, die Gesundheitsverhältnisse verschiedener Städte untereinander nach ihrer allgemeinen Sterblichkeitsziffer abzustufen: die Ziffern über die Sterblichkeitsdifferenz zwischen Stadt und Land sind zu so imponirenden Reihen angewachsen, daß darüber kein Zweifel mehr obwalten

kann. Die Großstädte verzehren das Leben; sie verzehren das Leben der Kinder, welchen die reine Luft, die naturgemäße Verpflegung mehr oder weniger mangelt; und sie verzehren die Kräfte der Erwachsenen, welche durch ein Arbeits- und Genußleben gehegt werden, das mehr und mehr von den natürlichen Formen und Schranken sich entfernt.

Die Schädigung der nach den Städten einströmenden Landbevölkerung ist aber nicht allein eine physische, sondern auch eine moralische. Und in dieser Hinsicht sind es besonders die Großstädte, welche den schwersten Vorwurf verdienen.

Proletariat bildet sich zwar auch in den kleinen Städten und, wo kein geschlossener bäuerlicher Grundbesitz existirt, sogar auf dem Lande. Aber dieses zerstreute Proletariat ist bei weitem nicht so gefährlich, als das in den großen Städten sich ansammelnde. Niemals bilden sich auf dem Lande und in den kleinen Städten solche Brutpläze des Lasters, solche Hochschulen der Volksverderbniß, wie unter dem Proletariat der Großstädte. Die criminelle Classe findet auf dem Lande und auch in den kleinen Städten wenig Gelegenheit, sich zu recrutiren, weil ihr die Verlockungsmittel fehlen; aber in den Großstädten findet sie diese Mittel und benützt sie in ausgiebiger Weise.

Die Großstädte sind die Schule der Nation: aber leider keine solche Schule, wo die eingetretenen Schüler unter dem dräuenden Zuchtstöckchen eines gewissenhaften Schulmeisters fein säuberlich in ihren Bänken sitzen und die Wohlthat eines geordneten Anschauungsunterrichts genießen; sondern eine lehrerlose Schule, wo in wüstem Tumult die wohlgerathenen Söhnchen guter Häuser zwischen dem süßen jungen Vorstadtpöbel sich umherwälzen, daß die Bänke krachen und der dicke Staub aufqualmt. Da nimmt freilich Einer vom Andern an und Jeder

lernt von allen Uebrigen — aber was? Immer und überall ist die Verführung der Volksseele von den Großstädten ausgegangen, der Verfall der Sitten in ihnen zuerst verspürt worden. Die Todsünden alle sieben tanzen bei Tag und Nacht ihren Reigen durch die Riesstädte der Culturvölker; durch die Marmorpaläste, in welchen der hochgesteigerte Luxus blühender Wirthschaftsperioden schimmert und prangt, wie durch die Spelunken, wo das Elend auf jämmerlichem Stroh-lager schnarcht. Wohl sieht, das eherne Schwert in der Faust, das Gesetz auf der Wacht — ihm wird es stets schwerer, Fühlung mit dem tausendfältig getrübtten und gefälschten Volkscharakter zu erhalten. Wohl ladet die Kunst zu reinen und adelnden Genüssen — ein kleines Häuflein Auserlesener folgt ihr; aber die große Masse schreit „panem et circenses!“ und berauscht sich in dem, was ihr gewissenlos von anderer Seite geboten wird. Wohl segnen Ordnung und Wohlfahrtspflege bei Tag die Gassen — die Nacht läßt aus tausend und aber tausend finstern Winkeln eine freche und unvertilgbare Brut wieder hervorkriechen. Wohl laden stille prächtige Dome das Volk zur inneren Einkehr — leichtsinnig rauscht es daran vorüber und auf den Treppen jener Dome wendet die Jugend beleidigt den Blick vor dem frechen Gesicht der Verberbniß. Was nur die Unschuld verführen, den Fleiß tödten, die Sparsamkeit lähmen, das Recht betrügen, das Gewissen erstickten, die Vernunft verwüsten und die Ehre zertreten kann: das wird in den Großstädten gezeugt und saugt sich groß am Marke der alternden Völker.

Der schädliche Einfluß des übertriebenen Wachsthums der Großstädte äußert sich aber nicht allein auf dem Gebiete des physischen, des wirthschaftlichen Lebens und der Volkssitte, er äußert sich zuletzt auch im politischen Leben der Völker. Denn die Staats-

formen, welche von den Großstädten ausgebrütet werden, sind entweder die plutokratische Republik oder der Cäsarismus — offen oder verschleiert.

Wenn die Städte schon die Tendenz der Vergrößerung haben, so lange die Territorien ihrer Staaten gleiche Größe behalten, so muß diese Tendenz offenbar ganz immens gesteigert werden, wenn die Staatsterritorien sich vergrößern. Es liegt aber im Wesen des Staats, nach Vergrößerung zu streben und deshalb ist die Entwicklung und stetige Vergrößerung der Städte und namentlich das erst allmähliche, später immer auffallendere und raschere Aufsteigen einzelner Großstädte ein ganz unvermeidlicher historischer Proceß. Mit ihm zugleich aber vollzieht sich der Proceß der allmählichen Umgestaltung alles politischen Lebens. Die kleinen Städte kleiner Staatswesen gestatten noch die Thätigkeit der ursprünglichsten Staatsformen: der patriarchalischen Despotie, des Wahlkönigthums, der antiken Republik. Je mehr das Wachsthum der Städte zunimmt, um so mehr wenden sich diese einfachsten Staatsformen nach der plutokratischen Republik oder dem Cäsarismus. Die Riesstädte der altasiatischen Staatswesen hatten ihre Despoten; das alte Rom konnte seine republikanischen Bürgertugenden wahren, so lange es klein blieb, und verfiel der Plutokratie und dem Cäsarismus, als es groß geworden war; und das Staatswesen der Athener fiel dem Macedonier in die Hände, als es seine alten Bürgertugenden vergessen hatte. Am auffallendsten zeigen zwei andere Großstädte des Alterthumes, Alexandria und Byzanz, wie wenig die Großstadt an sich geeignet ist, nationalen Geist, nationale Tugend und Kraft zu wecken und zu hegen. Sie waren aber auch nie die Krystallisationspunkte nationalen Geistes gewesen, wie Rom und Athen, sondern theils durch die Gunst des Welthandelszugs, theils als Schöpfung prachtliebender Fürsten entstanden.

Von den mittelalterlichen Großstädten waren einige der bedeutendsten als Welthandelsplätze groß geworden; sie sanken zurück, als der Welthandelszug andere Richtung nahm. So Venedig und Brügge. Andere Großstädte des Mittelalters, die in steter Selbstverjüngung zu Großstädten der neueren Zeit geworden sind, konnten die Stürme der Zeit nur deshalb siegreich überdauern, weil sie neben höchstentwickeltem Wirtschaftsleben zugleich das politische und geistige Leben großer Kulturvölker als deren Mittelpunkte in sich faßten. Ihre Geschichte ist noch nicht abgeschlossen.

Die Hauptstadt eines Landes soll politisch und gesellschaftlich die Kraft und Blüthe des Volkes in sich vereinigen und in lebhafter Berührung bringen. Hier soll der Herzschlag des nationalen Lebens fühlbar sein. Das wird indessen vielfach erschwert durch den Bildungsproceß der modernen Großstädte. Dieselben ziehen eine Masse von nicht nationalen Elementen an sich; sie sind deshalb weit kosmopolitischer als die ganze Nation, der sie angehören. Handelt es sich vollends um Staatswesen, welche verschiedene Nationalitäten umfassen, so verlieren ihre Großstädte noch mehr an nationalem Charakter. Dann vollzieht sich zumeist in den Großstädten der für das Staatsleben so wichtige Vorgang der unablässigen gegenseitigen Reibung und Abschleifung der verschiedenen Volks-Bestandtheile. In den Land-districten liegen die nationalen Eigenthümlichkeiten kantig und scharf ausgeprägt vor, wie sie durch die Geschichte vieler Jahrhunderte herauskrySTALLISIRT sind; in den Großstädten werden sie wie in einer Schleifmühle umgetrieben und abgeglättet. Von dem kosmopolitischen Standpunkte aus, der in der friedlichen Berührung, im buntgemischten Zusammenwirken der Nationen die wichtigste Bedingung der allgemeinen Civilisation erkennt, ist das nur erwünscht. Aber leider gibt jener

Abschleifungsproceß viel Staub. Und dieser Staub wirkt als zerlegendes Ferment im gesammten Staatsleben.

Hat man all' diese Gefahren der großstädtischen Ueberwucherung erkannt, so ist wohl jeder echte Patriot veranlaßt, sich zu fragen, ob dieser hypertrophische Proceß so fortwähren darf, bis er von selbst irgend ein Ende findet, oder ob es nicht vielmehr Sache derjenigen Factoren sei, welche die Geschichte der Völker zunächst bestimmen, das Fortschreiten dieses Processes durch Präventivmaßregeln zu verhindern?

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht einfach. Denn es handelt sich darum, die verschiedenen Ursachen zu erkennen, welche den Großstädten stets neue Bevölkerung in solchen Massen zuführen, und bei jeder dieser Ursachen zu prüfen, ob sie in sich selbst eine Schranke finden muß oder ob sie die Kraft hat, ungeschwächt fortzuwirken, bis ihr von außen eine Grenze gezogen wird. Wo das Letztere nöthig sein sollte, müßten endlich auch die Mittel in Betracht kommen, welche geeignet wären, den Schwerpunkt des Volkslebens wieder mehr nach den Land-districten zu verlegen.

Die sämmtlichen Ursachen, welche jenen ununterbrochenen Bevölkerungstrom nach den Großstädten treiben, lassen zwei Hauptgruppen unterscheiden. Es ist theils das Streben nach Erwerb, theils der Wunsch nach den großstädtischen Genüssen.

Das Streben nach Erwerb, die Hoffnung, rasch und ohne sonderliche Mühe sein Glück zu machen, das ist der eine hauptsächlichste Beweggrund, der den Einzelnen nach der Großstadt treibt oder in ihr festhält. Dieser Beweggrund ist insofern ein gerechtfertigter, als ja in der That die Nachfrage nach Arbeitskräften in den Großstädten eine weit stärkere und mannigfaltigere ist, als auf dem Lande. Aber — und darin liegt die Rehrseite — der Einzelne bedenkt nicht, daß dieser Nachfrage auch ein



entsprechend stärkeres und concentrirteres Arbeitsangebot gegenübersteht. Er bedenkt dies deshalb nicht genügend, weil die liebe Selbstsucht ihm stets sein eigenes Ich und seine Leistungen viel zu sehr in den Vordergrund rückt. So kommt der Besitzer eines beschränkteren Standpunktes nur zu leicht zu der Anschauung, er sei der Einzige, der auf diesem oder jenem Felde brauchbar sei, und es müsse ihm deshalb glücken. Ueberdies ist es natürlich, daß, weil in den Städten das Erwerbsleben viel concentrirter ist, auch die Beispiele von solchen, die ohne Mühe zu einiger Wohlhabenheit gelangen, in unmittelbarer Nähe, und deshalb viel verführerischer wirken. Und der große Mittelschlag von Menschen ist jedenfalls so geartet, daß er es vorzieht, saure Anstrengung durch wohlfeile Hoffnungen zu ersetzen — wenn nur irgend ein Anhaltspunkt hiefür vorhanden ist.

Die Aufklärung der Menge bezüglich dieses Irrthums kann wohl nicht künstlich herbeigeführt werden. Sie muß von selbst kommen. Von selbst und nach mancher bitteren Erfahrung muß sich im Volke die Einsicht verbreiten, daß wohl Derjenige, der in irgend einem Fache etwas wirklich Nützliches gelernt hat, in der Großstadt rascher Gelegenheit findet, seine Kraft zu verwerthen; daß aber Derjenige, der gar nichts oder nur das gering Mittelmäßige gelernt hat, weit besser thut, in Kreisen zu bleiben, wo er möglichst wenig Concurrenz findet. Aber selbst der intelligentere Theil der Bevölkerung soll und muß mit der Zeit zu der Einsicht kommen, daß keineswegs in den Großstädten allein sich ihm das Feld für eine ersprießliche Thätigkeit darbiete. Diese Einsicht kann indessen, wie erwähnt, durch keinerlei Mittel künstlich geschaffen werden. Jedes Volk muß eben seine Erfahrungen machen, und wenn es mehr Zeit hierzu gebraucht, als der Einzelne, so hat es dafür auch weit

länger Zeit, diese Erfahrungen zu verwerthen. Und von Denjenigen, welche als Opfer dieser Lehrzeit zermalmt unter den Tritten der Millionen verschwinden, tragen die meisten selbst die Schuld ihres Untergangs. Es sind dies größtentheils jene Glücksjäger unterster Classe, welche, mit beschränktem Verstande und beschränkten Mitteln ausgerüstet, aus den Landdistricten nach den Städten ziehen, ohne irgend einen bestimmten Beruf vor Augen zu haben. In dem großen Gebiet der werthlosesten Berufsarten, der einfachsten Dienstleistungen, der niedrigsten Aemter finden sich immerhin genug Beispiele von solchen, die ohne Kenntnisse und ohne Anstrengung ein erträgliches Dasein fristen. Solche Beispiele müssen verführerisch auf die Faulheit wirken. Und das ist weit schlimmer, daß sie den Glauben an die eiserne Nothwendigkeit des Fleißes erschüttern, als daß sie trügerische Hoffnungen erwecken, welche entfliehen, wenn der Getäuschte, in der Großstadt zwischen Hunderttausenden doch allein und verlassen steht und im Elend verkömmt.

Es ist schwer zu entscheiden, ob der Erwerbseifer oder ob die Genussucht durch das großstädtische Treiben stärker angelodt wird. Insofern sind die Lodungen des großstädtischen Genusslebens jedenfalls gefährlicher, als sie nicht so schmerzlich täuschen können, wie die Erwerbshoffnungen. Was die Großstädte an Genüssen bieten, das versprechen sie nicht bloß, sondern sie geben es wirklich; sie geben es in tausendfacher Auswahl, zu allen erdenklichen Preisen, in allen Qualitäten. Oder ist es nicht reizend für den Besitzlosen, wenn ihm die Großstadt alle jene Genüsse unentgeltlich oder um einen ganz bescheidenen Preis bietet, die sonst nur dem Reichen zugänglich sind? Die Bier- und Kaffeepaläste der Großstadt bieten ihm für die wenigen Pfennige seines Consums strahlend erleuchtete Salons; die Pferde-Bahnen befördern ihn auf

samntenen Volkern für ein Bettelgeld von einem Ende der Stadt zum andern; zum Lustwandeln laden ihn Gärten ein, wie sie kein König prächtiger besitzt; in den Theatern kann er, umgeben von der feinsten Gesellschaft, die Sitten derselben mühelos studiren; in den Museen, Kunstsammlungen, Bibliotheken alle jene reinen und erhabenen Genüsse unentgeltlich finden, welche die gebildete Welt begeistern. Und selbst wenn ihn die Spirituosen überwältigen, wenn er trunken im Straßengraben liegt, richtet ihn die milde Hand der großstädtischen Polizei wieder auf, um ihn in Sicherheit zu bringen. Und wie kitzelt die Sinne des leichteren Genußmenschen die beständige Abwechslung all' dieser Genüsse, dieser Schausstellungen, Theater, Feste, Ringeltangel u. s. f. Wie leicht findet derjenige, der zu unselbstständig ist, um die Genüsse des Daseins auf eigene Faust aufzusuchen, Gelegenheit, sich an Andere, an Erfahrene anzulehnen!

Und diesem ganzen tollen Zauber gegenüber steht als einziger eigenartiger Genuß des Landbewohners die Freude an der unverfälschten Natur. Selbst diese Freude wird ihm durch die langen Winter unseres Klima's stark beeinträchtigt. Aber dem Menschen, der überhaupt inneren Fond besitzt, wiegt diese Freude doch schwer genug, um ihm die Duzendgenüsse der Großstadt zu ersetzen. Und ist die geistige Anregung, welche die ländliche Bevölkerung empfängt, auch nicht so mannigfaltig — es kommt ja doch nicht so sehr darauf an, wie viel der Mensch an Anregung empfängt, als vielmehr darauf, wie er empfangene Anregung geistig verarbeitet.

Eins freilich ist, was selbst der an Geist und Gemüth reich ausgestattete Mensch auf dem Lande und in der Kleinstadt schmerzlich entbehrt: die Gelegenheit für die Bildung der Kinder. So viel auch heutzutage zur Verbesserung des Landeschulwesens ge-

sehen ist: in dieser Hinsicht ist die größere Stadt unerseßlich.

Bei den im modernen Staate geltenden Principien der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, bei der Lockerung und Auflösung alter Berufs- und Standesitte ist das rapide Wachsthum der Großstädte ein Vorgang, der absolut nicht ganz aufzuhalten ist. Eine Grenze findet er nur dann, wenn die den Großstädten eigenthümlichen Nachtheile einen so hohen Grad erreichen, daß derjenige Theil der Bevölkerung, der hierzu in der Lage ist, die Großstadt flieht; wenn ihre Luft gründlich verpestet, ihre Umgebung auf Meilen hinaus verdorben, ihre Bevölkerung theils übersättigt und ermüdet, theils in trodener Erwerbsthätigkeit gründlich prosaisch geworden, theils in proletarischem Elend verkommen ist. Diese Grenze steht bei manchen europäischen Großstädten nicht mehr in weiter Ferne; bei anderen, die durch glückliche landschaftliche Lage, durch großen durchschnittlichen Wohlstand, durch künstlerische und geistige Lebenskraft sehr ausgezeichnet sind, wie vor allem das ewig junge Paris, ist sie wohl noch weit entfernt. Es wird Alles darauf ankommen, inwieferne die moderne Technik und der fortschreitende Verkehr im Stande sein werden, den riesenhaft gesteigerten Ansprüchen der Großstädte in Bezug auf Wasserversorgung, Reinigung, Zufuhr ungefälschter Nahrungsmittel u. dergl. zu genügen; inwiefern ferner der Verkehr dazu beitragen kann, ländlichen Wohnsitzen mit städtischer Erwerbsgelegenheit, städtischem Comfort und städtischer Bildung zu vereinigen. In all diesen Beziehungen stehen wir vor Dingen, die sich entwickeln und können heute nicht entscheiden, ob unsere Urenkel aus den großen Städten fliehen werden, halbersticht von einer Atmosphäre des Lasters und des Glücks, oder ob das gealterte Europa noch Lebenskraft und reines Blut genug besitzt, um eine Reihe von Millionen-

städten zu ertragen, strahlend in neuen Schöpfungen einer gigantischen Technik, einer stets sich läuternden und verfeinernden Gesellschaft, einer stets sich verjüngenden Kunst.

Die mächtige Expansionskraft unserer Städte war offenbar lange Jahrhunderte hindurch von veralteten Banden festgehalten. Erst seit Freizügigkeit und Gewerbefreiheit jene Bande zerbrachen, seit überdies die Eisenbahnen es möglich machten, die Hunderttausende täglich mit den nöthigen Nahrungsmitteln zu versehen, konnte diese Expansionskraft wieder voll thätig werden. Hierzu kam, daß unsere Großstädte geflissentlich zu Knotenpunkten des Verkehrs gemacht wurden, indem man allenthalben die Eisenbahnnetz so zu spinnen suchte, daß ihre Linien in den Großstädten zusammentrafen. Auch in anderer Hinsicht ward nach Möglichkeit centralisirt. Bildungsanstalten, Gerichtshöfe und andere Ämter, große wirthschaftliche Unternehmungen wurden aus kleinen Städten in größere gelegt; neue verartige Anstalten überhaupt nur noch in größeren Städten errichtet. Die Magistrate der Städte selbst betrachten mit einer Art Eifersucht das gegenseitige Wachstum. Sie vor Allem hätten die Gelegenheit gehabt, auf die Art dieses Wachstums einzuwirken. Es wäre rathsam gewesen, nicht in jedem Bevölkerungszuwachs schlechterdings ein Zeichen von Prosperität zu erblicken, sondern mehr auf die Qualität des Zuwachses zu achten. Die städtischen Verwaltungen hatten es ja einigermaßen in der Hand, durch die Handhabung mancher polizeilichen und finanziellen Maßregel bis zu einem gewissen Grade auf die Qualität des Bevölkerungszuwachses Einfluß zu

nehmen. Statt dessen suchten sie in vielen Fällen, den eifersüchtigen Blick auf die Nachbarstädte gerichtet, jede Art von Zuwachs zu befördern, ohne Rücksicht darauf, ob damit der Durchschnittswerth ihrer Bevölkerung stieg oder nicht.

Durch das eben Gesagte ist schon auf gewisse Maßregeln hingedeutet, welche geeignet wären, das Tempo des großstädtischen Wachstums zu verlangsamen. Ein Siftiren des Centralisationsganges im Gebiete der Staatsverwaltung und eine größere Aufmerksamkeit der städtischen Verwaltungen auf die Qualität des Bevölkerungszuwachses wären die Hauptprincipien solcher Maßregeln. Auf der anderen Seite kann noch viel, sehr viel geschehen, um die Intelligenz, die Arbeitstüchtigkeit, die Capitalbildung, und die Ausdehnung des Comforts in den Landdistricten zu fördern. Für die Hebung des Schul- und Medicinalwesens, für die Verbesserung des Verkehrswesens auf dem Lande haben die Regierung und die Gemeindeverwaltungen schon Verständniß gewonnen; vielleicht gewinnen sie dasselbe auch noch für die ästhetische Läuterung und Verschönerung des Landes. Es ist freilich nicht möglich, aus jedem Bauernhofe einen Edelsitz, aus jedem Tagelöhnerhäuschen eine Villa, aus jeder schmutzigen Dorfgasse eine Promenade, aus jeder verlassenen Dungstätte einen Park und aus jeder bäuerlichen Gemeinde eine Gesellschaft lebenswürdiger und feingebildeter Landwirthe zu machen. Aber daß es in dieser Richtung gewisse Ideale gibt, welchen in unserem deutschen Vaterlande etwas lebhafter nachgestrebt werden dürfte, ist sicher. Es würde beitragen zur Kraft und zum Glücke der Nation.

## Das Quellwasser in den Alpen.

Von Prof. Dr. Mitteregger.

Welcher Tourist hat nicht schon auf seinen Bergfahrten das peinigende Gefühl des Durstes, und darnach die Sonne eines köstlich erfrischenden Trunkes aus sprudelnder Quelle empfunden? Und wo entquillt das Wasser, dieses Lebenselement, klarer und frischer und reiner dem Busen der Natur, als in unseren Alpen?

Neben der frischen reinen Luft ist unstreitig das gute, gesunde Wasser der Hauptmagnet für die Sommerfrischgäste, welche, seit die schnelfähigen Dampfstöße allseitig unsere Thäler durchheilen, in immer größeren Schaaren aus Süd und Nord in die Alpen ziehen, um dort auf einige Wochen das Auge zu weiden am milden Blau des Himmels, am sanften Grün der Flur und des Hains, am spiegelnden See, am strahlenden Silber des Gletschers, zu athmen die reine würzige Luft des Waldes, sich zu laben am köstlich erquidenden Quell. Haben wir Alpenbewohner daher nicht alle Ursache, das Quellwasser, diese kostbare Perle, zu schätzen und ihr unsere vollste Aufmerksamkeit zu widmen? Gewiß sind die Gebirgsquellen einer näheren Betrachtung auch in diesen Blättern würdig.

Von der Oberfläche der Erde steigt fortwährend Wasser in Form des Dampfes in die Luft auf. Dieser Vorgang findet nicht nur bei Bächen, Flüssen, Seen und Meeren statt, sondern dasselbe geschieht auch an der Oberfläche des feuchten Bodens und der Pflanzen.

In diesem Wasserdampfe finden wir die Ursache der atmosphärischen Niederschläge, durch welche das Wasser,

die Quelle des Lebens auf unserem Planeten, in Form von Thau, Nebel oder Regen in flüssiger, oder als Reif, Schnee oder Hagel in fester Form auf die Erde zurückkehrt, um von Neuem seinen Kreislauf zu beginnen, indem ein Theil der Niederschläge, der die Erde befeuchtet, in kürzerer Zeit wieder verdunstet, ein anderer Theil in Bäche und Flüsse allmählig abfließt, und wieder ein anderer Theil durch Erd- oder Steinschichten in die Tiefe unseres Erdkörpers einbringt, bis undurchbringliche Ablagerungen den weiteren Lauf hemmen und so zu Wasseransammlungen Veranlassung geben, die dann, wenn diese Schichten an einer tiefer gelegenen Stelle zu Tage ausgehen, wieder einen Weg zur Oberfläche finden und an dieser als Quellen zum Vorschein kommen. Oder das Wasser dringt durch Risse und Spalten der Gebirge mehr oder weniger tief ein, füllt alle damit in Verbindung stehenden Spalten an und steigt in diesen nach gewissen Gesetzen wieder zur Oberfläche auf.

Die Quellen sind also die Wirkung eines Druckes höher gelegener Wasserbehälter. Diese einfache Erklärung über die Entstehung der Quellen ist sehr alt; schon Aristoteles, Seneca und Vitruvius haben sie aufgestellt.

Das Auftreten der Quellen steht mit der Natur der Gebirgsart, der Structur und Lagerung im innigsten Verhältniß. Je mehr im Allgemeinen das Gestein nach allen Seiten hin zerklüftet und zerrissen ist, um so günstiger werden die Verhältnisse für das Entstehen der Quellen sein, aber

eben nur dann, wenn die Spalten auf lange Strecken hin miteinander zusammenhängen, so daß also die Wurzeln der Quellen auf der breitesten Grundlage ruhen, d. h. sich über weite Flächen ausdehnen und sich überdies noch reichlich verzweigen. Anderenfalls kommt das eingedrungene Wasser sehr bald wieder zu Tage und bei mangelndem Regen kann eine Erschöpfung von Vorräthen eintreffen, sogenannte Hungerquellen.

Im Wildzerriffen und tiefgespaltenen Kalk- und Dolomitgebirge dringt das atmosphärische Wasser in große Tiefen ein und findet meistens erst im Thalboden einen Ausweg, wo es dann oft in zahlreichen, mächtigen Quellen von köstlicher Frische hervorsprudelt und die wundervoll gefärbten, blauen und grünen Gebirgsbäche der Kalkalpenthäler nährt. Daher wir auf den Abhängen und Höhen dieser Gebirge so selten Quellen antreffen, ja und auch diese im Thal versiegen zu meist im Juli oder August, wenn nämlich die sie ernährenden Schneemassen durch die Sommerwärme abgeschmolzen sind. Ein wohlzubeachtender Wink für Kalkalpenbesteiger.

Im sanftansteigenden Schiefergebirge mit seinem geschichteten, leicht verwitterbaren Gestein, findet das Wasser, die Schichtensflächen verfolgend, überall leicht einen Ausweg, daher auch in diesen Gebirgen zahlreiche Quellen den Wanderer erfreuen, und meistens schon wenige Schritte unter der Spitze oder dem Kamm eines Glimmerschiefer- oder Chloritschiefergebirges findet der Besteiger einen fast nie versiegenden Born.

Die Wassermenge der Quellen ist abhängig von der Menge der Niederschläge, von der Größe der Sammelfläche und von der Bewaldung. Diese letztere namentlich steht in innigster Beziehung zur Ergiebigkeit der Quellen. Der Wald saugt wie ein Schwamm das Regen- und Schneewasser auf und gibt es nur allmählig

wieder ab an die Quellen, so daß diese niemals vertrocknen. Mit der Entwaldung der Gebirge bleiben auch meist alle Quellen aus, und nur bei stärkeren Regengüssen wälzen die von keinem Wald mehr zurückgehaltenen Gewässer ihre schlammige Fluth verheerend in's Thal.

Die Temperatur, ein wesentlicher Factor zur Beurtheilung eines Quellwassers, steht im innigen Verhältniß mit der mittleren Jahrestemperatur des Ortes, und mit der Tiefe, aus welcher sie hervorkommt.

Quellen, die ihr Sammelbecken in einer Tiefe von etwa 20 Metern haben, das ist in der Schichte der unveränderlichen Temperatur, haben die constante mittlere Jahrestemperatur des Ortes, also in den Thälern der Alpenländer, je nach der Lage, 6 bis 8° R. Liegt das Sammelbecken in größeren Höhen der Gebirge, so hat die Quelle die mittlere Jahrestemperatur dieser Höhen. So z. B. hat die berühmte Fuscherquelle in einer Meereshöhe von 1180 Metern eine Temperatur von 5° R., die Katharinenquelle beim Miklaushofe in Unterkärnten, 480 Meter Meereshöhe, 6° R., die Quelle unter dem Sattel des Krimmlertauern 2° und die Quelle am Timmlerjoch gar nur 1° R.

Solche Quellen haben Sommer und Winter eine constante Temperatur, oder wie man gewöhnlich sagt, sie sind im Sommer kalt, im Winter warm, weil die Temperaturdifferenz zwischen Luft und der Quelle im Sommer und Winter eine auffallende ist.

Nachdem erwiesen ist, daß die Temperatur der Erde nach innen von der Schichte der unveränderlichen Temperatur an gerechnet, nach je 30 Metern um 1° zunimmt, so ist es auch erklärlich, daß das Wasser, wenn es genöthigt ist, auf seinem unterirdischen Laufe in größere Tiefen einzubringen, um auf der anderen Seite wieder zur Quellenmündung em-

porzusteigen, um so wärmer ist, aus je größeren Tiefen es hervorbringt. So entstehen die warmen und heißen Quellen, in den Alpen z. B. Willach und Gastein.

Quellen, die aus geringer Tiefe kommen und unter der Oberfläche fortfließen, nehmen die mittlere Temperatur der Jahreszeit an, und sind im Sommer lau und im Winter eiskalt, daher von geringem Werthe.

Wenn auch das niederfallende Regenwasser, außer den luftförmigen Bestandtheilen, die es aus der Luft aufnimmt, als vollkommen rein anzusehen ist, so ist doch das aus der Erde oder aus dem Felsen hervorquellende Wasser niemals ganz rein.

Auf dem oft langen unterirdischen Laufe kommt das Wasser mit den mannigfachsten Mineralien und Gesteinsarten zusammen, wovon es verschiedene Mengen auflöst. So ist es wohl erklärlich, daß das Quellenwasser niemals ganz reines Wasser ist, sondern die mannigfachsten Stoffe und in verschiedenen Mengen gelöst enthält, je nach der Beschaffenheit des Gesteins, durch welches dasselbe geflossen. Schon bei Plinius lesen wir:

Tales sunt aquae, qualis terra, per quam fluunt.

Insbefondere ist es die Kohlensäure, welche das Wasser schon als Regen aus der Luft aufnimmt und sich beim Durchsickern durch die Dammerde mehr oder weniger damit sättigt, und daher in jedem Quellwasser vorhanden ist. Kohlensäurehaltiges Wasser löst hingegen Substanzen, wie kohlensauren Kalk, Magnesia, Eisenoxibul, sowie gewisse Alkaliverbindungen auf, welche reines Wasser nicht zu lösen im Stande ist. Gewisse Salze, wie Chloride, schwefelsaure Alkalien und Gyps sind schon an und für sich im Wasser löslich, ebenso gewisse organische Färbungsproducte.

Daher finden wir in größerer oder geringerer Menge diese Stoffe fast in jedem Quellwasser gelöst. Wenn

wir auch hin und wieder, besonders in höheren Gebirgsgegenden, Quellen finden, deren Wasser eine so geringe Menge fremdartiger Bestandtheile enthält, daß die gewöhnlichen Reagentien darin keine Veränderungen bewirken, so sind dies doch nur Ausnahmen.

Alle Quellwässer hinterlassen beim Verbunsten einen erdigen Rückstand von den darin aufgelösten festen Substanzen, gewöhnlich 200—400 Milligramm im Liter. Ein Wasser, wovon ein Liter einen Abdampfückstand von 1 Gramm und mehr hinterläßt, nennt man ein Mineralwasser. Gewisse Gesteine, wie Glimmerschiefer, Chlorschiefer und Sandstein, enthalten fast gar keine löslichen Bestandtheile, daher die Quellen des Schiefergebirges oft nicht einmal einen Rückstand von 200 Milligramm geben, und als die reinsten Wässer zu bezeichnen sind. Das Wasser der Dolomit- und Kalkgebirge gibt immer einen stärkeren Rückstand und enthält größere Mengen Kalksalze und Magnesia.

Eine gewisse Menge gasförmiger, namentlich Kohlensäure, und fester Substanzen muß aber jedes gute Trinkwasser bis zu einem gewissen Grade enthalten, aber nicht mehr als 200 bis 300 Milligramm Abdampfückstand im Liter, um als wohlthätend zu gelten. Der Kohlensäure, den kohlensauren Salzen und wenigen anderen Bestandtheilen verdankt eben das Wasser seinen erfrischenden Geschmack, und sie sind auch dem Trinkwasser durchaus nothwendig, indem sie die Verdauung befördern und nöthigenfalls der Körper die zur Knochenbildung nothwendigen Materialien daraus entnimmt. Ganz reines Wasser würde uns bei aller Frische nicht munden, es schmeckt fade und weich.

Hingegen wirkt ein Wasser, welches viel Kalksalze, kohlensauren Kalk und Gyps, über 300 Milligramm im Liter, enthält, verstopfend, schwefelsaure Salze wirken purgirend und gelöste organische Substanzen sind als

Fäulnißproducte durchaus schädlich und ungesund.

Gewisse Trinkquellen haben wegen ihrer Klarheit, Frische und wohlthätigen Wirkung ihren Ruf seit Altersher. Die poesiereichen Griechen bevölkerten die noch heute berühmten Quellen Griechenlands und Kleinasien mit Nymphen und Najaden, und auch in unseren Tagen spricht man noch oft von einem wunderthätigen Brunnengeist — ein Beweis, in welchem Ansehen von jeher eine gute Quelle gestanden ist und noch steht. Die nüchterne Wissenschaft hat den Quellen den Reiz der Poesie genommen und an dessen Stelle die minder poetische chemische Analyse gestellt.

Zur Beurtheilung der Güte eines Quellwassers ist jedoch die chemische Analyse nicht immer unumgänglich nothwendig. Ist das Wasser vollkommen klar, farb- und geruchlos, von angenehmem Geschmack, frisch, Sommer und Winter von gleicher Temperatur, höchstens 8° R., wenn es beim Stehen in einem Glase zahlreiche Luftperlen an den Wänden ansetzt, durch Seife nur sehr schwach getrübt wird und wenn man davon mit Genuß mehrere Gläser hintereinander trinken kann, ohne ein unangenehmes Gefühl der Ueberfüllung zu empfinden, so kann es als ein gutes Trinkwasser angesehen werden. Ist es hingegen reich an Kalksalzen, so wird es durch Seife stark getrübt und scheidet bei mehrtäglichem Stehen, noch schneller beim Kochen einen weißen Bodensatz oder eine Kruste ab, den sogenannten Pfannenstein. Ein solches Wasser heißt harte Wasser, weil es Hülsenfrüchte nicht weich zu kochen im Stande ist. Dieses ist als Trinkwasser nicht Jedermann zuträglich. Solche Quellen zeigen nicht selten bei ihrem Ursprunge bedeutende Kalkausscheidungen in Form von Kalktuff oder Incrustationen. (Tuffquellen). Daß ein solches Wasser auch zum Waschen unbrauchbar ist, kann nicht befremden, weil die Seife durch den Kalk zersetzt und unwirksam wird.

Ein Wasser, welches organische Substanzen enthält, nimmt bei mehrtäglichem Stehen einen widerlichen, fauligen Geruch an und gibt beim Verdampfen einen Rückstand, der sich beim weiteren Erhitzen bräunt oder schwärzt.

Enthält das Wasser schwefelsaure Salze und organische Substanzen, so nimmt es beim Stehen in vollen, luftdicht verschlossenen Flaschen einen Geruch nach faulen Eiern an.

Auch der Ort, das Gestein, aus welchem die Quelle hervorbricht, gibt in vielen Fällen einen Fingerzeig für die Güte derselben, sowie die im Laufe des Jahres sich ändernde Temperatur. Im Kalk- und Dolomitgebirge findet man häufiger harte, im Schiefergebirge, im Granit und Sandstein mehr weiche Wässer. Quellen, die im sumpfigen Boden ihr Sammelbecken haben, enthalten viel organische Substanzen und sind sehr ungesund. Quellen, die im Sommer warm und im Winter kalt sind oder gar zufrieren, sind im wahren Sinne des Wortes nicht weit her, das heißt sie kommen nur aus geringer Tiefe, fließen unter der Oberfläche fort; es fehlt ihnen durchwegs das erfrischende Element, die Kohlensäure, und sind noch überdies oft mit Verwesungsproducten gesättigt.

Aber auch das beste Wasser kann durch unvernünftige Behandlung gänzlich verdorben und ungenießbar gemacht werden, nämlich durch ungeschickte Fassung der Quelle und schlechte Leitung des Wassers. Die Quelle muß, wenn sie nicht directe aus dem Felsen kommt, an ihrem Ursprung sauber von allen verwesenden organischen Stoffen gereinigt und freigehalten werden, der Boden werde mit reinem Sande bedeckt und die Quelle mit einem verschließbaren Steinbau überwölbt, damit alle absichtlichen oder zufälligen Verunreinigungen unmöglich sind. Die Leitung kann, wenn das Gefälle stark ist, aus lärchenen Röhren gemacht

werden, welche aber mindestens einen Meter tief und womöglich mit Schotter umgeben, nie aber bloß auf der Oberfläche oder durch sumpfige Strecken gelegt werden. Ist das Gefälle schwach, so sind eiserne Leitungsröhren das einzig Richtige. Ist eine gute Quelle in der Nähe und es geht aus verschiedenen Gründen nicht gut an, dieselbe zum Orte, zu den Wohnungen zu leiten, so baue man wenigstens einen guten Fußweg dahin, umgebe dieselbe mit schattigen Bäumen und Ruhe-

plätzen, und die Sommergäste werden es dankbar anerkennen.

Auch in diesem Punkte können wir vom klassischen Alterthum lernen. Nicht nur daß gute Quellen von den Dichtern besungen wurden, sondern man errichtete über denselben kostbare Hallen und Tempel, umgab sie mit dem Zauber einer üppigen Vegetation, und leitete ihr Wasser in langen kostspieligen Aquädukten in die Städte, um deren Bewohner mit gesundem Trinkwasser zu versorgen.

## Wanderer und Schnitterin.

Wanderer:

Allweil so fleißig noch  
Schnitterin?  
Ist aber'n Hügel doch  
Längst schon die Sonne hin!  
Komm', unter'm Bindenbaum  
Dorten am Wiesenraum,  
Sitzend im Dämmerchein  
Halten wir Raß!

Schnitterin.

Kann do nit feiern geh'n,  
Weil no die Aehren stehn —

Wanderer.

Wenn du kein' Zeit nicht hast,  
Schau doch nur auf zu mir!  
Mädel, sei g'scheidt!

Schnitterin.

Weg die Hand!  
Ober die Sichel schneid't!

Wanderer:

Bliz und Brand!  
Ist das ein Augenpaar!  
Reinst wohl, ich fürcht' mich gar?  
Meiner Seel' — nein!  
Laß Deinen Born  
Aus nur am Korn —  
G' noch ein Sternlein blinkt,  
G' noch der Nachthau sinkt,  
Bist Du doch mein!

Schnitterin.

Wabst, daß i Diab' und Treu'  
Alle Tag' wechsl' neu?

Wanderer.

Haß einen andern Schatz?  
O, das verdrückt mich frei.

Schnitterin.

Brahler, haß Recht,  
Du wärst mir viel z'schlecht.

Wanderer.

Freilich verdrückt mich das.  
Aber Du, sag' mir an:  
Der, den Du gern haßt,  
Was ist er denn, was?

Schnitterin.

Er is Soldat.  
Morgen a Jahr is' grad,  
Daß er marschirt is' — weit  
In die Türkei —  
War nur der Krieg bald aus!  
Steh' ihm der Himmel bei,  
Daß er die ganze Zeit  
G'sund bleib', und wieder z'haus — —  
Aber was red' i da —  
Geh' Di das Alles ja  
Do gar nig an! —

Wanderer.

Soll i des Teufels sein,  
Wenn i mi schlau und fein  
Bänger verstellen lunt,  
Kennst mi denn richtig nit?

Schnitterin.

Michel! — Wie g'schieht mir denn,  
Daß i Dei' Stimm' ertenn'  
Jetzt erst? — Geh' her!  
Mei liaber Dua!  
Hät' i das früher g'wußt! —  
Michel, nach Herzenslust  
Rück' mi nur zua!

Ernst Hauser.



## Wie die Völker tanzen.

Eine Studie von Ernst Reiter.

### I.

„Ach, wie ungereimt!“ werden Sie vielleicht ausrufen, mein schönes junges, von den süßen Zauberklängen der kurz zuvor vernommenen Ballmusik noch halb und halb beraushtes und begeistertes Fräulein, wenn Ihnen diese Zeilen absichtslos und zufällig etwa unter die Neuglein kommen. „Welch' ein undankbares Thema für einen Autor, während der fröhlichen Zeit des Dreikönigtages und dem aschgrauen Mittwoch, dem ersten Festtage der officiellen Geigenklänge und dem der marinirten Aale und Häringe, dem Leser, mindestens der jungen tanzlustigen Welt, ein Capitel über den Tanz zu unterbreiten, uns zuzumuthen, über den Tanz zu lesen, wo uns doch nur die Seligkeit des Dahinschwebens auf glattem Parquet eben ganz und voll erfüllt!“ ...

Und wie sehr auch diese Apostrophe dazu angethan ist, mir die Feder zu entziehen, so halte ich nichtsdestoweniger diese Zeitperiode für nicht gar so ungeeignet, um nicht den Versuch zu wagen, mit einer kleinen bescheidenen Abhandlung in diesen Blättern über den Tanz und seine Geschichte zu dociren ...

Wenn wir, allerdings ein wenig weit ausholend, uns etwa fragen, wer der erste Tänzer, oder wenn wir so sagen dürfen, der Erfinder des Tanzes gewesen, so wird die einzig treffende Antwort darauf wohl lauten müssen: der erste Tänzer sei kein Anderer als der erste Mensch gewesen ... Ein Entzücken, ein freudiges Fühlen und Aufstammen der ahnungslosen Seele, das urplötzlich über ihn gekommen, hat ihn wohl zu einer

Reihe erregterer Bewegungen seines Körpers, seiner Arme, zu wenn auch wenig kunstmäßigen Sprüngen seiner Füße veranlaßt, hat ihn für mehr oder minder langdauernde Momente aus dem früheren Zustande der Ruhe gebracht, hat ihn mit heiterer seliger Stimmung beglückt, ganz im Gegensatz etwa zu jener, die ihn erfaßte, da er aus irgend einem Grunde Widerwärtiges erfahren hatte. Und war dieses rasche Sichbewegen, dieses freudige Hüpfen oder Emporspringen auch noch weit entfernt, ein Tanz zu sein, so war es doch der erste Schritt hiezu; denn beide Bewegungen entsprangen ja einem und demselben Gefühle: einer wonnigen Erregung ...

Der Tanz war, in seiner ersten unvollkommenen Gestalt schon, ein Bedürfniß des Naturmenschen und soweit wir auch in der Geschichte des Lebens aller Völkerschaften zurückblicken mögen, überall finden wir, wenn auch zumeist ohne die geringste ästhetische Form, denselben vorhanden. Der Eine, der Wilbe, tanzte nur aus unbewußtem innerem Triebe, der Andere, der Gebildete, im Bewußtsein des künstlerischen Werthes, mit Schönheitsfium. Daher finden wir schon in der Urzeit, bei den ältesten Menschenstämmen und Völkern, wenn auch nur als Ausdruck der Naturkraft, den Tanz vertreten. Mit der Musik vereint gehört die Kunst des Tanzes zu den ersten und ältesten Künsten ... Allerdings zieht sich ein endlos langer Weg von diesen Ursprüngen bis zum heutigen rhythmisch-geregelten, wohlgepflegten Kunztanz, und es wäre vielleicht so ganz ohne

Interesse nicht, dieser Entwicklung einige Beachtung zu schenken...

Wie wir aus den alten Schriftstellern ersehen oder uns sonstige Ueberlieferungen vermelden, war der Tanz im Alterthum weniger ein Vergnügen der Tänzer selbst, als vielmehr eine Art dargebrachten Opfers, eine religiöse Pflicht und ein Theil des Cultes, oder auch wohl eine Art Schauspiel, welche durch eigens hiezu bestellte und gewählte Individuen zur Unterhaltung und zum Ergötzen der Gäste und Zuschauer überhaupt veranstaltet wurde. Die Aegypter z. B. nennen *T h a u t*, der die Zahlen, die Rechenkunst, die Meß- und Sternkunde, sowie die Buchstaben erfunden haben soll, den Erfinder des Tanzes und ihre Priester, von deren religiösen Lehren, Sautirungen und wissenschaftlichen Kenntnissen uns so Vieles dunkel geblieben ist, führten bei den festlichen Aufzügen und Processionen ernste pantomimische Tänze auf; während hingegen bei der großen Feier im Tempel des *P h t h a* zu Memphis, der Einführung des diesem Gotte geheiligten Stieres *A p i s*, freudige Tänze unter rauschender wilder Musik producirt wurden, welchen das von allen Länderstreden herbeigeströmte Volk freudigst zulauchzte. Auch bei Beginn des Anschwellens des Nils wurde unter enblosem Jubel getanzt. So gaben in dem, an den Tempel des *P h t h a* angrenzenden Gemache, das der höchste Verehrung genießende *A p i s* inne hatte, begeisterte, oder besser, verzückte Knaben unter leidenschaftsvollem Tanzen Jenen Auskunft und Antwort, welche den schwarzen Stier um sein Orakel befragt hatten. Selbstverständlich von wesentlich anderer Art waren die Trauertänze, welche bei Leichenbegängnissen gebräuchlich waren. Auch auf der Wallfahrt nach dem reizend inmitten der Stadt vertieft gelegenen Tempel der *B u b a s t i s*, der über den Voll- und abnehmenden Mond waltenden und gebietenden Tochter des

*O s i r i s* und der *I s i s*, zu *B u b a s t o s*, welche Feier (*sacra Bubastia*) noch unter der Herrschaft der Römer begangen wurde, führten die dahinziehenden Weiber unter schallender Musik und von frivolten Scherzreden begleitet, rohe üppige Tänze auf. Hier gab es auch stets eine große Zahl sogenannter Kunsttänzer, welche so viel wie ein Gewerbe daraus machten, ihre bejubelten Leistungen vor der Menge sehen zu lassen. Und die ältesten Denkmäler der Aegypter weisen schon, bald einzelne Figuren, bald wieder ganze Gruppen, mit und ohne Musikinstrumente, frei und miteinander verschlungen, tanzend auf, die uns also wohl auf das Bestimmteste Zeugniß dafür ablegen, daß der Tanz schon in den grauesten Zeiten des Alterthums bekannt und geübt war...

Und wenden wir uns nach den Ländern des heiligen Ganges, nach dem alten Indien, darinnen die gottgeweihte Lotosblume in aller Pracht erblüht und die frommen Brahmanen, die Abkömmlinge und Priester des obersten lebeneinhauchenden Gottes, dem ersten der dreieinigen Gottheit *Brahma-Wischnu-Schiva*, bei vernichtender Dürre hinabziehen zu den segenspendenden Wassern des Stromes, um durch ihre den Göttern so wohlgefälligen Gebete befruchtenden Regen herbeizuflehen; — so finden wir auch hier den religiösen Tanz, schon bis in die älteste Zeit hinaufgehend, vor, ja, wir sehen sogar, wie uns *Rucian's* Schrift *Περὶ ὀρχήσεως* versichert, daß ihre Götter im Himmel ihre eigenen Tänzerinnen haben, welche durch ihre entzündende Kunst jene Allmächtigen selbst zu ergötzen und zu berauschen vermögen. Eine ihrer hervorstechendsten und nationalsten Gottheiten, *Indra*, der „Bezwiner“, der im Pantheon der Hindu's abgebildet ist mit vier Armen und vier Händen, von denen zwei eine Lanze tragen, die dritte den Donnerkeil, die letzte aber leer ist, Gott *Indra* selbst hat seine Lieblings-

tänzerin, die oberste Göttin des Tanzes, die Rhambé. Und wie in den längst verrauschten Tagen Alt-Indiens, so werden auch heute noch dortselbst in allen Tempeln Mädchen, die Devabasis, nunmehrigen Bajaderen, gehalten, welchen keine andere Aufgabe zufällt, als bei feierlichen Umzügen und Processionen während des Lobgesangs und der preisenden Aufzählung der ausgeübten guten Thaten des Gottes, vor dessen zur Schau getragener Bilde einher zu tanzen...

Diese „Tänzerinnen der Gottheit“ sind eine für uns Abendländer so hochinteressante Rasse, daß ich nicht zu widerstehen vermag, an dieser Stelle einige näher darauf eingehende Zeilen einzufalten. Zwischen den Bajaderen, welcher Begriff eben alle jene Mädchen umfaßt, herrscht ein wesentlicher Rangunterschied vor. Die höchstgestellten sind dem Dienste der großen Tempel zugewiesen, die, welche den niederen Gottheiten ergeben sind, werden auch zu Profan-Festlichkeiten gerufen und erheitern dann die Gäste bei vornehmen Tafeln u. s. w. theils durch die oft berückende Kunst ihres feengleichen Tanzes, theils aber auch, indem sie ihre Reize, nicht allzu eifersüchtig hütend, Dem oder Jenem, der ihr Wohlgefallen namentlich durch ein kostbares Geschenk zu erringen versteht, bedingungslos preisgeben. Oft ziehen sie auch in Gruppen im Lande umher, von dem mitunter reichlichen Ertragnisse lebend, das ihre zwiefache Kunst abwirft. Doch dies gilt, wie erwähnt, nur von den Devabasis, welche den „kleinen“ Gottheiten dienen; die höherer Ordnung sind den strengsten Gesetzen unterworfen, deren geringste Verletzung ihnen Verstümmelung des Körpers und Verbannung zuzieht, ja, in den ältesten Epochen selbst den Tod eintrug. Man scheert ihnen dann unbarmherzig den reichen lockigen Haarschmuck ihres Hauptes glatt ab, schneidet ihnen die zierlichen Ohren ab und geißelt sie zu

allem Ueberflusse noch in mörderischer Weise auf offener Straße, vor dem Tempel, um so die beleidigte Gottheit zu versöhnen. Eine Devabasi muß ein Engel an Schönheit, an Liebreiz sein, ihr Gesicht, ihre schlanken, feinen, gelenken Glieder müssen das Entzücken jedes Kenners hervorrufen; außerdem darf sie weder das mannbare Alter erreicht, noch sich bereits verlobt haben. Nicht uninteressant sind die mannigfachen Ceremonien, welche bei Einführung dieser für den bevorzugten Stand der Bajaderen ausermählten Mädchen in den Tempel Platz greifen. An der Pforte desselben empfangen die künftigen Gefährtinnen ihre neue Schwester, im heiligen Weiher, dessen Fluthen mit Gangeswasser besprengt sind, nimmt die Novizin sodann ein Bad, worauf sie mit einer aus weißem Mouffelin gefertigten Tunika helleidet und mit den funkelnden und schimmernden kostbaren Tempelkleinodien geschmückt wird. Jetzt erst erfolgt die feierliche Weihe durch den Brahmanen. Von nun an bleibt die der hervorragenden Klasse der Devabasis Angehörige der Außenwelt für immer entzogen. Doch gar so schlimm sieht es mit der strengen Clausur dieser Jungfrau nicht! Es bleibt ihr nämlich unbenommen, sich zur Gesellschaft, außer ihren Mitschwestern, auch einen — Geliebten zu wählen, den sie dann in den beiden ersten Hindukasten gar leicht findet. Gewöhnlich weiß sich einer der Herren Tempelpriester, einer der weisen Brahmanen, diese Gunst zu erringen. Die Bajaderen der großen Tempel und großen Götter müssen es sich mit diesem einen Exemplar von Verehrer genügen lassen (zwar nicht eingeweiht in die Tempelgeheimnisse Indiens sagt mir jedoch eine innere Stimme, daß es auch dort vielleicht einen „Wechsel alles Irdischen“ gäbe) während die zweiter und dritter Ordnung, wie Bismarck das Geld, ihre Liebhaber nehmen dürfen, wo sie sie finden. Die Länge dieser „gott-

geweihten Kinder“ stellen fast immer, unter Musikbegleitung, eine Göttersage, einen Liebeshandel oder Aehnliches dar, und das Publikum zeichnet sie selbst und ihre Leistungen nicht selten in wahrhaft überchwänglicher Weise aus. Nach dieser Abschweifung möge nur noch erwähnt sein, daß die alten Indier auch der Sonne ihre Reverenz durch einen schwungvollen und graziosen Tanz ausdrückten; still und feierlich tanzten sie sowohl beim Auf- als auch beim Niedergang der großen Spenderin alles Lebens . . .

Bei den assyrisch-phönizischen Völkern waren es ganz besonders die Hierodulen, die sich den Tempelbesuchern gegen ein der Gottheit gewidmetes Geschenk selbst preisgebenden Tempeltänzerinnen, welche, während der als reines Feuer verehrten, im Silbe mit dem Stierkopfe sich präsentirenden, jungfräulichen Kriegs- und Siegesgöttin Astarte gehuldigt wurde, sinnige Tänze mit unzähligen Gebarden und Gesten ausführten. Der arg berücksichtigte griechische Rordax, ein durch seine absonderlich ausartende Wildheit bekannter Tanz, soll, nach Meursius: „De orchestra etc.“, seinen Ursprung in Kleinasien, besonders in Lybien gehabt haben.

In Phrygien wieder war es die Secte der Korybanten, die dem Cultus der Kybele oder Rhea Ergebenen, welche ihren heiligen Dienst durch in Waffen ausgeführte Tänze documentirte, bei denen es unter wüthender Begeisterung, unter wildem Geschrei und tollem Lärmen, von ohrenzerreißender Musik begleitet, nahezu fanatisch ausschreitend herging . . .

Auf unserer besügelten Wanderung zu den alten Völkerschaften des damals bekannten Erdkreises gelangen wir nunmehr auch zu dem weiterzweigigen Stamme der Hebräer. Hier finden wir desgleichen den Tanz, in erster Linie der „Gottheit“ (Elohim), dem „Herrn“ (Adonai) gewidmet. Erzählt uns nicht schon das „Buch der Bü-

cher“, die Bibel, von dem Tanze um das goldene Kalb, der allerdings selbst noch in unseren Tagen, wenn auch nur figurlich genommen und nicht am Berge Sinai, wieder neu auflebte. Aber auch im Familienleben, bei Privat-Feierlichkeiten, bei Volks- und Naturfesten verwerthete sich der Tanz in hervorragender Weise. Hier waren es vorzüglich Jungfrauen, welche theils sich im Kreise drehend und mit den Händen in den Hüften fegend, theils senkrecht emporspringend und hüpfend, bald einzeln, bald wieder in vollen Reihen, einander mit den Armen umschlungen haltend, vom eigenen oder auch dem Gesange eigens dazu bestellter Sänger und Musiker begleitet, der Kunst des Tanzes huldigten. An Gelegenheit hiezu fehlte es nie. War es nicht das häusliche Fest eines Begüterten oder das der Weinlese, so mochte es der Einzug eines siegreich heimkehrenden Kriegshelden sein oder irgend eines, das der Cult vorschrieb. Daß es selbst Feldherrn nicht verschmähten, mit tanzlustigen Weibern gemeinsame Sache zu machen, erzählt uns ja das alte Testament; war es doch Mirjam, der nach dem glücklichen Durchzug durch das sich so freundlich theilende Rother Meer an der Spitze aller Weiber einen ausgelassen-freudigen Fest- und Triumphtanz, gewiß eine Art hebräischen Cancan, ausführte. Wie sehr auch Moses seine Stimme, namentlich gegen die Ausschreitungen des Tanzes, erheben mochte, die oft zur Tanzwuth gesteigerte Tanzlust endete nicht; im Gegentheil, späterhin begannen sogar die Männer und zwar mit einem gewissen Fanatismus, dem Tanzen zu obliegen, allerdings abgefordert von der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts. Bei der festlichen Einholung der Bundeslade, bei der religiösen Jahresfeier zu Silo, veräumten sie nicht, ihre tollen Sprünge zu produciren.

Auf der höchsten Stufe der Beliebtheit stand der Tanz aber bei den

Hebräern erst viel später; zur Zeit der syrischen Herrschaft, wie uns Zeltner in seinem „De choreis veterum Hebraeorum“, Renz u. A. erzählen. Welch' bedeutende Rolle spielten da nicht der nächtliche Fackeltanz am Laubhüttenfest (eine quasi Abart desselben hat sich bis auf unsere Zeit vererbt, freilich in weit anderer Form), die eigenartigen Weinbergtänze am Versöhnungstage, die allwärts kultivierten Freudenreigen, welche am Passahfeste in Aegypten, zum Andenken an den Untergang des Königs Pharao und seines Volkes im Rothen Meer getanzt wurden, die endlose Zahl der freien ausschweifenden, wüsten Tanzweisen, die noch gebräuchlich, gar nicht gerechnet. Die Israeliten wurden in diesen Zeiten vielleicht zum tanzlustigen Volk der Erde. Mit ihnen schließt sozusagen die erste große Periode des Tanzes ab. Eine neue Welt öffnet sich, ein Bild zieht vor unseren Blicken auf, das in seinem Charakter, in seinem ganzen Sein ein wesentlich anderes Gepräge trägt.

Wenn wir uns der intellektuellsten Völkerschaft des Alterthums, den Griechen jener Periode, nähern, so wissen wir auch bereits, daß wir die Tanzkunst dort auf einer bis dahin unerreichten Höhe der Vollkommenheit, der Vereblung, der Durchbildung finden werden. Auch hier ist sie zum Theil noch der Verherrlichung des Cultes, aber auch und zum größeren Theile schon, dem Vergnügen geweiht. Pfl egten doch ihre Götter selbst den Tanz, wie sollten die Menschen, welche diese Götter verehrten, diesem nicht hold sein! Ziehen nicht die neun Schutzgöttinnen der schönen Künste und Wissenschaften, die Musen selbst, tanzend den Helikon hinan, um dort auf jenen lichten Höhen dem allgebietenden Zeus zu opfern? Drehen sich nicht die der Freude hulbigenden Götter oben im Olymp, alle, alle, die Charitinnen und die Horen, Aphrodite an ihrer Spitze, bei den

heiteren Klängen der Zither, bei den losen Schalmeyen der Hirtenflöte, die Apollo und die Musen meistern, im wechselnden Reigen und werden nicht Apollo, der „Goldgelockte“, der fernhintreffende „Lichtgott“ und Terpischore, die die Lyra und das Plektron führende „Tanzfrohe“ geehrt als die Schirmer und Beschützer der edlen Tanzkunst? ... Und Homer, der mythenhafte Sänger, erzählt er uns nicht an mancher Stelle seiner Epopöe, wie der Tanz, vereint oft mit mimischem Ausdruck, zum Vergnügen der Griechen geworden im profanen Leben? ...

Auch sie hatten eigene Tänzer, die es durch die seltene Höhe, auf der ihre Kunst stand, zu Berühmtheit gebracht. Singt der hellenische Barde nicht in seiner Odysee durch den Mund Alkinoos', des Phaiaken Herrschers:

„Auf denn, phaiakische Meister des schönen geordneten Tanzes,  
Spielt vor uns, daß der Fremdling ver-  
kündige seinen Geliebten,  
Wann er zu Hause gelehrt, wie weit wir  
ragen vor Andern  
Als Schiffler und Käufer und fertig im  
Tanz und Gesange.  
Auch dem Demodokos möge man schnell  
die klingende Harfe  
Bringen, die irgendwo hängt in unserer  
stättlichen Wohnung...“

Und wieder:

„Auch die Wärter des Kampfs erhuben sich,  
neun in Allem,  
Oeffentlich auserwählt, in dem Kampfspiel  
Jedes zu ordnen,  
Ebneten Raum dem Tanz und be-  
huten den zierlichen Schauplatz...“

Und hundert Verse weiter berührt Homer mit einer neuen Stelle Tanz und Tänzer also:

„Aber Alkinoos hieß den schönen Saodamas jezo  
Einzelnen mit Galios tanzen; denn  
Niemand wagt' es mit Jenen.  
Sie nun nahmen sogleich den zierlichen  
Ball in die Hände,  
Welcher aus Purpur ihnen von Polybos  
künstlich gewirkt war.  
Siehe, da schwang ihn Einer empor zu den  
schattigen Wolken,

Küdlings gebeugt; und der Segner, im Sprung von der Erde sich hebend, hing ihn lebend in der Luft, eh' der Fuß ihm den Boden berührte.  
 Jetzt, nachdem sie den Ball g'rad auf zu schwingen versucht,  
 Tanzten sie leicht einher an der nahrungspflanzenden Erde  
 In oft wechselnder Stellung; und andere Jünglinge klappten  
 Stehend im Kreise dazu; es klang ein lautes Getöse auf.  
 Dann zu Alkinoos sprach der göttergleiche Odysseus:  
 „Weit gepriesener Held Alkinoos, mächtiger König,  
 Siehe, Du rühmest Dich der trefflichen Tänzer auf Erden,  
 Und Du behauptest den Ruhm; mit Stauenen erfüllt mich der Anblick! ...“

... In späteren Tagen war der Tanz in Griechenland ein unerläßliches Bildungsmittel für jeden Freier geworden und selbst Männer, bis zum 30. Jahre, mußten darin Unterricht nehmen und sich öffentlichen Prüfungen über das Gelehrte unterziehen. Der Tanz galt — und gilt wohl auch heute noch bei uns — als eine hohe Schule für den äußeren Anstand, für würdevolle Haltung, für verfeinerte Tournaire und Grazie, gewiß aber auch wird er, der edle Tanz eben, zum Bringer einer inneren Harmonie, eines geistigen, seelischen Gleichmaßes... Oläser in seinem prächtigen Werke: „Cantus et saltatio apud Graecos“ schreibt u. A., daß in jenen Tagen ganz besonders die Dorer die Tanzkunst gepflegt hatten, daß in Sparta schöne Knaben in rhythmischen, dem Auge des Kunstfreundes so wohlgefälligen Bewegungen und zwar nach und jeden Moment bestrebt, ein anderes, immer plastisch hübscheres Bild zu bieten, tanzten und durch lebendige, aber edle Gebärden einzelne Kämpfe und das Ringen der Krieger gar treu darstellten...

Die Zahl der beliebten und im Schwunge befindlichen Tänze war nicht gering. Von außerordentlicher Wirkung war der gymnastische Tanz, Bibasis genannt, bei dem Knaben und

Mädchen ihre große Meisterschaft im Aufwärtsspringen documentiren konnten. Im Frühlinge, wenn die Kraniche ihre Wanderzüge aufnahmen und die ganze Landschaft durch ihr Erscheinen nahezu einen andern Charakter erhielt, die Natur selbst durch ihr neuerwachtes Leben zum Tanze aufforderte, dann zog auch, Arme und Hände in einander verschlungen, die Jugend Hellas' hinaus in die Fluren, zum Bibasis-Tanze... Hestig und ungestüm gaben sich die Dionysischen Tänze, die, der gottesdienstlichen Verehrlichung geweiht, an Alter und Ausbildung sicherlich den ersten Rang unter den Tänzen der Griechen einnahmen, während die dem Apollo zugeeigneten, der Lyrik des einscheidenden Liebes entsprechend, sanft und süß, linde und traut waren. Einen der apartesten Tänze, der späterhin, da er so viel Ursprüngliches und Wahrhaft-Schönes in sich barg, in kunstgerechte Formeneingebämmt wurde, hatten die Winzer, den sie Epilemios nannten und der uns insoferne erhalten ist, als die aufgefundenen pompejanischen Wandgemälde uns seine Attitüden vor Augen bringen. Die tanzenden Paare waren in nahezu bacchischer Art aufgeputzt und sind von ihrem originellen flotten, weindurchsichtigten heiteren Tanz manche Einzelzüge in die Tarantella des heutigen Italiens übergegangen, die gewiß auf jeden nordischen Zuschauer elektrisch wirkt. Für die theatralischen Vorstellungen hatten die Griechen ihre strenge Auswahl an Tänzen getroffen und es kam nie vor, daß ein Tanz, der nur in der Komödie erscheinen durfte, auch in einer anderen Schauspielart verwendet wurde. Die Emmeleia ward nur in der Tragödie, der Kordax nur in der Komödie und im satyrischen Drama nur die Sikinnis, eine oft hochkomische und treue Nachahmung des Tanzes der Landleute und zwar von dem Chore ausgeführt, begleitet von erklärender Musik und von Ge-

fang. Späterhin bildeten sich aus einzelnen plastischeren Tänzen, welche die Heroensagen wiederzugeben suchten, die mimischen Vorstellungen, in denen zumeist allerlei bunte und turbulente Scenen dargestellt wurden; Hirtenleben und Hirtenreiben, Slaventhum, ja selbst Epifoden und Bilder aus der spitzbüßischen Welt der Diebe gab es da zu sehen. In keinem guten Rufe standen die bei den großen Gastmählern, den Symposien, üblichen so lärmenden sicilianischen, noch übler angeschrieben aber waren die sybaritischen und ionischen Tänze.

Ein recht drolliges Spiel, eine komische Augenweide bot den Gästen jederzeit der phrygische Tanz, der in rhythmischer Form das Umhertaumeln, Rollen und Wanken trunkener Bauern unter gleichzeitiger sprechender und charakteristischer Musik zu vollem und heiterstem Ausdrucke brachte. Es berührt gewiß eigens und bleibt immerhin vielleicht ein vorahnendes Zeichen ihres Verfalles im Allgemeinen, daß die Griechen, die als ein Culturvolk ersten Ranges die Tanzkunst auf eine so hohe Stufe zu bringen verstanden, in späteren Tagen dieselbe immer mehr und mehr verkommen ließen. Es zogen da Künstler mindern Grades, in Weiberkleider gehüllt, durch die Lande und producirten ihre zweideutigen Spiele, ein verwerfliches und unanständiges Treiben, das den Niedergang der Tanzkunst wie mit Riesenschritten beschleunigte...

In der zweiten gewaltigen Völker-schaft, welche ich dieser Periode meiner Studie anreihe, der lateinischen Race in Italien der ältesten Epoche, war es, wie überhaupt bei allen Völkern, auch der religiöse Tanz, der, ohne Musik und ohne Gesang, höchstens von den Lauten einer Flöte begleitet, diese Kunst einführte, introducirte.

Die Tänzertaste der „Gistri“ war in Etrurien eine ganz specielle, sich ausschließlich dem Tanze widmende Menschenclasse und soll die Veran-

lassung zur ersten Einführung dieser gottgeweihten Tänze, etwa 390 v. Chr., eine das Land verheerende Pestseuche gegeben haben. Man versuchte mit jenen den Zorn der Götter in der alten Roma zu sänftigen, diese wieder zu versöhnen, und bei allen Opfersfesten waren von da an die etruskischen Tänze gebräuchlich. Die in drei Abtheilungen erscheinenden Tänzer — es gab da Knaben, Jünglinge und Männer — trugen Tuniken aus Purpur, Eisengürtel um die Mitte und sonstigen reichen Kriegerschmud. Jedem einzelnen der Chöre schritt ein Führer voran, der die Tanzweisen, die Bewegungen und Gesten anzugeben hatte und welche streng zu beachten waren. Diesem folgten Musiker, zumeist nur Flötenbläser, seltener auch Citharspieler. Der Charakter dieser Tänze war ausschließlich religiös-kriegerisch und in späteren Tagen, als das Weihevollste dieser Götterhuldigungen schon ein wenig von seinem höchsten Charakter eingebüßt hatte, verspottete die leichtlebige, leichtsinnige Jugend der Tiberstadt dieselben, parodirte sie, so, daß die einst so heiligen Zwecken gewidmeten Tänze zur Grundlage der altrömischen Satyre wurden.

Eine eigenartige Institution von Tänzern war das Priestercollegium der Salier, der „Tanzenden“; der tief-ernste religiöse Waffentanz dieser Secte reichte noch weiter in die Vorzeit zurück. Ihr Cult war einem der Fruchtbarkeits-Götter, dem Mars Gradivus, geweiht. Ihre Kleidung war prächtig: die goldgestickte Tunika mit der ehernen Brustbede darüber, die mittelst Eisenspannen aufgeschürzte Toga praetexta, die helmartige Kopfbedeckung, zur Linken das mächtige Schwert, eine Lanze und Metallstäbe in beiden Händen. Sie hatten ihren eigenen Festtag, an dem sie in feierlicher Weise die Stadt durchzogen, sangen, muscirten und tanzten und ließen es sich am Schlusse dieser Aufzüge bei einem reichlichen und wegen seiner

unerreichten Trefflichkeit sprichwörtlich gewordenen Mahle wohl geschehen. Erst in der Kaiserzeit erreichten die Salier und ihre Festlichkeiten ein Ende...

Der Tanz war, wie bei den Griechen, auch bei den Römern ein Bildungsmittel, ein geselliges Vergnügen der Jugend; nicht nur Jünglinge mußten die Kunst des Tanzes lernen, auch die angesehensten Frauen gaben sich dem Tanze hin, ohne getabelt zu werden; nur war für diese der Kunsttanz verpönt, jener Tanz, welchen die eigens hiezu bestellten Tänzer, die Sistrionen, cultivirten. Wie wir bei den Hellenen, im Homer, von Meistern des Tanzes, von ruhmvoll genannten Tanzkünstlern vernahmen, also gab es auch in Rom zur Zeit des Augustus z. B. zwei gefeierte Tänzer: Bathyllus und Pylades, der erste als komischer,

letzterer als seriöser Tänzer hochgeschätzt... Aber auch über Rom kam die Periode jenes Niederganges der Tanzkunst und Griechenland, das den Latinern soviel Kunst und Wissenschaft, Cultur und Unsterblich-Großes sandte, gab ihnen seine nichtswürdigen, frivolten, ausschweifenden Tänze, führte zur Zeit der Sittenverderbniß die edelsten jungen Römer und Römerinnen, Frauen wie Mädchen, nach den verurufensten Tanzstätten, den Spelunken der Lascivität, der hohen Schule der Verrufenheit, und Römer wie Römerinnen strebten da um die Wette darnach, diese ausschweifenden Tänze zu lernen und fruchtlos blieb aller Feuereifer, mit dem Männer wie Scipio und Cato ihre Landsleute durch Wort und That dem Pfuhe zu entreißen suchten...

## Vom Pferd auf'n Esel.

Eine Geschichte von Frh Kenter; in die feirische Mundart übertragen von P. R. Rosegger.

An olter Montel sibt wärmer, as wia de neumobischn Umschlagtücher; an olter, ehrlicher blauer Rock laßt besser, as wia de sakramentischn Dinger, de s'heuntzutag trogn — hintn niz, voron niz. Und in a Por oltn Stiefeln geht ma leichter, as wir in an Por neugn — und wann ma Heaneraugn hot, scha gor! Und Heaneraugn hot heuntzutog scha glei an Fada, Dan brukt s'burt, Dan brukt s'bo.

So denkt i heuntzutog in oltn Logn. Aba, wir i a so a Bua mit a zwölf Jahr bin gwest, han i, wia die Kiner scha sein, ollaweil wos Neugs wölln hobn. Hon i an neugn Loschnveibl kriagt, ober a neugi Pfeilbign, so trog i's a drei a vier Log mit mir um, as wia wanns mit ongherat't worn war, glei drauf loß i's wo liegn oder i verluist's (verliere es), ober i verwantschl's (vertausche es),

so hon i doh wieda wos Neugs kriagt. Da lauta Neugierigkeit hon i gleichweg Lust ghobt zan Wantschl'n, und von Wantschl'n hät i leicht zu noh wos Schlimmern kinna kema, wann unsa Herrgott nit an Einsehn ghobt und mir va mein oltn Bettern zu rechta Zeit a por Maulschelln schenkn lossn hätt.

Zan an iada richtin Wantschlarei ghörn Bwoa — a Gscheibter und a Dumma; für an Fadt konn d'Soch schlimm ausfolln; ban Gscheibtn biagt sich's Haderl scha bi Zeitn zan Spitzbuabn, ban Dummen zan Bettler. Nau, i derf mi wul, ohne daß i's wohnoma hon, a kloans wengerl af die leßt Seitn bogn hobn, hobn mi jo ollaweil gern zu die Dummen zähl; und wann i meine Bamögens-Umständ onschau, so konn i in Leutn grod nit Unrecht gebn. Mei Freund, der Goll-



raber Wirt sagt: „Is däs wie da Wöll, Dei Maulschelln host kriagt und nochn liabn Recht muast sie bholtu.“

Wegn wos i f'oba kriagt hon, däs is so hergonga:

I hon an wunderschön Kinigshasn-Bod mit an weisn Blasl (Stirnflad); den hätt mei Kamerod, der Reischl-Fritz, gern ghobt. Der Reischl-Fritz und i, mir hobn mitanonder ollaweil wos z'wantschl'n ghobt und i hon von eahm ollahond schön Söchn kriagt — na Schod, daß i nit recht gwist hon, wos i damit onfonga sult. Na, däs-mol hot er mir für mein Kinigshasn ocht Schachmandln wölln gebn, nochha no drei ausblofni Seanroar (Sühner-eier) und a holbadi (halbe) Liachtpußschar und nochha hätt i no a Jungß von seiner Kumpel-Moam ihrn Hund kriagn sulln, wos oba, wir i's nochträgli inne bin worn, nit leicht sein hätt kinna, weil da Hund a Mandl is gweßt. War Dils so weit recht, oba die holbad Liachtpußschar, be will ma nit in Kopf gehn. So sog i zan eahm: „Fritzl,“ sog i, „wos sull i dann mitn holbadn Ding do onfonga?“ „U je!“ sogt er, „de hon i gfundn, wir i gektern aufn Bohnhof bin niebagfolln, Du konnst leicht die onderi Hälft ah noh findn und nochha d'Liachtpußn um ocht Groschn wafasn. „Freili kunnt i's; ober i bin mei lebertog schon oft niebagfolln, und hon nit dabel gfundn. Däs hot ma nit recht wölln z'sommgehn, so sogt er: „Fritzl,“ — i hoast ah Fritzl, „schau amol, Fritzl, mei Woder is a gmoana Schmied und Dein Woder is a Burgermqaster, worum sullst Du nit so guat wos findn, as wir i?“ Na, dos is jo wahr, da Hondl is obgmocht gwesn und er geht.

Und wir er mit mein Kinigshasn ban Gortnhürl auffi geht und i do- sieh und meini ocht Schachmandln und meini drei ausblofni Seanroar und mei holbadi Liachtpußn onschau — schwips! schwaps! — hon i die zwoa Maulschelln. Wir i umschau, steht mei Muader ihr Bruaba, da Giasl-Better

hinter mir, der hot in gonzn Hondl gsechn.

Mei Better is an olta Soldot gweßt und hot narttsche Mobn ghobt, hot ollamol zerßt gschlogn und erst nochha glogt, wegnwos, as er gschlogn hot. Er is in Ungarn und Puln gweßt, hot d'Welt gsechn und viel Gschichtn von ihr zan dazähl'n gwist. 's Schlimme ba sein Gschichtn is gweßt, daß s'ollamol a Nutzenwendung hobn ghobt. De hätt i eahm gern gshenkt; ollamol, wann er zu der kemmen is, hots auf mein Kopf a Merkstabl gsetzt, daß ich ma die Gschicht besser mirkn hätt sulln.

Wir i mei Maulschelln ghobt hon, setzt sih da Giasl-Better auf die Donk untern Dpselbam und sogt: „Woast, Bua, zwegn wos Du n'Dentzjehl host kriagt?“

„Na,“ sog i, „Better, Du host jo noh koan Gschicht dazähl't.“

„De kimmt scha noch,“ sogt er. „Den Dentzjehl host Du wawegn Dein Wantzschln. Na, kimm her und los zua. — Wir i noh z'Ferberwardein bei den Sulanern bin gfoundn, hobn ma ba da Schwadron an kloan Rittmeista ghobt, a Kerl mit an kloan Vadruß zwisch'n an Schultern, zwida und brumi is er gweßt, hot ollaweil wos Neugs miassn hobn und Saunen ghobt so viel, as wie der Egl grawt Hor, und wann der in an Rinstoan is grolln, hot er nit eh an Fried gebn, as bis er gonz im Grobn is glegn. Und hot er heunt Stiefel on, so miassn's morgn Schuach sein und abamorgn Pötschn. Dabei is de Ungeburt reich gweßt, und die Dumheiten, be sein Rappelkopf eingfolln sein, hot sei Gelbeutel ausgeführt — wenigstens a zeitlong.“

Konnt ba s' denk'n, daß da Rittmeister immer an gonzn Schipl hungriger Kamerodn um sih hot ghobt, de wie die Klettn an eahm gshenkt sein, de wie d'Egl an eahm zuzlt hobn und hinter sein Ruckn brav ausglocht — de Spizbuabn. Na guat,

und do is ba der saubern Bruabaschoft Dana dabei, der plauscht n on, da grössti Gspoaß af da Welt müascht sein, in a Gloskutschn zstign — Dana hintn obn, Dana vorn obn und mit vier Köffer über d'Lonstrosn bergauf und tholob. Däs gfolgt in Rittmeister, däs hot er no nit probirt, däs war noh wos Neugs und — wie da Schuasta Foltl z'Dirkfeld gern sogt: fulgliche Weis — wird die Gloskutschn mit die Mähna ongeschofft und da grössti Gspoaß af da Welt nimmt sein Onsfong. Ober ah bold sein End! Wir unsa Wipwup von an Rittmeister in da Gloskutschn sigt und von oan Fensta zan ondern hupft, as wie da Teufel in da Medrizinloschn, do stehn olle Lent still und lohn, as wie wan s'an Offn sehahn.

Noch drei Logn war n däs Zeug ol, hotn neama gfreut. Is a rechts Glück gwest, daß sih der Oberst von Regiment a jungi Frau hot gnoma und daß er sih grob an Gloskutschn mit vier Köffer — Dana hintn obn, Dana vorn obn — in Kopf hot gsetzt. Der Oberst hot oba niz zan quasetzgn ghobt und hot zu die schön Feirobndstundn gern s' schön Liab gunga: „Die Traktamenta, de seind gar zu klein!“ Hot ober ollaweil trocht, daß er seint Einnohmen kunt verbessern und so hot er drei Log vor seiner Hochzeit von an ungarischn Grofn an Galeschwogn und zwoa Köffer aufgnoma. Ba die Köffer is oans dumm gwest.

So geht er zan guatin Rittmeister und mocht eahn vor, wie däs prächtli sein müaschad, wann Dana Kutscher wurd und sih selber that fährn. Giazt is banonda gwest, wos zan a richtign Wantschlerei ghört: a Scheidter und a Dummer; so wird da Hondl glei obgmocht. Die gnädigsti Frau Obristin kriagt die Gloskutschn und Dan hintn obn und Dan vorn obn, und mei Herr Rittmeister kriagt in Galeschwogn mitn Dummen.

Und gach amol — ta Mensch denkabs — setzt sih mei guata Ritt-

meister auf sein neugn Galeschwogn und fohrt da Frau Obristin mit da Deigel und in Dummen in d'Fenster eini. Giazt is da Teufel los und wos in Herrn Obristin sein Abjudant sein sull und leicht da Frau Obristin ihrer wern kumt, der kimmt raus und frogn, ob er bsehn wär.

„Na,“ moant da buglad Rittmeister, „i nit, ober d'Schindmihrn.“ Nau, sie redn drüber, redn hin und her und aus n'Nebn wird a Hondl, und aus n Hondl wird a Wantschlerei, und der Abjudant, däs is ah so a Fuchs gwest, der eahms onschidn hot kimma, daß niz Schleichs in sei Lein kimt, und mei liaba Rittmeister kriagt für sein Galeschwogn und die zwoa Mähren a Reitpferd, an Griaschimmel, der wann er voron so gwest wär, wir hintn, nit besser hätt sei kinna.

I hon den Griaschimmel guat kennt, hon an s' Johr davor aus da Bukowina ghult. Und wann in Rittmeister seine zwoa Mähren oan Teufel gsehn is, so sein in dem Griaschimmel zehn glüathhoassi Teufel und Feuerfresser gsehn, und auf da Reitbahn is er mit die Sondsäck mit olli vier Füaß zgleich hell in d'Luft gsprunga und war rein zu niz zbrauchn, as wir in Stoll zstehn, Hobern zstessn und n Stolleutn s'Schienboan ausanonda zschlogn.

Na guat. Den Griaschimmel hondlt der liabi Rittmeister ein und s'nachstinol setzt er sih drauf, reit't über d'Strohn, reit't aus Pederwarden und reit't außs weiti Feld. Und die zehn Teufel reitn mit — schlofn oba. Da Schimmel, der trobelt daher und thuat niz dasgleichn. Mei buglada Rittmeister reit't und denkt niz; dem kimmt a Jaga voraus mit an Hund, so denkt er long drüba noch, zwegnwoß dann selbn da Jaga gang, und zwegnwoß da Hund gang, und zwegnwoß da Hund dann mitn Jaga gang und da Jaga mitn Hund, und denkt sih richti so weit eini in die Umständ, daß er drüber klar is, zwegnwoß da

Jaga mitn Hund gang und da Hund mitn Jaga, do reibn sich die zehn Teufel d'Augn und wern munta — bauz — ligt da Rittmeister in Grobn.

„Und derowegn, mein Sohn!“ sogt mei Hiasl-Beiter zu mir, „derowegn . . .“ „Na,“ denk i mir, „hiazt kimmt de sakrmentische Nutzonwendung,“ und i duck mi. „Na,“ sogt er, „noh nit. Die Gschicht is no nit aus. Derowegn hoachts in Rathsel: Wonn kemmen Berg und Thol zsomm! Und d'Antwort: Wann a Buglader (Bucklicher) in Grobn sollt.

Der sitramentische Griaschimmel, der lauft ollaweil noh um an Fleck um und um, wo der Herr Rittmeister liegt und schlogt hint und vorn aus und schnauzt und wiberzt und die zehn Teufel in eahm hebn in Schwoaf hoch auf d'Söh. Mei guata Rittmeister klaubt feini Knochn zsomm, speipt Feuer und Flommen, reißt n Jager die Bign aus da Hond und schreit: „Wort, Kanalli, mir sein noh nit ausanonda!“ und will in Schimmel todtchiaffen. Da Jager songtn d'Hond ob und er sul s'Thier doh verschonn, wär an unvernünftig Vieh und hätt loan Bastond. Da Rittmeister schreit, wann er das Vieh lebn lossad, so kunnt er sei leppa (Rehtag) in Schinder nit vor Augn trettn vor Schonb und Goll; und das full er ah nit, moant da Jaga, und er wullt eahm sein Jogdhund dafür gebn.

's is richti, da neugi Hondl wird gschlossn. Hiazt is mei liada buglada Rittmeister mit feina Wantzschlerei aufn Hund lemna. Ober er full noh weita lemna.

Da Rittmeister hot von da Jogd grob so viel vafonbn, as wia die Rua von Sunntog. Ober in brannschedabn Rötter zgsolln wird er a guata Jager, schlaift in a Bor esthocht Woffastiefel, bruckt und schnolzt an gonzn Morgn ban Schloß va sein Doppelgwähr herum und schlaift sich vor da gonzn Schwadron a doppelt's Loch durch feini Quat-krempn. Drauf mir nix, Dir nix auf d'Seanerjogd.

J ols Wochtmeister und Quata va da gonzn Schwadron mit an Knopf auf mein Beutel, hon in Herrn Offizirn donn und wonn a Gelbl pumpy, dafür nehmen s'mih immeramol mit auf d'Jogd — i bin dumm gnua und lauf mit und hon nix davon ghobt, as wia die müabn Füaß.

Na, mei guata Rittmeister und i, mir gehn mitanond und i bin pffift gnua gwest, daß i n'ollaweil a por a drei Schriat hon vorausgehn lossn, hon ma denkt: meini Wabl, und wos drauf sigt, sein nit feini Quatkrempn. Und mei Rittmeister, der ruast sein Hund und pfeistn und schnolzt, und tatschltn und prügltn, und reibtn d'Ohrwaschl und lostn suachn und apportirn, und treibt Sochn mit eahm, daß fogor an wohn Engl von an Hund Sedul und Bastond ausgehn müassad. Da Bontl wird richti noch und noch so tamli, daß er glausn is, wonn er stillstehn hätt sulln und daß er still gшонbn is, wann er lauffn hätt müassn. Und da Herr Rittmeister knollt links und rechts vabei, und ollamol hot da Hund d'Schuld und er willn daschiaffen. — 's Vieh dabormt ma und i sog: Herr Rittmeister, sog i, da Hund is noh jung, er is noh nit gnua obglernt; lossn S' mir in Hund, i gib Sähna dafür mein Pfeifnkopf. Sehn's, do is die herühmt Stobt Knittelfeld drauf gmoln, das do, links full in Kirchturm bedeuten und das Punktirti, das sein die Berg.

Hiazt hot er ober a grossi Sommung von Pfeifnköpf ghobt und das hon i gwist; drauf is Wean gmoln gwesn, Pest und Dfn, Triest — wos woasß i, oba Knittelfeld hot er no nit ghobt. So is er neugleri gwest und hot gwantschelt.

Mir sein drauf hoamgonga und er hot gracht aus sein neugn Pfeifnkopf. Und hiazt, wia ma zan Thor von Pederwarbein kemmen, kizlt's mi so long, bis i sog: Herr Rittmeister, wissn S' ah, aus wos S' eigentli rachn?

Er schaut mi on und sogt: Na, i  
 bent wul, aus an Pfeifnkopf. — Ah  
 na, sog i, aus da Gloskutschn mit  
 vier Rössern, Dana hintn obn, Dana  
 vorn obn. — Und holtn sei Wantsch-  
 lerei vir. Drauf nimmt er die Glos-  
 kutschn mit vier Rössern, Dana hintn  
 obn, Dana vorn obn und n Galesch-  
 wogn mitn Dummen und n Grias-  
 schimmel mit die zeh'n Teufel und n  
 jungen Hund und n Pfeifnkopf mit da  
 Stobt Knittelfeld, schmeißt olls auf an  
 Stoa hin: So brauch i däs Glump  
 ah nit! —

Und so lebt er furt, bis er nit  
 amol mehr a Glump auf an Stoa  
 zschmeißn hot — und sei gonzes Un-  
 glück is va da Wantscherei herkemma.“

So hot da Wetter-Giasl dazählt,  
 is aufghonbn und wir i mi wieda duc  
 vawegn da Rugonwendung, sogt er:  
 „Na, dāsmol will i Dirz schentn. Dba

begud da Dein Glump, dās Du für  
 Dein Kinighasn kriagt host — und  
 wos 's Jungi von da Kumpfel-Moan  
 ihrn Hund betrifft, so mirk da s'Sprich-  
 wort: Wos nochkimmt, beißt da Wulf.“

— Drauf is er in sein Gortn gonga.

I steh do und schau meini Herr-  
 likeitn on und sollt mir ein, daß i a  
 grossa Schofskopf gwest bin. Und va  
 der Stund on hon i neama gwantscht.  
 Dba mit da Luft nach imma wos  
 Neugn hots noh long dauert — long,  
 long! Aus den Dar (Ei) sein viel  
 Dummheitn und Noorheitn trochn —  
 ganz stati bin i noh nit: Nu bruchn  
 mi die neugn Stiefel, nu zwickt mi  
 da neug Rock, nu qwalln mi die neugn  
 Gschta. I wullt, i sah wieder untern  
 Dpfelham, hōrad wieder die oltn  
 Gschichtn und mei Giasl-Wetter gab mir  
 wieder an Denzjedl — nu wullt i mi  
 danoch richtn.

## Er will mich nicht verstehen.

Er will mich nicht verstehn.  
 Und wenn ich ihm nicke  
 Mit glühendem Blicke  
 Den Morgengruß zu;  
 Und wenn ich ihm pflicke  
 Ein Räschen, und schicke  
 Ein Bändchen dazu;  
 So fragt er mich: Warum?  
 Und will mich nicht verstehen!

Er will mich nicht verstehen.  
 Und wenn ich die lose  
 Und blühende Rose  
 Auf's Mündchen auch küß;  
 Und ich ihm dann sage  
 Halb klage, halb frage:  
 Ist Küßen nicht süß!  
 So fragt er mich: Warum?  
 Und will mich nicht verstehen!

Er will mich nicht verstehen!  
 Und sag' ich auch innig:  
 Ich habe so sinnig  
 Geträumt von Dir;  
 Als hätt' ich am Meine  
 Das Häuschen das kleine  
 Bewohnt mit Dir!  
 So fragt er mich: Warum?  
 Und will mich nicht verstehen!

Er kann mich nicht verstehen.  
 Und wenn ich die Arme  
 Ihm reich', Gott erbarme!  
 Er ist viel zu bidd'! —  
 — Ei, wärest Du, Mädchen,  
 Des Nachbars jung' Gretchen,  
 Er thäte nicht so sprödd';  
 Er fragte nicht: Warum?  
 Er würde Dich verstehen!

Jaus Kasser.

## Kleine Laube.

### An mein Vaterland.

O sei begrüßt, du herrlich' Land,  
Du grüner Strauß in Gotteshand;  
Du Kranz, gar reich belaubt!  
Als er sich mit der Erde getraut,  
Da setzte er seiner lieblichen Braut  
Den Kranz auf's holde Haupt.

Die Erde, als Gottes Bräutchen rein,  
Die sollte nun auch Königin sein  
Und strahlen im Feiergewand,  
Ein Diadem, aus Felsen gezackt  
In stolzer Pracht zum Himmel ragt, —  
Das bist du, mein Alpenland!

¶

### Der Silberbaum.

Eine ganz kleine Neujahrsgeschichte  
von P. K. Mosegger.

In der Neujahrnacht-zu 1863 fiel es mir ein, ich sollte doch aufstehen, zum Haselbauernhof hinübergehen, mich an's hintere Kammerfenster stellen und der Agathel ein glückseliges Neujahr wünschen. Es war zwar überflüssig, einem solchen Mädchen konnte es nicht fehlen — so jung, so schön, so herzig! Man konnte ihr nur Eines wünschen: daß sie in diesem nächsten Jahre ihren liebsten Duden zu eigen kriegen sollte. Zu eigen, denn anders hatte sie ihn schon, oder hätte ihn wenigstens leicht haben können. Aber ganz zu eigen! Damit hat es eben ein eigenes Bewandtniß, wenn der Vater einen eisernen Kopf und das Kammerfenster ein eisernes Gitter besitzt. Indeß, mitunter handelt sich's nur um Letzteres und mußte das eine matte Liebesgluth sein, die nicht einmal ein Fenstergitter zu schmelzen vermöchte.

Auf keinen Fall konnte aber ein tüchtiger Glückwunsch in der Neujahrnacht schaden. Und einen blatternarbigem Urlauber, der eben Feldwebel worden war und daher zweifach keck den Mädchen nachjagte, und an dem sonst nicht viel war, als die graue, knappgehaltene Montur und der braune, martialische Schnurbart, einen solchen wird ein schlanker Jüngling etwa noch ausstechen.

So stand ich auf und ging in die mondhelle Winternacht hinaus. Für's Erste schaute ich nach, ob über den Sternenhimmel nicht ein Zaun gezogen sei, den der Mond um zwölf Uhr überhüpfen mußte. Aber der Himmel schien keinerlei Neujahrfeier veranstalten zu wollen, um so nothwendiger mußten es die Menschen auf Erden thun und ich beschleunigte meine Schritte.

Da begegnete mir mein Freund, der „doppelte Karl“. Der war um Vieles älter, als ich, aber wir zogen uns gegenseitig an und standen zusammen, wie der Meister und der Schüler. Wenn ich sagen wollte, was Der mir Alles gelehrt hat! Verblenden und Segen hat er können und hat mir insgeheim Alles vertraut; mir ist es nur stets mißrathen, weil ich zu ungeschickt und auch viel zu jung war. Bevor der Mensch großjährig ist, will der Teufel keinen Contract mit ihm eingehen, weil ein solcher doch keine rechtliche Giltigkeit hätte. Indeß, das Schatzgraben soll auch dem doppelten Karl ein paarmal mißlungen sein; es ist nichts schwerer, als von den hunderterlei Dingen, die

bazugehören, keines zu übersehen, und so grub der gute Karl gewiß allemal dort ein, wo nichts drinnen war. Es war mit ihm so unterhaltsam! der Mann dachte und gab zu denken, und das ist bei Bauersleuten immer schon etwas. Den doppelten Karl hießen sie ihn aus doppeltem Grunde: erstens weil er im Sommer der Almhalter-Karl und im Winter der Kohlenbrenner-Karl war, und zweitens, weil ihm einmal, als sie spät vom Wirthshaus heimgingen, ein Kamerad, der hinter ihm hertorkelte, zugerufen haben soll: „Wie stellst denn das an, Karl, daß Du heut' so doppelt dahergehst?“

Dieser doppelte Karl begegnete mir nun in der Neujahrsnacht. Zuerst wollte er mir ausweichen, als er mich erkannte, fragte er ganz zutraulich, wohin ich denn so spätnächtlich noch ginge?

Da ich vor ihm niemals ein Geheimniß gehabt hatte, so antwortete ich, daß ich neujahrswünschen gehe.

„Zu Welcher?“ fragte er.

„Zu der Haselhoferschen an's Fenster.“

„Das ist nicht dumm,“ antwortete er, „das ist gar nicht dumm. Wie alt mag sie denn sein?“

„Runnts nit sagen.“

„Galt in dem Alter, wo sich der Liebhaber drum noch nicht zu kümmern braucht.“

„Magst Recht haben, Karl.“

„Bursch,“ sagte er, „Du könntest mir heut' einen Gefallen thun.“

„Gern, wenn ich kann.“

„Einen größeren Gefallen, als ihn ein Bauer mit sechs Ochsen im Stande wär'. — Ich thät heut' Eine brauchen, die noch in den ersten tausend Wochen ist.“

„Wie meinst Du das?“ fragte ich.

„Ganz anders, als Du etwan glaubst. Es wird nicht Dein Schaden sein und auch der ihrige nicht, wenn Du sie heut' um Mitternacht — aber noch ehvor Du ihr neujahrswünschst — zum weißen Kreuz hinaufschickst.“

„Was hast denn wieder Willens?“

„Es tragt Geld, muß ich Dir sagen.“

„Sie wird nicht so dumm sein,“ meinte ich, „wird ihr warmes Nest verlassen, in die kalte Nacht hinausgehen und zum alten Kirchhof hinauf, wo das Gespensterkreuz steht.“

„Und Du wirst nicht so dumm sein, und ihr davon abrathen, wo so viel Geld zu kriegen ist, daß ihr auf der Stell' das Eshoferhaus kaufen und beinsezt zusammenheiraten könnt.“

„Geh', geh', Karl, laß das Schatzgraben sein,“ rieth ich.

„Narr,“ lachte er, „das laß' ich freilich sein, ich wart', bis der Schatz selber aus der Erden wachst.“

Ich schüttelte den Kopf so heftig, daß es auch in der Dunkelheit leicht bemerkbar war. So sagte der Karl: „Mußt nicht gar viel in Deinem Kopf haben, weil er sich so leicht beuteln laßt. Wenn man keinen Schatz anbaut, so wird freilich keiner wachsen, so gescheidt bin ich selber. Solltest Du vom Silberbaumsetzen noch nichts gehört haben?“

„Silberbaumssetzen?“

„Merkt man wohl, daß Du noch so viel jung bist“, flüsterte er, „gehen wir, ich erzähl' Dir's unterwegs. Da schau — greif' einmal, da ist er drinnen!“ Er tupfte mit dem Finger auf seinen Leibelsack. „Da ist er drinnen, der Fraunbildthaler, wo die liebe Frau das Kind auf der rechten Seiten hat. Just so einer muß es sein. Der Thaler muß Dir wachsen wie ein Zwetschkenbaum! Schau nach, wenn die neun Jahre aus sind — Zwetschken, daß die Neste krachen; kost' eine, heiß' Dir aber am Kern keinen Zahn aus; in jeder Zwetschken steckt ein Fraunbildthaler drin! Gelt jetzt schaust!“

Wer da nicht schauen sollte!

„Das ist der Silberbaum!“ sagte der doppelte Karl.

„Wo soll er denn wachsen?“ fragte ich dann.

„In einem Topf mit Erden soll er wachsen. Aber —“ jetzt zog er mich

ganz nahe an sich, „Friedhofserden muß es sein und in der Sylvesternacht. Und dazu möcht' ich die Haselhoferische haben, daß sie mir die Erden ausgräbt.“

„Aber das ist doch sehr einfach, doppelter Karl,“ meinte ich, „das wirst ja leicht selber thun können. Zu so einem Geschäft paßt ein Mannsbild allemal besser, als wie eine junge, leichtgeschreckte Dirn.“

„Zu so einem Geschäft,“ erwiderte jetzt der Karl, „paßt ein Mannsbild gar nicht; sogar von den Weisbildern die allerwenigsten. Wenn die Friedhofserde fruchten soll, so muß sie eine reine Jungfrau heben. Verstehst?“

Das war doch leicht zu verstehen.

„Und dazu willst Du die Agathel haben?“ war meine Frage.

„Dazu will ich die Agathel haben,“ war seine Antwort. „Aber noch vor Deinem Neujahrwünschen, Bursch, ganz gewiß noch vor Deinem Neujahrwünschen!“

„Ich kann gar nichts versprechen,“ sagte ich.

„Denk' auf's Zwetschenschütteln,“ murmelte er, „ich laß' Euch Beide helfen.“

„Laß' mich jetzt gehen,“ drängte ich, „will sehen, was sich machen läßt, aber versprechen will ich nichts.“

Er schärfte mir noch mancherlei ein. Als ich in die Nähe meines Zieles kam und an der Kirche vorüber, gewahrte ich, wie der Zeiger immer höher emporstieg, und sein vergoldetes Scheibchen glänzte im Mondlicht ganz nahe an Zwölf.

An ihrem Fenster waren Eisblumen. Ich mußte die wärmsten Worte darauf hinauchen, bis so viel frei wurde, daß ich in die Kammer gucken konnte. Es war Licht darin. Die Agathel hatte mich noch nicht bemerkt; in einem Kleide, das etwas zuversichtlich für die Eisblumen berechnet war, stand sie vor ihrem Tischchen und that — Bleigießen. Auf dem Löffel ging es schon heiß her und die Flüssigkeit zitterte nicht weniger, wie die Hand, die den Stiel hielt. Jetzt

prasselten die heißen Tropfen ins Wassertöpfchen und jetzt — was war drinnen?

„Ein Mann!“ rief sie jubelnd aus „also doch! also doch!“

„Ich strengte meine Augen an, vermochte aber die Form des Bleistückes nicht zu unterscheiden. Sie hielt das Ding in der Hand und sagte ein um's anderemal: „Aber schau, aber schau! — Ein wahrhaftiger Schnurbart!“ —

Ich vermag heute noch nicht, es zu beschreiben, wie sehr ich damals über dieses Wort erschrocken bin. Ich gebe zu, daß aus einem Stücke Blei ein Schnurbart herausgelesen werden kann, wenn man dazu — den guten Willen hat, aber ich muß auch zugeben, daß meine neunzehnjährige Oberlippe so glatt war, wie ein gegärbtes Kaninchenfell und für den Lauf des angehenden Jahres noch keine großen Hoffnungen rechtfertigte.

Den bleiernem Schnurbart preßte sie an ihren Mund, dann losch sie, spät genug, die Lampe aus. — Ich ließ das durch meinen bluteigenen Athem aufgethaute Scheibchen am Fenster wieder vereisen und schlich davon. Auf dem hohen Stege, der über den Haselbach führt, begegnete mir der Feldwebel. Wir mußten des schmalen Weges wegen so nahe aneinander vorüber, daß sein bereifter Schnurbart meine Wange strich. Aber wir haben kein Wort mit einander gewechselt, kein „Gute Nacht,“ kein „Gutmorgen“. Er hatte es auch ohne mein Wünschen.

Als ich an der Kirche vorüberging, sank der Zeiger nieder auf Ein Uhr. Das neue Jahr war da.

Als ich am weißen Kreuz vorbeischlich, rief mir der Karl zu: „Na, was ist's? bringst sie?“

„Sie paßt nicht,“ murmelte ich und ging meines Weges. Der Doppelte hat schrecklich geflucht, hat mir die Schuld gegeben, daß er in dieser Nacht seinen Silberbaum nicht pflanzen konnte.

Im nächsten Jahre soll er ihn unter Beihilfe eines blühenden vierzehnjährigen, im übernächsten Jahre unter Assistenz

eines höckerigen, schielenden sechzigjährigen Mädchens gepflanzt haben, aber er ging nicht auf. Da hat er den Muth verloren und den Glauben — aber nicht an den Silberbaum, sondern an das Mädchen, welches allein im Stande ist, die geeignete Friedhofserde zu heben.

Und die Haselhoferische?

Heute nach siebzehn Jahren giebt sie wahrscheinlich wieder Blei. Sie wünscht, daß kein Schnurbart werde, sondern ein Herzlein. Wir wünschen ihr — aber ohne daß der doppelte Karlmisttrauisch zu werden braucht — ein glückseliges neues Jahr . . .

### Der Zitherspieler.\*)

Die Blätter von den Bäumen fallen,  
Des Sommers Schwüle ist dahin,  
Und in des Waldes dunklen Hallen  
Verstummt das Lied der Sängerin.

Da ziehet fröhlich in die Weite  
Der Herzog Max von Baiernland;  
Die Zither hanget ihm zur Seite,  
Den Körper hält ein schlicht' Gewand.

Dort auf den Baumstumpf sitzt er nieder,  
Er nimmt die Zither nun zur Hand,  
Er läßt erschallen heit're Lieder  
Hinein in's liebe Baiernland.

Jetzt über das Gebirge wallen  
Lebheitere, frisch und frei,  
Und da der Zither Klänge schallen,  
So lauschen sie der Melodei.

Der Herzog hat das Spiel beendet,  
Er will nun fröhlich weiter zieh'n,  
Da tritt der Kühnste vor und spendet  
Dem Fremden Lob und fragt: „Wohin?“

„Willst, Landsmann, Du nicht heute spielen  
Im Wirthshaus unten Eins zum Tanz?  
Du wirst, so wahr ich leb', erzielen  
Manch' Geldstück wohl von hellem Glanz!“

Schon führen sie den hohen Fremden  
In's Wirthshaus; man erkennt ihn nicht,  
Die Buß der Bauern will nicht enden,  
Als jetzt für sie der Tanz anbricht.

\*) Der Herzog Max von Baiern, der Vater der Kaiserin von Oesterreich ist bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Zitherspieler. Die hier erzählte historische Begebenheit fällt in das Jahr 1854.

Sie fingen, jabeln, hüpfen, springen,  
Der Herzog ist vergnügt gar sehr.  
Sie wollen Bier und Wein ihm bringen  
Und auch manch' Geldstück, blank und schwer.

Das Spiel verstummt. Die Bauern sehen  
Verwundert d'rein. Der Herzog spricht:  
„Nun, Kinder, laßt mich heim auch gehen,  
Bevor die finst're Nacht einbricht.“

„Ei was“, ruft einer von den Bauern,  
„Spiel' noch vom Herzog Max den Tanz.  
Es kann ja wohl nicht lange dauern,  
Und 's ist doch just der schönste Tanz.“

Der Herzog spielet und sie freuen  
Auf's Neue sich beim Zitherklang.  
Dann scheidet er und mahnt die Treuen,  
Stets froh zu sein ihr Leben lang.

Raum ist er fort, und wie von Sinnen  
Der Wirth ruft: „Wißt Ihr, wer gespielt?  
Der Herzog Max war's!“ — Was  
beginnen?

Ihm nachzueilen man beschließt.

Und alle laufen, und man holte  
Im Fluge nun den Herzog ein,  
Und bat ihn knieend jezt, er sollte  
Es ihnen gnädig doch verzeihn.

Und lächelnd sich der Herzog wendet:  
„Ich hab' mich mehr gefreut als Ihr.  
Das Geld, das Ihr mir heut' gespendet,  
Ich nehm's als lieben Lohn mit mir.“

Ferd. Thomas.

### Der Hans Michel beim Pastor.

Beitrag zur Charakteristik der Bauern.

In einer Abendgesellschaft heiterer und geistesreger Menschen, wo das Gespräch frisch von einem Gegenstand auf den andern wogte, kam es auch auf die Dorfschaft. Das Dorf ist ein allzeit dankbarer Gesprächsstoff. Die Kenner desselben wissen ihm stets interessante Seiten abzugewinnen, während die Nichtkenner mit den gehörten Phrasen ausreichen und hier ein Thema vor sich zu haben glauben, über das sich mit Ueberlegenheit und vornehmer Herablassung geistreich sein läßt.

In vorerwähnter Gesellschaft galt nur Ersteres — das von den Kennern. In der Versammlung befand sich auch der berühmte Zoologe Dr. Brehm.



Dieser sagte, er wisse von seinem Vater her eine Bauerngeschichte, welche den Bauer überaus treffend charakterisire. Er wolle sie erzählen.

Wo Brehm spricht, da verstummt jeglicher Mund, da öffnen sich alle Ohren. Und der Naturforscher, der seine zoologischen Beobachtungen auch auf jenes Geschöpf, das an der Spitze des Thierreiches steht, auszudehnen weiß — der Erzähler begann: „Ich bitte, meine gnädigen Frauen, nicht zu erschrecken, wenn ich vorausschicke, daß ich einer alten Keßerfamilie entstamme. Mein Vater war nämlich Priester. Er war Pastor in einem thüringischen Dorfe und seine Gemeinde erwählte ihn stets zum Rathgeber und Anwalt in ihren Anliegen. So geht eines Morgens recht langsam die Thür auf und der Eintretende klopft erst an diese Thür nachdem sie schon halb offen ist.

„Ah, der Hans Michel,“ sagt mein Vater, „grüß Gott! Was führt Euch zu mir?“

„Ja,“ meinte der starre, hagere Alte, der halbgekrümmt da stand, weil er sich tiefer nicht bücken wollte und gerade aufrecht nicht mehr stehen konnte. Er sprach natürlich in der Thüringer Mundart, und Brehm erzählte dem Bauern in der Thüringer Mundart meisterhaft nach, was aber dem Nacherzähler dieser Geschichte leider nicht möglich ist.

„Ja,“ meint der Hans Michel und knittert an seiner Haube herum, denn so machen es in ähnlicher Lage alle Bauern, die eine Haube haben. Die anderen zerknittern den Hut und ist auch ein solcher nicht zu Wege, so Frauen sie sich hinter den Ohren. Dabei macht der Hans Michel aber ein sehr bissiges Gesicht.

„Nun,“ sagt der Pastor, „setz Euch einmal in den Ledernen und erzähl, was ihr Neues wißt.“

„Ja,“ brummt der Hans Michel, „es ist wohl was Neues, Herr Pastor, 's ist wohl was Neues. Mein Traugott will sich verändern“ (verheiraten).

„Der Tausend,“ sagt mein Vater, „das ist ja gar schön.“

„Mit Verstattung, Herr Pastor, da bin ich anderer Meinung. Daß mir der Bub heiraten will, das leid' ich nicht!“

„Ich dünkte,“ sagt der Pastor, „es dürfte Euch nur angenehm sein, Euch zur Ruhe setzen zu können, Ihr habt Euch Euer Lebtag wahrlich gerackert und gehaust genug.“

„Ist wohl wahr, Herr Pastor, ist wohl wahr, ich habe mich gerackert und geschunden genug und 's thät mir taugen, wenn ich einmal ablegen könnte.“

„Und der Traugott, meine ich, ist schon im Alter. Ich theile ihm achtundzwanzig Jahre zu.“

„Ist dreißig,“ sagt der Bauer, „der Schlingel ist schon dreißig.“

„Nun also ist das Heiraten nicht mehr zu früh.“

„Das ist's auch nicht, aber die Gauschöppler Liese soll er mir nicht haben. Die will ich nicht, und das ist eine höllische Trozigkeit von meinem Jungen, daß er just die Gauschöppler Liese haben will!“

„Ihr meint vielleicht, daß sie ihn nicht nimmt?“

„Herr Pastor, was Sie nur glauben! Sie haben sich gern, wie die Tauben, zum Fressen gern, mit Verstattung.“

„Also, Ihr habt gegen die Person Einwendungen, Hans Michel?“

„Daß sich der Herr Pastor eine Geschichte erzählen. Wie ich jung bin geweest, hätte ich des Bachwirths Christine haben mögen. Herr Pastor, das war ein sauber Mädel! Ich bin in sie vernarrt gewesen, daß ich nur so traumhappig im Dorf herumgetaumelt bin. Und die muß ich haben und keine Andere, das war mein Begehren. Hab's aber nicht gekriegt, Herr Pastor. Hab' drauf eine Andere genommen und ist auch gut gewesen. Und der Traugott muß mir auch eine Andere nehmen.“

„Was habt Ihr denn für Gründe gegen die Gauschöppler Liese?“ fragt

mein Vater, „sie ist vielleicht noch gar zu jung?“

„Na, das just nicht. Acht Jahr hat sie weniger, als wie der Traugott.“

„Ober sollt' sie nicht brav sein?“

„Darüber keine Klag; man kann ihr soweit nichts nachsagen. Sie ist auf ihre Vatersleute gut, hat sonst noch keinen Liebsten gehabt, ist auch in der Wirthschaft fleißig und sparsam. Da müßt ich lügen, wenn ich anders wollt' sagen.“

„Ei, ei, Bauer,“ sagt mein Vater, „da hat sie Euch sicherlich zu wenig Vermögen?“

„Gar nicht, Herr Pastor, sie ist das einzige Kind vom Haus; ihre Scheunen sind voll Korn und Schmalz und Speck, daß ich's gerade noch nirgends so gefunden habe. Im Stall stehen sechs paar starke Ochsen und nicht weniger Rube und Kalben. Hernachen im Schafstall, Herr Pastor, das ist schon eine Freude, ihrer sechzig Stück mitsammt den Widbern, und lauter feinwollige. Und erst die Säue, Herr Pastor, die Säue! Mein Lebtag hab' ich noch nichts Schöneres gesehen, als diese feisten Thierlein. Gerade die Zäh'n werden Einem lang, wenn man sie anschaut.“

„Nun also,“ sagt mein Vater, „so laffet den Traugott doch gleich dreinbeißen. Ober ist Euch die Verwandtschaft nicht recht auf dem Gauschöpperhof?“

„Wöcht' nichts Schlechtes sagen, Herr Pastor, sind lauter brave Leut.“

„Ober geben ihre Eltern die Heirat nicht zu?“

„Zu tausendmal gern!“ flüstert der Hans Michel, „denen geküßets nicht viel weniger als wie der Jungen nach meinem Traugott.“

„Nun so ist ja Alles in Ordnung, mein lieber Hans Michel, und Ihr werdet wohl ja sagen.“

„Nein,“ knurrt der Hans Michel.

„Ja, warum denn nicht?“

„Weil's mir nicht taugt!“ Das Wort nagelt er mit der Faust auf den Tisch.

„Wozu kommt Ihr hernach zu mir?“ fragt mein Vater, „glaubt Ihr, ich werde Euren Starrsinn unterstützen? Glaubt Ihr, ich werde gegen die Verheiratung der beiden jungen Leute sein? Das ist zu toll! Ich werde ihnen zu dieser Heirat behülflich sein, hört Ihr! Und wißt Ihr, daß Ihr eigentlich gar nichts dreinzureden habt — der Traugott ist großjährig.“

„Weiß ich Alles, Herr Pastor.“

„Nun, Hans Michel, wozu seid Ihr nur zu mir gekommen?“

„Um das Aufgebot zu bestellen, Herr Pastor.“

### Wird Er gehn?!

(Nach Karl v. Holtei.)

Die Hanerl sogt zum Knecht:

„Wird Er gehn?!

Er is ma just da Recht'.

Wird Er gehn?!

Wol holtst es mit der Dan,

Mit da Grohn, mit da Kloan.

Wird Er gehn?!

Do sogt da Knecht, da Hons:

„I bleib stehn!

Du bist a dumi Gons.

I bleib stehn.

Wann i glei a bisserl schmier

Mit Drei, meintswegn mit Bier,

I bleib stehn!

Du nimmst mi do zum Mon:

I bleib stehn!“

Do schreit s n noch amol on:

„Wird Er gehn?!“

So liegns die längsti Zeit

In Streit, die jungen Leut,

Bis s'vor da Kirchn stehn.

Wird Er gehn?

Er bleibt stehn.

### Aus dem Wienerwalde.

Ein Landwirth aus dem Wienerwalde, Herr Philipp Bogler, veröffentlicht eine sehr bemerkenswerthe Broschüre über Land und Leute im Wienerwalde, deren Haus und Hof, Sitten und Ge-

bräuche — eine in vieler Hinsicht lehrreiche landwirthschaftliche Kulturstudie der Gegenwart und zugleich ein verlässlicher Leitfaden für Colonisten. Das Büchlein, welches der landwirthschaftliche Bezirks-Verein in Neulengbach herausgegeben hat, macht uns bekannt mit dem Waldbauern und der Waldbäuerin, mit der Bauernmoral, der Bauernreligiosität, mit dem Verhältnisse des Wienerwaldbauers zur Schule und mit der Waldbauernwirthschaft. Sehr treffend schildert der Verfasser des Durchschnitts-Bauern Verhältniß zur Kirche. Er sagt:

Den Satzungen der Kirche folgt der Bauer willig; eigentlich religiös ist er aber bei alledem nicht, er sucht eben in der Form, in dem Aeußern die Religion, ein inneres Erheben ist ihm fremd, sowie er auch der ganzen Schöpfung gegenüber geistig passiv bleibt. Ihn läßt eine prachtvolle Fernsicht, an denen der Wiener Wald so reich ist, eben so unberührt, als er einen herrlichen Sonnenaufgang einfach selbstverständlich findet; es muß mit seinem „Ich“ zusammenhängen, wenn er einmal zum Denken aufgerüttelt werden soll.

Allsonntäglich, bei einigemmaßen erträglichem Wetter, wandert Jung und Alt, Dienstboten und das übrige Gefinde abwechselnd, zur Kirche. Freilich übt da das Wirthshaus, das meistens theils in deren Nähe liegt, keine geringere Attraction aus, aber — er erfüllt doch als Christ seine Pflicht. Nicht minder streng hält er gebotene und selbst abgeschaffte Feiertage in Ehren; da ist die Definition schon weniger schwer zu treffen, ob er dieses der Ruhe — oder der Feier wegen thut. Auch an Wallfahrten und Wittgängen hält er fest; ob da die Abwechslung, die solche Umzüge mit sich bringen, keine Rolle spielt, wollen wir nicht untersuchen; öfter einmal von der Arbeit auszureißen, geht dem Bauern über Alles!

Wie schon früher erwähnt, fehlt in keiner Bauernstube irgend ein „Heiligenbild“, wenn auch unter dem „Hausseggen“

regelmäßig der egyptische Traumbogen mit seiner hirnverbrannten Auslegung Platz findet. Uebrigens begegnet man solchem gedruckten Blödsinn bei dem Bauern nicht allein. — Das Rosenkranzbeten ist bei ihm stark in der Uebung; doch fällt dieses vornehmlich dem Alter zu, dem es weniger an der Zeit gebricht, das Vaterunser in Zahlen aufzulösen. Die österliche Beichte und Communion wird strenge von ihm eingehalten, ebenso stirbt selten ein Familienglied, ohne der Tröstung der Kirche theilhaftig geworden zu sein.

Die Leichenfeierlichkeit ist meist weniger pomphaft als der übliche Leichenschmaus, bei dem es sich oft ereignet, daß der Erbsatz für den oder die „selig in dem Herrn Ruhenden“ schon mit zu Tische sitzt. Bewegt und lustig geht es bei den Hochzeiten zu, deren Feier von Seiten der Kirche sich auf die bekannte Form beschränkt, hingegen im Essen und Trinken unerhörte Leistungen fordert. „Toll und voll!“ ist da die beste Bezeichnung.

Ist eine Pfarrgemeinde noch so arm, auf den Schmuck seiner Kirche nimmt der Bauer gerne Bedacht und manches gute Heiligenbild hat solchem Pietätsgefühl seinen dauernden Standort zu danken. Besonders Gewicht legt er, nebst einer reichen Ausstattung im Innern seines Gotteshauses, auch auf eine gute Kirchenmusik; Trompeten und Pauken dürfen an einem hohen Festtage nicht fehlen, soll der Gottesdienst ein solenner sein und es ist wahrhaft rührend, wie sich manchmal so ein würdiger Dorfschulmeister abzappelt, um „Dei gloriam“, eine alte, hübsche Messe, zur Aufführung zu bringen. Was da singt und geigt, bläst und trommelt, ist frisches, fröhliches Bauernblut, welches er sich zu solchen Zwecken sorgsam herangedrillt. Wird dann bei derartigen Gelegenheiten auch öfter einmal umgeworfen, ist das noch lange kein Unglück. „Schön war es doch!“ sagen dann im Heimgehen die ehrbaren Kirchenältesten zu einander.

Der Priester einer Bauerngemeinde genießt in der Regel große Achtung, namentlich wenn er seine Leute zu nehmen weiß; ist er dabei ein Prediger pro domo, kann er auch ab und zu seine Gemeinde tüchtig herunterkanzeln, ohne dabei die geringste Einbuße zu erleiden. Verstehen will der Bauer und verstanden sein, dann — ist mit ihm frieblich zu leben und in solchem Falle vermag die Kanzel Alles! „Wenn der Pfarrer will, geht ihm der Speck nicht aus!“ sagt ein altes Sprichwort und das ist dem Bauer gegenüber ein wahres Wort. Wenn auf Alles vergessen wird in einer Gemeinde, an den „geistlichen Herrn“ wird sicher gedacht, ihm fehlt es nicht leicht an des Leibes Nothdurft und Nahrung.

In Bezug auf die Bauernwirthschaft im Wiener Walde behauptet der Verfasser, daß der Pflug den Bauer geschädigt habe. „So paradox dieser Ausspruch lauten mag, war es doch nur dieser, der dem Bauer die falsche Richtung gab; er ist der Zerstörer der natürlichen Grasnarbe geworden, auf der allein seine Zukunft beruhte. Der Pflug wies ihm jene Bahn, die ihn sowohl, als auch seinen Boden der Verarmung zuführte. Es ist ein unglückseliger Irrthum, der den Waldbauer gefangen hält: daß er sein Brod nur durch den Kornbau zu erlangen vermeint; eine Wirthschaft ohne diesen ist ihm absolut nicht denkbar. Ununterbrochen wühlt er daher den Boden auf und sucht ihm die large Körnerernte abzugewinnen. Daß dieser vorwaltend kalte Thonboden solche nicht begünstigt, ein Körnerbau sich nicht lohnt, hätte ihn längst die Erfahrung lehren müssen, aber unbekümmert um diese, liegt er fortwährend im Rampfe mit seiner Scholle, der eines besseren Sieges werth wäre. Man sollte annehmen, daß ihn das eigene Nachdenken schon längst bestimmt haben müßte, ein Verfahren aufzugeben, welches den Aufwand an Arbeit, den solches erfordert, nie bezahlt! Doch nein! auf Leitern und Hängen, auf Höhen und in Schluchten

dominirt der Pflug, zerreißt dort den bindenden Rasen, wo dann der Regen das Seine thut, von der nun bloßgelegten Erde die geringe Humusschichte in die Tiefe zu tragen. Was dieser übrig läßt, besorgt dann der Sturm, der namentlich im Winter mit der schneelosen, durch den Frost pulverisirten Ackertrume sein Spiel treibt, diese hinwegfegt. Daß sich unter solchen Elementareinflüssen Hungerland bilden muß, ist unanfechtbar; diesem vermag der kohlenstoffarme Laubdünger, der, wenn es gut geht, alle drei Jahre einmal in dünner Schichte aufgefahren wird, schließlich auch nicht mehr zu helfen, da er noch obendrein als das Product länglicher Fütterung und der erwähnten nachlässigen Behandlung, seinen Nährwerth an Dungsalzen bereits eingebüßt hat. Was jedoch das Wesentlichste ist: der Viehstand des Waldbauern steht bei solcher Bewirthschaftung in gar keinem Verhältnisse mit dessen Grundfläche.

Ein unverzeihlicher Fehler, den der Waldbauer mit dem Landbauer gemein hat, ist das Abfließenlassen der Jauche, welche durch förmliche Abzugsgräben in den Bach geleitet wird. Der Werth der Jauche — es ist unglaublich! — ist dem Bauer unbekannt.

Da das Ackerland \*) sämmtlichen durch die unsinnige Vernachlässigung verschlechterten Dung absorbiert, geht naturgemäß das Grasland immer mehr zurück, verschlechtert sich von Jahr zu Jahr, versauert und vermoost; was dann?!

Wie ganz anders hingegen stünde sich der Waldbauer, wenn er die weiten

\*) Durch meinen häufigen Verkehr mit den Waldbauern, kam oft die Sprache auf diesen — ich möchte sagen gewaltigen Feldbau; ich hatte bei solchen Anlässen dann immer das Genugthun, in meiner steten Opposition gegen diesen die Antwort zu erhalten: „Sehen Sie, auf dem Acker da hat mein Vater seinerzeit 2 Mandl Frucht aufgestellt und derselbe Grund gibt mir heute kaum mehr die Hälfte.“ Wenn ich dann auf Grundlage solcher Mittheilung dem Bauern

Grasflächen, die er sein eigen nennt, in den Bereich seiner vollen Thätigkeit einbeziehen würde und den so schlecht lobenden Felbbau gänzlich fallen ließe! Wenn er allen Fleiß, alle Mühe und Arbeit, die er an diesen so zwecklos vergebete, nunmehr einer Kultur widmete, die ihm durch die local-climatischen Verhältnisse förmlich aufgedrängt wurde! Welch' reiche Zinsen zahlt das Grasland allein schon bei einer Ueberdüngung oder Ueberpudbelung mit verdünnter Sauche?! Mit einem verhältnismäßig geringen Aufwand von Asche, Kalk oder Mauerfchutt lassen sich stark bemooste Wiesen in ertragreiche umwandeln, wenn nicht gar das Substrat derselben als willkommenes Streufurrogat Benützung finden sollte.

Wird dabei einer rationellen Ent-, eventuell Bewässerung die gebührende Beachtung geschenkt, nebstbei durch Anlagen von Composthaufen, Fanggruben in den Wäldern ein weiteres Düngematerial für die Wirthschaft gewonnen, so resultirt daraus: daß der Viehstand progressiv sich heben würde, als das Grasland an Ertrag zunimmt, und daß bei diesem die Zunahme wachsen muß, als die Düngung eine intensivere wird, oder mit kurzen Worten: der Viehstand des Waldbauern ließe sich leicht auf das Dreifache erhöhen, wenn er seinen so widernatürlichen Felbbau gänzlich aufgeben wollte. Und nun:

„Wer hat dich, du schöner Wald,  
„Ausgehau'n so hoch da droben!?“

An Nichts in der weiten Welt ist mehr gefrevelt worden, als an dem

verständlich zu machen suchte, daß gerade darin der Beweis läge, daß der Boden in solchen Höhenlagen, trotz aller Mühe und Arbeit, durch Witterungseinflüsse sich naturgemäß allmählig verschlechtern müsse, ward mir öfter die Erwiderung: „Daß eben der Acker nicht mehr tragen wolle“. Der Bauer denkt sich denselben etwa wie einen stülgigen Gaul, der seinen Kopf aufsetzt; nach solcher Bemerkung brach ich dann auch regelmäßig meine Missionsversuche ab, denn „gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!“

Wald, „dem deutschen Wald“; doch nicht nur seines Holzes wegen allein — Laub und Nadeln, grün und dürr, werden ihm entrisen; wie gefehrt ist sein Boden, dem man auch noch die Wurzeln aus seinen Weichen reißt. Die Rinde, das Harz, der Bast und sein Splind, sein Moder und seine Schwämme, seine Beeren und seine Früchte, sein Honig und seine Nester, seine Vögel und sein Wild, Alles, Alles muß er hergeben, wird ihm enttragen, genommen, geraubt, mit List oder Gewalt, bis zuletzt selbst seine Dammerde, die Nährmutter und Pflegerin seiner Jugend, dem Spiele der Winde, dem Regen des Himmels zum Opfer fällt.

Der Verfasser schlägt die Ausdehnung der rationellen Viehzucht vor und deutet an, daß nur der Großgrundbesitz den angeführten Mißständen mit Erfolg entgegenwirken könne.

### Zur Aesthetik der Eibliche.

Eine Plauderei von Fritz Rauthner.

Unsere Frauen sind bekanntlich die freiwilligen Agenten jeder herrschenden Kirche. Wo der Priester weder durch Gründe noch durch Bibelsprüche zu überzeugen vermag, da siegt das Weib mit seinen triftigeren Argumenten, mit Bitten, Thränen, mit Troßen, Schmeicheln und Schmolten.

Hier liegt ein Katholik im Sterben. Der Kaplan versucht vergebens ihm die Nothwendigkeit der letzten Ceremonie begreiflich zu machen, da naht die Gattin, das Taschentuch vor den rothgeweinten Augen.

„Thu's mir zu Liebe!“ —

Und der mit Gott, vielleicht sogar mit dem Papste und allen Heiligen zerfallene Mann wendet den letzten Gedanken gutmüthig der Religion zu.

Auch die Geburt männlicher Kinder hat in gewissen Confessionen gewisse Consequenzen, welche in den Augen des Vaters vielleicht nur ein Andenken an barbarische Zeiten bedeuten, der Mutter

jedoch ein Anlaß zu vergnüglicher Feier mit Kuchen und Sekt sind.

Und nun erst die Vermählung!

Die nüchterne Meinung der Juristen und anderer Männer, daß nämlich die Ehe durch eine gesetzlich geordnete Willensäußerung vor dem Beamten rechtskräftig geschlossen werde, weisen die Frauen allesamt als eine irrige zurück. Die unentbehrlichen Erfordernisse zu einer Trauung sind nach ihrer Vorstellung: eine hellerleuchtete Kirche, ein Paar ziemlich mitgenommene Teppiche, einige mehr oder weniger mitgenommene Brautjungfern, ein Schleier, ein Myrthenkranz und eine schöne Traurede, über deren unvermeidliche kleine Mißgriffe man sich nachher zu Hause lustig machen kann.

Woher stammt diese Feindschaft der Frauen gegen das Standesamt?

Sollten wirklich die Damen, die sich doch im Grunde nicht berufsmäßig mit der Erforschung der philosophischen oder theologischen Begriffe: „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ — abzuquälen pflegen, ein so ausgebildetes religiöses, d. h. überfinnliches Bedürfnis haben? Schopenhauer selbst hätte doch über diese Frage herzlich gelacht. In Wahrheit sind heutzutage unseren Frauen religiöse Fragen ziemlich fremd geworden und dennoch überfällt sie bei der Forderung einer bloß standesamtlichen Eheschließung sofort ein vorübergehender religiöser Fanatismus und dennoch fühlen sie sich beinahe pränumerando in ihren ehelichen Rechten gekränkt, wenn der Bräutigam auch ohne Brautkranz und Prediger glücklich zu werden hofft. „Nur einen ganz kleinen Prediger,“ bittet die Braut so lange, bis der bescheidene Wunsch gewährt wird und dadurch die eigentliche, von dem Staatsbeamten vollzogene Eheschließung zu einer stimmunglosen Formalität von untergeordneter Bedeutung herabfällt.

Das Schlimmste an der Sache ist, daß die Frauen — wie gewöhnlich — vom richtigen Gefühle geleitet sind.

Was die meisten Bräute aus den gottlosen höheren Ständen auf dem Standesamte vermiffen, ist — weiß Gott! — nicht das Amen der Kirche, sondern das tausendfache Brimborium, mit welchem guter alter Volksgebrauch den ersten Schritt auf dem Wege begleitet, den das junge Mädchen an ihrem Hochzeitstage unternimmt.

Das sinnigere Weib will sich bei der wichtigsten Entscheidung ihres Lebens nicht mit der trockenen Rechtsform begnügen, sie verlangt nach einem Symbol, — nach dem Brautkranz.

Wie sich nun die Dinge bisher entwickelt haben, fehlt dem Standesbeamten die Poesie, die der Brautkranz in Anspruch nimmt, sein Frack schlottert nicht weihewoll genug, sein Halstuch athmet nicht jenen Hauch des Ueberirdischen, der von den glattgeplätteten Bäffchen auszugehen vermag, kurz, der Brautkranz erscheint nur in der Kirche am Platze, der Prediger ist für die Braut wie eine Allegorie ihres Myrthenkranzes, und da sie den Kranz nicht missen will, so fordert sie auch die Allegorie.

Sollen wir wirklich vom Staate verlangen, daß derselbe seine Beamten durch Bäffchen und andere Herrenmodeartikel für die Bräute wohlgefälliger gestalte?

Ein solches Verlangen wäre unbillig und gefährlich.

Manche Aenderungen der bestehenden Formen wären jedoch ausführbar, ohne daß deshalb ein neues Gesetz geschaffen werden müßte. Manche freundliche Rücksicht auf das Gefühl feiner empfindender Mädchen könnte genommen werden, ohne daß sich der Staat etwas vergäbe.

Ja, wenn man genauer zuseht, so ist es im Wesen der Sache begründet, daß der Staat auf seinen Standesämtern einen größeren Unterschied mache zwischen den Fällen, in welchen die Anmeldung von Geburts- und Todesfällen erfolgt, und jenen, in welchen eine Ehe vor dem Beamten ge-

schlossen wird. Man gestatte mir, mich möglichst unkörperlich auszudrücken.

Wenn der Hausvater oder andere wohlwollend beteiligte Personen den zweifelhaften Wartesaal des Standesamtes betreten, um die Geburt eines jungen Staatsbürgers zu verkünden, so ist das Ereigniß selbst bereits vollendet. Das Kind hat zu Hause „die vier Wände angeschrien“ und die gesetzlich geforderte Meldung wird die Existenz des neuen Menschen vorläufig nicht weiter berühren; das Kind wäre auf der Welt, auch wenn die Meldung unterblieben wäre. Aehnlich verhält sich das Verhältniß von Amt und Anmeldung bei Todesfällen. Wenn man den Tod dadurch verbannen könnte, daß man die Todesanzeige unterläßt, ihn dadurch herbeiführen, daß man den Kranken todt sagt, — die Sterbelisten würden sehr unregelmäßig geführt werden!

Zu ganz anderer Bedeutung erhebt sich das Standesamt, wenn ein Brautpaar auf demselben die verhängnißvollen Fragen vorgelegt bekommt.

Das ist keine bloße Anmeldung mehr, das ist das Ereigniß selbst.

Der Mann, der Tod oder Geburt anmeldet, verzeichnet nur eine statistische Notiz, — das Brautpaar, das die Ehe schließt, will selbst die Statistik in mehreren Punkten verändern; das Geburts- und Sterberegister enthält nur Quittungen über ordnungsmäßig erfolgte Leistungen, — der Heiratscontract stellt eine Anweisung aus.

So verschieden wie diese Papiere, sind auch die Stimmungen der Beteiligten. Man empfängt eine theuer bezahlte Quittung nicht mit demjenigen Hochgefühle, mit dem man eine Anweisung entgegennimmt. Das Brautpaar schreitet zur Eheschließung mit Empfindungen, wie sie im Leben nicht ein zweites Mal wiederkehren. Festlich sieht es in den Herzen aus, festlich verlangen diese auch die Umgebung. Schon der Wagen, der das Pärchen abholt, muß den Vorübergehenden sagen: „Seht, ich führe glückliche Menschen!“

Das Brautpaar, so eilig es auch später die Einsamkeit suchen mag, will jetzt möglichst viele Zeugen seines Glückes um sich sehen. Und nun: die Zeugen begleiten das Paar zum Bureau des Standesbeamten, der schmutzige Flur verläßt, die hohen Treppen ermüden die Braut und die Brautmutter, das entsetzliche Wartezimmer ist überfüllt.

Neben der Braut nimmt ein unvollkommen gereinigter Vater Platz, der ziemlich kleinlaut die freudige Nachricht bringt, daß ihn seine Alte mit dem neunten Jungen beschenkt habe. Neben ihm weint eine Mutter, der das einzige Kind gestorben ist. Drüben zankt eine resolute ältere Braut mit einem jüngeren Manne, weil derselbe bereits zum dritten Male die Papiere zu Hause vergessen haben will, welche das Aufgebot endlich ermöglichen würden.

Und am Ende des Zimmers endlich drückt sich ein Brautpaar herum, welches mit begreiflicher Ungebuld den Act der Eheschließung herbeisehnt; denn der junge Mann wird bald wiederkommen, um den Geburtslisten des Standesamtes eine Anzeige zu machen.

Schon ist die Braut aus dem siebenten Himmel in einen minder hohen herabgesunken, da führt man sie in das für Eheschließungen bestimmte Local. Ein besseres Bureau — aber am Ende doch nur ein Bureau. Der Standesbeamte hat wohl eine feierliche Miene aufgesetzt; die kleinen amtlichen Fragen und Berichtigungen beschränken sich wohl auf ein geringes Maß, man weint wohl auch ein bißchen, wenn die Brautmutter zugegen ist.

Doch weder die kleine Stube, noch die Rede des Beamten, noch die Zahl der Zeugen entspricht dem Bedürfnisse der Braut nach Mitfreude und Symbolik; nach der Trauung fliegt, wenn sie nicht das Ideal einer jungen Frau ist, ein kleines Wölkchen über ihre Stirn und sie flüstert: „Du wirst mir doch die erste Bitte nicht abschlagen,

lieber Mann! Nur einen ganz kleinen Prediger!"

Und der Mann schlägt die erste Bitte nicht ab, der wirklichen Eheschließung folgt eine rechtlich völlig bedeutungslose kirchliche Feier, deren seit Jahrhunderten eingetübter Pomp die Phantasie freundlich berührt und für die Erinnerung der Braut dasjenige bedeutet, was sie später ihre Hochzeit nennt.

Der Staat hat an den Brautkranz vergessen; die Kirche aber kennt das Frauenherz, sie bietet die Myrthe dar und versteht durch Kranz und Schleier die Braut an sich zu locken.

Die ganze Frage mag nur nebensächlich sein und gegenüber den großen Gegensätzen, aus welchen der Kulturkampf hervorgegangen ist, verschwinden, gleichgiltig ist sie dennoch nicht für das Verhältniß zwischen dem Staate und seinen Bürgern.

Mit Gesetzen allein kann man keine bestimmte Neuformung des Lebens erzwingen, Volksgebräuche sind lebenskräftiger als Gesetze.

Wie die alte Kirche, als sie zu den germanischen Heiden kam und ihre Gebräuche nicht zu besiegen vermochte, die Sitten des Heidenthums in ihren neuen Gesetzen beibehielt und den neuen Wein klüglich in die schönen alten Gefäße füllte, so wird der neue Leviathan Staat die Gemüther nicht erobern, bevor er nicht in seinen neuen Gesetzen für Volksgebräuche eine Stelle schafft. Das Bureau und die Braut — das sind die Gegenstände, die auszugleichen sind; manche förderliche Einrichtung, manche nützliche Anstalt der viel zu gering geschätzten Gesetzmacher wäre vom Volke sogleich freudiger aufgenommen worden, hätte man niemals an den Myrthenkranz vergessen.

## An die Zweite.

Lasse fern von deinen Blicken,  
O du friedlos Kind der Welt,  
An Erinnerung mich erquicken,  
Wo ihr Grabmal aufgestellt.

Laß' beweinen mich ihr Sterben,  
Meinen Irrthum mich verfluchen,  
Daß ich durch ein zweites Werben,  
Sie noch einmal wollte suchen.

Sie, die ungesucht erschienen,  
Unerseßlich muß' verschwinden,  
Wie ein Sternestrah' den Sinnen  
Eines sonnendurftigen Blinden.

Meinem Wahnwitz nun ein Büßer,  
Lud' der bittere Gram die Brust,  
Selbst der Schmerz um sie war süßer,  
Als mit dir die eitle Lust.

Weltkind, laß' am Grab der Güte  
Weinen, weinen mich und beten,  
Wenn dein Dämon meiner Hütte  
Stillen Frieden hat zertreten.

S. Holz.

## Steirerabend.

Der Verein „Almbrüder“ in Graz, welcher durch seine alpine Tendenz, besonders durch seine „Steirerabende“ die alten heiteren und urdeutschen Sitten, Trachten, Lieder und Mundarten der Steirer zu bewahren und aufzufrischen trachtet (siehe den Aufsatz über Steirerabende, „Heimgarten“, III. Jahrgang, Seite 387), hat soeben wieder die Einladung zu seinem am 31. Jänner d. J. stattfindenden Steirerabend versandt. Diese volkstümlichen Tanzfeste, so anspruchslos sie sich geben, haben ihre tiefere Bedeutung, sie sollen das Fremde, wenn es aufdringlich aber nicht gut ist, verdrängen, das Heimische, wenn es gut ist, fördern. Das vollzieht sich leider nicht von selbst. Die Steirerabende haben Manches wiedergewonnen, was noch vor zehn Jahren verloren schien. Möchten sie ihrer Sache stets wachsam bleiben und nicht — wie Gefahr in Verzug ist — zu gewöhnlichen Faschingsmascheraden herabsinken!

In Hinblick auf das Interesse, welches heute alle Welt an der alpinen



Sache nimmt und bei den sich mehrenden Anzeichen, daß man auch draußen im Flachlande, an der Donau, an der Elbe, am Rhein und an der Ostsee sich für das Volksthümliche unserer Alpenländer erwärmt, sei diese harmlos-gemüthliche Einladung zum ländlichen Carnevalsbeste in der Stadt, gewissermaßen als Nachtrag zu dem oben erwähnten Aufsatz hier mitgetheilt:

#### In Schicksalen sein Ausproch.

Ich bin als Schicksal dikont, geh in Lond umanond; i frog noch koan Untafchied, Stond oda Kom, i suach die lustign Leut zan Steirerobnd zsom.

Berst kim i zan Pforrer und lobn an zan Steirafest ein. „Steirafest?“ sogt er, „däs steht nit in Kirchnjohr drein; oba dema noh gehn ma. — Da Pforra wird kema.

Da Schulmoasta loßt mir auf d Einlobung wissn: „Er lamad scha gern, oba d Housn wär zriffn.“ Ich that eahm d Ontwort drauf schickn: Sei Weib sullt eahms flickn. Drauf schreibt er: „Däs is nit a sou! mei Housn — ban Soß hots a Louch.“ Hiaz hon i n vastondn; däs Ding hot ma freilli nit gfoln; für s Leutl wär holt a Guldn Eintritt zahñ johlñ. Mir wölln oba nit eppa schindn, vielleicht daß in Schulhaus — ma woap s zwor nit voraus — an olti, urzeitlich Brablgeign zfindn, de kunnt er mitbringa, kunnt aufspiehl und singa stoansteirische Gsangln; mir wulltn scha lousn — und nig schenirt s Louch in da Housn. Drauf moant er: di Geign, wanns scha war, kunnt er nehma. — Ich denf, er wird kema.

Da Baur auf da Höh is a narrischa Monn, wir i sog: „Bin da Steirahout“, lauft er davan. Und wir i n dawisch und eahms ausleg, de Sochn, do hebt er on z lochn und sogt: „Hon vastondn da Steuerhout, bin a wenttaub, i.“ — Na, däs glaub i. — „Is s wia da Will,“ sogt er, „s lustigi Spiel,“ sogt er, „loßt si da

Steira nit nehma.“ — Da Baur auf da Höh, er wird kema.

D Wirthin von Unterschmond — däs is a Bond! De loßt mi frogñ: „Du Steirerobnd-Hout, wia viel Fuhr Werch muap i schickn in d Stodt — zan Wadln austoupfn.“ (Däs Mensch sul ma schoupfn.) Ich bin nit faul, loß ihr drauf sogñ: Noch unseri Stodtwadln hät sie nig zfrogñ, sie sull na gwiß ihr i mitnehma! — D Wirthin wird kema.

A sou is s ma gonga und sou bin i gonga, und liberal hobn s mi freundli empfonga. Drum werds ah Ds mein Gruap mit Glatn aufnehma, und zu da Lustborkheit kema. — Ich loub ents nit on und i reb ents nit o, an Jada, wir er will. Ich sog nur so viel: Wanns kems, wird s uns gfreun, und ent wirds nit greun.

#### Liebesgetändel.

##### Frage.

Mädchen, wenn ich sehnd flehe;  
Hörst Du nichts?  
Mädchen, wenn das Aug' Du senkest;  
Siehst Du nichts?  
Mädchen, wenn ich sterben gehe,  
Willst Du nichts?  
Mädchen, wenn Du mein gedenkst,  
Fühlst Du nichts?

##### Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe?

Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe,  
Sterben muß an Deinem Blicke,  
Wenn er weg von mir sich wendet?  
Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe,  
Daß Dein Mündchen mich vergiftet,  
Wenn es keinen Hauch mir sendet?  
Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe,  
Und an Deinen Armen sterbe,  
Wenn mich diese nicht umschlingen?  
Mädchen, schenke mir mein Leben,  
Daß ich Dir dasselbe schenke,  
Soll das Deine ich erringen!

##### Der Stern im See.

Ein schöner Stern  
Gar warm und licht,  
Erglänzt im See so wunderlich.  
— Ein Mädchen lacht  
So süß und spricht:  
Ich liebe Dich!

Gib Licht, gib Licht,  
Der See ist kalt  
Er spiegelt nur  
Das Himmelslicht —  
Ein falscher Stern,  
Ein falsches Herz;  
Vertrau' ihm nicht!

Bertrau' ihm nicht,  
Wenn es zu bunt  
In fremder Pracht will blühen,  
Ein echtes Herz  
Darf flunkern nicht,  
Muß tief und still erglühen.

H. M.

## Bücher.

### Vom künstlerischen Schaffen.

Der Streit ist alt. Der Kritiker sagt: Du Künstler, Du hast Deine Werke zu schaffen, wie es mir recht ist. Der Künstler wiederum sagt: Ich mache meine Werke, wie es mir angeboren ist. Darauf entgegnet vielleicht der Kritiker: Pah, angeboren! Der Mensch muß lernen, lernt er nichts, so kann er nichts. Der Künstler — wie solche Leute schon empfindsam sind — ist nun pikirt und fragt, wer zuerst auf die Welt gekommen wäre, der Gelehrte, oder der Künstler? — Nun ist der Kritiker in der Sadgasse. Antwortet er, der Gelehrte wäre vorerst dagewesen, so hält ihm der Gegner die Entwicklungslehre vor, nach welcher das Erstere immer das weniger Edle ist und nach welcher der aus den Principien des Gelehrten hervorgegangene Künstler nun über dem Ersten stünde. Antwortet er, der Künstler wäre älter als der Gelehrte, weil der Gelehrte ein Produkt der Kultur sei, so bedankt sich der Andere für die Auskunft und sagt: wenn der erste Künstler den Kritiker nicht benötigt hätte, so würde ihn der letzte auch nicht benötigen.

Wir gefällt der Streit nicht. Der Künstler hat zu schweigen, zu schweigen und zu schaffen, und nur das, was für sein Schaffen erspriesslich ist, sich aneignen. Das sei nicht so zu verstehen, als ob sich der Künstler aus Hochmuth oder Trotz der Kritik verschließe. Der wahre Künstler wird der gelehrten Kritik verständnißlos gegenübersehen, er kennt nur eine Kritik, die sein Kunstgefühl trifft. Wenn sich der Künstler und der Gelehrte in einer Person vereinigen, wie das z. B. bei Goethe war, so ist das eine außerordentliche Erscheinung, wird aber keine so großen Resultate aufweisen können, als wenn der Künstler und der Gelehrte in zwei Personen geschieden sind. Wo Goethe der große Dichter ist, da verräth er nichts von dem Einflusse des Gelehrten, und jene

Schöpfungen, aus denen der Gelehrte guckt, sind nicht seine besten. Alle menschliche Kraft gewinnt durch das Wissen, nur das schöpferische Können nicht, das ist im Ursprung fertiges Naturprodukt\*). Ich spreche hier vom Genie, ein solches wird durch das Lernen eher verborben, als vervollkommt, ihm ist das Wissen unnützer Ballast. Das Talent hingegen muß lernen, sich ausbilden und wird es auf diesem Wege dahin bringen, daß seine mit Berechnung ausgeführten Werke — Schöpfungen ähnlich sehen.

In der Kunst sind aber nur die wahren, naiven Schöpfungen maßgebend; die Kritik hat wohl mit ihr zu thun, aber sie nichts mit der Kritik. Der schöpferischen Kraft kann keine Schranke gestellt sein — sie schafft. Die Aufgabe der Kritik aber ist, die künstlerischen Schöpfungen zu analysiren; sie hat nicht dem Künstler Gesetze zu geben, sondern von demselben Gesetze zu empfangen. Der Kritiker ist Naturforscher im Reiche der Kunst; nach den Erfahrungen mag er seine Theorien bilden. Große praktische Erfolge darf er sich jedoch von solcher Lehre nicht versprechen.

Wie unvergleichlich mehr treiben wir Aesthetik, als die alten Griechen, und wie unvergleichlich weniger vermögen wir zu leisten. Unser Bestes steht aus, wie Nachahmung der Alten, und noch gut, wenn's so aussieht.

Die große Mehrzahl unserer heutigen Kunstbenden ist ein Product der vorgebrachten Aesthetik — ein Surrogat, mit dem man sich begnügen muß und frühlich begnügt, sobald das Echte fehlt. Wenn jedoch heute ein Shakespeare, oder ein Dante oder ein Calderon aufstünde, so würden unsere Schablonenäesthetiker verlangen, daß er für's Erste einen Stoff wähle (denn die Herren wissen nichts davon, daß sich bei künstlerischen Naturen der Stoff selbst aufdrängt und den Künstler, den Dichter begeistert, bevor dieser Zeit hat, darüber nachzudenken), für's Zweite müßte er den Stoff haarklein abwägen und messen, hübsch gleichmäßig auseinanderziehen, wie die Köchin den Strudelteig, nebenbei fleißig im ästhetischen Kochbuche nachschlagen, wie viel Pfeffer voll Schöngesteckelei und Sentimentalität dazu kommen muß, wie viel Kant'sche oder Schopenhauer'sche Philosophie, wie viel Unzen Darwinismus u. s. w. Shakespeare oder

\*) Wäre doch zu bestreiten. Zugegeben, daß der „geborene“ Künstler einer normalen Schulung, wie gewöhnliche Leute nicht bedarf, so müssen doch andere Momente auf ihn bildend einwirken. Ein Homer, ein Phidias, ein Shakespeare gingen nicht aus den Wildnissen hervor, sondern reifen im Lichte ihrer Kultur.

Die Red.

Galderon dürfte heutzutage nicht schaffen, sondern er müßte machen.

Beim Dichter sind die besten Gedanken die ungewollten, die plötzlich, wie eine Eingebung kommen, die keine Rechenhaft ablegen, warum sie da sind.

Ähnliches ist der Grund, aus dem ein bedeutender Denker — Carl du Prel — seine „Psychologie der Lyrik“, Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie (Leipzig, E. Günther) aufbaut. Das Buch ist höchst anregend für Jeden, der an dichterischem Schaffen ein Interesse hat. Der erste Abschnitt des Buches handelt von der unbewußten Production und thut dar, wie die größten Poeten der Zeiten ungeschult und unbewußt das Größte geleistet hätten. Ferner spricht der Verfasser von der Traumphantasie der Dichtkunst, sowie von der dichterischen Phantasie im Traume. Aus bestehenden Meisterwerken erläutert er hierauf das Schöne in der Form, sowie in Gedanken, spricht von der „Lyrik als paläontologische Weltanschauung“, schließlich von der Naturbelebung, von den Naturformen und von der Naturbeseelung und betrachtet die landschaftlichen Elemente der modernen Lyrik, welche sich von der bildlichen Natur-Mythie allmählig den uns umgebenden Natur-Objecten zugewendet hat. A. S. K.

**Unser Vaterland.** Die Herausgeber dieses Prachtwerkes, Gebrüder Kröner in Stuttgart, haben den Steirern eine schöne Uebersetzung geboten, die wir nachträglich zur Besprechung der Abtheilung „Steiermark“ (Octoberheft 1879) nicht unerwähnt lassen dürfen. Außer den in den Text gedruckten 96 Bildern, die in jener Besprechung theilweise angeführt worden sind, wurden nun noch 26 mit wirklich künstlerischem Schwunge ausgeführten Vollbilder nachgeliefert. Jetzt finden wir von der an schönen Punkten so reichen Steiermark die schönsten der landschaftlichen Bilder hier dargestellt. Was aber dieses Werk doppelt werthvoll macht, das sind dessen sich an den Text schließenden bildlichen Darstellungen aus dem Volksleben, nicht bloß aus den Gesellschaftsspielen und Belustigungen aus dem Cultus der Steirer, wie z. B. Jagdbilder, Tanz, das Weibaumsehen, nächtlicher Besuch auf der Alm, auf dem Wallfahrtswege, im Gebete, sondern auch aus den Werttagen des Volkes, als Holzhauer bei ihren Arbeiten, Knechte und Mägde beim Aukuruschalen, das Grasschnaten u. s. w. Um eine Bevölkerung kennen zu lernen, ist es lange nicht genug, dieselbe auf ihrer Kirchweih zu beobachten, man muß sie bei ihrer Arbeit aufsuchen. Dieses Werk ist nach all diesen Richtungen hin in Wort und Bild ein treuer Führer.

An Steiermark schließt sich als zweiter Theil des Bandes Kärnten an, dessen gründlicher und schwungvoller Text von Fritz Pichler und A. B. Rauchenfels verfaßt ist und dessen Bilder von Püttner, Pausinger, Binzer, Kestel, Willwider, Schuster, Schmid, Kirchner, Kolb und Frauz an Meisterhaftigkeit jenen aus Steiermark gleichkommen. Der Einband dieses Bandes selbst ist ein kleines Kunstwerk.

Wir können uns zu diesem unsere herrlichen Alpenländer so würdig darstellenden Prachtwerke gratuliren. K.

**Gedichte von Auguste Hyrtl.** (Zwei Theile, Wien, Braumüller 1875—1880.) Anfangs der Siebziger-Jahre erschien ein zierliches Bändchen, betitelt: „Gedichte einer Frau“. Die Publikation war nicht für die große Oeffentlichkeit bestimmt; in bescheidener Weise sollte es nur eine Liebesgabe für „Freunde, Bekannte und Verwandte“ sein und nur die Eindrücke widerspiegeln, die „Natur und Leben“ auf einen sinnigen Geist, auf ein empfindend Herz, auf ein still beschauend Auge ausgeübt. Das Bändchen machte den Empfängern viele Freude, man rieth hin und her, um die Verfasserin zu entdecken, bis sich als solche die edle Gattin des großen Gelehrten und Anatomen — Frau Auguste Hyrtl, die geräuschlose Wohltäterin der Armen, der schützende Genius der Bedürftigen, die eifrige Fürsprecherin alles Schönen und Guten, entpuppte. Nun ging man erst recht an die Lectüre und erkannte, daß man es hier mit einer wahren Poetin zu thun habe, die nicht tausendmal Gejagtes in leerem Reimgelbatter, banalem Pfrafenframe und abgeblaßten Bildern — wenn auch in goldberändertem Gewande — bringt, sondern daß ein gebildeter Geist die lautesten Hergensstimnungen, wahrhaftige „Bekanntnisse einer schönen Seele“ uns enthüllt. Klingt es uns aus diesen Blättern nun auch oft wie düsterer Grabgesang entgegen, und sind es meist Seufzer tiefster Schwermuth, die eine fühlende Brust hier aushaucht, so tönt doch auch wieder der hellste Laut lebensfreudigsten Entzückens in den zartesten dieser Lieder, die der „Schönheit der Natur“ gesungen werden. Die Blumen allein fanden nie eine wärmere, sinnigere Verehrerin. Und somit seien diese Gedichte, wovon das zweite Bändchen erst dieser Tage ausgegeben wurde, allseits bestens empfohlen. Wien im December 1879. K. S.

**Der dumme Musikant.** Die Geschichte einer Künstlerliebe von Maximilian Bern. (Stuttgart, G. H. Göschen'sche Verlags-Handlung, 1880.) Maximilian Bern hat

uns stets Gutes geboten; diese neue Novelle überragt noch seine früheren. Ein junger Musikant, der von seiner Geliebten verlassen wird, der die Menschen von einer unangenehmen Seite kennen gelernt und die Erfahrung gemacht hat, daß den meisten des Nächsten Wort ganz gleichgiltig ist und Jeder sich am liebsten selbst sprechen hört, faßt den Entschluß, den Stummen zu spielen. Nur draußen in der Natur, wo er sich unbelauscht glaubt, geht ihm das Herz auf. Die Schilderung des durch eine ideale Erziehung durchaus begründeten Charakters ist reich an psychologischen Feinheiten. Eine meisterhafte Form ist bei diesem Autor wohl selbstverständlich.

**Harte Kämpfe.** Roman in drei Büchern von Franz Bissler. Mit einer Vorrede von Doktor Leopold Ritter von Sacher-Masoch. (Leipzig, Schulze & Co., 1880). Das ist der Roman einer Sängerin und ihres Kindes. Derselbe besitzt in hohem Grade das, was man spannend nennt, wer die ersten Blätter liest, der ist gefangen. Dahin wird er an diesen Gestalten und Vorgängen nicht finden, der Dämon der Neugierde wird ihn festhalten bis zur letzten Seite. Die Erzählung ist frei von allem, was dem Romanleser par Excellence überflüssig scheint, als etwa Natur schilderungen, philosophischen Betrachtungen, Phrasen u. s. w. u. s. w. Sie bleibt bei der Sache und dem Leser ist zu Muthe, wie dem Reiter auf schweigewordenem Pferde, das gerades Wegs dem Abgrunde zuweilt. — Die Vorrede von Sacher-Masoch paßt für dieses Buch nicht, sie hat nur literarische Interesse, während ein solches vom Leser des Romanes kaum vorausgesetzt werden kann. Das soll für letzteren nichts weniger als Tadel sein; glücklich ein Publikum, das sich noch naiv der reflexionsfreien Erzählung hingibt, und zu gratuliren einem Autor, der ein solches Publikum zu befriedigen weiß.

**Wichtig und flüchtig.** Skizzen von Ferdinand Groß. (Leipzig, Heinrich Pfeil). Ferd. Groß, der uns durch seine von seinem Humor getragenen, das Leben zumeist in scharfgezeichneten Detailbildern wiederpiegelnden Feuilletons seit Jahren schon bestens bekannt ist und dessen Erstlingswerk „*Kleine Münze*“ fürwahr seinem Titel auf das Glattantefte gerecht geworden ist, indem das lustige und pridelnd durchgearbeitete Buch faktisch wie „*Kleine Münze*“ in Aller Hände überging, überall die beifälligste Aufnahme erheimjend, hat uns nun mit einer neuen Sammlung, mit einer neuen Serie gehaltvoller, von einem Sprühregen von heitersten

Witz gesättigten Essays beschenkt, die desgleichen wieder Gemeingut aller Leser werden dürften, welche jener leichten echtfranzösischen Manier, die Groß als tüchtiger Franzose eben ganz und voll beherrscht, hulbigen. Und welcher Leser wollte jenen gewandten, graziosen, flüchtigen Styl etwa vermissen, der uns bis ans Ende festelt und von einem Kapitel sozusagen ins andere treibt. Theaterwelt und der Markt des Lebens, lustige Geschichten, Genrebilder von bezwingender faszinirender Humoristik, oft von einem hauche Saphir'schen Geistes umflattert, bieten sich uns in bunter reicher Abwechslung dar. Jeder, welcher das amüsante Skizzenbuch zur Hand nimmt, wird es nur als getreuer Anhänger des fesselnden und durchaus eleganten Autors aus der Hand legen. **S. S.**

**Märchen für Jung und Alt.** Von Franz Groder. (Wien, Wallishäuser, 1880.) „Ich nahm dieses Buch zur Hand, um es zu prüfen, ob selbes meinem achttjährigen Sohnlein vorgelegt werden dürfe. Es festelte mich, ich las es von Anfang bis zu Ende und empfehle Ihnen, das Gleiche zu thun. Sie sind auch ein großes Kind; ihre Zeitschrift hat vielleicht Leser, die es ebenfalls sind. Haben die Großen gelesen, dann mögen die Kleinen d'r an, das Buch paßt für Alle — ich mache Sie darauf aufmerksam.“ So lautet ein uns zugewandenes Schreiben, das wir beherzigen.

**Der Atheismus.** Von Dr. C. Schaarschmidt. (Heidelberg, C. Winter'sche Universitäts-Buchhandlung, 1879.) Dieses Schriftchen kehrt sich gegen den durch die Popularisirung der Naturwissenschaft verbreiteten Atheismus, gegen jene ebenso unvernünftigen als intoleranten Geister, welche für die Bekenner Gottes nur Hohn und Spott haben. Es thut blüdig und kurz dar, wie die Gottesidee dem mit normalen Verstandeskräften begabten Menschen ein Bedürfnis ist und wie selbst der Naturforscher allzuald an jene Grenze gelangt, wo er sich mit seinem Wissen und Forschen nicht mehr zu helfen weiß. Darüber hinaus sollte doch neutraler Boden sein, auf welchem sich Theisten und Atheisten nach Herzenslust herumtummeln könnten. Insoweit geben wir der Schrift Schaarschmidt's Recht. Wenn nun aber mitten im Fluge milder Duldsamkeit plötzlich gesagt wird, daß das Christenthum als die wahre Religion die wahre Vorstellung von Gott habe, so spricht uns hier nicht mehr der Philosoph, sondern der Dogmatiker. Dogmatische Ansichten sind subjective Sachen, die wir dem Einzelnen

unangefochten lassen, aber auf die philosophische Lehrkanzel gehören sie nicht.

Aus Westminster-Abtei, von Friedrich Wilhelm Rogge. Fünfte Auflage. (Stuttgart, Götschen'sche Buchhandlung, 1880.) Die fünfte Auflage eines lyrischen Gedichts? Aber der Inhalt ist so anregend, die Form so gefällig, daß wir dem kleinen Buch auch noch eine sechste Auflage prophezeien. An den Königsgräbern der Abtei wandelt der Dichter vorüber. Der Stoff erscheint ein wenig dürftig und eintönig, aber wie mannigfaltige und tiefe Betrachtungen weiß der Dichter an jedes Grab zu knüpfen. Nicht mit jeder Aeußerung und Meinung sind wir einverstanden, man begegnet in dem so gedankenreichen Gedichte einzelnen störenden Widersprüchen. Einmal sagt der Dichter:

„So hofft der Glaube, der an Gräbern steht,  
Und selig Alle, die aus ihm geboren,  
Die, wenn die See des Lebens stürmisch  
geht,

Die Richtung nach den Sternen nicht ver-  
loren!

Thor, wer da wähnt, ihm ward es anders  
kund!

Er, der nicht seines eig'nen Leibes Meister,  
Weißt aus dem All' hinweg die Welt der  
Geister,

Als säß' er an des Daseins Quell' und  
Grund.“

Und ein anderesmal:

„Ja, wähnt euch nur in eurer Götter Gut!  
Wir aber scheint, ihr konntet längst es  
lernen,

Daß sich kein Gott befaßt in jenen Fernen  
Mit dieser unglückseligen Menschenbrut.“

Das läßt nun der Dichter nicht etwa  
verschiedenen Personen sagen, sondern er  
sagt es selbst. Wie also?

## Literarische Neujaarsnotizen.

Anthologie für die Kinderstube, herausgegeben von Maximilian Bern. (Stuttgart, Wilhelm Neff'sche.) Kommt Einem doch selten ein so herziges Buch vor, wie diese Anthologie für die Kinderstube! Die schönsten Kinderlieder des deutschen Volkes, eine Auswahl von Ammenscherzen, Spielversen, Puppengedichten, Räthseln, Fabeln, Redmährchen und Kindergebeten, bereichert mit Beiträgen moderner Sänger, sind hier gesammelt und mit vortrefflichen Holzschnitten — 105 an der Zahl — geziert, daß es selbst für Erwachsene eine Freude ist, das Werk durchzublättern. Wir wüßten

für Kinder von 4 bis 10 Jahren kein passenderes Lieder- und Bilderbuch unter den Weihnachtsbaum zu legen. R.

Hallbergers Pracht-Ausgabe von „Schillers Werken“ (Stuttgart) liegt jetzt mit dem Erscheinen der letzten Lieferungen 61 bis 65 vollendet vor und wir haben nun einen Schiller, wie das deutsche Volk ihn lange entbehrt hat. Diese letzten Lieferungen enthalten den Schluß des dreißigjährigen Krieges und Herzog Alba zu Rudolfsstadt, mit Bildern versehen auf jene historisch-getreue, gebiegene und geistvolle Art, die an den vorhergegangenen historischen Abschnitten dieses Werkes uns so überraschten durch die Fülle von Kulturgeschichtlichem, interessanten Porträts und lebensvollen geschichtlichen Szenen, welche eingehendes Studium und die Kunst der Maler uns hier sichtbar vor Augen hingezaubert. Mit diesen Lieferungen sind die vier Bände des Prachtwerkes fertig, welche in ihren eleganten und geschmackvollen Einbänden sich so verlockend als Festgeschenke präsentieren. Ueberblicken wir diese Pracht-Ausgabe von den Gedichten an bis zum Schluß, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß diese Illustrationen nicht nur ein künstlerischer Schmuck, eine schöne Verkörperung der Schöpfungen unseres nationalsten Dichters sind, sondern auch zugleich die eindrucksvollste und tiefste Erläuterung zu Schillers Werken, welche selbst bänderreiche Erklärungen nicht so geben können. Das große und doch so bequeme Format der vier Bände, der herrliche Druck, die phantastischen Bilder und Verzierungen und die prächtigen Einbände vervollständigen den Eindruck eines Festgeschenktes für das Leben, den diese Werke Schillers in so hohem Grade besitzen.

Arcana. Der Jugend Lieblings-Märchen-  
schatz. Familienbuch der schönsten Haus-  
und Volksmärchen, Sagen und Schwänke  
aus aller Herren Länder. Herausgege-  
ben von Franz Otto. Vierte vermehrte  
und verbesserte Auflage. Mit 150 Text-  
Abbildungen und einem bunten Titelbilde.  
Der Reichthum dieser Volks- und Kin-  
dermärchen, Volksagen, alten und neuen  
Geschichten, Schnurren und Schwänken  
bestehenden Sammlung erhellet aus nach-  
folgender Zusammenstellung. Es sind be-  
handelt und bearbeitet, nicht aus anderen  
Sammelwerken nur abgedruckt, sondern neu  
erzählt: 18 deutsche, 2 holländische, 12  
slavische, böhmisches, mährisch-wallachische,  
3 russische, 7 finnische und magyrische, 6  
dänische und skandinavische, 4 englisch-irische,  
3 französische, 3 orientalische Volksmärchen

und Sagen zc. zc., nebst Schnurren und Schwänken.

**Reisen bei Sonnenschein und Regen.** Aus dem Bade in die Heimat. Von Sophie Traut. Mit 80 Text-Illustrationen und zwei Tonbildern. In gefälliger, anziehender Form führt die geistreiche Verfasserin ihre Leserinnen durch eine anmuthigen Erzählung in das unerschöpfliche Getriebe des Naturreichs ein.

**Robertine.** Erzählung für die reiere weibliche Jugend. Von Frau von Pawr. Nach dem Französischen frei bearbeitet von C. Michael. Spannender Inhalt, elegante Stoffbehandlung und geschmackvolle Ausstattung sichern diesem Büchlein dieselbe freundliche Aufnahme, deren sich die illustrierten Jugendschriften Otto Spamer's stets zu erfreuen gehabt haben.

Die durch ihre zahlreichen Jugend- und Volksschriften vortheilhaft bekannte Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig und Berlin hat mit diesem Jahre ein größeres literarisches Unternehmen von volksthümlicher Bedeutung begonnen. Es ist eine unter dem Titel: „Nach der Arbeit. Otto Spamer's Neue Volksbücher“ erscheinende, auf nicht weniger als 500 Bände berechnete Volksbibliothek, welche sich auf alle Gebiete des menschlichen Wissens erstreckt und, in allgemein verständlicher Sprache gehalten, die Verbreitung wahrer Volksbildung auf's Emsigste fördert.

**Der vorgeschichtliche Mensch.** Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts. Für Gebildete aller Stände. Ursprünglich herausgegeben von Wilhelm Baer. In zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Friedr. v. Hellwald. Mit 500 Text-Abbildungen, sechs Tonbildern zc. Die wichtige Frage nach dem Ursprunge des Menschen und die Entschleierung der Urgeschichte der Menschheit befindet sich in Folge der rastlosen Arbeit und der preiswürdigen Leistungen der Naturwissenschaft seit Jahren auf der Tagesordnung und bildet fortwährend einen Gegenstand hochwichtiger Erörterungen. — Die zweite Auflage dieses bei seinem ersten Erscheinen so überaus beifällig aufgenommenen Werkes zeigt ein gänzlich verändertes Antlitz. Stand die erste Auflage noch unter dem damals herrschenden Dogma des Dreiperiodensystems, so haben die seit-her dagegen deutschersichs geführten wuchtigen Angriffe in dasselbe eine solche Bresche gelegt, daß der Bearbeiter der zweiten Auflage es unternehmen konnte, in dem vor-

liegenden namhaft erweiterten Bande ein ausführliches Gemälde der Vorgeschichte im Rahmen der neuen Anschauungen zu entwerfen. Obwohl populär in der Fassung, wendet es sich in erster Reihe an alle Durchforscher der Ur- und Vorzeit sowie an die Freunde der Archäologie, welchen es den dermaligen Standpunkt dieser Disciplin zu vermitteln strebt. Seinem Gehalte nach darf es wohl auch auf die Beachtung der Fachmänner rechnen.

Bei R. Jenni's Buchhandlung (H. Köhler) in Bern ist soeben ein Spiel erschienen, das Beachtung verdient. „Abenteuer auf einer Reise durch die Schweiz. Ein Würfels- und Pfänderpiel“ nennt es sich. Es ist ein großes lithographisches Tableau mit 60 Abbildungen, welche naturgetreue Ansichten von Schweizerstädten, Naturschönheiten zc. darstellen und allerliebst ausgeführt sind. Auch die „Abenteuer auf der Reise durch die Schweiz“ bieten in Knittelversen in humoristischer Weise die nöthige Erklärung und die letzte Seite des Textes dient als Wegweiser beim Würfels- und Pfänderspiele.

**Brevier der Eleganz.** Plaudereien und Enthüllungen aus dem Toilettenzimmer und Salon, Kathgeber am Puztisch und in Gesellschaftsfragen. Zur Vervollständigung ihres Mode- und Toiletten-Breviers, herausgegeben von Johanna von Sydow. (Leipzig, Otto Spamer.) — Inhalt: Einleitung. — Das Toilettenzimmer. — Etwas Kosmetik. — Die Stoffe. — Die Kunst in der Toilette. — Von den Farben. — Der Schmutz. — Spitzen. — Die Toilette nach ihren Aufgaben. — Receptschrein. Wir können dieses, auch in seiner äußeren Ausstattung die „Eleganz“ repräsentirende Buch jeder Vertreterin der Eleganz empfehlen. Ein reizenderes Festgeschenk für die gebildete Damenwelt möchte kaum anderswo zu finden sein!

**Neue Gedichte.** Von Wilhelm R. v. Makenhofer (Wien, L. Resner, 1879). Es sind Lieder, Sonette, Octaven, Elegien, Epigramme und auch „größere Dichtungen“, zumeist in gewandter, anmuthender Form, welcher der Inhalt nicht immer entsprechen will.

**Yogi-Silberstein's Volkskalender, 36. Jahrgang** (Wien, Carl Fromme). August Silberstein's Volksgeschichte: „Das Liedl der SINGERIN“ ist meisterhaft, was ergreifende, spannende Darstellung des Lebens und der Natur, aber auch edle Kunstform in schlicht schönem Vortrage betrifft. Von weiteren

Beiträgen nennen wir: „Eine Rundreise in Oesterreich“ mit einer großen Anzahl reizender Bilder. — Eine Erzählung von F. Frank: „Der Weg zum Glück“. — J. Schnizer's ungarisches Bild: „Der blinde Laczó“. — A. Schloffer's: „Steirische Volkspoesien“. — Grandjean's Humor über „Ehe und Eisenbahnen“. — Reinhard's: „Belehrungen über Augenkrankheit“. — Silberstein's ernste und heitere Gedichte. — Reichillustrirte „Rückblicke auf das Jahr 1878/79“ und ein vielseitiges Nachschlags- und Auskunftsbuch zum Calendarium, mit Notizblättern.

Fromme's Kalender gehen alljährlich in einer Anzahl von mehr als einer halben Million durch die Welt. Und wenn ein Verlag jetzt im Stande ist, für jeden hervorragenden Beruf und Zweck, sowie für Haus, Geschäft, Salon und Comptoir einen Kalender, zusammen mindestens siebzig verschiedene Ausgaben, herauszugeben, so muß die entschiedene Vorzüglichkeit, wie die Schönheit und Billigkeit derselben dem Publikum allmählig so deutlich geworden sein, daß Fromme's Verlagsfirma genügt zu dem sichern Vertrauen, von ihr nur in jeder Beziehung das Zufriedenstellendste zu erhalten.

So möge nach dem Volksbuche, in der wahrhaft edelsten Bedeutung des Wortes, Vogl-Silberstein's Volkskalender, die Reihe der Berufs-Kalender folgen, als: **Börser-, Brauer-, Clerus-, Feuerwehr-, Forst-, Garten-, Handels-, Jagd-Wand-, Juristen-, Landwirtschafts-, Lehrerinnen-, Professoren-, Studenten-, Medicinal-, Montan-, Musik-, Pharmaceuten-, und Telegraphen-Kalender.**

Zudem sind noch für Geschäft, Haus und Gebrauch zu nennen: **Auskunfts-, Einschreib-, Geschäfts-Notiz-, Brieftaschen-, Taschen-, Blatt-, Bloc-, Salon-, Toiletten-, Wand- und der billige 16 Kreuzer-Kalender.**

Die alte Brieftasche ist auch verschwunden und an deren Stelle das unvergleichlich schöne wie inhaltsreiche Notiz-Taschenbuch „Elegante Welt“ gekommen, dem noch ein für alle Jahre verwendbares Notiz-Tagebuch an die Seite geht. Und wahre Bijour, voll Lieblichkeit und Nützlichkeit, die man ebenso gern sich selbst, wie Anderen zu allen passenden oder festlichen Gelegenheiten des Jahres spendet, sind die **Portemonnaie-Kalender.**

Ein herziges Ding ist auch der Fromme'sche **Mignon-Bloc-Kalender**, welcher in Bezug auf seine originelle Construction als Tafel- und Buchkalender besonders Erwähnung verdient.

Schließlich sei noch eines Unicum gedacht, des prächtvoll in Gold und Farben

gedruckten, unter dem Titel **Fromme's Wiener Festungs-Kalender**, als Wandkalender für 1880 erschienen Gedendblattes an die Festfeier der silbernen Hochzeit unseres Kaiserpaares.

Zusammen heißt die Lösung des Fromme'schen Kalender-Verlages: Entgegenkommen den Bedürfnissen und vollständiges Befriedigen des Publikums.

Ein für gesellige Winterabende zu empfehlendes Werkchen ist das bei Max Müller in Breslau erschienene „**Illustrierte Buch der Patience**“ (dritte Auflage), welches nicht weniger, als 60 unterhaltende Patience-Spiele enthält. Hübsch ausgeführte Abbildungen veranschaulichen die Lage der Karten. Restß der deutschen ist von diesem Werke eben auch eine französische Druckausgabe erschienen.

Vor Kurzem ist bei Duncker & Humblot in Leipzig die dritte vermehrte Auflage der „**Juden von Barnow**“ von Carl Emil Franzos erschienen. Dieser Auflage entnehmen wir das reizende Stückchen: „**Alcin-Mendele**“ und verweisen unsere Leser des Weiteren angelegentlich auf das interessante Buch, das so Vieles, was dem deutschen Lesepublikum wirklich neu ist, in vollendeter Form zu erzählen weiß.

Ludwig Salomon's Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Dritte Lieferung mit 3 großen Porträts auf Kupferdruckpapier: Adalbert v. Chamisso. Ed. v. Bauernfeld, Felig Dahn. (Verlag von Levy & Müller in Stuttgart). Wir haben von der soeben erschienenen dritten Lieferung des prächtigen Werkes Einsicht genommen und wollen nicht verfehlen, auf die von uns bereits rühmend anerkannten, zahlreichen Vorzüge desselben hiermit nochmals hinzuweisen. Die der 3. Lieferung beigegebenen trefflichen Porträts auf Kupferdruckpapier — Chamisso, Bauernfeld, Dahn — gereichen dem Ganzen zur besonderen Zierde. An Freunden kann es einem solchen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werke, das uns die zeitgenössischen Heroen deutscher Literatur in eigenartigem, interessantem Lichte vorführt, nicht fehlen und wir wünschen nur, daß dasselbe auch überall, wo nur die deutsche Zunge klingt, das ihm mit Fug und Recht gebührende Heim finden möge.

Bis auf's Würzeln. Gedichte in schwäbischer Mundart von Hyazinth Wädlerle. (Augsburg, Lampert & Comp.) Es ist das die gänzlich umgearbeitete und sehr ver-

mehrte zweite Auflage des „Gau, Stau, bleiba lau!“ Es enthält viel Anmuthiges, aber auch manches Flache und Triviale. Von Ersterem zu nennen das Stimmungreiche „Frühling“, das lustige „Fert und huir“ und das gemüthvolle „In's Klaubholz“. Die beste Charakteristik dieses, dem Altmeister der mundartlichen Dichtung, Franz von Robell gewidmeten Büchleins gibt der Verfasser selbst, indem er zum Abschiede sagt:

Adies, ihr Leutla lieb und werth!  
Wie ist's, wie hat's <sup>1)</sup> im Mägle?  
Die Bers find zwar it b'sonders sei,  
Es la' it AU's so zudrig sei, —  
Am End find's doch erträgle.

Wer Hagebuga, <sup>2)</sup> Doerachschle <sup>3)</sup>  
Verdant hat in sei'm Raga, —  
I moi', der lönn' a solche Speis,  
Und wär's au j'legt nu löffelweis,  
It gar so schwer vertraga.

Und wem die Bersla g'falla hand, <sup>4)</sup>  
Der soll zum Nachbar laufa  
Und saga Nachbar! wie? Jetzt gang,  
Studier und zweife nu it lang,  
Die Bersla mueßt du kaufal!

Adies! Und nig für u'guet jetzt,  
I woif's scho, manchmal stupfets;  
Dös thuet ja nig, ma' nimmts halt mit,  
Es geit so Leut, di merket's it  
Und And're — überhupfets!

Ferner dem „Heimgarten“ zugegangen:

**Sämmtliche Werke** von Fritz Reuter. Volks-Ausgabe in sieben Bänden. Mit Reuter's Bildniß. (Wismar, Hinckel'sche Hof-Buchhandlung.)

**Stäffa Helene.** Novelle von Friedrich Bodenstedt. (Stuttgart, Richter & Kappler, 1880.)

**Der Fernkeinsucher.** Roman von G. Rosenthal-Wonin. (Leipzig, Bernhard Schilde, 1880.)

**Kaiser Max von Mexiko.** Trauerpiel in 5 Acten von Anton Roth. (Wien, Jakob Dornböck, 1880.)

**Lebensmärchen.** Drei Novellen von Alfred Friedmann. (Leipzig, Philipp Reclam jun.)

**Aus niedrigem Stande.** Zwei Geschichten von Anton Dhorn. (Kassel, J. Bacmeister.)

**Kuterung.** Gedichte von G. A. Kesse l. (Bremen, J. Rühlmann.)

<sup>1)</sup> stehts; <sup>2)</sup> Hagebutten; <sup>3)</sup> Dornschlehen; <sup>4)</sup> haben.

**Kohlischer Brunnencur.** Gedichte von Dr. Faust Pascher. (Selbstverlag, Kärnthnerstraße 45, Wien.)

**Deutsche Unterrichtsbriefe.** Von Karl Schiller. Populär-wissenschaftlicher Unterricht in der deutschen Sprache in systematischer Stufenfolge vom Ursprunge der Wörter bis zur Anwendung derselben in Schrift und Rede. In 24 Lieferungen. 1. und 2. Lieferung. (Wien, A. Hartleben.)

**Winterflora,** oder Anleitung zur künstlichen Blumenzucht und Treibkultur in Glashäusern und Zimmern im Winter. Nebst Culturangabe und Beschreibung der schönsten, naturgemäß im Winter blühenden Pflanzen. Von G. Jäger. (Vierte Auflage.) (Weimar, Bernhard Friedrich Voigt, 1880.)

**Deutsche Rundschau.** Herausgegeben von Julius Rodenberg. December-Heft. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

**Frauenblätter.** Centralorgan für das geistige Leben der Frauenwelt. Herausgegeben von Karl Schrattenthal. Nr. 1. (Wien, I., Schellingg. 5.)

**Chymian.** Thiermärchen für sinnige Leser von R. Trebits. Mit Illustrationen von Waldemar Friedrich. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1879.)

**Frühlingsblumen.** Skizzen und Märchen von Jenny Bach. Zweite Auflage. Mit Titelbild und Farbendruck. (Wolfenbüttel, J. Zwißler.)

**Robert Griespenkerl,** der Dichter des Kobespierre. Biographisch-kritische Skizzen von Dr. Otto Sievers. (Mit mehreren bisher ungedruckten Gedichten und Briefen.) (Wolfenbüttel, J. Zwißler.)

**Atlantis.** Ein Epos in neun Gesängen von Wilhelm Fischer. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1880.)

1870—1880, Kornblume und Eichenblatt. Ein Kaiser-Gedenkkranz von F. A. Feddersen. (Hamburg, J. F. Richter, 1880.)

**Diemelgrund an Emsfersand.** Geschichten ut Hessen un Westfalen von A. Schleitner. (Bremen, J. Rühlmann's Buchhandlung, 1879.)

**Geschichte der deutschen Nationalliteratur** des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon. 3. Lieferung. (Stuttgart, Levy & Müller.)

**Maler-Rothschild,** Handbuch der gesammten Handelswissenschaften für Ältere und jüngere Kaufleute, sowie für Fabrikanten, Gewerbetreibende, Verkehrsbeamte, Anwälte und Richter. Zweite, neu bearbeitete Aufl. 2 Bde. (Wien, A. Hartleben.)



## Postkarten des Heimgarten:

**Gr. in Gr.:** Ueberlassen es dem lustigen „Hortus delicarum“ von L. Eichrodt (Vahr, bei M. Schauenburg), Ihren Mann zu besingen:

Ich hab' eine Loge im Theater,  
Ich hab' auch ein Opernglas;  
Ich hab' Equipagen und Pferde —  
Meine Mittel erlauben mir das!

Ich rauche die feinste Havanaß  
Zur Verdauung nach dem Fraß,  
Ich liebe das ganze Balletcorps —  
Meine Mittel erlauben mir das!

Ueber Lumpen, wie Kepler und Schiller,  
Klumpf' ich nur verdächtig die Nas',  
Ich bin ein vollendetes Rindvieh —  
Meine Mittel erlauben mir das!

**G. M. Leipzig:** Für den „Heimgarten“ zu übermüthig, für den Papierkorb zu flott, für die „Postkarten“ gerade recht:

### Zammerschret.

Die ich am Liebsten hatte  
Ist jetzt gute, deutsche Gattin,  
Neuerst lieb hat sie ihr Gatte  
Und auch sie, die Holde, hat ihn...

Auch die Andern waren treulos —  
Alle sind sie nicht mehr ledig  
Und der Frevel ging auf's Neu' los —  
Gott sei ihren Männern gnädig!

Und die Letzte, die per Post ich  
Fragte, wie ich mit ihr dran sei,  
Schrieb vom Kloster ziemlich frostig,  
Daß ihr: „Gott der liebste Mann sei...“

Ach! ich wollt' sie gern erdulden,  
Der verschmähten Liebe Qualen —  
Hätt' ich nur nicht so viel Schulden  
Ihretwegen zu bezahlen!!!

**G. C., Wien:** Jene Dichter herrlicher Volkslieder, deren Anonymität Sie beklagen, blieben unbekannt, weil sie von ihrer hohen

Begabung keine Ahnung hatten, während heute jeder Verseschmied seine aus ästhetischer Besonnenheit geschöpfte technische Fertigkeit für Genialität und sich für einen verkannten Dichter hält.

**G. W., Wien, D. F., Berlin:** Wohl erhalten, aber nicht verwendbar.

**R. v. F., Batsburg:** Wird dankend verwendet.

**Bohemus:** Wird gelegentlich verwendet.  
**G. A., Graz:** Der Dichter C. G. Ritter von Leitner wurde geboren am 18. November 1800, vollendet also erst am 18. November 1880 sein achtzigstes Lebensjahr.

**D. D., Dobern:** Nicht ohne Stimmung, aber viel zu wenig lustig für den Heimgarten.

**E. L. von L., Graz:** Für eine kürzer gefasste Widerlegung bewußten Artikels würden wir dankbar sein; in eine ausgebehnte Polemik in dieser kaum jemals ganz zur Entscheidung gelangenden Frage könnten wir uns nicht einlassen.

**Prof. F., Linz:** „Das Erste ist ein Hund, das zweite ist ein Junge; das Ganze ist aber schlimmer, als ein Hundejunge“. Es gilt, wir geben diese Charade den Lesern auf.

**F. F., Linz (Rhein):** Glauben Ihnen am besten zu entsprechen und anderen uns lautgewordenen Wünschen gerecht zu werden, wenn wir in diesem Hefte die wichtige Plauderei über die Civilehe aus Fritz Mauthner's „Kleiner Krieg“ (siehe Heimgarten, IV. Jahrg., Seite 235) reproduciren. Sehen Sie sich das lustige Büchlein näher an.

**G. Weisk, Wien:** Sie gaben uns wahrlich keinen Anlaß zu einer verben Philippika, daher werden Sie auf eine solche wohl verzichten müssen. Wir bedauern nur, von Ihrem liebeswürdigen Talente diesmal keinen Gebrauch machen zu können. Manuscript wird sorgfältig aufbewahrt.

**D. Mentor:** Anlage recht hübsch, aber Stoff veraltet.

**A. A., Wien:** Die Zuberlässigkeit des Datums steht in Zweifel. Später Bestimmtes. Freundliches Proffit!

# Heimgarten



Heft 5.

Februar 1880.

IV. Jahrg.

## Die Bucklige.

Novelle von Luise Leher.

### Mutter und Tochter.

Der Salon ist in jeder Beziehung tabellos. Goldbleisten längs der mattgrauen Tapeten, ein vielarmiger Luster strahlt sein Licht auf bunte Teppiche und dunkle Sammtfauteuils, Originalgemälde moderner Berühmtheiten zieren die Wände und es fehlt nicht der stylisirte Marmorcammin, nicht der pompöse Concertflügel, noch die mannigfachen Albums auf den zierlichen Tischplatten, kurzum, selbst die prätentiv gelangweilte Hausfrau, welche, ihrer Gäste harrend, gedankenlos in einem Prachtwerke mit römischen Architecturen blättert, fügt sich der charakterlosen Schablone landläufiger Elegance durchwegs ein.

Ueber dem nahezu kahlen Scheitel der Dame sitzt ein überreiches Geflecht kastanienbrauner Löpfe, einige blutrothe Samelien heben den mattgefärbten Teint, meergüne Seide umvogt etwas steifsalzig eine geschickt abjusirte

Büste und kühngebildete Hüften, ja man dürfte sogar beim ersten Anblick dieser blendenden Neußerlichkeiten nicht unberechtigt eine Spur von Geist hinter den gesenkten Lidern der mandelförmig geschnittenen Augen vermuthen. Aber schade, sobald der Vorhang sich hebt, da weht ein eisiger Hauch unendlicher Leere aus diesem nichts sagenden Blick hervor, ein Frost, der kalt zu machen vermag bis tief in's Herz hinein.

Aehnliches mochte auch die liebe Mäbchengestalt empfinden, die jezo auf der Schwelle des tabellosen Salons erscheinend, scheutrogig nach der gestrengen Mama hindüberschielte.

Mit dem letzten Rest von bacchischer Unbeholfenheit kämpfte schon siegreich das Selbstbewußtsein des feine Macht innerwerbenden Weibes. Schlank noch und herb die sich rundenden Formen, zitterndes Ahnen künstiger Daseinsbestimmung in dem unruhigen Flackerspiel der seltsam dunklen Augen,

eine noch rührende Hilfslosigkeit ernstlich bedroht von den widerstreitenden Gefühlen kaltberechnender Colletterie und jungfräulich zarter Wallungen: so stand die Mädchenkospa da, des ersten Sonnenstrahles zu vollster Entfaltung harrend.

Daß doch jegliches Mutterherz, eingedenk der eigenen Blüthezeit, den kritischen Moment feinkühlig erspähte und aus dem bisher unmündigen Kinde, eine ebenbürtige Freundin zu gewinnen verstände! Wehe der zweiseitigen Verblendeten, die da mit engherziger Besorgniß abwehren und hemmen will, wo Jugend und Natur im reizendsten Bunde nach Entfaltung, nach Bethätigung vollgiltigster Triebe drängen.

Der Groll, welcher um die festgetriessenen Lippen und energisch geschwungenen Nasenflügel der Tochter lagerte, bewies zur Genüge, daß von hier aus schon oft, leider jedoch vergeblich an das Herz der Mutter appellirt worden war.

„Tritt näher heran, Clara, noch näher, so, in's volle Licht. Ach horreur, wie Du nun wieder aussiehst. Streiche mir doch diese vorbringlichen Böckchen glatt und ich glaube wahrhaftig, Du hast Dein Kleid wieder hinter meinem Rücken heimlich verlängern lassen. Ich verbitte mir dergleichen Extravaganzen. Ein Mädchen muß heutzutage schon im fünfzehnten Jahre beginnen, sich für jünger auszugeben, und je länger Du dies glückliche Alter zur Schau trägt, je besser für Dich.“

„Aber Mama, ich stehe nun schon über zwei Jahre auf diesem fünfzehnjährigen Standpunkt; gelegentlich mußt Du schon Klugheitshalber der Zeit einen bescheidenen Weiterdruck gestatten.“

„Da seht mir den frivolen Naseweis! Mademoiselle sparen Sie mir Ihre Schlagfertigkeit für englische Vocabeln. Weist Du, daß mir neuerdings Klagen zukamen von Madame Boucisé? Du seiest faul, zerstreut, höchst vorlaut und was ich besonders

tabeln muß, äußerst uncollegial gegen einige charmante Mädchen aus wirklich adeligen Familien, deren Intimität sehr schmeichelhaft für uns wäre.“

Schnippisch, wegwerfend meinte Elärchen: „Ach, diese blaublätigen Pensionats-Ungarinnen und Polinnen sind oft weniger werth als manches simple Bürgerkind, Mama. Und dann, ich finde wahrhaftig das Vergnügen so enorm nicht unter uns Mädchen, Tanzkränzchen mit einem „pomposen Cotillon und Blumen Spenden“ zu arrangiren.“

„Da höre ich es nun selbst aus Deinem Munde, was ich kaum glauben wollte. Schade, wirklich schade, daß dies wunderbare Bekenntniß ohne Zeugen geblieben. Du kämest leicht in den Verdacht, es sei Dir beim Tanzen um die Männer als solche zu thun.“

Die arge Beschuldigung ward mit der ganzen sittlichen Entrüstung der in ihrem gedankenlosen Gleichgewicht erschütterten Salonbame hingeschleudert, aber mit total naiven, unsalomonmäßigem Staunen entschlüpfte es dem Mund der Angeklagten: „Ja, um was denn sonst, Mama?“

Als bald hätte sich Schön-Elärchen die Lippen blutig beißen mögen, ob des unbedachten Ausrufes, aber es war zu spät. Zum Glücke verhinderte das Erscheinen der ersten Gäste alle weiteren Auslassungen zwischen Mutter und Tochter. Das junge Mädchen wand sich sink und schmeibig durch die umschlingenden Arme einiger überdicker Tanten und klapperndbürrer Cousinen bis zur Thüre, durch welche es entschlüpfte, die Verwandtschaft den herkömmlichen Begrüßungsformeln Mama's überlassend.

Das Gemach, in welches Clara sich gesüchtet, war nur erst matt erleuchtet; an dem halbgebedekten Speisetisch machte sich ein kleines, arg verwachsenes Frauenzimmer mit Tellern und Gläsern zu schaffen. Aus tiefdunklen Augen blickte die Budlige auf das erregt hereinsürmende Mädchen.

„Du hast es ja wohl mit angehört, Alma, wie man mich in's peinliche Verhör genommen. Glaubst Du es nun endlich auch, daß ich bis zu meiner Mündigkeit dem Flügelkleide nicht ent wachsen soll?“

Ernst und mißbilligend schüttelte die Andere das edelgeformte Haupt, das auf so mißgestaltetem Körper saß.

„Du bist zu ungefühm, Clara! Laß Dich besänftigen; ist es doch die eigene Mutter, gegen welche Du tobst, das bedenke!“

„Desto schlimmer, Schwester, desto trauriger für mich. Du magst Dir leicht zum Troste sagen: „Was bin ich ihr? Meine Mutter ruht im Grabe und ich bulde Hartes von der Fremden.“ Aber ich, ich bin ihr Fleisch und Blut und sie mißgönnt mir die Rosen, die auf meinen Wangen blühen. Geh doch, geh; das ist bitterer, als Alles, was Dir geschehen.“

„Meinst Du?“ fragte Alma mit einem tiefen, tiefen Seufzer.

Doch Clara fuhr in ihrer vehementen Weise fort: „Doch sei gewiß, ich werde mich rächen und nicht sanftmüthig dulden, wie Du, Du Arme. O, ich weiß, wie sie zu treffen ist; ich kenne die Stelle, wo sie verwundbar. Gott sei Dank, es gibt Leute, die es trotz meines kurzen Rückchens wohl bemerkten, daß ich ein erwachsenes, ein schönes Mädchen bin. Mir ist es so ziemlich Eins, Er oder ein Anderer, aber ihr, ihr wird's wohl nicht das Gleiche gelten. Sei gewiß, ich kenne den Weg zu seinem Herzen und breche damit das ihrige.“

Hastig, mit beklommener Stimme flüßerte die schöne Clara der buckligen Stieffchwester diese Worte in's Ohr und enteilte rasch nach den innern Wohnräumen.

Erbleichend sah ihr Alma nach. Sie preßte die magern Finger auf die ungeformte Brust und stöhnte leise vor sich hin: „Ihr Herz? Als ob die etwas dergleichen im Busen trüge. O, in dem Gemüthe wohnt nur Eitelkeit

und wieder Eitelkeit. Doch wer die verlegt, ist ihr Feind und ihn trafe all' ihre Rache. Das soll und darf nicht sein. Das machte meine ganze Voraussicht zu Schanden. Clara ist jaust in der Stimmung, eine Tollheit anzuzetteln und er — o, er liegt längst im Banne des übermüthigen, unwiderstehlichen Geschöpfes. Mit Angst und Bangen sah ich's keimen, reifen, nicht hindern konnt ich's und war gefaßt, auch hier meinen Theil zu tragen; aber mehr als ein Spiel sollt' es ihr bedeuten, mehr als das — —“

Die Falten auf Alma's Stirne wurden drohender und manch' schwere Thräne fiel nieder auf die weißen Damastservietten, die sie mechanisch auf dem Tische ordnete. Ja ohne die Hilfe des alten Dieners, der sich endlich zu dem Fräulein gesellte, wäre wohl heute die Tafel nicht mit der gewöhnlichen Accurateffe gedeckt worden. Den Hans schien es nicht eben sehr zu befremden, daß Alma's Augen tropften an einem Abende, der dem Vergnügen gewidmet war, gerade so wenig, als er sich darüber zu verwundern schien, daß die älteste Haustochter hier Magdbienste verrichtete, indeß von drüben her das Gewoge und Gesumme der eintreffenden Gäste lauter stets und lärmender herüberdrang.

Das mißgestaltete Stieffkind, die vater- und mutterlose Waise mit dem ewigen Vorwurf in den wehmüthig umflorten Augen, sie hätte ja doch nicht recht hineingepaßt in den tabellosen Salon, neben die glänzende, forcirt jugendliche Hausfrau, die nur zu leben schien, um zu genießen und nur dann Genuß fand, wenn sie Triumphe der Eitelkeit zu feiern wähnte.

Frau v. Reimar, seit drei Jahren Witwe von Alma's Vater, verstand es wie selten eine Ewatochter, den zweideutigst duftenden Weibrauch in vollen Lügen einzuathmen. Alles, was wie Bewunderung aussah, galt ihr als vollgiltig. War das Compliment noch so trivial, der Schmeichler noch

so abgeschmact, seine Hulbigung fand Gehör und Dank.

Freilich zu schmeicheln wußte keine der beiden Töchter, weder Alma noch Clärchen. Die Letztere aus verstocktem Troß und Gleichartigkeit des Temperamentes, aus tiefer wurzelnder Antipathie die Andere. Trug doch das sanfte, stille Geschöpf eine Bürde, die mit jedem Jahre schwerer auf seiner Jugend lastete und, an einem jammervoll verfehlten Dasein rüttelnd, die angeborene Seelengüte des bebauerlichen Mädchens mit Wallungen von Haß und Neid zu untergraben drohte.

Und bitter, recht wermuthbitter waren auch jeko die Thränen, welche den Augen des buckeligen Mädchens entströmten.

Drüben ging's recht lustig her, feierte man doch das Namensfest der schönen Witwe; man sollte heute tanzen, lachen und scherzen, wohl gar lieben und werben und hier im dunklen Winkel drückte sich Eine beiseite, die nie als jung gegolten, die nie gewußt, was Lebensfreude sei.

Alma lauschte hinüber, ob sie etwa der Schwester helle Silberstimme aus dem Gesumme der durcheinander Redenden vernähme. Es war aber unmöglich, Bestimmtes zu unterscheiden. Dann trat sie zur andern Thüre, welche nach den Schlafzimmern führte. Von dorthier klang erst leise, immer deutlicher jedoch unterdrücktes Schluchzen und zwischen hinein abgebrochene Worte des Trostes von tiefer, sympathischer Männerstimme gesprochen.

Plötzlich trat tiefe Stille ein.

Die Lauscherin zuckte zusammen, ihr Athem flog, die sonst so sanften Augen traten rarr aus den Höhlen.

Mit einem Satz stand Alma im anstoßenden Gemache vor dem überraschten, doch keineswegs erschreckten Paare.

Ein großer, junger Mann hielt Clara's beide Händchen an sein Herz gedrückt und beugte sich vertraulich nach des Mädchens Ohr. Die Art

und Weise, wie sein Flüstern sich zum wortlosen Hauch verbämpfte, sein Blick mit überquellender Zärtlichkeit an den blonden Flechten, den runden Wangen haften, verrieth mehr als den schlecht-hin theilnehmenden Freund und Tröster.

Verfügt doch der Mann dem weinenden Weib gegenüber meist über ein einziges, ewig wiederkehrendes Mittel der Beschwichtigung: was man da sagen könnte, sollte, möchte, es scheint weggeschwemmt von den berebtesten Lippen, das erlösende Wort versagt — doch drängt und treibt es aus tiefstem Innern nach Mittheilung und siehe da, ehe das aus spontaner Regung enteilenbe Gefühl den Weg zum Kopfe gefunden, ist die noch nicht gedachte Absicht schon That geworden.

Auf Clärchens Mund brannte, sichtbar, schier greifbar für eifersüchtige Augen das Trosteswort, das ungeprochen geblieben und Alma preßte dumpf hervor: „Du thust nicht Recht, Better Fritz, Du thust nicht Recht.“

„Willst Du unser Verräther werden?“ schmeichelte Clärchen, die Schwester zärtlich umhalsend, während der ertappte Sünder eher drohend, denn zerknirscht auf die leidige Störerin nieder sah.

Alma fühlte die Feindslichkeit des Blickes, doch wiederholte sie tapfer mit muthigem Augenaufschlag: „Ihr thut beide Unrecht, ich fühl's und sag's. Auch prophezeit' ich Euch bösen Verdruß.“

Fritz stampfte wild mit dem Fuße: „Aljungfermuden! Komm' Clärchen, ich trose Allen, und gerade weil man uns scheel ansieht, tanzen wir den ganzen Abend nur mit einander.“

Damit schob er den Arm seines anmuthigen Bäschens in den feinen und schritt erhobenen Hauptes durch das Speisezimmer dem Salon zu, von wo die ersten Töne eines Walzers herüberklangen.

Alma blieb zurück. Ihre Knie wankten, sie sank auf den nächsten Sessel, stöhnend wie ein zu Tode

getroffenes Reh. Wie lange sie so ge-  
fesselt in physischer und seelischer Qual,  
sie wußt' es nicht; vermischte doch Kei-  
ner die Bucklige beim Tanz, kam doch  
Niemand nach ihr zu sehen, sie auf-  
zufordern. Erst wenn es zu Tische  
ging, begann die Thätigkeit der älte-  
sten Haustochter. Auch fuhr sie kurz  
vor Mitternacht instinctiv aus ihrer  
Lethargie empor, klapperte, wie um  
sich an die Pflicht zu gemahnen, mit  
dem Schlüsselbund, strich die Haare  
vor dem Spiegel glatt und ging daran,  
wie sonst ihres Amtes als Beschließe-  
rin zu walten.

Als endlich Alles geordnet war  
und vorbereitet zum Beginne des  
Soupers, schlüpfte Alma leise und  
unbemerkt in den Salon.

Hier war es ziemlich leer, denn  
selbst die älteren Herren und Damen  
drängten sich in dem geräumigen Ne-  
benzimmer um die Tanzenden zusammen.

Eben flog Clärchen, strahlend und  
frohgemuth in Fritzens Armen an der  
Thüre vorbei. Almas Augen folgten  
dem schlanken, hochgewachsenen Paare;  
sie schien es wie beruhigend zu empfin-  
den, daß die Zwei zusammengehörten  
in Jugendkraft und Jugendschöne.

Aber noch zwei andere Augen  
schossen eigenthümlich stehende Blitze  
nach den Beiden, die weder rechts  
noch links auslugten und so recht  
ausschließlich Eines im Andern auf-  
gehend, der Lust des Tanzes, dem  
Glücke berechtigter Liebe hingegeben  
schienen.

Und die Polka nahm kein Ende.  
Und Fritz und Clara ermüdeten nicht.

Da trat Frau v. Reimar in plötz-  
lichem Entschlusse und eben nicht ganz  
salonmäßigem Ungefühle auf den Cla-  
vierpieler, einen armen Verwandten  
des Hauses, zu und gebot: „Endigen Sie  
doch diesen rasenden Tanz; die jun-  
gen Leute springen sich ja eine Schwind-  
sucht in den Leib.“

Betroffen sah der Musiker empor.  
Sonst, wenn die schöne Hausfrau selbst  
dahinslog, umspannt von den kräftigen

Armen ihres Neffen, da waren der  
unermüdblichen Tänzerin die Weisen  
des gemächlichen, alten Herrn eher zu  
schleppend, denn zu rasch gewesen.  
Doch verbeugte er sich stumm vor dem  
Befehle und schloß mit ein paar  
Accorden.

Nun aber stürmte die Jugend an  
das Piano heran: „Bester Herr Mäl-  
ler, da capo, noch einmal, da capo.“

„Dunkelchen, einen flotten Galopp  
und bitte, recht schnelles Tempo.“

„Bravo, bravissimo, einen Galopp,  
einen Galopp!“

Fritz, sein Mädchen an der Seite,  
war's, der am lautesten drängte und  
bat. Da zischelte eine scharfe Stimme  
zwischen Beider Ohren: „Ihr tanzt  
mir keinen Schritt mehr mit einander.  
Wollt' Ihr zum Gerede der ganzen  
Gesellschaft werden?“

Krampfhaft preßten die magern  
Finger der Mutter den runden Arm  
der Tochter. Doch zuckte es nur desto  
entschiedener um Clärchens rothigen  
Mund; — sie trat einen Schritt zurück  
und erwiderte mit scharfer Betonung:  
„Ganz wie Du befehlst, Mama.“

Die Galoppade begann.

Fritz und Clärchen aber waren  
die Ersten, welche in den Reigen traten.

So war offener Krieg, ein Krieg  
auf's Keußerste zwischen Mutter und  
Tochter.

### Eine Bitte frei.

Trübe brach der nächste Morgen  
heran.

Frau von Reimar fühlte sich un-  
wohl und blieb auf ihrem Zimmer;  
Clärchen im ostentativem Fleiße war  
nach kaum dreistündigem Schlafe in's  
Pensionat gegangen und Alma, die  
Nimmermüde, schaffte rührig in den  
Gesellschaftszimmern, dieselben nach des  
gestrigen Festes Aufruhr in die ge-  
wöhnliche Ordnung zu bringen.

Fritz, der seit des Dunkel's Tod-  
ein separates Zimmer im oberen Stock-

wert inne hatte und als ehemaliger Hausgenosse jederzeit bei seinen Anverwandten verkehrte, erschien gegen Mittag mit erbärmlich schlaftrunkener Miene und begehrte von der Wase ein recht ausgiebiges Frühstück, die nächstlichen Strapazen wettzumachen.

Gefällig servirte Alma einige Ueberreste von den Delicatessen des Souper's eigenhändig. Better Fritz war nie ganz unempfindlich für dergleichen kleine Aufmerksamkeiten und heute mußte ihn überdies sein gestern hingeschleudertes hartes Wort zu besonderem Dank veranlassen; er küßte Alma's schlanke Finger und fuhr ihr mit brüderlicher Liebfung leicht über das Haar: „Bist Du noch böse, Cousinchen; willst Du mir verzeihen?“

„Raunische, alte Jungfern vergeben nie etwas.“

„Seh doch, gerade darum sollst Du es mir beweisen, was für ungereimtes Zeug ich oftmals schwaze.“

„Nur schwaze? Das ging noch hin. Wenn Du nur nachher nicht auch tolle Streiche vollführtest!“

„So arg ist's ja wohl nicht; das bißchen Revolte gegen die Tyrannei der Tante war sogar wohl berechnet und gar nicht übel angebracht. Einmal muß sie ja doch erfahren, wie es um mich und Clara steht.“

„Wie hätte sie's auf solche Weise dürfen. Sie wird rasen.“

„Alma, Du siehst wie immer Alles viel zu schwarz. Ich habe übrigens die Absicht, noch heute mit der Tante zu sprechen.“

Alma verfärbte sich leicht. Sie fragte mit merklich zitternder Stimme: „Ja, sag' mir nur lieber Fritz, was Du eigentlich willst?“

Fritz machte große, verwunderte Augen. „Was ich will? Großer Gott, das fragst Du mich? Was kann ich denn wollen, als mein Clärchen so bald als möglich heimführen. Die Stelle am Realgymnasium ist mir gewiß und als Professor bin ich wohl im Stande, eine Frau zu ernähren.“

„Eine Frau mit Clara's Ansprüchen? Armer Freund, täusche Dich nicht. Und hältst Du es überhaupt für möglich, daß Mama in die Heirat willige?“

„Was kann sie schließlich dagegen haben? Ewig kann Clara doch kein Schulmädchen bleiben. Glaube mir, die Tante wird zuletzt ganz zufrieden sein, ihr allzu reizendes und darum für die Alternde unbequemes Töchterlein auf solche Manier los zu werden. Clärchen's Schönheit ist der Mutter ein rechter Dorn im Auge, das habe ich längst bemerkt.“

„So, wirklich? Und das ist Alles, was Du bemerktest?“

„Ist das nicht genug?“

„Fritz, Du bist sehr naiv.“

„Und Du, Du siehst hinter jedem Baum ein Gespenst, in jedem Menschen einen Feind. Doch in mir sollst Du's nicht. Du wirst noch Deine Freude an uns erleben, Herzens-Alma. Du mußt mit uns kommen, unser Mütterchen werden und unsere Kinder erziehen helfen. O, ich mal' es mir so herrlich aus unser Zusammenleben, ohne der anspruchsvollen, ewig nergelnden Tante. Ich weiß, es ist recht undankbar, so über sie zu reden. Hat doch die sonst so Geizige mich noch nach des Onkels Tod aus ihrem Eigenn unterstützt, sorgt sie ja theilweise noch für mich, den Fremden. Raum begreif' ich recht warum. Und wie nachsichtig, wie freundschaftlich war sie in letzter Zeit gegen mich. Nein, nein, sie kann meiner Werbung nicht entgegen sein. Und dann, in letzter Instanz bau' ich auch auf Dich, Alma; Du sollst mein Anwalt sein bei Deiner Stiefmutter. Widerspricht nicht, ich weiß wohl, es gibt ein Geheimniß zwischen Dir und ihr. Du bist nicht ohne Einfluß auf sie, gebrauche ihn jetzt, diesen Einfluß und verhilf mir zum Besitz meines Mädchens.“

Ob es nun wohl recht war, daß der junge Mann die unförmlichen

Süßen Alma's schmeichelnd umfaßte und ihr Kinn zu sich empor hob, die Beantwortung seiner Bitte in des Mädchens Augen zu lesen? Wußte er, was er that? Welche Macht er brauchte — mißbrauchte? Diesmal wagte man nicht des Betters Dreistigkeit zu schelten, ihm zu sagen, daß er Unrecht thue. Alma's Blick strahlte ihm verklärt entgegen, ihr Mund lächelte, sie lehnte das feine, zarte Köpfchen einen Augenblick an seine Brust; aber nur einen Augenblick. Dann machte sie sich frei und sprach mit weichem Tonfall: „Und bist Du überzeugt, Dein Glück, das Glück eines langen, reichen Lebens im Besitze meiner Schwester zu finden? Sie ist ein Kind, ist das Kind ihrer Mutter. Dünkt es mich doch, als sei Clara unvermögend zu fühlen, was Liebe sei, wie heiß und süß, wie tödtlich weh sie zu brennen vermag.“

Fritz trat erstaunt einen Schritt zurück. Der angeschlagene Ton war ihm so neu, als bestrebend. Doch dem reinen Strahl in Alma's Blick belegend, meinte er mit der ganzen eigenständig befangenen Grausamkeit wahrer Leidenschaft: „Du arme, kleine Freundin; Du sprichst von der Liebe, wie ein Blinder von der Sonne. Clara jedoch ist ein Kind des Lichtes, geboren, Glanz und Glück zu verbreiten, durch ihr bloßes Erscheinen zu blenden, zu verzaubern, zu betören. Wer so schön ist wie mein holdes Lieb, der braucht nur zu verlangen und zu nehmen, nicht selbst zu geben, denn er gibt schon das Höchste durch sein bloßes Dasein.“

„Wunderbar! Du schwärmst ja ganz anziehend. Nur will mir ein Umstand nicht einleuchten. Um dies Feenkind, diesen Paradiesvogel zu haßchen, gebrauchst Du eines so häßlichen Nachtgeschöpfes, wie ich eines bin? O pfui doch, pfui! Wie paßt das zusammen, Ich bin ja gar nicht werth in der Nähe von so viel Licht und Glanz zu vegetiren. Freilich, als ich noch Flügel hatte und auch Flaum daran, da —

da gab es einen wilden Jungen, der mir dieselben süßen Namen schenkte, wie er sie nun einer Anderen gibt. Weißt Du Better, wie der Junge hieß?“

Alma's Neben aus offenem Hohn in weiche Wehmuth umschlagend, schienen dem Fritz keineswegs zu behagen. Unsicher tastete er an der Theelanne herum und sprach nach längerer Pause zögernd: „Du warst ein schönes, ein holdes Kind, bevor — —“ Er stockte.

„Bevor — o sprich es nur vollends aus; ich kann's ja hören und bin's gewöhnt. Muß ich sie doch schleppen, die qualvolle Last, auf meinen gebrechlichen Schultern.“

Stöhnend barg das mißgestaltete Mädchen sein Haupt in den Händen.

Fritzens Unbehagen wuchs; nach neuerlicher Pause begann er tröstend: „Alma, er ward Deinem Leben zum Fluche jener Unfall — —“

„Wirklich ein Unfall, nur ein Unfall, mein zärtlicher Freund?“

Ihre sanfte Stimme war heißer geworden und auf den bestürzt fragenden Blick des jungen Mannes erwiderte sie zischelnd: „Wie dann, wenn es ein Verbrechen gewesen wäre, wie dann?“

„Alma, Du frevelst!“

„Ich? Bewahre! Das thaten Andere an dem mütterlosen Kinde; Leute mit feinen zucker süßen Manieren, eine Dame, so weltgewandt — —“

„Kind, Kind! Werde nicht ungerrecht in Deiner Verbitterung. Sei gewiß, Deine Stiefmutter hat gethan, was menschenmöglich war, Dich zu retten. Wohl kenne ich das häßliche Gerücht, welches das Gegentheil wissen will; der alte Hans ist auch an mich herangekommen mit seinem sinnlosen Verdacht und ich begreife nur Eines nicht, warum die Tante dem schwaghastigen Trunkenbold nicht längst den Laufpaß gegeben, da doch sonst allzu große Rücksicht mit der Dienerschaft keineswegs in ihrem Charakter liegt. Wohl, wohl, sie ist eine herrschsüchtige,



eine eitle und zuweilen arg geradezu bornirte Frau, doch nicht gewissenlos. Was hätte sie damals für Ursachen gehabt, Dir die nothwendige Pflege vorzuenthalten? Folge mir Alma und grüble nicht Dingen nach, die nun nicht mehr zu ändern sind; wende Deinen Geist ab von solch' desparaten Grillen."

Alma blieb stumm; der böse, drohende Ausdruck ihrer Züge verfinsterte sich jedoch mehr und mehr.

Mit warmem Eifer fuhr Fritz fort: „Denke auch nicht Liebe, ich entsänne mich nicht gerne jener harmlos glücklichen Zeit, da man mich hier im Hause aufgenommen gleich einem Sohne. Wie gut, wie lieb waren Deine Eltern zu mir. Freilich dauerte die Lust nicht lange. Deine edle Mutter starb; bald freite der Onkel wieder und wir Kinder waren übel daran. Die junge, feinerzogene Tante mochte weder mich, noch Dich gerne leiden; weiß Gott, wodurch ich in ihrer Gnade stieg, daß sie nach Deines Vaters Tod fortfuhr, für mich zu sorgen. Doch Du, Du magst Dich wohl kaum jener Tage erinnern, da wir zusammenhielten und der verhassten neuen Gebieterin manchen Poffen zu spielen wußten.“

„Doch, doch,“ rief Alma bei der letzten Wendung mit völlig erheiteter Miene. „Was Du ein wilder, unbändiger Bursche gewesen, dessen höchstes Vergnügen schien, mich zu foppen und zu necken und den ich doch lieber hatte, als alle Anderen. O und weiter zurück reicht mein Gedächtniß. Ich seh Dich vor mir, als man Dich nach dem so plötzlich erfolgten Tode Deiner Eltern zu uns brachte. Erst sahest Du im Garten in der Weisblattlaube und weintest, daß es einen Stein gerührt hätte, um wie viel mehr ein kleines, hummes Mädl, wie ich. Von fern sah ich Dir zu und konnte mir gar nicht zusammenreimen, daß ein großer, starker Bube so kindisch stennen mochte. Da plötzlich nahmst Du mich wahr hinter dem Geranke der Laube, zogst mich heran, hobst mich auf die Schulter

und ranntest mit mir durch den Garten. Ich schrie vor Furcht und Schen und Du singst an hellauf zu lachen über meine Jaghaftigkeit, während Dir noch die hellen Thränen an den Wangen klebten. Das Alles und vieles Andere steht klar und deutlich vor mir. Nur die Zeit meiner entsetzlichen Krankheit, die ist wie weggewischt aus meiner Erinnerung.“

„Siehst Du, und willst urtheilen, willst gar verdammen; das ist doch sonst nicht die Art meiner milden, sanften Alma.“

Fritz reichte seine Hand über den Tisch herüber, aber das Mädchen zögerte einzuschlagen.

Wieder flog ein dunkler Schatten über Alma's Stirne, doch entgegnete sie mit ruhigem Ernste: „Gut, halten wir zusammen wie damals in fröhlicher Kinderzeit! Lassen wir sie ruhen, meine sogenannten Grillen. Ich will reden, will werben für Dich bei meiner Stiefmutter und hoffe Dir die Schwester zuzuführen.“

Fritz lachte: „So zuverlässlich jetztund? Erst hast Du behauptet, nie werde die Tante einwilligen, mir Clärchen zu geben.“

Alma blickte sinnend zu Boden. Dann hob sie die tiefdunklen Augen zu dem jungen Mann empor. An den langen Wimpern hing eine Thräne, aber um den lieblichen Mund spielte ein anmuthiges, herzinniges Lächeln. Die noch immer hingestreckte Hand Fritzens ergreifend, sprach sie mit feierlicher Betonung: „Von langeher hab' ich eine Bitte frei an meine Stiefmutter, eine Bitte, die sie mit erfüllen muß. Sie, nur sie allein weiß, daß ich nichts Gerings fordern werde, ihr Wort einzulösen. Mir selbst dürften im Leben kaum mehr allzu begehrenswerthe Wünsche keimen und so will ich von meinem inhaltschweren Rechte Gebrauch machen für Dich und Dein Freierwerb sein. Aber unter einer Bedingung. Laß' mich nach meinem Gutdünken verfahren. Die Osterferien sind

vor der Thüre; benütze dieselben zu einer kleinen Reise. Es wird Sturm geben zwischen mir und ihr, der soll vertoben bis Du rückkehrst. Versprich mir deshalb ruhig abzuwarten, bis ich Dir schreibe: „„jetzt ist es Zeit!““ Willst Du das?“

Fritz zögerte einzuschlagen. „Mich wundert Deine Sicherheit nunmehr. Du, das zurückgesetzte, kaum geduldete Stiefkind, getraust Dich so viel? Das will mir nicht recht zu Sinn.“

Immer noch lächelte Alma. Fritz meinte das feine Gesichtchen sei nie so schön gewesen, wie unter diesem Lächeln. Es war wie ein unerwartet farbenglühender Scheideblick der untergehenden Sonne aus schwerem, trüben Gewölk.

Sie sagte: „Habe ich je mit falscher Macht geprahlt, falsch geschworen, oder falsch gehandelt? Du forderst meinen Beistand. Ich gelobe Dir zu thun, was ich vermag und es ist nicht wenig. Sind die paar Tage Frist eine zu harte Probe Deinem Liebesfieber?“

Fritz zog Alma's Hand an die Rippen. Ihre Zuversicht hatte ihm Vertrauen eingeflößt. „Ich reise nach Pest, meine Verwandten zu besuchen; ich will gehorchen und abwarten.“

„Auch meine leichtsinnige Schwester zu keiner Unbesonnenheit verleiten?“

„Auch das nicht. Ist mein weiser Mentor nun zufriedenge stellt?“

Alma nickte, aber ihr Lächeln war geschwunden. Als sich die Thüre hinter dem Better schloß, da sah sie so traurig drein, als wäre es vorbei für sie mit allem Sonnenschein für immerdar.

### Liebe ohne Gegenliebe.

Der alte Hans hat die Obliegenheit, Fräulein Clara allmorgens auf dem Gange zur Pension zu geleiten; doch kommt der mürrische Kauz dieser Verpflichtung nur säumig nach. Hans krank an einem permanenten Durst und liebt einen würzigen Frühtrunk über die Maßen. Wenn nun seine Schütz-

befohlene geruht, dem Wiedermann einen Zwanziger in die Hand zu drücken, so verschwindet der Wadere auf halbem Wege im nächstbesten Wirthshaus und Schön-Clärchen hat freies Spiel für allerlei unschuldige Abenteuer, von denen sich weder die sittenstrenge Mama, noch der vertrauensfelige Fritze etwas träumen läßt.

Gewiß, Clara ist am selbigen Morgen, etwas übernächtigt zwar, aber im Allgemeinen voll der zärtlichsten Gefühle für den braven Fritz zur Schule gewandelt und es war purer Zufall, daß eben heute der junge Kaulheim, den am gestrigen Abend die Eifersucht verzehrt hatte, an der Ecke auftauchte, seine Begleitung antrug und unterwegs eine so flammende Verehrung an den Tag legte, daß Clärchen es dem Unwiderstehlichen doch nicht abschlagen durfte, ein Gebicht anzunehmen, worin der treffliche Jüngling das schöne Mädchen als seine Göttin und Muse pries.

Im Bewußtsein solcher Erfolge war es die baare Unmöglichkeit, sich vier Stunden mit grammatischen Regeln und der Memorirung von Jahreszahlen zu befassen und Madame Doucisé, die Directrice, hatte wieder arge Klagen von den verschiedenen Classenlehrern über Fräulein Reimar entgegenzunehmen.

Fräulein Reimar aber trug heute aus dem Pensionat verschiedene kühne Pläne mit nach Hause, dem lästigen Schulzwang und Mama's Tyrannie ein für allemal zu entgehen.

Doch ward die Emancipationslüsterne dahelmit alsbald mit dem strengen Gebot aus Mama's Mund empfangen: „Du gehst auf Dein Zimmer und rührst Dich bis auf Weiteres nicht von der Stelle.“

Das war hart für eine sogenannte Muse und Göttin, umfomehr, als Alma, deren Stübchen nebenan lag, bei der Stiefmutter in der Vorderfront beschäftigt war und Schön-Clär-

den vor total tauben Wänden lamentiren, poltern und zetern mußte.

Denn Frau v. Reimar war krank, entchieden krank. Sie lag im reizendsten Negligé, blaßgelb mit ponceauroth, auf einer chaise longue und ließ sich Eisumschläge auf die Stirne legen. Aber Alma schien nicht die rechten Eigenschaften zur Pflege zu besitzen; seufzend erklärte die Patientin, es gäbe nur Einen, der es verstehe, ihr das feuchte Tuch zart und lindernnd auf die Schläfen zu drücken. Dieser Eine sei zwar ein Undankbarer, ein toll verblendeter Junge — — aber was verzeiht ein hilflos Erkrankter nicht dem unentbehrlichen Wärter und Pfleger?

„Fritj möge herunterkommen, man bedürfe seiner,“ lautete bald nach Erlass von Glärchens Verhaftsbefehl der Bescheid der gefährlichen Kranken.

Doch Hans, ungeschickt wie immer, brachte die Botschaft, der junge Herr sei ausgegangen.

„Wie rücksichtslos,“ jammerte seine Tante, „auszugehen wenn ich leide.“

„Mama, er hat ja keine Ahnung von Deiner Erkrankung,“ behauptete Alma.

„Und war doch Vormittag hier? Ich hörte seine Stimme im Salon. Ja sogar recht lange ward da gewispert. Natürlich, Ihr hattet Wichtigeres zu verhandeln als mein Befinden. Und denken zu müssen, daß ich für diesen Menschen Sorge wie eine — eine Schwester, daß meine Wohlthaten — —“

Alma fiel mit fester Stimme dazwischen: „Du weißt wohl Mama, daß ich auf mein Erbtheil verzichtet habe, um es Dir möglich zu machen, den Fritj auch nach meines Vaters Tod fernerhin zu unterstützen, und will ich auch nicht, daß er ja etwas davon erfahre, so solltest Du doch mir gegenüber nicht prunten.“

„O herrlich! willst Du mir etwa Eines predigen oder gar wieder

brohen? Du bist ja seine Vertrante, hast ihn wohl auch hineingehebt in diese thörichte Liebelei mit dem Kinde. Aber ich will dem Handel rasch ein Ende machen. Schickt um Dr. Stingl.“

Da war vor der Hand nichts zu machen. Jetzt etwas erwähnen von Fritzens Wünschen und Plänen, hieße Del ins Feuer gießen. Alma ging still von dannen und schickte um Dr. Stingl.

Der Mann war seit Jahren ärztlicher Rathgeber in der Familie. Es gehören ganz eigenthümliche Qualitäten dazu sich als Hausarzt zu behaupten bei Damen vom Schläge Frau von Reimar's. Da heißt es denn vor Allem jedes wirkliche Leiden oder Gebrechen strenge zu verheimlichen, dafür aber jedes Eingebildete mit Aplomb an die große Glocke zu hängen. Wehe dem Pfuscher, welcher es umgekehrt anstellte. Einen vorübergehenden Husten zur Lungenentzündung, einen verstauchten Fuß zum Beinbruch zu stempeln und die jugendlich elastische Natur der interessanten Patientin als alleinige Ursache einer phänomenalen Wundercur auszuposaunen, die Launen der capriciösen Kranken zu studiren und ihre oft räthselhaften Wünsche zu errathen, ein guter Gesellschafter, wo möglich ein schöner Mann zu sein: das sind die nothwendigsten Eigenschaften des Hausarztes par excellence.

Dr. Stingl entsprach leider nur zum Theil diesen Anforderungen; oder richtiger gesagt, er wollte denselben nur insoweit entsprechen, als absolut nothwendig war, vor den Augen der Welt seiner Stellung der Dame des Hauses gegenüber den Schein gewünschter Intimität zu geben. Auch war der Doctor sozusagen das äußerste Mittel, nach welchem Frau v. Reimar in heiklen Situationen zu greifen pflegte.

Heute schien jedoch der Arzt merkwürdiger Weise ungemein disponirt, den Andeutungen der Heilsbedürftigen

Gehör zu schenken. Keine Viertelstunde war er da und wußte ziemlich genau, wohin man zu feuern begehre.

„Sie brauchen Zerstreung, meine Gnädige, unbedingt Zerstreung.“

„Ach, gehen Sie mir doch mit Ihrem abgebrauchten Recept. Theater und Concerte, Soireen und Bälle sind mir ein Gräuel. Ich schmachte nach Ruhe, lechze nach Frieden. Hinaus ins Grüne möcht' ich ziehen. Ach warum ist im März nichts grün in unserm rauhen, trüben Norden?“

„Wenn es weiter nichts bedarf, gnädige Frau, Ihren Muth zu heben, so möchte ich Ihnen eine Reise nach Italien vorschlagen.“

„Welch' herrlicher Einfall. Ja, ja; Sie haben Recht. Niemals wäre ich selbst auf die Idee verfallen. Im Süden, da müssen wohl gar schon die Citronen blühen?“

„Und die Goldorangen, meine Gnädige, gewiß auch die Goldorangen. Sodann der milde Wind, vom blauen Himmel wehend, und andere stadtkundige Annehmlichkeiten Wälschlands werden ihre Wirkung thun. Also frisch eingepackt, schon der nächste Silzug kann Sie entführen.“

„O weh', lieber Doctor, da fällt mir etwas ein. Seit meines armen Mannes Tod habe ich keine Reise mehr gemacht, und ich kann doch nicht ohne männliche Begleitung — —“

Boshast befähigte Dr. Stingl: „Natürlich nicht. Daß ich alter Esel immer wieder Ihrer großen Jugendliebe vergesse, gnädige Frau.“

Pikirt bemerkte die schöne Witwe: „Das beiseit gelassen, so ist doch jedenfalls meine Gesundheit zu schwankend, um in dieser Jahreszeit allein zu reisen. Soviel werden Sie mir doch als Arzt zugestehen?“

„Nun, so nehmen Sie Ihre Tochter mit.“

Jetzt hatte es der Doctor vollends verschüttet mit seiner Patientin. Sie rief spitz: „Clärchen? Wo denken Sie hin? Das Kind darf den Unter-

richt keine Woche unterbrechen; es ist mir ohnehines zu frühreif, zu collett und genußsüchtig. Nein, nein, ehe ich ohne männlichen Schutz aufbreche, eher gehe ich hier zu Grunde!“

Der Doctor war edel genug, dies traurige Zugrundegehen zu verschüten. Er liebte den Frieden, selbst mit seinen Feinden, er war großmüthig, selbst gegen Besiegte. Von langeher hatte er in einem traurigen Fall unbeschränkte Macht erhalten über Frau v. Reimar, aber seinem Sinne lag es ferne, diese Macht je zu mißbrauchen. Darum sagte er nach kurzer Pause schmunzelnd: „Warum wollen Sie sich nicht von Ihrem Neffen Fritz begleiten lassen, gnädige Frau? Ein bis zwei Wochen der Erholung werden auch ihm nicht schaden.“

Nun war's in Ordnung, und die Dame rief erfreut: „Wie ich doch so kopflos bin, daß mir der Fritz gar nicht eingefallen. Freilich kann er mir das kleine Opfer bringen, mir, die ich so viel für ihn gethan. Wie, oder glauben Sie Doctor, Jemand könnte es etwa unpassend finden, wenn wir beide — allein — —“

Dr. Stingl war malitiös genug zu bemerken: „Ihre Furcht scheint nicht ohne! Der Fritz ist eine ganz auffallende männliche Erscheinung, besonders seit er einen Vollbart trägt. Je nun, Sie werden für sein junges Weibchen passiren, und er wird's ja wohl zufrieden sein. Uebrigens, unbeschadet Ihrer anerkannten Jugend, meine Gnädige, kann bei so naher Verwandtschaft und langjähriger Hausgenossenschaft Niemand etwas einzuwenden haben.“

Das meinte Fitzens Tante auch, und der wider Erwarten gefällige Arzt ward mit der huldvollsten Miene entlassen, nachdem er noch vorher versprochen, alle Welt von der absoluten Nothwendigkeit des getroffenen Arrangements zu überzeugen.

Durch das Vorzimmer schretlend stieß Dr. Stingl auf Alma. Sie war

noch bleicher als sonst, die Augen, blau umrändert, sahen trüber darein als je. Doch reichte sie dem Arzte die Hand mit einem Versuche zu lächeln. Er schlug fehl; ihr Lächeln glück einem Krampf.

Der sarkastische Zug, welcher bisher des Doctors Lippe umspielt, wich dem Ausdruck unsäglichen Mitgeföhls beim Anblick des verkrüppelten Mädchens. Alma schien Willens, mit flüchtigem Gruße dem besorgt fragenden Blicke des Arztes zu entschlüpfen, der aber hielt die Silende fest und sprach, nach deren Stirne deutend: „Es ist etwas nicht in Ordnung da drinnen. Sie leiden, Alma, und zwar seit längerem. Meinen Sie denn, ich sei blind?“

Die Angeredete schwieg; ihre Augen mieden Dr. Stingls Blick. Doch, ohne sich durch solche Verlegenheit verschüchtern zu lassen, fuhr er fort:

„Schon seit längerem warte ich auf ein erklärendes Wort und wollte mich meinem lieben Schülzling nicht aufdringen. Kenne ich doch Ihre kräftige Natur und weiß, daß es nicht geringes ist, wenn die nachgibt. So warte und warte ich umsonst und muß, wie schon mehrmal, Ihr Vertrauen beinahe erzwingen. Lassen Sie hören, beichten Sie, wie schon so oft, Ihrem erprobten Freunde. Man quält, überbürdet Sie mit Anforderungen. Man ist neuerdings d'rauf und d'ran, zu vergessen, was geschehen und meine Alma ist zu edelmüthig, zu klagen, geschweige zu drohen. Aber ich durchschaue Alles und kann Ihnen auch ohne Ihre Mittheilungen betheuern: ich habe demnachst die erbärmliche Comödie satt.“

Der Doctor hatte während dieser Rede des Mädchens Arm in den seinen geschoben und an Seite Alma's deren Stube betreten. Dort nahm er unaufgefordert Platz und zog die arg Verlegene sanft neben sich auf das Sopha nieder.

Umsonst suchte Alma nach einem Worte der Entgegnung, der Abwehr; sie konnte das Rechte nicht finden. Jetzt endlich hauchte Sie mit stockendem Athem: „Sie sind im Irrthum, diesmal wirklich im Irrthum. Ich bin nicht krank und auch Mama hat sich mir gegenüber durchaus nichts zu Schulden kommen lassen.“

Des Arztes Miene zog sich wieder stark in's Höhnische: „O bewahre, davon bin ich überzeugt; eine so gewandte, feine Dame hat viel zu viel Tact um das Wort „Schuld“ in ihr Sprachregister aufzunehmen. Und wenn Thaten geschehen, die das gemeine Weib des Volkes den Gerichten überliefert, so — —“

Mit angstvoller Geberde unterbrach Alma: „Um Gott, lassen Sie die Vergangenheit, die schaubervolle Vergangenheit einmal ruhen. Was geschehen, ist geschehen und kein Gott und kein Weltgericht gibt mir zurück, was ich verloren.“

Dr. Stingl sprang auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Dann blieb er vor Alma stehen und sprach sanft und wehmüthig:

„Sehen Sie Kind, das weiß ich, und darum auch schwieg ich und wollte weiter schweigen, selbst als ich die Niedertracht ganz durchschaute. Aber glücklich, so weit Sie es noch sein kann, wollt' ich meine Alma wissen, mußt' ich sie wissen, sonst ward ich selbst zum Verbrecher an ihr. Glauben Sie mir, Kind, längst hätte ich diesem Hause vollends den Rücken gekehrt, gäbe es nicht ein kleines Mädchen hier, das ich ob seines großen Unglücks in die Seele geschlossen habe, ein bescheiden genügsames Kind, das wunschlos durchs Leben wandert, und keines Freundes, keiner Hilfe, keiner Theilnahme mehr zu bedürfen scheint.“

Hart kämpfte Alma zwischen magdlicher Scheu und dem Drange nach Mittheilung bei diesem herzlichem Zuspruch. Daß sie litt, unsagbar litt,

die Aermste zauberte ja selbst vor dem eigenen Bewußtsein, die unsinnigste und hoffnungsloseste aller Neigungen zu bekennen; und nun sollte sie's schützen mit dürrer, kalten Worten, was sie durchwühlte? Ein Wahnsinn, so geheim als markverzehrend, ein Brand, so heiß als unlöslich, eine Leidenschaft, tödtlich und todtbringend mit süß gefährlichem Taumel alle Kräfte umspinnend, zerstörend, auflösend.

Matt lehnte sie nun doch das Köpfehen an die Brust des bewährten, des einzigen Freundes, ließ den Thränen freien Lauf und schluchzte ihn aus, den langverborgenen Jammer einer unglückseligen Liebe: „Warum haben Sie mich damals nicht sterben lassen und verderben, als ich mit zerbrochenen Gliedern unter ihren unbarmherzig barmherzigen Händen stöhnte. Sie thaten nichts Gutes mit dieser Rettung. Was soll ein Weib ohne Schönheit auf dieser Welt des Scheines? Alles haftet an der äußeren Form und ist dem Reiz der Sinne unterthan. Was nicht reizt, ist todt und ich, ich bin für den Geliebten todt bei lebendigem Leibe. Bester, einziger Freund, geben Sie mir ein Gift, ein raschwirkendes, das mich und die Welt von dieser eklen Hülle befreit und ich will Sie sterbend noch segnen für diese edelste That Ihres Wirkens.“

Mit bekommenem Herzen streichelte Dr. Stingl des erregten Mädchens Wangen. Längst hat er es kommen sehen, was kommen mußte. Und nun steht er da, der Mann der Wissenschaft und hat nicht ein Linderndes Pulver, kein Kraut und keine Tinctur, die sie kühlte, die zum Himmel lohende Gluth einer unerwiderten Liebe!

Er beugte sich hin über die Weinende, er, der Ruhigbedächtige fing an zu hadern mit dem Schicksal, das also waltete und dachte bei sich: Du armes Kind mit der Feuerseele in dem verkümmerten Leibe. Du bist verloren und dem Tod geweiht auch

ohne Gift. Liebe ohne Gegenliebe ist ein Frevel der Natur, ein Bruch mit ewig wirkenden Normen, eine offenstehende Frage, wie jene nach Zweck und Ziel des Lebens. Sie, die Alles umfassende, Alles durchbringende, bedarf solcher Widersprüche. Tausend und aber tausend Keime und Triebe gehen verloren in dem wunderbaren Haushalt trotz Einheit und Gesetzmäßigkeit — um viel seltener nur verhallt der bange Schrei eines zutiefst getroffenen Menschenherzens in der Harmonie der Sphären. Und so ist sie eigentlich noch gnädig die Mutter alles Lebens dem fiebernden Pochen in der Brust ihrer Kinder!

Arme geopferte Seele, für Dich gibt es keine Hilfe, der Brand ist tödtlich der Dich verzehrt! — —

„Ach Doctor, bestes Doctorchen, widmen Sie doch zwei Minuten einer verzweifelnden Kranken, einer Gefangenen, Verleumdeten, Geopferten. Kommen Sie hier herein, ich habe Hausarrest, strengen Hausarrest auf Mama's Befehl und gehe thatsächlich zu Grunde. Fühlen Sie nur meinen Puls, meine Schläfen, da, wie mein Herz hämmert, ach ich ertrage dies Leben nimmer, ich fühl's, ich werde sterben.“

Die jugendfrische Silberstimme Schön-Clärchens stand im grellem Contrast zur Tragik dieser Amentationen. Mit unendlicher Anmuth streckte die angebliche Todescandidatin ihre weißen Patschhändchen mit den niedlichen Grübchen durch die Thüre, ohne die Schwelle ihres Kerkers zu überschreiten. Schmeichelnd zog sie den Arzt zu sich hinein, drückte den Allerweltsvertrauten in einen bequemen Lehnstuhl, kauerte zu dessen Füßen nieder und begann nun einen endlosen Bericht unerhörter Leiden und Bedrängnisse vor ihm auszukramen. Das Ende der Litanei aber war, daß die holbe Unschuld rundheraus erklärte, sie fühle eine unbezwingliche Sehnsucht zu heiraten und also der mütterlichen Tyrannei ein für allemal quitt

zu werden und sie rechne zur Verwirklichung dieser Pläne auf die energische Unterstützung Dr. Stingls.

Der war heute schon auf's Aeußerste gefaßt und kam wenigstens nicht aus dem Geleise als er humoristisch blinzelte: „Also das nämliche Lieb, wenngleich in anderer Form. Was so ein einziger Vollbart unter einer männerlosen Frauenschaar für Unheil stiften kann! Lassen Sie mal hören Kindchen, wie muß er denn aussehen der angehoffte Erlöser und Messias. Groß, schlank, dunkeläugig, mit schwarzem Haar und Bart, leicht gebogener Adlernase —“

Clara wehrte lachend mit beiden Händen: „Sie meinen den Fritz? D gewiß recht gerne nähme ich ihn, denn er betet mich an, der goldene Junge; aber sagen Sie selbst Doctor, darf heutzutage ein halbwegs kluges Mädchen seinem Herzen folgen? Die besten Jahre als Braut verschmachten, dann flugs eine Stube voll Kinder bei mäßigem Einkommen in obscurer Stellung — — nein, nein, nur keine falsche Sentimentalität, nur nicht in veralteter Romantik buseln. Zeitgemäß lieben und freien, das sei meine Devise! Ich fühle mich geboren, zu herrschen, zu brilliren, etwas in der Gesellschaft zu bedeuten. Mama ist eine Stämperin, viel zu philiströs, zu wenig originell, keiner eigenen Gedanken, keiner interessanten Caprice, keiner unerhörten Extravaganz fähig. Da werde ich anders wirtschaften. Ich komme in die Mode, darauf können Sie Gift nehmen. Der Lindau muß mich auf die Bühne bringen, der Matart wird mich malen und der Mauthner meinen Toiletten alljährig ein Feuilleton widmen. Ich denke selbst ein wenig zu schriftstellern, sehr viel zu tanzen, ab und zu bei Wohlthätigkeitsparaden zu singen, überall mit-

zuthun, wo man Bazars arrangirt oder lebende Bilder stellt, und vor Allem meine Garderobe nur aus Paris zu beziehen. Oh es soll ein Leben werden, wie es sich eine Frau nicht herrlicher träumen mag, nur rasch den Erösus geliefert, den ich brauche; ob schön, ob häßlich, alt oder jung, Jud oder Christ, das gilt mir gleich. Sie sehen ich bin das anspruchloseste Mädchen, das man finden kann.“ —

Der Doctor schaute d'rein, als wolle er hadern, recht eindringlich hadern mit der Vorsehung: er sah durch die offengebliebene Thür ein Mädchen verzweiflungsvoll in die Ecke gedrückt, ein unglückseliges Kind mit einer Welt von Liebe im Herzen; er sah vor sich ein Geschöpf, schön wie keines, geboren zu beglücken durch äußeren Reiz wie keines, und nicht ein winziger Funke des himmlischen Strahles sollte da zu zünden, zu verklären, zu läutern vermögen? War diese junge Brust leer und hohl, wie die der Mutter, oder nur verhärtet durch unnatürliche Erziehung und Unterjochung im prangenden Alter jungfräulicher Entfaltung?

Des Doctor's Gefühl neigte sich unstreitig nach Alma's Seite. Mit recht verbittertem Humor versprach er dem schönen Clärchen im Fortgehen: „Mein Ehrenwort, ich schaffe Ihnen das Ideal eines Ehegemals, wie Sie ihn träumen — dann aber —“

Es war ein eigenthümlicher Gedanke, der bei diesem Versprechen in Doctor Stingls Seele aufstieg. Er spann ihn fort, als er sich zu Fuß auf den Heimweg machte. Herbkräftig strich die Märgenluft um seine Stirne und der strenge Mann der Wissenschaft murmelte in ganz unwissenschaftlich elegischer Stimmung: „Liebe ohne Gegenliebe ist ein Frevel der Natur!“

(Schluß folgt.)

## Das Grab ohne Leichnam.

Erzählung von Emil Jacano.

(Schluß.)

Die Blätter rauschten dichter und dichter hernieber, die Büsche wurden dürr und die letzten Ästern waren erloschen, wie bereinst die Sterne erlöschen vor dem großen Weltwinter.

Grau war der Himmel und dunkler und dunkler wurde es in dem Hause. Im entlaubten Garten sangen die Vögel nicht mehr und es kam ein Tag, wo die ersten kleinen Schneeflocken durch die Luft wirbelten, ganz unerwartet, im Fallen schon schmelzend, aber doch schon Schnee. Die Witwe war in der ganzen Zeit sehr thätig gewesen. Sie hatte geordnet, gesorgt für Alles, wie auf lange Zeit im Vorhinein. So, als ob zu erwarten stünde, daß ein leitendes Frauenauge fehlen würde und so, als ob die Vereinsamung des Hauses bevorstehe.

Klein-Anne hatte oft gesagt: „Muhme, wie sorgt Ihr doch für Dinge, die für sich selber sorgen, so lange Ihr da seid?“

Darauf die Witwe: „Wir Alle stehen in Gottes Hand. Ueber Nacht kann kommen die Hand des Todes über uns, wer weiß es? Hab's gesehen an meinem seligen Herrn.“

„Wer wird so sprechen!“ meinte Anne fast vorwurfsvoll. „Den Tod zu oft nennen, heißt ihn rufen. Da Ihr doch in guter Gesundheit seid und noch weit vom Ende, mit Hilfe unserer lieben Frau. Und wo doch auch Schwonrad da ist, mein herzlichster Vetter.“

„Er ist da? Wo ist er denn?“ fragte dann wohl die Witwe bitter.

„Nun, jetzt ist er wohl am Hofe seines kaiserlichen Herrn, der ihn so

huldvoll aufgenommen hat; aber wie lange wird's dauern, da kehrt er wieder heim,“ meinte Anne und schaute sorglich durch das Fenster auf die Raben, die in immer größeren und lauterem Schaaaren um die kahlen Bäume kreisten.

Die Witwe aber schüttelte den Kopf und sprach: „Es ist besser, daß besorgt wird, was geschehen muß. Das Auge einer Mutter, Anne, sieht Dinge, die nicht da sind für gewöhnliche Augen. Denn die Liebe ist stark im Ahnen, sowie sie stark im Glauben ist. Und die Mutterliebe ist die höchste Liebe, weil sie nie das Ihre sucht. Sie steht unserem Herrgott am allernächsten, der ja seine eigene Mutter zur Königin aller Himmel gemacht hat. Die Liebe ist es, Anne, welche Alles erräth, weil sie Alles fürchtet: nicht für sich, sondern für den Geliebten. Die Liebe ist es, welche den Himmel erkannt hat, weil sie seiner bedarf, für den, den sie verloren hat, und für den, den sie zu verlieren fürchtet. Ohne die Liebe hätte der Mensch nimmer und nimmer gesehen, wie viel Schaaaren der Engel um den Thron des Höchsten stehen und welche Wonnen denen bereitet sind, die sie liebet. Ohne die Liebe hätten wir nie gehört den Lobgesang der Himmlischen und nie erkennet das Licht, das herabgestiegen ist in unsere Finsterniß. Die Liebe ist es, die fürsorgt, die den Schutzengel sieht an der Seite des Liebblings; wie könnte sie ihn sonst wohl ziehen lassen in die Fremde, zwischen die Feinde und zwischen die Selbstsucht, unbeschützt und unbewacht? Sie müßte verzagen. Ihr Auge ist



aber klar, die Hand des lieben Gottes hat sie berührt und sie erschaut den lichten Engel, der seine Fittige breitet über den Liebling. Die Liebe ist es, Anne, die das Gebet erfunden hat, und nicht die Angst für sich selber. Und mein Herz ist voll der Liebe, Anne, und es sieht. Und deshalb laß mich sorgen."

So sorgte sie. Sie sorgte, daß die Kinder in die Klöster der Gegend vertheilt wurden; die Knaben zu den Lehrpriestern, die Mädchen zu den Schulfrauleins in Sanct Pölten. Und sie sorgte, daß das Gut ganz unter die Obhut eines treuen, alten Meiers komme. Und daß sie recht that, das sah sie aus dem Briefe des Junkers, welcher da schrieb:

"Nicht los kann man kommen vom Hofe eines so allergnädigsten Kaisers. O Mutter, wie ist es so herrlich, sich geehrt und stolz zu fühlen in der Gnadenzone eines so hohen Herrn... Und wisset Ihr wohl, wer das Feuer selbiger brennender Sonnen fürnehmlich entzündet und geschürt? Ei, wer anders als unsere liebwerthe Prinzessa von Lotharing?.. Bin installieret als Oberjagdmeister von austria inferiora und Landschafts-Verordneter, wie mein Vater selig gewesen ist. Meine liebste Prinzessa will auch noch ermachen für mich den Titel und Dignitatem eines kais. röm. Rath's..."

Wie dieser Brief im Hause ankam, da sagte die Witwe zu Anne: "Jetzt ist es Zeit."

"Zeit, wozu, Muhme?"

"Das sollst Du heute hören."

\* \* \*

Abends war es. Da saß die Witwe in ihrem Kämmerlein. Die Lampe brannte und zu den Füßen der Frau saß Anne auf dem Schemel. Auf dem Tische aber stand ein wohlverschlossenes Kästchen mit Klammern und Nieten. Daneben lag aufgeschlagen das

gute Buch, just wo Sanct Matthäus saget: So gebet Ihr auch Zeugniß über Euch, daß Ihr Kinder seid Derer, die die Propheten getödtet? Ihr Schlangen, Ihr Otterngezüchte, wie wollt Ihr der hollischen Verdammniß entgehen?..

Und so redete jetzt die Witwe: "Amen. Höre nun, Anne, was ich Dir zu melden habe. Außer den Kindern bist Du mir das Liebste auf der Welt. Mein Junker ist an einem schlimmen Orte. Du, Anna, hast ein braves, muthiges Herz, bist nicht furchtsam und bist getreu. Auch weiß ich, daß Du meinen Junker liebest in Züchten. Nein, sprich nicht. Seit Wochen und Wochen sehe ich das aus Deinen blassen Wangen und Deinen trüben Auglein. Was birgst Du das Gesicht? Brauchst Dich nicht zu schämen Deines Gefühles. Und jetzt kann ich's sagen: Der schönste Wunsch meiner Seele ist es gewesen, daß Du die Hausfrau meines liebsten Junkers geworden wärest. Und leicht hätt' es sein können, denn der Chuonrad hat Dich auch lieb gehabt, ehe er fortgezogen ist — das weiß ich."

Daß Chuonrad sie lieb gehabt, das machte das Herz des Mädchens pochen wie in flügelmatter Freude; und daß das Etwas sei, was vergangen war, das machte sie weinen, daß ihr ganzer zarter Körper zitterte und erbehte, wie ein junges Maienbäumlein im ersten rauhen Sturme des Frühjahrs.

Tiefes Erbarmen lag in der Weise, wie die Hand der Witwe hinabglitt über das lichte Köpflein des Mädchens und wie die leise Stimme dazu sagte: "Sei ruhig, Anne, sei ruhig, Anne, Gott wird Dich nicht verlassen."

Und als das Mädchen dann ruhiger geworden, da fuhr die Witwe fort, leiser noch und rascher. "So höre weiter, Anne, und verwundere Dich nicht. Ich reise morgen fort, ich reise nach Prag."

Anne konnte doch nicht anders, als erschrecken und sich verwundern. "An den Hof des Kaisers, Muhme?"

„Nicht an den Hof des Kaisers. Horch! Mein seliger Herr ist todt und gestorben, aber nicht an dem Zufall einer Krankheit, sondern durch den Willen böser Menschen. Er ist vergenben worden.“

„Heiliger Gott!“

„Er ist vergenben worden, sage ich Dir, ich habe die Gewißheit davon. Ich wußte auch, was ihm drohe, und konnte es nicht hindern.“

„Er ist ja aber todtgefunden worden im Freien, stehend, als habe ihn die Apoplexia getroffen!“

„Das eben stimmt. Wo hätte ihn der Feind treffen können daheim, in seinem Hause, wo sein treues Weib an seiner Seite war? Du weißt nicht, daß es Gifte gibt, die man einathmen kann aus Blumen, aus einem Tüchlein. Hast Du nicht gehört, wie der Alchymist Benthier, dem sein Kaiser und Herr von wegen Betruges drohte, sich selber getödtet hat in seinem Laboratorio? Es stand ihm die peinliche Torquierung bevor, wenn er nicht binnen 24 Stunden eine Regulam fertige, daraus Gold würde. Man gab ihm auch einen Helfer und Adepten bei. So machte also Benthierus ein Feuer an und schickte den Helfer in die Nebenstube, um eine Ingredienz zu holen. Als der zurückkam, fand er den Goldmacher ohne alles Bewußtsein, aber aufrecht stehend. Er war todt. Und ebenso starb der Popel Loblowitz, der in des Kaisers Ungnade fiel. Als dieser erfuhr, daß er verbannt werden solle, goß er aus einem kleinen Gläschen einen Liqueur auf sein Fazolett und hielt das an das Gesicht, als ob er sich die Stirne kühlen wolle und blieb also ganz starr und todt stehen. Nun, ein solches Gift hat mein seliger Herr bekommen.“

„Aber von wem?“

„Von wem? Horch weiter. Am kaiserlichen Hofe da lebt mir ein guter Freund. Einer, der nun auch schon graues Haar haben mag, gleich mir und den ich seit vielen, vielen Jahren

nicht wieder gesehen habe, seit einem Tage, wo ich selber noch jung gewesen bin und wo er zu mir gesprochen hatte: „„Herzliebe, wollt' Ihr nicht meine Hausfrau werden?““ Ich hatte immer gekannt, daß er mir gut war; er war ja in unserem Hause erzogen worden und hatte mir stets Anhänglichkeit bewiesen. Aber ich konnte nicht Ja sagen, denn ich hatte bereits meinen seligen Herrn gesehen. Und so sagte ich ihm denn Alles und er ging in die weite Welt. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen, aber von ihm gehört. Er kam an den Hof und stieg in Gnade und ist heute einer der ersten Rätthe der Krone. Es ist der kaiserliche Rath Herr Willehalm von Loosdorf. Der schrieb mir nun vor einiger Zeit einen Brief. Er rebete darin nichts von alten Zeiten. Aber aus jedem Worte schaute seine Treue mich an mit klaren, blauen Augen. Er schrieb mir, daß er meinen gnädigen Herrn warnen wolle vor Gefahr. Viele Rezer und Abtrünnige gebe es jetzt überall, wie ich wohl wisse und überall gähre es gegen unsere heilige Religion durch Sectierer und Wiedertäufer. Diese Höllendiener hätten überall Gesandte und Profelytenmacher in allen Ständen: im Volke, unter den Lanzknechten und am Throne. Am Hofe müßten sie sich freilich verkappen und hielten die Maske des frömmiglichsten Papstthums vor. Diese Leute würden von ihren Führern „todte Seelen“ benennet, weil sie in blindem Gehorsam für die unheilige Sache wirkten und derselben ihr Gewissen und ihr Leben und ihr Blut verschrieben hätten. Eine solche thätige und gefährliche todte Seele sei aber die Ruhme des Kaisers selber, die fromme Magdalena de Lorraine. Ein Zufall habe ihm das verrathen, aber es nütze nichts, davon zu sprechen, da kein Beweis vorliege und der Kaiser blind an sie glaube. Nun geschah es, daß die Wiedertäufer alle treuesten und standhaftesten Anhänger des lieben

Herrn Jesu und unserer lieben Frau aus dem Wege räumen wollten, damit sie beim Ausbruche des Weltenkrieges, der bevorsteht, in unseren Reihen fehlen. Und manches tapfere Haupt sei schon heimtückisch aus dem Wege geräumt worden durch Fehden, durch Verleumdung oder durch meuchlerischen, heimlichen Mord. Auch mein gnädiger Herr sei in solchen Mann gethan, von der Fürstin de Lorraine, für seine tapfere Vertheidigung des Glaubens. Wohl drohe ihm der meuchlerische Tod und wir sollten auf der Hut sein. Also der getreue Herr Wilhelm. Ich theilte meinem seligen Herrn die Warnung mit, der sagte: „Ich stehe sammt meinem Hause in Gottes Hand. Er weiß, was uns zum Heile ist und Ihm zum Ruhme. In Seine Hände!“ — Du, Anne, weißt, was darauf folgte. Und wie man meinen seligen Herrn fand, da wußte ich auch, wie er gestorben war und wer seine Mörderin sei: Magdalena de Lorraine.“

„Unmöglich! Sie war ja doch nicht hier!“

„Ist denn der Dolch der Mörder, und nicht vielmehr derjenige, welcher dem Dolche die Richtung gibt? Du weißt, wer meinen seligen Herrn zuletzt lebend gesehen hat? Unser alter Wärtel, der Lorenz. Und was hat der erzählt? Mein gnädiger Herr war auf der Feldstraße draußen dem Ritter von Merungen begegnet, unserem finstern Nachbar. Mit dem sprach er und dabei gingen sie eine Strecke miteinander und blieben stehen; und der Merungen zeigte meinem Herrn Briefe und dieser las und gab sie zurück. Dann ritt der Merungen weiter und mein gnädiger Herr wollte in's Haus zurück durch den Garten und verschwand an den Büschen, keines Menschen Auge hat ihn fürder lebendig gesehen. Und daß ich nicht gegen die Mörder sprach? Wo hatte ich Beweise gegen die Macht und das Geheimniß? Oder sollte ich zu meinem Junker sprechen, daß er

im übermüthigen Zorne der Jugend handle gegen die Freunde des Kaisers und selber als Opfer falle? So schwieg ich. Aber wie jene Jesabel hereintrat, frech und sorglos, in das Haus, dessen Schatten sie war, da wußte ich auch, daß Unglück gekommen war. Und sie hat mein Kind gelockt vom Herde des Hauses und von der Seite der Mutter; Woche um Woche verging und es ist nicht wiedergekommen, der Kaiser hat es an sich fesseln müssen und jetzt wird mein Junker der Gatte werden des Weibes, dessen Hand mit dem Tode seines Vaters besetzt ist. So wird es kommen, denn ich sah ihre Blicke auf meinen Junker und ich hörte den Ton ihrer Stimme, der in ihm erklang, süß wie der Sang von welschen Lippen. Sie ist die heidnisch' Göttin und hat meinen Sohn bestrickt und wird sein Gemal, wenn nicht die Mutter dazwischen tritt. Und drum ist es Zeit, daß ich hingehe und ihn rette vom zeitlichen und ewigen Verderben.“

„Und wie wollt' Ihr das, Ruhme? Wollt' Ihr das Schreckliche entdecken?“ sagte Anne zitternd.

„Nein, das wäre sein Verderben. Nicht zu ihm werde ich kommen, sondern zu ihr. Was ich ihr sagen werde? Ich weiß es nicht. Aber zu jener Stunde werde ich Hilfe haben und werde mein Werk vollbringen.“

„Und wer wird Euch helfen?“

„Gott!“ sagte die Witwe groß. Und sie stand dabei aufrecht und ihr Antlitz war gegen Himmel gelehrt und ihre Arme waren gegen Himmel erhoben.

Die Bücher der Kirchenväter erzählen von der heiligen Mutter Augustini. Und wie ihr Sohn mitten in den Lüften des Lebens verloren war. So muß der Blick Monica's gewesen sein, da sie zum Herrn gebetet hatte: „Hilf mir, o Herr!“ Und wie dann ihr Blick, noch ganz trunken von Vertrauen auf das Himmlische wieder auf ihr Kind fiel, da verfliegen die Sünden aus seiner Seele wie aufgeschuchte

Vögel im Frühlingswehen und die Luft der Welt fiel wie Staub von seinen Füßen und er erkannte den Herrn.

„Und Du, Anne, behüte ihm sein Haus.“

\* \* \*

Am Hofe des Kaisers zu Prag gab es zur Zeit mehr Lärm und Festivitäten als sonst. Die ganze Welt sprach davon, es werde bald Hochzeit geben zwischen Magdalena de Lorraine und dem Ritter Chuonrad von Greyß. Man wußte schon, daß der Kaiser selber es wünsche, und daß die Verlobten einander liebten wie die Engel des lieben Gottes. Sonst hatte nur noch die Mutter des Junkers ein Wort zu sprechen, und die hat der Sohn in seinem Briefe: „So bitte ich Euch, vielliebe Mutter, daß Ihr mir freundlich gesinnt sein möget, wenn ich nun heimkomme, um Euch zu bitten, daß Ihr mir die Hausfrau segnet, die sich mein Herz gewählt . . .“

Dieser Brief traf die Witwe nicht mehr zu Hause. Sie war schon auf ihrer Reise. In Prag angekommen, ging sie nicht zu ihrem Junker, sondern in das Haus der Frau von Liechtenstein, ihrer Verwandten. Und dort erfuhr sie, daß schon am nächsten Abende eine Art Verlobung ihres Kindes gefeiert werden soll in den Gemächern kaiserlicher Majestät. „Ich bin nicht gekommen zu einem Feste“, hatte die Witwe gesagt in ihrer festen Weise. „Und ich bitte Euch, Muhme lieb, nichts zu sagen meinem Sohne und den Leuten, daß ich hier bin. Sehet an, dieses Witwenkleid, ob es paßt für ein Hoffen? Ich bin hiehergekommen, um eine Pflicht zu erfüllen, die mir mein seliger Herr noch aufgetragen hat. Fraget mich heute nicht, und fraget auch nicht, wenn ich Euch unvermuthet verlassen sollte, sondern seid beruhigt.“

Mit so seltsamen Worten entfernte sie sich wieder aus dem Hause der

Liechtensteine. Sie ließ sich in einer Sänfte tragen bis auf den Grabstein. Dort sandte sie die Diener zurück und verschwand in dem schmalen Gassenwege, welcher zu dem Kloster der Benedictiner, zur Kirche der Lauretana und zu den Palästen der Hofdamen führte.

Die Diener sahen noch eine Weile die in dunkle Schleierfalten gefüllte Gestalt im Abenddämmern. Dann war sie zwischen den Mauern verschwunden.

\* \* \*

Es war eine düstere Stunde, wo Magdalena de Lorraine mit fragender Miene plötzlich die Mutter des Junker Chuonrad vor sich sah. Es war in ihrem eigenen behaglichen Gemache, inmitten der Spiegel aus venezianer Glase, welche ihre Schönheit zurückstrahlten. Die Welt war so seltsam und neu, schön geworden um die Fürstin herum in diesen Tagen. Alles lächelte ihr zu und sie liebte. Sie liebte wenigstens in der Art, in welcher sie lieben konnte und sie fühlte sich dadurch schöner und reicher als je. Rosenfarbene Kerzen strömten sanftes Licht aus, und üppige Früchte lagen auf funkelnden Platten.

Da wurde dem schönen Weibe die Mutter ihres Geliebten gemeldet. Dem Erstaunen folgte ein Lächeln und Magdalena eilte der Witwe entgegen. „Ihr hier, in Prag! Es ist wie ein Traum!“ sagte Magdalena. „Und hier bei mir, und in so später Stunde . . . Welch' unerwartete Freude.“ So rief sie, aber ihre Stimme wurde schwächer mit jedem Worte und ihr Lächeln wurde blässer unter dem kalten, ernsten Blicke der Witwe.

„Ich bin hier, weil ich mit Euch reden muß. Ihr sollt die Braut meines Junkers werden, oder seid es wohl schon.“

„Und Ihr bringt uns Euren Segen, den wir uns bei Euch holen wollten? Wie schön das ist!“

„Nicht um zu segnen komme ich. Und Chuonrad weiß nicht, daß ich hier bin.“

„Er weiß nicht . . .“

„Nein. Ich bin gekommen, daß Ihr mir in diese Hand gelobet: „Ich lasse Euern Sohn frei!“

Magdalena wurde todtenblaß. Sie liebte wirklich. Mit einer dunklen Liebe vielleicht, die nichts Sanftes, nur *Seltjames* hatte. Sie konnte nicht gleich antworten. „Was sagt Ihr da?“ hauchte sie zulezt.

Die Witwe trat ihr näher. Keine Strenge, keine Härte und kein Groll lag mehr auf ihrem Angesichte. Es handelte sich um ihr Kind. „Magdalena de Lorraine“, sagte sie, „Ihr wolle die Hausfrau meines Sohnes werden. Das ist eine Ehre für den Namen, weil Ihr die Base des Kaisers seid. Aber kann die Base des Kaisers jemals eine Hausfrau sein? Bedenkt das wohl?“

„Mein Gatte wird nicht in einsamen Burgen morſchen, sondern in Palästen wohnen. Und da bedarf er keiner Hausfrau, sondern nur einer Frau. Und für alle Eure Kinder wird gesorgt durch uns in der Gnade des Kaisers, o liebwerthe Mutter!“

Die Witwe schien gleichsam größer zu werden. „Mein Sohn liebt Euch auch wohl nicht.“

Scharf und jäh wurde Madonna Magdalena. „Das weiß Er wohl besser, als Ihr!“

„Und wenn er liebt, so kann's nicht die echte Liebe sein. Es wäre gegen sein Glück. Ach, wißt Ihr denn was Glück ist, Frau Fürstin?“

„Wie wunderbarlich Ihr fragt!“ sagte Magdalena hochmüthig, „Glück ist das, was uns freut. Glück kann das Kleinste sein für ein enges Herz und das Höchste für ein hohes.“

„Was uns freut?“, sagte die Witwe, „dann könnte ja auch das Böse Glück sein? Denn Gott hat es zugelassen, daß es Menschen gibt, die sich erfreuen am Bösen. O, glaubet

mir, glaubet darin einer Frau, die weiße geworden ist durch ihren Schmerz. Das Böse kann nie Glück sein oder Glück geben. Denn das Glück ist ja himmlisch: es ist das Beste, was die allerbarmende Güte austreuen mag auf dieser dunklen Erde in arme, verſchmachtende Menschenherzen. Wenn Ihr glücklich seid, fühlt Ihr Euch Gott so nahe in Dankbarkeit, so himmelumweht. Nein, das Gefühl kann nie in Selbstsucht wurzeln, nie durch Sünde erkaufte werden, nie aus einer Schuld blähen. Glaubet mir, denn ich war glücklich. Glück ist erfüllte Pflicht und geheilte Freude. Es ist nicht allein das Höchste, es ist auch das Beste. Und mein Kind möchte ich gerne glücklich sehen!“

„Und Ihr glaubet nicht, daß ich ihm Glück geben kann?“ fragte Magdalena und richtete sich auf wie drohend.

„Nein! Ihr könnt ihm kein Glück geben. So schön Ihr seid, oder so hoch Ihr seid, mein Kind hat ein schlechtes Herz, eine bledere Seele. Er mag Euch wohl ersehnen mit seiner ganzen unerfahrenen Jugendfrische, die nur mit den Augen sieht. Aber die Dauer des lauten, oberflächlichen Lebens wird sein braves Herz weik machen. Ihr seid stolz und ehrgeizig, er ist tapfer und sanft. Die Stunde wird kommen, wo Ihr Eurer Laune genug gethan habet und Ihr werdet dann wahr und hart sein mit ihm. Drum tretet zurück. O, schaut mich nicht so zürnend an. Denkt, es ist eine Mutter, die so zittert und sie spricht für ihr höchstes Gut: Gebt mir meinen Sohn wieder, meinen Junker, mein Kind!“ Und sie faltete die Hände in Demuth.

„Ich zürne Euch nicht. Aber ich verstehe Euch auch nicht, so wie Ihr uns nicht verstehen möget, alte Dame. Das Alter vergift die Liebe. Und Chuonrad liebt mich, wie ich ihn.“

„Er liebt Euch?“ brach jetzt die Witwe aus, „Ja, vielleicht, aber nur, weil er nicht weiß . . .“

Magdalena machte einen Schritt zur Frau und faßte sie raub am Arme. „Was weiß er nicht? Nehmt Euch in Acht!“

„Er weiß nicht, wie sein Vater starb. Aber ich weiß es.“

Magdalena wurde weiß wie Schnee. Nur ihre Augen loberten. „Ich ver-  
stehe Euch nicht“, murmelte sie.

„O, Ihr versteht mich gar wohl!“ flüsterte die Witwe. „Ah! wenn ich mich vor Euch gebeugt habe, wenn ich gebeten habe, wo ich fordern konnte, so geschah es, weil ich Euch diese Erblassen habe ersparen wollen. Aber Ihr sehet jetzt doch ein, nicht wahr, daß es eine Ungeheuerlichkeit wäre, wenn mein Sohn Eure Hand berühren wollte am Altar? Ihr seht doch ein, daß Ihr ihn freilassen müßt — und für immer?!“

Die Lippen Magdalena's bewegten sich. Aber was sie sprach, errieth die Witwe mehr an der Bewegung dieser Lippen, als an dem erloschenen Tone. „Sagt mir nur Eins“, flüsterte Magdalena, „Schuonrad weiß von Nichts?“

„Er soll es nie erfahren, wenn Ihr ihn freilasset. Ein Wort zu ihm hätte ihn ja gerettet; aber er hätte dann Rache nehmen wollen an Euch und das hätte ihn in's Verderben geführt. Denn Euer Haß ist kaiserlich.“

Magdalena wurde sonderbar ruhig. Sie legte ihre Hand unaufgefordert auf das Weihbrunnkreuzlein an der Thürenwand und sagte, indem sie das Wasserkeßlein auffpringen ließ: „So soll er gelöst sein!“

Dann beneßte die Witwe ihre Finger und bekreuzte sich, sagend: „Und so soll der Haß gelöst sein und die Rache begraben. Gott vergebte Euch!“

So trennten sich die Frauen. Magdalena de Lorraine geleitete die Witwe durch die Vorgemächer bis in die Vorhalle des Hauses.

Die Witwe verließ den Palast und ging dahin unter den dichten Baumgruppen des Wildparkes, welcher da-

mals zwischen dem Palast Lorena und dem Loretto-Kloster lag.

\* \* \*

Am anderen Abende war das intime Verlobungsfest in den Gemächern des Kaisers, mit heibnischen Allegorien und christlichen Mystizismus verzieret, wie es die kaiserliche Majestät liebte.

Zulezt brachte Junker Schuonrad seine Braut in ihren Palast zurück. Der Morgen schimmerte im ersten rosigsten Glanze durch das Gemach, in welchem sie einander „Auf Wiedersehen!“ sagen sollten, zum erstenmale als Verlobte. Da träumen wohl Liebende eine Secunde hindurch Herz an Herz das Glück, welches ihnen halb dauern soll. Dieser Ruch im entzückensvollen Alleinsein ist ja eine Wonne, die in ihrem Herzen noch nachzusüßtern pfleget bis in die ferne Stunde ihres Todes.

Wie der Morgenmond über die Dächer hereinschimmerte in das stille Gemach, da wollte Schuonrad seinen Arm um die Geliebte schlingen. Ihre brennenden Augen sagten: Ja. Aber da geschah etwas Sonderbares. Unwillkürlich wandte sich ihr Blick nach den Wipfeln des Wildparkes; und wie sie ihm wieder in die Augen sah, da — überkam es ihn mit unerklärlicher Macht, wie Angst und wie Schrecken, und wie Grauen vor ihr, der Schönen, der Geliebten. Was spiegelt sich in dem Sterne ihres prächtigen Auges? Können Gedanken Gestalt annehmen?.. Ihr eigenes Haupt neigte sich zurück, wie entsetzt über seinen Ausdruck, als sei Alles verrathen. Und ihm war es unmöglich, ihre Lippen zu berühren. Ein Etwas stand zwischen ihnen, gestaltlos und namenlos, aber unabweisbar. War es ein Schwindel? Er wußte es nicht. Er wußte nur, daß er seiner Braut nicht nahen könne. Er sprach Etwas, er verbeugte sich wie im Traume und verließ das Gemach, das Haus. Sie hielt ihn nicht. Sie schaute ihm nur starr nach. Sie

wußte es, was zwischen sie getreten war. Und sie fühlte, daß Junker Chuonrad nie und nimmer mit ihr am Altar stehen, daß seine Hand nimmer wieder die ihrige berühren würde. Eine todtte Hand hatte sie gezeichnet — für ihn. Sie hatte nie Etwas gefürchtet und nie Etwas geglaubt; aber jetzt fühlte sie, daß es einen Gott gebe, dessen Wille in dem Hauche eines Lüftchens sich mittheilt den Creaturen: Denn sie liebte. Sie liebte zum Einzigenmal in ihrem Leben und ihr verzagendes Herz pochte in langsamen Schlägen: Er ist mir verloren! —

\* \* \*

Manchen Tag blieb Frau Maria Greyfin verschwunden und ihr Schicksal unbekannt. Die Blechtensteinin vermeinte, ihrer Worte denkend, sie sei wieder abgereißt, wie sie gekommen. Ihren Sohn befragend, erfuhr sie, daß er seine Mutter gar nicht gesehen.

Da fand man eines Frühmorgens im Thau im Wildparke etwas Entsetzliches: Die halbverweste Leiche einer Frau, gehüllt in lange, durch die Fäulniß gründurchfeuchtete Schleier. Sie lag auf dem Angesichte, vom Wege abseits im Gebüsch. Eibeckstein trocken über den zerfallenden Leichnam. Die Spur einer Verletzung war nicht sichtbar. Ein zufälliger Tod hatte sie wohl getroffen auf ihrem Wege. Wann? Wohl vor manchem Tage schon. An einem Kinglein wurde erkannt, daß es die Leiche der edlen Frau Maria Greyfin sei. Auf dem Kinglein standen die Worte: „Amor manet.“

Sie war desselbigen Todes gestorben wie ihr seliger Herr. Manches Herz wurde gerührt über diesen Zufall. Es gab viele, die den Leichnam beschauten gleich in der Stunde, da er gefunden wurde. Der Kaiser bekam davon ein Grausen.

Der Ritter von Loosdorf aber blieb lange sinnend vor demselben stehen

und wie er in der Menge den Meister Lonerius, den berühmten Bildner, erschaute, da zog er ihn bei Seite und sagte zu ihm: „Man bildet die Todten Schlafenden gleich auf ihren Marmorfürgen, man sollte sie aber bilden, wie sie aussahen im Tode. Das wäre eine bessere Warnung für den Hochmuth, eine bessere Reue für Den, der rauh und böse gewesen ist gegen den Lebenden, eine bessere Mahnung für den Lieblosen und ein besserer Gewissensbiß für manchen Mörder, der an dem Sarge seines Opfers betet.“

Die Leiche wurde beigelegt im freundlichen Bogengange des Loretanischen Klosters. Und die Inschrift auf dem schlichten Steine lautet:

„Mors misteriosa clausit vitam claram.“

Dieser Todesfall schob die Heirat hinaus; die Trauerzeit verwischte dieselbe endlich. Im Herzen des Junkers war das berauschende Verliebtsein in Magdalenam wie gestorben seit jener Stunde, da sich's wie kalter Tod zwischen ihn und sie gelegt hatte. Er sah jetzt das Weib wie es war, da der Schleier seiner Verliebtheit nicht mehr über demselben wogte. Er hörte jetzt die freien Worte der Galane, sah die Schärfe ihres Lächelns, die unheimlichen Richter ihrer Augen.

In Ordnung fand man es, daß er vom Kaiser den Urlaub erbat. Mußte er doch jetzt sorgen für Haus und Geschwister. Und da er schied vom Hofe, da sagte ihm Magdalena de Lorraine mit stolzer Miene: „Ich gebe Euch frei!“

Er fragte nicht warum. Er entgegnete: „Das sagt mir, daß Ich frei sein wollt.“

Und wie sie wieder allein war, da sank sie gleichsam in sich zusammen und sagte: „Jetzt ist das Grab geschlossen für immer. Wer weiß es nun?!“

\* \* \*

Junker Chuonrad lehrte auf Schloß Greyß zurück. Er ordnete und fing an, sich baselbst als Herr einzuwohnen. Er befätigte, was seine Mutter über die jüngeren Geschwister beschlossen hatte. Und Anne waltete still im Hause. Der Winter ging dahin und der Frühling kam und es kam der Sommer. Und es kam der Tag, wo die Rosen wieder blühten. Da sprach Chuonrad von der Vereinsamung des Heims und von dem Walten einer Gattin.

„Die solltest Du auch einführen in das Haus“, sagte Anne in ihrer einfachen Weise.

„Willst Du es nicht werden, Anne?“ fragte Chuonrad innig, und es war wie vor langer, langer Zeit.

Anne schaute ihn ernst an. Und es glänzten ihr die Augen. Sie nahm seine starke, liebe Hand in die ihre Weiden und sagte: „Weißt Du, Chuonrad, ich habe es erwartet, daß Du mir das eines Tages sagen werdest. Du bist ja so gut zurückgekommen aus der bösen Welt und so — frei. Und ich habe Dich einst recht, recht lieb gehabt — das weiß die Mutter. Ich sage Dir's Chuonrad, weil ich mich dessen nicht schäme. Aber jetzt...“

„Aber jetzt? Was habe ich denn gethan, daß es anders geworden sein sollte?“

Sie nahm seinen Arm und sie gingen in das Kirchlein zum Grabsteine seines Vaters. Und da war auch schon die Grabchrift der Mutter darauf, aber ohne Datum. Und da sagte sie: „Weiß man, wann diese da starb und wie? Man weiß nur, daß sie todt ist; gestorben allein, ohne eine Hilfe gehabt zu haben; berührt vielleicht von rauher, grausamer, liebloser Hand, unbemerkt. So ist es oft mit Etwas, was uns im Herzen gelebt hat: heilig und hoffnungsreich und süß. Ich bin ein guter Todtengräber gewesen; jetzt bin ich eine gute Schaffnerin in Deinem Hause und werde einst eine gute alte Jungfer werden. Alles Andere liegt außer meinem

stillen Wege. Das ist mein letztes Wort, lieber Chuonrad, lieber, lieber Bruder.“

\* \* \*

Die kleine Anne wurde alt und Junker Chuonrad ebenfalls. Er heiratete in späteren Jahren eine Schloßnachbarin. Er hatte keine Kinder. In seinen Würden folgten ihm nach und nach jüngere Brüder. Das ist das friedstille Ende mancher stürmischen Geschichte. Das ist der dürre Herbst nach manchem blühenden Sommer.

Und wie Magdalena de Lorraine zu Ende ging? Sie wurde rastlos als jemals. Ihr Vetter, der Kaiser, verlor seine Krone. Von dieser Zeit an war sie wie verändert. Sie lief nun häufiger noch in die Kirche.

Eines Abends, wie sie aus dem Dome in ihren Palast zurückkehrte, begegnete sie im Abenddämmern einem Leichenzuge, das heißt, einem kistenartigen Sarg, den drei Männer trugen und dem gleichsam als Trauerruder der Ritter Willehalm von Boosdorf nachschritt.

Sie hielt unwillkürlich an und fragte, wen man da begrabe?

Herr Willehalm von Boosdorf blieb eine Secunde stehen und sagte: „Die Witwe des Herrn Hans Jacob Greyß.“

Dann schritt er weiter.

Magdalena de Lorraine starrte ihm nach. Dann lachte sie vor sich hin. Sie war schon alt, bleich, gebückt geworden.

Aber tapfer schritt sie über diesen Scherz hinweg in ihren Palast, der jetzt öde war, verlassen von Höflingen und Schmeichlern. Und wie sie dort in ihre Wohnstube trat, da erblickte sie etwas Schreckliches: Den Leichnam der edlen Frau Greyßin in Stein gehauen, gerade so, wie man ihn im Hirschgraben gefunden hatte: Mit dem Schleier, der Fäulniß.

Magdalena de Lorraine kam in ein Kloster. Man sagt, als Irrsinnige. Aber das Volk wußte es zuletzt besser;



denn wie man sie eines Tages todt fand, war ihr Gesicht ganz schwarz, denn sie war am Fenstergitter erhenkt. Sie hatte zuletzt „zu viel geglaubt“, weil sie früher „zu wenig geliebet“ hatte. Man sagte, der Teufel habe sie geholt. Und sie kam in weihelose Erde. Der Hof war ja nicht mehr in Prag.

\* \* \*

Der alte Mann, den ich über den Grabstein in der kleinen Kirche frug und über die Sagen der Gegend, erzählte mir mit seinem zahnlosen Munde: „Ja, das ist wahr: der Herr, der dort in der Kirche auf dem Grabsteine ganz vorn neben seinem Vater knieet, der ist nach dem Tode von diesem Herrn Vater, da er keine Aufsicht mehr gehabt hat, in einen Berg hineintommen, d'rin hat eine schöne Hexe ihren Sitz gehabt. Das ist dieselbe Hexenfrau, die immer den Flachs auf den Roden von unseren Dirndeln verrüttet. Frau Holla heißt sie. Die fährt in der Nacht daher, mit ihrem wüthigen Heer, über Kreuz und Duer. Eine Gul' fliegt ihr voraus, voller Kreischen und Graus, das ist die Urschel und der Herr Hachelberg, das ist ihr Schamm. Und die wollen alle Menschen in den Berg locken. Unser Herrgott aber hat doch ein Einsehen, und so laßt er den alten Edardi Heinzl vor dem Berg seh'n. Aber nit immer steht der alte Edardi: bei dem Jungheirn war's seine eigene Frau Mutter, die hat ihm abgewunken. So ist er halt am Thor zurückgewichen und draußen geblieben und hat ehrlich begraben werden können, wie ein Christenmensch. Aber seine Frau Mutter, die muß seither mitzieh'n mit der wüthigen Jagd und d'rum steht ihr auch auf dem Grab kein Datum, weil sie noch gar nicht gestorben ist. Und

wenn die Jagd über die Gegend fauft und Sie hören's, gnädiger Herr, dann beten's halt ein' Vaterunser für die arme Mutter, die jetzt mitzieh'n muß und es doch gern thut, seit den vielen, vielen hundert Jahren, hat sie doch ihren Sohn errettet, so wie mein Weib unser Kind errettet hat in seiner letzten Krankheit, weil sie sich nach Maria Taserl verlobt.“

\* \* \*

O, die alte, alte Sage! Das alte Leib und das alte Lieb.

Der Abontis der Griechen, der bei der Proserpina weilet in der Unterwelt und um den die Sonne trauert: Wo ruht seine Asche? Im Schädel Homer's.

Walder, der in die Unterwelt zog, wo ruht dessen Leib? In den Hünengräbern von Island.

Und Lanhusen, der büßende Ritter Urbani des IV.? Sein Grab zeigt man in einem stillen Kirchengange Simperg's.

Und der Jungherr Chuonradus, der ruht in einem vergessenen, namenlosen Grabe des Kirchhofes, von dem ich sprach. Und all' die mythischen und historischen Gestalten sind doch ein und dieselbe sich stets erneuernde Figur: es ist überall dasselbe Verirren und dasselbe Erretten. Wenn man lange auf die Figur des Jungherrn Chuonrad schaut, wie der auf dem Grabhilde an der Seite des gestrengen Vaters, der verschleierten Mutter gegenüber kniet, da ist Einem, als athme die steinerne Brust manchmal schwer auf, wie in Angst und immer noch pochet das Herz der Mutter um ihn und die Hände der Mutter sind gefaltet für ihn. Denn die Mutterliebe stirbt nicht. Amen!

## Der Thürmer von Münsterwald.

Eine Erzählung von J. A. Rosegger.

In der Thurmstube des Stiftes Münsterwald saß ein alter, betrübter Mann.

Die unten wohnten, beneideten ihn um den Fernblick. Was sah er denn? Die schneebedeckten Dachgiebel des Städtchens und matten Sonnenschein darauf. Mit der Sonne geht's scharf abwärts zu dieser winterlichen Zeit; alle Thäler und Hügel schimmern im Schneeglantz, und es ist doch wie eine Dämmerung und der Tag ist kaum so lang, daß sich die Leute in demselben für ihre Abende vorbeireiten können.

„Der liebe Hergott verbrennt viel Sternlein jetzt,“ meint ein armes Weibchen, das wohl weiß, wie theuer im Winter die Beleuchtung kommt. Raum da oben die Sterne angezündet sind, spinnen sich die Menschen in ihre Häuser ein. Sie verrichten allerlei kleine Arbeiten, singen Lieder, erzählen Geschichten und der Michel meint: „Heute wär's draußen gut Ketten ledern!“ Um Gotteswillen, kleiner Wasfelhub', probir's nicht! Dein Zünglein bleibe unselig kleben am Kettenglied, thät' in der leidigen Kälte anfrieren auf der Stell'. Mancher ist diesem Bauernspäß schon auf den Leim gegangen. Da ist das Kartenspiel in der warmen Stube unterhaltlicher. Im hohen Sommer ginge nach so langer Dunkelheit schon die Morgenröthe auf; jetzt schlägt der Hammer auf dem Thurm erst die neunte Abendstunde. Sie gehen zu Bette; Keiner denkt daran: wie wird sich der Thürmer die Zeit vertreiben? — Jetzt liegen sie neun Stunden lang, da weckt sie die Glocke zur Morate auf.

Ueber der Welt noch immer die stille, schwere Nacht, daß Einem hart wird um's Herz und der Gedanke kommt: Wenn's finster bliebe!

Der Thürmer läutet das Ave-Maria. Säß und hoffnungreich klingt es hin über die Menschenwohnungen, bis hinaus, wo die Wälder stehen. Verlange dir nicht am Duell' der heiligen Töne zu stehen, die schmetternden Hammerschläge zerreißen dir das Ohr; der Thürmer weiß nicht, wie schön seine Glocken klingen.

Der einsame Mann leitet den Schein seiner Lampe auf das Buch, in welchem die uralten Träume der Menschheit aufgeschrieben sind; er sucht die Sprüche des weisen Salomon, die Psalmen des Sängers David, die Worte der Propheten. Aber er bringt nur auf die todtten Blätter, nicht tiefer; sein Mund murmelt:

„Die Luft hat uns verbunden,  
Die Schuld hat uns getrennt.“ —

Das stand nicht in der Bibel, das las er aus seiner Vergangenheit. Er war nicht in der Gegend geboren. Als entfernter Verwandter eines nun längst heimgegangenen Prälaten von Münsterwald hatte er einst die Stelle eines Thürmers und Wartes überkommen. Was war dieser Mann einst lebenslustig gewesen! aber da hat sich eine Geschichte zugetragen, und seit dieser Geschichte lebt er wie ein Einsiedler auf seinem Thurm, bedient von einer Magd, die nichts hört und gerne schwätzt. Die bringt ihm alle Nachrichten aus der Welt herauf — aber er kehrt sich nicht viel d'rum. —

Jetzt war ein Tag, da mußte der Alte eine Stunde lang mit allen

Glocken läuten. Ein Heil war im Anzug, eine Gnade für Münsterwalb. Der Thürmer zog seelenlos an den Stricken, hörte seelenlos das erzene Knallen der Tönen — er wußte es wohl: Wenn der Menschenzug, der die Straße heran dem Münster zuwallt, endlos wäre, wenn sie Alle kämen, die Heil und Gnaden hätten, oder beladen wären mit Fluch und Schande — der Eine wäre doch nicht dabei, den lödt kein Glockenklang von Münsterwalb.

„Die Luft hat uns verbunden,  
Die Schuld hat uns getrennt.“ —

In's Städtchen zogen, von der Bevölkerung der Umgegend begleitet, drei Missionäre ein. Die Stiftspriester fühlten sich dem weltlichen Sinne ihrer Sprengel nicht mehr gewachsen; die Leute wollten den Kanzelsprüchen Jener, mit denen sie kartelten, legelten und krügelten, keinen großen Ernst beimessen. Und so hatte das Stift Apostel herbeigerufen, von denen es hieß, daß sie aus weiten Landen kämen, unter ihren Mänteln Geißelhiebe freiwilliger Casteiung und unter ihren breiten Hüten bereits einen leichten Anflug von Heiligenschein trügen.

Einer von den Fremden war blaß und hager; dem sah man's an, wie ernst er es mit Hölle und Teufel nahm; der Zweite, Behäbigere mochte sich schon etwas mehr an den Himmel halten, ob der nun in jener oder dieser Welt zu finden sei. Der Dritte hatte einen langen schwarzen Bart, sein Gesicht war rauh, sein Auge war herb; er schaute beim Einzug so seltsam scharf an den Häusern umher, auch zu den Siebeln und Thürmen auf. — Amern, Spazzen, Schneeweisen, sonst, lieber Mann, fliegt in dieser Jahreszeit bei uns nicht viel herum!

Der leise Spott, mit dem die Einziehenden empfangen wurden, verwandelte sich bald in Lob und Bewunderung. Auch die Leute von Münsterwalb waren aus Fleisch und Blut

gebaut, waren empfänglich für das schmetternde Wort, für die grellen Bilder erhitzter Phantasie, für geheimnißvolle auf die Sinne wirkende Zeichen, und sie erlagen daher den merkwürdigen Experimenten und Demonstrationen der Jesuitenmission gar bald.

Besonders der Schwarzbärtige, der Pater Christoph! Wenn der predigte, da wurde die Kirche zu klein — und das will in Münsterwalb was sagen! Der Mann predigte ganz anders als seine beiden Genossen, die mit Allem so übernatürlich thaten, und wie der Kirchweihzauberer unter dem Dache Wetter machten und sogar Blitze in die Menge warfen, welche die Einen brannten, die Anderen blendeten. Der Schwarzbart that nicht desgleichen, wenn er auf der Kanzel stand, er schrie nicht einmal, aber es waren Brusttöne, in denen er sprach. Es war etwas Warmherziges in der rauhen Stimme, es schien immer, als denke er weniger an seine Worte, als an seine Hörer, und der Mauthner vom untern Thor flüsterte einmal dem Nachbar zu: „Der predigt fast, wie ein Mensch.“

Der Ruf dieses Predigers brang auch auf den Thurm. In der lieben Christnacht war's, als der alte Mann weinte. Da ruft er die Leute zum Gottesdienst, und er selber hört keine Predigt und keinen Orgelklang, er muß zu den Fenstern hinausschauen, ob in dieser lichtreichen Nacht nicht irgendwo ein Unglück auslodere. Wer fragt nach dem alten Thürmer? Sie vergaßen es längst, was ihm einst widerfahren.

Auf der kleinsten der vier Glocken, die zusammen ein so herrliches Geläute gaben, daß man weit und breit in den Hügeln und selbst in den Bergen drinnen vom Musikspiel zu Münsterwalb sprach — auf der kleinsten dieser Glocken stand mit Kreide geschrieben der Name „Valentin.“ Es war längst schon Staub darüber, aber der Thür-

mer wüßte ihn an dieser Stelle nicht weg, aus Furcht, die Buchstaben zu verletzen. Wie oft hatte er seit jenem längstvergangenen Tage, da das Söhnlein von der Schule heimkehrend mit der Kreide auf dem grauen Metall seine neue Kunst erprobte, diese Glocke geläutet! Der Name Valentin schwang und klang mit, wenn die Glocke ein Brautpaar zum Hochzeitsamte rief und er schwang und klang mit, wenn der Glockenton eine Wahre hinausbegleitete zu ihrem Grabe. Ihn hat wohl weder zum Einen noch zum Andern ein christlich Geläute geführt! — Da ist ein junges Menschenleben vergangen und verloren. Durch wessen Schuld? — Zu Allerzeiten macht der Thürmer stets um einundzwanzig Jüge mehr an der Glocke, als die Ordnung war, denn einundzwanzig Jahre zählte Valentin. Nun stand der Alte da und schaute den Namen aus Kreide an — und das war sein Weihnachtsfest.

Am nächsten Frühmorgen stieg er hinab in die Kirche und sah den bärtigen Missionär, den Pater Christof, als dieser seine Messe las. Er sah sein Gesicht und dachte: „Zu dem hätte ich Vertrauen; wollte mich gerne einmal aussprechen. Mit jedem Glockenzug schreie ich's in die Welt, wie mir ist, aber sie verstehen anders.“ So ging er nach der Messe in die Sacristei. Als ihn der Priester sah, stolperte derselbe und fiel dem Alten fast in den Arm. Das war diesem ein gutes Vorbedeuten und er trug dem Missionär seine Bitte vor. Von den Predigten könne er nichts gewinnen, weil er als Thürmer soviel schwerhörig geworden sei, so möchte er zum Beichtstuhl kommen.

Der Schwarzbart stand da, wie eine Bildsäule, so ernst; dann sagte er: „Wenn Ihr schwerhörig seid, so ist der Beichtstuhl nicht der rechte Ort. Wenn es recht ist, so will ich Euch in Eurer Stube besuchen.“

Da wurden dem Thürmer die Augen naß und er sagte: „Ja, der hochwürdige Herr ist wohl ein guterhirt, der die Sünder aufsucht, aber ich komme schon selber zu Ihm, wenn's verstattet ist?“

„So kommt Nachmittag, wenn Ihr gespeißt und Euch ausgeruht habt, in den Pfarrhof.“

Als der Alte in seinen Thurm hinaufflog murmelte er: „So wie Der kommt er jetzt sein. Was wäre das für mich ein schönes Leben und Sterben, Du heiliger Gott!“ —

Und Nachmittag, als zur Vesper geläutet war und die lichterstrahlende Kirche sich mit Menschen und Leuten (das ist auch in Münsterwald zweierlei) gefüllt hatte, saßen die beiden Männer im abgelegenen Zimmer. Der Priester spielte mit einem schwarzen Kreuze, daß ihm über der Brust hing und hörte dem Thürmer zu. Der Thürmer sagte: „Ich habe mir's überlegt, hochwürdiger Herr, beichten will ich jetzt nicht. Ich fürchte mich allzuviel, daß ich nicht kunnt absolvirt werden. Ich bin kein armer Sünder, wie die Andern, die jetzt in der Kirche buzenweise vor dem Beichtstuhl stehen; ich sag's gleich, ich habe mein Kind umgebracht.“

Der Priester sprang auf; aber gelassener setzte er sich wieder auf seinen Platz — und schwieg.

„Darf ich jetzt anfangen?“ fragte der Thürmer.

„Erzählt, erzählt, was Euch drückt. Ich sage Euch in Voraus, Gott ist gütig.“ So der Priester und that, als wollte er die Hand des Alten fassen.

„Mir war er's nicht, mein geweihter Mann“, sprach der Thürmer, „so schreckbar ist es, sein liebes, blut-eigenes Kind verfluchen zu müssen. Ach, das Neugeborne schon ist eine Sünde gewesen — aber eine Sünde, Pater, wie deren auch die Leute in der Kirche d'rüben zu beichten haben. Die Mutter starb, dem Kleinen sang

ich's an der Wiege: Die Luft hat uns verbunden! — Als er größer wurde, hatte mein Valentin Schick für's Verrennen, haben ihn die geistlichen Herren auch zum Ministranten gern gehabt und ist dem Herrn Prälaten der Gedanke gekommen: Wollen einen Priester aus ihm machen. Hätt' dazu wohl taugen mögen; Altar und Predigtstuhl, das ist fort sein Treiben gewesen. Und hat doch nicht dazu getaugt. O Herr, so ein gottverlassener Mensch, wenn der Priester worden wär! Ein Dieb, der Bursch. Ja, nicht wahr, da fahren jetzt der geistliche Herr in die Höh! — Hat brav studirt, der Herr Prälat hat Alles für ihn gethan und bezahlt. — Wie er in seinem einundzwanzigsten Jahr von der achten Schul' auf Vacanzen heimkommt, und uns das Semesterzeugniß hat gewiesen, hab' ich vermeint, ich müß' in die Wolken fahren vor lauter Freud! Ist der Erste gewesen in seinem Jahrgang! Und was das bei ihm selber für eine Lust war. Wie ein junger Hirsch springt er euch in der Gegend um, und vom Kirchturmsfenster aus hat er mir einmal einen Jauchzer gethan in die Stadt hinab, daß die Leute gar gesagt haben: Wenn solche Kirchenglocken läuten, da wollten sie auch wieder fromm werden. Unser Herr Prälat hat's zum Glück nicht gehört; das war ein strenger Mann! Und ich für meinen Theil hab' vermeint, die Jugend müß' sich ausjauchzen, und schon gar, wenn der Mensch später einzig nur mehr beten und beten soll. Daß auf Vacanzen die Ersparniß zu wenig wird, mag auch dem Valentin passiert sein, gleichwohl er mir niemals davon was hat merken lassen. Auf einmal in der Morgenfrüh, ich weiß es noch, als wie wenn es gestern wär' gewesen, der Maria-Himmelfahrtstag war's — werde ich eilends von meinem Thurm gerufen, auf den Kirchplatz hinab, und da ist ein Leuthaufen beisammen und mitten drin

haben sie — mit einem Strick die Hände gebunden — meinen Valentin. Beim unteren Thor hat dazumal der Wantschel-Moses, wie wir ihn geheißen haben, sein Häuslein gehabt. 's ging das Gererb', daß der Moses viel Geld hätt' besessen und nur deswegen in Münsterwald gebudelt gewesen, weil ihm allerlei Leute schuldig waren. Bei diesem Juden hat der gottvermalebete Theologus einbrechen wollen. O frommer, geistlicher Mann! Was das ist, wenn Einem das eigene Kind auf einmal als Dieb und Räuber vorgeführt wird! Was das ist! Tausend Jahr' lieber im höllischen Feuer brennen, als das erleben! — Nichts weniger als Solches hätt' ich an meinem Sohn vermuthen mögen; ein Startkopf ist er oft gewesen, und jähzornig, wie ich jähzornig bin, sonst war er brav. Und jetzt auf einmal das! — Daß mich der Schlag nicht hat getroffen am selbigen Himmelfahrtstag! Getroffen hat er mich freilich, nur allzuböse, geistlicher Herr, nur allzuböse! — Geleugnet hat er's, der Schandbub', wo sie ihn doch im Fenster haben gefangen. Geleugnet hat er's, wo doch aller Beweis ist dagelegen, daß es nicht anders gewesen sein kann. Daß ein lustiger Student Geld braucht, ist nichts Neues, aber daß er deswegen dem Juden zum Fenster hineinsteigen muß, wird der Pater noch nicht gehört haben. Der Prälat hat's auch niemals gehört und hat nichts zum ganzen Handel gesagt, als wie: Wenn der junge Mann beim Juden Geld sucht, so braucht er vom Stift kein's. — Und aus ist's gewesen. Alles hat ihn verhezt: Dieb! Dieb! sonst hat man nichts gehört auf dem ganzen Platz. Der Valentin hat bei mir wollen Schutz suchen. — Einbrecher! schrei ich voll Schand' und Zorn, mir kommt nimmer vor die Augen! und stoß ihn mit der Faust zurück. — Jetzt haben sie ihn geschlagen und gerissen, haben ihn aus der Stadt gehezt, die staubige

Straßen fort — und seit dieser Stund' hab' ich meinen Sohn nimmermehr gesehen.“

Der Priester legte seine Hand auf die zitternden Arme des Alten; er zitterte selbst. Der Thürmer fuhr fort: „Der Zorn ist freilich wohl bald vergangen, aber da ist die Neue gekommen, und die ist noch viel fürchterlicher. O, sagt mir doch: Wenn ihn Gott selber verlassen hat, ist es denn unrecht, wenn ihn auch der Vater verläßt?“

„Das himmlische Gesetz, wie das irdische sprechen den Vater frei, sein Kind zu richten“, sagte der Missionär. „Und gesetzt, Ihr wäret der Richter Eures Valentin gewesen, hättet Ihr nicht die Thatfache auf das Strengste untersuchen müssen, bevor Ihr ein Wort in sein Herz geschleudert, das alle Kindesliebe im Augenblick vernichten mußte? Ihr habt nichts untersucht, Ihr habt nicht an's Kind gedacht; die Schande, die Ihr auf Euer Haupt fallen sahet, der leidige Zorn war's, weswegen Ihr Euren Sohn verstoßen habt. Valentin ist an dem Verbrechen unschuldig gewesen!“

„Jesus Maria!“ rief der Thürmer und rang die Hände — aus Verzweiflung — aus Glückseligkeit? Dann setzte er mit starrem Blicke bei: „Wie wißt Ihr denn das?“

„Könnt Ihr Euch an den Juden Moses noch erinnern?“

„Er ist bald darauf aus der Ge-  
gend gezogen. Ich weiß nur, daß er so häßlich als geizig gewesen ist.“

„Häßliche Juden haben oft hübsche Töchter“, sagte der Geistliche; „sollte der Moses keine solche gehabt haben?“

„Ja, 's ist schon recht, er hat eine gehabt, beretwegen hat'er ja fort müssen, weil sie die Burschen von ganz Münsterwald verheert haben soll.“

„Und könnte sie Euren Valentin nicht auch verheert haben?“

Da horchte der Alte auf.

„Könnte er nicht in die Kammer der jungen Jüdin haben steigen wollen?“

„Heiliger Gott?“ rief der Thürmer, „Ihr sagt es doch, warum hätte er das selber nicht gesagt?“

„Meint Ihr, daß Euer Sohn nicht so albern gewesen sein könnte, aus Furcht vor dem Prälaten und der Entziehung von dessen Gnaden den Besuch bei der Jüdin zu verschweigen?“

„Nein, nein, sagte der Alte, „solcher Dinge wegen, so wichtig sie für meinen Sohn waren, opfert man den ehrlichen Namen nicht.“

„Ober meint Ihr nicht, daß Euer Sohn so ritterlich gewesen sein konnte, die Ehre des Mädchens mit seiner eigenen zu erkaufen?“

„Was sagt Ihr da?“ fuhr der Thürmer auf, „seid Ihr, Mann Gottes, seid Ihr allwissend? Ja ja, so war's, so mußte es gewesen sein, nicht anders! O, ich unseliger Mensch, daß mir erst jetzt ein Licht aufgeht!“ Da schrie er zornig auf: „Und warum hat er mir's nicht vertraut? Sag' mir Einer, warum hat er es seinem Vater nicht vertraut?“

„Hat er nicht zu Euch flüchten wollen? Ihr habt sein Herz getroffen. Ein vom Vater als Dieb und Einbrecher verstoßener Sohn kann nicht mehr zurückkehren.“

„Ich bitt' Euch, habt Erbarmen und martert mich nicht zu Tode. Um Gotteswillen sagt, wo habt Ihr ihn gesehen? Lebt er? Wo ist er? Ich such' ihn auf, ich muß meinen Valentin wiedersehen.“

„Er ging über das Meer. Er hat sich bazumal vorgenommen, nicht eher in seine Heimat zurückzukehren, als bis seine Ehre wieder hergestellt ist, und sein Vater den Fluch zurückgenommen hat. Käme er heute nach neunzehn Jahren, was meint Ihr? Er würde noch zu früh kommen.“

„Kommen! kommen soll er, ehe ich alter Mann von dieser Welt fort muß! Ich bin von seiner Unschuld nun auf einmal überzeugt, o Gott, erst heute! erst heute! Ja, die Jüdin, es kann

nicht anders sein. Kommen soll er, sehen will ich mein Kind wieder!"

„Beruhigt Euch, guter, armer Mann“, sagte der Missionär, „er wird wohl kommen. In Münsterwald ist er vergessen; das ist der beste Segen für einen ehrlos Gewordenen: vergessen sein. Wenn es aber plötzlich heißt: der Sohn des Thürmers ist wieder da, so werden Einige fragen: der alte Thürmer, hat denn der einen Sohn? Ja, werden Andere sagen, das ist der Dieb, der Einbrecher beim Wankel-Moses. Ihr müßt von der Geschichte damals ja gehört haben. — Und so wird's wieder lebendig.“

„Ich will es vom Thurm ausrufen, daß er unschuldig ist,“ sagte der Alte.

„Das ist nicht nöthig. Euer Sohn gehört nicht mehr zu Denen, deren Glück und Frieden davon abhängt, was die Leute über ihn sagen. Der Beruf den er gewählt, gibt Beweis, daß er nicht der Mann ist, der des Rammons wegen beim Juden einsteigt. — Valentin hat in einem katholischen Priesterhause Nordamerikas seine Studien vollendet, dann stieg er hinab in die ungeheuren Sandstriche westlich des Lorenzstromes, um jenen wilden Völkern menschliche Gesittung zu verkünden. Wie oft hat ihn das Heimweh angepaßt, das Andenken an den Vater gepeinigt! In den ersten Jahren hat er Euch brieflich seine Unschuld betheuert aber es kam die Antwort nicht zurück.“

„Ich weiß von keinem Brief!“ sagte der Thürmer.

„Ihr habt ihn eben nicht erhalten, erst viel später habe ich erfahren, daß jenes Schiff, welches das Schreiben am Bord hatte, auf hohem Meere zu Grunde gegangen war. So ist es gekommen, daß Ihr von Eurem Sohne nichts mehr gehört habt. Bierzehn Jahre lang hat Valentin mit seinen Genossen in Canaba gewirkt, bis sie in Entbehrung aller menschlichen Bedürfnisse fast selbst zu Wilden geworden

waren. Ohne Erfolge, nur mit dem Bewußtsein in der Brust, ihre Pflicht erfüllt zu haben, kehrten sie zurück und ich schloß mich aus Sehnsucht, mein Vaterland wieder zu sehen, einer nach Europa abgehenden Missionsgesellschaft an.“

„Wer? Ihr?“ fragte der Thürmer, „ja, waret Ihr denn dabei?“

Da faßte der Priester die beiden Hände des Alten und sagte: „Vater, wollt Ihr Euren Valentin denn gar nicht mehr erkennen?!“

Am selbigen Christiabend soll zu Münsterwald das Ave-Marialäuten so seltsam geklungen haben. Die Glocken hatten einen überaus hellen Ton, so daß die Leute sagten: „Es wird das Wetter umschlagen.“ Und als es eine Viertelstunde fort gegangen war, hoben sie ihre Gesichter gegen den Thurm und riefen: „Na, hört er denn heute nicht auf zu läuten?“

Der alte Mann läutete und läutete — vergaß in der Freude auf das Aufhören. —

Die Missionspriester blieben noch einige Tage in Münsterwald. Immer größer wurde der Andrang zu ihren Predigten und ihren Beichtstühlen. Spät Abends noch stieg der Schwarzbart täglich in den Thurm hinauf. Die Leute meinten, der Vater sei sicherlich ein Sterngucker und betreibe von den Thurmsfenstern aus seine Studien.

Einmal, es war am vorletzten Tage der Mission, kletterte auch ein Anderer die finstere Stiege empor, der wohl in seinem Leben nicht gedacht haben mochte, daß er einmal einer gar außerordentlichen Angelegenheit wegen auf den Münsterwalder Kirchenturm sollte steigen müssen. Es war der Korbflechter Martin aus Grabendorf, welches Dörfchen als Vorort von Münsterwald gilt. Der hatte heute mit dem Thürmer zu sprechen. Es ging aber ungelent, denn der Thürmer war schwerhörig und der Korbflechter heiser.

Es sprach sich ungern aus, was ausgesprochen werden mußte. Unten durch das Beichtstuhlgitter hatte es sich so leicht hineinflüstern lassen, denn das wußte der Martin, was man dem Beichtvater sagt, das sagt man dem Grab. Aber diesmal saß der Schwarzbart brinnen; der war sonst der Gütigste und jetzt auf einmal der Strengste, der verweigerte dem Beichtenden die Absolution.

„Du Dir hat er mich herauf geschickt, Thürmer,“ berichtete der Korbflechter Martin, „Dir soll ich es beichten und wenn Du mich lossprechen könntest, so wollte er es auch thun. Das ist hart für mich; es hat mir ja schon lange kein Gut gethan da brinnen, schon lange hätte ich Dir's gern anvertraut, aber Du kannst plaudern, Dir verwehrt's Niemand, und dann hegen mich die Leut' aus, wie sie den armen Valentin ausgehegt haben. Ich will Dir's sagen, mein lieber Thomas, Du kannst unchristlich sein und einen armen Familienvater zu Grunde richten, aber darum wird Dein Sohn doch nicht mehr zurückkehren; im Himmel wirst ihn wieder sehen, wenn Du mit mir barmherzig bist!“

„Was weißt Du denn für eine schreckbare Sach', daß Du einen so großen Anlauf nimmst?“ fragte der Thürmer.

„Dir mag's vielleicht nicht schreckbar sein, wenn ich Dir sag', daß Dein Valentin bazumal ganz unschuldiger Weis' fortgejagt ist worden?“

„Das sag'st Du mir nicht mehr, mein lieber Martin.“

„Weißt Ei n's, ist's gut; aber das Andere weißt Du doch nicht!“

Jetzt hob sich in der Glockenstube knarrend der Hammer. Der Korbflechter zuckte zusammen, aber der Thürmer sagte: „Es wird Dich doch nicht erschrecken, wenn die Uhr schlägt!“

„Oh, seit vielen Jahren kann ich das Uhrschlagen nicht mehr hören“, versetzte der Martin, „ich fürchte mich

vor der letzten Stunde. Ich sag' Dir's, Thomas, das Geheimniß möchte ich nicht mehr länger tragen: daß Dein Sohn als Einbrecher ist ausgesprochen worden, das kommt von mir!“

„Was ist das?“ rief der Thürmer, „jetzt muß ich aber doch unrecht verstanden haben. Ach, was man taub wird! Sag's noch einmal.“

„Ich habe den Valentin in Veracht gebracht,“ sprach der Korbflechter, „der jungen Jüdin wegen ist's hergegangen, der Tochter des Moses wegen. Die hab' ich oftmalen aufgesucht, und just das, hab' ich vermeint, wird mir der Beichtvater nicht verzeihen mögen. Aber das ist noch wunderleicht gegangen; wie ich ihm je hochhalben das Bektere habe erzählt, daß ich auf den Thürmersohn Valentin, der sich auch ein Weniges an die Jüdin gemacht hat, eifersüchtig bin gewesen, daß ich ihm in derselbigen Nacht bei dem Judenhäusel aufgepaßt habe und Leut' zusammengerufen und ihn abfangen lassen und ausgesprochen: des Juden Geld hätt' er sich holen wollen — da ist der Beichtvater mit seinem Latein zu End' gewesen.“

„Du hast gewußt, daß es nicht um's Geld? — daß er sich beim Rädel wollte anmelden?“

„Das hab' ich freilich gewußt. Und just da ist er mir im Weg gewesen.“

„Martin!“ murmelte der Thürmer, „hättest Du — wenn Du schon schlecht hast sein können — ihn beim Brädelaten verklagt; der dürste die Liebshaft zwischen dem Theologen und der Jüdin schon verhindert haben.“

„Wer weiß es?“ warf der Martin ein, „höchstens, daß er den Valentin nicht weiter hätte studiren lassen; da wäre der Valentin in Münsterwalb geblieben und mir erst recht im Weg gestanden. Sie hat ihn lieber gehabt, als wie mich. Wie mir's bazumal ist gewesen, Thomas! — heut' versteh' ich's ja selber nimmer, wie der Mensch



so sein kann — aber wie es mir dazumal ist gewesen, so hab' ich mir keinen andern Rath gewußt, als den: du mußt ihn sicher machen.“

Jetzt bremte sich der alte Thürmer ein wenig, schaute den Korbflechter an und murmelte: „Wie Du dastehst, noch alleweil hübsch bei Person und soweit in Ansehen — hättest Du vorig' Jahr nicht beinah' Gemeindevorstand von Grabendorf werden sollen? — so sieht man Dir's bei Gott nicht an, was Du für ein grundslechter Mensch bist.“

„Mußt nicht so, Thomas, mußt nicht“, sprach der Andere und hielt seine Hände bittend zusammen, „denk' Dir, ich bin verblendet gewesen in meiner Begier' und hab's nicht wissen können, daß mein Spitzbubenstreich so grob für den Valentin sollt' ausfallen. Nun, wie ich gesehen, was angerichtet worden ist, da hab' ich nicht mehr die Corrage gehabt, daß ich's laut gemacht hätt: Er wäre der ehrliche Mann und ich der Schurk. O, mein Gott, wenn Du wissen könntest, Thürmer, was ich wegen dieser Geschichte schon ausgehalten hab'! Kein aufrichtiges Beten und kein ruhiges Schlafen die langen Jahre her und so oft ich vom Thurm eine Glocke hab' gehört, ist's mir gewesen: jetzt schreit sein Vater wieder zum gerechten Herrgott auf. Was hab' ich umhergewurmt, daß ich doch einmal etwas vom Valentin hören sollt'; ich habe nichts von ihm gehört; Du auch nicht — gelt und jetzt weißt, warum ich Dich so oftmals hab' gefragt, ob Du von Deinem Sohne nichts mehr hättest vernommen, bis Du mich auf Einmal angefahren, was ich mich so viel um den Lumpen zu scheren hätt! Da hab' ich genug gehabt, hab' nicht mehr gefragt — aber still ist's in mir nimmer geworden. — Und jetzt auf Einmal, mein Thomas, jetzt ist mir so leicht, daß ich Dir möcht' um den Hals fallen, wenn ich nicht müßt' vor Dir

auf's Knie und bitten: „Verzeih' mir's, verzeih' mir's!“

Da lag der Mann vor dem Alten auf dem Boden; der ließ ihn nicht lange liegen.

„Mir selber hat erst vor etlich' Tagen Einer verziehen“, sagte der Thürmer, „so verzeih' ich Dir auch. Geh' zu Deinem Beichtvater und sag' ihm's; vielleicht kann er Dich absolvieren.“

„Aber jetzt,“ murmelte der Korbflechter, seine Augen waren naß, „jetzt kommt freilich erst das Schwerste. Du wirst es den Leuten sagen wollen, wie's steht; ich kann Dir's auch nicht verdenken — Du wirst Deinen guten Namen und das Andenken Deines Valentin wieder weißmachen wollen, Du hast ja Recht, und das thät' Jeder, aber — was wird aus mir armem Teufel werden, aus meinem Weib und Kindern?“

Der Thürmer schaute in die Glockenkrone auf, in der erst vor Kurzem wieder das Lied vom heiligen Christ geklungen war und dann nahm er den Martin an der rechten Hand und sprach: „Sei ohne Sorgen. Wenn ich gesagt habe, ich verzeihe Dir, so ist Dir verziehen und vergessen. Es wird keine Rede mehr davon sein. Die alte Zeit ist vorbei, die Leute haben an der neuen genugsam zu schaffen, so sei Alles begraben.“

„Thomas!“ sagte der Martin, „wie bist denn? — Als in der heiligen Nacht diese Glocken gerufen, da haben die Kinder gesagt: Die Engel thäten läuten! 's ist keine Mähr', Du bist ein Engel!“

„Daß das sein, mein lieber Martin, was ich Dir versprochen hab', das kommt mir leichter an, als Du glauben magst. Geh' jetzt heim zu Deinen Kindern!“

„Wirst sehen, Thürmer, was ich noch thu!“ rief der Korbflechter und knarrte die Stiege hinab.

Am nächsten Tage stieg der Schwarzbart noch einmal in den Thurm hin-

auf, um von seinem Vater wieder Abschied zu nehmen. — Niemand sollte wissen, wer sich hier gefunden hatte, Niemand sollte ahnen, daß in diesem Vater Christoph, der vor neunzehn Jahren wegen Einbruch ausgekehrte Valentin stecke.

Und als Vater und Sohn in der Thurmstube noch beisammen saßen und sich bemühten, etwas Wein zu trinken, der da war, um die Betrübniß des Abschiedes zu mildern, entstand unten auf dem Kirchplatz plötzlich eine Bewegung, ähnlich der am Himmelfahrtsmorgen vor neunzehn Jahren. Ob das wahr wäre? riefen die Stimmen. „Wir wollen den Thürmer sehen!“

Bevor dieser noch geholt werden konnte, stürzten sie schon die Stiege hinan und in die kleine Wohnung des Thomas.

Die Münsterwalber hatten auf Valentin nicht vergessen, nur aus Rücksicht für den Alten die Gesichte liegen lassen. Nun war Alles wieder lebendig, und sie schrieken es dem Alten in's Ohr, was damals der Korbflechter Martin gethan habe.

„Wer hat Euch's erzählt?“ fragte der Thürmer.

„Der Martin selber. O, Gott, der Valentin!“ riefen sie nun, „Wie mag's dem armen, jungen Mann ergangen sein. Der hat sich gewiß aus Verzweiflung das Leben genommen!“

„Nein!“ sagte Vater Christoph, „seid Ihr doch wunderliche Leute, kaum Ihr ihn von einer Schuld freisprecht, klagt Ihr ihn der andern an. Ein Mord — und der Selbstmord ist auch einer — läßt gar nicht besser, als ein Einbruch. So vertheidige ich den Valentin, er hat sich nicht umgebracht, er steht vor Euch.“

Stand vor ihnen und ging zur selben Stunde wieder von ihnen fort. Sein letztes Wort an die Leute von Münsterwald war die Bitte, dem Korbflechter Martin nichts Schlechtes nachzutragen — das freiwillige Geständniß hätte Alles gelöst.

Der alte Thomas blieb auf seinem Thurme und blickte den abziehenden Priestern nach, so lange er sie sehen konnte.

## Der Steinmeh.

Vorüber ging die Sommernacht,  
Die Hähne kräh'n, der Tag erwacht,  
Laut schall'n der Vögel Weisen;  
Da tritt aus seines Hauses Thor  
Der ruff'ge Steinmeh rasch hervor  
Mit Schurz und Winkelleisen.

Er meißelt einen Leichenstein,  
Der Stahl blinkt hell im Sonnenschein,  
Laut hallt es durch die Ritze;  
Des neuerwachten Lebens Kraft  
Weißt er des Todes Dienst und schafft  
Ein Bild zum Schmutz der Gräfte.

Albert Koeser.

## Ball-Gespräche.

Von Robert Hamerling.

### I.

Ist es Galanterie oder Scherz, daß Sie den Frauen so entschieden den Vorrang vor Ihrem Geschlechte einräumen?

Weber das Eine noch das Andere, mein schönes Fräulein; ich spreche meiner Erfahrung und innersten Ueberzeugung gemäß.

Und doch wüßte ich nicht, was wir Frauen eigentlich vor den Männern voraushaben sollten; es müßte nur dies sein, daß wir etwas gewissehafter sind und uns Vieles als Verbrechen anrechnen lassen, was die Männer oft nur allzu leicht zu nehmen pflegen.

Allerdings stehen die Frauen in der Moralität weit höher, als das starke Geschlecht. Jedoch nicht aus dem Grunde, den Sie, mein Fräulein, so eben angaben, sondern vielmehr darum, weil die Frauen schon seit uralten Zeiten begriffen, daß, genau genommen und wohl verstanden, „Sei schön!“ der oberste Grundsatz aller Moral ist.

Wie viel aber muß das Weib dem Manne zugestehen, worin eben er sich zu bethätigen und auszuzeichnen ein Recht hat?

Das wäre?

J. B. im Kriege, als Eroberer, als siegreicher Held.

Sie machen mich staunen, mein Fräulein; ich wußte nicht, daß die Frauen in der Eroberungskunst etwas zu wünschen übrig lassen. Und was die „siegreiche Heldenschaft“ anlangt, so bitte ich doch nicht zu vergessen, wie viele Barbaren die zarte Hand der Frauen gezähmt, nachdem die Eisenfaust der Helden erfolglos an ihnen erlahmt war!

Ich habe von einem Römer gelesen, der seine Hand in's Feuer streckte

und verkohlen ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen. Wo fände sich je bei einem Weibe ein solcher Muth, eine solche Standhaftigkeit in der Ertragung von Schmerzen?

Was ist die That jenes Römers gegen den Heroismus, mit welchem die Frauen zuweilen ihr Herz im Feuer verzehrender Liebe verkohlen lassen? Auch sah ich einmal ein Mädchen, das nicht etwa seinen Arm, sondern sein „Liebsteß auf Erden“, die Haarlocke des einstigen Geliebten, auf Begehren ihres Bräutigams in's Feuer hielt und verknistern ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen.

Ich glaube gar, Sie fallen bereits aus der Rolle und werden satyrisch! Um so sicherer ist mir der Sieg in diesem Streite. Sagen Sie mir doch gefälligst, sind nicht alle wichtigen Erfindungen von Männern gemacht worden?

Nicht alle. Gerade die einflussreichsten und wirksamsten rühren von Frauen her.

Die wären?

Das Schmolten, die Migräne, die Kletterie, die Kunst, in jedem beliebigen Augenblicke einen gelinden Strom von Thränen zu vergießen...

Spötter! Am Ende geben Sie uns auch noch in der Gelehrsamkeit den Vorzug?

Warum nicht? Die Frauen sind geborne Philologen; denn abgesehen von einer gewissen natürlichen Berechtigung und Sprachgewandtheit, die man ihnen mit Recht zuschreibt, besitzen sie z. B. eine erstaunliche Kenntniß der Augensprache, ohne jemals eine Grammatik derselben in Händen gehabt zu haben. Was die Physik betrifft, so weiß Jedermann, wie gut sie sich namentlich auf die magnetischen

und electricischen Wirkungen verstehen; als Heilkünstlerinnen thun sie bekanntlich Wunder und in der Astronomie haben sie sich namentlich durch den Sifer ausgezeichnet, mit welchem sie sich dem Studium des Mondes widmen. Ja, noch mehr: die tiefsten Geheimnisse der Magie, unerfaßt vom heutigen Wissen der Männer, bewahren die Frauen noch immer und üben sie mit zarten und doch kräftigen Händen. Im Mittelalter, als nur Alte und Häßliche sich mit dieser Kunst befaßten, verbrannte man diese als Hexen; seit aber die Jungen und Reizenden sich ihr zugewendet, pflegt man die Sache nicht mehr so strenge zu nehmen.

Ich erkläre mich noch lange nicht für geschlagen. Die großen Räthsel der Welt und des Lebens, über welchen so viele Weise gebrütet und noch brüten — wie wenig haben sich an ihrer Lösung die Frauen betheiliget!

Verlangen Sie eine solche Betheiligung nicht, mein Fräulein! Die Frauen haben es für wahr nicht nöthig. Auf das ewige „Woher?“ der Philosophen finden sie eine sehr nahe liegende Antwort. Sie sehen gar nichts Wunderbares im Wesen und Wirken der Natur; das Geheimniß derselben wiederholt sich in ihnen selbst so schön, mit so vergeistigtem Netze umkleidet, daß sie an keine weitere Fragen denken. Das Ei des Weltrathsels ist für sie von keiner Kalkschale umgeben, die sie erst zu bebrüten und zu durchbrechen hätten. Doch, Vergebung, ich verliere mich da schon ein wenig in's Mystische...

So viel verstehe ich doch, daß Sie mich aus allen meinen Verschönerungen drängen wollen. Werden Sie nicht wenigstens zugeben, daß es weit mehr Künstler und Dichter, als Künstlerinnen und Dichterinne gegeben hat?

Alle Kunst der großen Maler, Bildhauer und Architekten verschwindet gegen die der Frauen: sich selbst zum Kunstwerke zu machen.

Nicht mehr wie Künstler an rohem, äußerem Stoffe, sondern am eigenen Leibe verkörpern sie, wie selige Götter, das Ideal der Schönheit. Und was die Poesie betrifft, die Gabe, poetisch zu empfinden und wunderbare Gemüthstiefen in halber Rede zu offenbaren, da sagen Sie mir ja nichts mehr, mein schönes Fräulein, von einem Vorrang der Männer. Denn bei diesem Punkte müßte ich den letzten Anhauch von Scherz und Fronie abstreifen und meine Bewunderung der Frauen müßte doppelter Ernst werden. Ich kannte ein Mädchen, das nach langem Weinen über den Verlust des Geliebten, der sie verlassen, sich endlich mit den Worten tröstete: „Wenn er auch nicht so oft an mich denkt, wie ich an ihn, zu weilen wird er doch an mich denken!“ Dieses einfache Wort entzündete mich so sehr, daß ich alle meine Liebeslieder — und jeder Poet hält doch etwas auf seine Liebeslieder — recht gerne darum gegeben hätte.

Mag sein, daß wir Frauen das besitzen, was Sie Gemüthstiefe nennen; ganz gewiß aber fehlt uns der Witz der Männer, die schönen Gedanken und geistreichen Einfälle, worin diese, namentlich Damen gegenüber, sich überbieten, freilich oft auf Kosten der Wahrheit.

Nicht einmal das kann ich Ihnen zugeben, mein Fräulein. Ein junges Mädchen hatte mir eine Rose geschenkt. Nach einigen Wochen sagte ich ihr: „Ihre Rose blüht noch immer. Wissen Sie warum?“ — „Nun?“ — „Weil sie von Ihnen ist.“ — „Nein,“ sagte sie, „weil sie bei Ihnen ist!“ — Auf diese Rede ging ich nach Hause, warf Rachel's Briefwechsel, Bettina's Schriften, Jean Paul's sämtliche Werke und ein Duzend der geistreichsten Poeten in's Feuer und beschloß, die nächsten tausend Ducaten, die ich erübrigen würde, als Preis für Denjenigen auszusetzen, der in der gesammten alten und neuen Literatur einen hübscheren Einfall nachwies, als

derjenige war, mit welchem jenes Mädchen mich überraschte. —

## II.

Ach, Sie wollen mich außer Athem tanzen!

Um Gotteswillen, nichts weniger als das, mein liebes Fräulein! Im Gegentheile, ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Ihr Athem noch ein volles Jahrhundert fortfahre, die zarte Woge Ihres Herzens so anmuthig zu heben und zu senken, wie er es heute thut.

Ein volles Jahrhundert? Nein, das wünschte ich nicht!

Auch dann nicht, wenn gütige Götter den Liebreiz des jugendlichen Alters der Matrone bewahrten?

Was nützte mir das, wenn doch mein Herz alterte und das, was etwa von Verstand mir der gütige Himmel beschert hat?

Ich habe oft sagen gehört — und namentlich alle älteren Frauen behaupten es, meist im Tone elegischer Nüchternung — das Herz der Frauen altere niemals. In Betreff des Verstandes erlauben Sie mir nur darauf hinzuweisen, wie sehr ohnehin die zweideutige Naturgabe kühlen Verstandes gegen das Himmels Geschenk nie wellenden Reizes in Schatten treten würde! Das Beste, was der Verstand vermag, ist doch nur dies, seinem Besitzer den Weg zum Glücke zu bahnen. Das thut aber beim weiblichen Geschlechte viel besser und sicherer die Schönheit. Das lebenswürdige weibliche Wesen also . . .

Bedarf des Verstandes nicht? — Danke! — Man kann nicht galanter und ungalanter zugleich sein!

Bitte! ich gebe mich gern überwunden und streiche die Segel vor einer Schönheit, welche den Verstand zum Bundesgenossen hat! Wenn Sie es verlangen, will ich gerne den Verstand anbeten: mit Ihnen vor Einem Altare zu knien, kann unter allen Umständen nur ein hohes Vergnügen sein. — Aber wollen wir uns nicht wieder in den Strudel des Tanzes stürzen?

Entschuldigen Sie; ich bin noch sehr erhitzt. Meine Pulse schlagen.

Sie wollen also nur mit kaltem Blute tanzen? Sie tanzen vielleicht überhaupt nicht gern?

O, leidenschaftlich gern!

Doch? — Nun, ich verstehe — es ist wieder der kühle, unerbittliche Herrscher Verstand, der sich in die Sache mengt, und dem Sie nun einmal, für diesen Abend wenigstens, Treue geschworen zu haben scheinen! — Das arme Herz — wie müßte es seufzen unter dieser dauernden Alleinherrschaft seines Gegners!

Unter dieser Herrschaft ist noch Niemand unglücklich geworden.

Aber auch noch Niemand glücklich! — Wie viele Freuden gibt es denn, zu welchen der Verstand nicht eine griesgrämige Miene macht?

Sie haben Recht: So ist's z. B. gleich beim Tanze! Man tanzt am Ende herzlich gern, aber der Verstand sagt: Bei Lichte besehen ist's doch kindisch und eine Thorheit. Man betrachte nur einmal diese zwecklosen Schritte und Sprünge und Bewegungen! Ist das ganze Gebahren nicht eigentlich zum Lachen?

Um des Himmelswillen — nicht weiter in diesem Tone, Fräulein! Sollten denn die Schritte und Sprünge und Bewegungen das eigentliche Wesen des Tanzes sein? Besteht die Lust des Essens in der Bewegung der Kiefern, die Wonne des Fliegens im Regen der Fittige? Nein! Die im Tanzschwunge bewegten Glieder sind nur Organe eines innerlich-thätigen Lebens, eines höheren Genusses; Organe des „hohen Wahnsinns“, der himmlischen „Mania“, die Platon zuerst beschrieb und die erhab'ner ist, als aller irdische Verstand — Mutter des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Poesie, der Lust!

Ich verstehe Sie nicht!

Wie unverständig muß ich also gesprochen haben! Ach, Fräulein, lehren Sie mich Ihren Verstand!

Wollen Sie mich dafür Ihre platonische „Mania“ lehren?

Ich nicht, Fräulein; meine Sache ist das nicht. Ich kenne nur Einen, der diese Sache zu lehren weiß. S'ist einer mit goldenen Fittigen und mit scharfen, in süßes Gift getauchten Geschossen.

### III.

Aber warum verlangen Sie denn gar so dringend, daß ich die Maske ablege?

Aus keinem anderen Grunde, schöne Dame, als weil mir das ganze Maskenwesen ein Gräuel ist. Ist es nicht erschrecklich, unter lauter „Larven“ zu wandeln mit dem fühlenden Herzen in der Brust? Kann es einen unglücklicheren Einfall geben, als daß ein paar hundert hübsche Gesichter sich hinter schöne Masken verstecken, so daß einem nun überall statt warmen frischen Lebens, eine schauerlich tobt Welt aus Pappenbettel entgegenglockt? Ist das menschliche Gesicht nicht schon an sich Maske genug? Muß auch noch eine zweite darüber kommen?

Sie sind ja ganz entsetzlich aufgebracht! Und vielleicht mit Unrecht. Muß denn die Maske immer nur Schönes verbergen? Bedenken Sie doch, wie Sie vor manchem Gesichte erschrecken würden, wenn es sich Ihnen plötzlich enthüllte!

Seit ich im Breton de los Herberos die Geschichte von jenem Spanier gelesen, der durch voreiliges Erschrecken bei Gelegenheit einer Demaskierung sein bestes Glück verschärzte, würde auch ein häßliches Gesicht, hinter der Maske hervortretend, mir nicht so geschwinde die Fassung rauben. Und so kann ich denn wirklich nicht umhin, verehrte Dame, Sie wiederholt und dringend zu bitten . . .

Halten Sie ein, mein Herr! Bevor von irgend etwas Anderem die Rede sein kann, muß ich Sie bitten, mich erst die Geschichte von dem Spanier wissen zu lassen, der, wie Sie sagten, durch voreiliges Erschrecken bei Ge-

legenheit einer Demaskierung sein bestes Glück verschärzte . . .

Habe ich Ihre Neugier rege gemacht? Also Neugier gegen Neugier? Das freut mich herzlich und ich eile, Sie zu befriedigen. Denn für die Nichterfüllung unserer heißesten Wünsche gibt es keinen süßeren Trost, als den, wenigstens seinerseits einen Wunsch der Grausamen erfüllen zu können. Vernehmen Sie also das Schicksal des unglücklichen Spaniers. Er verfolgt eine reizende Maske und bestürmt sie, sich zu demaskiren. Nach langem Bitten gibt sie nach und nimmt die Larve ab. Der Jüngling aber prallt entsetzt zurück, denn aus einem lieblichen Gesichtchen starrt ihm nur um so widerwärtiger eine unförmlich große Nase entgegen, so häßlich, daß ihm die Sinne schwinden und er wie toll, mit einer mühselig gestammelten Entschuldigung, von dannen rennt. Nach einiger Zeit verfügt er sich an's Büffet, um durch ein Glas feurigen Weines die peinliche Erinnerung hinwegzuspülen. Da nähert sich eine Maske und nimmt dicht an seiner Seite Platz. Verstört blickt er auf . . . und siehe da, die wohlbekannte, fatale Nase ragt ihm wieder entgegen! Lächelnd lispelt die Dame: Ist das Eure Galanterie, Ihr Männer? — „Um des Himmels willen,“ ruft der Entsetzte, verzeiht mir, meine reizende Donna! Ihr seid liebenswürdig, sehr liebenswürdig, aber, offen gesagt . . . diese Nase . . . ja, diese Nase . . . bei allen Heiligen, ich ertrage den Anblick nicht!“ Und damit wollte er neuerdings hinwegstürzen. Da versetzte aber die Dame: „Wenn Euch nur meine Nase ein Dorn im Auge ist, so fahre sie hin!“ Und mit diesen Worten nahm sie die häßliche Nase aus dem Gesicht und präsentirte sie dem Erstaunten; an ihrer Stelle aber zeigte sich ein kleines und höchst liebenswürdiges Näschen, welches die reizende Dame sofort mit spöttischem Lächeln rümpfte, während

sie mit einer leichten Verbeugung sich entfernte und den Verblüfften, die lange Nase in der Hand, stehen ließ.

Da sehen Sie nun, was bei hartnäckiger Verfolgung von Masken am Ende für Unheil sich ereignen kann!

Allerdings lehrt die erzählte Geschichte, daß man leider nicht immer ahnen könne, was einem bei Verfolgung von Masken Seltsames begegnen mag. Dafür gewährt sie aber auch den lehrreichen und unschätzbaren Trost, daß man sich vor einer häßlichen Nase nicht gleich zu entsetzen braucht, weil man nicht weiß, ob nicht etwa der Eigenthümer sie plötzlich herunternimmt und in den Winkel wirft.

Es wäre zu wünschen, daß diese tröstliche Lehre auch außer dem Ballsaale Verbreitung fände. Die Menschenkenntniß und Menschenliebe könnte dabei nur gewinnen.

Allerdings. Ich für meine Person habe mich schon öfter in der Lage jenes Spaniers befunden. Gar oft stieß mich irgend eine Aeußerlichkeit an einem Menschen ab, und wenn ich vertrauter mit ihm geworden, da war mir's, als legte er jenes Häßliche ab, wie die Maske des Spaniers ihr Nasenfutteral, und strahlte mir entgegen in mangelloser Liebenswürdigkeit. Die Alten, mein schönes Fräulein — ich sage „Fräulein“, denn Ihre Stimme klingt mir entschieden mädchenhaft und sogar auch ein wenig bekant — die Alten also . . . aber Sie hören es vielleicht ungerne, wenn ich von den Alten spreche? Verzeihen Sie, wenn ich einen Anlauf nahm, pedantisch zu werden . . .

Was sollte ich denn gegen die Alten haben?

Ich meinte nur . . . als junges Mädchen . . . Sie haben also nichts gegen die Alten?

Nicht das Geringste . . . so lange sie mir nicht etwa einen Heiratsantrag machen!

Sehr wohl! Die Alten also, mein schönes Fräulein, hatten Bildwerke, die von außen lächerliche und häßliche Figuren darstellten, innerlich aber schöne Götterbilder enthielten, und mit einem solchen Götterbildfutterale verglich man den häßlichen, aber weltweisen Socrates.

Sehr sinnreich! Auch die frühere Erzählung von der Doppelmaske gefällt mir. Sie machen einem wirklich Muth! Ich nehme also die Maske ab, um so dringenden Bitten nicht länger zu widerstehen, und wenn Sie hinter der Maske etwas finden, was Ihnen nicht gefällt, so nehmen Sie freundlichst an, daß es — eine zweite Maske ist!

Fräulein Irene? Ich dacht' es halb. O tausend Dank für die holde Gewißheit!

Sie verzeihen mir also, daß ich nicht auch die zweite Maske ablege? Es ist mir leider nicht möglich!

Es gibt einen Magier, der diese letzte Demaskirung der wahrhaft Schönen an Allen mit größter Leichtigkeit vollzieht.

Und wer ist dieser Magier?

Der Blick der Liebe! Vor dem Blicke des Liebenden entschleiern sich das Götterbild, und, genau genommen, sieht eigentlich nur er die innere wahre Gestalt der reinen Schöne, während der kalte und oberflächliche Blick der Andern an der Maske hängen bleibt!

Sehr richtig; aber . . .

Kein Aber, mein schönes Fräulein, und überhaupt nichts mehr über diesen Punkt. Wenn uns Jemand belauscht hätte, so würden wir tüchtig ausgelacht werden, daß wir in einer Ballnacht platonische Dialoge commentiren. — Es ist erschrecklich heiß im Saale! — Ich gehe; soeben kommt der Herr Studiosus Quirl heran, ohne Zweifel um Sie zu fragen, wie Ihnen die letzte Spritzfahrt der „Cerevisia“ gefallen hat. — Auf Wiedersehen!

## Goethe als Märchenerzähler.

Von A. J. Schröer.

Wie viele unserer geneigten Leser sind wohl noch so glücklich, sich aus der Kindheit an Erzählungen zu erinnern, die, für's ganze Leben unvergänglich, einen Einblick gewährten in echte, alte Märchenwelt? Jene uralten, heimlichen, wunderbaren Erzählungen, die nicht wie unsere Sagen an geschichtliche Zeiten, Orte oder Personen sich anknüpfen, sondern durchaus in eine Wunderwelt führen, in der Alles mit überirdischem Maße gemessen wird! — Die Welt des Aberglaubens nennt man diese Welt; sie war einst die Welt des Glaubens. Ist ja der Aberglaube nichts anderes als der Rest des Götterglaubens unserer heidnischen Vorfahren. Wie frommen Bildern der christlichen Zeit und Götterbildern des Heidenthums der Glaube der Künstler die höchste Weihe lieh, so sind die Märchen gläubiger Erzähler in ihrer Art wohl unvergleichlich. Kein buntpfarbiges Bilderbuch aus D. Spamer's Verlag vermag den Eindruck hervorzubringen, den ein gläubig erzähltes Märchen macht. Heinrich Heine schildert diesen Eindruck im Wintermärchen, indem er von seiner Amme spricht: „Sie war geboren im Münsterland und wußte in großer Menge Gespenstergeschichten grauenhaft, und Märchen und Volksgefänge. Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau von der Königstochter erzählte, die einsam auf der Heide saß und die goldenen Haare strahlte! — —“

Das fühlten die großen Brüder Grimm, als sie mit ihrer Märchen-sammlung hervortraten und zeigten, daß diese Märchen um so schöner sind, je echter sie sind, je weniger die mo-

derne Bildung hinzu gethan. Erdichten lassen sich solche Märchen nicht. Andersens sinnige Kindergeschichten sind alles Preisens werth. Sie geben Geschichten einer kindlichen Lebensanschauung, voll zarter Empfindung; Märchen sind es nicht, das heißt Mythenmärchen, wie unsere echten Volksmärchen.

Es muß uns bei solchen Anschauungen daher nicht wenig anziehen, einmal zu erwägen, wie denn Goethe sich als Märchenerzähler verhält. Er schrieb ja auch einige Märchen. Dazu veranlaßt uns eine anziehende Untersuchung\*), an deren Hand wir Einiges darüber unseren geneigten Lesern vorlegen wollen.

Goethe erzählt nicht etwa volksmäßige Märchen in seiner Weise um, wie z. B. Musäus, er versetzt sich nicht in die Anschauung kindlicher Unschuldb wie Andersen. Er knüpft an die nächste Wirklichkeit an und hebt uns unmerklich von ihrem Boden empor in eine Phantasiwelt, die uns durch die Kunst der Darstellung anzieht und zu innigem Antheil hinreißt, so daß wir dahin gerne zurückdenken, wenn er uns in der nüchternen Wirklichkeit wieder entläßt, zu der wir erwachen, wie aus einem lieblichen Traum. Dazu bedient er sich wohl bekannter Märchenmotive, aber sie sind nicht die Hauptsache; die Hauptsache ist der Held, der Dichter selbst oder der Erzähler, der uns lebendig gegenüber steht und unsere Theilnahme für seine Märchenwelt erweckt, indem

\*) Goethe's Märchenbüchlein von Friedrich Meyer von Waldeck. Heidelberg, C. Winter, 1879.



er uns verlockt, ihn dahin zu begleiten und an seinen Erlebnissen Antheil zu nehmen. Dies gilt von Goethe's Jugendmärchen „der neue Paris“ und „die neue Melusine“. Wir haben von ihm aber noch ein drittes Märchen, „das Märchen von der schönen Lilie“ in den Unterhaltungen deutscher Ausgewandelter. Dies unterscheidet sich nun völlig von den beiden andern, als ein ganz freies Spiel der Einbildungskraft, das sich weder in der Wirklichkeit, noch in der überlieferten Mythenwelt unserer Märchen bewegt, sondern eine ganz neue Welt schafft, die ihre Gestalten freilich der Wirklichkeit entlehnt, ihnen aber Eigenschaften beilegt, die märchenhaft sind. Wenn diese Eigenschaften auch den Naturgesetzen zuwiderlaufen, so sind sie doch so erfunden, daß die träumende Einbildungskraft sich solche Unterstellungen gefallen läßt; entsprechen sie nicht dem Wesen der Gestalten, so entsprechen sie doch ihrem Anscheine.

Dieses Spiel aber diente Goethe hier dazu, verborgene Gedanken im Bilde auszusprechen. Er hofft, wie er dies in einem Briefe an Schiller ausspricht, die achtzehn Gestalten des Märchens sollen als soviel Räthsel dem Räthselliebenden willkommen sein und läßt lächelnd Schiller und andere Freunde rathen, ohne den Schleier zu lüften. Und wir rathen noch immer und müssen Chamisso zustimmen, der dies Goethe'sche Märchen ein „wunderbares großes Ding“ nannte, das sich in vielfache Ahnungen auflöst, das man aber nicht im Stande ist, mit bestimmten Deutungen zu erklären. Entstanden sind die drei Märchen, merkwürdigerweise in umgekehrter Reihenfolge als die ist, in der er sie niederschrieb, „der neue Paris“ entstand etwa 1758 bis 1760, „die neue Melusine“ 1770, „die schöne Lilie“ 1795. Niedergeschrieben wurde „die schöne Lilie“ zuerst 1795, „die neue Melusine“ 1807 und „der neue Paris“ zu-

lest 1811. Daraus erklärt sich schon zweierlei. Erstens, daß „der neue Paris“ und „die schöne Melusine“ gelegentlich in unbewußter Schaffenslust der Jugend entstanden sind, indem das Märchen, „die schöne Lilie“, dessen Entstehung in das sechsundvierzigste Lebensjahr des Dichters fällt, also nicht mehr der naiven Jugendzeit angehört, von Anfang an einen tiefen Gedankengehalt aussprechen will; zweitens, daß die in höherem Alter niedergeschriebenen Jugendmärchen im Rückblick auf jene Zeit ihrer Entstehung eine Zugabe oder Umgestaltung erlitten, die ihnen einen ganz anderen Charakter gaben, als sie ursprünglich haben konnten.

Aus Goethe's Knabenzeit wird die Erzählung Bettina's, die sie von des Dichters Mutter hatte, immer zu den auf Wahrheit beruhenden Schilderungen gezählt werden, wie die Mutter dem Knaben erzählte: „Da saß ich und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen und, wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirne schwoß und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh' ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdamnten Schneider, wenn er auch den Riesen tobt schlägt? Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin Alles zurecht gerüdt hatte und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt.“

Es ist uns nun höchst anziehend, in Dichtung und Wahrheit zu lesen, wie der Dichter in seiner Knabenzeit sich bei seinen Gespielen beliebt machte, indem er ihnen Geschichten von seiner Erfindung vorzählte, in denen er selber der Held war. Der Dichter erkennt auch keinen Augenblick das De-

denkliche, das darin liegt, daß er so schön gelogen und sagt dazu: „Wenn ich nicht nach und nach diese Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeitet lernen, so wären solche aufschneiderische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben.“ Um ein Beispiel zu geben, theilt er dann das Märchen „der neue Paris“ mit, „welches mir,“ sagt er davon, „da ich es meinen Gespielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und im Gedächtniß schwebt.“ Darnach können wir wohl annehmen, daß etwas von dem Knabenmärchen, wie wir es kennen, in dem Mitgetheilten doch mit erhalten ist. Es hat auch das Märchen Etwas, das ganz an den frühreifen Knaben Goethe erinnert. Nur die Ausföhrung des Ganzen, die eine Deutung auf des Dichters Beruf hervorruft, ist natürlich Zugabe.

Es ist nun köplich, wie der Knabe erzählt, wie Gott Mercur ihm am Morgen erschienen sei und ihm drei hellfarbige Äpfel überreicht habe, mit dem Auftrage, sie den drei schönsten Jünglingen der Stadt zu überreichen, die darnach, jeder nach seinem Lose, die schönsten Gattinnen erhalten sollten. — Die Äpfel verwandeln sich in Mädchen gestalten in des Knaben Hand und verschwinden. Es erscheint eine vierte, kleine Mädchen gestalt, er will darnach haschen, erhält einen Schlag und versinkt in Betäubung, aus der er erst erwacht, als es höchste Zeit ist, sich anzuziehen. — Es ist Sonntag, er zieht seine schönen Kleider an, auch die Weste aus Goldstoff, aus des Vaters Bräutigamsweste geschnitten, und geht aus. Indem er an der schlimmen Mauer in Frankfurt hingehet, entdeckt er eine Pforte, die er nie früher bemerkt hatte. Er betrachtet sie näher, sie öffnet sich und ein Mann, wie ein alter Grieche gekleidet, tritt ihm entgegen und fordert ihn auf, einzutreten. Er kömmt in

einen Wundergarten. Um dessen innerste Geheimnisse sehen zu dürfen, muß der Knabe auch griechische Kleidung anziehen. Er kömmt in einen Tempel und dort trifft er leibhaftig in Menschengröße die weiblichen Wesen, die ihm am Morgen als Vision erschienen! Die vierte gefällt ihm am Besten und mit ihr spielt er dann mit herrlichem Spielzeug, kleinen griechischen Kriegern und Amazonen, geräth in Streit mit ihr, erhält eine Ohrfeige von ihrer kleinen Hand, küßt sie aber dafür und wird aus dem Wundergarten verbannt. Der alte Grieche will ihn strafen, er aber erklärt, er sei ein „Liebling der Götter“ und ihn zu strafen habe man sich wohl zu hüten, da das Schicksal Anderer von ihm abhängt.

Loeper sagt zu dem Märchen: Goethe lasse den Knaben in demselben das Vorgefühl seines Dichterberufs aussprechen. „Die nur dem dichterisch erregten Gemüth sich öffnende und schwer wieder zu findende Pforte, welche aus der Tageswelt in das Reich der Dichtung führt, erschließt sich ihm.“

Von der Geschichte des trojanischen Prinzen Paris ist wenig in Goethe's Märchen übergegangen. Paris soll von drei Göttinnen der schönsten den Apfel reichen; der neue Paris erhält drei Äpfel, die er drei Jünglingen reichen soll, die dadurch Frauen erhalten. Noch weniger hat Goethe's zweites Märchen, „die neue Melusine,“ mit dem alten Melusinenmärchen gemein. — Die neue Melusine ist keine Wasserfee, sondern gehört einem Zwergenwolke an. Sie kann Menschengröße annehmen und gewinnt so die Liebe eines Mannes. Sie ist unter den Zwergen die Tochter des Königs und bewegt ihren Geliebten, Zwergengestalt anzunehmen, um mit ihm die Ehren ihres hohen Standes zu theilen. Die Zwergengröße wird ihm verliehen durch den Ehering. — Er wäre nun vollkommen glücklich

gewesen, als Prinz bei dem Zwergenvolk. Doch quälte ihn Etwas. Er sagt: „Nun begriff ich zum erstenmal, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält sein sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien mir manchmal im Traum wie ein Riese.“ — Er feilte an seinem Ringe bis er sprang und er plötzlich wieder zu seiner natürlichen Größe empor schnellte. Damit war denn das Märchen zu Ende.

Dieses Märchen hatte nun Goethe 1770 in Sessenheim erzählt. Als er es 1817 drucken ließ, sagte er in einem Vorworte dazu: „Leider werde ich es jezo in seiner ersten unschuldigen Freiheit nicht überliefern; es ist lange nachher aufgeschrieben worden und deutet in seiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit, als die ist, mit der wir uns dort beschäftigen.“

Wir besitzen also auch dieses Märchen nicht in seiner ursprünglichen unschuldigen Gestalt. In der Gestalt, in der wir es besitzen, ist eine Andeutung enthalten, die ein Anachronismus ist. Die Veränderung, die der Dichter mit dem Märchen vornahm, liegt also in jener Andeutung. — Nach der Erzählung in Dichtung und Wahrheit trug der Dichter das Märchen bei seinem ersten Besuche in Sessenheim vor. Das war also in der Zeit unschuldig, unbedacht und sorglos aufflammender Liebe. Das Märchen ist aber jetzt so erzählt, daß es zur Erklärung wird für die im nächsten Jahre erst erfolgte gewaltsame Losreibung des Dichters von Friederiken. Der heute noch im Pfarrhause zu Sessenheim waltende würdige Pfarrer Philipp Ferdinand Lucius war es, der in seinem Buche über Friederike Brion (1877) diese Andeutung, die in dem Märchen liegt, herausgefunden. Was war es, wenn er auf einmal 1771 schreibt, er sei zu sehr wachend, um nicht zu sehen, daß er

nach Schatten greife? Daß also seine Friederike, seine Liebe ein Schattenbild und nicht das wirklich sei, was er sich eingebildet? Es war das Gefühl seiner Entwidlung, seines unaufhaltsamen innern Wachstums. Shakespeare, die deutsche Baukunst, Götz von Berlichingen, Faust arbeiteten in ihm.

Wenn er mitten in dem Drang an Friederiken draußen auf dem Lande in Sessenheim dachte, so mochte er wohl wünschen, klein zu sein und sich ihrer Welt zu assimiliren, aber er konnte nicht, es trieb ihn gewaltsam empor! Er durchfeilte den Ring.

Wenn nun diese beiden Märchen von Goethe selbst auf bedeutungsvolle Momente seines Lebens bezogen werden, das ganz phantastische Dritte verbleibt ohne Frage allgemein menschliche, weltgeschichtliche Anschauungen.

Goethe wandelte einst bei Jena an den Ufern der Saale. Da hörte er Gesang vom jenseitigen Ufer. Dort wandelte eine Schaar Frauen, unter ihnen die Sängerin im weißen Kleide. In der Nähe diesseits wohnte ein Fährmann. Es kamen Studenten und ließen sich überfahren. — Diese Situation wurde im Geiste des Dichters zum Märchen. Dort jenseits wohnt Poesie, sie ist uns ein Jenseitiges. Heitere Jugend fährt sorglos gelegentlich hinüber. Warum führt keine Brücke über den Strom, die unsere schale Wirklichkeit mit jener idealen Welt verbindet? — Noch herrscht sinnloser Despotismus über den Völkern, statt der Ideale des Schönen, Wahren und Guten. Wenn ihr Tempel diesseits aufstehen und jene düstere Willkürherrschaft zusammenbrechen wird, dann wird auch die Brücke stehen und das Leben der Menschheit, in steter Verbindung mit jenem idealen Land der Poesie, sich völlig umgestalten! — So mußte der Dichter das poetische Bild weiter bilden und deuten. — Das Freundschaftsverhältniß zu Schiller stand in schönster Blüthe (1795).

und konnte ihn ermutigen, zu erkennen, daß die Zeit gekommen, jener Tempel erstanden ist! — Er feierte dies Ereigniß in seinem Märchen, das wir nun zu lesen unsern geneigten Lesern überlassen. Es endet mit der Lösung des traurigen Geschicks, das auf den einzelnen Gestalten desselben lastete und schließt mit den Worten:

„Die Brücke wimmelt von Wandernern und der Tempel ist der besuchteste auf der Erde.“ — Wer nun über Entstehung und über alle möglichen Deutungsversuche dieser Märchen Auskunft wünscht, den können wir das genannte Buch, in dem sie alle drei mit solchen Zugaben vollständig enthalten sind, auf das Beste empfehlen.

## Religiöse Entwicklungsphasen.

Ich war ein frommes gewissenhaftes Kind. Mein Lehrer lehrte mich den Katechismus und die biblische Geschichte kennen. Den ersteren lernte ich auswendig, ohne etwas dabei zu denken, die letztere, namentlich der erste Theil, unterhielt mich. Niemals fiel mir ein, daß die ehrwürdigen Patriarchen eigentlich mitunter nichts weniger als ehrwürdig waren, z. B. daß Abraham doch ein recht schlechter Kerl und echter Pantoffelheld war, da er Hagar und den noch unschuldigen Ismael in die Wüste hinausstieß. Daß Noah sich betrank, gefiel mir zwar nicht sonderlich, aber in meiner kindlichen Anschauung verdamnte ich doch nicht ihn, sondern entsetzte mich pflichtschuldig vor dem ihn verhöhnenden Sohne. Daß die alttestamentarischen Juden einander betrogen, wo sie konnten, wie z. B. Jacob, als er des Vaters Segen erschlich, und Laban, als er dem letzteren die Lea aufstöckelte und ihn um weitere sieben Arbeitsjahre brachte, fiel mir ebenfalls nicht besonders auf. Das neue Testament las ich mit großer Andacht, ohne mir darüber klar zu sein, daß alles Vorhergehende dem Helben desselben ja nur zur Folie diente. Es war mir, als geriethe ich darin in bereits bekannte Gegenden; hatte mir doch meine gute Großmutter schon früher so viel von dem göttlichen Lehrer und Dulder erzählt! Sie war

es auch, die in frühester Kindheit schon mir die Hände falten und Abends und Morgens, so wie vor jeder Mahlzeit ein Gebet sprechen gelehrt hatte. So tief eingepägt hatte sie mir die Pflicht zum Gebete, daß mir gewiß nicht ein Wissen geschmeckt hätte, daß ich nie ruhig hätte einschlafen können, ohne zuvor gebetet zu haben.

Da ich bis zum Gymnasium häuslichen Unterricht genoß, ging ich das erstmal nach langer Vorbereitung, zerknirscht, voll Reue und redblichem Vorsatz zur Besserung, mit meinen Eltern zur Weichte. Ich weiß es noch heute, wie man mich im Morgengrauen weckte und ich mich zitternd vor Kälte und innerer Aufregung ankleidete, mein aufgeschriebenes Sündenregister noch einmal durchlas und dann mit den Eltern schweigend den wichtigen Gang antrat. Wir gingen durch die Kirche in die Sacristei, der Kirchengdiener benachrichtigte den Herrn Pfarrer von unserer Anwesenheit und dieser, mit den Eltern befreundet, erschien bald darauf, grüßte freundlich und setzte sich in den, im dunkelsten Winkel der Sacristei stehenden Weichtuhl.

„Willst Du zuerst geh'n?“ flüsterte mir die Mutter zu, die wohl Mitleid mit dem zitternden Knaben hatte.

„Ach, nein!“ bat ich, und der Vater ging voraus.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, den Mann, den ich stets als höchste Autorität vor mir zu sehen gewohnt war, demüthig dort in der finsternen Ecke knien zu sehen. Er erhob sich bald und nun — kam ich daran.

Mit zitternder Stimme, die Zähne klapperten mir förmlich aneinander, sagte ich all' die gut auswendig gelernten Formeln und dann meine Sünden her. „Du bist ein recht braves, frommes Kind!“ sagte zu meinem Erstaunen der gute alte Pfarrer, als ich geendet hatte, „ich sehe das aus Deinen Bekenntnissen, bleibe stets gewissenhaft wie bisher und betreffend —“ nun kamen einige ernsthafte Ermahnungen und ich war entlassen. Voll Seligkeit schwebte ich leichten Schrittes mit dem Vater in die Kirche hinaus, wo inzwischen die Frühmesse begonnen hatte. Als ich mein Gebetbüchlein öffnete, lag das geschriebene Sündenregister darin, das ich in der Dunkelheit des Beichtstuhles nicht hatte lesen können. Als ich es jetzt noch einmal durchsah, ward ich mir bewußt, eine Sünde nicht beichtet zu haben. Welch' ein Schrecken! „Wer eine Sünde durch eine oder mehrere Beichten verschweigt, der begeht x.“ Ach, nur zu deutlich sah ich die schrecklichen Worte vor mir! Weg war im Nu all' meine frühere Seligkeit und ich hatte keinen anderen Gedanken mehr, als: „Wie mach' ich's gut?“ Endlich faßte ich einen heroischen Entschluß. Ohne, daß es der Vater merkte, schlüpfte ich in die Sacristei zurück und kam eben, als meine Mutter sich erhob und der Herr Pfarrer dasselbe thun wollte.

„Was ist denn geschehen, Du bist ja ganz blaß?“ frug die Erstere mich erschreckt. „Ich habe etwas vergessen,“ flüsterte ich erregt und kniete schnell nieder, damit Se. Hochwürden ja nicht früher aufstehe. Der alte Herr mochte wohl lächeln über meinen kindischen Einfall, belobte und tröstete mich aber, weil ich doch nicht wissentlich die Sünde

verschwiegen hatte und entließ mich. Jetzt erst war ich ganz ruhig und kniete voll heiliger Scheu auf dem Altarstufen nieder, um die Communion zu empfangen, wie es der Herr Pfarrer erlaubt hatte.

Fast vergingen mir die Sinne, als das Glöckchen ertönte, der Priester die Hostie emporhob und ich mich tief herab beugte, inbrünstig an die Brust schlagend, in der das Herz zum Zerspringen klopfte. Im nächsten Augenblicke jedoch war mein Sinnen nur noch darauf gerichtet, daß ich ja nicht die Hostie niederfallen lasse, oder mit den Zähnen berühre. Doch es ging Alles gut, und als ich mit den Eltern zur Wohnung des Herrn Pfarrers hinauf stieg, in dessen Händen sie stets nach verrichteter Andacht ein kleines Scherlein für die Armen zu hinterlassen pflegten, da war ich gewiß das glücklichste Kind der Welt.

Freundlich kam uns der Herr Pfarrer entgegen. War er mir unten wie eine Art heilige Autorität erschienen, so war er jetzt bloß ein guter alter Herr, der heiter und scherzend mit den Eltern sprach und zum Schlusse die Hand auf meinen Kopf legend, feierlich sagte: „Ich gratulire Ihnen zu diesem Kinde, möge es Ihnen Gott gesund, fromm und so rein erhalten, als es jetzt ist.“ Wie oft habe ich seitdem dieser Worte gedacht. So fromm und rein wie damals zu bleiben — war das möglich?

Noch zweimal ging ich von nun an zu dem guten Pfarrer zur Beichte. Mein Sündenregister wurde mannigfaltiger und länger, aber stets beichtete ich voll Zerknirschung und machte die besten Vorsätze, die freilich nur einige Zeit nachhielten. Der Beichttag hatte für mich noch gar nichts von seinem Nimbus verloren, als ich mit dem zehnten Jahre in's Gymnasium kam. Die Großmutter betete schon lange nicht mehr mit mir, aber ich vergaß nie darauf, bevor ich in's Bett stieg, niederzuknien und dem Schöpfer al-

ler Dinge zu danken, ihm anzuvertrauen, was mir am Herzen lag und ihn zu bitten um eine friedvolle ruhige Nacht. Nun da ich in die Schule und früher aufstehen mußte, machte ich's nur kurz mit der Morgenandacht, zog mich eiligst an, goß den Frühstückskaffee herunter und eilte wie ein echter Neuling eine halbe Stunde früher als es nöthig, vom Hause fort. In der Schule war mir Alles neu und ich schämte mich oft im Stillen meiner Unbeholfenheit und Verblüfftheit, wenn ich die nachlässige, ruhige Sicherheit der, das Schulleben bereits lange gewöhnten Cameraden sah.

Unser Katechet war ein strenger Mann und wenn er mich aufrief, befahl mich jederzeit ein Zittern, trotzdem ich gerade in seinem Gegenstande, Dank sei es dem Unterrichte meines bisherigen Hauslehrers, sehr fest war.

— Dies fand der Herr Professor auch bald heraus und wurde milder und freundlicher mit der Zeit. Nur einmal, als er auf seine Frage, wer mich früher in Religion unterrichtet habe, erfuhr, daß es ein Laie gewesen, schüttelte er mißbilligend den Kopf und fand bald darauf, daß mein Wissen doch einige Lücken aufweise.

Eines Tages, nachdem er uns durch einige Wochen Beichtunterricht ertheilt hatte, sagte er: „Morgen Nachmittags ist Beichte, übermorgen Communion.“

Mich versetzte diese Ankündigung zuerst in förmliche Bestürzung, dann in die ernsteste Stimmung. Auf meine Mitschüler machte sie nicht den geringsten Eindruck. Lärmend stürzten sie, wie gewohnt, die Stiege hinab und lachend und plaudernd versammelten sie sich am anderen Tag in der Schule. Von dem, was die nächsten Stunden in ihrem Schoße bargen, sprach keiner ein Wort. Ich hatte mich gewissenhaft vorbereitet und die Eltern und die Großmutter um Verzeihung gebeten. Die Letztere machte mir das Kreuz und sagte, als sie ihre welfen, kalten Lippen auf meine Stirne drückte:

„Geh' mit Gott und verrichte Deine Andacht recht gut.“

Staunend sah ich, wie manche meiner Mitschüler noch an ihren Sündenzetteln schrieben. Wahrscheinlich, so sagte ich mir, haben sie das Register verloren, oder darin noch etwas nachzutragen. Wie konnte ich ahnen, daß die Gottlosen an eine Erforschung des Gewissens gar nicht gedacht hatten und nun aufschrieben, was ihnen eben einfiel. Still und feierlich gestimmt schien Niemand, Alle plauderten und flüsternten mit einander, bis es hieß: „In die Kirche!“ Dort saßen in allen vorhandenen Beichtstühlen Priester, bereit, die Beichte entgegen zu nehmen. Jeder konnte gehen, zu wem er wollte.

„Nur nicht zum Katecheten,“ flüsternten sie um mich her und Einer stieß den Anderen, damit er ihn zuerst gehen lasse . . .

Bald waren die Beichtstühle rechts und links von flüsternden, unruhigen Gruppen umstellt, aus deren Mitte Einer nach dem Andern vortrat, niederkniete und einige Minuten darauf in die Schaar zurückkehrte. Ich sah und staunte; alle Andacht, alle Sammlung war verschwunden, ich mußte mir erst in's Gedächtniß rufen, daß es höchste Zeit war, auch meinerseits an einen Beichtstuhl heranzutreten. Dort in der Ecke warteten nur Wenige, ich trat zu ihnen.

„'s ist der Katechet zwar,“ sagte man mir, „aber bei den Anderen muß man zu lange warten und er wird es doch wohl auch nicht länger machen.“

Natürlich machte er's nicht länger, sonst hätte er ja bis Mitternacht hier sitzen müssen; und als ich daran kam und gewissenhaft Alles gesagt hatte, da schien es mir, als hätte er nicht ein Wort davon gehört. Was er mir sagte, hätte für Jeden gepaßt und eh' ich mich's versah, hatte er mir die Absolution ertheilt und langte nach dem mit meinem Namen versehenen Beichtzettel. — Seltsam, mir selbst unbegreiflich war die Stimmung, in

ber ich nach Hause kam. . So gar nicht wie sonst. Das war wohl, weil ich noch nicht communicirt hatte und nun hieß es aufmerken, auf daß ich nicht heute noch eine neue Sünde beging.

Alle Augenblicke vergaß ich auf das Vorgefallene und ertappte mich, wenn auch nicht auf sündhaften, so doch auf recht unpassenden, leichtfertigen Gedanken. Auch traute ich mich kaum zu sprechen, damit mir ja kein gartiges oder lügenhaftes Wort ent schlüpfe. Endlich kam, Gott sei Dank, die Nacht, wo ich kaum mehr Gefahr lief, eine Sünde zu begehen. Bei der Communion ging es selbstverständlich ebenso fabrikmäßig zu, wie Tags vorher. Nach einer Rede des Katecheten rückten wir in Reihen vor und säumten die Einfriedung des Hochalters. Rasch eilte der Priester murrend die Reihe entlang, alle Stacheln erwarteten weit geöffnet die Himmels speise, die kaum hineingeschoben war, als man sich auch schon erhob, um Anderen Platz zu machen.

Mir war elend zu Muth. Umsonst wartete ich auf das Gefühl wonniger Befriedigung, das mich sonst erfüllt hatte. Ich hätte darum weinen mögen, wie um ein verlornes Paradies; mir war, als hätte die ganze Andacht keine Geltung, als hätte Gott meine Reue und Buße gar nicht angenommen; und doch war ich mir bewußt, keine Schuld dabei zu haben. Die Anderen alle schienen lustig und glücklich zu sein, sie verließen die Kirche sehr heiter — warum war denn ich nicht vergnügt wie sie?

Drei Monate später wiederholte sich dasselbe. Mir war es nun nicht mehr so neu und überraschend, dennoch nicht minder widerlich, besonders, nachdem ich ein Gespräch zweier Secundaner belauscht hatte.

„Du,“ sagte ein blonder, led' aussehender Bursche zu einem ärmlich gekleideten, blassen Knaben, — „wie wär's, wenn Du mir das Beichten

erspartest. Zwanzig Kreuzer geb' ich Dir, wenn Du mir einen Beichtzettel abgibst.“

Der Andere nickte und kniete bald darauf links an dem nächsten Beichtstuhle. Ich hatte voll Entsetzen auf all' meine eigenen Sünden vergessen und alle meine Aufmerksamkeit auf den Blaffen gerichtet, der nach kurzer Zeit zurück kam, von dem Blonden den Beichtzettel übernahm und darauf um den Pfeiler herum, nach der rechten Seite schlich, wo ich ihn aus den Augen verlor. Sehr begierig war ich zu sehen, ob Beide am anderen Morgen bei der Communion erscheinen würden. O, Vermessenheit und Sünde ohne Gleichen! Beide traten mit leder Stirne an den Tisch des Herrn. Mir war, als müßte sich etwas Besonderes ereignen, als der Priester sich ihnen näherte, als müßte die Decke einstürzen, oder der Arm, der die Hostie hielt, plötzlich erlahmen; aber es geschah nichts dergleichen. Der Priester ahnte nicht, wela' ein Mißbrauch hier mit dem Heiligsten getrieben wurde. Hätte ich es verrathen, aufschreien, „Salt!“ rufen sollen? Dieser Gedanke quälte mich noch tagelang nach jenem Morgen. Statt erhaben und getröstet, kam ich verwirrt und unzufrieden nach Hause. Und als nach drei Monaten abermals die Beichte angefragt wurde, da hatte ich ein so widerliches Gefühl, eine solche Abneigung gegen diese „Comödie,“ wie es einer meiner Collegen genannt hatte, daß mein noch unverborbenes Gemüth darob erschrad.

„Ich weiß nicht,“ sagte meine Großmutter ahnungsvoll, „mir ist aber, als wärst Du nicht mehr so ernst und fromm wie früher, bei Deiner Beichtandacht.“

„Im Gegentheil,“ antwortete ich leichtfertig, „ich bin viel frommer, ich gehe statt einmal, viermal des Jahres zur Beichte, ist das nicht genug?“

Der guten Alten gefielen diese Worte wohl nicht recht, sie war aber wahrscheinlich nicht schlagfertig genug,

darauf zu antworten und schüttelte nur mit dem altersschwachen Kopfe.

Bald darauf wurde sie zwar nicht krank, aber so schwach, daß der Arzt sagte, es werde mit ihr nicht mehr lange währen. Sie fühlte es selbst und verlangte nach geistlichem Troste. Unser gute Pfarrer besuchte, tröstete sie, nahm ihr die letzte Beichte ab, und versah sie dann im Beisein der ganzen Familie und aller Dienstkleute.

Dieser Vorgang machte auf mich einen sehr heilsamen Eindruck. Mit der alten frommen Begeisterung kniete ich da und betete, wie schon lange nicht.

Als Alles vorüber war, rief mich die Sterbende zu sich. „Sei nur immer recht brav und fromm“, sagte sie mit schwacher Stimme, während ich mich schluchzend auf die dürre, mit großen blauen Adern durchlaufene Hand beugte, „laß' Dich nicht vom rechten Wege abbringen und von bösen Beispielen nicht in's Verderben ziehen. Sieh', wer stets den lieben Gott vor Augen hat, der kann nie ganz irre werden. Und verfehlt er auch manchmal ein wenig den rechten Weg, so findet er sich bald wieder zurecht. Ein frommer Mensch kann nie ganz unglücklich werden, wenn ihm auch manch' Böses zustoßt; er hat immer einen Trost und Halt und kommt's zum Sterben, je nun (ein Lächeln verklärte die schmalen, zitternden Lippen), Du siehst, wie mir's leicht wird. Ich fürcht' mich gar nicht davor und ist mir auch leid, daß ich Euch Alle verlassen muß, so freu ich mich doch wieder darauf, zu ihm zu kommen, der mir nie fremd geworden ist und stets mein bester Freund war. Nein, nie ist mir Gott fremd geworden“ — murmelte sie nur noch wie im Traume und verfiel in einen Schlummer, der vielleicht schon der Tod war. Ich weiß es nicht, denn mich führte man fort, wahrscheinlich, damit mein lautes Weinen die letzten Augenblicke der Sterbenden nicht störe.

„Komm' zu mir, Emil,“ sagte Tante Emma, mir Gut und Noth reichend und ich that willenlos, was sie wollte.

Tante Emma war mir früher stets als etwas undefinirbar Schreckliches erschienen. Sie war Ausländerin und Protestantin und deshalb in meiner streng katholischen Familie als eine Art Paria angesehen, obschon man ihr dieses ihrer unabhängigen Stellung und stets werththätigen Freundlichkeit wegen, nicht geradezu merken ließ. Nur kein rechtes Vertrauen, keine Liebe trug man ihr entgegen, wenn man auch so viel Rücksicht walten ließ, daß man mit ihr nie über den Gegenstand des Anstoßes sprach. War aber von ihr die Rede, so sprach man stets in Ausdrücken des Mitleids und Bedauerns. Ich hatte mich in Folge dessen von ihr stets ferne gehalten und dies mochte auch sie veranlaßt haben, sich um den dummen Jungen nicht weiter zu bekümmern. Heute aber war das anders. Sie war gerührt und ich in Schmerz aufgelöst. Diese weiche Stimmung bildete die Brücke zur Verständigung.

In ihrer Wohnung angekommen, wo ich aber heute weder die vielen Curiositäten, noch die kleine Vogel-Colonie beachtete, fühlte ich doch die Behaglichkeit und Stille der schönen Räume günstig auf mich wirken. Tante Emma sagte mir, ich würde am Abende und die kommenden Nächte ihr Gast sein und ging hinaus, um wohl deshalb Anordnungen zu treffen. Ich ließ mir ihre Fürsorge gern gefallen und fing an, darüber nachzusinnen, ob wohl Protestanten auch so gut sein konnten, wie katholische Christen; denn ich hielt damals Gläubigkeit und Güte für eng verbunden und folgerte: Guter Glaube, gutes Herz, — Schlechter Glaube, schlechtes Herz. Waren nicht meine Eltern und meine Großmutter so gut, weil sie so fromm waren? Fühlte ich mich in letzterer Zeit nicht um so viel



schlechter, weil ich nicht mehr so fromm war wie sonst?

Ob wohl Tante Emma auch so ruhig sterben könnte, wie die Großmutter? frug ich mich und dieser Gebante beschäftigte mich so lebhaft, daß ich endlich an den Nähtisch der Tante herantrat und sagte: „Glaubst Du nicht auch, Tante, daß die Großmutter so ruhig starb, weil sie so fromm war?“

„Gewiß,“ antwortete sie fest und entschieden.

„Und Tante,“ fuhr ich zögernd fort, „würdest Du auch so sterben können?“

Sie sah mich erstaunt an und entgegnete nach einer Weile: „Wenn Du meinst, mit so ruhigem Gemüthe, so kann ich das jetzt nicht sagen; erkens bin ich noch nicht für des Lebens Freuden so abgestorben und dann weiß ich ja auch nicht, ob ich so vorbereitet sein werde, wie sie es war.“

„Du meinst, wenn Du ohne Beichte sterben würdest, nicht wahr?“

„Seltsame Frage, wir Protestanten haben keine Ohrenbeichte, deßhalb aber machen wir dennoch unseren Frieden mit Gott!“

Also das war's! Ja freilich dann — indessen war mir das Beichten in der Schule so zuwider geworden, daß ich fast die Protestanten darum beneidete, daß sie es nicht thun mußten. Aber wie machten sie den ihren Frieden mit Gott, wie Tante sagte, ohne Bekentniß und Buße, welches doch die Bedingungen der Verzeihung waren. Gerne hätte ich auch darüber gesprochen, aber das Mädchen kam, um den Tisch zu decken, brachte die Lampe und bald darauf das Abendessen, dem ich trotz meines Schmerzes doch alle Ehre anthat. Ebenso schlief ich auf dem Divan des Speisezimmers die ganze Nacht so gut und fest, wie alle Tage.

Am anderen Morgen führte mich die Tante nach Hause, wo ich allerlei Veränderungen vorfand. Die Großmutter war im verschlossenen Salon

aufgebahrt, dessen Thüre ich mit geheimer Scheu betrachtete; das von ihr bewohnte Zimmer, durch das ich in das kleine gehen mußte, war gelüftet und aufgeräumt. Alle waren mit der Vorbereitung zum Begräbnisse beschäftigt, ich war im Wege, sonach sandte man mich Nachmittags wieder in die Schule.

Am dritten Tage wurde die Großmutter begraben. Ich weinte ihr aufrichtige Thränen nach und nahm mir vor, ihre letzten Worte zu beherzigen und stets zu trachten, daß Gott mir niemals fremd werde. Von diesem Vorsatze erfüllt, warf ich die drei handvoll Erde auf ihren Sarg und betete nun an allabendlich für ihre arme Seele.

Als knapp vor den Ferien der vierte Beichttag herankam, nahm ich mich zusammen und mir fest vor, das Meine gewissenhaft zu thun, ohne mich um die Anderen zu kümmern. Ich blickte nicht rechts, nicht links, um ja nicht wieder etwas Ungehöriges zu sehen oder zu hören, was meine Andacht stören konnte und bedauerte nur, als ich aus dem Beichtstuhle trat, daß nicht unser guter alter Pfarrer darin gefessen hatte.

In den Ferien, der ersten, die ich überhaupt hatte, winkte mir eine große Freude. Einer meiner Mitschüler, dessen Eltern ein Gut besaßen, lud mich ein, einige Wochen bei ihm zuzubringen. Die Eltern hatten es nach reiflicher Ueberlegung zugegeben und wir sollten in Begleitung eines älteren Bruders meines Collegen, eines Sertaners, nach A. reisen. Glücklich angekommen und freudig empfangen, begaben wir uns in unser gemeinschaftliches Schlafzimmer zur Ruhe. Der Sertaner, der uns kleine Jungen natürlicherweise bevormundete, sagte, das Licht auf den Tisch stellend, und die Glieder streckend: „Gott Strambach! wie bin ich müde von dem Gerüttel in dem holperigen Waggon und der dreistündigen Fußwanderung! Seht zu, daß Ihr bald

in's Bett kommt! Jungens, ich selbst werde im Nu d'rin sein und lösche dann das Licht!"

Und wirklich hatte er sich mit unglaublicher Schnelligkeit sämtlicher Kleidungsstücke entledigt und auf's Bett geworfen, ehe wir es uns verfahren.

„Wird er denn nicht beten?“ dachte ich in meiner Unschuld. „Er hat's wohl in seiner Müdigkeit vergessen, oder sollte er's im Bette abthun?“

Aber der gottlose Mensch behnte und reckte sich, daß das Bett unter ihm in allen Fugen krachte, piff eine Melodie und unterbrach diese Beschäftigungen nur, um uns zur Eile zu mahnen.

Auch mein Mitschüler war, ohne gebetet zu haben, in's Bett geschlüpft; nur ich machte mir, unschlüssig, was ich thun sollte, noch Manches zu schaffen.

„Nun?“ sagte der Sertaner schroff.

„Gleich bin ich fertig, bitte nur das Licht zu löschen“, sagte ich.

Das Licht war ausgeblasen, aber die Dunkelheit, auf die ich gerechnet hatte, trat nicht ein; der Mond schien so hell in's Zimmer, daß man jeden Gegenstand darin erkennen konnte. Was sollte ich thun? Mich zum Spotte der beiden Andern machen, indem ich, wie ich's gewohnt war, vor dem Bette knieend, meine Abendandacht verrichtete? Schon wollte der gute Geist siegen, da erklang abermals die rauhe Stimme des Sertaners: „Na, Sie kleiner Primaner Sie, was fielen Sie denn noch herum?“

Erschrocken sprang ich in's Bett, hüllte mich in meine Decke, faltete darunter die Hände und begann leise ein Gebet, das mir aber gar nicht wie ein rechtes Gebet vorkam. Nach und nach gewöhnte ich's aber, nur daß mir die beiden Andern oft keine Ruhe ließen, indem sie sangen, piffen und Fragen an mich stellten, die ich mitten aus dem Gebete heraus beantwortete. So geschah es endlich einmal

auch, daß ich gänzlich auf's Beten vergaß. Als ich mich am Morgen darauf erinnerte, erweckte ich Neue und Leid und beschloß, da es gerade Sonntag war, in der Dorfkirche recht andächtig das Hochamt zu hören. Die beiden Andern gingen mit mir, aber sie hielten nicht lange aus und konnten es nicht begreifen, wie ich im Stande sei, den gräßlichen Geruch, den all' die Bauernmittel ausströmten, nebst der fürchterlichen Musik, die der Herr Lehrer fabriciren ließ, bis zum Ende auszuhalten. Ich hatte mich um Weibes nicht gekümmert; nächsten Sonntag aber fand ich, aufmerksam gemacht, wirklich die Sache unerträglich und beschloß, nächstens blos die Frühmesse zu hören, das ich auch ausführte, — wenn ich nicht verschief. Im Ganzen kam ich recht frisch und wohlausehend, aber in meinem Gemüthsleben arg verwildert von diesem Ferienaussflug nach Hause.

Seit dem Todestage der Großmutter war ich Tante Emma, der Kezerin, viel näher getreten. Ich konnte ihre Güte von damals nicht vergessen und suchte sie seitdem gerne auf. Sie war mir schon längst nichts Schreckliches mehr, sondern eher ein interessantes Räthsel, dem ich gern auf den Grund gekommen wäre. Gespräche, wie wir eines an jenem denkwürdigen Tage geführt hatten, vermied sie jedoch absichtlich, wie mir schien; so oft ich religiöse Fragen an sie richtete, wick sie aus und sprach von anderen Dingen. Ob meine Eltern an meinen kleinen Besuchen bei Tante Emma Gefallen fanden, weiß ich nicht; sie sagten nichts darüber und wußten wohl auch nicht, wie häufig dieselben waren.

Je älter ich ward, desto weniger behagte mir der Religionsunterricht in der Schule. An die Weicht-Comödie hatte ich mich indessen bereits so gewöhnt, daß ich sie fast mit derselben Gleichgültigkeit durchmachte, wie die Uebrigen. Bei den Ausführungen des Katecheten mochte ihn wohl öfters

mein ironisches Lächeln aufgefallen sein; er nahm mich sehr häufig auf's Korn und ich mußte, wollte ich mir das Zeugniß nicht verderben, fleißig Religion büffeln. Das Auswendiglernen der Schriftstellen zc. erschien mir immer langweiliger, geistesstöbender und widerwärtiger. Alles lernte ich gern, nur Religion nicht. Die Abneigung gegen den Gegenstand erstreckte sich bald auch auf den Professor und alle Religionsübungen, zu denen er uns anhielt. Ich versäumte keine der Lecturen, denn ich war noch immer pflichtgetreu. Fromm war ich schon lange nicht mehr. Wie kindisch erschienen mir meine früheren Gewohnheiten! Ich war denselben längst entwachsen, sagte ich mir und gewöhnte mich nur allzu bald über Alles zu spotten, was mir früher heilig war. Gerade, wenn der Katechet sich recht bemühte, uns ein Dogma durch Schriftstellen und allerlei andere Gründe zu erklären und zu beweisen, waren meine Gedanken auf nichts Anderes gerichtet, als mir deutlich zu machen und zu untersuchen, wie unhaltbar seine Beweise waren. Bald war ich unter den Collegen berühmt, durch meine sogenannten „Einwendungen,“ die ich ihnen nach jeder Religionsstunde zum Besten gab. Freilich bot in dieser auch Vieles reichlichen Stoff zum Spotte und trogigen Widerspruch. Der Schluß aller meiner zersezenden Ausführungen war: Man soll nichts beweisen wollen, was nie begreiflich ist. So etwas muß man bloß bona fide annehmen; beweisen und einreden läßt sich's nicht. Eines Tages besprach der Religionsprofessor zu Ende der Stunde den Darwinismus und sagte, ganz ohne sich weiter in Discussionen darüber einzulassen, apodictisch: „Der Darwinismus ist weder wohlthätig noch wahr, folglich ein Unsinn.“

Hiermit ging er und der Professor für Naturgeschichte bestieg das Katheder. „Sie werden,“ begann er, „wohl von der geistreichen Lehre Darwin's

gehört haben; sie verbreitet sich täglich mehr und mehr und findet immer zahlreichere Anhänger.“

Wir konnten ein lautes Lachen nur mit Mühe unterdrücken und das Ende der Stunde kaum erwarten, um uns über den Widerspruch in den Worten der beiden Professoren gehörig lustig zu machen.

Nach und nach gewöhnte ich mich, Alles, was sich auf religiöse Gegenstände bezog, zu bekritteln und zu bestreiten. Ich schloß eine Dresche nach der andern in das Gebäude meines Glaubens, bis schließlich kein Fleckchen mehr ganz war und Schutz bot.

Das Beten hatte ich längst verlernt. Während des Gottesdienstes am Sonntag präparirte ich mich, oder ich las aus einem mitgebrachten Buche zur Unterhaltung. Was hätte ich auch sonst thun sollen? Was der Katechet auf der Kanzel sagte, war für mich nichts als geistloses Geschwätz, das ich nun, noch so und so oftmal anzuhören genöthigt war. Trotz und Bitterkeit erfüllten mich, wenn ich daran dachte, daß ich etwas mußte. „Einmal auf der Universität, sieht mich die Kirche nicht wieder, das weiß ich,“ sagte ich mir zum Troste.

In solcher Stimmung kam ich einst zu Tante Emma. Bei ihr wollte ich mein Herz erleichtern. Ich sagte ihr lachend, daß ich nun tolerant geworden sei, daß ich einsehen gelernt hatte, wie so Vieles, was ich früher geglaubt, Unsinn sei, spottete über die Verehrung der Heiligen, über die Sacramente und schloß damit, daß ich erklärte: „ich würde mit Freuden zum Protestantismus übertreten, wenn mich die Rücksicht auf die Eltern nicht zurückhielte.“

Ich weiß heute nicht mehr, was ich mir für Wirkung von diesen Bekenntnissen versprach, jedenfalls aber eine andere, als sie in Wirklichkeit hatten.

Tante Emma erhob sich. Ihr sonst so gutmüthiges, heiteres Auge flammte

voll zorniger Verachtung, als sie es jetzt fest auf mich richtete und ihre Stimme Klang seltsam gepreßt und gedämpft, als sie sprach: „Ob es Dein aufrichtiger Wunsch ist, in die protestantische Gemeinde einzutreten, lasse ich dahingestellt; das aber weiß ich bestimmt, daß die Letztere sich hüten wird, einen Menschen, der sich, wie Du, alles Glaubens entschlagen, der sich allem Guten und vor Allem Gott entfremdet hat, in ihren Schoß aufzunehmen.“

Sie wandte sich ab und ging aus dem Zimmer.

In einem jämmerlichen Gemüthszustande blieb ich eine Weile wie erstarrt auf meinem Platze; dann schlich ich mich davon; aus dem Hause und aus den Straßen der Stadt. Ich mußte hinaus in's Freie und allein sein. —

„Der sich allem Guten und vor Allem Gott entfremdet hat“ — wiederholte ich mir und die Worte der sterbenden Großmutter zuckten plötzlich im hellen Lichte, wie ein Blitz, in meinem Gedächtnisse auf.

Es war einer jener schönen Apriltage, wo die Sonne so warm scheint, daß fast zusehends unter ihrem Strahle die Knospen an Baum und Strauch „anschwellen und springen“ und es rings umher, im üppig grünen Wäsen und Feld, wie aus der frischen würzigen Luft herab, in Thier- und Pflanzenwelt von Auferstehung prebigt.

All' das im Vereine mit der Erinnerung an meiner Kindheit harmlos frohe Lage, wirkte mächtig auf mein verwildertes Gemüth, machte mich weich und empfänglich für Erkenntniß und Reue und diesen Tag zu einem Wendepunkte in meinem Leben. Ich untersuchte mit Ernst und aufrichtigem guten Willen, was wohl von meinem Kinderglauben bei mir noch unverfehrt geblieben war und jubelte, als ich in meinem Herzen sprechen konnte: ich glaube an Gottes Allmacht und Jesu göttliche Sendung, die uns gelehrt,

wie wir leben sollen, um hier unseren Zweck zu erfüllen und dort unser Ziel zu erreichen! Was hat der Allweise damit zu thun, wenn einige, die sich seine speciellen Diener nennen, nicht den richtigen Weg einschlagen, seine Macht und Größe zu verkünden, und warum soll mir der Verkehr mit ihm verleidet werden, weil die Art, wie man denselben zu pflegen anbefahl, mir unwürdig scheint? Kann Mißbrauch des Guten uns das Gute verleiden? Ach, leider ja, so lange man nicht im Stande ist, einzusehen, daß Gold, auch wenn man es im Staube beschmutzt erblickt, ein edles Metall bleibt, das man bloß zu reinigen braucht, um es wieder glänzend zu machen.

Solche Gedanken verarbeitend, reinigte auch ich den guten Kern in mir von den garstigen Schlacken, die er jahrelang angefügt hatte und kam wunderbar getröstet und erheitert nach Hause. Ich hatte festen Grund, ich hatte Gott wieder gefunden und betete am Abende, zum Sternenhimmel emporblickend, als hätte ich es alle Tage gethan.

Seitdem auch bin ich nie mehr, weder in guten, noch in bösen Tagen, Gott fremd geworden und hält man mich vielleicht auch nicht für fromm im gewöhnlichen Sinne, so bin ich es doch, wenn ich auch still und unmerkelt meinen Gottesdienste betreibe.

Nachgedacht aber habe ich oft darüber, wie es sich thun ließe, meine Kinder vor dem Irrwege zu bewahren, den ich zu meinem Schaben gewandelt bin, auf den fast alle jungen Leute gerathen, wenn sie öffentliche Schulen besuchen und schlechte Beispiele vor sich haben. Späteren Generationen wird es vielleicht beschieden sein, die Art des katholischen Religions-Unterrichtes zu ändern und zeitgemäßer umzugestalten, ich selbst kann nichts thun, als beschließen: meine Knaben in diesem so wichtigen Gegenstande

nie ganz sich selbst und der Schule zu überlassen, sie stets zum Meinungsaustausch darüber aufzumuntern, damit die wirren Gedanken eine Richtung, die schwankenden Grundsätze einen Halt bekommen, sie abzuhalten, das Kind mit dem Bube auszusüßlitten und wahre

Religiosität mit der Carricatur derselben zu verwechseln.

Vielleicht gelingt es mir so, sie über die gefährliche Zeit, über die nicht zu vermeidenden Klippen der stürmischen geistigen Entwicklungsjahre ungefährdet hinüberzuleiten.

## Wie die Völker tanzen.

Eine Studie von Ernst Reiter.

### II.

Das erste Volk, von dem uns von einem religiösen Tanz, aus welchem sich nachher der Volks- und Kunsttanz entwickelt hätte, nichts berichtet ist, ist das unserer bärenhauttragenden Voreltern, der Germanen. Ihre rauhen nur der Jagd zugethanen Stämme tanzten nur zu eigenem oder höchstens zum Vergnügen der Zuschauer; die sich um die Tänzergruppe lagerten. Meist waren es Jünglinge, welche ihre große Gewandtheit sich zu drehen und zu wenden, zu springen und zwischen kunstvoll aufgestellten Tanzern und Schwertern hindurchzutänzeln und zu voltigieren, zum Besten gaben, den Beifall der Menge erntend. Aber auch in Reihen, unter dem Gesange lustiger Lieder, tanzten sie und auch Rundtänze waren bei ihnen schon Gebrauch, zu deren Begleitung mitunter wohl auch die Harfe ertönte. Im hohen Norden, in Scandinavien z. B., tanzten Männer und Frauen schon nach Art des heute üblichen Tanzes, indem sie sich an den Händen erfaßten und halb vorwärts, halb wieder nach rückwärts beugten und dabei, was heute für uns leicht erschöpftes Völkchen die Musikkapelle besorgt, ihre rhythmischen Bewegungen mit eigenem Gesange begleiteten. Späterhin vervollkommneten sie diese Tanzart, indem die Paare bald etliche Schritte nach vorne, halb wieder zurück machten, halb wieder nach der

Seite sich wendeten und drehten, einen Moment stille standen und dann wieder ihre Tour vom Neuen begannen. Ich glaube man wird darin nicht unschwer verschiedene unserer heute gebräuchlichen Tänze wiedererkennen können. Und zur Illustration derselben drückte man den Inhalt und die Bedeutung des dabei gesungenen Liedes meist durch ausdrucksvolle Gesten, Mienen oder Gebärden aus, an dessen Statt wir nun allerdings etwa ein süßes Liebes- oder Schmeichelwort unserer Tänzerin zuflüstern, sofern sie eben die erwählte Dame unseres Herzens wäre. Und so wie wir heute beispielsweise unter den Volkstänzen, namentlich in den Alpenländern, Spotttänze und Spottlieder besitzen, in denen halb dieser und Jener gehänselt und irgend einer Ursache wegen geneckt wird, so kannte man auch bei jenen nordischen Völkern schon ein ähnliches Vorgehen. In Schweden kommen übrigens auch heute noch die Spottgesänge beim Tanze vor und wird dann der also Verhöhnnte sogar in den Kreis der Tänzer eingeschlossen. Es würde gewiß, wenn es auch immerhin von Interesse wäre, die Grenzen dieses Aufsatzes weitläufig überschreiten, wollte ich hier jede Etape auf der langen Heerstraße, welche sich auf dem Gebiete des Tanzes durch alle germanischen Lande zieht, eingehender berücksichtigen; es sei nur noch erwähnt, daß auch Waffentänze, bei

einem so kriegerischen Volke nichts Erstaunliches, bis in das 16. Jahrhundert herauf, gebräuchlich waren. Wie sehr der Tanz in das Leben und den Charakter der alten Deutschen einbrang, dafür wird uns ja der sprechendste Beweis darin, indem wir den Tanz selbst in das Geistesreich, in die mythenhafte Welt der Feen, Elfen und Dryaden verweht und verlegt finden. Führten diese nicht im Mondenscheine auf Wiesen und Matten ihre berückenden Reigen auf, bei denen der arme sinnverwirrte Erdensohn, in jene Kreise gerathen, zu Tode getanzt wurde? Und die winzigen Bergmännchen, die Berggeister und Kobolde, führten sie nicht selbender, zu großen Kettenverschlungen, ihre schwindeleerregenden Tänze auf, bei denen ein sterblich Kind ebenso schlecht wegkam? Und die Sage vom Venusberg, berichtet sie uns nicht von den wenn auch sinnlichen Tänzen, welche da unten aufgeführt wurden, der Herentänze, welche auf den Höhen des Blocksberges in der Walpurgisnacht ihre Orgien hielten, gar nicht zu erwähnen? . . . Als die christliche Zeit heraufzog ließ man, namentlich im 3. Jahrhundert, noch viele der heidnischen Bräuche, die Tänze voran, unberührt, duldeten sie stillschweigend, behielt sie sogar bei religiösen Gebräuchen der neuen Kirche bei, um so eben mehr Heiden für das Christenthum zu gewinnen, wie es auch weiße Herrscher mit dem Cult der obersten Völkerstämme heutigen Tages noch halten. Ja einige Kirchenväter machten dem doch heidnischen Vergnügen des Tanzes die weitere Concession, daß sie den Tanz sogar in den christlichen Himmel zuließen und dort den Engeln die Beschäftigung zuwies, den ehrwürdigen Heiligen etwas vorzutanzten. Die Folge dieses Entgegenkommens aber war, daß der Tanz ausschreitende Dimensionen annahm, zum Unfug wurde, bei allen kirchlichen Festen die erste Geige spielen wollte, ja, daß schließlich sogar auf den Kirch-

höfen, auf den Gräbern, und in der Kirche selbst getanzt wurde. Nun schritt man selbstverständlich zu Decreten und Bullen und dämmte die Tanz-Ausschreitungen gebührend ein. Dies war im 7. und 8. Säculum. Auch andere christliche Secten mußten aber dem Tanze einen Platz in ihrem Cultus anweisen, um sich Anhänger zu erwerben, so z. B. die Wiedertäufer; denn Johannes von Leyden ließ ja stets den Nachmittagsgottesdienst zu Münster mit öffentlichem Tanze beschließen. Im 14. Jahrhundert nahm die Tanzlust oder Tanzwuth wahrhaft riesige Dimensionen an. Wer hätte von den Johannis-tänzern noch nichts vernommen? Es waren religiöse Schwärmer am Niederrhein, welche zu Ehren des St. Johannes ihren Tanz aufführten, aber in einer Weise, welche selbst in unserer heutigen so „decolletirten“ Zeit kaum passiren dürfte. Männer und Frauen, nahezu in einem paradiesischem Costüme, mit Blumen reich bekränzt, in einander mit den Händen verschlungen, tanzten da, bald in größeren Reihen, bald zu Zweien, auf Gassen, Plätzen, in Kirchen und Häusern, beim einformigen Gesang oder unter wildem lärmenden Zuruf und so lange ihre ausschweifenden Sprünge fortsetzend, bis sie erschöpft und wie leblos zu Boden sanken. Jetzt stellten sich convulsivische Zuckungen am ganzen Leibe, Schmerzen im Unterleibe, ein, welche erst wieder zu verschwinden begannen, nachdem man die Unglücklichen, in Tücher eingehüllt, mit Faustschlägen und Fußtritten auf den Leib in oft unmenschlicher Weise tractirt hatte. Es handelte sich da hauptsächlich um Visionen, prophetische Gesichte und Erscheinungen, welche dem also behandelten Johannis-tänzer werden sollten. Selbst bis Belgien und Frankreich hinein erstreckte sich diese Tanzwuth. Groß und Klein, Alt und Jung entlief da der Heimstätte, Kinder ihren Eltern, Männer, Väter, Brüder den Jähren und schlossen

sich dem Abschaum ganzer Länderstreden an. Tags über wurde getanzt, überall, an profanen oder geweihten Orten; die Nacht gehörte sinnlicher Ausschreitung schlimmster Art. Die Kirche verachteten sie . . . Es blieb vollkommen ungelöst dieses Räthsel; entsprang diese Tanzwuth mehr einer physischen oder mehr einer moralischen Pestheule, kein „Weiser“ vermochte darüber triftigen Aufschluß zu geben . . .

Die Tanzkunst und der Tanz aber waren nahezu bedeutungslos geworden; von einem ebleren Vergnügungstanz konnte in diesen Zeiten kaum mehr die Rede sein. Da war es im 15. Jahrhunderte Italien, welches der civilisirten Welt des Abendlandes mit soviel anderem Herrlich-Schönen ein neues Erwachen des Tanzes bot. In den zahllosen Höfen der kunstbegeister-Halbinsel gab man Bälle, welche den Tanz in so edler und ehrenhafter Weise cultivirten, daß selbst die höchsten Würdenträger der Kirche Roms Zeugen des Vergnügens der Adelsgesellschaft sein konnten. Man erhob da kaum den Fuß vom Boden, man hüpfte und sprang nicht; die Cavaliere hielten nur mit der Rechten die Damen, denn die Linke hielt den zusammengefaßten Mantel, der nicht abgelegt wurde, den Degen und das Barett, gerade so, wie heutigen Tages noch auf unseren Hofbällen in voller Armatur getanzt wird. Die Damen aber trugen lange, bis an den Hals geschlossene und unten die Füße vollkommen bedeckende Roben . . . Auch das Italien des Mittelalters hatte seine Tanz-Koryphäen. Wohl die zwei berühmtesten mögen Chiramptinus und Chiappinus gewesen sein; sie waren auch schriftstellerisch thätig und haben uns Kataloge über alle damals gebräuchlichen und bekannten sicilianischen, römischen und venetianischen Tänze hinterlassen, von denen wieder die hervorragendsten wohl die Tarantella, der Saltarello, der Sicilianer und die Forlane, ein lustiger Bauerntanz in

Benedig (was den alten Griechen die Sikinis war) gewesen sein mögen . . .

Vielleicht eines der tanzlustigsten Länder aber war wohl Hispanien, ja die ganze iberische Halbinsel. Schon der um 29 vor Christus nach Italien kommende griechische Geograph Strabon erzählt in seinen Schriften von den heiteren Tänzen der Kastanter in Lusitanien, von ihrem Nationaltanz, von den gadtanischen Tänzerinnen und ihren lebhaften Gesticulatio-nen, von dem eigenartigen Schall der Kastagnetten, der ihre Tänze begleitet, und der Leppigkeit ihres Charakters. Im Mittelalter gab es vielleicht nirgends so viele Arten von Vergnügungstänzen, als gerade in Spanien, denn auch von der Maurenherrschaft her waren manche, sehr beliebte, zurück geblieben. Die Gibadina, der Turbion, Diebegibao, die Madama Orliens und die Bavana, sie und noch manche andere wurden unermüßlich gepflegt. Es würde eben zu weit führen, jeden einzelnen hier in seiner Eigenart zu erklären. Ich kann nur vorübergehend noch erwähnen, daß die Spanier, die auf religiöse und kirchliche Gebräuche und Feste nicht wenig hielten, den Tanz auch zu diesen Feierlichkeiten benutzten und daß namentlich bei den Processionen am Frohnleichnamstage der Tanz eine große Rolle spielte. Daß die Spanier, als ein so feuriges, gluthenhaftes, reges und liebesdürstiges Volk sich auch der frivolsten, oft lasciven Tanzart hingelagten, bedarf vielleicht kaum der speciellen Erwähnung. Eine Reihe von tollen Tänzen dieser Gattung haben festen Fuß zu fassen verstanden, so der Zapateado, Bolvillo, Canario u. v. a., während auf den weltbedeutenden Brettern des Theaters ganz besonders die Sarabande im Vereine mit anderen Tänzen sogar die unsterblichen Werke Calderons und Lope de Vega's zieren durfte. Das pomphafte Ballet der Madrider Bühnen verdrängte zwar den ursprünglichen Nationaltanz nahezu vom

Ende des 17. Jahrhunderts an, aber namentlich in der Mancha, der Heimat des „sinnreichen Junkers“ Don Quixote, den Cervantes in unsterblicher Weise allen Völkern der intellektuellen Welt überliefert hatte, lebte seine Eigenart doch, immer gepflegt, fort und die dortigen Landbewohner begleiteten denselben, die köstliche Seguidilla, mit Guitarre und Gesang. Kinder der Seguidilla sind der ihr ähnliche Fandango und die Tirana des himmlischschönen Andalusiers. Erst im 18. Jahrhundert ersteht den Hispaniern der zärtliche, decenten Character tragende Bolero, der mit eigenthümlich rhythmischen Accenten in seinen Bewegungen der altfranzösischen Menuet gleichl . . .

Wir wenden uns nunmehr einer Nation zu, welche der Kunst des Tanzes wohl eine durchaus neue, bis dahin fast ungeahnte Epoche eröffnete und dieselbe in allen Zweigen auf die Höhe größter Vollendung zu bringen verstand. Ihre Herrscher und Herrscherinnen selbst nahmen die Ausbildung derselben in die Hand; denn nur so konnte der Tanz jene feinen, graziosen, edlen, würdevollen und reizvollen Formen erlangen, die er eben in Frankreich sein unantastbares Eigenthum nannte. Was der mit den bestehendsten Gaben des Geistes und Körpers ausgestattete Franz I., was die große Katharina aus dem glorreichen Hause der Medici, die erste Bewohnerin des Louvre-Palais, für die Vereblung des Tanzes thaten, erzählen uns nicht nur die schönen Werke von Bourdelot („Histoire de la danse sacrée et profane etc.“) und Cahusac (Traité de la danse ancienne et moderne“), es steht auch ausgezeichnet in den Blättern der Geschichte. Katharina berührte mit ihrem Zauberstabe die dem Tanze geweihten Hallen der königlichen Prachtbauten und wie auf den Wink einer holden Fee wandelten sich die Toiletten der Damen in die herrlichsten, reizvollsten Trachten. Die

unvergleichlichen früher so neidisch verhaltenen Reize der Tänzerinnen begeisterten jetzt Alt und Jung zu einer Welt von neuen Tänzen und erzeugten wahre Künstler im Ausklügeln von ungekannten Pas-arten. Die jungen Herren machten Sprünge und die kurzen, oft auffallend kurzen Röcke der Damen waren zu keinem anderen Zwecke eingeführt worden, als damit man den Tanzschritt derselben controliren konnte. (!?) Die Mode hielt jetzt mit dem wechselnden Modetanz selbst gleichen Schritt, man tanzte förmlich durch Paris, durch Frankreich, durchs Leben. Nicht nur im Centrum des großen Reiches, auch in der Provinz führte der Tanz das Scepter, schwang er die klappernde Britsche des Lustigmachers, daß es wie ein einziger Tanzsaal sich den Blicken des stilleren Beobachters darbot. Auf der Bühne und im Ballsaal tanzte man die Passepieds der Niederbreitagner, die Bourrées der Auvergnier, die Lambourins und Rigaubons der Provençalen, die Gavotten derer aus der Dauphiné und im prächtigen Nationalcostüme sogar, im maßvollen Gleichschritt, die Menuets der Anjouer . . . Bis zum 3. September 1667, an welchem Tage vom Parlament diesbezüglich ein Verbot erging, war der Tanz in Frankreich auch ein nicht geringer Theil der kirchlichen Feste. Nicht nur, daß man sogar Ausländer, namentlich Italiener, berief, um die Tanzkunst zu veredeln, man errichtete sogar u. zw. durch den „Water aller Tanzmeister“, durch Charles Beauchamps, eine hohe Schule für dieselbe, die 1662 eröffnete königl. Academie de l'art de la danse, welche den Kunsttanz von allen Auswüchsen und Fehlern reinigen sollte. Im 17. und 18. Jahrhundert — und man war im Erfinden von neuen Tänzen, wie erwähnt, unermüdblich thätig — brachte ein solches Tanzgenie, Pécour mit Namen, die „galanten Tänze“ auf's Tapet, die „Mariée“, die Contredanse,



ben Rigaudon des vaisseaux u. v. a. Sully, der Director der großen Oper u. s. z. allbeliebter Operncompositeur, führte den Nationaltanz des Volks auf die Bühne und die Menuet des Theaters in die Gesellschaft und Kammer ein. Ludwig XIV. brachte mit den „Ceremonienbällen“, die sich durch ihren gravitätischen steifen Charakter kennzeichneten, einen ganz aparten Geist in den Tanz seiner Tage. Daß es zwischen den diversen Hof- und Volkstänzen jener Zeit und dem heute draußen am Tanzboden des lateinischen Viertels so sehr beliebten Cancan eine ganze Reihe von Tanzarten und Abarten gibt und gegeben hat, wird mir der Leser sicher auf's Wort glauben, nur würde es zu weit führen, dieselben alle hier notiren zu wollen . . .

Das Mittelalter brachte den deutschen Landen eine ungezählte Menge oft ganz aparter Tänze, welche sich so recht im Volke in einzelne Schichten desselben oder des Gewerbestandes festsetzten und selbst heute, freilich nur mehr als Antiquität, als Curiosum und aus Pietät für längst verrauschte Zeiten, an gewissen Festtagen getanzt werden. So wird der Schöffertanz, jener springende originelle Tanz der zu Gesellen ausgerufenen Böttcherlehrlinge, noch gegenwärtig in manchen deutschen Städten, wie Nürnberg, Frankfurt a. M. u. s. w. gepflegt und in Ehren gehalten.

Bei Turniren gab es den sogenannten Schreit- oder Schleiftanz, der sehr beliebt war. Der Tänzer hielt da zumeist gar zwei Tänzerinnen an der Hand und es ging dann mit schleifenden Schritten durch den Saal. Im Springtanz mußten die Tänzer wieder ihre besondere Agilität, ihre Gelenkigkeit und Fertigkeit im Hochspringen zeigen, ein Tanz, der wohl zumeist im Grünen, draußen im Freien getanzt wurde. Noch heute wird am preussischen Hofe bei Hochzeiten, wie wir wissen, der soge-

nannte Fackeltanz von den Hofchoren, brennende Windlichter in den Händen, aufgeführt, allerdings kein echter rechter Tanz, sondern nur mehr ein ernstes würdevolles Hinschreiten. Dieser Tanz ist auch ein Ueberbleibsel aus jenen Zeiten, wo der vorerwähnte Schreittanz in der Tanzordnung einen Ehrenplatz einnahm. Die Geschichte des Tanzes in Deutschland, des Tanzes der Ritter, der Gewerbe, der Jünfte, des Volkes, der Jugend, sie ist so umfangreich und ausgebehnt, mit allen ihren unzähligen Abzweigungen, in Masken ohne Larven, oder wieder die Bügeltänze, Reistänze, Schwerttänze, die ländlichen wie der Hupf auf, der Firtleisel, die aus fremden Ländern herübergenommenen und mit nationalen etwa vermischten, wie die Baduaner, die Gaillardien, die Sarabanden, Passamezen, Villanellen u. m. a. . . .

Während der Reformationszeit hatten die Herren Schwarzköpfe viel gegen die gottlosen Tänze anzukämpfen in Wort und Schrift. Gleichwie zwei Jahrhundert zuvor die Johannestänzer am Rhein ihre sauberen Orgien trieben, im 14. Säculum nämlich, also ergriff im 16. wieder einen großen Theil des deutschen Bodens der Tanzteufel. Diesmal gab es mehr Tinte als Blut. Calvin verwarf das Tanzen geradezu als unchristlich ganz und verhängte schwere Kirchenpönitengen über die Tänzer. Eine ganze Sündfluth von Flugschriften gegen den „Tanzteuffel“ lief da vom Stapel, resp. aus dem Tintenfaß der geistlichen Schriftsteller; ich erwähne nur von Jinnenborfs „Tanzgreuel“, Hartmann, u. v. a.

Die Pietisten verwarfen desgleichen den Tanz als eine teuflische Erfindung“ und von den Kanzeln herab ging ein Donnerwetter nach dem anderen hernieder auf die armen Gläubigen, welche sogar, des Tanzens wegen, vom Abendmahle ausgeschlossen wurden . . .

Wenn wir uns schließlich fragen, welchen Grundcharakter namentlich unsere deutschen Tänze tragen, so brauchen wir statt jeder Antwort wohl nur auf den Walzer hinzuweisen. In ihm ist doch unser ganzes ureigenstes Wesen verkörpert, nur ein wenig zu leidenschaftlich ist die Liebe darin bedacht; wir Deutsche lieben nicht so gluthenhaft. Wunder schön schreibt ein vergangener Aesthetiker über die Grundfarbe des Walzers; wir müssen ihn hören. „Die Menuet will man als das Bild einer mit dem Anstand der feinem Welt verbundenen Bewegung der Liebe betrachten; die Polonaise als ein Suchen und finden und Wiederverlieren der geliebten Seele in den Labyrinth des Lebens; die Contredanse und Anglaise als das Sinnbild einer romantischen, den deutschen Walzer als das einer zu leidenschaftsvollen Liebe... Und in der That malt dieser rasche cometenartige Tanz, diese verzehrende Flamme, die stürmische Leidenschaft, welche wie ein brausender Sturm die zarten Blüten knickt; doch tritt auch hier, wie in der Natur, wieder die milde, besänftigende Ruhe ein“... Das Walzen, es ist und bleibt ein unanfechtbares Axiom, versteht in allen Erdenlanden eben nur der Deutsche, namentlich der Süddeutsche, gleichwie nur deutsche Musiker das Gefühl besitzen, den deutschen Walzer in all seiner Tiefe und Schlichtheit, in seiner echt nationalen Prägung zum Ausdruck zu bringen und wiederzugeben...

Ich fühle mich selbst, während ich diese kleine Apotheose auf den volkstümlichsten deutschen Tanz schreibe, fast hingerissen und sehe im Geiste in ihm die Verschlingung der indivi-

duellen Liebe mit der allgemeinen in wunderbar herrlicher Weise...

Obgleich es noch manche National- und Volkstänze gibt, die ihrer Eigenart wegen einige Zeilen beanspruchen dürften, so will ich doch, um den Leser nicht, wenn es nicht längst schon geschehen ist, zu ermüden, bei dem heimatlichen Tanze, bei den heimatlichen Klängen und Weisen verweilen. Leidenschaftlich und sentimental ist die deutsche Musik dieses Jahrhunderts ihrem allgemeinen Charakter nach, und die Incarnation dieses Genre's, mit einem leisen Anflug von barodem Humor, von schalkhafter Naivetät, von kindlicher Heiterkeit, ist es nicht die unsterbliche Musik des deutschen Componisten, Webers „Aufforderung zum Tanze?“... Und wieder in ein anderes mehr realistisches Fahrwasser lenken uns die alten Wiener Tage Strauß und Lanner's, der echten Walzerkönige von der schönen blauen Donau... Aber nicht nur einer der reizvollsten aller Tänze, gewiß auch einer der sittlichsten, der keuschesten, der edelsten bleibt der Tanz unserer deutschen Heimat. Von allen den oft höchst zweideutigen Figuren fremder Tanzarten hat sich kaum eine auf unserm Boden so recht festsetzen oder auch nur einbringen können in die großen Massen des Volks. Ein Spiegelbild des urdeutschen Charakters ist der deutsche Tanz ja geblieben, wenn er auch längst das allzubiedere oft philisterhafte Wesen der alten Tage abgestreift und sich dem neuerwachten Geiste ein wenig zugänglich gezeigt hat... Die deutsche Ehrbarkeit hat nie und nimmer jenem frivolen Tanzesprit, jener prickelnden Ausschweifung Platz gegeben, welche in gewisser Beziehung die Tänze der romanischen Völker beherrscht...

## Karl von Holtei und die österreichische Volkshymne.

Im Jahre 1834 wurde Holtei aus Norddeutschland vom Josefsstädter Theater in Wien zu einem Cassi-Spiel eingeladen. Demselben folgte ein festes Engagement an genannter Bühne. Am 2. März 1835 starb Kaiser Franz. Fürst Metternich ließ es bald seine Sorge sein, für den Thronfolger die Volkshymne umarbeiten zu lassen. Nachdem diese Umbeitung von mehreren einheimischen Poeten ohne den gewünschten Erfolg versucht worden war, ließ der Fürst durch den kaiserlichen Rath Prof. Jarde, einen wegen Uebertritt zum Catholicismus nach Wien übersiedelten Berliner, bei Holtei anfragen, ob dieser die gewünschte Abänderung der Volkshymne übernehmen wolle.

Ob und wie es Holtei that und welche Folgen es für ihn hatte, das erzählt der schlesische Dichter in seinem überaus interessanten Werke: „Bierzig Jahre“. Viele Leser werden uns Dank wissen für die Wiedergabe der Episode aus diesem vielbewegten Dichter- und Künstlerleben, welche gleichzeitig ein belehrendes Streiflicht auf die damaligen Wiener Verhältnisse wirft.

Eines Tages — so erzählt Holtei — besuchte mich, als ich eben zum Essen gerufen war, Jarde. Er kam in höchster Eil' und seine Gastverrieth, daß er eine mir wichtige Mittheilung zu machen habe; sie ging vom Fürsten Metternich aus. Dort waren soeben die „Modificationen“ der Volkshymne\*) berathen worden und

hatten, obgleich deren beinahe zwanzig verschiedene vorgelegen, wenig Anklang gefunden. Man war in Verlegenheit: der neunzehnte April, der Geburtstag des Kaisers rückte heran; am zwanzigsten sollte er in den Theatern begangen, die neue Hymne sollte gesungen werden, und noch war sie nicht vorhanden, wenigstens nicht in der Form, welche gewünscht ward. Da gab ein böser Geist dem mir wohlwollenden Jarde — welcher zufällig im Arbeitszimmer des Fürsten anwesend — den Gedanken ein, meinen Namen zu nennen; er sagte: „der Holtei hat manche Lieder gemacht, die volksthümlich geworden sind und im Norden Deutschlands gesungen werden; er selbst ist Liedersänger, trägt seine Couplets lebhaft vor; in seinen dramatischen Arbeiten dominirt die Lyrik; vielleicht wäre dies der Mann?“ Der Fürst hatte wohl von mir gehört, vielleicht auch eins meiner Liederspiele gesehen. Graf Sedlnitzky als Präsident der Hof-Censur-Stelle wußte am Besten, wie viele Lieder ich gemacht; hatte er doch zu manchen den Kopf geschüttelt! — Und ohne zu bedenken, was zu bedenken gewesen wäre, erhielt Jarde Auftrag und Vollmacht, mich aufzufordern. Diese Nachricht brachte er mir nun, von freudiger Theilnahme voll. Ueberlegung, Besonnenheit, Vorsicht sind sonst die Eigenschaften nicht, welche mich schmücken. Hier muß ich mir doch nachrühmen, daß ich der Erste war, Einwendungen zu machen.

\*) Bekanntlich wurde, so lange Kaiser Franz regierte, das von Collin verfaßte, von Haydn componirte Lied: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ bei allen festlichen Gelegenheiten vom Volke gesungen. Der neue Kaiser hieß Ferdinand. Dieser Name,

der dem auf einen einsilbigen Namen basirten metrischen und musikalischen Rhythmus nicht entsprach, machte eine Umänderung des ganzen Liedes nothwendig, obgleich man es gern so unverändert als möglich beibehalten hätte.

„Was werden — stellte ich dem mich überraschenden Vorschlag entgegen — was werden die hiesigen Poeten, was werden alle Leute sagen, wenn die Nationalhymne aus der Feder eines Fremden, eines eingewanderten Schauspielers, eines Preußen kommt?“ — Jarde stuzte wohl einen Augenblick. Doch sagte er nach kurzem Bedenken: „Das ist ja nicht unsere Sache. Ich erfülle den Befehl des Fürsten und frage Sie in seinem Namen, ob Sie das Lied machen wollen?“

„Machen will ich es gewiß,“ erwiderte ich; „aber, ob es brauchbar sein wird, ist eine andere Frage.“

So trennten wir uns, um ein Jeder zu seinem Mittagstische zu gehen.

An demselben Abend, bevor ich mich in's Theater begab, schickte ich das begehrte Lied, wie ich es übereilt und ungefelt niedergeschrieben, an meinen Gönner. Das war am fünf- undzwanzigsten, wo mich ein Stück meines lieben Freundes Bauernfeld und dessen Schicksal zu sehr in Anspruch nahm, als daß ich noch weiter an das Schicksal meiner Hymne hätte denken sollen. Wie nun der sechs- undzwanzigste und der darauf folgende Tag verging, ohne eine Nachricht von Jarde, nahm ich zuversichtlich an, daß er es nicht passend fände, meine flüchtige Arbeit einzureichen und daß er durch Schweigen uns Beiden die Unannehmlichkeit ersparen wolle, darüber zu reden. Gerade ließ ich mich zu der zweiten Aufführung des Bauernfeld'schen Fortunat ankleiden, als ein Schneider mit der Nachricht in die Garderobe stürzte: draußen stehe Herr von Jarde und wolle mich sprechen. Ich traute meinen Ohren nicht! Jarde auf den Brettern!? Das konnte nur etwas sehr Dringendes, nur eine edle Absicht sein, die ihn veranlaßte, die Bühne zu betreten.

„Ich habe Ihr Lied eingereicht —“

„In dieser schlechten Handschrift, im Brouillon?“ — „Gleichviel. Es hat gefallen, es ist passend und brauchbar

gefunden worden. Der Fürst ist zufrieden mit Ihrer Bereitwilligkeit und wünscht Sie zu sehen. Morgen Vormittag um elf Uhr finden Sie sich bei ihm ein; man wird Sie sogleich vorlassen, dies wollt' ich Ihnen jetzt, heute noch sagen, um Ihnen einen frohen Abend und Muth zur zweiten Darstellung des Fortunat zu machen!“ Nach diesen Worten entfernte sich Jarde so rasch, als die Unbekanntschaft mit den verdamnten finstern Schleichwegen und Schlupfwinkeln, die von einer Bühne zu führen pflegen, es ihm gestatten wollte.

Ich kann mich sehr wohl befinnen, daß nach der zweiten Vorstellung des Fortunat, die von Beifall begleitet vorübergegangen war, ich mit mehreren literarischen Bekannten mich im häuslichen Familienzirkel bei Bauernfeld's Pflege-Eltern befand und daß mir, während natürlich das allgemeine Gespräch sich immer nur um die Dichtung unseres Freundes drehte, die Volkshymne, der Fürst, die morgende Audienz und was diesen Bildern sonst noch für heit're lachende Erscheinungen folgen mochten, vor Augen schwebten.

Nun denk' ich, meine Leser werden mir's erlassen, ihnen den Fürsten Metternich zu schildern und seine weltberühmte Persönlichkeit. Das haben Andere und Bessere besser gethan, als ich es zu thun vermöchte. Ich fand diesen Herrn, alle pomphafte Schilderungen durch einfaches, höchst natürliches Benehmen, in welchem für mich der Inbegriff vornehmen Anstandes liegt, weit überbietend. Was mich betrifft, so fand Seine Durchlaucht in mir offenbar ganz etwas Anderes, als sie erwartete: nämlich statt eines geschmeibigen, eleganten, eiteln und dabei kriechenden Komödianten einen in seiner Art auch natürlichen, anspruchslosen und völlig ungezierten Mann. Der Letztere war ihm sichtlich willkommener, als es der Erstere gewesen sein würde. Er sagte mir: „Sie haben

uns einen Dienst erwiesen; Ihr Lieb gefällt mir und es wird Ihnen auch Früchte tragen. Ich freue mich, Sie zu sehen. Ich habe Gutes von Ihrer dramatischen Vorleserkunst gehört. Sie sollen bei mir lesen, vor einem Publikum, wie Sie selbst es wünschen; das Uebrige wird sich dann finden. Wir sind Ihnen auch noch Anerkennung schuldig für Ihre „Wiener in Paris.“ Lassen Sie das Stück jetzt nach dem Tode des Kaisers nicht von der Bühne verschwinden. Der pecuniäre Vortheil, den die Hymne abwerfen muß, soll Ihnen nicht entzogen werden u. s. w.“ Man begreift, daß solche Worte aus dem Munde des Fürsten Metternich einem deutschen Komödienschreiber und Spieler, der sich stets kümmerlich durch die Welt schlagen mußte, recht süß schmeckten. Doch behielt ich Consequenz genug, ohne Zögern zu erklären, daß ich es als einen Beweis von Gulb betrachten würde, wenn von Allem, was Geld und Bezahlung heißt, hier nicht die Rede sein dürfte, wenn man mir gestatten wollte, für diese kleine, unbedeutende Arbeit Nichts anzunehmen, weil jede goldene Belohnung den unausbleiblichen Neid der von mir zurückgebrängten Mitbewerber nur vermehren könne. Der Fürst gab mir augenblicklich Recht und sein Benehmen deutete mir an, daß ich in seiner Meinung nicht verloren hatte, als ich mich empfahl.

Run hätt' ich müssen ruhig nach Hause fahren, nur mit meiner Frau über die Sache reden, sonst mit keiner Seele und alles Uebrige seinen stillen Gang gehen lassen. Dann wären bis zum letzten Augenblicke die Leute in Ungewißheit geblieben, wessen Verse zur Abfindung vertheilt werden sollten. Mein Name wäre sammt vielen andern nur vermuthungsweise genannt, jede Verdrießlichkeit vermieden worden, und ich hätte, mich mit der neuerworbenen Gunst begnügend, von meiner Vorlesung beim Fürsten Staatskanzler die angenehmsten und erspriesslichsten

Resultate in diesem Gebiete künstlerischer Thätigkeit erwarten dürfen!

Aber was that ich? Ich fuhr, meiner Freuden, meines Glückes voll, geraden Weges nach dem Josefsstädter Theater, eilte in die Kanzlei und verkündete dort, ein unüberlegter, albern Schwärzer, wovon mein Herz überfloss.

Freilich hatte mir der Fürst nicht Schweigen auferlegt; freilich war von keinem Geheimnisse die Rede gewesen; aber ich selbst hätte so klug sein müssen, darum zu bitten, hätte auch so klug sein können, da ich zuerst die Befürchtung ausgesprochen, daß meine Mitbewerbung böses Blut machen dürfte. — Unverzeihlich, daß ich es nicht gethan! —

Raum waren einige Tage vergangen, als die Folgen sich zeigten. Manche, die mich sonst mit Herzlichkeit und Versicherungen Ihrer Liebe überschüttet hatten, wichen mir aus, wenn ich ihnen begegnete, vermieden meinen Gruß oder schienen verlegen. Andere zeigten sich gar kalt und fremd. Joseph v. Hammer, der mich aufsucht, in sein Haus, möcht' ich sagen, gezwungen, mir und meiner Frau förmlich gehuldigt hatte, zog, als ich ihm guten Tag sagte, seine Hand zurück und brach das Gespräch, wie wenn er sehr dringende Geschäfte hätte, kurz ab. Castelli, der mir die Bruderschaft angetragen, nannte mich auf einmal „Sie“, als ob er vergessen wollte, daß wir uns duzten. Im „Stern“ herrschte, wenn ich mich zeigte, eine ganz eigene feierliche Langweiligkeit und wenn mich auch die dort Verkehrenden viel zu lieb hatten, um lieblos zu werden, sie schienen doch auch im Dann eines gegen mich herrschenden Vorurtheils befangen. Ich ging wie unter einem trüben Himmel traurig einher, wohl ahnend, was dies Alles bedeuten könnte, aber nicht fähig, eine deutsche Erklärung zu veranlassen. Vergessens sucht' ich einige Mal das Gespräch auf den Punkt zu bringen, der

eine Auseinandersetzung nöthig gemacht hätte — Niemand ging darauf ein.

Da traf ich — am Charfreitag, dächt' ich, wär' es gewesen — an einem schönen, sonnigen Apriltage, wo ich mit schwerem Herzen und in wehmüthiger Stimmung den menschenleeren Prater durchwandelte, in einem Seitengange auf Grillparzer, der schon längere Zeit sich im „Stern“ nicht gezeigt hatte. Er war mir und meinen poetischen Versuchen immer zugehan gewesen, hatte mir stets die lebhafteste, eines wahren Dichters würdige Cameradschaft bewiesen, die den Berühmten ehrt, wenn er sie dem Unberühmten gönnt, hatte sich's bei uns, in unsern kleinen Joseffstädter Gastgemächern gefallen lassen, an unserm Tisch mit uns gelacht und war eben so kindisch und lustig mit uns geworden, wie er ernst oder schwermüthig sein konnte. „Meister Franz“ nannten wir ihn im Stern! — Auch er schien, als ich ihm hier begegnete, nicht Stand halten zu wollen. Aber ich ließ ihn nicht. Mit der Festigkeit eines lange schwer zurückgehaltenen Schmerzes, der sich endlich Luft machen will, drang' ich in ihn, mir schonungslos die Wahrheit zu sagen. Und er sagte sie mir. „Nicht nur Diejenigen, die sich zurückgesetzt meinen, daß man ihre Umarbeitung der Hymne verwarf, auch die meisten übrigen Poeten und Literaten sind erbittert, daß man einen Ausländer ihnen vorgezogen hat. Es heißt, Sie hätten sich zu dieser Arbeit gebrängt, Sie hätten durch Jarde, der Ihr Landsmann ist, den Fürsten zu gewinnen gesucht, hätten die feinsten Rabalen geschmiebet, dem Fürsten vorgespiegelt, Sie seien ein geborner Oesterreicher\*), ja, endlich, Sie hätten sich bereit erklärt, zur katholischen Religion überzutreten und

allerlei Dienste im Interesse der römischen Partei zu leisten, hätten auch bereits ein Angeld von tausend Ducaten, unter dem Vorwand eines kaiserlichen Gnadengeschenktes für die Hymne, in Empfang genommen!“

Mir war bei Gott schon seit vierzehn Tagen nicht lächerlich zu Muth; aber bei dieser letzten Anschuldigung mußt' ich denn doch so hellen Halses auflachen, daß die alten Prater-Fischen ihre dürren Aeste schüttelten, daß die Hirsche, die in unserer Nähe standen, aufbrachen, und daß Grillparzer mich erstaunten Blickes betrachtete. Ich erzählte ihm nun den ganzen Vorgang vollständig, wie ich ihn auf diesen Blättern erzählt habe und wie darin auch nicht ein Buchstabe von der strengsten Wahrheit abweicht.

Diese — die Wahrheit — hat eine Gewalt, welcher kein edler Mensch auf die Dauer sich verschließen kann, wenn sie ihm von den Lippen und aus den Augen eines Redlichen entgegentritt. Durch meine Schilderungen überzeugte ich Grillparzer so vollkommen von der Lügenhaftigkeit all' jener Gerüchte, daß er aus einem Zweifler an meinem Charakter im Augenblick zum Ritter meiner Ehre ward. Er erzählte weiter: „Viele Schriftsteller, unter diesen sehr ehrenhafte Namen, haben sich an den Grafen R. gewendet, um durch dessen Einfluß zu verhindern, daß Ihre Hymne gesungen werde. Ohne Zweifel wird dieser es auch durchsetzen und das würde, wie Sie mir jetzt die Verhältnisse dargekelt haben, für Sie eine unverdiente Kränkung sein. Deshalb will ich Ihnen einen Vorschlag machen: geben Sie mir Ihr Lieb, lassen Sie mich einige Worte darin ändern, dann bin ich bereit, zu erklären, daß ich Mitverfasser sei, daß wir es Beide zusammen gemacht haben; Niemand darf dann gegen seine Einführung Etwas einwenden, und die Vortheile, die Ihnen daraus erwachsen können, bleiben ungeschmälert die Ihrigen.“

\*) Der Fürst selbst war es, der herausgefunden, daß mein Vater österreichischer Officier gewesen und der dieses Factum später geltend machte, als ihm Vorstellungen gegen meine Ausländerchaft gemacht wurden.

Hätten meine Verehrung, meine Liebe für Grillparzer überhaupt noch gesteigert werden können, so hätt' es durch dies großmüthige Anerbieten geschehen müssen, welches ich jedoch, wie leicht zu erachten, keineswegs annahm. Vielmehr wendete ich mich so gleich in einem ostentibeln Briefe an Jarde und legte auf diese Weise Seiner Durchlaucht unter Aufzählung sämtlicher Gründe und Auseinandersetzung aller Gerüchte die dringende Bitte vor, mein Lieb zurückzustellen und durch einen eingeborenen Schriftsteller rasch ein anderes fertigen zu lassen; ja, ich flehte darum als um eine mir zu erweisende Gnade. Hier jedoch handelte sich's schon längst nicht mehr um meine geringe Person oder eine mir zugewendete Gunst; hier handelte sich's um Durchführung eines eigenen Willens, um den Sieg, den ein Ulgewaltiger über entgegengesetzte Ansichten, ja über die öffentliche Meinung davon tragen wollte, nicht weil er der öffentlichen Meinung Unrecht gab, sondern lediglich, weil es ihm nicht geziemend schien, seinen Irrthum einzugestehen. Meine Hymne mußte unter jeder Bedingung gesungen werden, nachdem einmal ausgesprochen worden, daß sie angenommen und erwählt sei. Ob ich als Opfer dieser Consequenz fiel? Wen kümmerte das? Meine Sonne war bereits untergegangen. Mochte Jarde, deutlich erkennend, wie unschuldig sein Schützling an diesem Ausgange sei, späterhin auch manche Gelegenheit benützen, der mir eröffneten Ausichten zu gedenken, seine guten Worte fanden keine gute Stätte mehr. Ich wurde als der Urheber aller aus der Volkslieb-Angelegenheit entspringenden Unannehmlichkeiten und Reibungen betrachtet, als solcher, wenn nicht gehaßt, doch bei Seite geschoben, und mir blieb außer einer Anzahl erbitterter Gegner auch noch die brüllende Ueberzeugung, von einem großen Theil des Publikums wie ein feiler, kriechender Heuchler betrachtet zu

werden, der für Geld oder für Gunstbezeigungen von Oben bereit sei, Alles zu thun. An eine Rechtfertigung durch die Presse auch nur zu denken, wäre damals in Wien Wahnsinn gewesen. Ich mußte Alles über mich ergehen, mußte mir nachsagen lassen, daß ich mich listig eingeschlichen, die vaterländischen Dichter verdrängt, mancherlei nichtswürdige Versprechungen und Zugeständnisse gemacht, tausend Ducaten empfangen, mich überhaupt verkauft hätte; ich trug aber in Wahrheit Nichts davon, als den unverdienten Groll des Fürsten und die Gewisheit, daß jetzt jede Aussicht verschwunden sei, in seinen Sälen mir den gehofften Ruf als dramatischer Vorleser zu erwerben.

Wir gaben am zwanzigsten April zum ersten Male das Wellesville'sche Schauspiel: „Elle est folle“ in einer von Herrn v. Stubenrauch gelieferten Uebertragung unter dem Titel: „Der kluge Arzt“. Ich hatte aus Freundschaft für den Bearbeiter die Leitung dieses Stückes übernommen und die theaterleere Osterzeit dazu benützt, es auf's Fleißigste einzuüben. Wir hatten eine Anzahl von Leseproben bei mir zu Hause gehalten, so daß wir beinah' schon fertig auf die Bretter kamen. Dieser Aufwand von Kräften war nöthig gewesen, indem das Burgtheater zu derselben Zeit mit demselben Stück, wenn auch in einer andern Uebersetzung, hervortrat. Konnten wir schon nicht mit den Künstlern rivalisiren — La Roche gab meine Rolle — so durften wir es doch mit ihrem Fleiße. Noch an dem Morgen dieses Tages wußte Niemand, welche, ja, man wußte überhaupt nicht, ob eine Hymne gesungen werden würde. Die obersten Behörden schienen unter sich uneinig zu sein. Als endlich gegen Mittag das verhängnißvolle Packet, welches die im Publikum zu vertheilenden gedruckten Exemplare enthielt, aus der Polizeidirection in unsere Theaterkanzlei gebracht wurde, hat ich Gott im Stillen,

er möge die Herzen gelenkt und dem Liede eines andern Verfassers die Ehre des heutigen Vortrages zugewendet haben. Doch ein Blick auf die erste Strophe war hinreichend, meine Verse mich erkennen zu lassen.

Schon die mehr als gewöhnliche Unruhe im vollen Hause vor Beginn des Gesanges deutete auf eine ungünstige Stimmung. Der Vorhang hob sich. Wir standen, wie es bräuchlich, vor der Büste des Kaisers — und der Gesang begann. Nach der ersten Strophe wurde der sonst übliche Beifall durch lautes Zischen unterbrochen. Nach der zweiten siegten beinahe die Zischer. Nach der dritten war es umgekehrt. Während und nach der vierten aber trug der Applaus den Sieg davon und sie mußte wiederholt werden. In den übrigen Theatern soll es ungefähr eben so gegangen sein. Hier möge nun der vielbesprochene Zantapfel selbst folgen:

„Gott erhalte unsern Kaiser,  
Unsern Kaiser Ferdinand!  
Reich, o Herr, dem guten Kaiser  
Deine starke Vaterhand!  
Wie ein zweiter Vater schalte  
Er an Deiner Statt im Band.  
Ja, den Kaiser Gott erhalte,  
Unsern Kaiser Ferdinand!

Rath' in Seinem Rathe weilen  
Weisheit und Gerechtigkeit!  
Rath' Ihn Seine Sorgen theilen  
Zwischen Zeit und Ewigkeit;  
Daß er hier Sein Reich verwalte,  
Nur als Deines Reiches Pfand;  
Ja, den Kaiser Gott erhalte,  
Unsern Kaiser Ferdinand.

Gib Ihm Frieden! Gib Ihm Ehre,  
Wenn die Ehre ruft zum Krieg!  
Sei mit Ihm und Seinem Heere,  
Unsern Fahnen schenke Sieg.  
Wo sie wallen, da entfalte  
Segen sich für jeden Stand!  
Ja, den Kaiser Gott erhalte,  
Unsern Kaiser Ferdinand!

Alles wechselt im Getriebe  
Bielbewegter Erdenwelt;  
Doch erprobter Treu' und Liebe  
Ward die Dauer beige stellt.  
Unfre Treue bleibt die alte,  
Unauflöslich ist ihr Band;  
Ja, den Kaiser Gott erhalte,  
Unsern Kaiser Ferdinand!

Ich gesteh' es gern, sah es auch damals schon ein: das Gedicht als solches ist nicht viel werth und es ist eben kein Lob für meine Herren Mitbewerber und deren Gedichte, daß meines ihnen den Rang abließ. Auch hätte ich, wäre mir Zeit geblieben, es einige Tage liegen zu lassen und daran zu feilen, schon etwas Besseres zu Tage gebracht. Doch blieb die Hauptschwierigkeit immer unverändert und nach meiner Ansicht unbesiegbar. Der Bau des Originals gründet sich auf den Refrain:

„Unsern guten Kaiser Franz!“

Er ist eben so einfach und natürlich, als er eben deshalb schön, aber auch unnachahmlich bleibt, wo Ferdinand sieh'n soll. Ich hatte erst gesagt:

„Unsern Kaiser Gott erhalte,  
Unsern guten Ferdinand!“

Das hat wieder den Uebelstand, daß die musikalische Quantität auf unsern gefallen wäre; um dies zu vermeiden, nahm ich meine Zuflucht zu der beliebten Opern-Flicksilbe und schrieb:

„Ja den Kaiser zc.“

Dieses Ja wurde nun hauptsächlich bekräftelt. In einem Basquill, welches auf mehreren Straßen und Plätzen ausgestreut, auch mir übersendet wurde, in welchem es über Jarde und mich (es hub mit den Worten an:

„Auf dem Ballplatz sitzt ein Preuße“)

herging und dessen Verfasser ich nicht nennen mag, weil er mir später sein Unrecht offen und herzlich selbst eingestand, spielte das Ja eine große Rolle. Es wies in einer Trennung der beiden Buchstaben J—a auf meine Verwandtschaft mit einem gewissen Thiere hin, dem die Natur keinen weitem Umfang von Sprachfertigkeiten verstatet, als das J A.

Mein untergeschobener Wechselbalg ward, nachdem er einmal dazu gedient, eine ohnedies nie in Zweifel gestellte Verwaltungs-Autorität zu documentiren, bei Seite geschoben!



## Zur Geschichte der Wildschützen.

Von F. A. Kofegger.

Der Kelpfer ist Republikaner von Haus aus. Er ist in seinen Bergwinkeln sich hübsch selbst überlassen und wählt in der Gemeinde von drei zu drei Jahren seinen Präsidenten — den Gemeindevorstand, oder wie er in manchen Gegenden noch heißt, den Richter. Es sind von Wien wohl gedruckte Gesetze in den Weiler gekommen; wenn sie aber für die Zustände der Gemeinde nicht passen, so ist es erst eine Frage, ob sie beobachtet werden. Die Gemeinde wird regiert, wie sie es selber verlangt. Die Opfer für dieselbe leistet der Kelpfer stets willig, denn er weiß wofür und sieht die Früchte davon vor seiner Nase. Die Steuern und die Soldaten fürs ganze große Land gibt er nicht so willig, denn da weiß er selten wofür und merkt keinen Nutzen. Der Kelpfer, ohnehin an den steten Kampf mit den Naturgewalten gewohnt und nur geringe Bedürfnisse hegend, der zumeist seine eigene Polizei war, das Unrecht am liebsten mit der Faust strafte, das Recht gerne mit der Faust suchte, der keinen Sinn hatte für die Gloire des Landes, noch viel weniger für die Vergrößerung des Reiches, der gar Vieles, was aus Steuer und Staat hervorgeht, als die Vermehrung der Unterrichtsanstalten, Eisenbahnen und auch die stete Vergrößerung des Heeres für ein Unglück zu halten gewohnt war, verzichtet auf die Staatshilfe, die also für ihn selten von großer Bedeutung war, und so vermochte das, was er vom Staate gleichwohl empfing, niemals das aufzuwiegen, was er gab — geben mußte.

Und aus diesem Mißverhältnisse, das zum Theile heute noch besteht, ent-

springt vielfach eine gewisse Verbitterung gegen Alles, was „Welt“ heißt, gegen den Bürger, gegen den Stadtherrn, der, wie der Bauer meint, nicht arbeitet. Wer bei dem Landmann nicht mit der Art, dem Pflug, dem Dreschflegel, der Mistgabel, dem Handwerkszeug hantirt, der ist ein Müßiggänger. Daher der ewige stille Haß gegen die Besizenden, gegen den Reichthum, daher der häufige, wenn zumeist auch nur im Scherz gebrauchte Ausdruck vom „Herrnabschlagen.“ In den dunklen Gründen des Volkcharakters, unter der trägen Asche seines schwerfälligen, unbehilflichen Wesens glimmt ein Fünklein — der Keim des Communismus, dem jedoch der im Landvolke so überaus tief eingewurzelte Conservatismus die Wage hält.

Schließlich wird diese Staatsform wohl auch die älteste und natürlichste sein. Da mag sich ursprünglich der Mensch von der Welt genommen haben, was er eben bedurfte und was er erreichen konnte, bis ein Stärkerer und Geschickterer kam und ihm sein Theil vormaß. Das Bauernthum muß zufrieden sein mit dem, was man ihm vorgemerkt hat; es knurrt wohl, aber es liegt an der Kette trotz alledem.

Das Volk der Alpen hat eine Menschengattung in sich erhalten, die das communistische Princip zwar nicht theoretisch zu denken, wohl aber praktisch durchzuführen weiß. Die Wilderer. — „Gott hat die Thiere des Waldes für Alle erschaffen!“ lautet ihr erster Grundsatz, der freilich schon durch den zweiten gefährdet wird: „Nicht für die Reichen, sondern für die Armen ist das Wild gewachsen.“ Zum Glücke wird dieses Princip nicht

auch etwa auf den Walb, auf das Feld, auf das Metall in der Erde Schooß u. s. w. ausgebehnt, denn dazu reicht weder der Gedanke, noch weniger die Macht unserer alpinen Communisten. Die armen Teufel begnügen sich mit dem Wilbe, das sie trotz aller Verbote, Jäger und Häfcher todtſchießen, um ſich damit entweder den Hunger oder die Jagdluſt zu ſtillen.

Vor zwanzig, dreißig Jahren noch waren die Wilderer in manchen Gegenden ein wirklich gefürchtetes Element. Es waren größtentheils arbeitslose und arbeitsſcheue Geſellen, Soldatenſtücklinge, verfolgte Kaufbolde, die, weil ſie aus dem Kreiſe der Menſchen verbannt, in die tiefen Wälder, in das Geſelſe und in die hohen Regionen des Bezirkes geſlohen waren, wo ſie ſich elende Schlupfwinkel ſuchten und durch Wildern ernährten. Da brachten ſie oft jahrelang zu in den feuchten Höhlen und halbverfallenen Almhütten, nichts von der weiten Welt verlangend, als das Biſchen Pulver, das ſie ſich oft mit bewunderungswürdiger Schlaueit zu verſchaffen wußten. In den Rottenmannertauern lebte ein „Wurzner“, der einem der herrſchaftlichen Jäger ſechzehn Jahre lang das Pulver abgeſchwätzt hatte, weil er ſo unſäglich „an der Magengicht leide, für die ihm friſches Schießpulver das einzige Labſal böte.“ Die Magengicht, das war aber der Hunger, den das Pulver, allerdings indirect, durch den Reibtraten zu curiren vermochte.

In der Küche des Wilderers herrſchte oft mehr als ſpartaniſche Einfachheit. Häufig war nicht einmal Feuer zur Hand. Als Nachtlampe hat in mancher Höhle ein verſtopftes Glasfläſchchen mit Glühwürmern gebient. Das Wild wurde mit Steinen mürbe geſchlagen und roh verzehrt. War aber Feuer, ſo ſtand wieder nicht immer der Topf bereit und oft genug geſchah es, daß das Hirſchfleisch zerleinert in der

Hirſchhaut gekocht wurde, die, zu einem Sacke geformt mit Waſſer gefüllt dem unter ihr lodernden Feuer leicht zu troken vermochte. Die Suppe wurde aus gekottem Heu gewonnen, die, wäre ſie mit Zucker und Rum zubereitet geweſen, vielleicht ein mehr als gewöhnliches Surrogat für unſeren Holländerthee abgegeben haben möchte. Als Tabak wurden ſelbſtverſtändlich dürre Buchen-, Ahornblätter u. ſ. w. benutzt — und ſo hat Gott dieſe ſeine Wildvögel ganz gewiſſenhaft ernährt.

Die Wilderer — über die ganzen Alpen und weiter hin verbreitet — kannten nur einen Herrn, die mit ihren Gewalten und Schreckniſſen ſie zähmende Natur; kannten nur einen Freund, ihren Kugelſtuzen, den ſie mit vollſter Sicherheit zu handhaben wußten; kannten nur einen Feind: den Jäger. Begegnete dem Wilderer der Jäger, ſo gab er ſich, war eine Flucht unmöglich, die Waſchl, den Mann raſch niederzuſchießen, oder ſelbſt auf die Kugel zu warten. Der dritte Ausweg, das Gewehr wegzumwerfen und ſich gefangen zu geben, wurde meiſtens verſchmäht. Das Leben im Kerker wäre zehnmal bequemer, und jedenfalls ſorgenloſer und ſicherer geweſen, als die elende Exiſtenz in den Wildniſſen, aber — „Freiherren“ wollten ſie ſein und bleiben um jeden Preis, und „Freiheit oder Tod!“ Dieſen Menſchen iſt das Wort nicht Phraſe geweſen. Sommer und Winter, in Sturm und Schnee harrten ſie aus; keine Mühsal war ihnen zu groß, kein Unternehmen zu waghaltiſig, wo es ſich um ihre Freiheit handelte. Von den Seinen im fernen Thale ſehlichſt erwartet, geſucht, betrauert, irrt mancher Burſche in den hohen Wüſten, trug oft ſogar eine Kugel im Bein, die ihm ein Jäger zum Andenken zugeſendet. Er war der Geächtete; ſeine Kleidung beſtand aus ungegerbten Thierſellen, ſein Haus aus Felſklüften und Nebel, ſein Gemüth aus Bitterniß, ſein Leben aus Elend.

Der Jäger war auch nicht zu beneiden. Wenn er des Morgens seine Waidtasche mit Brot, Speck und Schnaps füllte, um in den Wald zur Hahnenbalz zu gehen, oder zum Auftreiben von Hirschen und Rehen, oder ins Hochgebirge emporzusteigen, um die Rubel der Genssen auszuspähen, zu bewachen, so wußte er, er ziehe in Feindesland. Manchem verbissenen Wildschützen verlangte es heiß, nach den Hirschen zu zielen, aber der Jäger war ihm noch lieber; denn der „Jäger hat ihn schon einmal ins Unglück gebracht“ — das vergißt er nimmer und für den ist die Kugel schon gegossen.

Diese Wilderer von Profession, gleichwohl ein und dasselbe Ziel verfolgend, lebten nie zusammen, sie sonderten sich, und häufig traute Einer dem Anderen nicht. Wo aber Einer von ihnen in Gefahr war, wo es galt, dem Jäger Eins zu versetzen, da waren sie einig. Häufig gingen sie mit geschwärtzen Gesichtern um; ein ander Mal wieder trugen sie Hirnbüschel vor sich her, um den Jäger zu täuschen, der wohl für hüschende Menschengestalten ein Auge hatte, aber nicht für wandelnde Sträucher. Sie wußten den spähenenden Wildhüter durch Schüsse irre zu führen, die im Gestein durch einen Zündfaden gerichtet gerade auf einer entgegengesetzten Seite losgingen, als die war, wo die Diebe auf ihre Beute harrten. Die Zeichen, womit sie sich einander bei nahender Gefahr verständigten, waren höchst mannigfaltig und geheimnißvoll; ein Elsterruf, ein Steinchen im Brunnentrog, ein Strohhalme in einem bestimmten Baum, Alles waren Zeichen und eine den Eingeweihten deutbare Schrift.

Wildschützengeschichten zu Hunderten werden im Gebirgsvolke erzählt, von den unterhaltfamsten Schlaubeiten des Jägerprellens an bis zu grausamen Bluttthaten. Und immer hat der Wilderer die Lacher zur Seite, oder sein Verbrechen wird im Munde des Volkes gar zur Selbstthat ge-

macht. Dem ehrsamsten Bauer kam es noch vor Kurzem nicht bei, daß der Wilddieb auch ein Dieb sei; der Schuß ging nur gegen die reichen Leute und nicht gegen Gott. Als aber das Jagdbrecht freigegeben wurde, so daß jeder größere Grundbesitzer Herr des Reviers war, da stand die Sache plötzlich anders und der Wilderer hatte nun nicht allein mehr den Herrschaftsjäger, sondern auch einen großen Theil der Bevölkerung gegen sich. Da wurde mancher Strolch aus seinem Bersteck getrieben; und manch anderer mußte noch höher in die Alpenwildnis hinauf; dort, wo kein grüner Halm mehr wuchs — im Eise konnte er — der die Satzungen der Gesellschaft nicht zu achten verstand — seine Heimstatt aufrichten.

Da war ein wilder Bursche bekannt, der hatte das Unglück, bei einem Sturze das Gewehr zu zertrümmern. Wie nun schießen, wie sich nähren? An verendeten Genssen, die angeschossen, aber nicht zur Stelle erlegt worden waren, mußte er, den Raben gleich, seine Mahlzeit suchen. An stillen sicheren Tagen stieg er nieder zu den Almweiden, und sog den Kühen die Milch aus den Eutern.

Da war in Kärnten ein alter Mann, der hatte dreißig Jahre lang einsam im Hochgebirge gelebt, gehungert und gefroren. Als man ihn in's Thal brachte, war er noch gesund, konnte aber auf dem ebenen Boden kaum gehen; die Luft, sagte er, sei so schwer, daß sie ihn zu Boden drücke. Auch mit dem Wasser war er nicht zufrieden und im Winter stillte er seinen Durst mit Schnee. Bald darauf starb er — in seinem 75. Jahre — klagend, daß ihn die Leute, die ihn vom Hochgebirge gezerrt, in ein frühes Grab gebracht hätten.

Des Sonderbaren aus dem Wildschützenleben wäre viel zu berichten. Der Aberglaube spielt bei diesen Leuten — wie bei Allen, deren Feld für geistige Nahrung so eng gezogen

ist — eine große Rolle. Da spinnen sich in dem öden düsternen Hirnkasten des Aelplers und besonders des Wildschützen Ideen von einem „venetianischen Pulver,“ das ohne zu knallen losgeht und daher für Wildddiebe eine so gute Sache ist. Da gibt es „schwarze Kugeln,“ die nur vom Teufel selber zu bekommen sind. Sechs solcher Kugeln treffen allemal das, was der Schütz anzielt, die siebente aber trägt der Teufel hin, wo es ihn beliebt. Da gibt es „Suchkugeln,“ die mit unendlicher Mühe und Sorgfalt gezaubert werden müssen. Wer Suchkugeln machen will, der muß für's Erste — 's ist eine seltsame Bedingung — unschuldig sein. Eine dreihämmige Speikwurzel muß da sein, die in der Oternacht, wenn aber Vollmond, gegraben worden ist. Ein Goldstück muß da sein, das noch in keines Juden Hand gewesen. Auf diese Dinge darf kein Sonnen-, Mond- und Sternenlicht fallen — das Licht schadet jedweder Hexerei — sie müssen in eine hohle Ruß gethan und die Ruß muß mit Biegenbochhaar verbunden werden, das verbindet die Kräfte ineinander. Die Ruß wirft man in's kochende Blei, aus welchem nun unter Anwendung der Zauberformel, die als Hauptsache nicht verrathen werden kann, die Kugeln gegossen werden können. Diese Suchkugeln suchen jedes Ziel und sei es wo immer, das sich der Schütze beim Losdrücken des Schusses denkt. Und — daß ich's nur gestehe — diese Suchkugeln sind auch die Ursache, weshalb ich keinen der mir persönlich bekannten Wildschützen verrathe! ich schließe mich für den Winter sorgfältig in meine Studirstube ein, wer aber bürgt mir dafür, daß zum Schornstein herab und zum Ofenloch heraus nicht plötzlich eine Kugel gefaßt kommt gegen meine Westentasche? In derselben Lage ist jeder Bergbauer, der einen Wildddieb wohl anzugeben wüßte, sich aber aus Furcht vor dessen Rache

nicht getraut es zu thun. So haben derlei Dinge für den Wilderer praktischen Werth.

Als das Salzburgerland noch unter bischöflichem Regimente lag, wurden ertappte Wildschützen unsäglich grausam bestraft. Da fargte man z. B. den Unglücklichen in ein Faß und übergab ihn so der reisenden Salzach. Ober man schmiedete ihn auf den Rücken eines Hirsches, und das freigelassene Thier schoß mit solcher Last dem Waldbüchse zu, schnaubte durch das Gesträuche hin, rieb sich an Bäumen und Steinen, wälzte sich auf dem Boden, konnte nicht ruhen, bis es den Mann stückweise von seinem Körper geschüttelt hatte. — Es half Alles nichts, die so dem Tode Geweihten verfluchten unter gräßlichen Klagen alles Gewilde und alle Wildschöfe der Erde; und die Nochnicht-erwischten gossen in ihren Höhlen stets frische Kugeln.

Heute sehen wir zwar die unheimlichen Gesellen — vor wenigen Jahrzehnten noch die Romantik und der Schrecken mancher Gegenden — mehr und mehr aussterben. Ein Grund dafür ist eben die Verallgemeinerung des Jagdrechts. Ein weiterer Grund ist die Humanität im neuen Militärwesen, die wohl Niemanden mehr veranlassen kann, sich dem Soldatenleben durch die Flucht zu entziehen, um in den Wildnissen der Alpen ein Raubthier zu werden. Endlich hat das Gebirge heute viel bessere Wege als damals, die Touristenströme verbinden die Wildniß mit der Welt und das Gerichtswesen verfügt über längere Arme als einst, und weiß, wie ein gewitzigter Hirt ein verlorenes Schaf, den fehlenden Staatsbürger leicht zu finden.

So kann heute die Wilderei kaum mehr als Profession betrieben werden. Wohl aber wildert man aus Noth, wenn der Erwerb zu gering und Weib und Kind hungern müssen, oder aus Stehhaberei, aus Leidenschaft. Schützen gibt es genug.

Wer sieht es dem reputirlichen Bauer-  
 ersmann an, der, weil Besitzer von  
 Haus und Hof, tagsüber ein großes Ge-  
 sinde beherrscht und in strenger Sittsam-  
 keit hält, der als Ehrenmann gilt bei der  
 Nachbarschaft und weiter hinaus, weil  
 er wohlvermögend ist — wer sieht es  
 ihm im Sonnenlicht an, daß er zur  
 Nachtzeit, wenn sein Haus schläft,  
 mit dem Kugelstutzen in den Wald  
 schleicht, bei Mondenschein nach Hasen  
 und Rehen spähend? Und der fleißige  
 Holzhauer, und der gute, gemüthliche  
 Kohlenbrenner, der Halter und der  
 Bergknappe, die im Schweisse des  
 Angesichtes ihr Brot verdienen, wer  
 ahnt es, daß sie heimlich wilbern?  
 Freilich, ein guter Nebenerwerb ist so  
 ein geschoffener Bierzehn- oder gar  
 Sechzehnder, wenn es gelingt, ihn  
 zu verschwärzen; noch mehr werth aber  
 ist Manchem das Vergnügen. — Dort  
 — lug', dort zwischen den Bü-  
 schen —! Mit dem Gewehrkolben  
 langsam zur Wange, — Finger an  
 den gespannten Hahn — den Reh-  
 bod, der sich harmlos leckt oder im  
 Grase schnuppert, fest auf die Mücke  
 gefaßt, — jetzt — jetzt — Blitz und  
 Knall und Rauchwirbel ist eins, —  
 das Thier macht einen Sprung zur  
 Höhe und stürzt. — Das ist eine  
 Lust, wie sie der Kaiser nicht größer  
 haben kann. (Der Kaiser geht ja auch  
 mit der Büch', will er sich einen  
 guten Tag anthun.) Und morgen,  
 wenn der heimliche Schütze wieder in  
 seinen geselligen Kreisen ist, wird toll  
 über die verdamnte Wilberei ge-  
 schimpft. Für Jene, welche sonst durch  
 die Noth zur Wilddieberei gebrängt  
 worden, hat der unvergeßliche Erz-  
 herzog Johann in seinen Revieren eine  
 nachahmungswerthe Einrichtung ge-  
 troffen. In der Schwabengruppe wird  
 nach den abgehaltenen Jagden das er-  
 legte Wild stückweise zu einem un-

glaublich billigen Preise an die arme  
 Bevölkerung abgetreten.

Die Jagdlust ist sowohl in wirth-  
 schaftlicher, als moralischer Beziehung  
 ein arger Schaden im Volke, aber aus-  
 zurotten ist diese Leidenschaft bei den  
 Kelpnern nie und nimmer; sie fällt  
 erst mit dem letzten Stück Wild. Mit  
 dem Einsperren oder einem anderen  
 Abstrafen ist nichts bezweckt; ist die  
 Sühne vorbei, wird wieder gewilbert,  
 nur etwas vorsichtiger als früher.  
 Jagdbesitzer behelfen sich auf eine andere  
 Weise. Sie vergessen vielleicht nicht,  
 den bekanntesten leidenschaftlichsten Wil-  
 berer mehrmals des Jahres zu ihren  
 Jagden einzuladen, da haben sie,  
 wenn es ihnen darum zu thun,  
 einen guten Schützen mehr und einen  
 gefährlichen Dieb weniger. Noch bes-  
 ser aber ist es, der Wilberer wird  
 zum Jäger gemacht; denn so einer ist  
 dann — wenn er sich selbst auch zu-  
 weilen einen unzeitigen Schuß gönnt  
 — anderen Dieben gegenüber der ver-  
 läßlichste Hüter des Wildes; denn  
 er kennt all' die Schliche und Schlaue-  
 heiten der wilden Schützen und weiß  
 diese abzupassen und zu fassen.

All' die Diebe in Dauernhöfen und  
 Waldbütten, in Wildklausen und selbst  
 in Bürgerhäusern, alle können aber  
 nicht zu Jägern gemacht werden, und  
 so wird fröhlich fortgewilbert und das  
 Erlegte bei heimlichem Mahle verzehrt  
 oder davon geschmuggelt. Wenn sie  
 reden könnten, die Hirsche, Rehe und  
 Hasen auf unseren Wildpretmärkten,  
 sie müßten die lustigsten Stücklein zu  
 erzählen wissen von den verwegenen  
 Burschen und schlauen alten Kum-  
 panen, denen sie wohl so und so oft-  
 mals entkommen waren, aber auch  
 erzählen, wie endlich die böse „Such-  
 kugel“ richtig das Ziel gefunden,  
 das sich der Schütze beim Losdrücken  
 gedacht.

## Kleine Laube.

### Lichtmefz=Segen.

Wenn der Sittenschilderer mit Vorliebe verweilt bei dem Verhältnisse des Volkes zur Religion und zu den religiösen und kirchlichen Gebräuchen, und hier dann und wann eine ziemlich verbe Seite des Volkscharakters und der religiösen Anschauung darthut, so geschieht das durchaus nicht in der Absicht zu profaniren, sondern einzig nur darum, weil gerade in diesem Punkte des Volkes Gemüth, Humor und Natürlichkeit im farbigsten Lichte sich zeigt.

Wie bei den Christen überhaupt, so spielt in unserem Landvolke das Licht eine große Rolle. Ich spreche hier nicht von dem Lichte des Verstandes und des Wissens, sondern von der Dellampe und der Wachskerze. Abgesehen von den kirchlichen Functionen, bei denen stets die Flamme glimmt als Zeichen des ewigen Lichtes, des Geistes Gottes und der göttlichen Liebe, zündet der einsame Landmann bangend und vertrauend das Licht an, wenn Gefahr über seinem Haupte droht, wenn das Unglück einkehren will in seine Hütte. In Stunden stiller Andacht, bei Elementarereignissen, in schwerer Krankheit und im Sterben starrt der Landmann in die röthliche Flamme der geweihten Wachskerze. Selbst bei Beschwörungen und Zauberformeln, wenn er, gedenkend alter Tradition dann und wann noch welche versucht, muß ihm zu Schutz und Wacht ein geweihtes Licht zur Seite sein.

Die Feierlichkeit des Gottesdienstes in der Dorfkirche hängt zum großen

Theile von den Lichtern ab. Bei den stillen Messen der Werkstage brennen am Altare außer dem ewigen Lämplein nur zwei Wachskerzen; bei dem Hochamte am Sonntage geht die Zahl der Opferflammen schon an die dreißig; zu den hohen Festen aber, und besonders zur Kirchweih und zum Jahrestag des Pfarrpatrones, da leuchtet es an allen Altären, an allen Wänden und Winkeln, an allen Bildern — und es wäre eine wahre Schande von einem Leuchter, wenn er an diesem Tage nicht seine brennende Kerze emporhielte, so wie sich auch kein Heiliger in dieser Beziehung eine Zurücksetzung gerne gefallen läßt. Sanct Florian macht es nach der Meinung des Landvolkes so: Wenn ihm die Leute seine Kerze verweigern, so zündet er sich selber welche an, und brennt ihnen der Reihe nach die Häuser nieder. Die Heiligen sehen es darauf ab! Wenn die Kerzen in der Pfarrkirche nicht ausreichen, so ist es schon am besten, gleich den lieben Herrgott selber zu verkürzen; der gütige Gott rechnet es verhältnißmäßig noch am Geringsten an!

Wer bestreitet die kostspieligen Wachslichter? — Das ist erzählt in Rosegger's „Gestalten aus dem Volke der Alpen“ (Bresburg, G. Hedenast's Nachfolger).

Es ist mitten im Winter, wenige Wochen vor dem Feste Maria-Lichtmefz. Da tritt der Kirchenprobst des Ortes oder der Dorfrichter zur Thüre herein. Er zieht sonst in den seltensten Fällen den merkwürdigen breiten Filzhut vom kleinen Kopf, wenn er Kirchenprobst oder Dorfrichter ist. Heute aber tritt

er ganz demüthig in die Stube und hält den Hut fein höflich in den Händen — kommt er doch als Bittender, als Abgesandter von den Himmlischen. Hören wir ihn. An der Thür bleibt er stehen und sagt:

„Ich tret' heut' in euer Haus herein,  
Und mein Eintritt soll gesegnet sein,  
Denn ich komm' im Namen Jesu mein!  
Bald ist unserer lieben Frauen Tag,  
Ich wünsch' Euch Allen ein glückseliges Jahr;  
So loben wir Gott und uns're liebe Frau;  
Der heilige Jakobi\*) schickt mich in alle  
Häuser und Hütten,  
Und er läßt mit Herz und Hand um ein  
Lichtmehpfer bitten.  
Wer ihm schickt fünf Groschen, dem sagt er:  
Gott Lob und Ehr!  
Und wer ihm schickt zehn Gulden, dem  
sagt er auch nit mehr!  
Aber ein Lichtlein wird ihm brennen zu  
jeder Stund'  
In unserer heiligen Pfarrkirche vor dem  
ewigen Bund,  
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten bis  
zum Todtenschrein,  
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten durch  
die Fegfeuerpein,  
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten in den  
Himmel ein!“

Das klingt an und bringt ein! Der Hausherr steigt in die Oberstube hinauf und man hört das Klirren der Kasten-thür. Wenn der heilige Jakobi bittet, dann mag man wohl ein wenig tiefer in den Geldsack greifen, als die Finger lang sind. Bringt der Bauer denn einen ganzen Gulden, legt ihn in die Hand des Lichtmeh-Sammlers und sagte: „Mit Gottes Will!“

Der Lichtmeh-Sammler macht die Hand zu und ruft: „Gott segne Euch Haus und Hof, Feld und Wald und Alles, was dazu bestallt! Gott Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Apostel Jakobus!“

Dann naht die Bäuerin, und sich entschuldigend, daß sie nicht viel gefunden habe, überreicht sie ihr Scherflein.

Der Lichtmeh-Sammler lächelt und sagt: „Gott segne Euerer Kinder und

Euerer Hühner, und er geleit' Euch durch die Zeit und führe Euch Alle ein in die ewige Freud'! Gott Lob und Ehr' und es bedankt sich der heilige Jakobus!“

Selbst zum Gefinde ist die Nachricht gedrunken, wer da eingelehrt in das Haus. — „Ist wieder für drei Wochen mein ganzes Tabatgeld beim Teufel!“ brummt der Knecht zu sich, aber er geht, sucht aus seiner Truhe Kleingeld hervor, thut in der Eile noch ein paar messingene Hosentknpfe ohne Hentel dazu und so verabsolgt er die Gabe dem Lichtmeh-Sammler.

„Gott segne,“ ruft dieser, „Deine Müß' und Arbeit, Dein Fasten und Fasten. Gott Lob und Ehr' und es bedankt sich der heilige Jakobus. Du schau, da hast einen Hosentknpf dazu gebracht!“

Nun kommt die Magd. Das Bewußtsein einer guten That ist ihr auf der Stirne zu lesen; und dennoch erröthet sie, wie sie so hintritt. Sie schlägt die Augen nieder und erhebt sie zeitweise nur so viel, daß der Mann ihren Blick sehen kann. So bringt sie ihre Gabe dar und der Lichtmeh-Sammler sagt: „Gott segne — sag' an, mein Kind, was willst Du, daß Dir Gott segne?“ Und da die Magd züchtig schweigt, so fährt er fort: „Er segne Dir Dein Klachshaar im Kasten, Deine Leinen.“ — Die Magd unterbricht ihn jetzt, sie drückt ihm noch heimlich einen Silberzwanziger in die Hand und lispelt: „Das extra für eine gute Meinung. Ober meiner Kirchenbank im Winkel steht der heilige Kuliari. Er ist doch ein großer Rübenpatron\*), aber kein Mensch denkt auf ihn und er hat nit einmal ein Licht. Derbarmt mir recht-schaffen, und ich bin nit so, wenn ich kann, so helf ich gern. Das ist halt meine gute Meinung.“

Der Kirchenprobst ober Dorfrichter schmunzelt. „Gott sei Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Jakobus!“

\*) oder überhaupt der Patron der betreffenden Pfarre.

\*) Sanct Kuliari baut Rüben an; Sanct Kuliari gibt jedem Mädchen einen Mann. (Sprichwort.)

Da nun Niemand mehr nahen will mit einer Gabe und da die Bäuerin, wie das sonst in manchen Gegenden der Brauch, auch keine Anstalten macht, dem Sammler ein gutes Lichtmehrkoch vorzusetzen, so rüstet er sich zum Aufbruche.

Wie er durch die Vorlauben geht, sieht er in einem Winkel das Ziegenmädchen stehen. Es ist barfuß, es will den Mann ansehen und gleichzeitig das Gesicht gegen die Wand kehren; die Hände hält es hinter den Rücken.

„Was machst denn da, Kleine?“ rebet sie der Kirchenprobst oder Richter an.

Da beginnt das Mädchen zu schluchzen. Einen Groschen und zwei Pfennige hat es; die Münzen sind ganz warm und feucht, so lange schon hält sie das Mädchen in der Hand. Es möchte auch gerne etwas geben zum Lichtmehropfer, aber das ist zu wenig und die Heiligen machen gewiß finstere Gesichter dazu; mehr hat es nicht. Nun, da der Mann das erste Wort gesprochen hat, überreicht es zitternd die Münzen.

„Und was soll Dir Gott segnen, frommes Kind?“

„Ich habe ein neues Paar Schuh und mein Mutter!“

„So segne Gott Dein neues Paar Schuh und Dein Mutter! Gott sei Lob und Ehr’, und es bedankt sich der heilige Apostel Jakobus!“

Der Lichtmehrsammler wandert zu einem anderen Hause.

Und wenn das Lichtmehrfest kommt, prangen in der Pfarrkirche auf allen Leuchtern frische, hohe Kerzen, auch der heilige Kullian hat die seine. Unter ihm in ihrem Stuhle sitzt die züchtige Magd, blickt abwechselnd auf den heiligen Kübenpatron und gegen die Männerstühle, und harret mit Ergebenheit der Wirkung ihrer geopferten Kerze. Aber es vergeht Sonntag um Sonntag, die Kerze trieft ab und brennt nieder bis zum messingenen Leuchter. Die Magd aber sitzt jahraus jahrein an jedem Sonntag in ihrem Stuhle und — sie bleibt sitzen.

Erfreulicher erfüllt sich der Segensspruch an dem Ziegenmädchen. Gott

hat das neue Paar Schuh’ besegnet, denn das Mädchen geht in demselben seinen Brautgang zum Altare. Und Gott hat besegnet das Mutterl, das alte und — das junge.

### Steirische Dialekt-Wörter.

Die steirische Mundart hat noch kein Wörterbuch. Man kann auch kein’s machen, sondern man muß es wachsen lassen. Man muß sammeln und sammeln auf allen Straßen, in allen Thälern und Hütten, man wird Schätze über Schätze finden, aber man wird nie damit fertig werden. Doch wird aus solchem Stoffe allmählig ein Werk entstehen, an dem die Ethnographen, Philologen und Germanisten ihre Freude haben sollen.

Der „Heimgarten“ eröffnet mit diesem Hefte eine Sammlung von steirischen Dialekt-Ausdrücken, in welcher nach und nach alle bezeichnenden und charakteristischen Wörter und Wortbilder eingereiht werden sollen. Wir halten uns an die alphabetische Ordnung und zwar so, daß wir nach Schluß eines alphabetischen Ganges wieder von vorne mit A anfangen, um neue Funde und Nachträge aufzunehmen.

Der Herausgeber dieses Blattes selbst hatte Gelegenheit, eine beträchtliche Anzahl von Wörtern zu sammeln, er wird seine Sammlung fortsetzen, bietet aber auch Jedermann, der Interesse und Gelegenheit für die Sache hat, ihn durch Zusendung von steirischen Dialekt-Ausdrücken unterstützen zu wollen. Haben wir erst recht viel Material beisammen, dann möge die Aufstellung eines wissenschaftlich gehaltenen Wörterbuches und, wenn man will, einer steirischen Grammatik versucht werden.

Zu bemerken ist noch, daß um den steirischen Dialekt keine strenge Grenze gezogen werden kann, also in Steiermark viele Wörter vorkommen müssen, die auch in Oesterreich, Salzburg, Kärnten, Tirol u. s. w. heimisch sind. Sobald sie aber in der deutschen Steiermark durchgehends



gebraucht werden, nennen wir sie steirische Dialektwörter. Indeß möchten wir allzubekannte und verbreitete Volks-Ausdrücke aus dieser Sammlung ausschließen, da wir ja das süddeutsche Idiotikon nicht hier abdrucken, sondern dasselbe nur bereichern wollen.

## A.

a, ein, eine.  
 a, etwa, ungefähr, a dreißig, etwa dreißig.  
 aaba, schneelos.  
 Aarn, Egge.  
 Abachstein, umgekehrte Seite.  
 aßli, entzündet, auch: reizbar.  
 aß, aßn, hernach, nachdem, da.  
 Ahndl, Großmutter.  
 ahula, ähnlich.  
 Aichl (das), kurzes Stück Zeit.  
 ameri, neugierig.  
 Amerin, Amerling.  
 Ampa (der), Eimer.  
 Anamirl, Anna-Maria.  
 an Gscheidn mochn, vernünftig, g'scheidt sein.  
 arschling, rückwärts, verkehrt.  
 Aß, ein Hautgeschwür.  
 aufbegehn, zornig auffahren.  
 auf d'Leht, zuletzt.  
 auf d'Mieda, zu Boden.  
 Auff (der), Gule.  
 auffa, herauf. auffi, hinaus.  
 aufgholin, aufbewahren.  
 aufschwanzt, aufgedonnert.  
 aufhenga, aufhören.  
 aufstema, genesen.  
 aufstigl, aufstöbern.  
 aufstahn, aufstauen.  
 aufstuhn, schmücken.  
 aufschnappn, sterben, verenden.  
 aufsogn, warnen, etwas einprägen.  
 aufzuehtn, erziehen, großpflegen, auch aufziegeln (bei Pflanzen).  
 Augn waffern, thranen.  
 ausdeut'schn, etwas erklären.  
 ausdipfeln, ausfinnen, ausdichten.  
 austratschn, ausfragen, Jemandem ein Geheimniß entlocken.  
 ausführen, fehlen.  
 ausqmergelt, abgemagert.  
 austena, Bescheid wissen, sich zurecht finden.  
 ausstahn, etwas verabreden, heimlich bestimmen.  
 ausstogeln, austrenken.  
 ausstegna, Austrodnen eines hölzernen Gefäßes.  
 ausstomn, auszanken.  
 Ausstomn, Ausgebirg.  
 austrenzn, sich ausstrecken, dehnen.  
 austrichtn, verläumben.  
 auszackeln, Jemand um sein Geld bringen.

aussprenge, ein Gerücht unter die Leute bringen.  
 Auswärts, Frühling.  
 auffa, heraus. auffi, hinaus.  
 auffsumsn, etwas scharf hinauswerfen.  
 aufstummher, außen herum.  
 Auta, Euter.  
 autwazn, ächzen, achweh schreien.  
 Awagel (das), der Fadenleiter an der Spule des Spinnrades.  
 Awinga (der), Bohrer.

## B.

badswoach, sehr weich.  
 bahn, beigen, fengen.  
 balfhirli, ungeschickt, auch: niedrig.  
 Bal (das), Holzstöpel bei einem Fasse.  
 Balawatsch (der), ein Mischmasch, durcheinander.  
 balei, bei Leibe nicht, a balei.  
 Bamhadel, Specht.  
 Bamhirsch, Eichhörchen.  
 bandeln, sich mit etwas Leichtem langsam beschäftigen, auch: basln.  
 Bapu (die), großes, breites Maul.  
 Barockn, Perrücke.  
 Bartl, Bartholomäus.  
 baschn, plätschern.  
 Baanzn (der), kleine mit Butter zubereitete Semmel; auch ein zwerghafter Mensch.  
 baushn, zusammenballen.  
 Banzerl, kleines, fettes Kind.  
 Bawlat'schn (die), hölzerne Schlaffelle.  
 beangad, verkrüppelt.  
 Beangn (der), Krüppel.  
 bechn, mit gepißtem Werkzeug etwas lässig haden.  
 beideln, schütteln.  
 Beindl (das), Biene.  
 Beischl, das Getöse eines Menschen oder Thieres.  
 beluzn, überorthheilen.  
 belzn, pstopfen, onbelzn, begatten.  
 benzn, kleinweise drängen und mahnen.  
 Ber (der), Reß zum Fischfangen.  
 Betn (die), Rosenkranz.  
 bflatn, behüten, Behütgott sagen.  
 bfuechn, schnaufen.  
 Biagl, Fußstück von einem gebratenen Geflügel.  
 Bidn, Bippe.  
 bidn, kleben.  
 Bindbond, Angebinde.  
 birchani Riss, Rinderruthe.  
 birschen, zechen.  
 Birschilling (der), das steife, spitze Federgras auf schlechtem Boden.  
 Bist'schn (die) großes Trinkgeschirr.  
 bizln, zum Spiele Schnitzen in Holz, auch: schnegan.  
 blahn, trocken.  
 blaut, läthern.  
 Blasl, Thier mit weißem Fled auf der Stirne.

**blauschn**, schwächen.  
**blazn**, plärren, laut weinen.  
**bleaml**, Blümchen.  
**bled**, schwach, ohnmächtig.  
**bledan**, flattern.  
**blekajn**, plöckern.  
**blemajšn**, blinzeln.  
**bloat** (das), Geleite.  
**bloda**, Blase.  
**blodan**, die Boden.  
**blodamsjad**, podennarbig.  
**blodapach**, Tannenharz.  
**bloščadlad**, barhaupt.  
**blaw**, blau.  
**bluin**, prügeln.  
**blumpfn**, in's Wasser fallen.  
**blunzga**, Fluxer.  
**blunzn**, Blutwurst.  
**blutššn** (die), großes Blatt an einer Pflanze.  
**boad** Seitn, zu beiden Seiten.  
**boaboani**, hartnäckig.  
**bošta thoan**, weh thun.  
**bold**, beinahe, fast.  
**bolwira**, rasiren.  
**bonpfn**, Erodenes mit vollem Munde tauen.  
**Bomfil**, ein dickleibiger Mensch.  
**Bond**, schlechte Person.  
**bondschn**, vermischen, Getränke fälschen.  
**bosa**, da Bosa, der Beste, der Erste.  
**Boschn** (der), Quaste.  
**bošjn**, Matschen.  
**bošad**, Hebrig.  
**Boškappell**, Spottname für einen hochmüthigen, ungeschickten Menschen.  
**boveln**, brummen.  
**Bozn** (der), Knosp.  
**Bradl** (das), Braten.  
**bratn**, mit flacher Hand schlagen, an Brast geben.  
**bradln**, ein Kartenspiel.  
**Braunst** (der), Rand eines Gefäßes.  
**brav**, statt: groß, a bravi Ruß.  
**bravn** (die), großes Messer.  
**brecheln**, Flachs brechen.  
**bredln**, plaudern, klappern.  
**bredratschn**, sterben müssen.  
**Brein** (der), Hirse.  
**bremseln**, pfeifeln.  
**brimnen**, Brandgeruch.  
**Brenneffel**, eine Geliebte.  
**Brennloch** (das), Sterz.  
**Brennschelt**, Schießgewehr.  
**Brentlerin**, Sennerin.  
**Bresl** (das), Brofsame.  
**Breuerl**, Amulet, geweihtes Bildchen in Glas gefaßt.  
**bridschn**, Wasser vergießen.  
**Brigsappn**, Schläge.  
**broadmajšn**, sich breiten, geltend machen.  
**broden**, Obst- und Blumenlesen.  
**brodn** (der), großes, unförmiges Stüd.  
**brodsmanln**, schimpfen, schmollen.  
**brond**, ausgebrannter Waldhag.  
**Brošn** (die), große, unförmige Hand.

**Bstloch** (das), Beschläge.  
**Bstschobessn**, Speisen, die man von Hochzeitmahlen mit nach Hause bringt.  
**Bua**, Buaßl, Zunggefelle, Knabe.  
**buden**, geschlechtlicher Verkehr beim Hausgeflügel.  
**Budl** (die), Regelbahn, Verkaufstisch des Krämers.  
**Bürl**, Nebabürl (das), Scheune, Getreidebühne.  
**bülln**, laut weinen.  
**buffn**, stoßen mit der Faust.  
**Bugl** (der), Rücken.  
**buglfragutragu**, auf dem Rücken tragen.  
**bumlwilg**, muthwillig.  
**bums**, Begleitrusch für einen Knall.  
**bungad**, klein und dick.  
**Burgerl**, Walpurga.  
**Buschn** (der), Blumenstrauß.  
**bustn**, küssen, Bußl, Ruß.  
**Buttu** (die), Tragkübel.  
**buzn**, schelten, an Buza kriagn.

### Die Gidonksfündu.

(Nach Fritz Reuter in die feirische Mundart übertragen.)

A Baur, der schloft in guater Rua.  
 Und tramt si wos und schnorcht dazua,  
 Und nebn eadm ligt sei Frau, sei Bua.  
 Auf oanmol kimt er zu an Ost\*)  
 Fohrt auf, is munta, schreit mit Host:  
 „Wos Duner, Muada, schlofft dan nou?  
 Du Muada, Muada, hör mi dou!“  
 Sogt sie: „Wos beist di, olta Korr?“  
 „Mir hot wos tramt, wan däs wa wahr!“  
 Sogt er; drauf 's Weibad: „Oba Sepp!  
 Noß do koan Lärm nit, duma Tepp,  
 Du weckst in Wuabn leicht ah no auf!“  
 „Host eh Recht, Muada,“ sogt er drauf,  
 „Schau, mir hot tramt, los zua, wia fein,  
 's Kochbars Maulesel war mein.“  
 „Ja,“ sogt sie, „wan däs wahr war worn,  
 Do mlaßt mi morgn in d'Stodt nein fohrn.“  
 „Na,“ sogt da Bua und trucht (triecht)  
 herfur,  
 „Da Maulesel, das sauber Thier,  
 Der ghört für mi, i wills nit leid'n,  
 Daß is thats fohrn, will selba reid'n!“  
 Sogt der Ost: „Du Bua, vadonkta Bummel,  
 Du reidast jo mein ormen Schimmel  
 Gor's Kreuz ausanond,  
 War doß a Schond!“  
 Er wird wild, wird grausli, dull  
 Und haut in kloan Wuabn 's Ledu voll.

\*) Ost. (Das Geräusch des Schnarchens wird mit einer Holzsaße verglichen.)

## Eine Erzählung

von Hans Kallser.

„Das Beste für mich, ich wäre nicht mehr auf der Welt.“ Mit diesen Worten ging Hans zur Thür hinaus.

Bank hatte es gegeben zwischen ihm und seinem Weibe. — Worüber? O Du mein lieber Gott im hohen Himmel, wenn Zwei zanken wollen, so ist ein kleines Spinnenweb, welches möglicher Weise einst im Dachstuhl der Arche Noah's gehangen haben möchte, Ursache genug dazu. Der Böttcher Hans hatte in seinem Leben viele Reifen angeschlagen, aber der, den er um sich und seine Johanna wand, der saß nicht gut; der schnürte ihm oft das Herz zusammen, dasselbige Herz, welches voreinst so freudig angeschwollen war, wenn er an die Liebste gedacht hatte. Er konnte es immer noch nicht glauben, daß sie, die einst gar so gut war, jetzt gar so böse sein sollte.

Im Abende war's, daß der Hans in der Brauerei-Werkstätte die halben Nächte lang gearbeitet hatte, um seinem Weibe ein gut Stück Geld mehr als sonst für die Feiertage in die Hand legen zu können. Er freute sich auf kein Christfest und auf keinen Ruhetag, er freute sich nur auf ihren freundlichen Blick, wenn er ihr die nagelneuen Geldnoten — denn solche hatte er sich für diesen Zweck eingewechselt — vorzählen würde.

Und wie sah der freundliche Blick aus? —

„Was soll ich denn mit dem Bettel da?“ rief Johanna und strich die Banknoten über den Tisch hin, daß sie in der Luft flogen, „glaubst, Du fangst mich mit Geld, wo Du mich die halben Nächte lang allein in der Wohnung gelassen hast?“

Ganz gelassen, während er das Papier wieder zusammenhat, erinnerte er sie, daß sie ja oftmals geäußert hätte, sie wolle nichts von ihm wissen, er solle ihretwegen gehen, so weit der Himmel blau sei, so habe er gedacht, würde sie seine zeitweilige Abwesenheit wohl aus-

Da kam er an.

„Aushalten!“ rief sie, „ja, glaubst Du, des Aushaltens wegen geht's her! Da laß' ich. Du bist mir ein —“

Rein. Es wäre närrisch, wenn man ein weibliches Zetteln auch noch nachmachen wollte, obwohl mir für meinen Theil, aufrichtig gestanden, hierin das gedruckte Surrogat lieber ist, als die Originalwaare, auf welche die Weiber ein Privilegium genommen haben, das von der Erschaffung der Welt bis zum jüngsten Tage dauert.

Als Johanna aus Mangel an Athem einhalten mußte, sagte der Hans: „Das Beste für mich, ich wäre nicht mehr auf der Welt.“ Und ging in den Winterabend hinaus und ging den Strom entlang gegen die Stadt hin- und kehrte nicht zurück.

Für's Erste wurde die Böttchersfrau noch zorniger, als sie sah, daß er, ohne ihr weiters streiten zu helfen, davonging. Aber, als er um Mitternacht noch nicht zurück war, da vertrieb sie sich die Zeit mit Weinen. — Es gab ja doch keinen Menschen auf der Welt, den sie lieber hatte, als ihren Hans, aber sie hatte ein eigenes Wohlgefühl, so oft sie ihn beleidigen konnte. Sie wußte genau, wo es ihm weh that, und gerade dort stach sie mit ihren Worten hin. blieb er gleichgiltig, so gerieth sie außer sich vor Wuth, traf sie, so jauchzte es in ihrem Innern auf und gleichzeitig hatte sie schon wieder Mitleid mit ihm — und da stach sie zu Troß nur noch leidenschaftlicher auf ihn los — und das war eine Wollust, die sie hart vermisse, wenn er nicht bei ihr war, oder wenn er von jener fürchterlichen Gleichgiltigkeit befallen war, in der er das Meiste zu überhören schien, oder darüber lachte, oder bei ihren heftigsten Längenüberfällen — gähnte. Das Ungeheuer hatte solche Stunden. O Heiland, was sind da für Fensterscheiben, Töpfe und Gläser zertrümmert worden! — Mir aber erkläre Einer solche Weiber! Und dann, wenn's zu spät ist, steht plötzlich das zarte Frauenherz auf mit

seiner Klage und mit seiner Liebe, da gibt's Blumen auf dem Grabe und Grünzeug — wie man am Aschermittwoch den todt'n Haring aufpußt auf dem Teller.

Als Hans am Morgen noch nicht da war, hielt es Johanna nicht mehr länger aus, selbst erschöpft von der schlaflosen Nacht, stand sie früh vor Tags auf und ging durch wüsten Schneegestöber der Stadt zu. — Angst und Zorn erhitzten ihr Blut, sie ist noch ganz uneins mit sich, ob sie — wenn sie ihn findet — ihn umarmen, oder ohrfeigen wird. —

Wir wissen, daß Hans Abends zuvor den Fluß entlang ging. Gern hätte er seinen Welt- und Ehestandschmerz heute gelöst, aber das Wasser — es trieb Eis darauf — war ihm zu kalt. Da geht er doch lieber die paar Stunden in die große Stadt hinein, sucht ein Spielhaus und probirt sein Glück. Wer kein Glück mit Weibern hat, der hat's mit Karten! Wenn das wahr ist, so besitzt er morgen einen gespickten Beutel; mit dem geht er nach Amerika. Verliert er aber seinen Einsatz, so rinnt auch morgen noch Wasser den Strom herab. Der Wöttcher lacht lustig auf. Es kann nicht fehlen — Eins oder 's Andere.

Für's Erste sucht er in der Stadt ein Weinhaus, da stärkt er sich zum Tagwerk; es wird sich weisen, was besser thut, die hölzernen Kartenblätter, um die er sonst die Reifen schlägt, oder die kleineren von Papier und mit den Figuren, die — umgekehrt, wie in der heiligen Ehe — des Nachts mit einander streiten und tagsüber friedlich neben einanderliegen.

Das Geld, mit dem Hans sein Weib erfreuen wollte, das legte er nun auf den Spieltisch. Er wagte freich und led und gewann. Um Mitternacht stand es so, daß er das kleine Wasser aufgeben und an das große denken konnte — an den atlantischen Ocean, an die Fahrt in's Amerika. Um ein Uhr konnte er sich am Mississippi, oder sonst wo

ein beträchtliches Stück Land und einen Schock Reger kaufen, um zwei Uhr hatte er ein nettes Haus und war im Stande, eine Familie zu ernähren. Bei diesem Gedanken wirft er ein unrechtes Blatt aus — Gott Lob, die Familie wäre wieder weg. Etwas nach drei Uhr ist auch das Stück Land verspielt mit-sammt den Regern, um fünf Uhr ist die Reise verschertzt — der letzte Groschen dahin.

Der Hans erhebt sich still und geht davon — geht dem Strome zu. In der Stadt beginnt bereits das Leben des Tages und Fuhrwerk und Menschen winden sich mühevoll durch die neugefallenen Schneemassen. Allerorts werden Schneeschaufler aufgenommen, auch der träge hinwatende Wöttcher wird gefragt, ob er sich was verdienen wolle?

„Ich brauche nichts,“ murrte der Mann, dann bleibt er aber doch stehen und denkt: nun, ein paar Stunden früher oder später, darauf käme es jetzt nicht mehr an, den Gefallen könne er ja dieser Welt noch thun, und im Grunde: wenn er sich zu Tode schneeschaufelt, wie ganz anders wird das Begräbniß sein, als wenn ihn das Wasser auswirft. Was aber wird die Johanna sagen? „Hat der Narr aus Geiz sich zu Tod schneegeschaufelt,“ wird sie sagen. Wie anders, wenn sie sich vorhalten wird müssen: „Der arme Mann, ich habe ihn in's Wasser geheßt!“ Was das großartig ist! Nur lehnte sich gegen Letzteres sein Gewissen auf und erinnerte ihn an das ihre, das ihr auf lebenslang zurufen mußte: Du bist keine Mörderin! — Kannst du deinem Weibe als Erbschaft eine Hölle auf Erden hinterlassen? Kannst du das? — Nein. Er will schaufeln, das macht ihm Frieden und ihr keinen Unfrieden.

Er nimmt das Tagewerk an und in der Vorstadt beginnt er zu arbeiten, schaufelt an manchem Palaste vorbei und ahnt es nicht, daß Menschen darin leben, deren Unglück der Reichthum ist; schaufelt an mancher Hütte vorbei und ahnt es nicht, daß Menschen darin leben,

beren Unglück die Armuth ist. Ach, das Menschenherz! es muß eine Ausrede haben, daß es so unselig, so wahnwitzig, so friedlos ist, und nennt: Reichthum, Armuth, Knechtschaft, Freiheit, Einsamkeit, Ehe — was ihr wollt, es will eine Gelegenheit haben, unglücklich zu sein.

Der Hans schaufelt hinaus auf die Heide, umwirbelt vom Schneesturme, der hinter ihm den Pfad wieder verweht. Gestern ist der Mann denselben Weg gegangen, im Herzen ein Amerika, denn neben dem Glende da drinnen steht die Hoffnung, sie ist so grundlos vielleicht, wie die Verzweiflung, aber sie ist als Gegenwage da, damit Einer, der heute leidet, morgen noch lebt. — Der Hans hat diese Nacht mit dem letzten Kartenblatt das letzte Stück Hoffnung von sich geworfen; er wünscht nur noch Eins: recht bald nichts mehr von dieser traurigen Erde zu wissen. —

Da findet er unter dem Schnee plötzlich sein Weib liegen. Es war verschneit und verweht, es ist erstarrt und benutzlos. — Jetzt wird's noch einmal warm in seiner Brust, er reißt sie empor, er schreit ihr den Namen „Johanna!“ zu.

Leute kommen zusammen und während sie beschäftigt sind, die Erstarrte in's Leben zurückzurufen, wird Hans es inne, was sie ihm ist. Er verspricht Dem, der ihm sein Weib wieder erweckt, all' seiner Hände Erwerb, so lange er lebt — und er schreit es zum stürmenden Himmel auf: er will noch lange leben! —

Sie ist gerettet worden. Die Retter haben auf den Lohn verzichtet, gingen heim und waren zufrieden mit ihrem Werke.

Hans und Johanna sind auch heimgegangen. Und daheim hat das Weib dem Manne versprochen: sie will ihn nicht mehr peinigen.

Daß sie am ersten und zweiten Tage gut war, fand der Hans ganz in Ordnung, daß die Stimmung auch am dritten Tage noch anhielt, überraschte ihn nach dem Vorgefallenen noch immer nicht;

aber als die Woche verging, ohne daß Johanna auch nur den geringsten Streit vom Zaune brach, das wollte ihm — die Wahrheit zu sagen — schier unheimlich vorkommen.

Nun, er hat sich drein finden müssen und leicht und gern drein gefunden. Heute sind seit jener Zeit gerade vier Jahre vorbei — und das böse Weib ist noch immer gut.

D'rum laß' ich's drucken.

### Aus heiterem Himmel.

Epigramme von Oscar Dumenthal.

#### Beim ersten Schritt.

Zur Wiege — nicht zum Grabe,  
Wo Alles schon erreicht,  
Gehört des Wunsches Gabe:  
„Die Erde sei dir leicht!“

#### Die Mehrheit.

Seitdem bei Schiller ist zu lesen:  
„Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen,“  
Vermeint die Mehrheit, wahnbethört, —  
Daß sie zur Minderheit gehört!

#### Macht und Recht.

„Kraft meines Rechts“ ... kein sich'rer  
Hort;  
„Kraft meiner Kraft“ ... ein Herrscher-  
wort.

#### Die Arbeit.

Nur Arbeit hebt dich sanft hinweg  
Aus dumpfem Welt-Verneinen:  
Sie gibt der Stunde einen Zweck —  
Hat auch das Leben keinen.

#### Reclame.

Auf der Reclame papiernem Pfad  
Schreitet der Beifall vor der That.  
Des Nachruhms wollten die Alten sich freuen,  
Der Vorruhm ist die Erfindung der Neuen.

#### Wagner und Beethoven.

Wagner gleich Beethoven? — Mit Verlaub,  
Ein Unterschied bleibt, ein schwerer:  
Bei Beethoven war der Musiker taub,  
Bei Wagner — werden's die Hörer!

**Offenbach.**

Wohl littet Ihr's, wenn er es wagte,  
Die Bühne schamlos zu entweih'n.  
Doch daß er Euch so sehr behagte —  
Das konntet Ihr ihm nie vergeh'n!

**Mimifex.**

Herr Mimifex spielt stets zum Besten  
Der Nothbedrückten fern und nah,  
Und doch sagt Jeder, der ihn sah,  
Bon Gang und Mienenspiel und Gesten:  
Herr Mimifex spielt nicht zum Besten.

**Die deutschen Leser.**

Das Volk der Dichter und der Denker...  
So lassen wir uns gerne taufen.  
Doch soll deshalb kein Dichter denken,  
Daß wir uns seine Bücher kaufen.

**Einem Humoristen.**

Was er gezeigt an eig'nen Geistesblitzen,  
Kein Leser hat es je belacht.  
Sein Hauptverdienst liegt in den guten  
Witzen,  
Die — And're über ihn gemacht.

**Einem Fielschreiber.**

Daß du nur schreibst, um Geld zuräckzulegen,  
Ist noch das Einz'ge, was ich achten kann:  
Denn schreibst du, was du schreibst, der  
Sache wegen —  
Auf welcher Stufe stünd'st du dann!

**Der Stimmungspessimist.**

Kannst du mit Andern denn nicht fröhlich  
sein?  
Was mußt du grundlos foltern dich und  
quälen?  
„Ach, Freund, du kennst nicht philosoph'sche  
Pein:  
Mein Schmerz ist, daß zum Schmerz mir  
Gründe fehlen —  
Mein Glück paßt nicht in mein System  
hinein!“

**Darwinistenzweifel.**

Es stammt der Mensch vom Orang,  
Das lehrten Viele schon:  
Doch wem gebührt der Vorrang?  
Dem Vater oder Sohn?

**Einem Fraßler.**

Wenn sich der Frosch zum Ochsen bläht,  
Run wohl, so mag das Och's geh'n.  
Doch, wer als Och's schon vor uns steht,  
Was braucht sich der zu bläh'n?

**Auf mein Grab.**

Nun bin ich ledig aller Erdenplag' —  
Mich kann kein Glück, kein Hoffen mehr  
betrügen.  
Und wenn einst naht der Auferstehungstag —  
Ich bleibe liegen.

**Bücher.**

Steiermark im deutschen Klede. Eine poetische Anthologie, herausgegeben von Anton Schloßfar. (Graz, Leykam = Josefsthäl 1880.) — Wieder zwei Bände Local-Patriotismus? Und wenn es so wäre! Man weiß doch, daß der Local-Patriotismus in engem Sinne Heimatsliebe und im engsten Sinne Häuslichkeit bedeutet. Aus dem Hause aber wächst die Menschheit mit ihrer Cultur, aus der Heimat wächst der Staat mit seiner Macht. Fragt an, ob große Staatsmänner mit abstracten Plänen in aller Welt umherfaheln? Sie rechnen mit Dingen, die sind, sie concentriren sich, und aus dem Innern, aus dem Heimatsgeföhle heraus wird ihre Politik groß und kosmopolitisch. Wer sein Vaterland ignorirt, um vom „Kosmopolitismus“ zu schwärmen, der kommt mir vor wie ein Mensch, der seine Mutter verläßt, um sich auf den Gassen mit fremdem Volke herumzutreiben. Die Allgemeinheit, die Verschönerung und allmälige Vereinigung der Völker auf Erden ist ein Ideal, dem wohl jeder Vernünftige anhängen muß; aber der gesammten Menschheit dient man am besten, nicht wenn man sich verflacht, sondern, wenn man sich auf das beschränkt, was man ist, wenn man das bringt, was man hat, wenn man auf seinem eigenen Boden nach neuen Schätzen gräbt, in seinem eigenen Garten Früchte züchtet, die vielleicht sonst nirgends wachsen und damit dem Allgemeinen ein Geschenk macht. Das ist jener Local-Patriotismus, durch den die Agricultur wie die Industrie, die Wissenschaft wie die Kunst univervelle Bedeutung gewinnt.

Die Wissenschaft schon nennt man allgemein, um wie viel mehr erst ist es die Kunst, deren Heimat nicht der Verstand ist, sondern das Gemüth — das menschliche Herz. Und doch konnte ein Phidias nur in Griechenland meißeln, ein David nur im Judenlande Psalmen singen, ein Michelangelo nur in Italien seine Werke schaffen, ein Beethoven nur in Deutschland so componiren, wie er es gethan hat. Und — um zu uns zu kommen — würde die heutige Literaturwelt einen Björnson, einen Fritz Reuter, einen Auerbach, einen Angenruber haben, wenn sie den Localton, die Localform verschmäht hätte? Jeder in sich abgeschlossene Charakter und jeder Himmels-

frisch hat seine ureigenen Producte, auch in der Literatur. Wenn es Jedermann sammeln wollte, was er auf seinem Boden findet, wie würden wir allesemt reich sein!

Anton Schloffer sammelt die volksthümlichen Geisteskräfte der Steiermark; er sammelte nun auch die Kunstdichtungen, die über Steiermark und seine Bewohner entstanden waren und die zum großen Theile bereits der Vergessenheit anheimzufallen drohten. Das wäre nicht bloß ein Verlust für Steiermark, es wäre ein Verlust für die Literatur im Allgemeinen gewesen. Die sich auf Steiermark beziehenden Dichtungen eines Anastasius Grün, Kenau, Hamerling, Baumbach, Hammer-Burgstall, J. G. Seidl, Julius von der Traun, wären freilich auch ohne diese Anthologie nicht verloren gegangen, hingegen mußten werthvolle Lieder von Stelzhamer, Holtei, Saphir, Castelli, Leitner, Puff, Kalchberg, Fellingner, Dirnböck, Kollmann, Pechler, Kaltenbrunner, L. A. Frankl, Zusner, J. N. Wogl und Anderen bereits aus verstaubten Papieren hervorgeholt werden. Schätzenswerth sind auch die Beiträge neuer Poeten, als zum Beispiele: A. Schloffer, F. Hilarius, Schulheim, J. M. Föhler, F. Marz, M. Rartsch, A. Leitner, A. Kienast, A. Weiß, F. Föhler, C. Bruch-Sinn, A. v. Hörmann, F. Tiefenbacher, C. Mautner u. A.

Für den Ethnologen und Philologen von vielem Interesse sind die ziemlich zahlreich vertretenen Gedichte in Volksmundart, welche den Unterschied des Dialektes darthun sollen, der in den verschiedenen Gegenden der Steiermark herrscht.

Da eine absolute Vollständigkeit einer solchen Sammlung ohneinicht zu erreichen ist, so hätte man allerdings eine etwas strengere Auswahl im Interesse des Buches wünschen mögen. Doch werden die zwei Bände, wovon der erste die Poesien auf Obersteiermärk, der zweite jene auf Mittel- und Untersteiermark enthält, Den nicht abschrecken, der wissen will, was die Dichter über dieses und von diesem Lande zu sagen haben und wie sie sich von der Herrlichkeit der Alpen, von der Lieblichkeit der Weingelände, von der hieherben Art der Bewohner begeistert haben zu Hochgesängen, wovon viele allerwärts ihre Geltung haben.

Eine werthvolle Beigabe zu diesem poetischen Werke ist der dem bekannten Schloffer'schen Fleiße entsprungene biographisch-literar-historische Anhang über nicht weniger als dreiundachtzig Dichter — ein kleines Werk für sich aus der steiermärkischen Literatur, deren Bedeutung durch Schloffer's Sammelwerk zu klarem Ausdrucke kommt.

F. A. A.

**Altput.** Belletristische Miniatur-Bibliothek, herausgegeben von Maximilian Bern. (Münster, E. C. Brunn's Verlag.) Diese Sammlung belletristischer Originalien, von welcher jetzt zwei Bändchen vorliegen, erinnert nicht bloß durch ihre reizende Miniatur-Ausstattung an zierliche, glänzende Muscheln, sondern auch dadurch, daß sie manche Perle enthält. Eine solche ist vor Allem die originelle kleine Erzählung von Ada Christen: „Mama muß tanzen.“ Außer Bret Harte weiß nur Ada Christen Geschichten von dieser Art, so realistisch-ursprüngliche und dabei tief sinnige, der Form nach scheinbar abgeriffene, knappe, lakonische, und doch bis in's Kleinste fein und sorgfältig ausgeführte Skizzen zu geben. Auch sonst vereinnigt der Herausgeber für sein Unternehmen eine Anzahl von distinguirten Mitarbeitern und gibt Prosa sowohl als Verse in geschmackvoller Auswahl. R. H.

Aus heiterem Himmel. Gesammelte Epigramme von Oscar Blumenthal. (Bern und Leipzig, Georg Froben 1880.) Aus heiterem Himmel wahrhaftig, so unverhofft und überraschend, mitten in der harmlosesten Weihnachtsliteratur, wo man nichts Arges denkt, überhaupt nichts denkt, kommen diese Blitze herniedergerfahren, sie schlagen in den Thepis-Karren, wie in die Tempel der bildenden Kunst und Musik, sie schlagen in die Kammer der Poeten, wie in das Nest des Philosophen — sie treffen und zünden, aber sie tödten nicht.

Man findet so leicht nicht einen Sprühgeist, der scharfer zu spigen und satter zu zielen wüßte, als Blumenthal, den rücksichtslosen Satiriker an der Spree; aber zwischen den Zeilen steht überall zu lesen, daß es ihm nicht so ernst mit seinen Bosheiten gemeint ist. Jeder, über den sich ein guter Witz machen läßt, sei darauf gefaßt, daß ihm Blumenthal die Hand drückt und in den Finger kneipt. Mir hat das Büchlein eine köstliche Stunde bereitet; ich biete den Lesern dieses Blattes eine Probe daraus und habe weiter nichts mehr zu sagen. R.

**Bohr-Berghaus' Hand-Atlas** über alle Theile der Erde. Neu bearbeitet von F. Handke. 7. Auflage. Ausgabe in 100 Blättern. (Glogau, Carl Flemming 1879.) Eines der beliebtesten und gewiß eines der schönsten und nützlichsten Studien, die das Volk, der Gebildete und wie der gemeine Mann betreibt, ist die Erdkunde, die Geographie. Dieses Studium wird zu einem wahren Genuß, wenn man es an der Hand guter, verlässlicher Karten führt. Es ist ein billiges, bequemes Surrogat des

Reifens. Ich muß mich wohl auch begnügen, meine Weltumseglung auf den Blättern des Handatlasses zu machen und ich begnüge mich gerne. Ich reise mit dem Sohr-Berg-haus'schen Kartenwerke und kann diesen Atlas jedem Kartenfreunde wärmstens empfehlen. Die Zeichnungen sind präcise, der Druck ist überaus rein; die topographischen Karten sind nach den Vergleichen mit allen mir sonst zu Gebote stehenden Atlanten sehr genau, die politischen Karten nach der neuesten Eintheilung. Besonders maßgebend scheinen mir bei einem solchen Werke die gewissenhaften und vollständigen Zeichnungen von Straßen, Canälen und Eisenbahnen, ich habe diesbezüglich in der neuesten Auflage des Sohr-Berg-haus'schen Atlases keinen Vorstoß gefunden. Vier astronomische Karten mit Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen leiten das Werk ein; dann folgen drei Karten über die Erdoberfläche mit der Uebersicht über die Meeresströmungen, dann kommt Europa mit 64 Karten, wovon nicht weniger als 33 auf Deutschland und Oesterreich fallen. (Letzteres erfreut sich einer besonderen Berücksichtigung.) Die übrigen Erdtheile mit 27 Karten befriedigen zu einer guten Uebersicht vollständig und erweitern sich bei besonders interessanten Theilen zu förmlichen Specialkarten. — Kurz, es ist ein vortreffliches Werk, welches man mit wahrem Vergnügen empfehlen kann. R.

„Gedichte“ von Ferdinand Groß. (Leipzig, Heinrich Pfeil.) Ein kleines feines Bändchen im goldgepressten Deckel und Goldschnitt, in reizender, allerliebster Ausstattung, ein echtes und rechtes Cadeau für den Toiletteisch in's Budoir einer modernen Dame, ist das sich so prächtig präsentirende Büchlein. Und so zierlich und buchtig wie die Außenseite des Wertchens, ist auch der Inhalt. Namentlich die „Miniaturbilder“, welche uns durch ihre genrebildartigen, oft wie goldiger Zauber dahinhuschenden zarten Gedanken, im besten Sinne an den großen Märchenerzähler Andersen und an sein „Bilderbuch ohne Bilder“ gemahnen, sind wie fein ciselirte Arbeit eines Benvenuto Cellini . . . Auch in den epigramme ähnlichen „Splittern“ findet sich manche Perle. „Du möchtest in der Welt was Rechts bekleiden,“ meint der Autor mit boshaft feiner Ironie, — „nimm eine Frau . . . Geholten ist euch Weiden! . . .“ Unstreitig hat sich der vor Jahren preisgekürnte Feuilletonist auch auf dem Gebiete der Poesie als feinsinniger Dichter documentirt, den namentlich eine ungekünstelte Eleganz des Denkens und der Form in hohem Maße auszeichnet. Wir empfehlen das Bändchen ganz besonders als Geschenk

für junge Damen, als Beitrag auf ihr Necessaire-Tischchen etwa . . . E. K.

Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande. Gesammelt und herausgegeben von Johann Krainz. 1. Heft. (Brud a. d. Mur. Carl Jilg, 1880.) Seit einiger Zeit sind in Steiermark verschiedenlei Kräfte thätig, um die Schätze der Poesie, an welchen dieses Alpenland so reich ist, zu heben, zu sammeln und vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Unter diesen Bestrebungen eine zu beachtende ist die Krainz'sche Herausgabe steirischer Mythen und Sagen. Dankenswerth ist die Zusammensetzung des Stoffes aus verschiedenen älteren Werken und Zeitschriften, aber noch weit willkommener sind die directe aus dem Volksmunde geschöpften Legenden und Erzählungen. Manche der hier gebotenen Sagen kann allerdings weder auf poetischen Reiz, noch auf große Originalität Anspruch machen, hingegen liegt in denselben häufig historischer Werth, der bei dem großen Mangel an geschichtlichen Urkunden in der oberen Steiermark hoch geschätzt werden muß. In Bezug auf die Form wäre dem verdienstlichen Herausgeber zu rathen, sich etwas weniger gewissenhaft an die Schemen zu halten, sondern den gebiegenen Inhalt durch eine warme und charakteristische Darstellungsweise dem Lesepublikum noch begehrenswerther zu machen.

„Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung“ von Alex. F. Hefisch, Wien, A. Hartleben's Verlag (in 25 Lieferungen.) Von diesem durch uns bereits wiederholt erwähnten Werke liegen bis heute 12 Hefte vor. Das Buch hält sich getreu innerhalb des Rahmens des Programmes und ist demnach kein geographisches Werk im engeren Sinne des Wortes, sondern ist auf Ethnographie, Geschichte, Sage und Dichtung, welche sich an den Donaufstrom knüpfen, das Hauptgewicht gelegt. Diesem textlichen Inhalt schließt sich ergänzend die Illustration an, welche in zweihundert eigens für dieses Werk ausgeführten Abbildungen uns alles Sehenswerthe längs des Donaufstromes vorführt. Jedem der bisher erschienenen Hefte ist ein Vollbild in schönem Druck auf separatem Carton beigelegt. Wer sich über Land und Leute, Sehenswürdigkeiten und geschichtlich denkwürdige Orte längs der Donau informieren will, dem ist dieses Buch ein willkommenes Bademeccum, denn was der Leser sonst kaum aus einer Bibliothek von einschlägigen Büchern erfahren könnte, das hat der Verfasser mit großer Mühe und Sammelfleiß zusammengetragen, so daß sogar Derjenige, welcher die Donau-



fahrt selbst macht, dieselbe am besten an der Hand dieses Werkes unternimmt; Demjenigen aber, der sich nur im Geiste auf die Reise begeben kann, dem ist das Buch der möglichst vollkommene Ersatz, soweit letzterer überhaupt möglich ist.

Im Verlage von Julius Klinckhardt in Wien und Leipzig erscheint in III. Auflage Frühlingssächte in Salamanca von Johannes Nordmann. Ein Geist und Herz erfrischendes Buch, wie man es sich zu allen guten und trübten Stunden nicht lustiger und anregender wünschen kann. Diese literarische Erscheinung gewinnt noch dadurch ein speciellcs Interesse, daß in einer Polizei-Novelle als Einleitung die Schicksale des geistvollen Werkes, das bei einer zweiten Veröffentlichung als „Opfer des Concordats“ fallen sollte, wahrheitsgetreu und mit Humor erzählt werden.

Ferner dem „Heimgarten“ zugegangen: Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte, herausgegeben von F. Spielhagen. Jännerheft 1880. (Braunschweig, G. Westermann.)

Deutsche Rundschau, herausgegeben von Julius Rodenberg. Jännerheft 1880. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Darwin und Haeckel. Dezemberheft, 1879. (Leipzig, Ernst Günther.)

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart, herausgegeben von Richard Fleischer. 4. Heft, 4. Jahrg. (Verlag von Otto Zanke, Berlin.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Herausgegeben von Dr. Carl Rindts. 4. Heft, 2. Jahrg. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Neueste Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- u. Hauswirthschaft. 1. Heft, 7. Jahrg. (A. Hartleben, Wien, 1880.)

Deutsches Familienblatt. Eine illustrierte Wochenschrift. Numero 1—2. (Berlin, J. G. Schorer.)

Die Literatur. Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart, herausgegeben von Max Stempel. (Hofmann, Berlin.)

Johann Ritter von Ralsberg's gesammelte Schriften. Herausgegeben von Dr. Anton SchLOSSAR. 3. und 4. Band. Mit dem Bildnisse von Ralsberg's und einem Facsimile. (Wien, W. Braumüller, 1880.)

Das Lied von der Gottesmutter. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen, mit Einleitung versehen von Dr. Karl Siegen. (Sondershausen, Max Fackhaber, 1879.)

Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und thierischen Lebensverrichtungen. Für Laien und Fachgenossen dargestellt von Dr. Johannes von Hanstein. (Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandlung, 1880.)

Die romantische Schule in Deutschland und Frankreich von Dr. Stephan Born. (Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandlung, 1879.)

Die Anfänge des Christenthums in der Stadt Rom. Von R. Schmidt. (Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandl., 1879.)

## Postkarten des Heimgarten:

**B., Wien:** „Uebung macht den Meister seit seiner Jugend heißt er“, sagen Sie von einem Kritiker. Wir bitten Ihre eingeschickten bösen „Epigramme“ auch gerne, aber Ihr bescheidenes Begleitschreiben hat uns den Giftzahn ausgebrochen.

**Frau H. Dr. A. Brehmer, Lübeck:** Herzlichen Dank für Ihren schönen „Weihnachtsgruß dem Dichter“. Es ist sein Lieblings-Festlied geworden.

**M. M., Wien:** Ueber das in den Postkarten des vierten Heftes, IV. Jahrgang, gegebene Räthsel gingen uns nur zwei richtige Lösungen zu. Bitten um Entschuldigung, daß die Auflösung geradezu „Spitzbube“ heißt.

**M. J., Wien:** Sie drohen uns, wenn wir Ihre Arbeiten nicht sofort zurückgeben, mit weiteren Einsendungen. Gnade! Sie sollen Ihre Sachen auf der Stelle haben.

**J. J. Weiz:** Fast schillerisch schwungvoll. Versuchen Sie es einmal mit neuem Stoffe. Gruß.

**A. C. Rößler:** Von sechzehn Langnummern neun ausländische Länze sind für einen „gemüthlichen Steirerabend“ um neun ausländische Länze zu viel.



## Der schwarze Robert oder: Meine Frau und ich.

Eine Novelle von Emil Cohnfeld.

Die letzten Strahlen der heißen August-Sonne waren hinter dem Horizont verglüh't; graues, regnerisches Abendgewölk....

Soweit war ich im Schreiben meiner Erzählung gekommen, als ich unterbrochen wurde. Ein süßer, kleiner, weicher Arm schlang sich um meinen Nacken, ein blondwelliger Kopf lehnte sich über meine Schulter, zwei herzige, kirschrothe Lippen drückten einen Kuß auf meinen härtigen Mund und eine silberne Stimme tönte mir freundlich zu: „Was willst Du denn da schreiben, Männchen?“

Es war meine Frau. Mein herziges, liebes, kleines Weibchen! Wer empfunden hat, wie es thut, wenn man auf diese Weise geföhrt wird, der wird begreifen, was meine Antwort darauf war. Ich warf die Feder auf's Papier, daß sie einen großen, häßlichen Kleck machte, den ich für mein Leben gern hier hätte mit abdrucken lassen, da er ja in all' sei-

ner Häßlichkeit so viel mehr reizende Poesie meiner Gegenwart umfaßte, als ich je niederzuschreiben vermöchte — ich warf also die Feder auf's Papier, ließ Arbeit Arbeit sein, umschlang mein Weibchen mit beiden freigewordenen Armen, erwiderte herzlich ihren Kuß und sagte, da mir gerade nichts Anderes einfiel: „Du mein süßer, kleiner Engel!“

Sie fühlte sich ungemein geschmeichelt. Denn, im Grunde genommen, war die Sache ein kleines Experiment von ihr gewesen, das ihr höchlichst zur Zufriedenheit geglückt war, und darüber freute sie sich sehr. Solche Experimente machen junge Frauen gern. Sie hatte versuchen wollen, wie wirksam ihre liebliche Gegenwart wohl in's Gewicht falle gegenüber den gefährlichsten beiden Gegnerinnen, welche ein junges Weib bei ihrem Manne zu fürchten hat: Arbeitszeit und Conferenz mit Gedanken aus höheren Regionen. Und das war außerordentlich

glatt gegangen. Als sie sich mit ihrer reizenden Rufüberrauschung auf die eine Schale meiner Sympathiewage gesetzt, war die andere Schale, die mit der Muse, so sinkt in die Höhe geschneilt, daß die rivalisirende Jungfrau Apollo's hinauf geflogen war bis zu ihrem entfernten Herrn und Meister, oder auch zu allen Teufeln, da ich mich in dem Augenblicke durchaus nicht darum scheerte, wohin sie kam.

Nachdem meine Frau die Sache auf diese Weise höchlichst zu ihrer Zufriedenheit erlebtigt sah, that sie ganz unschuldig, als ob gar nichts vorgefallen sei und fragte unbefangen:

„Störe ich Dich, Männchen?“

„Nein, meine liebe Laura!“ Ich log damit meiner Frau entschlossen vor, daß sie mich nicht störe, womit ich natürlich eine ganz ungemaine große Lüge sagte. Denn solch' eine Frau mit ihrem Kommen und ihrem Ruf sollte mich nicht stören! Bliden Sie nicht mit wahrhafter Entrüstung auf solch' eine Zumuthung, schöne Leserin? Viel schmeichelhafter und dazu wahrheitsgetreuer wäre es gewesen, wenn ich gesagt hätte: Ei, freilich, störst Du mich, so ungemain wie nur irgend Etwas in der Welt mich stören könnte! Aber dann hätte sie mir einfach beinahe die Augen ausgekratzt oder sie hätte mindestens einen halben Tag lang geschmolzt, was bekanntlich noch schlimmer ist. Frauen ziehen eben eine galant klingende Unwahrheit einer ungalant klingenden Wahrheit vor, auch wenn diese eine wirkliche Galanterie enthält.

Da meine Frau erreicht hatte, was sie erreichen wollte, nämlich mich zu stören und dabei die Versicherung zu erhalten, daß ihre Gegenwart ein unbedeutendes Etwas sei, welches mir keine Störung verursache, hielt sie die Angelegenheit für genügend erlebtigt und ich würde nun wahrscheinlich zu meiner Augustsonne haben zurückkehren können, wenn nicht Laura's Blick, der wie ein revidirender Feldherr noch

einmal prüfend über den Schauplatz ihrer siegreichen Action schweifte, dabei wieder auf mein Papier und den spannenden Anfang meiner Erzählung gefallen wäre. Nach dem weisen strategischen Grundsatz, daß es nicht genüge, einen Sieg nur zu erkämpfen, sondern daß die Hauptsache sei, ihn auch gründlich auszunutzen, beschloß sie, noch nicht so ohne Weiteres von mir abzulassen und wiederholte, nach einem Augenblick des Nachdenkens, leicht hingeworfen ihre Frage: „Was schreibst Du denn da, Männchen?“

Nun muß auch ein geschlagener Gegner noch verstehen, schnell seine Truppen wieder zu ordnen und Stellung zu nehmen, um sich nicht vom Sieger ganz aufreiben zu lassen. Ich nahm mich also zusammen, formirte aus den mir augenblicklich gebliebenen Hilfsmitteln rasch ein Artilleriecorps schweren Geschüzes und feuerte gleich als ersten Vertheidigungsschuß ein Sprenggeschuß größten Calibers ab in der Antwort: „Eine Spukepisode, eine Schauergeschichte, liebe Laura!“ Denn meine Frau ist nämlich, gottlob, graulich und hat mit Spukgedanken nicht gern zu thun.

Als ich den „Schwarzen Robert“ begann, war ich mir zwar noch nicht recht klar gewesen, ob ich ihn komisch oder schauerlich behandeln würde. Der Stoff, der in einigen vergilbten Actenstücken aus dem Archive einer mir befreundeten, altadeligen Familie vor mir lag, war sehr interessant, aber war so spukig-abenteuerlich, daß man die Sache sowohl ernst, wie auch, in Anbetracht unserer höchst aufgeklärten Zeit, satyrisch lustig behandeln konnte. Ich hatte eigentlich Anwendung gespürt, dem Lektoren den Vorzug zu geben — aber nun kam meine Frau, welche sich ungemain gern über lustige Geschichten amüsirt und die mir gewiß nicht von der Seite gegangen wäre, wenn sie gehört hätte, daß ich eine fröhliche, heitere Geschichte nach ihrem Geschmack zu produciren

im Begriff sei. Das wäre nun zwar eine höchst angenehme Gesellschaft gewesen; da ich aber die selbstverständliche Schwäche besitze, an der Seite meines Frauchens mich nicht in anderweitige Thätigkeit als diejenige des Kosens und der Galanterie vertiefen zu können, was mir sicherlich weder Männlein noch Fräulein unter meinen liebenswürdigen Lesern verdenken wird, so wäre der Schwarze Robert entweder ungeschrieben geblieben, oder ich mußte mich entschließen, ihn in's „Grauliche“ hinüber zu spielen. Ich entschloß mich also rasch hierzu, zog in Gedanken dem Schwarzen Robert ein entschrieben schauerliches Gewand seiner eigenen Farbe an und hielt ihn meiner Frau als ein freundliches „apage angele!“ entgegen. Nun konnte ich ihn doch wenigstens schreiben, wenn auch traurig!

Aber die Arithmetiker, die schon alles Mögliche und Unmögliches zu berechnen erfunden haben, sind uns leider die Kunst, die Frauen zu berechnen, noch schulbig geblieben. Ich merkte dies allsobald auf's Neue, denn ich ward zu meiner Ueberraschung inne, daß ich die Rechnung wieder einmal ohne den Wirth oder vielmehr ohne die Wirthin gemacht hatte. Meine Frau sagte nur: „Hu, eine Schauer Geschichte! Da ist es nur gut, daß es nicht Abend ist, sonst graulte ich mich und bliebe nicht bei Dir, sondern lief fort und schloße mich in mein Zimmer ein! So aber werde ich mich zusammennehmen und bei Dir bleiben! Weil es so lieb und gut von Dir ist, daß Du so etwas Grauliches bei Tage vornimmst, nicht Abends, wo ich gern neben Dir sitze! Das fordert eine Belohnung: schreibe nur weiter, ich setze mich hier auf's Sopha und sticke!“

Ich bekam noch einen Kuß als Extragratification und setzte mich mit etwas langem Gesicht zur Arbeit nieder, während meine Frau mir gegenüber auf dem Sopha Platz nahm und emsig mit der großen, blanten Nadel

durch die Stiderei dahin huschte. Sie mußte mir jedesmal in's Auge falten, wenn ich dasselbe auf einem Moment vom Schwarzen Robert erhob, um mir vom leeren Raum vor mir Rath zu erholen. Das war nun unstreitig eine höchst anmuthige Ausfüllung des leeren Raumes, der sonst nur mit Schauergedanken aus dem dreißigjährigen Kriege angefüllt war — aber — merkwürdig! — unsere physikalischen Gesetze sind so wunderbar durchgreifend, daß sie manchmal sogar auch auf das rein Geistige, nicht nur auf das Materielle Anwendung finden. Zum Beispiel das Gesetz von der Un durchbringlichkeit. „Der Raum, welcher von einem Dinge eingenommen wird, kann nicht gleichzeitig von einem anderen Dinge eingenommen werden.“ Und siehe da: Seit der leere Raum vor mir, aus dem ich mir meine Gedanken zu holen pflegte, von dem reizenden jungen Dinge eingenommen war, das dort auf dem Sopha saß und sticke, schienen in demselben die Dinge aus dem dreißigjährigen Kriege gar keinen Platz mehr zu haben, mit denen er angefüllt gewesen und die ich mir aus ihm herzuholen gedacht hatte!

Indeß nahm ich mich zusammen und sagte mir: Du wirst den leeren Raum vor dir bis auf günstigere Situation als neutrales Gebiet betrachten und dich vorläufig mit dem begnügen, was du vom Schwarzen Robert schon im Kopf hast. Es ist ja Zeit, daß Du endlich zu der Geschichte selbst kommst — — ich schrieb also. Und damit gehe ich zum Anfang meiner Erzählung über.

Die letzten Strahlen der heißen Augustsonne waren hinter den Horizont verglüht, graues, regnerisches Abendgewölk war heraufgezogen und in dem alten Schlosse der gräflich Markheim'schen Familie, dem Schauplatz, auf welchem sich die nachfolgenden merkwürdigen Ereignisse abspielten, wisperten sich die Diener,

Knechte und Reifigen in allen halbdunklen Gängen und Kammern allerlei noch viel dunkleres Getuschel zu. Es waren seit dem gestrigen Tage auf dem Schlosse Dinge vorgegangen, welche selbst in jenen rauhen, wenig empfindsamen Zeitläuften wohl geeignet waren, die Angehörigen des Schlosses in Schrecken, die ganze Umgegend in neugieriges Staunen zu versetzen. Heut Mittag hatte in der Capelle des Hauses die feierliche Vermählung des jungen Grafen Otto von Markheim mit dem reichen Edelfräulein Margarethe von Sorbenna stattfinden sollen, welche hochgeborene junge Braut, aus italienischem Adelsgeschlecht entstammt, aus geheimem Grunde und ganz gegen Gebrauch und Herkommen, zu diesem Zweck schon seit einigen Wochen als Gast auf dem Schlosse gewohnt hatte, anstatt, wie Jedermann erwarten durfte, auf ihren eigenen Gütern des Bräutigams zu harren, um, nach dort vollzogener Vermählung, von ihm heimgeführt zu werden. Sie war allein gekommen, mit einer einzigen alten Dienerin, weder von Eltern noch von Angehörigen ihrer Familie oder auch nur einer Dame ihres Standes begleitet. Geheimnißvoll war sie gekommen, Abends in einem dichterisch geschlossenen, schwerfälligen, alten Reisewagen, der sofort ohne sie wieder von dannen fuhr, Niemand wußte wohin. Sie war bleich und schwermüthig mit ihrer alten Dienerin ausgefliegen und hatte sich auf ihre Zimmer führen lassen, ohne weder den jungen noch den alten Grafen, die Wirthe des Hauses, zu begrüßen, und drei Tage lang hatte sie Niemand von der Dienerschaft mit Augen gesehen. Als sie aber dann, am vierten Tage, sich außerhalb ihrer Gemächer blicken ließ, da sah man freilich ganz Anderes als man erwartet hatte. Die hübsche, junge Dame erschien nicht mehr schwermüthig und bleich, sondern rosig in frischster Jugendlichkeit, von lebhaftem, heiterem Temperament und sich fröhlich er-

gehend in den Festeu, welche die Grafen Markheim ihr zu Ehren veranstalteten.

Seitdem waren Wochen vergangen und es war längst kein Geheimniß mehr, was die junge Dame hergeführt; der Tag ihrer Vermählung mit Otto von Markheim war festgesetzt, es war bekannt geworden, daß die jungen Verlobten einander schon seit Jahren kannten und liebten, eitel Lust und Freude herrschte auf dem Schlosse und nur Margarethen's Dienerin, ihre alte Amme, wie man gehört hatte, schien nicht von der allgemeinen Fröhlichkeit mitergriffen. Schwermüthig und still schlich sie unter allen heiteren Gesichtern einher und schüttelte nur stumm das wohlwollende greise Haupt, wenn man sie hie und da gutmüthig fragte, weshalb denn gerade sie die frohe Stimmung Aller nicht theile.

So hatten die Sachen gestanden, als plötzlich der heutige Morgen, der Morgen des Hochzeitstages, einen graufigen, schrecklichen, unerklärbaren Nis in das schöne Gemälde gebracht hatte. Jammergeschrei und Entsetzensrufe waren aus dem Zimmer des jungen Grafen Otto von Markheim erschallt, als Morgens der Diener es betreten, um der Glocke zu folgen, die ihn hineingerufen hatte. Laute Ausbrüche der Verwunderung und des Schreckens waren gleichzeitig aus den Zimmern der schönen Margarethe erschallt, als eine der Mägde das Schlafgemach betreten hatte, um der Dame zu melden, daß es Zeit sei, sich zu erheben, um an die Toilette für den feierlichen Tag zu gehen. Alles stürzte herbei und sah das Wunderliche und das Entsetzliche, das geschehen! Margarethe v. Sorbenna war verschwunden, fort sammt ihrer greisen Dienerin, ohne daß man begriff, wie und wohin sie geflohen. Ihre Gemächer waren verschlossen, wie stets zur Nachtzeit, noch angefüllt mit den umherliegenden Prachtgewändern, welche am heutigen Tage die Braut

schmücken sollten, aber ohne jede Spur von ihr selbst oder ihrer Dienerin. In seinem fernen Zimmer aber lag Otto v. Markheim, der stattliche, männlich schöne, junge Bräutigam todt auf seinem Bett, ermordet von fremder Hand — schon angethan mit allem Festschmuck der heutigen Feier, aber todt; der starke, jugendkräftige Mann, nicht etwa getödtet durch eine heimtückische, hinterrücks angewendete Waffe, sondern überwältigt im Kampf mit einer stärkeren Hand, die Arme gebunden mit der herabgerissenen seidenen Schärpe des Ermordeten, die Halskrause zerzaust wie im wilden Ringen, sein eigenes Schwert in der blutigen Brust, vom Todesstoß getroffen, nachdem man ihn zur Wehrlosigkeit getnebelt.

So nahe es gelegen hätte, das Verschwinden Margarethens und ihrer Dienerin dahin mit der schrecklichen That in dem Zimmer Otto v. Markheims in Verbindung zu bringen, daß man in den beiden Entflohenen oder vielleicht in der Einen von ihnen die Mörderin sah, welche, wenn auch aus vollkommen unbegreiflichem Motive, dem jungen Grafen das Leben geraubt, so sprach doch Ein Umstand dagegen, der selbst dem beschränkten Verstande einer Dienerschaft und Bevölkerung der damaligen Zeit sofort einleuchten mußte. War es denkbar, daß ein heiteres, lebensfrohes junges Mädchen, eine zarte, zierlich-schöne Gestalt wie die Margarethens, auch nur physisch im Stande hätte sein sollen, den kräftigen jungen Ritter im Ringen zu überwältigen, zu fesseln?

Das war unmöglich, — der alten schwachen Greisin, welche die Kräfte hierzu noch weniger besaß, gar nicht zu gedenken!

Es mußte also eine andere, wohl gar mehrere Personen den Mord verübt haben, — wie das Verschwinden der beiden Frauen hierzu in Beziehung stand, war zunächst in keiner Weise ersichtlich. Der Einzige, der in dieser

Sinsicht vielleicht eine Vermuthung hätte hegen können, Otto's Vater, der alte Graf Markheim, bewahrte darüber ein tiefes, geheimnißvolles Stillschweigen. Er erschien düster, aber gefaßt, beinahe zu gefaßt für einen Vater bei so schrecklichem Tode des hoffnungsvollen, einzigen Sohnes — er benahm sich indeß so ernst würdevoll, so ersichtlich in tiefgefühltem, aber festverhaltenem Schmerz, daß ein Verdacht, der vielleicht hätte auskommen können: er selbst sei schuldig oder mitschuldig an dem, was geschehen, auch in dem Kopfe keines, wenn auch noch so bösgeschwätigen Zuträgers der Frau Fama sein Entsehen fand.

So war der Abend des schrecklichen Tages hereingebrochen, der ein Hochzeitstag hatte sein sollen und zu so schauerlichem Todestag geworden war, als . . . . .

eine plätschernde Wasserfluth über mein Papier hinströmte, Tinte und Schrift vermischte, sich schwärzlich gemischt vom Schreibtisch herab auf meinen Schooß ergoß, und nebst einem hellen Klirren ein lauter Schrei meiner Frau mich aus meinem Sinnen aufschreckte.

Entsetzt sah ich empor und blickte verstört meine Frau an, noch ganz unfähig mich soweit zu sammeln, um wahrzunehmen was denn eigentlich geschehen sei und was ich thun sollte.

Meine Frau stand vor mir, erzürnt, naß, die Stiderei in der Hand, in höchster Aufregung.

„Aber, Mann, hilfst Du mir denn gar nicht, bist Du von Stein!“ schrie sie und Thränen stürzten ihr aus den Augen, während sie die Stiderei hoch hielt, wie um sie vor dem Ertrinken zu schützen.

Mir wurde erst allmählig klar, wie es um mich her aussah. Meine Schreiberei war naß, ich war naß, meine Frau war naß, ihre Stiderei triefte und auf dem glattpolirten Tisch zwischen mir und meiner Gattin lag eine Menge Wassers nebst vielen Glas-

sherben und zwei zappelnden Goldfischchen.

Ich strich mir über die Stirn und fragte ziemlich erschrocken: „Was ist denn nur los?“

„Hilf mir doch, Du gleichgültiger Mann!“ jammerte meine Frau weinend: „Nimm mir die Glasscherben ab, ich fürchte mich, ich kann mich ja nicht rühren, ohne mich zu schneiden!“

Ich sah jetzt erst, daß meine Frau wie zum Schmutz mit mehreren funkelnden Glasstücken besetzt war, die in den Falten ihres Kleides und in der Stiderei hingen. Ich entfernte den unwillkommenen Zierrath, so gut es ging, wobei ich mich nur in Einen Finger stach (leider war es gerade der Zeigefinger der rechten Hand, also der Schreibfinger!) entfernte schurrend die Glasstücke, die zu ihren Füßen lagen, und fragte, noch immer etwas verwirrt: „Was hast Du denn nur gemacht?“

„Die Goldfischschale ist umgefallen — — meine schöne Stiderei!“ jammerte Laura und pußte kläglich an dem nassen Werk ihrer Nabel, um es von Glas und Wasser zu reinigen.

„Die Goldfischschale — umgefallen — ? Nein so was . . . . wie ist denn das nur gekommen?“ fragte ich verblüfft.

„Ganz verdorben ist sie!“ klagte Laura weinend und meinte damit ihre Stiderei: „Ich muß sie von vorn anfangen, und nun werde ich nicht mehr damit fertig! Ich hatte sie Dir zum Geburtstag bestimmt!“

„Nun, da bist Du um so fleißiger und schafft es dennoch fertig bis dahin,“ suchte ich zu beschwichtigen.

„Fleißiger sein! Läßt mich denn die Wirthschaft dazu kommen?“ weinte Laura außer sich. „Das soll also gewiß heißen, daß ich Dir nicht fleißig genug bin, Du meinst, daß ich müßig gehe, und ich gebe mir doch so große Mühe, Dir Alles recht zu Dank zu machen! — Nein, nein, nun werde ich nicht fertig damit . . . . aber Dir

ist es ja auch gleichgültig, wenn mir eine so große Freude verdorben wird! Du wolltest doch so gern solch' ein Rissen haben! Ach Gott, die schöne Seide! Muß mir auch die unselige Goldfischschale diesen Streich spielen!“

„Ja!“ klagte ich mitfühlend, „es ist jammerlich! Daran ist das Mädchen schuld: weshalb stellt sie auch die Schale so unsicher hin!“ (Denn ich sagte mir: wozu ist sie denn Mädchen für Alles, wenn nicht auch dafür, bei solchen Gelegenheiten der Blitzableiter zu sein!)

Aber Laura dachte anders. „Das Mädchen? Du schlechter Mann, Du hast heut eben durchaus den Wunsch, mit mir zu zanken!“ klagte sie. „Was kann denn das Mädchen dafür: ich habe ihr ja gesagt, daß sie die Schale hieherstellen solle, und sie stand auch ganz fest!“

„Ganz fest? Ja, wie ist sie denn da umgefallen?“ fragte ich naiv.

„Ich habe sie umgestoßen, und daran bist nur Du schuld!“ weinte Laura.

„Ich?!“

„Ja! Ich beugte mich vor, um Dich so recht liebevoll anzublicken, wie Du es immer so gern hast, und dabei habe ich sie umgestoßen!“

„Ach so!!“ —

Ich sagte weiter gar nichts, sondern suchte meine Frau durch Freundlichkeit und Hilfeleistungen zu beruhigen, und dann gingen wir Beide an das Curiren des Schadens. Ich zog mich um, meine Frau zog sich um, die nasse Stiderei wurde versuchsweise zum Trocknen aufgehängt und das Zimmer von Glasscherben, Wasserfluth und Goldfischchen gesäubert. Dabei fiel mir plötzlich der schwarze Robert wieder ein und halb angekleidet stürzte ich an mein Schreibpult, um nach ihm zu sehen. Er schwamm! Außerdem war die Schrift zu einer blauwolkigen düsteren Fläche verwischt, denn das vorforgliche Mädchen für Alles hatte emsig mit einem zusammengedallten

Luch darauf getupft, um ihn zu trocknen. Ich konnte ihn nicht aufhängen wie die Stickerie — aber trocken hätte ich ihn wirklich gern gehabt, denn wenn das Papier nicht gerade aufweichte, blieb doch wenigstens die Schrift erhalten.

Ich drückte also das Manuscript, so gut es ging, zwischen Löschblättern ab und breitete die einzelnen Papiere zum Trocknen auf dem Schreibpulte aus. Dann ging ich wieder zu meiner Frau.

Sie hatte Kopfschmerzen. —

Leser, weißt Du was das sagen will? Kopfschmerzen einer jungen Frau sind der zweite Grad in einer Steigerung, welche lautet:

1. Grad: böse sein,

2. Grad: Kopfschmerzen,

3. Grad: Weinkrampf, welcher in anomalen Fällen — denn in welcher Grammatik lämen nicht Unregelmäßigkeiten vor, zumal in der unberechenbar unregelmäßigen Gefühlsgrammatik einer jungen Frau! — welcher also in anomalen Fällen auch lauten kann: in Ohnmachtfällen oder: von Barbar und Unglücklichsein phantastiren mit obligatem Händeringen. — Kopfschmerzen sind das Bistir, welches die Frau eifern niederschlägt, wenn ihr Mann sich unterstanden, den Fehdehandschuh, den ihre gekränkte Empfindsamkeit ihm hingeworfen, aufzuheben, oder auch nicht aufzuheben, und es nun zum ehelichen Turnier geht, oder auch es nicht dazu geht. — Kopfschmerzen sind der Entoutcas, den die Frau aufspannt gegen den Gewitterregen alles Mergers, den der Mann äußern könnte, aber nun lieber hinunterschlucken muß; wie gegen alle Sonnenstrahlen seiner Freundlichkeit, die von diesem medicinischen Schirm der leidenden Gattin abblitzen, wie Schießbaumwolle von der bloßen Hand: ohne sie zu versengen. — Kopfschmerzen einer jungen Frau endlich sind ein Leiden, von welchem weniger der Frau als vielmehr dem Manne

der Kopf weh thut. O weibliche Kopfschmerzen! . . . . .

Unter den vielen Mitteln dagegen, welche sämmtlich nicht's helfen, ist ein besonders häufig angewendetes auch: Luft. Nämlich, daß der Mann an die Luft geht. Da dieses Medicament jedoch, pure angewendet, für den zarten Geschmack einer jungen Frau viel zu bitter sein würde, so muß sie, wie Chinin, in eine möglichst süße Endeluppe eingekleidet werden. Die Medicin nämlich, — das Frauchen muß in Seidenpapier eingewickelt werden! Man nimmt als Enveloppe am besten den plötzlichen Einfall: „Ei der Tausend, ich wollte Dir doch schon immer das und das mitbringen, das könntest Du gerade morgen brauchen, und da ich eben so wie so einen Geschäftsgang vorhabe, werde ich es doch gleich besorgen!“

Dann geht man, nach einem freundlichen, aber unbefangenen und nicht zu intensiven Adieu (da ein solches bei Kopfschmerzen leicht zu gefährlichen Controversen führen würde) hinweg, bleibt etwas lange fort und kommt mit dem bewussten das und das möglichst ohne merkbare Befangenheit wieder. Das Mittel ist ganz probat und hilft regelmäßig nichts. —

Was mich betrifft, so wählte ich Apfelsinen. Es waren die ersten im Jahr und meine Frau ist sehr gern Apfelsinen. Zudem waren sie noch ziemlich theuer und es war mir daher gestattet, in ihnen diejenige Wahl zu treffen, die ich zur Fünfzehn-Pfennigzeit der Orangen nicht hätte treffen dürfen, ohne mich großen Unannehmlichkeiten in Gestalt der Frage auszusetzen, ob ich etwa glaube, mein Unrecht „damit“ wieder gut machen zu können! — Ich kaufte also drei sehr schöne Apfelsinen und ließ mir gleichzeitig vom Apotheker ein Stück Englisch-Pflaster auf den Schnitt in meinem Zeigefinger kleben, der mich schmerzte. Zu Hause wieder angekommen, legte ich die Apfelsinen



triumphirend vor meiner Frau nieder, die, den Kopf aufgestützt, leidend an einem Tische saß, und wartete lächelnd ab, was sie sagen werde.

„Jesus!“ schrie sie entsetzt auf, ohne die Apfelsinen zu beachten: „Was hast Du denn an Deinem Finger?“

„Nichts, gar nichts, liebes Kind!“ beschwichtigte ich lächelnd: „Ein kleiner Schnitt — sieh' doch die schönen Apfelsinen, die ich Dir mitgebracht habe!“

„Du hast aber ein Pflaster darauf?!“ jammerte meine Frau ängstlich und betrachtete meinen Zeigefinger mit einem Entsetzen, als sei er ein Abbild des Grauens.

„Nur zum Schutz, nur zum Schutz, mein Engel!“ lachte ich freundlich.

„Ich habe es mir in der Apotheke auflegen lassen, weil ich den Finger dann bequemer brauchen kann. — Die Apfelsinen . . . . .“

„Ach laß mich doch mit den dummen Apfelsinen zufrieden, — wie bist Du denn nur unterwegs dazu gekommen, Dich so fürchterlich zu schneiden?“

„Ich habe mich ja nicht unterwegs geschnitten,“ sagte ich ein wenig kleinlaut und ein wenig mißgestimmt über meine Apfelsinen: „Ich habe mich vorhin ein Bißchen geritzt, an dem Glase.“

„An dem Glase! Herrgott, am Ende ist Glas in die Wunde gekommen!“ rief meine Frau erschreckt, schob die Apfelsinen umstandslos bei Seite und beschäftigte sich angelegentlich mit meiner Hand. „Weshalb hast Du denn das vorhin nicht gleich gesagt — Du hättest den Finger in kaltem Wasser baden sollen!“

„Es ist ja nicht nöthig, Kind!“ versicherte ich etwas nervös, „das kleine Schnittchen ist nicht der Rede werth!“

„Du sagst das so leicht hin! Wenn aber Glas in die Wunde ist, wird es sehr schlimm . . . . . ach, und daran bin ich schuld mit meinem Ungeschied — ich habe die Schale

umgestoßen — mein liebes, süßes Männchen, ach bitte, verzeihe mir, ich bin so ungeschickt gewesen, so launisch und unfreundlich . . . . . bitte, bitte, sei mir nicht böse!“ Meine Frau fiel mir um den Hals und weinte.

Ich stand starr! Dann jubelte es hell in mir auf und überkam mich mit einem wahrhaft heraufschendenden Triumph! So einen Sieg hatte ich ja in meinem ganzen Eheleben noch nicht erkämpft — ich traute meinen Sinnen gar nicht! Dafür will ich mir ja zehnmal in den Finger ritzen, und das Experiment mit den Apfelsinen hätte ich sparen können! Ich mußte mich ordentlich zusammennehmen, um meine Frau nicht merken zu lassen, was in mir vorging. Ich that sehr ruhig, als ob sich das Alles so ganz von selbst verstände, und zeigte unge mein viel Würde, indem ich meine Frau ermahnte, ruhig zu sein und von der Geschichte heut' Morgen doch nicht weiter zu sprechen. Man wird es gewiß höchlichst billigen wenn ich nicht näher auf die Sache einging, denn meine Frau bedurfte der Schonung. Junge Frauen bedürfen gewöhnlich der Schonung, wenn sie ein halbes Jahr verheiratet sind. Aber das Mittel mit dem Riß in dem Finger möchte ich doch allen lieben Ehe-Collegen als wohl zu merken anempfehlen.

Laura war die Liebenswürdigkeit selbst. Was die Apfelsinen nicht vermocht, das hatte das Gesteppflaster im Nu zu Stande gebracht: die Kopfschmerzen waren fort und meine Frau versöhnt. Was sage ich, versöhnt? Besiegt, unterworfen, von Sanftmuth zerschmolzen war sie! Ich möchte die ganze Welt mit Englisch-Pflaster umarmen und Glas in die Zeigefinger aller Ehen ritzen, um sie zum Paradiese zu machen! So ein guter Mensch bin ich — oder war ich wenigstens damals in meiner Herzensfreude!

Meiner Frau, welche gar nicht wußte, was Alles sie mir zu Liebe thun solle, schien plötzlich etwas Be-

sonderes einzufallen. Sie rief aus: „Halt, ich hab's, womit ich Dich wieder gut mache!“ lächelte verschmitzt und eilte aus dem Zimmer. Es ging zum Mittagessen und gewiß wollte sie schnell noch eines meiner Lieblingsgerichte herrichten lassen und mir extra aufstischen, das liebe, gute Weibchen! Richtig, es wurde ein Weilchen hinzugehungen und hergelaufen zwischen Zimmern und Küche, woran sie eifrig theilnahm und dann kam sie wieder zu mir. Ich that, als ob mir dies Alles gar nicht auffalle, um Mittags auch ja recht überrascht sein zu können und wäre für mein Leben gern wieder an den Schwarzen Robert gegangen . . . . aber das durfte ich doch nicht! Bei so viel Liebenswürdigkeit von ihrer Seite jetzt von ihr fortgehen, mich in mein Zimmer zurückziehen und arbeiten, wo es so wie so bis zum Mittagessen nur noch ein Stündchen hin war — nein, das ging nicht! Ich blieb also bei ihr und wir plauderten.

Dabei rauchte es. Mir ist Rauch in den Zimmern etwas Furchterliches und unsere Küche war bisher mit ihrem Schornstein musterhaft in Ordnung gewesen. Aber gewiß war irgendetwas ein neuer Drob- oder Backofen für mein Extragericht in Thätigkeit gesetzt worden und daher der Rauch — ich that also, als bemerke ich ihn nicht. Das Stündchen verging und der Tisch wurde gedeckt. Es war recht rauchig und ziemlich warm im Zimmer geworden, fast so, als ob geheizt sei und es war zum Heizen noch viel zu früh in der Jahreszeit. Wir aßen bei guter Laune und ich wartete neugierig auf mein Extragericht — es kam aber nicht, es war wohl noch nicht fertig. Dabei bemerkte ich aber mit einiger Unruhe — denn ich habe eine sehr empfindsame Nase — daß es anfangs brenzlich zu riechen, als ob Etwas zu scharf gebacken würde oder anbrenne. Mir wurde, meines armen Frauchens wegen, bange um ihr Extragericht, das sie vergessen zu haben schien.

Denn das Mittagessen war vorüber, die neue Speise kam immer noch nicht und sie brannte am Ende an! Ich faßte mir endlich ein Herz und bemerkte vorsichtig: „Es riecht brenzlich, liebes Kind!“

„Ja,“ erwiderte Laura unbefangen und schnüffelte mit ihrem Näschen in der Luft: „es kommt mir auch so vor!“

Sie schwieg.

Ich wurde unruhig. „Solltest Du vielleicht in der Küche noch Etwas auf dem Feuer stehen haben?“ sagte ich zögernd und mit leiser Erinnerung: „Es — es wird doch nicht etwa anbrennen?“

„Anbrennen — hilf Himmel!“ rief sie erschrocken aus: „ich habe ja ganz vergessen . . .“ Sie sprang betreten auf und eilte aus dem Zimmer.

Nach einem Weilchen kam sie wieder, mit geröthetem Gesicht, sehr verlegen, die Augen niedergeschlagen, mit den Händen bedächtlich an der Schürze zupfend und sagte kleinlaut: „Da habe ich etwas Schönes angerichtet!“

„Was denn?“ fragte ich freundlich lauernd, denn mir machte ihre Bestürzung ungemainen Spaß.

„Es — es ist ein Bißchen angebrannt . . .!“

„Das Gebadene?“ fragte ich lächelnd.

„Gebaden? Nein —“ sie lachte hell auf und warf lachend das Köpfchen in den Nacken: „Gebaden ist er noch nicht, nur ein Bißchen angebrannt sei nicht böse!“

„Angebrannt? Wer denn?“

„— der — der Dings da, Robert — — deine Schreiberei . . .“

„Der Schwarze Robert?“ rief ich im höchsten Erschaunen aus: „Angebrannt — wie ist er denn dazu gekommen?“

„Ich — ich wollte recht aufmerksam sein und ihn Dir wieder hübsch trocknen — da — da ließ ich Feuer in dem einen Ofen machen und legte die Papiere sorgfältig in die Wärm-

röhre und — und — da habe ich gar nicht bemerkt, daß diese eine eiserne Platte hat: sie wurde sehr heiß und — und da ist er allerdings ein Bißchen angebrannt . . .“

Ich stürzte aus dem Zimmer und eilte in mein Arbeitsgemach. Wichtig! Da lag der Schwarze Robert in einzelnen Blättern auf dem Tisch, steif, jedes Blatt in eine andere Wellenlinie gebogen, fest wie von Appretur, stark gebräunt, fast knusperig — an den Ecken mit großer Regelmäßigkeit angefennt und mit einigen perlgroßen Brandlöchern versehen, die mit einem außerordentlich hübsch schattirten Rande von brandbrauner Nuancirung umgeben waren.

Meine Frau war mir gefolgt und sagte äußerst kleinlaut: „Bist Du böse, lieber Mann?“

Ich schluckte hinunter was mir in dem Augenblicke in die Kehle kam, und sagte krampfhaft: „Nein. — Du — Du — hm — Du hast es ja gut gemeint —“

„Ja! sehr!“ versicherte sie natü.

„Ich werde die Sache ganz noch einmal abschreiben“, sagte ich schludend.

„Ich — ich bin nicht böse — — ich werde mich gleich an die Arbeit machen.“

Laura mußte wohl merken, daß ich schluckte. Sie that weiter gar nichts, sondern ging ganz still und niedergeschlagen fort, nur leise vor sich hinseufzend: „Ach, dieser Robert ist ein Unglücks Mensch für mich!“ und sie wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

Ich war allein. Ach, es ist reizend, verheiratet zu sein — — aber allein zu sein, ist manchmal auch ganz hübsch!

Ich beschloß, den unglücklichen Robert, der nun schon ertränkt, zertupft, geröstet und verbrannt worden war, ein anderes Mal abzuschreiben und vorerst in der Erzählung fortzuführen, um dem unverkennbaren Wink des Schicksals, den es mir in Gestalt meines zeitigen Alleinseins gegeben,

auch ja Folge zu leisten. Denn: was Du von der Minute ausge schlagen . . . und so weiter! Ich setzte mich also nieder und schrieb. —

So war der Abend des schrecklichen Tages hereingebrochen, der ein Hochzeitstag hatte sein sollen und zu so schauerlichem Todestage geworden war, als ein neues Ereigniß eintrat, das die Schloßbewohner abermals in das höchste Erstaunen versetzte. Am Thor der Burg erschien Ludwiga, die alte Zigeunerin, und meldete, daß sie in wichtiger Botschaft den alten Grafen zu sprechen begehre. Sie war seit Langem, seit Jahr und Tag, verschwunden, verschollen gewesen und Niemand hatte erwartet, sie noch einmal von ihrer Wanderschaft zurückkehren zu sehen, bis sie so unvermuthet gerade am heutigen ereignißvollen Tage sich im Schloßhof meldete. Es war, das wußte Jedermann, ein eigen Ding mit diesem Zigeunerweibe. Seit Menschengedenken hatte sie sich als Wahrsagerin, Bettlerin und Kräuterfrau in der Gegend umgetrieben, bald auf Wochen hinaus in geheimnißvollen Wanderzügen abwesend, bald unvermuthet wieder auftauchend, ohne daß man wußte, wann und woher sie gekommen, — von dem strengen alten Grafen nicht nur, wenn auch mürrisch und mit erschlichem Widerwillen, in der Gegend gebulbet, sondern oft auch, anscheinend in geheimer Botschaft von ihm empfangen. Jetzt nun war sie länger als man sich dessen je zu erinnern vermochte, verschwunden gewesen, so daß man sie längst für gestorben oder verschollen hielt und kaum noch ihrer gedachte, als sie heut' urplötzlich wieder erschien und den Grafen zu sehen verlangte. Dieser jedoch ließ sie heut', wie er sonst nie gethan, barsch abweisen, mit dem Befehl, daß sie sich fürder nie mehr auf dem Schlosse blicken lassen solle. Die Alte hatte aber gekichert und gesagt: man möge dem gnädigen Herrn Grafen nur übergeben, was

sie ihm hier aus fernem Lande mitbringe und dann werde sie auf der alten Steinbank an der Pforte ein kleines Weibchen warten, ob er sich vielleicht doch noch eines Anderen besinne und ihre Botschaft hören wolle. Damit hatte sie ein zerknittertes Stückchen weißen Zeug aus dem Beutel an ihrer Seite genommen und es dem Diener übergeben, welcher verwundert darin ein Stück Spitzenzeug erkannte: anscheinend den abgerissenen Theil einer Spitzenmanschette, wie man sie damals nach spanischer Sitte trug. Kaum hatte der alte Graf das Zeug von dem Diener erhalten, als er in solche Aufregung gerieth, daß er mit dem Rufe: „Wo ist die Alte? — haltet sie fest, ich muß wissen, woher sie das genommen!“ selbst auf den Vorhof hinaus eilte und, unbekümmert um die laufschende Dienerschaft, der Eigenerin schon von Weitem seine erregte Frage zurief.

„Habt Ihr es erkannt, gnädiger Herr?“ erwiderte die Alte forschend. „Gut, ich werde Euch sagen, was Ihr zu hören begehrt — laßt mich in das Gemach Eures gnädigen Herrn Sohnes führen, ich muß es Euch dort sagen.“

„Weshalb das?“ fragte der Graf düster, „weißt Du was geschehen ist?“

„Ich weiß, daß Euer Sohn todt ist, ermordet — und ich weiß, daß Ihr Euch in demjenigen irrt, auf den Ihr wegen der That denkt!“ erklärte die Alte, unterwürfig aber in festem Ton. „Führet mich hin, führet mich hin und sehet zu, was ich Euch dort weisen werde.“

„Komm!“ der Graf schritt hastig voran, gefolgt von der leuchtenden und hüftelnden Alten, gefolgt aber auch von den Neugierigsten unter den Dienern, die scheu von Weitem an der Thür des Zimmers stehen blieben und lauschten, da der Graf, absichtlich oder in Vergessenheit, die Thür des Gemaches nicht hinter sich schloß.

„Euer Sohn ist ermordet worden“, wiederholte die Alte sinnend nach einem flüchtigen Blick durch das Zimmer: „Und die Leute sagen, der Teufel habe ihn erschlagen, Ihr selbst sagt, ein Anderer habe es gethan, denn Ihr gar wohl kennt. — Ihr habt Beide Unrecht!“

„Woraus schließt Du das?“ fragte der Graf in hoher Spannung.

„Als des jungen Herrn Diener das Todtengemach betrat, hatte ihn der Ton der Glocke Eures Sohnes hineingerufen,“ fuhr die Alte hustend fort, ohne die Frage des Grafen zu beantworten. „Wer hat geläutet, Herr? Die Einen sagen: Der Teufel that es als ein Freudengeläut über sein Würgen. Die Andern sagen: Der Todte that es, um vom Scheiden seiner Seele Kunde zu geben. Hihhi! Ich sage: Schaut Euch einmal das Glöcklein an, wo ist es?“

Der Graf blickte sich hastig um, die schüchtern näher getretenen Diener ließen gleichfalls ihre Blicke durch das Zimmer gleiten. Man hatte in demselben auf Befehl ihres Herrn Alles noch in dem Stande belassen, wie man es vorgefunden; nur den Körper des Ermordeten hatte man im großen Brunnsaal des Schlosses feierlich gebettet.

Die Glocke, welche man suchte, stand nicht auf dem Tischchen vor der Lagerstatt, wo sie sich sonst zu befinden pflegte. Die forschenden Augen suchten vergeblich nach ihr.

„Dort liegt sie — auf dem Sessel an der Thür!“ sagte, den dünnen Arm ausstreckend, die Zigeunerin, deren nur scheinbar blöde Augen, emsig umherspähend, den gesuchten Gegenstand zuerst erblickten. Die Glocke lag in der That auf einem Polsterfessel, wie dorthin geworfen, entfernt von dem Lager an einer entgegengesetzten Thür des Gemaches. Der Graf nahm die Glocke in die Hand und erschrad heftig.

„Zeigt her, zeigt her!“ rief die Alte begierig: „Sagt, was seht Ihr daran?“

Der Graf starrte ohne zu antworten auf das Glöckchen in seiner Hand, das er in anscheinend tiefer Bestürzung vor sein Gesicht hielt.

Die scharfen Augen der Zigeunerin hatten bereits wahrgenommen, wonach sie geforscht zu haben schien. „An dem Griffe sind silberne Verzierungen mit Blättern und Ranken von dem schmucken Metall,“ rief sie wie triumphirend. „An den Ranken hängen Fäden und ein künstlich verschlungenes Gewebe von Zeug, das sich daran verfigt! Seht's Euch an: es ist ein Stücklein von den Spitzen, die ich Euch gebracht!“

„Weib, bist Du mit dem Teufel im Bunde?“ rief der Graf in tiefer Erregung aus.

In der That hing von den Verzierungen des Glöckchengriffes, in dieselben verwickelt, ein Stück zerrissener Spitzen herab, ähnlich denjenigen, welche die Alte dem Grafen übersandt.

„Seht zu, ob's nicht paßt!“ fuhr diese eifrig fort, „legt das Stücklein an die schmucke Handkrause, die ich Euch gegeben und schaut, ob es nicht just das Stücklein ist, das an der Krause fehlt! — Hihhi, Herr Graf: Zweifelst Ihr noch? Die Hand, die diese Krause trug, war's, die das Glöcklein rührte; die schmucke Krause verfig sich an den blanken Silberhällein, die Hand riß es los und warf das Glöcklein fort, dort auf den Sessel an der Thür — und dort hinaus geht der Weg, auf dem die kede Hand entkam!“

„Du hast Recht, Weib!“ stöhnte der Graf dumpf, „ich ahne was gesehen!“

„Ihr ahnt es, ahnt es nur?“ drängte die Alte lauernb. „Ei, ei, hihhi, erkennt Ihr nicht, wem die Krause gehört?“

„Ich erkenne sie!“ sagte der Graf und sein Auge starrte düster auf das Stückchen Zeug in seiner Hand.

„Durch jene Thür, durch welche die Mörderhand entwich, geht der

Weg nach dem stillen Thurm — hört Ihr wohl? nach dem stillen Thurm des Schlosses!“ raunte ihm die Alte näher tretend leise zu. „Dort ist das Archiv, — nur Er vermochte es zu öffnen. Ja, zweifelt Ihr noch, wer Euren Sohn erschlug und warum er fiel?“

„Ich weiß es!“ sagte der Graf dessen Stimme bebte, und dessen Gesicht tief erbleicht war. „Ich weiß es und ich werde ihn rächen, fürchtbar rächen!“

„Ja, ja, hm, hm, versucht's!“ hüffelste die Alte, „versucht's, aber ritzt Euch nicht dabei an den Nägeln dieser Hand — sie sind scharf wie das blankte Metall dort, das die Krause festhielt und zerriß! Herr, Herr, hütet Euch, — die Hand ist fürchtbar, die Euren Sohn erschlug, Ihr wißt es!“

„Schweig!“ donnerte der Graf ihr heftig zu und warf einen finsternen Blick auf die fernstehende Dienerschaft, welche scheu der Scene beiwohnte. „Ihr aber“, heischte er ihnen streng zu, „macht Euch hinweg, an Eure Arbeit! Richtet die Zimmer her im westlichen Theil des Schlosses, es kommen Gäste!“

Er schloß hastig die Thür hinter der entweichenden Dienerschaft und blieb mit der Alten allein. „Was bringst Du mir für Kunde,“ fragte er, die Zigeunerin scharf anblickend, „ist unser Geheimniß entbedt?“

„Noch ist es sicher! Aber hütet das Archiv! Wenn die greise Thurnika ihn erblickte . . .“

„Schweig von ihr, nenne den Namen nicht!“ fuhr der Graf heftig zusammen.

„So lebt sie noch?“ fragte die Zigeunerin lauernb.

„Sie lebt! Suche Sie auf, sobald Du mich verlassen. Geh' die Stiege hinan zum stillen Thurm, dort weist sie verborgen — Du weißt, ich selbst betrete ihn nicht, diesen Unglückstheil des Schlosses.“

„Glaub's wohl, glaub's wohl!“  
 kicherte die Alte. „Wär' auch nicht  
 gut, heut', nachdem Ihr das Kräuslein  
 erhalten, daß ich Euch gebracht!“

„Ha, diese Krause!“ zuckte der  
 Graf auf. „Weib, sprich, — bei  
 dem furchtbaren Bande, das Dich an  
 das Geheimniß unseres Hauses fesselt,  
 beschwöre ich Dich, lünde mir die  
 Wahrheit: wer gab Dir jene Hand-  
 krause, die, wie Du weißt, mir eine  
 furchtbare Botschaft ist?“

„Ernst Heinrich brachte sie mir  
 auf schweißbedecktem Gaule!“

„Ernst Heinrich? Entsetzlich! Und  
 von — von Ihm?“

„Von Ihm?“

„So muß Sorbenna sterben!“  
 murmelte der Graf dumpf.

„Hütet Euch!“ warnte die Alte,  
 sich scheu umblickend. „Er steht unter  
 des Mächtigen Schutz!“

„Forscht er nach seiner Tochter?“

„Er weiß, daß sie entronnen!  
 Er vermuthet sie — bei Ihm!“

„Der Thor! — Und Submilla  
 von Warnburg?“

„Fragt den Grafen! In einer  
 Stunde ist er hier!“

„So bringe heimlich Botschaft an  
 Margarethe!“

„Margarethe, ha, die schmucke  
 Brant? Ich weiß nicht ob ich's kann!“  
 sagte die Alte und trippelte ängst-

lich hin und her. „Ich werd's, werd's  
 — wenn mir's gelingt!“

„Du mußt, es darf nicht anders  
 sein und wenn es Dein Leben kostet!“  
 drängte der Graf heftig. „Und von  
 ihm weißt Du nichts?“

„Ich werde Euch Alles sagen“,  
 raunte ihm die Alte scheu zu. „Ich  
 werde Euch das Geheimniß des  
 Schrecklichen enthüllen! Führt mich  
 an das Todtenbett Eures Sohnes,  
 dort werde ich Euch weisen, was Euch  
 das dunkle Räthsel lösen wird!“

„Schnell, komm!“ der Graf durch-  
 schritt hastig einige Zimmer, öffnete  
 den düster schwarzverhangenen Trauer-  
 saal und trat ein. Das Weib folgte  
 ihm, die Thür sorgfältig hinter sich  
 schließend. Sie befanden sich in dem  
 einsamen Pruntgemach, das heut' das  
 Lobtzenzimmer des jungen Grafen ge-  
 worden. Düstere kalte, öde Stille lag  
 wie bleischwer ringsum, bleich fiel  
 das Dämmerlicht durch die geschlossenen  
 Scheiben auf das Antlitz des Todten  
 und auf die stummen Mienen der  
 beiden Gestalten an seiner Bahre;  
 in furchtbarer Spannung blickte der  
 Graf auf das zerlumpfte Weib, von  
 dem er hier die Bichtung so tiefen  
 Dunkels erhalten sollte, das ihm noch  
 umgab.

Otto von Markheim's Leiche . . . .

Hier klopfte es leise an mein  
 Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Mahl.

Eine Erinnerung aus der Schneiderzeit von F. A. Kosegger.

Es geht ein Bestreben, in den katholischen Ländern die Feiertage abzubringen, ja vielleicht auch ein heimliches Gelüsten, die Sonntage insofern zu vermindern, daß nicht jeder siebente, sondern wie in Frankreich zur tollen Zeit jeder zehnte Tag ein Ruhetag sei.

Damit träse man wieder einmal die kleinen Leute. Die Großen machen sich Feier- und Ruhetage, wann sie selbst wollen und lehnen sich einen blauen Pfifferling drum, was im Kalender roth oder schwarz ist. Diese Herren Nationalökonomien sollen einmal ein halbes Jahr Schneidergesellen sein. Täglich 15—16 Stunden an der „Nudel“ sitzen, da würden sie ihre nationalökonomischen Sünden zum guten Theile abtun. — „Die Arbeit ehrt“, sagen sie, aber die Woche  $6 \times 15 = 90$  Arbeitsstunden (manchmal werden ein rundes 100 draus) machen erkens verdammt müde und zweitens verdammt socialdemokratisch.

An letzteres dachte ich zwar nicht, vielmehr meinte ich als Schneider: „Ja, ja, so geht's auf der Welt, der Mensch muß arbeiten, wenn er was zu Essen haben will —“ und seufzte dabei. Seither freilich habe ich Leute kennen gelernt, die da sagen: „Ja, der Mensch muß arbeiten, wenn er sein Essen verdauen will!“ und seufzen dabei.

Na, ich will davon still sein; es ist mir bei Dingen, die man nicht gerne hört, ohnehin schon gesagt worden, derlei verstände unsereiner nicht und der Meßner bleibe hübsch bei seiner Stange. Nun ist unsereiner aber kein Meßner, ist's auch niemals gewesen, nicht einmal ein Schulmeister zu jener Zeit, da ein

solcher noch bei der Fahnenstange stehen mußte, er mochte zur Kirchenfahne geschworen haben oder nicht. Das Wenige, was ich thun kann, ist, daß ich beim Girtenstab bleibe, beim Pflug oder bei der Nadel.

Die Nadel ist das netteste und leichteste Werkzeug, das man sich denken kann, aber mein Gott in deinem Reich! Wie mein guter Freund Eduard in Krieglach gern ausruft, wenn er etwas Verwunderliches hört oder sagen will — der knorbelige Girtenstab auf der lichten Au und die Pflugspitze im Bergfeld ist mir nicht so schwer geworden, als wie dieses kleine, höllisch spitze Ding, von dessen ewigen Sticheleien mein rechter Zeigefinger eine Art von Hornhaut bekommen hat, die er heute noch trägt, gleichwohl jetzt nichts mehr auf mich schießt, als etwa die Feder irgend eines schlauen Recensenten, die, wenn sie den Einen streicheln will, auf einen Andern schießen muß.

Heute habe ich keine so seligen Samstagabende mehr, als dazumal. Ich wüßte aus meinem heutigen Leben keine Freude herzunehmen, welche an Schein und Gehalt jener vergleichbar wäre, da mein Meister die Maßfäden von seinem Nacken nestelte, das Nadelkissen, welches mit seinen Nadeln die ganze Woche über wie ein kleiner Tigel auf dem Tische gefauert war, zu rupfen begann und das Nanzlein zum Einpacken auf den Tisch legte.

„Lassen wir Feierabend!“ sagte er.

Ich that allemal auf dieses wunderschöne Wort nichts dergleichen und nähte noch etliche Stiche weiter, daß der Meister nicht merken sollte, wie der Schlingel schon lange innerlich

nach dem Spruche gelechzt habe, der ihm auf sechsunddreißig Stunden die Freiheit gab.

„Laß' es gut sein,“ sprach er dann, „und leg' das Zeug schön zusammen. Bis wir heimkommen, wird's finster sein.“

Die Bäuerin hatte stets schon eine geraume Weile heimlich gespäht, wann wir Anstalten zum Feierabend treffen wollten, denn da mußte die „Fortgehjause“ fertig sein; sie will die Strauben (Eier mit Mehl in Schmalz gebaden) frisch ausgekocht und nicht abgestanden auf den Tisch bringen, eine Sorge, die nicht die kleinste ist unter den Sorgen der umsichtigen Hausfrau.

Eine richtige Bäuerin an ihrem Herde ist bekanntlich nicht, sie wird satt vom Kosten, vom Geruch ihrer Speisen und vom Lobe, das man denselben zollt. Und gerade nach dem Handwerkerlobe steht ihr der Gaumen, wie es dem Gourmand nach Nachtigallenzungen gelüftet, denn, das ist etwas Delicates, der Handwerker ist auf seinen Wanderungen von einer Küche zur andern ein Feinschmecker geworden und eben er ist es, der den Leumund einer Köchin weiterträgt von Haus zu Haus und in alle Welt verbreitet. Daher müssen solche Zungen besochen werden mit dem Feinsten, was die Küche zu bieten vermag.

Auch ich habe diesen Vortheil genossen; aber die „Fortgehjause“ hat mir niemals gemundet. Das Wort: „Lassen wir Feierabend“ hatte mein Herz jedesmal in dem Maße geschwellt, daß der Magen nachgerade ganz in den Winkel gedrückt wurde. Die mancherlei Umstände, die an der Fortgehjause hingen, als die Lobsprüche über „das rechtschaffen gute Essen“, als das „Vergeltsgottjagen“ und „Dehütgottnehmen“ waren mir lästig, nur fort aus der Stube, nur in's Freie und Weite, nur meinem Umhause zu.

Für den Meister kam, wenn wir die Ster vollendet hatten, nach der Fortgehjause freilich etwas, das ihm

noch lieber war, als die Freie und die Weite. Es kam der Bauer, weckte und schleifte so eine Weile um den Kasten und um den Tisch, kraute sich auch wohl den Haarstrupp und entschloß sich endlich zur Frage: „Thät ich halt jetzt fragen, Schneider, was die Schuldigkeit wär'?“

Es that häufig viel Angst in dieser Frage und es that auch viel Angst in der Antwort. Gegen Ende der Ster hatte den Meister allemal der Gedanke beschäftigt: Der Bauer, wird er zahlen oder wird er schuldig bleiben? — Mein lieber Meister hatte niemals über Gebühr gerechnet und stand nicht darnach, daß ihm dieser Entscheid so gleichgiltig sein konnte, massen mancher Arbeitgeber das „Schuldigbleiben“ in dem bekannten Sinne des Till Eulenspiegel aufzufassen liebte und schuldig lieb. So geschah es denn jedesmal mit beklommener Brust, daß der Meister den verdienten Lohn aussprach: „Wir haben unser Zwei eine Woche gearbeitet; für Einen des Tags vierzig Kreuzer, thät zusammen gerade vier Gulden achtzig Kreuzer ausmachen.“

„Ist schon recht,“ sagte der Bauer, und wenn er das sagte und sonst nichts mehr, so war es gut. Dann lag das Geld auf dem Tisch.

Wenn er aber sagte: „Vier Gulden und achtzig — so so. Na, viel thät's eh' nit sein, so weit rechtschaffen zufrieden, aber halt das schlechte Jahr, das ich heuer wieder gehabt hab'; der Schauer hat mich troffen, Holz haben wir keines mögen auf die Kohlstatt bringen, weil das Wasser den Weg jußt frei so viel zerrissen hat und mit dem Vieh ist auch nichts zu machen gewesen — deswegen thät' ich halt wohl schön bitten, wenn —“

Es war zum Erbarmen, in solchen Augenblicken des Meisters Märtyrthum auf seinem Gesicht zu lesen. Die Rede, die hier so weich und göttig gesprochen wurde, als Schauer zerschlug sie dem guten Meister die Ernte, als Was-



fer zerriß sie seine Wege, als Seuche wüthete sie in seinem Viehstand, denn seiner Hände Erwerb war Alles, was er hatte.

Die Hauptsache war demnach heraus, der Bauer setzte nur noch bei: „Wenn halt der Meister ein kleines Nachwarten wollt' haben.“

„Wegen einem kleinen Handel (Weilchen)“, meinte der Meister etwas gedämpft, „wird's nicht aus sein.“

Wird dem Bauer ganz warm um's Herz, daß die gefürchtete Sach' so rasch und gut abläuft. „Will schon trachten, bin wohl recht froh.“

Der Meister schweigt, er weiß, von nun an hat er Einen mehr von Denen, die ihm auf dem Kirchweg ausweichen.

Außer dem Zahlen oder Nichtzahlen gibt's zu Ende der Ster auch noch was Anderes, was mir die Wonen des Feierabendes oft höllisch verbitterte. Es ist der Brauch, daß der Meister vom Arbeitsgeber nach vollendeter Arbeit den „Sterlaib“ kriegt. Das ist ein großer Laib Weißbrot für die Familie des Meisters daheim. Da mein Meister weder Frau noch Junge hatte, denen er Futter hätte zutragen müssen, so ließ er sich den Sterlaib zumeist in Geld ausfolgen, wobei er eben so bescheiden als unartig war; bescheiden, weil er sich stets mit ein paar Sechsern begnügte, unartig, weil er den großen, schönen Laib mit dem hohen, glänzenden Bauch, in welchen die Bäuerin alle Sorgfalt und den ganzen Stolz einer Backfrau hineingebaden hatte, nicht höher, als auf ein paar Sechser tarirte. Der Bauer dachte sich: Da behalt' ich mir das schöne Brod selber, schmier' mir Honig d'rauf und esse eine ganze Woche d'ran und zahlte die Sechser; die Bäuerin dachte sich: Thust nicht Recht, Schneider, daß du meinen Laib verschmähst! Gib Acht, verredtes (verschmähtes) Brod wird viel gegessen. Der Lehrling dachte sich: Suchhe, da brauch' ich das Ungeheuer nicht zu schleppen!

Und der Meister dachte sich: Um die zwei Sechser zwei Seidel Wein sind mir lieber, als ein Laib trocken Brod.

Der ungarische Schneider war aber Einer, der mit jeder Bäuerin so gut stand, daß er ihren Laib selten verschmähete; doch vertraute er einmal seinem Freund, den Schmied-Franzel aus dem Schwendgraben, er esse solches Brod lieber mit einem einfachen ei, als mit einem ai, worauf der Schmied-Franzel antwortete: Mit einem einfachen ei wäre es auch besser. Die Lotter waren einer wie der andere, waren beide nicht viel werth.

Mancher Bauer steifte sich und sagte: Wenn wir das Brod nicht wollten, Geld gäbe er keines dafür; so wollte der Meister das Brod und ich mußte mir den Laib auf den Rücken binden lassen und trappelte solchergestalt wie ein kleines Kameel leuchend hinter dem Meister her.

Sitte ist auch, daß der Handwerker in den Sonn- oder Feiertagen, die zwischen oder unmittelbar nach Schluß der Ster zu stehen kommen, vom Arbeitsgeber zum Mittagessen eingeladen werde. Liegt ein Haus aber gar zu weit von der Wohnung des Handwerkers oder der Kirche, wo er zum Gottesdienste ist, abseits, so wird das Mittagmahl wohl auch mit einem mäßigen Gelbbetrag vergütet.

Der generose Bauer läßt seine Handwerker anstatt für den nächsten Sonn- und Feiertag gerne für einen hohen Festtag ein, da sich seine Küche hervorthut und er seinem Hausgesinde ein stattliches Mahl zu geben gewohnt ist. So war es mitten im Sommer, daß wir im Ziselhose unsere Ster beendeten und der Bauer, nachdem er den Bohn proper mit einer Zehnerbanknote bezahlt, für den Sterlaib noch zwei Silberzwanziger auf das Papier gelegt hatte, in seiner höflichen Weise die Einladung machte: „Für den nächsten Sonntag zum Essen, das thäte sich bei der Abgelegenheit von meinem Haus wohl nicht auszah-

ten; aber am heiligen Christtag, Schneider, thut's mir zum Mittagsmahl kommen — nicht vergessen.“

„Werden schon kommen, wenn wir noch leben,“ antwortete mein Meister.

Da schaute der Bauer so drein, ob's dem Meister nicht etwa doch zu lang hingezogen wäre mit dem Mittagsmahl. „Will's auch zahlen,“ sagte er, „wenn's Euch lieber ist.“

„Bei Leib nicht, Bauer, der Christtag bei Dir ist uns schon recht. Und sollt' einer von uns Schneidern nicht mehr da sein, so gib dafür das Mittagsmahl dem alten Schandhans.“

Der Schandhans war in Ehren grau geworden und lebte zu jener Zeit in einer Halterhütte als Besenbinder. Es ging ihm sehr schlecht; sein Name, Johann Schand, hatte ihn eigentlich zum Bettelmann gemacht. In der Jugend soll er im Begriffe gewesen sein, eine reiche Heirat zu machen; aber die Verwandten und besonderen Bekannten der Braut hatten diese so viel und so lang mit dem Schand-Bräutigam geneckt, daß diese den guten Hans endlich stehen gelassen hat und einem andern Burschen mit viel schönerem Namen zugelaufen ist, der sie aber erst recht in die Schand' gebracht haben soll. Wenn sich die meisten Leute auch über den Namen des ehrlichen, gutmüthigen Hans hinaussetzten, so konnte man doch nicht behaupten, daß derselbe für den Träger eine besondere Empfehlung war, und dem Armen ging's in seinem Alter, wie es tausend Anderen geht, sie mögen übrigens heißen, wie sie wollen.

Dieser Mann also war im Falle unserer Abwesenheit für den Christtag im Ziselhose zum Mittagsmahl bestimmt.

Es kam der Winter und am Christtage nach dem Gottesdienst stand der Ziselhofer schon auf den Kirchplatz und sahndete nach uns und wir sollten mit ihm kommen.

Nun war aber an demselben Tage ein solches Schneegestöber, daß man

— wie der Egghofer zu Kathrein gerne sagte — schier meinte, es habe im Himmel einen Bettler zerrissen, weil so viele Feszen herabfielen. Die Leute auf dem Kirchplatz sahen wie Schneemänner aus, nur daß sie nicht so starr dastanden, sondern sich bei Zeiten aus dem wehenden Schneestaube machten. Bis zum Ziselhose war es weit über eine Stunde und doch gingen wir mit dem Bauer, für's Erste, um ihm den Beweis zu liefern, wie hoch wir die Ehre, daß er uns zum Christmahl lud, zu würdigen wüßten, und für's Zweite, weil mir kein anderes Mittagsmahl in Bereitschaft hatten.

Mit Mühe und Noth kamen wir zum Ziselhose. Ein ganz besonderer Duft, der uns aus dem Hause entgegen wehte, deutete uns sofort an, daß es sich der Mühsal verlohnen werde.

Als wir in die große Stube traten, wo wir im Sommer unsere Werkstatt aufgeschlagen gehabt, wandte ich meinen Blick vorerst auf den Hausaltar hinter der Tischdecke, ob die lieben Heiligen wohl noch alle da wären, die uns dazumal bei der Arbeit so still zugeschaut hatten; auf sie wollte ich mich heute berufen, wenn ich allzutief in den Genuß der Fleiscktrapsen versinken sollte; sie hatten es durch ihre gläsernen Tafeln herausgesehen, wie ich mir die Sache reblich verbient.

Auf den Bänken der Stube sahen die Knechte des Ziselhofes in ihren weiten und schneeweißen Hemdbärmeln herum und rauchten ihre Sonntagspfeifen; Eins vor dem Essen, das soll Appetit machen; sie hatten zwar schon vom Kirchweg eine auserwählte Essenslust mit heimgebracht, aber heute konnte der Appetit unter keinen Umständen so groß sein — das wußten sie. Nur dem kleinen Friedel, dem Schaffjodel, wie sie ihn hießen, weil er die Schafsheerde verpflegte, hätte ich es nicht rathen mögen, jetzt zu

rauchen. Denn er that's das erstemal. Und wahrhaftig, als die vorderste Schüssel herangedampft kam und der Bauer das Tischgebet losthat, war mein Schaffjodel aus der Stube verschwunden und ist die ganze Mahlzeit über nicht mehr gesehen worden.

Als wir uns zusammensetzten — mein Meister und ich wurden höflich auf den Ehrenplatz geschoben — ward uns eine Ueberraschung zu Theil.

„Schandhans!“ rief der Ziselhofer mit seiner weichen Fistelfstimme, nach deren Flöten die ganze große Wirthschaft tanzte und der besonders zu dieser Stunde bereitwilligst gehorcht wurde, „Schandhans, geh' nur her und setz' Dich zu den Schneidern.“

Jetzt kroch vom dämmerigen Ofenwinkel ein altes, verdammt budeliges Männlein hervor, aber heute hübsch glatt rasirt und gekämmt und ein sauberes Sonntagsgewand an dem Leib. Er machte so etwas, wie eine Nevenrenn vor den Schneidern und rückte sich dann zu ihnen und saß ganz klein da, daß kaum seine breiten Achseln ein wenig über den Tisch heraufragten. Macht aber nichts, heute, wenn nur der Kopf mit dem Munde zugegen, so ist's häufig genug. Das alte Männchen betrug sich gar sitzsam und bescheiden und wartete fast mit jedem Löffel voll, bis er dazu vom Bauer extra eingeladen und presirt wurde und schämte sich fast ein Bißchen, daß er auf der Welt war.

Mein Meister hatte, als der Schandhans vorgeückt war, den Bauer so von der Seite angelugt und der Bauer wieder den Meister, so daß sich die Augen unterwegs begegneten und gute Bekanntschaft machten. — Ist's recht? fragten die des Ziselhofers. — Das gefreut mich toll von dir, Bauer, sagten die des Meisters. — Ist dein Wunsch christlich gewesen, sagten die Augen des Bauers, so wird wohl mein Christtagstisch auch christlich sein müssen. Der arme Mann soll heute mit uns essen, auch wenn die Schnei-

der nicht abwesend sind — euch Gästen zur Ehr'! — Sagten hierauf die Augen meines Meisters: Ich arbeite schon dreißig Jahre in deinem Haus und daß ich dir noch nicht ein Handbreit Tuch stibzt hab', das gefreut mich heute zwiefach.

Aller Anderen Augen hatten jetzt keine Zeit zum plaudern, sie hüpfen in der Schüssel um, nur daß etwa der Großknecht einmal die Großbirn anblinzelte: wie es heut' schmede?

Der brallen Ziselhoferin aber, die, während wir aßen, immer draußen am Herde waltete und zwei flinke Küchenmägde beschäftigte, ihr setzte ich aus Dankbarkeit hier ein Denkmal, indem ich die Gänge der Mahlzeit verewige.

Zuerst kam eine große Schüssel würziger Rindsuppe, in welche der Bauer mit würdiger Opferhand Weißbrod schnitt. Die Suppe aßen wir aus der gemeinsamen Schüssel. So auch aus der zweiten Schüssel das reichlich mit Speck eingebräute Grubenkraut, dessen Erinnerung noch heute im Stande ist, mir in Zähnen und Gaumen begehrlische Gelüste zu wecken. Dann kam wieder eine Schüssel mit Rindsuppe, in welcher sich ein Schock dampfender Weizenndöbeln mit Semmel und Speck gefüllt herumalgte. Diese Schüssel hatte einen Seitengänger, einen mächtigen Topf mit geräucherter Schweinflisch, aus welchem der Ziselhofer vermittelt einer Gabel Jedem ein reblich Stück auf den Teller legte. Dabei fragte er allemal an, ob feist oder mager erwünscht? Nach feist war großes Begehren, nur wir Schneider erbatens uns mager und der kleine Schandhans stüßte: „Oh, vergelt's Gott, ich hab' schon recht-schaffen genug.“

„Dho!“ rief der Ziselhofer, „das dürft' nicht sein, wir fangen ja erst an.“

Hierauf kam eine Schüssel Rindfleisch und ein Gefolge von Krennsauce-Löpfen. Jeder nahm seinen Fleischlempen (großes Stück), transchirte ihn

auf dem hölzernen Teller und tauchte die Stücke mit der Gabel in den Krenn.

Nach diesem Aufzuge erschienen Schweinsfüße in Sulze, hübsch mit Pfeffer gezuckert. Diese Schüssel sah aus wie ein zugestorener Teich mit Äsche bestreut.

„Da wäre es zum Eischießen“ (ein Volksspiel auf dem Eise), bemerkte einer der Knechte.

„Ich denke, wir brechen es auf und fischen,“ sagte der Bauer und riß mit seinem Instrumente die Schweinsfüße mitsammt Haar und Klauen aus der Sulze empor. Als wir daran aßen, sagte die Weibmagd folgendes Wort: „Du verhöllte Sau, du bist mir im vorigen Sommer oft genug davongelaufen, jetzt, das ist dein letztes Laufen!“ und steckte den Schweinsfuß in den Mund.

Nach diesem Gerücht erwarteten, von den runden Armen einer Magd getragen — eine ungeheure Schüssel hoch aufgeschwemmt wie ein Scheiterstoß — die Krapsen heran. Es waren große, viereckige Kuchen, üppig aufgebläht und mit Zucker überpfeffert. Auf den Bauernisch kommen seit Bestehen der Welt keine solchen Krapsen, ohne daß Einer die Bemerkung thäte: „Schau Du, heut' hat's in die Schüssel geschneit!“ Diesmal sagte es der Unterknecht und der Waldbub setzte bei: „Ja, Unterknecht, Du wirst eher, als ich einen Wein trinken, hab's gerad' auch sagen wollen.“

Das vom Weintrinken ist bei solcher Gelegenheit so sprichwörtlich, aber es war nicht uneben angebracht. Der Ziselhofer erinnerte sich an das schwere, kühle Fäßchen, welches er auf der Wandbank stehen hatte. Er schenkte den großen grünen Krug, der bislang mit frischem Wasser um den Tisch gekreist war, mit Wein voll und jetzt gab es — dies mußten sicherlich die fetten Krapsen Ursach' haben — weit mehr durstige Leute am Tisch, als früher. Der Krug hatte dort, wo es herausran, einen scharfen Schnabel und da hielt Mancher

seinen Mund hübsch lange an diesen Schnabel und die Kubbirn fragte hernach den Hausvater: „Bauer, wo kaufst denn Du die Krüge, daß es daraus so gut trinken ist?“

„Beim Stoderwirth,“ antwortete der Ziselhofer.

„Ja,“ rief die Magd einfältig aus, „seit wann kriegt man denn beim Stoder Trinkkrüge?“

„Trinkkrüge nicht,“ schmunzelte der Bauer, „aber das, was hineingehört.“

Der Schandhans ließ sich zu jedem Trunkte nöthigen und wuschte sich allemal, bevor er ihn that, mit großer Sorgfalt den Mund ab; dieser Umstand bewog mich, meinen Durst so zu regeln, daß er immer unmittelbar nach dem Schandhans zur Stillung kam.

Die Krapsen sprachen in ihrer Uebersahl den Essen Hohn; der größte Ansturm war gebrochen, ein guter Rest des schweren Geschüzes wanderte in die Küche zurück. Als bald kam eine Schüssel mit gekochten Zwetschken in der Suppe; diese wurde vernichtet. Dann erschien in wuchtigen Stücken der Braten, dessen dicke, wohlgeschmorte Speckhaut in tiefen Schrammen klaste. Als Zugabe appetitlich in Schüsseln aufgeschnitten, mit Weinessig und Kümmel zubereitet, rothe Rüben.

Hier wurden meinem kleinen Nachbar die alten Augen naß. — Er möchte noch gern und er kann nicht mehr.

„Brabel ess' ich wohl, ich,“ sagte der Großknecht und that was er sagte — und that's gründlich.

Nach dem Braten kam — es ist die volle Wahrheit, ich schildere nur ein normales Festmahl bei dem oberländischen Großbauern — das Schmalzloch oder wie es näher bezeichnet heißt, das deutschweizene Gries-Schmalzloch. Der Brei schwimmt, wie es sein muß, in Schmalz und ist reich bespickt mit Korinthen und Zibeben, was auch jedesmal zur Bemerkung Anlaß gibt,

wieso denn der Köchin so viel Fliegen in's Koch gefallen wären!

Dieses Gericht erfreute sich nur mehr eines matten Zuspruches, was indeß die Hausfrau nicht hinderte, sofort eine mächtige Schüssel mit Branntweinnudeln auf den Tisch zu schicken. Das waren kleine, in Schmalz gebadene, in Branntwein gedünstete und extra noch mit Branntwein und Zucker überschüttete Kräpfschen, deren Duft schon im Stande war zu bewirnen. Männiglich nahm die Gabel wieder zur Hand und zuletzt den Löffel, um den Branntweinsumpf auf dem Grunde der Schüssel trocken zu legen. Selbst der kleine Schandhans that hier wacker mit und sein Gesicht zog sich behaglich in die Breite.

Während alldem war der stets neugefüllte Weinkrug immer lebhafter ins Kreisen gekommen, die Unterhaltung verwilderte, sogar die Schranken des Respects gegen die Schneider wurden nicht mehr respectirt; Keiner hörte mehr, wenn der Meister sprach, außer der Hausvater.

Mein Meister wurde allemal wehmüthig, so oft er Wein trank, auch wenn's ein geschenkter war. So schaute er jetzt vor sich hin und sagte: „Ja, mein lieber Gott, wer weiß, ob wir den Christtag noch einmal erleben!“

„Ja wohl“, gab der Ziselhofer bei und stopfte sich den Mund mit der letzten Branntweinnudel.

Und nun kam aus der Küche noch etwas, von dem der Peter Saldenberger damals stetig behauptete, es richte die Bauernschaft zu Grunde. Es war nämlich etwas Neues, aus der Fremde Bekommenes, ein Ding, das nur für die vornehmen Leute auf der Welt wäre und der Bauersmannsch nur aus Hoffart zu sich nähme. Mein Ziselhofer hatte eigentlich daselbe gesagt, aber seine Hausmutter hatte ihm bewiesen, daß die Sache zu einer rechten Maßzeit gehöre, daß sie in allen „besseren“ Häusern eingeführt sei und daß sie im Grunde

um keinen Pfennig mehr koste, als eine Schüssel mit Milchrahm und Semmelschnitten, wie man solche früher als letztes Gericht aufgetragen habe. Auch wußte der Ziselhofer bereits aus Erfahrung, das Ding trinke sich nicht schlecht — und so kam es, daß jetzt durch die weit offene Küchentür eine unermessliche Schüssel mit Kaffee hereingetragen wurde.

Nicht etwa schwarzer — den kennt man in der Bauernschaft nur als Medicin — sondern Milchkaffee, in welchem jetzt ein halb Duzend Semmeln geschnitten wurde.

Kein Tropfen davon ist übrig geblieben.

Nach dem Kaffee lugte der Jungknecht nach der Küchentür, ob nicht noch etwas käme, aber der Hausvater sagte gegen meinen Meister und mich gewendet: „Rüßt's halt vorliebnehmen, Schneider, wir sind fertig,“ und schlug das Tischgebet an.

Nachdemselben stand Alles vom Tische auf, das Gefinde der Reihe nach küßte dem Hausvater und der Hausmutter die Hand: „Vergelt's Gott, Bauer, vergelt's Gott fleißig, Bäuerin — vergelt's Gott!“

Wir, die Schneider, hätten gern etwas Feineres gesagt, aber es fiel uns nichts ein und so blieben wir auch beim „Vergelt's Gott.“ Der Ziselhofer erwiderte unsern Händedruck und sagte: „Beseigne Euch's Gott, 's ist nicht viel gewesen und ich denk', jetztund zünden wir ein Pfeisel an.“

„Der kleine Schandhans war im Laufe der Begebenheiten hübsch gesprächig geworden, er wollte dem Bauer jetzt beide Hände küssen, und da dieser die Bedrohungen immer hinter dem Rücken barg, so torkelte der Alte so lange um den Ziselhofer herum, bis er sein Ziel zur Nothdurft erreicht hatte.

Nach der Dankagung suchte sich Jeder nach Belieben einen Platz zum Sitzen, sei es auf der Wandbank, sei

es am Tisch, sei es am Ofen oder auch tief unten auf einem Betschemel — man setzte sich, dampfte Tabak an, rocherte die Zähne mit Strohhalme aus, erzählte, hörte oder duselte ein — je nach Talent und Neigung.

Mein Meister und ich gehörten zu den Zahnrochtern, der kleine Schandhans steckte seinen höllisch ruhigen Pfeisentiegel vor's Gesicht und als er in's Zeug kam, fragte ihn der Hausvater, was er doch für einen starken Tabak rauche?

„Ueberreiterkraut,“ schmunzelte der Hans, das war Ungarischer, Geschwärtzer.

„Vertragst ihn?“

„Muß wohl,“ antwortete der Alte, „rauch ihn für's Podagra. Wenn mich das Teibelsding rechtschaffen zwickt, so rauch' ich Ueberreiterkraut.“

„Sollst doch auch sonst was dagegen anwenden,“ meinte der allzeit theilnehmende Bisselhofer, „sollst einen Bader fragen.“

„Weißt mir einen, der das Podagra hat?“ versetzte der Alte.

„Der's hat?“

„Das Podagra muß er haben. Wer das Podagra nicht hat, zu dem hab' ich in der Sach' kein Vertrauen, er weiß es nicht, versteht es nicht. Mit Einem, der das Podagra nicht hat, kann der Mensch gar nicht davon reden. Und zu einem Arzt muß der Mensch Sympathie haben, sag' ich alleweil, wenn er zum Arzt keine Sympathie nicht hat, so kann sein Lebtag auch kein Sympathiemittel nicht helfen.“

„Mag wohl sein, das,“ sagte der Bisselhofer, „und hilfst der Tabak?“

„Sind halt wohl Tage,“ fuhr der Hans fort, „wo auch das Ueberreiterkraut nicht angreifen will. Nu, da versperret sich der Mensch in seine Hütten, vergräbt sich in sein Stroh und wartet, bis sich das Gespenst an den Knochen satt genagt hat.“

„Daß Dir die Zeit nicht lang wird, Hans, in Deiner ödweiligen Stätten, das wundert mich,“ so sagte

mein Meister und sprach uns damit Allen aus der Seele.

„Ich bind' Besen,“ antwortete der Alte.

„Und kommst nicht bisweilen in's Simuliren?“ fragte der Meinige — wie die Schneider schon sind, die müssen zu der feberleichten Handarbeit allemal auch eine Kopfarbeit haben, aber ja keine solche, wie der alte Büchelsteiger meint, wenn er die Stadtherren ärgern will. „Meine Döfzen arbeiten auch mit dem Kopf,“ sagt der Büchelsteiger und bindet den Viehern das Zugjoch an die Hörner. „Ich meine, Hans, ob Du nicht unterschuffen (von Zeit zu Zeit) in's Nachdenken drüber kommst, daß andere Leut' um so viel besser leben, als wie Du und gibt's Viele dabei, die ihr Lebtag nicht so brav und fleißig gewesen sind, wie Du.“

„Hab' wohl schon d'ran gedacht,“ meinte der Alte, „hilft aber nichts, so dent' ich nimmer und bind' Besen.“

Schüttelten halt Mehrere von uns ihre Häupter, was immer geschieht ausschaut und sein Ansehen gibt.

„Ja, was glaubt Ihr denn, Leut'!“ sagte der Schandhans und that einen verwunderlich lauten Lacher, „ich leb' nicht so schlecht, wie es ausschauen mag. Hab' auch meine heimlichen Sünden; wenn ich einmal gestorben bin, so fragt neiding (absichtlich) die Stocker Rosel — die weiß was.“

„Aber schneien thut's schon damisch draußen,“ sagte der Bisselhofer und legte seine Nase an's Fenster; er fand's nämlich hoch an der Zeit, die Unterhaltung zu wenden, er merkte, im alten ehrlichen Schandhanskopf begann der Wein zu blühen. Ja, das damische Schneien war richtig, aber mir wäre das Geheimniß der Stocker Rosel lieber gewesen. Die Rosel — die Leute in der Gegend werden mir's heute noch bestätigen — war das schönste Dirnlein weit und breit; an Sonntagen war sie Primadonna auf dem St. Rathreiner Kirchenchor und Nachmittags machte sie daheim die

Reklenerin und sang den llegenden Bauern-  
hurschen mit allerlei Schelmenliedchen  
den Verstand aus dem Kopf. Und die-  
ses Mädel sollte mit dem Schandhans  
Heimlichkeiten haben?

In der Stube war es dunkel ge-  
worden, im Weintrug auch, so rüste-  
ten wir uns zum Nachhausegehen. Der  
alte Hans fand auf der Bank sein  
blaues Sacktuch nicht mehr; das kam  
jetzt an der Hand der Hausfrau von  
der Küche herein, als Bündel voll  
Krapfen und Braten. „Daß halt der  
Hans morgen daheim auch noch was  
hätte.“

„Oh Du Narrisch, Du guter Nar-  
risch,“ stotterte der beglückte Alte der  
Bischoferin vor, „das ist schon gar  
zu viel, das kann ich nit vergelten,  
na wart', Hausmutter, da muß ich  
Dir doch nachst einen braven Besen  
herauftragen.“

Uns gab der Bischofer seinen  
stärksten Knecht mit, daß er uns den  
Pfad trete. So schob der baumstarke  
Kerl voraus mit seiner Brust wie ein  
Schneepflug die Gasse bahrend —  
und hinter ihm drein hasteten die bei-  
den dünnen Schneiderlein, die immer-  
hin noch genug zu thun hatten, um  
mit Ehren weiterzukommen.

Als wir zu Hause im Stübel  
saßen, der Meister die Brillen auf-

that, mit der Scheere die Kerze schneuzte  
und dann seine Hauspostille vornahm,  
um den heiligen Tag außerbaulich zu  
beschließen, begann ich im Stillen eine  
Unterlassungsfünde zu bereuen und  
konnte gar nicht begreifen, warum  
ich beim Mittagmahle so wenig ge-  
essen hatte. Wohl sagte mir das Ge-  
wissen: Beunruhige Dich nicht, kleiner  
Schneider, Du warst ganz satt, ich  
weiß es.

„Het' auch was aus dem Bü-  
chel!“ mahnte der Meister und schneuzte  
das Licht mit den Fingern, weil's ihm  
um die Scheere für die Länge leid  
that. Ich suchte im Ueberrock mein  
Gebetbuch und fand im auswendigen  
Sack — einen großen Krapfen. Jetzt, das  
war ein würdiger Gegenstand meiner  
Andacht. —

Der Schandhans hand nach die-  
sem Tag noch eine Zeit lang Besen,  
dann begab er sich selbst dem Staube.

„Jetzt kommt er mir am Samstag-  
Feterabend nimmer und ich kann ihm  
sein Schnapspluzerl nimmer füllen,“  
so sagte am Tage seines Begräbnis-  
ses die schöne Stocker-Mosel zu den  
Gästen.

Sein Schnapspluzerl! Du gute,  
alte Haut — und das war deine  
heimliche Sünde!

## Heimkehr.

Das ist das längstvertraute Thal,  
Die Berge, Klüfterspaltten,  
Mit ihrem dunkeln Waldgewand,  
Das sind die Tannen, die alten.

Das grüne Gezelt und das weiche Moos,  
Darauf ich geruht und gebüchelt,  
Den Blick auf's weitentrollte Bild  
Stillträumend hinausgerichtet.

Waldblumen und Beeren winken mir zu  
Verlockend in's lauschige Dunkel,  
So frühlich lacht hindurch das Blau  
Und gligert das Sonnengefunkt.

Und doch ist Alles verwandelt mir,  
Als ständ' ich in fremden Landen  
Und hätt' all' diese blühende Pracht  
Noch nie gekannt und verstanden.

Als wäre mein Herz gelegen im Schlaf  
Und wär' nun selig erschlossen  
Und hätt' seine Lieb' als Sonnenschein  
Kings über die Welt ergossen.

Angelica v. Sörmann.

## Die Bucklige.

Novelle von Luise Scher.

(Schluß.)

### Die Verbrecherin.

Ein Doctor medicinae et chirurgie kann unterweilen ein unverständiger Patron sein, logisch denkend und schließend; er kann wissen, wie es schnurstracks gegen jegliche Erfahrung schieße, daß ein junger, schöner, zudem etwas eitler Mann einem wellen, mißgestaltigem Wesen zu Gefallen ginge und hätte dies armselige Geschöpf sein bestes Herzblut tropfenweise für den Herzliebsten hingegeben. Unser Doctor war im gewöhnlichen Leben sicher ein praktisch denkender Arzt, aber den nüchternsten Praktiker beschleichen zuweilen Stimmungen ganz conträrer Natur und so schwärmte er nun in die Dämmerung hinaus in abenteuerlichen Plänen, gleich einem unreifen Jüngling, seinem hingeopferten Liebling einen kurzen Sonnenblick in dem umnachteten Dasein zu verschaffen.

Dr. Stingl entschlief in dieser Nacht erst spät und murmelte mehr als einmal: „Und wenn's ein Traum von Liebe wär', Du sollst ihn träumen, Du sanfte, kleine, Du gebuldige Alma!“

Der Wille des gelehrten Herrn war der beste, aber — —

Zwar hatte er am anderen Morgen seinen Plan fertig und wenn Männer der Wissenschaft fruchtbar werden, dann pflegt zumeist im engeren oder weiteren Kreis des Universums etwas vorzugehen. — —

Frau von Reimar war eben daran, mit Zuliffenahme der Phantasie ihrer Schneiderin ein charmanter Kesselfußm zu componiren, als man den Doctor melbete.

Er kam ungelegen, höchst ungelegen; doch als Frau von Welt schnitt man ein desto erfreuteres Gesicht.

„Ach, wie lieb, daß Sie nach mir sehen. Ich fühle mich etwas erleichtert; die Vorbereitungen zu meiner Fahrt regen meine Nerven wohlthuenend an. Auch werbe ich mich durch Ihren Besuch nicht stören lassen und fortfahren — —“

Mit seiner schroffsten Amtsmiene unterbrach Dr. Stingl die Dame: „Bitte im Gegentheil. Sie werden die Güte haben, sich sehr stören zu lassen. Ich habe viel und Ernstes zu verhandeln. Schicken Sie die Schneiderin nur fort, denn vor zwei Stunden werden Sie mich nicht los.“

Verblüfft schaute Alma's Stiefmutter d'rein. Doch mußte sie diesen kurzangebundenen, kategorischen Ton an ihrem Hausarzte nicht zum ersten Male zu Gehör bekommen. „Was sieht den Mann nur an,“ dachte sie bei sich, „nachdem doch gestern die Krankheits-Comödie so glatt weggespielt worden. Wo steuert der Doctor hin?“ —

Sie sollte es baldigst inne werden.

„Gnädige Frau! Sie können vor der Hand nicht abreisen.“

„Das wäre?“

„Es ist in Angelegenheit Ihrer Tochter der Mutter Gegenwart durchaus vonnöthen.“

„Die Gegenwart der Mutter, das ist mir neu!“

„Leider auch mir, doch ist es ausnahmsweise also. Ich hege die Absicht, Clärchen so schnell als möglich zu verheiraten.“



Frau von Reimar athmete erleichtert auf. Von Clara ging die Rede, nicht von der Anderen.

Der Doctor sprach weiter: „Deren enorme Coquetterie hat dem Fritz den Kopf einigermaßen verdreht; doch glaube ich kaum, daß die Weiden ein passendes Paar abgeben.“

Das war ganz die Meinung von Frizens Tante. Desgleichen schien des Doctors Idee das lästige reizende Töchterlein flugs unter die Haube zu stecken, so uneben just nicht. Frau von Reimar selbst hatte nie Ideen und brauchte auch geraume Weile, die anderer Leute zu acceptiren. Darum erwiderte sie ausweichend: „Aber Besten, mein Clärchen ist eigentlich noch ein Kind, kaum sechszehn —“

„In drei Monaten achtzehn Jahre; der Tauffchein läßt sich nicht beschneiden wie die Mädchen. Lassen Sie's gut sein, meine Gnädigste, das Kind weiß, was es will. Fast dauert mich die liebe Syrene. Auch sie ist ein Opfer mütterlicher Beschränktheit und Gefallsucht. Verkümmert nur der Jugend, der Schönheit ihr naturgemäßes Recht, dem anderen Geschlecht zu gefallen und Gefallen zu finden, und Ihr erziehet Euch raffinierte Coquetten oder lockere Dirnen, vielleicht beides vereint. Das arme Ding ist schwer zu retten, trotz seines eigentlich guten Herzens. So habe ich diesem süßen Pensionatsblümlein einen feinerreichen Banquier aufgestöbert, der kürzlich Baron geworden und des Fräuleins Anforderungen glänzend entsprechen wird. Ich will Ihnen schon Morgen den Herrn vorkühren und so mögen Sie die Schneiderin, die wahrscheinlich noch im Vorzimmer wartet, gleich verwenden, Ihrer Tochter einen anständigen Anzug zu liefern, der ihr Neuheres zu vollständigster Geltung bringt, denn dieses ist der Köder, womit wir den Krösus fangen. Auch lassen Sie dem Mädchen das Wort; mein Baron will eine sogenannte geistreiche Frau und versteht hierunter

natürlich eine solche, die so ungereimt als möglich, schwäket und das hat Clärchen weg wie keine.“

Frau von Reimar blieb vor der Hand sprachlos von des Arztes Erpose. Es fehlte ihr durchweg die Gabe, in unerwarteten Situationen, die über den Horizont glatter Salonroutine hinausreichten, rasch Posto zu fassen. Da sie aber genügende Ursache haben mochte, den Doctor zu schonen, so suchte sie dessen allzu herrisches Vorgehen geschickt ignorirend, Frist zu gewinnen.

„Ich werde Ihren Vorschlag sehr in Erwägung ziehen und mich sofort mit dem Vormund meiner Tochter besprechen.“

Doch Dr. Stingl ließ keinen Einwand gelten. „Sie werden einfach folgen und thun wie ich sage.“

„Und Sie werden einfach unverschämt.“

„Gewiß. Doch trete ich nur deshalb so drakonisch auf, um nicht wieder Dinge zur Sprache bringen zu müssen, die Sie wohl nicht gerne hören möchten.“

Jetzt begann die anezogene noble Blasphemie der Dame einem gelinden Jähzorn zu weichen. „Dah, die abgeleirte Drohung! Ich bin des ewigen Verstedenspielens satt. Der alte Hans ist ein abgefemter Lügner und notorischer Schwärzer und Alma das falsche, undankbarste Geschöpf. Sie, die in meinem Hause, von meinen Mitteln lebt —“

„Sachte, sachte, meine Gnädige. Allerdings hätten Sie klüger gethan, den alten Diener mit einer Geldsumme abzufinden und längst aus dem Hause, womöglich aus der Stadt zu entfernen; Ihr Geiz ließ das nicht zu. Er trinkt gern, der Gute und spricht im Rausche Dinge, die zu verschweigen er einst im Interesse seiner Herrschaft feierlich versprochen. Was Alma selbst betrifft, so sind dem armen Kinde in der That einigemal Worte entschlüpft, die mir ein trauriges Licht

auffteden mußten. So hat z. B. hier im Hause, ein gewisser junger Mann, nach seines Oheims und Wohlthäters Tod, angeblich auf Kosten seiner großmüthigen Tante, seine Studien vollendet, während gerade diese Dame am besten weiß, wessen Geld hiebei verwendet ward —“

„Auch das wissen Sie? O famos! Ich bin ja herrlich betrogen, verleumdet, bestohlen worden, das ist ja ein förmliches Complot!“

Der letzte Rest von Fassung war im Weichen. Frau von Reimar brach in einen Strom von Thränen aus und wand sich in nervösen Zuckungen auf dem Sopha.

Alein der grausame Doctor blieb ungerührt und meinte mit kalter Gelassenheit: „Mäßigen Sie sich, meine Gute; Ihr Treiben gemahnte mich sonst etwa an eine Stunde, wo ich, um zwei Decennien grüner und vertrauender, eben keinen besonderen Scharfsinn verrieth, indem ich mir imponiren ließ von ein paar Dhnmachten mit obligaten Thränengüssen einer schönen Dame, als ich den Versuch wagte, von einer strafbaren Vernachlässigung pflichtmäßiger Obforge zu sprechen. Damals dachte ich Thor: „Das Kind ist nicht zu retten, soll ich eine angesehene Familie, eine jungverheiratete Frau, die Gattin eines werthen Freundes an den Pranger stellen?“ So schwieg ich und half selbst mit an dem unheilvollen Werke der Vertuschung. Heute ist mir die ganze Scheußlichkeit des Verbrechens klar, mein Freund ist todt, so hält mich nichts zurück, wenn nicht die Rücksicht auf Alma selbst.“

Als Frau von Reimar merkte, daß ihre Weinkrämpfe total wirkungslos blieben, suchte sie ihre Fassung wieder zu gewinnen, denn sie war noch lange nicht daran, sich zu ergeben. Zu sehr war die Eitelkeit der leeren Person verlegt, um also gedemüthigt, die schreckliche Schuld gelten zu lassen. Mit frechem Hochmuth

schleuderte sie dem Arzte entgegen: „Es ist vergebens, es gelingt Ihnen nicht, mich mit solchen Finten einzuschüchtern. Wagen Sie es nur, mich anzuklagen, mich, eine allgemein geachtete Dame von tabellosem Rufe, einen Sprößling aus adeligem Hause, um solcher Kleinigkeiten Willen —“

Jetzt war des Doctors letzter Geduldsfaden gerissen; mit Donnerstimme brach er los: „Kleinigkeiten, Madame? Das nennen Sie Kleinigkeiten? Diese sogenannten Kleinen Festigkeiten einer jähornigen Megäre sind dem bejammenswerthen Kinde zum Fluch des Lebens geworden. Ist es möglich, Sie, die es nicht ertragen, ihrem Alter gemäß ein paar weiße Haare und Stirnfalten einzugestehen, Sie nennen Ihre unmenshliche That eine Kleinigkeit? Wie, oder hätten Sie wirklich vergessen, was geschehen vor zwanzig Jahren? Dann muß ich es Ihnen wohl in's Gedächtniß zurückerufen: Nicht herabgefallen ist Alma, von verruchter Hand wurde ein Stod geschleudert, der sie stürzen machte. — Es war ihr Baum, der Vater selbst hat ihn gepflanzt am Tage, wo sein Töchterlein das Licht der Welt erblickte. Die ersten Aprillosen des Jahres waren es, so flaumig und groß wie keine andern. Dem Mädchen gehörten sie zu, es fühlte sein Recht darauf in dem lieben, geraden Kinderherzen; aber die neue Hausfrau wollte solche Prachtexemplare der Kleinen nicht gönnen; die Früchte sollten paradiren auf der Mittagstafel für fremde Gäste. Da ging der Trokstopf hin, erkletterte den Baum, sich sein Eigenthum zu wahren, die Stiefmutter kam von ohngefähr hinzu — und dieselbe Dame hochadeligen Geblütes, die im Salon nie einen faux pas machte, sie ließ sich übermannen von gemeinem Born und — Sie sehen, meine Gnädige, ich weiß genau Bescheid und werde mich des Weiteren knapper fassen. Man hielt es unter den erwähnten Umständen nicht für rathsam,

einen Arzt kommen zu lassen, man suchte das fiebernde, zuckende Kind zu beschwichtigen, den nur zu leichtsinnigen Vater hinzuhalten, kurzum, als ich endlich durch Zufall, durch puren Zufall daherkam, war es zu spät, kein Gott hätte nunmehr helfen können. Die ganze Abscheulichkeit des Verbrechens nicht ahnend, war auch ich feige genug, zu schweigen, zu vertuschen. Als mir endlich die gräßliche Wahrheit aufdämmerte, als ich am Krankenlager von Alma's Vater Anbeutungen wagte, wer versprach dem sterbenden Gatten, das Mädchen auf Händen zu tragen, zeitlebens, dem elenden Geschöpf seine Würde auf alle Weise leicht zu machen? Und abermals ließ ich alter Narr mich behörden durch gleisnerische Thränen und geheuchelte Reue, mich verschüchtern durch ein Paar arrogante Phrasen. Heute ist meine Geduld zu Ende. Hören Sie, hören Sie genau: Alma wird kein Jahr, vielleicht keinen Sommer mehr leben. Sie liebt ihren Vetter Fritz, sie stirbt an dieser unerwiderten Liebe. Er selbst ist bis über die Ohren vernarrt in Clärchen und ich will, daß er durch deren flagranten Untreue, die übrigens auch ohne mein Zutun zu gewärtigen ist, einen großen Schmerz erfahre. Er muß empfinden, wie Falschheit wurmt, wie verschmähte Liebe brennt. Er muß milde werden und nachsichtig, trostbedürftig und trostesmächtig. Er soll in dieser weichen Stimmung die letzten Stunden der Sterbenden mit einer Spur von Neigung verklären. Und darum will ich, daß Clara die Braut eines Anderen sei, und wehe Ihnen Madame, wenn sie es nicht wird. Jetzt überlasse ich Sie Ihrer Schneidermamsell. Adieu!"

Die nächste Folge der inhaltsschweren Unterredung war, daß Clara noch am selbigen Tage Ordre erhielt, mit Mama einige Confections-Geschäfte zu besuchen, wo man ihr zum freudigsten Staunen ein Paar äußerst elegante Soiréeroben mit wahren Mon-

streschleppen anpaßte. Auch hat es die Pfiffige mit seinem Räschchen alsbald heraus, was da im Werke sei und sieht nun zum ersten Mal als erwachsenes Fräulein im tadellosen Salon. Gar holdselig ist der Jungfrau Errotthen, als ihr Dr. Stingl seinen Protegés präsentirt. Der Mann ist in den sogenannten besten Jahren, etwas kahlköpfig zwar, aber nach neuester Mode gekleidet und parfümirt. Er bestrebt sich, den Abend über den Damen die solide Finanzlage seiner Firma zu exponiren und weiß übrigens diese etwas monotone Unterhaltung ab und zu mit der Erzählung der neuesten Witze aus den „fliegenden Blättern“ zu würzen. Fräulein Clara horcht mit verklärten Augen und allerliebste unschuldiger Miene und läßt nur unterweilen den Blick etwas besorgt nach der ungewohnten Schleppe schweifen, ob diese auch zu vollster Geltung gelange.

Am nämlichen Abend legte sich Alma früh zu Bette, nachdem Fritz ihrem Wunsche gemäß auf einige Tage verreist war, um den Aerger der Tante vertoben zu lassen. Während seiner Abwesenheit hoffte Alma für ihn wirken zu können. Als Dr. Stingl nach seiner kleinen Freundin herübersah, fand er sie fiebernd und machte ein recht betrübtes Gesicht. Fritz's Abreise schob sich geschickt in seine Pläne ein, aber Alma's Unwohlsein machte ihm schwere Sorge. So vergingen zwei Tage, ohne daß sie ihr Zimmer verließ, ohne daß sie ahnte, wer ihre allzu selbstlose Hingabe zu durchkreuzen im Begriffe stand. Clara selbst hütete sich mit richtigem Instinct, das Mindeste einzubekennen, ehe sie ihrer Sache gewiß war und den unausbleiblichen Vorwürfen der Schwester mit einem fait accompli entgegentreten konnte.

„Du hattest nur Dein Spiel mit ihm, Du willst ihn verzwetseln lassen“, jammerte die Getäuschte, als ihr endlich doch in der Abgeschlossenheit ihres

Krankenstübchens ein Licht aufging, wie die Dinge im Hause standen.

Clärchen's Mundwinkel verzogen sich zu erzwungenem Lachen. „Geh, doch, geh. Als ob die Männer so leicht verzweifelden. Hart mag's ihm vorkommen, wenn er's hören wird, aber was kann ich thun, sag' selbst? Der Baron hat mein Wort und ich bin ein charaktervolles Mädchen, das sein Wort nicht zurückbegehrt. Und dann stell' Dir nur vor, ich darf reiten lernen und bekomme einen wunderbaren Apfelschimmel. Das war von jeher mein Ideal.“

„Der Baron hat Dein Wort seit gestern und Fritz Deine bräutliche Zärtlichkeit seit — —“

„Ach Boffen. Das sind pure Kinderereien. Ist Fritz nicht mein leiblicher Cousin. Sollen da ein paar geschwisterlich gewechselte Küsse binden? Du wirst sehen, er selbst nimmt die Dinge viel vernünftiger, als Du, Du unverbesserliche Schwärmerin.“

Sie enteilte der Schwester vorwurfsvollem Blick und versuchte ein munteres Liedchen zu trällern. Aber es ging nicht von Statten mit der leichten Laune. Clärchen saß zerkreut am Puztische, ihrem Lieblingsplatze, seit sie der Schulbank ledig und aus dem Spiegel schien ihr ein lievertrautes Männeranlich herzublicken und sie zu fragen, ob es wirklich nur Kinderereien gewesen und eitel Spiel.

Auch Alma's Gedanken wurden dunkel und dunkler. Was ihr nach Dr. Stingl's Meinung Erleichterung bringen sollte, ward dem zartfühligen Gemüthe zum Gifte. Selbst der menschenfreundliche Arzt hatte keine Ahnung von dem grenzenlosen Opfermuth dieser von vorne herein wunschlosen Hingabe an fremdes Wohl und Wehe. Die Qualen des heißgeliebten, des schmachlich betrogenen Mannes an dem Maßstabe des ihren messend, litt Alma nunmehr für sich und ihn und die grausame Seelenfolter mußte den ge-

brechlichen Körper rascher Vernichtung entgegenführen.

Der arme Doctor ward von Stunde zu Stunde sorgenvoller. Diese Raschheit physischen Verfalles machte all' seine Boraussicht zu Schanden. Er harrte mit Bangem auf Fritzens Rückkunft, sich von dem Zauber seiner Gegenwart eine momentane Besserung in Alma's Zustand erhoffend.

Daß doch die objectiv urtheilende Weisheit, das besonnen calculirende Alter immer und ewig scheitern wird mit seinen klügsten Berechnungen an der schrankenlosen Willkür subjectiv dahinstürmender Jugendlichkeit. Wie schlaue war es ausgeheckt, wie fein eingefädelt; nicht einmal muthmaßen durfte Alma, wie sehr ihres treuen Freundes Hand im Spiele war. Noch um zehn Uhr Nachts stand der fürsorgliche Doctor frieren und zähneklappernd auf dem Perron des Bahnhofes, Fritzens Ankunft gewärtig, um nur ja gewiß der Erste zu sein, dem Verliebten die veränderte Sachlage im Reimar'schen Hause vom richtigen Standpunkt aus, klar zu machen.

„Ein Stein müßte der Mensch sein, wenn ihn die Schilderung von Alma's heimlich gehegter Liebe, ihrem tödtlichen Leiden, ihrer versteckten Großmuth und letzten Opferfreudigkeit nicht währten.“

So dachte der voraussichtige Arzt.

Ein Stein war der Fritz nun eben nicht, aber leider etwas bei weitem Fühloferes, ein blind Verliebter! Kaum, daß er die ersten Andeutungen von seines Mädchens Untreue vernommen, so war er, des Arztes verzweifeltstem Zurückhalten durch einen kühnen Sprung aus dem in rascher Fahrt begriffenen Wagen höhn-sprechend, auf und davon, ohne weiter hören zu wollen, was der arg consternirte Doctor etwa noch vorzubringen hatte an wohlarrangirten Trostesworten und sichhaltigen Gründen.

So geht es meist, wenn das Alter sich weise einmischet, wo die Jugend

vermöge eines unaufhaltsamen Dranges, ein Bedürfnis fühlt, unsinnig dreinzugehen, aller Schranken los und lebendig, die dem Leben wehren wollen, zu leben!

### Befreiung.

Still war's in Alma's Krankenstube, still und dämmerig. Und stille auch war's in ihrem Herzen geworden. Draußen war fürnte und wetterte es dem nahen Lenz entgegen, Hagelkörner klopften an die Scheiben, Wind rüttelte an den Flügeln der Fenster, aber kein Nachhall des mächtigen Aufstuhres der Natur, kein Hauch von frühlingstarkem Werdehangen zog ein in des siechen Mädchens Gemüth. Alma war verlassen und allein; doch fühlte sie keinen Gram mehr ob ihrer Einsamkeit; wer der Mitwelt nichts mehr zu bieten vermag, wer dies erkannt, dem ist frei und leicht, wenn er sich endlich durchgerungen, auch selbst nichts mehr zu begehren.

Nur vor etwas bangte sie noch, vor dem Wiedersehen, dem letzten, traurigen. Sie horchte nach dem Schall der Thür Glocke, heute war der Tag seiner Rückkunft, heute wird er kommen und Rechenschaft fordern.

„Was werd' ich sagen? Wie seinem Blick begegnen? Wird er mir glauben? Wird er seinen Schmerz bemeistern?“

Mutter und Schwester waren für den Abend geladen bei Verwandten des Barons. Letztere sollte da zum ersten Male officiell als Braut erscheinen und es galt demnach schön, blendend schön zu sein. Aber sonderbar, gerade heute wollte dem eitlen Kinde das Toilettemachen keine rechte Freude bereiten. Auch Clara fuhr mehr als einmal auf unter den Händen der Friseurin beim Ton der Glocke, auch sie schien sich noch zu erinnern, wer heute eintreffen sollte.

Halb elf schlug es, als man endlich zu Ende gekommen mit dem Fuß.

In weißem Crepp das Töchterlein, in schwarzem Sammt die Mutter.

„Wie Nacht und Morgen,“ be-theuerte galant der Baron, der gekommen war, die Damen mit seiner Equipage abzuholen.

Frau von Reimar nahm die Nacht gnädig lächelnd hin. Sie schwärmte, so weit es gute Lebensart zuließ, für ihren Schwiegersohn und fand es nachgerade so übel nicht, als grell jugendliche Mama einer reizenden Tochter zu brilliren. Und dann, Alma ist aufgegeben, Clärchen so gut wie verheiratet und Fritz wird sehr des Trostes bedürftig sein; vortheilhafter hätte der gute Doctor die Karten gar nicht mischen können zum Glückspiel der schönen Witwe.

Die Damen waren schon in ihre Pelze gehüllt, da meinte Clärchen plötzlich, noch einmal nach der kranken Schwester sehen zu wollen; ihr sei so bang, als müsse derselben Schlimmes zustoßen während der Nacht. Aber Mama rief spitzig: „Gott, welche Sentimentalität. Nicht genug, daß Du Dir Tags über Deinen frischen Teint in dem dumpfen Krankenzimmer verbirbst; jetzt forberte es mindestens die Rücksicht auf unseren lieben Cavalier, denselben nicht länger warten zu lassen.“

Clara fügte sich; aber wenn das eigensinnige Köpfchen einmal nachgab, dann war sicher alsbald bei nächster Gelegenheit ein Sturm zu erwarten. Mit der Concession zur Schleppe hat sich Frau von Reimar ohne Wissen und Willen ihrer Herrschaft über die Tochter begeben, ein purer Zufall, daß die Heiratspläne deren Sinn nicht zuwider liefen — aber noch war Clara nicht verheiratet.

Um die Ecke der Treppe biegend, trat den Herabkommenden eine hohe schlanke Männergestalt entgegen. Der Arm der schönen Braut suchte in dem ihres Verlobten und selbst Frau von Reimar's Tact gerieth einigermaßen in's Schwanken bei der unwillkom-

menen Begegnung. Doch versuchte sie rasch sich zu fassen und eine flüchtige Vorstellung zu wagen."

"Mein Neffe, Dr. Friedrich Reimar; Baron Hainfeld;" der Bräutigam meiner Tochter kam nur als unverständliches Gemurmel zum Ausdruck.

Und rasch suchte sie vorüber zu drängen.

Aber wie aus Erz gegossen, breit und stark, stand der junge Mann da, ohne den Hut zu lüften, ohne die Hand zu rühren. Starr und vorwurfsvoll hasteten seine Augen auf Clärchens Antlitz, das wie mit Purpur übergossen, aus der schneeigen Atlas-Rapuze herausquodte.

Der Baron wußte nicht recht, was er mit den zwei Fingern beginnen sollte, welche er in vorurtheilslofester Leutseligkeit diesem angehenden Gymnasiallehrer hingestreckt hatte. Er nälsete im höchsten Discant: „Sehr erfreut, hoffe demnächst bei günstiger Gelegenheit — —“

Und auch er trachtete mit seiner Dame an dem jungen Manne vorbeizukommen.

Fritz aber schien weder seine gnädige Laute, noch den leutseligen Baron zu sehen. Er beugte sich nieder, ganz nahe zu den Lippen seines treulosen Liebchens und sprach mit sanfter, tief vibrierender Stimme: „Mögest Du glücklich werden, wenn Du's vermagst; mögest Du nie, niemals bereuen, was Du an mir, an Dir selbst gethan. Leb' wohl!“

Jetzt schob er mit energischer Arm-bewegung den verblüfften Baron zur Seite und stürzte hastig die Treppe hinan.

Clärchens Augen quollen über, Frau von Reimar's nach der Salon-schablone regulirten Hirnfunctionen fanden still. Nur der Baron suchte mitleidig die Achseln. Hartfällige Menschen gewinnen leicht einen Schein von Ueberlegenheit in wahrhaft delicater Situation über tiefer angelegte Naturen.

Er fragte, nachdem er Mutter und Tochter in den Wagen gehoben, leichthin: „Das ist ja wohl der junge Werther, von dem mir Dr. Stingl neulich einige Andeutungen gemacht. Schade um den Mann; er sollte einsehen, daß die Saison der Werthers eine veraltete ist. Uebrigens gedenke ich mich als Ehemann auf nichts weniger als auf einen Dithello zu spielen. Verehrer auf Distanz gestatte ich meiner jungen Frau, das gibt ihr das rechte Relief. Aber so mir nichts, Dir nichts ein tête à tête abzuhalten, während ich daneben stehe, das übersteigt alles Erlaubte, das muß ich mir verbitten.“

Es sollte scherzhaft sein; er fuhr seiner Braut mit der fetten, beringten Hand über das Gesicht und als er dieselbe feucht spürte, meinte er mit einem herzhaften Schmaß seine gute Laune und edle Toleranz auszubrüden.

Clärchen rührte sich nicht; wie versteinert drückte sie sich in die Ecke; ihre Thränen verriegelten, aber die festgeknipten Lippen verkündeten einen Entschluß. Frau von Reimar war zu Ende mit ihrer Routine und hatte nach einer Fahrt von zehn Minuten nicht eine einzige passende Phrase zu Gebrauch in ihrem Gedächtnis aufgefunden.

So langte man in ziemlich verlegener Stimmung an.

In der Garderobe war ein arges Gedränge. Galant bediente der Baron vorerst die Mama; als er sich jedoch nach seiner Braut wenden wollte, war diese verschwunden. — —

In Alma's Stübchen war's indef noch stiller geworden. Selbst der Orcan draußen hatte verrotzt und man hörte nichts als das schwere Athmen der Kranken.

Bleiern senkten sich die Lider über die matten Augen. Doch Alma wollte nicht schlafen. Jetzt noch nicht. Sie wollte wachen, bis sie ihn wieder-gesehen, ihm zugesprochen, ihn aufgerichtet, ihn beschworen, der Zukunft

zu vertrauen und der mißleiteten, treulosen Schwester zu verzeihen.

Und dann?

Für Alma selbst gab es keine Hoffnung, kein Wünschen mehr.

So dämmerte sie erschöpft der Auflösung, der Befreiung entgegen.

Ein heftiger Riß an der Glocke schreckte die wider Willen Entschlummerte aus ihrer Lethargie.

Sie kennt die Art des Läutens, sie kennt auch den energischen Schritt, nur daß er jetzt noch viel, viel heftiger ist. Vor dem Spiegel im Vorzimmer pflegt er sonst stets Halt zu machen und Alma belächelte wie oft diese kleine Eitelkeit. Heute aber scheint dem Better sein stattlicher Vollbart ziemlich gleichgiltig zu sein. Mit drei Schritten ist er an Alma's Thür, ohne erst geklopft zu haben, steht er vor ihr drohend, finstern, lieb- und erbarmungslos. Denn ihr, ihr allein gilt all' sein Born, sie klagt er an ob Clärchens Verrath, sie ist die Schuldige, die den Vertrauenden genarrt, ihn fortgeschickt, damit er desto leichter betrogen werden könne. Sie ist die Schlange, die mit heimtückischer Hinterlist den jungen Bund gestört, zwei Menschen auseinandergerissen, die für einander geschaffen waren.

Und warum sie dies Alles vollbracht? Aus Neid und Schadenfreude, aus gemeinem Haß gegen die Schöne, die Strahlende, die Fehlerlose, die trotz Allem und Allem noch immer Geliebte und ewig einzig Liebenswerthe!

„Bei Allem, was Dir heilig ist, ich konnt's nicht hindern, wie im Fluge ist's geschehen und wahrlich nicht durch mich. Sieh', ich liege seit Deiner Abreise krank darnieder —“

Umsonst! Alma's brechende Stimme verhallte ungehört.

„Natürlich, Du bist unschuldig. Nie hast Du gepraßelt mit falscher Macht, nie Dein Wort gebrochen und nie gelobt für mich zu wirken und zu werben. Wohl gehandelt ist worden

in meiner Abwesenheit, Du und Dein Helfershelfer, der fatale Schleicher, ihr habt es recht fein abgekartet, mich fortzuschaffen, mich hinzuhalten — Tod und Verderben über Dich, Du falsches, tückisches, häßliches Geschöpf, das mir stets widerwärtig gewesen neben meinem süßen, lichten, holden Lieb.“

In dem Ton ging's fort. Wie lange? Nicht das gequälte Mädchen, nicht der wüthend Leidenschaftliche wußten es. Alma drückte das müde Haupt in die Kissen und jedes Wort drang wie giftiger Pfeil in das Gemüth der Edlen, arg Bekamten.

Endlich versagte dem kopflos Lebenden der Athem.

Er enteilt in's anstoßende Gemach, in Clara's Zimmer und wirft sich erschöpft auf das Lager des heißgeliebten Mädchens hin.

Er hört nicht, daß draußen neuerdings heftig gekläutet wird. Ober er hört es und meint, das sei der Doctor, dessen Eintreffen auf dem Schauplatz seiner Thätigkeit längst zu gewärtigen war. Mag er sich freuen seines Triumphes, mag Alma frohlocken ob ihres Sieges.

Doch die horcht mit verhaltenem Athem nach dem Geräusch da draußen.

Das ist Clärchen's Stimme.

„Sie kommt schon zurück; kommt allein, ohne die Mutter. Was ist da vorgefallen?“

Rasch fliegt die Thüre auf; das grelle Licht des Vorzimmer's fällt auf die leuchtend helle Gestalt.

Ah, wie schön sie war, wie liebreizend und doch so liebeleer.

Es war der letzte, der elementare Verzweiflungsschrei eines zu Tod gemarterten Herzens, mit dem Alma der Schwester zurief: „Ich sterbe — sterbe trostlos — und Du — Du hast mich gemordet durch Deinen Verrath an Friß!“

Und Clara, die ewig übermüthige, Alles belächelnde, sie lachte nicht. Sie kniete nieder, mit den weißen, runden Armen umschlang sie Alma's Haupt

und Thränen, heiße Thränen entströmten den Augen der Jungfrau: „Und ich sterbe mit Dir, wenn der Fritz mich nimmer mag. Du allein kannst mir ihn wieder, mir seine Verzeihung schaffen!“

Die Kranke, Fiebernde vermeinte zu träumen. Waren das Schönclärchens Worte, Worte der eitlen, selbstischen, berechnenden Schwester?

Der floß es nur von den Lippen in längst verhaltenen Strömen aus übervollem, aus überschäumendem Herzen: „Ich nehm' ihn nicht, den Baron, nicht um alles Gold der Welt. Wie ich den Fritz neben ihm gesehen, wie der mich angeschaut, so vorwurfsvoll, so streng und strafend und doch so einzig hold mit seinen treuen, lieben Augen, da fiel's wie Schuppen von den meinen. Hin riß es mich an seine Brust, wo mir so oft so wohl geworden. Und, wie mich der Baron küssen wollte, da erst empfand ich, wenn ich zugehört und einzig zugehört darf. Fort bin ich gelaufen, die Treppe hinab, hab' mich in den nächstbesten Wagen geworfen und da bin ich und da haßt Du mich, wie Du mich längst gewollt, ganz die Deine und mache, was Du willst mit mir, aber, wenn Du mir den Fritz nicht verzeihst, so mögen sie mich mit Dir in den nämlichen Sarg legen und Ein Grab sei uns beiden gemein.“

Schon fühlte sie sich von rückwärts umschlungen und ein Jubelschrei entfuhr ihr bei der liebvertrauten, wohnigen Berührung. Sie umfingen sich in neuer Lust und Lebensfreude, fest schmiegte sich das liebliche Geschöpf in des Mannes Arme und keines dachte mehr der Unseligen, die ohn-

mächtig, blutlos, wie eine geknickte Lilie in den weißen Rissen lag.

Doch durfte sie noch nicht sterben, noch war ihre Mission nicht erfüllt.

Frau von Reimar und Dr. Stingl trafen miteinander ein; letzterer war aufgehalten worden durch einen beim Sturm Verunglückten und so hatte er das Glück, die Klagen der entsetzten Dame aus erster Hand zu bekommen. Er hielt tapfer Stand, er fühlte sich entwaffnet beim Anblick des herrlichen Menschenpaares, das Hand in Hand vor ihn hintrat.

Und es war Alma's Wunsch, ihr letzter, einziger. Sie hat sich emporgehoben, noch einmal mit kramphafter Anstrengung, sie hat die Erfüllung ihrer Bitte geheißt von der Stiefmutter mit feierlichen Worten, sie hat den Arzt eingefetzt zum Bürgen, daß man ihren Willen achte.

Er ist geachtet worden.

Aber die brillante, weltgewandte Frau von Reimar ist unmöglich in der Gesellschaft, durch Clärchen's rückgängige Verlobung mit dem Baron und die Gerüchte, welche dieser über den Bruch ausgestreut. Seit Fritz Reimar Clärchen's Gatte ist, vernachlässigt die ewig Jungendliche auch einigermaßen die tägliche Auffrischung ihrer Reize und Dr. Stingl hat ihr den Dienst als Hausarzt gekündet.

So sitzt die Alternnde einsam in der angeblähten Elegance ihres tabellosen Salons, auf Alma's jungfräulichem Grabe aber ziehen ihres Geliebten Kinder weiße Rosen und dunklen Ephen als Sinnbild der Reinen, Edlen und ihres unverschuldet tragischen Schicksals.



## Gustav Jäger's Duft- und Seelentheorie.

Als ich das vielbesprochene Werk des Prof. Dr. Gustav Jäger „über die Entdeckung der Seele“ las, mußte ich wiederholt an eine gelehrte Freundin denken, mit welcher ich vor ein paar Jahren den Genuß der Lecture der „Zoologischen Briefe“ desselben Gelehrten getheilt hatte. Die Dame fand ein großes Interesse an den „Zoologischen Briefen“; nur Eines hatte sie daran zu tadeln: Dies nämlich, daß, wenn irgend eine brillante Hypothese völlig klar und plausibel gemacht war und man eine rechte Freude daran hatte, die Sache nun aus dem Grunde zu verstehen, genau zu wissen, woran man war, der Verfasser hernach mit der Bemerkung nachhinkte, das sei seine subjective Meinung und so könne man sich, wenn man wolle, die Sache vorstellen, sie könne sich aber auch anders verhalten u. s. f. Das verleidete der gelehrten Freundin das Buch gründlich und sie wollte zuletzt nichts mehr davon hören.

An diese wißbegierige Leserin, deren Geschlecht nun einmal dreiste Behauptungen höher schätzt, als Vorsicht, Bescheidenheit und Zurückhaltung, mußte ich, wie gesagt, bei der Lesung von Jäger's neuem Werke oft denken und konnte ihr dies Buch mit bestem Gewissen auf das Wärmste empfehlen, als das völlige Widerspiel von dem, was sie an jenem andern geärgert hatte.

In der That, von der Aengstlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die den gelehrten Stuttgarter Zoologen früher kennzeichnete, ist er seit seiner Entdeckung der Seele völlig zurückgekommen. Bekanntlich steigt bei allen Naturforschern, Philosophen u. s. w. die Zurückverzicht der Behauptungen mit der

Kühnheit und Absonderlichkeit der Gedanken und „Entdeckungen.“ Nichts natürlicher als dies! Plausible Behauptungen sprechen für sich selbst; aber auf zweifelhafte, paradoxe und unerhörte Dinge würde kein Mensch etwas geben, wenn der Entdecker nicht selber steif und fest daran zu glauben versicherte und dabei gehörig mit der Faust auf den Tisch schluge...

Bersenten wir uns ohne weitern Umschweif in den Mittelpunkt der Sache, um welche es sich in dem merkwürdigen Jäger'schen Buche handelt.

In jedem zoologischen Garten kann man sich Gewißheit darüber verschaffen, daß nicht nur jede Thierart überhaupt einen Ausdünstungsduft hat, sondern auch, daß es nicht zwei Arten gibt, deren Ausdünstungsdüfte nicht bei einiger Uebung von einander unterschieden werden könnten. Können ja doch selbst so nahestehende Thiere wie Nabenkrähe und Nebelkrähe noch am todten Balg von der so wenig geübten Nase des Menschen unterschieden werden. Die feinere Nase des Hundes unterscheidet sogar jedes menschliche Individuum von allen andern: ein Beweis, daß nicht blos jeder Art, sondern jedem Individuum ein spezifischer Duft verliehen ist. — Welches Futter ein Thier zu seiner Nahrung wählt, hängt von dessen spezifischem Dufte (und Geschmack) ab. Das Gleiche gilt für die Fortpflanzung. Erst das Geruchsorgan entscheidet endgiltig über die Zusammengehörigkeit vom Säugthier an bis hinab zum Wurm, ja, man möchte sagen, bis zu den Infusorien hinunter und noch weiter: selbst wo Samensaden und Ei ganz äußerlich, ohne einen mütterlichen Organismus sich einigt, hängt die Neuschöpfung

ab von der chemischen Beziehung zwischen Samen- und Eiblast, oder, wie Jäger sich ausdrückt, zwischen Ei-Seele und Sperma-Seele...

Bei vielen Völkerschaften ist statt des Küßens der Nasengruß üblich. Gewisse Bergvölker Hinterindiens sagen in ihrer Sprache nicht: „Gib mir einen Kuß!“ sondern „Rieche mich!“ Statt Lippe an Lippe zu pressen, legen sie Mund und Nase auf die Wangen und ziehen den Athem stark ein. Ähnliches ist bei den Birmanen der Fall und vom malayischen Archipel bemerkt Crawford, daß dort für unsern Gruß bei allen Stämmen das Riechen eintrete; überall seien die Wörter riechen und grüßen gleichbedeutend. —

Was ist der Duft? Der „Duftstoff“ steht, lehrt Jäger, in den kleinsten Theilen — Moleculen — des Körper-Eiweißes. Er ist ein Bestandtheil desselben. So lange das Eiweiß sich im normalen, unversehrten Zustande befindet, ist der Duftstoff gebunden. Findet aber durch Erregung des Nervenapparats eine Zersetzung des Eiweißes statt, so wird der Duft frei und tritt als selbstständig wirkender Factor auf. Der Duftstoff oder Duft — Jäger gebraucht die beiden Ausdrücke seltfamer Weise immer als Synonyma, was sie doch nicht sind — muß also bezeichnet werden als eine chemische Substanz, die dem Stoffwechsel unterliegt. Er zersetzt sich und bildet sich von Neuem aus zugeführten Bestandtheilen.

Und er ist — man höre! — identisch mit dem, was man Seele nennt!

Identisch mit der Seele? Ja! Denn, sagt Prof. Jäger, die Seele ist etwas durchaus specifisches, und wenn sie ein materieller Stoff sein soll, so kann sie nur mit jenem Bestandtheil des Körperstoffes identisch sein, der ebenfalls specifisch, d. h. eigenthümlich ist bei jedem einzelnen Wesen. Vollkommen specifischer Natur sind aber einzig und allein die Stoffe, welche uns im Ausdünstungsduft (und

Fleischgeschmack) des Thieres begegnen. Folglich — sind Duft und Seele dasselbe! —

Wenn übrigens, meint Jäger, ein Naturforscher die Entdeckung macht, daß alle die sogenannten Seelen-Erscheinungen, die Triebe, Instincte, Affecte, der Wille u. s. w. ihre Erklärung in der Anwesenheit eines ganz bestimmten, freien, greifbaren chemischen Stoffes finden — nämlich eben im Duftstoff — so wird er doch lieber nach dem schon vorhandenen, populären Worte greifen, als mit Hilfe des griechischen Wörterbuches ein neues schmieden. Und schließlich — hat jeder Entdecker das Recht, die Sache, die er entdeckt hat, nach seinem Gutdünken zu taufen!

Ich will über diese Motivierung kein Wort hier weiter verlieren. Der „Heimgarten“ ist nicht der Ort für eine solche Erörterung. Ich lasse die Seelenfrage bei Seite und betrachte das Jäger'sche Werk als eine Physiologie des Geruchsinns, in welcher ein riesiges und größtentheils auch schätzbares Erfahrungsmaterial aufgespeichert ist — ein Material, das immer wieder lockt und reizt, sich mit dem seltsamen Buche zu beschäftigen. Man hat es da zu thun mit einer literarischen Erscheinung der Gegenwart, von welcher man, wie immer man davon denke, Kenntniß nehmen muß, und durch die zahlreichen Feuilletons in allen Blättern, die das Buch in mehr oder weniger geistreicher Weise zerpflücken, excerpirten und bespöttelten, ist in den weitesten Kreisen ein Interesse und eine Neugierde wachgerufen worden, die nicht besser befriedigt werden kann, als durch den Versuch einer einfachen, objectiv gehaltenen, unparteiischen, gemeinverständlichen Darlegung des hauptsächlichsten Inhalts — einen Versuch, der kaum noch gemacht worden. —

Daß die Erregung unserer Riechorgane durch den Riechstoff keine einfache chemische Reaction ist, schließt unser Autor schon daraus, daß wir nichts riechen, wenn sich die mit dem

Riechstoff beladene Luft nicht in unserer Nase bewegt. Hieraus und aus der großen Flüchtigkeit der Stoffe ergibt sich wohl, daß es sich beim Riechen um die Wahrnehmung eigenartiger feinsten Bewegungen handelt, ähnlich wie beim Hören und Sehen, nur daß die Bewegungen andersartig sind. Das Charakteristische für Töne und Farben ist, daß sie eine Scala bilden und sich im Grunde bloß quantitativ unterscheiden, während bei den Düften keine geordnete Reihe denkbar ist und die Unterschiede rein qualitativ sind.

Aber wie bei Farben und Tönen das Angenehme und Unangenehme von Harmonie und Disharmonie abhängt, so auch bei den Düften. Der spezifische Ausdünstungsgeruch entströmt allen Körpertheilen, also auch der Riechschleimhaut; auf dieser begegnet er dem fremden Duft, und nun entscheidet sich's, ob beide Duftstoffe und ihre Bewegungen harmonisch mit einander zusammenstreben und zusammenschwingen oder nicht. Dies entscheidet bei der Nahrungswahl und nicht minder bei der geschlechtlichen Auswahl.

Erregung des Nervenapparats verursacht, wie schon gesagt, Eiweißzersehung und entbindet Duftstoff. Dieser Duftstoff wirkt — was wohl zu merken — nicht bloß nach außen auf Andere, sondern auch im Innern des Körpers selbst, durch den er sich verbreitet, als Nervinum, d. h. als Nervenreiz. Er wirkt treibend, d. h. Trieb und Affect erregend.

Die im engeren Sinne physischen Affecte, wie Trauer, Freude, Zorn, Wuth, Haß, Hoffnung, Angst, Furcht u. s. w. beruhen auf Eiweißzersehung innerhalb des Gehirns.

Der Verfasser unterscheidet: den Seelenruhe Duft, den im Zustande der Seelenruhe die stabilen, im Körper vorhandenen Nervenreize entbinden und den Affectduft, der durch außergewöhnliche und vorübergehende Reize entbunden wird. Letzte-

rer tritt auf als angenehmer Luftduft und als unangenehmer Unluftduft. Der Unterschied zwischen Luft- und Unluftduft ist oft nur ein quantitativer. Bei niedrigem Grade der Eiweißzersehung wird Luftduft, bei hohem wird Unluftduft entbunden. Ein solcher Unluftduft ist der Angstduft der Ringelnatter: sobald man sie ergreift, entströmt ihr ein infernalischer Knoblauchgeruch aus Mund und Nase; auch ihr Kot, der sonst nichts dergleichen zeigt, erhält in solchen Momenten den gleichen Mißduft, so daß, wenn man sich damit besudelt, derselbe Tage lang nicht wegzubringen ist. Merkwürdige Dinge erzählt Jäger von den Wirkungen, welche der Todesangstduft des Menschen auf den feinem Geruchssinn der Thiere auszuüben pflegt. Hunde bellen und heulen bei eintretender Agonie eines Menschen. Von einem Biographen Friedrich's II. von Preußen wird berichtet: „Als der König geessen hatte, lehnte er sich in den Armstuhl zurück und streichelte seine zwei Lieblingswindhunde, die er stets auf dem Schooße hatte; plötzlich blieb die Hand des Königs ruhig; sofort sprangen die beiden Hunde entsetzt von seinem Schooße und wollten halbwüthend zur Thüre hinaus. Der König war in demselben Moment gestorben.“ — Angenehm aber ist der Angstduft der Thiere für ihre Feinde und Verzehrter. Die Raze spielt, meint Jäger, mit der Maus, der Tiger Schleppt seine Beute im Nacken weite Strecken fort, weil sie bei längerer Procebur sich am Angstduft der Beute weiden, weil dieser für sie Wohlduft ist.

Prof. Jäger behauptet, daß insbesondere der Seelenruhe Duft sich vornehmlich in den Kopfhaaren sammelt, sich also am besten in den Haarnetzen der Mädchen und Frauen auffangen und conserviren läßt. Er besitzt eine Sammlung von solchen Haarnetzen und ist im Stande, Aufschluß zu geben über den habituellen Duft beider Geschlechter jedes Alters.

Der Kopfbuft halbreifer Mädchen, sogenannter „Bacifische“, hat etwas Leeres und Fades; eine Beobachterin von der Bekanntschaft Jäger's hat sich geäußert, er sei wie der Duft eines *Rautschulstöpfels*, und Jäger findet, daß das „nicht übel bemerkt ist“. Sammelt man diesen Kopfbuft mittelst eines Baumwollnezes, so überwiegt in Letzterem der Duft ranzigen Fettes ganz entschieden; man riecht fast nichts von feineren Bouquetten heraus.

Reife Mädchen haben einen feinen, milchig-säuerlichen, erregenden Geruch. Bei der reinen Jungfrau ist er, wenn nicht gerade ein duft-entbindender Affect vorhanden, von einer ganz außerordentlichen Reinheit und fast bis zur Geruchslosigkeit gehenden Feinheit, und eben dieser Mangel an Duftstärke verleiht der Stube der Jungfrau jene Weihe, die in dem Cultus der „*immaculata Virgo*“ ihren prägnantesten Ausdruck findet.

Ist die Jungfrau zur Frau geworden, so duftet sie stärker, würziger, womit auch eine Steigerung ihrer habituellen Körperwärme verbunden ist.

Der Ausdünstungsbuft der Greisfin wird wieder dem des „Bacifisches“ ähnlich; er ist leer und fade, wie dieser und doch wieder verschieden von ihm, denn er ist zugleich trocken, etwas säuerlich und moderig, ohne gerade unangenehm zu werden.

Der Knabe duftet ebenso fade und leer wie der „Bacifisch“ und doch auch wieder anders, wie man sich leicht überzeugt, wenn man die Localbüfte einer Knaben- und einer Mädchenschule mit einander vergleicht. Mit dem Eintritt der Pubertät wird der Duft bouillonartig und, mit den Sprossen des *Barts*, scharf säuerlich. Später ändert der Ausdünstungsbuft sich noch einmal: das Scharf-säuerliche verschwindet, der reife Mann in mittleren Alter duftet milde, brodartig, mehlpuderartig. Der Greisengeruch nimmt den Charakter des Schimmeligens, im Affect Säuerlichen an; bei

alten Juden z. B. hat er etwas Schädiges. —

Das Alles sei der Prüfung feiner und feinsten Spürnasen empfohlen. Für den gewöhnlichen Menschen sind es Seltsamkeiten, neben welchen in Jäger's Buche wirklich gute, zutreffende Bemerkungen und Beobachtungen vorkommen, nur ist hier gerade das Beste nicht mittheilbar. —

Wenn zwischen zwei Geschöpfen instinctive Sympathie besteht, so duftet die Ausdünstung des einen dem andern stets angenehm, sie ist auch zuträglich für ihn. Dem Kinde ist die Atmosphäre der Mutter eine wonnige, süß einschläfernde. Aehnlich ist das Verhältniß zwischen liebenden Gatten. Die Einathmung des Sympathiebuftes führt einen Gemeingefühlszustand herbei, bei welchem man der Zeit nach drei aufeinander folgende Stadien unterscheiden kann. Im ersten wirkt die Einathmung des Duftes aufregend, trieberzeugend, beziehungsweise triebsteigernd (d. h. entweder alle Triebe, Bewegungstrieb, Ernährungstrieb, sexueller Trieb, oder den einen mehr als den andern steigernd); im zweiten: beruhigend, triebkühlend, sättigend; im dritten: einschläfernd. Wie das Zusammenleben sympathischer Naturen von höchst günstigem Einfluß auf die Gesundheit ist, so macht Antipathie natürlich in entgegengesetztem Sinne sich geltend. Das traurige, kränkliche, ruppige Aussehen der Thiere in den Menagerien führt Jäger vorwiegend auf den Umstand zurück, daß Geschöpfe zusammengewöhnt und zu friedlichem Leben gezwungen sind, die sich sonst feindlich begegnen. Sie vergiften sich gegenseitig durch ihre Ausdünstung. Dies Gesetz der Sympathie und Antipathie erstreckt sich sogar auch auf die Pflanzen. Prof. Jäger behauptet und will beweisen, daß Pflanzenbüfte ebenfalls der Eiweißzersehung entflammen, die „Pflanzenseele“ also ebenfalls in den Moleculen des Eiweißes siedet, daß die Pflanzen ebenfalls Luft- und

Unlustbüfte entbinden, daß sie ferner nicht bloß duften, sondern auch riechen — d. h. daß der Duft anderer Pflanzen für sie ein empfindlicher Lebensreiz ist, daß sie darauf reagiren, daß es von Harmonie und Disharmonie der Duftstoffe abhängt, wenn gewisse Pflanzen sich gerne gesellen, andere sich meiden und daß die antipathische Wirkung manchemal geradezu tödlich ist. Aus Justinus Rerners's „Reiseschatten“ citirt Jäger die Stelle: „Eine jede Pflanze kann, wenn sie beinahe schon am Verwelken ist, durch eine bestimmte andere, welche man neben sie pflanzt, wieder erfrischt werden. Ein welkender Rosenstrauch wird durch neben ihn gepflanzten Lauch wieder in's Leben gebracht. So sucht jede Pflanze eine ihr freundliche...“ Pflanzen, die für gewöhnlich gesellig leben, gedeihen auf isolirten Standorten nicht. Manche vertreiben einander: so z. B. *Primula elatior* und *officinalis*, *Rhododendron alpinum* und *hirsutum*.

Wenn in einem lebenden Wesen freie Duftstoffe vorhanden sind — ganz gleichgiltig, woher sie stammen — die zu dem Dufte eines andern Wesens in ausgesprochener Harmonie stehen, so fühlt das betreffende Wesen instinctive Neigung oder Gelüst nach diesem; im entgegengesetzten Falle aber instinctive Abneigung, Ibiosynkrasie.

Das Thema der Ibiosynkrasien führt unsern Autor auf das sexuelle Gebiet und damit auf gewisse Nachseiten der Menschennatur, von welchen man sonst nicht gerne den Schleier des Schweigens zieht. Er widmet diesen Nachseiten ein paar ausführliche, recht fatale Capitel. Er spricht von den seltsamen Rängen, welchen das andere Geschlecht „übel duftet“. Das sind die „Homosexuellen“. Desgleichen ist von den „Monosexuellen“ die Rede, d. h. von Denjenigen, welchen „in Folge einer eigenartigen Beschaffenheit ihrer Seelenstoffe“ die Ausdünstung jedes anderen Indivi-

duums, sei es Mann oder Weib, fatal, zuwider, jedes Nicht-Ich antipathisch ist...

Die Geschichte der alten und zum Theil auch der neueren Völker kennt die moralischen Verirrungen auf diesem Gebiete. In welchem Maße sie Folge von „Ibiosynkrasien“ waren, ist schwer zu bestimmen; bekannt und gewiß aber ist, daß sie jedenfalls weit öfter die Folge moralischer Verkommenheit, blasirter Zuchtlosigkeit und wüster Entartung waren. Von solchen Dingen in dem Tone sprechen, in welchem Prof. Jäger davon spricht, heißt tausend Fällen von blasirter Zuchtlosigkeit und wüster Entartung Vorschub leisten, um einige wenige Fälle von wirklicher, angeborener „Ibiosynkrasie“ zu entschuldigen. Und darum kann man auch Prof. Jäger's Verlangen nicht theilen, die weltliche Gesetzgebung möge in zarter Rücksicht auf die „eigenartige Beschaffenheit der Seelenstoffe“ Einzelner die Dämme einreißen, welche sie gegen das Ueberhandnehmen und die Popularisirung gewisser Praktiken und Formen blasirter Corruption, die vorderhand noch verschämt im Dunkel schleichen, ausgerichtet hat. —

Genug davon. Nur noch eine Frage an den Verfasser: Wie kommt er dazu, den Sokrates auf seine Liste berühmter „Homosexuellen“ zu setzen? Er lese das Symposion des Plato und darin die berühmte Rede des Alkibiades: Diese behauptet und beweist in glänzendster Weise, daß Niemand weniger auf jene Liste gehört als eben Sokrates! —

Prof. Jäger will über dieses ganze Thema in gleichem Sinne noch ein besonderes Buch schreiben.

Prof. Jäger lasse dies bleiben. — Capitel wie das über den „Parasitismus“ sind doch wenigstens harmlos. Die lebendigen Parasiten (Schmarotzer) des thierischen Körpers werden nach Jäger auch nur durch die ihnen sympathische Ausdünstung des Individuums angezogen, das sie zum

Aufenthalte erkiesen. Der Kleiderlaus z. B. ist der slavische, der Kopflaus dagegen der germanische Racengeruch sympathisch. Jäger ist überzeugt, daß sogar der Floh dem „Individualduft“ folgt. Aber nur der „Luftduft“ ihres „Wirthes“ ist diesen Parasiten angenehm und der Verfasser schildert ganz hübsch, wie sie in Aufregung gerathen, wenn der Wirth „Unlust- oder Angstduft“ entbindet. Volksschullehrer wissen, daß, wenn der Schulknabe in Angst geräth, die Parasiten seines Kopfes „lebendig werden“; „sie tauchen aus dem Haarwalde auf, klettern verzweifelt an den Haarspitzen umher, flüchten sich auf den Kopftragen u. s. w., denn der Angststoff ist unter sie gefahren“. — „Wenn man einen Vogel geschossen und dieser noch nicht völlig todt ist, so laufen seine Läufe wie besessen ganz oben auf den Federn umher, retten sich auf die Hand des Jägers, so daß dieser seine Deute vor Gel oft wieder wegwirft.“

Bekanntlich hat man sich heutzutage gewöhnt, kleine mikroskopische Thierchen als Träger und Verbreiter der Seuchenstoffe anzusehen. Diese Thierchen sind nach Jäger nun eben auch „Parasiten“, und sie suchen jene Individuen auf, deren „Duft“ ihnen sympathisch ist! Nur ist es hier merkwürdiger Weise gerade der „Angst- oder Unlustduft“ des Individuums, in welchem die Parasiten sich wohl und behaglich fühlen — was jedem Kinde einleuchten muß, da Niemand leichter als die Aengstlichen von Seuchen ergriffen werden! —

Es ist schon gesagt worden, daß im Körper des Menschen die eigenen „Seelenstoffe“ oder Düste als Triebe wirken. Starke Ansammlung der Duftstoffe, wenigstens der Unluststoffe, muß also vermieden werden. Das beste Mittel, sie abzuleiten, ist das Tragen von Kleidern, deren Stoffe die Ausdünstung so leicht als möglich durchlassen: also wo möglich ausschließlicher Gebrauch von Thierhaaren

(Thierwolle) und gänzliche Verbannung der Pflanzenfaser (Baumwolle und Leinwand). Ganz Erstaunliches weiß Jäger von den Folgen zu erzählen, welche für ihn, seine Familie und andere Personen aus dem Gebrauche solcher Thierwollkleidung sich ergaben.

Die hierdurch erzielte Ableitung der Duftstoffe (Desodorisation) macht den Menschen seuchen- und wetterfest, vermindert die Zerseßbarkeit des Eiweißes, setzt alle Triebe, Gelüste und Gewöhnungen auf das geringste Maß herab und begründet so einen Zustand heiterer Apathie, ruhiger Affectlosigkeit. Sie bewirkt jene Läuterung, welche das Mittelalter der Askese zuschrieb.

Auch auf dem Gebiete der Heilkunde setzt Jäger den Hebel seines Princips an. Das Fieber ist Symptom einer intensiveren, örtlichen oder allgemeinen Eiweißzerseßung, und die Erscheinungen desselben sind nichts Anderes, als die Wirkungen des der Eiweißzerseßung entstammenden Duftstoffs, den man in der Ausdünstung des Fieberkranken zu riechen bekommt. Dies führt den Autor auf einen für die Diagnose wichtigen Punkt: die Riechbarkeit der Krankheiten. — E. S. Heim constatirte bereits, daß der Geruch das sicherste Mittel sei, um Scharlach, Masern und Röteln zu erkennen und zu unterscheiden. Daß Podenkrankte ebenfalls einen specifischen Duft ausströmen, ist jetzt bekannt. Aber dabei hat es sein Bewenden nicht: fast jede Krankheit wird sich durch Duft erkennen lassen und eben der genannte Heim scheint dies auch vermocht zu haben. „Heim weiß nicht“, berichtet Keil von diesem berühmten Arzte, „wie er die Deute curirt. Unserer sieht, fragt und forscht wochenlang, ehe er zu behaupten wagt, er wisse, wo die Krankheit sitze. Ruft man nun Heim, so tritt er in seiner leichten Manier herein, sieht kaum nach dem Kranken, fragt ihn oft nicht einmal und sogleich trifft er den Punkt,

auf welchen uns erst eine lange, mühsame Combination geleitet hat. Die Lage des Kranken im Bette, sein Athem, seine Stimme, seine Farbe, seine Gesichtszüge, der Geruch im Zimmer sagen ihm oft im ersten Moment, was kein Compendium der Semiotik zu lehren vermag. Einmal wird Heim zu einem im heftigsten Fieber liegenden Kinde gerufen. Sobald er dasselbe gesehen und den Puls gefühlt, eröffnet er den Eltern, ihr Kind sei — betrunken und werde morgen völlig gesund sein. Die Eltern halten den Arzt selbst für betrunken, bis die Amme gesteht, Branntwein genossen zu haben.“ — Andere Beispiele führt Jäger an von Ärzten, welche den Gelenkrheumatismus oder die Schwindsucht am Geruche des Kranken erkannten und Einen macht er namhaft, der die Kranken nicht blos beruch, sondern — bei der Diagnose auch sein Geschmacksorgan zu Hilfe nahm! —

An dem Capitel über „Vermittlung“, d. h. über die Kunstgriffe, welche angeblich dazu angewendet werden, thierische Individuen an andere, namentlich an den Menschen, dadurch zu gewöhnen, daß man sie mit Geruchstoffen der Letzteren imprägnirt — kann man nur mit verhaltener Nase vorübergehen. Ich unterlasse es auch, auf die Theorie des Verf. von den „Bildungstrieben“ einzugehen, von der formenden, gestaltenden Kraft, die er den — Duftstoffen zuschreibt, denn hier verliert er sich vollends in's Bodenlose. Ich will nur noch erwähnen, daß Jäger von der, mit dem Dufte völlig identificirten, also ganz und gar materiellen „Seele“ den „Geist“ ausdrücklich und wiederholt unterscheidet. —

Was ein gelehrter Zoolog und Physiolog in einem umfangreichen Werke dargelegt hat, das mag in diesen flüchtigen Andeutungen, auf den einfachsten Ausdruck reducirt und alles

fachwissenschaftlichen Apparats entkleidet, sich ziemlich armselig ausnehmen. Es ist nur billig, nachträglich hervorzuheben, daß in dem Buche ein bizarrer Grundgedanke mit so viel Scharfsinn und schriftstellerischem Geschick zu einem System entwickelt ist, daß man daran ein gewisses Vergnügen finden kann, wie an sonst einem interessanten Spiele des menschlichen Geistes, wozu noch kommt, daß das reiche, durchaus nicht überall zu verachtende Material ein genaueres Studium des Buches wirklich lohnt.

Eine eigentliche Kritik desselben wollte ich hier nicht geben und habe so manche Bedenken, mit welchen ich die Darlegung der Hauptgedanken hätte unterbrechen können, zurückgehalten. Ich hätte den Verf. z. B. fragen können: Wenn auf die „Harmonie“ der Duftstoffe so großes Gewicht gelegt und schier unzählige Erscheinungen der „Sympathie“ daraus erklärt werden, wie kommt es, daß diese Sympathie so außerordentlich selten eine wechselseitige ist, was sie doch logischer Weise sein müßte, und warum ist beispielsweise der Floh dem Menschen nicht so sympathisch, wie dieser ihm? —

Ein gutes Mittel, sich das Jäger'sche Buch genießbar zu machen, wäre: in Gedanken überall für „Dust“ und „Seele“ ein x zu setzen, für welches die Naturwissenschaft noch kein Wort hat und für welches der Ausdruck „Dust“ zu grob, der Ausdruck „Seele“ zu fein ist. Jäger selbst gibt irgendwo ein Riechen ohne Riechorgan zu, ein Riechen „mit allen Poren“. Ein Riechen ohne Riechorgan ist aber kein Riechen und was es erfährt, ist kein Geruch — es ist ein Wittern, und dieses unschätzbare Wort, das man durchaus nicht für identisch nehmen sollte mit Riechen, mag uns einstweilen genügen für jenes Unerkannte und Unbenannte. Der Mensch hat vielleicht mehr Sinne als er weiß.

R. H.

## Gedanken über Kinder.

Von J. A. Rosegger.

Nichts auf der Welt studire ich lieber, als Menschen und von diesen mit Vorliebe die Kinder. Das ist ein Buch, aus dem wir lesen und in das wir schreiben sollen.

Dahem in meinem Walde ging einmal ein Zauberer um, der die Bauern in nicht geringe Aufregung brachte. Er trug ein Buch mit sich, das hatte ganz weiße Blätter, aber wenn der Mann ein Blatt davon an seinen Mund hielt und Worte darauf hinhauchte, so wurden dieselben in leserlichen Schriftzeichen darauf sichtbar, als wäre sein Athem eine Schreibfeder gewesen.

Ich drang allmählig in die Sache und kam darauf, daß die Worte schon früher mit einer Flüssigkeit geschrieben werden mußten, welche keine bemerkbare Farbe auf dem Papier ließ und erst durch den Athemhauch erwärmt, dunkel hervortrat.

Ein solches Buch sind die Kinder. Gleichgiltige Augen entdecken an ihnen nichts Bemerkenswerthes, erst wenn man ihnen mit dem warmen Hauche der Liebe naht, treten die Zeichen hervor, die uns oft überraschen, entzücken oder erschrecken.

Und zum großen Theile an uns liegt es, welche Zeichen wir hervorgerufen — doch genug des Gleichnisses.

Wenn ich so gerne von meinen Kindern spreche, so ist es nur, weil ich diese am Besten kenne; sie sind, wie viele tausend andere sein werden und ich lade die Väter und Mütter ein, mitzulesen und mitzudenken, ob es stimmt. Jede Mutter hat das liebste Kind und so werden wir uns wohl verstehen.

Zuvörderst liegt mir Eins am Herzen. Ist es euch nicht aufgefallen, daß wir unsere Kinder, denen wir Spielzeuge in die Hand geben, oft zu unserem eigenen Spielzeug machen? Wir treiben mit ihnen Scherz und Ernst, wie es uns gefällt. Ihre Individualität ist allerdings noch nicht groß, aber sie ist da; wir mögen sie, die schmiegsame, an die unsere schmiegen bis zu einem gewissen Grade, aber ihrem Kerne, wenn er einmal entbedt ist, müssen wir Rechnung tragen. Es ist frevelhaft und doch muß ich gestehen, daß ich eine gewisse Scheu gegen unsere Erziehungs-Anstalten habe, sie nivelliren und liefern Schablon-Menschen, mit denen sich ganz gewiß am Besten Gesellschaft und Staat bauen läßt, wie man ja auch am Bequemsten mit Backsteinen Häuser baut. Aber aus besonderen Verhältnissen organisch hervorgewachsene Charaktere, kernhafte Originale wären mir unter Umständen lieber. Ein Schleifstein paßt nicht für alle Messer; mancher Schüler lernt mehr im Leben, als in der Schule.

Und so denke ich mir, müßte schon beim Kinde auf dessen Eigenart Rücksicht genommen werden, wir müßten bei Mancherlei, was wir an Pflege, an Spielen, Sitten und Unterricht bei dem Kinde anwenden wollen, prüfen, ob dasselbe wohl mit seiner Individualität, mit den Verhältnissen, denen es entgegengeht, mit den Ansprüchen seines künftigen Berufes im Einklange steht.

Das Kind muß lernen! sagt man; gewiß, lernen muß auch der Erwachsene; doch bloß lernen, auch im Spiele lernen, lernen, wie man ist, wie man



trinkt und im Bette liegt, wie man spazieren geht, Bewegungen macht, um den Körper zu kräftigen, Alles mit Vorbedacht und Berechnung, nichts als lernen, das ist ungesund. Respectire man doch die Kindheit, sie ist ganz anders, als unser späteres Alter; Manches in ihr halten wir — danklos auf unser eigenes Kindesglück vergessend — für unvernünftig und unsinnig, was eigentlich für die Kleinen ein hohes Gut ist, das sie ohnehin zu bald verlieren und nicht mehr finden werden.

Ich bin nicht einverstanden mit dem Rathe jenes Denkers, daß sich die Eltern von ihren Kindern erziehen lassen sollten, obwohl ich zugebe, daß wir mancherlei von unseren Kleinen lernen können, was in keinem Buche der Weltweisheit steht. Die Kinder scheinen ja für einen Himmel geboren zu sein, denn ihre jungen Organe sind eingerichtet, lebiglich um zu genießen. Für diese Erde aber, in die sie sich denn nun doch schicken müssen, haben wir sie zu erziehen. Nur doch nicht zu vor-eilig. Lassen wir die Kleinen Herzen sich stärken an kindlicher Lust, sich erwärmen an Weltglauben und Gottesglauben, denn sie werden diese Stärke und diese Wärme brauchen können, wenn einst Manches um sie zusammenstürzt und kalt wird. Der Gottesglauben wird sich verwandeln und vergeistigen; legst du aber in das wachsende Gemüth den Gottesglauben nicht, so wird in dem erwachsenen der Glaube an das Göttliche — das Ideale — nicht Raum finden. Der kleine Mensch braucht wohl auch in geistiger Beziehung dieselbe Nahrung als der erwachsene, aber in anderer Form. Man kann hierin nicht vorsichtig genug sein. Manche Dinge, die wir in dieser besten Absicht für Kinder anwenden, sind für Kinder nicht geeignet; Manches, was wir ihnen als Ernst entgegen stellen, ist uns ein Spiel, bei dem wir uns ergötzen, ohne zu ahnen, welch' Unheil es in dem Kleinen stifft.

Das Christkind, welches am Weihnachtssabende die Gaben bringt — ich habe darüber meine eigenen Gedanken. Die Täuschung ist so holdselig, aber die Enttäuschung muß denn doch etwas früh eintreten, vielleicht, bevor noch das Kind im Stande ist, das Christkindlein mit den rothen Wangen und dem goldenen Haar in den Begriff: Menschenliebe zu übersetzen.

Etwas gefährlich scheint mir auch das Spiel, welches man in manchen Gegenden mit den Kindern am Nikolausabend zu treiben pflegt. Ich meine nicht den „Bartel“ oder „Knecht Ruprecht“ oder wie der Pöpanz sonst heißen mag, der die Kinder erschreckt und manches schon zu Tode erschreckt hat. Hier liegt der Unsinn so augenscheinlich da, daß es überflüssig ist, davon zu sprechen. Gefährlicher scheint mir der gütige, fromme Nikolo.

Als meine Kinder in ihrem fünften und sechsten Jahre waren, hatten wir uns eines Adventabends in der Stube versammelt und trieben lustige Kurzweil und die Kleinen umschwärmten und neckten den lachenden Vater wie zwei muntere Kokolbe und hüpfen und jauchzten dabei. — im Kindesherzen ist ja eine solche Hochfluth von Lebenslust, daß sie ohne weiteren Anlaß überschäumt. O Kind, wenn du wüßtest, wie bald die Ebbe eintritt! — Und wie es gerade am lustigsten ist, hören wir draußen ein Klingeln und Klopfen. „Wer ist's noch so spät? Nur herein!“

Und Niemand Geringerer kommt, als ein Bischof mit dem weißen Talar und der zweispitzigen Mütze, ein gebückter, langbärtiger Greis mit goldenem Stabe. Mit gröhrender Stimme — man verstand ihn kaum — fragte er nach den Kindern. Diese standen still wie zwei Schneemännchen neben mir und da nach ihnen begehrt wurde, traten sie zu ihm hin. Der alte Mann stellte sich vor, er sei der himmlische Bischof Nikolaus und hätte eine Reise auf die Welt unternommen, um brave

Kinder aufzusuchen und zu beschenken. Er fragte sie dann, ob sie brav wären? Das Mädchen beantwortete die Frage mit ziemlicher Zuversicht, der Knabe mit einiger Reserve, worauf der Bischof zu wissen verlangte, ob sie schon was gelernt hätten? Sie stellten sich aufrecht vor ihn hin und sagten ein Gedicht auf, wobei ihm das Mädchen mit unbeschreiblicher Treueherzigkeit in's Auge schaute, während der Knabe nicht ohne Vorwitz das himmlische Kleid musterte. Schließlich versprach der heilige Nikolaus, in der Nacht durch seinen Boten den Kindern etwas zu schicken. Er war überaus milde und gutmüthig, dabei auch sehr salbungsvoll, wie er es bei irdischen Bischöfen gesehen haben mochte, legte den Kleinen noch segnend die Hände auf das Haupt und schwannte zur Thür hinaus.

Als er davon war, lispelte mir der Knabe in's Ohr: „Ich habe ihn wohl erkannt — es ist der Butten-Seppel gewesen.“

„Aber Kind!“ rief ich, „was Dir nicht einfällt!“ Das Wort blieb mir im Munde stecken.

Der Butten-Seppel, der in einem Nebenhäuschen wohnte, zeigte sich später, er war in seinem gewöhnlichen Kleide. Ich erzählte ihm sogleich, daß der Nikolo dagewesen sei, ob er ihn nicht auch gesehen hätte. Er wußte gar nichts davon und war sehr verwundert; die Kinder lugten ihn so etwas unsicher an. — Als sie in ihren Bettchen waren, ihre Schühlein am Fenster standen, bereit die Gaben des Nikolo anzunehmen\*) und als im dun-

\*) Daß der Nikolo seine Gaben in die Schuhe legt, ist von ihm eine alte Gewohnheit und stammt aus jener Zeit, in der die Kinder, noch keine Gaben gewärtigend, kein Behälter für dieselben aufstellten und der Bischof nichts Anderes vorfand, als unter den Betten die Schuhe. Heute möchten sie freilich am Liebsten alle Schüsseln und Teller des ganzen Hauses an's Fenster stellen, aber der Nikolo legt seine Gaben mit Vorliebe in die kleinen Schuhe — er kommt dabei auch billiger aus dem Handel.

kein Zimmer schon die Stille der Nacht herrschte, nur ich noch in einem Winkel saß, glück- und sorgenvoll auf die Bettchen hinblickte und glaubte, die Kinder wären schon eingeschlafen, sagte der Knabe auf einmal: „Und ich hab's doch gewußt, daß es der Butten-Seppel ist!“ Darauf hob sich das Mädchenköpfchen in die Höhe und lispelte: „Ich hab's auch gewußt. Aber wenn man das sagt, so kriegt man nichts.“

Ich war um eine Erfahrung reicher. Was mich aber von dieser Zeit an besonders nachdenklich machte: wenn ich oder die Mutter den Kindern etwas erzählten, fragten sie häufig: „Ist es wahr?“

Der „Nikolo“ hat ihnen das Mißtrauen eingelegt, hat ihnen den Vortheil der Heuchelei gezeigt. Der Mann kam nicht vom Himmel!

Es ist wohl kein Wunder, daß Einem bei Erziehung seiner Kinder — und wären sie noch so gut gear- tet — bisweilen der Angstschweiß auf die Stirne tritt.

Eines Tages machten die Kinder einen Besuch bei einer bekannten Familie. Dort wurden ihnen allerlei Nippfachen zur Spielerei vorgelegt. Als sie wieder zu Hause waren, zog der Knabe mit sichtlichem Ueberraschung plötzlich ein Engeltchen von Porzellan aus der Rocktasche und rief: „Si, wie kann denn das sein, jetzt ist mir das Engerl in den Sack gestiegen! Dort im fremden Haus habe ich mit ihm gespielt.“

Ich erschrak, ohne eigentlich zu wissen, warum. Ich ließ mir den Hergang so genau als möglich erzählen, ich nahm das Kind in strengen Verhör, aber — mir fiel ein Stein vom Herzen — der kleine Inquisit widersprach sich nicht im Geringsten. Sie hatten dort mit dem Engeltchen ver- stecken gespielt, einmal verschwand das Engeltchen, einmal war es wieder da. Es war so ein kleiner Lausensfack: Warf man es in die Luft — husch, weg war es und aus dem Rockärmel schlüpfte

es wieder hervor; sperrte man's in den Nähkorb der Hausfrau, so guckte es gleich darauf ganz munter aus dem Rocktäschchen des Knaben. So ging's eine Weile unter dem Jubel der Kinder — auch Anderes kam dazwischen, was nicht minder lustig war — bis, weil es unterdessen spät geworden, plötzlich von der Begleiterin zum Aufbruch gebrängt wurde.

Und nun fand sich der Engel in der Tasche des Knaben, was diesen anfangs nicht eben unangenehm berührt zu haben schien.

Es war mittlerweile finster geworden und draußen tanzte frisches Schneegestöber. Trotzdem verlangte ich, daß der Knabe noch an diesem Abende den entflohenen Engel in jenes Haus zurücktrage und zu den anderen Rippfächchen lege. Der Kleine blickte mich mit seinem großen klaren Auge bittend an, ich möchte ihn heute verschonen; seine Vertreter — und er hatte dorer ein ganzes Haus voll — schützten die Dunkelheit vor, die Entfernung, das Gestöber, den Sturm und machten Alles viel wüster, als es war; aber ich bestand darauf, der Knabe mußte den Engel zurückstellen.

So ging er mit der Begleiterin ruhig davon. Es war ein unwirthlicher Abend, ich gestehe es ein, ich würde aus anderen Gründen einen noch kaum sechsjährigen Knaben bei solchem Wetter nicht in's Freie schicken. Damals vergaß ich über die absolute Nothwendigkeit dieses Ganges auf alle Scrupel. Erst als der Kleine mit frischgerötheten Wangen und fröhlichen Augen wieder in die Stube trat, athmete ich ganz frei auf. Die Begleiterin brachte ja von jener Familie die Versicherung mit, daß der kleine Engel beim Wechsel des Spieles ganz zufällig in der Rocktasche des andern kleinen Engels verblieben und vergessen worden sei. — Die Todesangst vor dem namenlosen Unglücke, welches ich an jenem Tage über unserem Haupte schwebend wähte, war zerstreut.

Ich erinnere mich an einen Vorfall aus meiner eigenen Kindheit. Meine Eltern waren mit uns Kindern überaus milde und nachsichtig, aber ihren vollsten Zorn ließen sie uns fühlen, wenn sie uns auf irgend einer Unwahrheit ertappt hatten. Nun kam ich einmal an einem Sommertage mit einem üppig von schwarzen Kirschchen beladenen Zweig nach Hause. Ich hatte denselben im Hintergarten des Nachbars heimlich vom Baume gebrochen. Meine Mutter fragte mich sofort, woher ich den Kirschbaumzweig hätte. Ich antwortete im ersten Schreck: „Von unserem Baume.“ Kaum war das Wort heraus, so fiel es mir ein, daß unser Baum keine schwarzen Kirschchen trage, sondern rothe. Ich war auf Herbes gefaßt, aber meine Mutter schwieg. Schwieg, ging hinaus in die Futterkammer; ich schlich ihr nach und fand sie bitterlich weinen.

So weint eine Mutter, deren liebsten Sohn man in den Arrest führt. Mir gingen die Augen auf — mir gingen sie über. Auf meinen Lippen die Unwahrheit, in meiner Hand fremdes Gut! Ich bin vor meiner Mutter auf die Knie gefallen, habe Alles gestanden, habe um Verzeihung gefleht.

„Stehe auf,“ sagte sie, „trage den Kirschbaumzweig zum Nachbar und sage ihm, was Du gethan hast.“

Ich that's; der Nachbar lachte und meinte: „Wegen einer Handvoll Kirschchen da! Sie sind Dir wohlhergunnt, sie werden mir von dem Baume da unten sonst auch gekohlen.“

Das war mir gerade genug. Da hatte der Mann einen Kirschbaum für Diebe! Ich hatte genug für mein Leben lang.

Was kannst du, besorgter Vater, deinen Kindern geben? Geld? Das gibt seinen Kindern auch der Gauch. Wissen? Das Geschenk ist ehrenwerth und führt sogar mitunter zum Ruhme. Willst du ihnen jedoch etwas geben, was ihnen ureigen sein und bleiben wird, was mehr inneres Glück und

äußere Ehre bringt, als alles Geld und Wissen auf der Welt — gib ihnen Treu und Redlichkeit.

Um Kinder diesem beständigen Himmel zuzuführen, wird manchmal ein sehr sonderbares Mittel angewandt, nämlich — die Hölle.

Vernünftige Eltern — und zu unvernünftigen rede ich nicht — mögen auf die Ammen und Wärterinnen ihrer Kinder achten! Derlei Weiblein unterhalten in idyllischen Spiel- und Plauderstündchen die Kleinen gerne mit Teufel und Hölle. Nun ist aber die Hölle eine höllische Erfindung.

Ich lasse es mir angelegen sein, mit meinen Kindern — verzeihe mir's der Teufel! — von Gott zu sprechen; aber ich habe — Gott verzeiht mir's gerne — den Teufel ihnen ganz und gar verschwiegen. Um brave Menschen zu werden und Tüchtiges zu leisten, dazu brauchen wir den Teufel ein für allemal gar nicht, er mag heißen, wie er wolle.

Als ich eines Abends — es war öbe in der Wohnung und ich bei meinen Kindern ganz allein zu Hause — am Bette des Knaben saß, in der schweren Ruhe über manches schwere Geheimniß unseres Daseins nachsann, begann der Kleine plötzlich zu schluchzen. Das that er sonst nie, auch konnte heute kein Traum die Ursache sein, denn er hatte seit dem Abbruch unseres kleinen Bettgesprächs sein Köpfchen wohl ruhig auf dem weißen Kissen liegen, war aber noch nicht eingeschlafen.

Da er so bitterlich schluchzte, daß sein ganzes Körperchen bebte, so fragte ich ihn, was ihm denn zu Leide sei? Er vermochte vor lauter Weinen lange nicht mir die Antwort zu geben, er streckte die Händchen nach mir aus, nahm mich um den Hals und weinte, daß mir angst und bang wurde.

Endlich brachte er es heraus, er hätte an die Hö— Hö— Hö—Hölle gedacht.

O gutes, kleines Märchen! Wer hat Dir denn von der Hölle was gesagt?

Er wußte es selbst nicht. Aber er sah den glühenden Feuerofen, sah deutlich, wie die schwarzen Teufel mit langen Gabeln die armen Verdammten peinigten — „und immer, immer!“ schluchzte der Knabe, „ohne Ende peinigen!“

— Wer hat mir das gethan! — Meiner Mutter, dem guten, armen, frommgläubigen Weibe, der trotz ihrer Dürftigkeit unermüdblichen Wohlthäterin so vieler Nothleidenden, der stillergebenen Dulderin, der nimmerruhenden Magd ihres mühevollen Berufes, der treuesten Gattin, der einzigen Mutter — auch ihr hat man die Hölle in's Herz geschleudert. Sie starb, wie gute Menschen sterben, aber eine ihrer letzten Bitten war die, man möge beten zu den Engeln Gottes, daß sie doch den bösen Feind, der an ihrem Todtenbette stehe, verjagten.

Und nun auch mein Kind! das schuldblose, sonst so heitere Wesen von sechs Jahren! An jenem Abende habe ich mit der Faust ein altes Bildniß zertrümmert; es war ein zorniger Faustschlag in die Larve jenes Dämons der seit alten Zeiten von harten Herzen zwar abprallt, aber die kindlichen Gemüther peinigt. Ich will euch aus dem Volke Menschen bringen, brave, scheinbar vernünftige Menschen, denen nehmt die Sorge für ihre Familie, das Leid ihrer Armuth, ihrer Krankheiten, die Reue, die Bitterkeit, den Kummer um irdischen Verlust von ihrem ächzenden Herzen und legt all' das auf die eine Wagschale; auf die andere legt aber nichts, gar nichts, als ihre Angst vor Hölle und Teufel — ihr werdet sehen, welche der beiden Schalen sinkt.

Nun weiß ich wohl, daß mein Faustschlag ein ohnmächtiger Keryxstreich war, aber nicht in's Meer, sondern in den Qualm, der heute noch eine Welt von Köpfen umnebelt, eine Welt von Herzen ersticht.

Ich bin der Zuversicht, daß mein Kind, das ich ja dem Schönen und Heiteren zuführen möchte, sich vor dem wahnwitzigen Schreckbilde bald befreien wird, aber den Miston beklage ich, der in seine liebliche Kindheit geworfen worden ist.

Für's Erste lachte ich nun den dummen Jungen brav aus. Er hatte noch Wasser in den Augen und lachte mit. Als bald stimmte auch das Mädchen ein, daß wußte wohl kaum, um was es sich handle, aber es that nach Kräften mit und so wurde hier ein Lertzett gelacht, das ich für einen wirksameren Faustschlag gegen das alte Schreckbild halten möchte, als jener in Horn geführte gewesen war.

Aber auch unsere Zeit hat, wie ich schon angedeutet, ihre Dämonen, die das kindliche Paradies zu zerstören drohen.

Von den Kindern ist nicht zu verlangen, daß sie uns Erwachsene verstehen sollen; wenn wir Erwachsene aber die Kinder nicht verstehen, so ist das arg.

Und es ist wirklich arg.

Warum hört man heute so oft die Klage: „Es gibt keine Kinder mehr?“ Weil unsere Zeit keine Kinder mehr duldet. Sie ist so kindisch altklug, daß ihr alles Kindliche verhaßt ist. — Alle Spiele und Spielsachen werden so eingerichtet, daß die Kinder daran was sollen lernen können. Gewiß, das Lernen ist eine harte Sache, man erleichtere es den Kleinen, indem man es ihnen z. B. nach dem Fröbel'schen System möglichst zum Spiele macht; aber daraus folgt noch nicht, daß man ihnen das Spiel, dieses große und schöne Vorrecht der Kinder, zur Arbeit machen müsse. Kürzlich fand ich einen Aufsatz, der fast genau meine diesbezüglichen Gedanken und Erfahrungen ausdrückt, der allgemeine Erwägung verdient und dem ich daher für meine Betrachtung Folgendes entlehne:

Es gibt keine Spielereien mehr! Betreten wir einmal eine der

eleganten, glänzend beleuchteten Spielwarenhandlungen, so werden uns hundert und hundert der schönsten Dinge — durchwegs Novitäten, wie die gefällige und unermüdlige Verkäuferin beifügt — vorgelegt, aber die Wahl fällt uns schwer. Wir haben das Gefühl, daß darunter wenig oder nichts ist, was so recht für das Bedürfnis des Kindergemüthes geschaffen wäre, und daselbe auf die Dauer zu fesseln vermöchte. Wir finden zwar kleine Kunstwerke der erkaunlichsten Art, werthvolle und kostbare Galanteriearbeiten, aber keine wirklichen Spielereien. Und fragen wir nach den alten ehrwürdigen Reliquien unserer Kinderzeit, denen wir noch ein dankbares Andenken für die vielen vergnügten Stunden, die sie uns bereitet haben, bewahren, so erhalten wir unter Achselzucken die bedauernde Antwort, daß man dergleichen ordinäre Waare nicht mehr erzeuge und daß das Publikum sie auch nicht mehr verlange. Man schämt sich dann der eigenen Zurückgebliebenheit und kauft eine „Nouveauté“, an der man aber selbst keine Freude hat. Und doch will man bei der Weihnachtsbescherung mit seinen Kindern selbst wieder zum Kind werden, in ihren Augen das einmal selbst empfundene Entzücken wieder entdecken und sich in die eigene glückliche Jugendzeit zurückversetzen.

Schade, daß wir von dem alten Kram, der einst unsern Schatz bildete, nicht wenigstens das eine oder andere Prachtstück aufgehoben haben; es wäre heute schon eine schätzbare Acquisition für ein culturhistorisches Museum. Man erinnere sich nur des alten ehrlichen Nustnaders, dieses strammen, festgefügtten Prachtlerls mit dem offenen breiten Gesicht, den weitaufgerissenen Augen und dem, nach der Darwin'schen Theorie offenbar im Kampf um's Dasein mächtig entwickelten Unterkiefer, wie er unter dem Weihnachtsbaume stand, bereit, dessen goldene Rüsse für die Kleinen aufzutracken. In den

Augen des Kindes erschien er als Typus einer Helbengefalt, angethan mit dem blauen Frack, der gelben Weste und den rothen Hosen, gerade so, wie er in Zimmermann's „Münchhausen“ das Ideal der schwärmerischen Baronesse Emmerentia bildete. Aber „Nußnader flog auf den Rehrich“, er ist aus der Kinderstube verschwunden. Eine andere Reliquie ähnlicher Art ist die patriarchalische Arche Noë, dieses Bauwerk, das allen Regeln der Schiffbaukunst Hohn sprach mit dem bedelartig aufzuklappenden Dach und das in seinem Innern alle der Vorstellung des Kindes geläufigen Repräsentanten des Thierreiches paarweise und überdies noch die Familie des Ervaters barg. Die Pferde, Ochsen, Esel und Schafe der Arche sahen zwar eines wie das andere aus, aber das Kinderauge wußte sie zu unterscheiden trotz des besten Zoologen und belebte die steifen Figürchen mit seiner Phantasie. Heute schenkt man den Kindern Menagerien und Thiergärten mit Thieren, die den lebenden Originalen genau nachgebildet sind, aber sie bleiben gerade in diesem Naturalismus dem Kinde unverständlich, denn es fehlt ihnen der märchenhafte Reiz, der selbst die plumpste holzgeschnitzte Figur für das Kind belebt. In den Augen des Kindes ist ja jedes Thier noch eine Art Fabelwesen aus einer unbekanntem Welt und man fange doch nicht an, ihm mit den Dingen, womit es spielen soll, Naturgeschichte beizubringen. Gerade die grotesken huntbemalten Ungeheuer sind dem Kinde oft verständlicher als die getreuen Copien der Natur. Einer meiner Freunde rühmte jüngst den Scharfsm seines fünfjährigen Knaben, der beim ersten Besuch in Schönbrunn fast alle Thiere erkannt und beim Namen genannt habe. Was beweist das — antwortete ich ihm — als daß Ihr Sohn ein Silberbuch mit realistischen Thierbildern hat und daß Sie ihn damit quälen, schon in zartester Kind-

heit Zoologie studiren zu müssen, statt spielen zu können. Mein kleiner Bub' ist freilich nicht so gelehrt, als ich ihm aber ein rothbemaltes Monstrum mit einem Walzenleib und vier steifen Beinen schenkte, das alle Zoologen der Welt nicht hätten classificiren können, rief er doch gleich entzückt aus: „Ein Gottoh!“

Aber diese ehrwürdigen Säule, sowie die patriarchalischen „Maierien“ mit den rundgebrechelten „Marianbelen“, die grün- und rothbemalten Hampelmänner, die hölzernen Widelfinder, die nach dem Vorbilde egyptischer Mumien geschnitzt zu sein scheinen und viele ähnliche „Spiele-reien“ sind heute nicht mehr Christbaumsfähig; man findet sie nur noch beim „Slovak“ oder in ärmlichen Vorstadtstuben, von dem eleganten Weihnachtsmarkt sind sie längst verschwunden. Wie könnten sie sich auch mit den Herrlichkeiten desselben vertragen? Man sehe nur diese Puppen mit einem Troussseau, als ob er für die Braut des Königs von Liliput bestimmt wäre, das Tafel- und Küchengeräth, die Puppenszimmer mit den kostbarsten Einrichtungen, die Küchen mit heizbaren Herden; ferner die Miniatur-Exemplare von Stutzern, Officieren aller Waffengattungen nach den neuesten Uniformirungs-Vorschriften, Bedienten, Kutschern und Jägern in eleganter Livree u. s. w., die Kutschen, Tramwaywaggon, Locomotive und Dampfschiffe, Spritzwagen und Feuerspritzen, Hinterlabegewehre und Hinterlabegeschütze, endlich die Jagden, Maierien, Menagerien mit zierlich modellirten Figuren. Wer könnte das Alles übersehen und aufzählen? Die ganze Welt wird en miniature zum Kinderspielzeug gemacht. Darin liegt eben der große Irrthum! Die Welt des spielenden Kindes ist eine andere, als die der Erwachsenen, es ist eine für sich abgeschlossene Märchenwelt; das Kind erbaut sich diese Welt zum Theil selbst,

bevölkert sie mit seinen Lieblingsgestalten und soll in derselben unbefangen, zufrieden und glücklich erhalten werden.

Die modernen „Spielereien“ der Kinder sind nur die „Spielereien“ der großen Welt im verjüngten Maßstabe; was den Gegenstand der Eitelkeit, der Gefalls- und Genußsucht und des Luxus der Jungen und Alten bildet, das wird auch dem Kinde in die kleinen unschuldigen Händchen gegeben und es soll mit Dingen spielen, die es noch gar nicht begreifen kann und auch noch nicht verstehen soll. Diese kostbaren Spielereien erzeugen nur bei den Kindern reicher Leute frühzeitig prozigen Stolz und in den Herzen armer Kinder, welche die Herrlichkeiten entbehren müssen, die Bitterkeit des Reides. Durch das Spiel der Kinder soll aber der demokratische Zug der Gleichheit in den Neigungen und Wünschen gehen; es soll arme und reiche Kinder mit einander gefellig verbinden und in ihnen nicht das Gefühl des Unterschiedes in Besitz und Rang wachrufen. Ganz richtig heißt es im Sprichworte: „Schlechte Sach', die Kinder freut“.

Das Kind selbst verlangt gar nicht nach kostbarem und werthvollem Spielzeug, es fragt nicht nach dessen Werth und Preis und gerade das Einfache, Primitiv und Rohe sagt ihm meist besser zu, als das Gefünstelte und Ueberfeinerte. Es ist auch zumeist nur die Eitelkeit und Prunksucht der Eltern, welche, damit der Weihnachtstisch dem Hause Ehre mache, für die Kinder den theuersten Kram unter den Christbaum legen, ja, diesen selbst seiner traditionellen Einfachheit berauben und mit prunkendem Flitter überladen. Das Schlimmste an diesen modernen „Spielereien“ ist aber, daß das Kind mit denselben nicht einmal recht nach seinem angeborenem Trieb und Gange spielen kann. Was soll es denn z. B. mit den jetzt so beliebten Puppen und Automaten, denen ein

Uhrwerk im Leibe steckt und die sich nach dem Gange desselben bewegen, anfangen? Es kann diese Kunstwerke nur anstaunen und — zerbrechen, um zu sehen, wie sie „inwendig anschaun“. Denn das ist eben der „tiefen Sinn im kindischen Spiele“, daß es der kindlichen Phantasie das Material zu neuen Gebilden darbietet, von denen sich die Verständigkeit der Erwachsenen oft nichts träumen läßt. Das ist eben das Geheimniß der alten „Spielereien“, das wir in den neuen nicht zu entdecken vermögen. Deshalb müssen oft zärtliche Eltern, die dem Liebling am Christabend das Schönste und Theuerste bescheert haben, schon am folgenden Tage die traurige Erfahrung machen, daß der verwöhnte Kleine die ganze Bescheerung nicht mehr ansieht und vom Fenster aus die Hausmeister- und Greiskinder um ihre wohlfeilen Spielereien beneidet.

Mütter, die in ihre Kleinen besonders vernarrt sind, glauben auch deren Geschmac und Schönheits Sinn schon durch den Ankauf des in ihren Augen schönsten und geschmackvollsten Spielstands wecken und ausbilden zu sollen. Sie wollen dem Kinde nichts Rohes oder Plumpes in die Hand geben, damit das Auge derselben nicht daran gewöhnt werde. Wie wenig verstehen diese Mütter in den Gemüthern ihrer Kinder zu lesen und mit den Augen derselben zu schauen. Das civilisirteste kleine Kind ist wie der uncivilisirte wilde Mensch — das buntbemalte, grotesk geformte Spielzeug ist ihm lieber als das geschmackvollste feine Kunstwerk. Mit Anwendung einer Theorie der modernen Naturwissenschaft könnte man sagen, daß jeder Mensch in seinem Geschmac von Kindesbeinen an denselben Entwicklungsgang absolvirt, den die ganze Menschheit durchgemacht hat. Das kleine Kind ist ja auch ein Idealist und kein Naturalist. Die steifen holzgeschnitzten Puppen und Thierfiguren sind ja die wahren Kunstwerke der Kinderwelt,

berer groteske Formen und bunte Farben durch keine Naturtreue oder Detail sorgfäligkeit ersetzt werden können. Und der naive Humor des Kindes, dieser so selten richtig gepflegte Keim in der Kindesseele, verlangt geradezu nach so naiv brolligem und schalkhaftem Spielzeug.

Die Naivetät ist der hochmüthigen Welt fast ein Spott geworden, selbst aus der Kunst will man diesen Begriff verbannen; sie nun auch noch im Kinde zu vernichten, hieße das Herz der Menschheit und mit ihm das Ideale im Kelme erstickten.

## Von lieben Gott und seinen Engeln...

Von lieben Gott und seinen Engeln,  
 Vom Heiland, unserm theuern Herrn,  
 Hört' ich in meiner Kindheit Tagen  
 So viel erzählen und so gern.  
 Da bin ich oft hinaus gegangen  
 In's Feld, wenn noch nicht Gloden klangen,  
 Am Sonntag in der stillen Fröh,  
 Und, fromm zu sein, gab ich mir redlich  
 Müß.

Noch voll das Herz der wilden Spiele,  
 Die kaum der Schlaf zur Ruh gebracht,  
 Hab' ich allein im Feierkleide  
 Mich munter auf den Weg gemacht.  
 In Rükten, herzerfrischend holden,  
 Wogen die Aehren hoch und golden,  
 Und Berghen schwimmen drüberhin  
 Und jubeln fröhlich, wie ich selber bin.

Und ob die Welle ausgelassen  
 Hinstubelt über das Gestein,  
 Und ob ich ausgelassen möchte  
 Und lustig wie die Welle sein;  
 Ich sammle mich, ich werde stille,  
 Es siegt der unbarmherzige Wille,  
 In Andacht ruht das junge Herz,  
 Fremd jeder Scherz und fremd auch jeder  
 Schmerz.

Am grünen Hügel saß ich wieder  
 Und schaut' in's reine Blau hinan,  
 Da hört' ich alle Engel singen,  
 Mir war der Himmel aufgethan.  
 In seiner milden Glorie droben  
 Thront' Er, den alle Wesen loben,  
 Daneben Jesus Christus stand  
 Und segnet mich mit seiner heil'gen  
 Hand.

Wohin ist dieser Traum entflohen,  
 Und dieser Sinn, wo schwand er hin?  
 Die lieben Engel sind gestorben,  
 Seit ich ein Mann geworden bin.  
 Die Glorie, der hehre Schimmer  
 Berging, ich sah den Vater nimmer,  
 Auf seinem sonnenhaften Thron,  
 Der lichte Heiland wurde Menschensohn.

Mir hat den Himmel zugeschlossen  
 Das eiserne Warum und Wie,  
 Und was mir Wahrheit einst gewesen,  
 Ist nun geworden Poesie.  
 Unendlich ist die Welt geworden,  
 Enthimmelt ist sie aller Orten,  
 Und Götterbilder lieb und hehr,  
 Such' hinter heil'gen Pforten ich nicht  
 mehr.

Ludwig Eichrodt.



## Kaibl und sein Steingletscher.

Von Heinrich Noë.

Das kleine Dorf Kaibl liegt im süblichstn Winkel des Landes Kärnten, am Fuße des niedrigen Bergrückens Prebil, über welchen man mit der Straße in's Thal des Ffonzo und in's Rükkenland hinübersteigt.

Die Höhen, welche Kaibl umgeben, bestehen aus Kalkgestein und anderen Schichtungen aus jener Zeit, welche man die Trias nennt. Sie zeigen alle die Eigenschaften, welche man an den Kalk- oder Dolomitgebirgen des Nordens und Südens wahrnimmt. Diese Gipfel und Hänge sind leicht verwitterbar und dem Pflanzenwuchse günstig. Darum bilden sie oben Facken und Hörner, den Pflanzenwuchse aber verächtet der Mensch. Unheimliche Geröllzungen ledern in die Tiefe. Im Sommer wird die Thalsohle von Steinmuhren, im Winter von Lawinen bedroht. Um zu zeigen, wie es in diesen Thälern ausschauen könnte, hat die äußerste Noth, gerade an den östlichen Hängen von Kaibl, die Menschen gezwungen, ihren Verwüstungsgelüsten Zwang anzuthun. Dort grünt hochstämmiger Buchenwald hinauf und hinauf bis zum Prebil, auf dessen jenseitigem Abhang alsbald wieder die von der Art vorbereiteten Bette beginnen, denen der eingebrungene Steinstrom niemals fehlt. Die Karawankenthäler sind Schottergruben und auch das Thal von Kaibl wäre eine solche, wenn nicht der Schutz der Häuser von den Bäumen des Waldes erhofft und gewährleistet würde.

Kaibl sollte in Baiern oder im Salzkammergut liegen, mit seiner ganzen Landschaft und all' ihrer Herrlichkeit. Dann wären seine Wälder noch schöner und seine Luft noch würziger. Aber es gehört zum Lande Kärnten, in welchem Diejenigen, die zu regieren und zu verwalten haben, sich um die Bäume, die Grundbesitzern

gehören, nicht kümmern. Die Kärntner haben es noch nicht, wie die Tiroler, zu Bezirksförstern gebracht, welche doch wenigstens mit einem Auge nach dem Unheil blinzeln müssen, das der Mensch in seinem Unverstand über sich und die Nachkommen heraufbeschwört.

Die Thalsohle von Kaibl liegt höher über dem Meer, als der Semmering. Darum fehlen ihr kühle Lüfte nicht, die darum nicht linder werden, daß ganz genau unter derselben Breite-Minute, südwärts von Bozen, aus den Abhängen des Monte Roën die dunkeln Weine fließen.

Jeder weiß, was zu einer Kalkalpen-Landschaft gehört. Als die vollendetsten Vorbilder einer solchen, würde ich die Gegend von Ramsau unter dem Wazmann, oder die „Eng“ unter dem Lamjen Foch im Nordwesten des Achensees gelten lassen, wenn dort ein spiegelndes Gewässer wäre. Im Kaiblerthal gibt es einen See, der so grün erscheint, wie es die durch den Anblick so vieler Landschaftsgemälde belehrte Einbildungskraft im Vorhinein von den stehenden Wassern der Kalkalpen verlangt. Der Bach, der von Südwesten her ihm zufließt, hat Schotterfelder in ihn vorgeschoben, die so blühweiß sind, daß sie dem getäuschten Auge wie Spiegelbilder der Schneeflächen des Monte Canin vorkommen. Die Hänge ringsherum sind nicht nur mit Rhododendren, Cyclamen und Gentianen, sondern noch mit anderen, viel selteneren Blumen des Hochgebirges bedeckt, deren lateinische Namen uns in Büchern vorgetragen werden. Ueber den Waldhängen, denen es, wie die Jägerhäuser der Umgebung beweisen, nicht an Wild fehlt, steigen die grauen Schrofen an und um die Schrofen ziehen die Wolken. Da ist das Bild der Kalkalpen-Landschaft fertig. Als besondere Luthat kommen

noch dazu einige Wasserfälle, die aus Schluchten dem See zufließen. Der höchste von diesen stürzt am Ende des Dorfes Raibl selbst herab, der wasserreichste aber hat sich seine Minnenhöhlung in geringer Entfernung von der kleinen Feste Predil ausgewaschen. Sie stürzen von ansehnlichen Höhen, aber sie sind dürrig und steinreich, wie all' ihre Genossen im Kalk.

Frische Bergluft wird in Kärnten nirgends, wo noch eine behagliche Herberge steht, in gleicher Fülle gewonnen. Der Director der Gewerkschaft, einer der nicht besonders zahlreichen Kärntner, die ihrer Heimat in Ansehung der Wirklichkeit aufhelfen wollen, hat ein stattliches Gebäude errichtet — das Raibler „Touristenhaus.“ Dort geht es den Fremden besser, als in den meisten Gaststätten dieses Landes.

Zu allernächst wird Derjenige, dem der gute Gedanken kommt, hier einen Sommer oder Herbst zu verträumen, zur Höhe des Predil lustwandeln, welche drei Kilometer von den Häusern des Dorfes entfernt ist. Die Straße steigt gar sanft an, so daß ein Spaziergänger kaum seinen gewöhnlichen Schritt zu verlangsamen nöthig hat. Morgens wird sie von Schatten und Thau erfrischt. Große Buchen stehen dort am Berghang über einer Menge von Alpenblumen. Rechts, in der Tiefe, breitet sich der See aus, über ihm Seekofel und Monte Canin. Im Rücken steht der Königberg, den lebendige Ueberlieferung umgibt, weil dorthinauf Alboin geklettert sein soll, um den Barbaren Italien zu zeigen. Auch steinerne Ueberlieferung birgt er aus lauen, trüben Wellen, die einst an Kratern von Porphyrr brandeten: Krebse und Fische, Käfer und lange Schachtelhalme.

Wieder ein Schotterhaufe, der durch verkümmerten Wald zur Straße herablangt. Hier ist rothe Pracht der Alpenrosen und ein Stumpf ladet zum Sitzen ein. Still ist's auf der weißen,

ebenen Straße — kein Raht schwebt im See, dem durchsichtigen. Drüben steht der Wischberg, ein wolkenglänzter Stein-Anhold. Aus den Ritzen bethauter, marmorweißer Blöcke kommt Cyclamenduft. Das sind Elemente zur Vision. Es kommt aber durch den Sonnenschein im Geklippe nicht ein Gnome geschritten, sondern ein Minister in Uniform. Er ist es, dem die Fürsorge für den Wald obliegt, und da her in die karnischen Berge verwünscht. Der Arme muß auf seiner goldgestickten Uniform eine Kraxe schleppen, die bis an den Rand hinauf mit Blöden und Geröll angefüllt ist.

Jenseits des See's whitons der Monte Canin — er „thut weiß sein,“ die Erscheinung der Farbe in solcher Kraft erweist sich als eine Thätigkeit. Unter ihm stehen die hohen Fichten der Nebra-Alpe und rinnen die Wasser zusammen, die aber den See nicht offen, unter dem Himmel, erreichen, sondern zumeist stumm unter der Geröllbede hindurch ziehen, die sie sich selbst geschaffen haben, wie Schalenthiere ihren Kalkpanzer.

Dort oben, auf breitem Joch von Nebra, scheiden sich nicht nur die Wasser, die gegen uns zur Donau, drüben zum Tagliamento und zu den Lagunen von Vatisana fließen. Auch die Menschen werden von jenen Wiesen und Felsen getrennt. Hier haust der Bajumare und Slovenc, drüben ein Volk, dessen Sprache kein Professor in ganz Europa versteht — vielleicht Herrn von Czörnig in Görz, der aber kein Professor ist, angenommen. Dort sind die Furlani, karantaische Slaven. Sie reden etwas, was wie rhytoromanisch klingt, aber doch etwas ganz Anderes ist. So wie die Avaren, indem sie slavisch lernten, zu Bulgaren, die Sardinier durch wälsche Herrschaft zu Italienern, so sind auch diese räthselhaften Bergbewohner zu Bürgern der Provinz Udine im regno d'Italia geworden. Sie gehorchen dem König Umberto, ihre

Plurale aber bilden sie auf s. Sie sind arm wie wälische montagnuoli, schmutzig wie Slaven, grob wie Deutsche. Hier heißt's Seethal, drüben valle di Baccolana.

Neben der Straße auf dem Brenner sieht man keinen Baum, am allerwenigsten aber Laubgehölz. Hier überröhlen vielfach mächtige Buchen die Straße, die so rein daliegt, wie ein blühweißes Ahornbrett oder der Boden einer marmornen Badewanne. Bis auf den Prebil hinauf stehen die großen Bäume und unter ihnen blüht Waldmeister.

Die Meisten werden sehr erstaunt sein, wenn sich ungefähr dort, wo beim dritten Kilometerstein (12) die durch Gallerien geschützte „Winterstraße“ heraufkommt, die ersten Berge des Küstenlandes aufstehen. Hier erheben sich mit einem Mal Mangart und Jalouc. Freilich ist der Anblick lange nicht so schön, als von Nebra \*) aus, wo der Mangart so hoch dasteht, daß der ganze Prebil wie ein tiefes Nasenband sich an seinen Fuß andrückt — aber gleichwohl setzt er auch, so wie ihn der Prebil gibt, die Mehrzahl der Spaziergänger in Erstaunen. Hier ist die Grenze des Küstenlandes und man befindet sich hundertundachtundvierzig Kilometer von Triest entfernt.

Nachdem dieser Gang zurückgelegt ist, den Jeder sofort unternimmt, rastet man gerne in dem kleinen Gärtchen bei der Post. Dort schaut man zum Fallbach hinauf, der über eine thurmsteile Felswand herabkommt. Der Postmeister ist ein Mann der Berge und gerne erzählt er von mancher Fahrt, die er in ihre hohen Eindrücken unternommen hat. Außerdem ist hier Gelegenheit gegeben, die Typen des Küstenlandes zu beobachten. Denn am Raune fährt die Straße vorüber und Scharen von Wallfahrern von jenseits des Prebil, von den Ufern des Isonzo, kommen auf ihr und pilgern zu Un-

\*) Wahrscheinlich: „Schnee“-Alpe.

serer Lieben Frau von Luschart, welche man wohl das vollstümliche Heiligtum kärntner Slovenen und Furlaner nennen kann.

Die Hitze des Hochsommers macht sich hier nicht fühlbar. Längs der Schliça — so heißt der klare Ausfluß des Sees — die durch die Häuserreihe von Raibl rauscht, wehen die Lüfte, die von den kühlen Bergen herabgesunken sind. Will es Jemand noch kühler haben, so begibt er sich in die Umarmung der Eisernen Jungfrau, eines im Badehause aufgestellten Marterwerkzeuges. Kalte Regenströme von allen Seiten, von oben und unten, überschütten den überraschten Werber.

Am schönsten ist Raibl in Mondnächten, wenn die „Fünf Spizen“ von dem so schwer beschreiblichen Lichte überflohen sind. Man hört gerne dem Geplätscher des Springbrunnens und dem Rauschen der Schliça, gern aber auch den Kärntner Liebern sangeslustiger Mädchen zu. Tiefere Nacht und Kühlung herrschen unter der Erde. Die ganze Thalsohle und manche Berg- halbe von Raibl ist durch Gänge unterhöhlt, aus welchem Hunderte von Knappen Blei- und Zinkerze zu Tage bringen. Oft hört man dumpfe Töne vom Boden herauf. Es sind die Entladungen des Dynamites. Geht man an der Mündung eines Schachtes vorüber, so fühlt man den (scheinbar) eisigen Luftzug hervorkommen und sieht Knappen mit Dellämpchen aus der Nacht herausrollen. Sie stehen auf kleinen Karren, „Gunden“, die auf Schienenwegen in's Bochhaus laufen. Es gibt auch Hunde, die hoch über die Fichtenwipfel des westlichen Thalgehänges dahin fliegen. Sie hängen an Drähten und kommen aus den oberen Schächten. Wären nur die Wälder und Gründe von eben so viel bequemen Pfaden durchbrochen als die tiefen nächtlichen Kalkschichten. Das wird vielleicht die Zukunft bringen. Und diese Zukunft naht für Raibl heran, wenn einmal Vielen die Ueber-

zeugung kommt, daß sie besser in Lücken hoher Berge wohnen, als an sumpfigen, tief liegenden Seegefläßen.

Von weiteren Gängen wird am Meisten der nach Klausen oder Chiusa gerühmt, welches drüben in Venetien an der neuen Pontebbabahn und den raschen Wellen der Fella liegt. Man hat sieben Stunden zu gehen, um dort hinzukommen. Ich versehe den Leser, in der Absicht, den Gang umgekehrt zu machen, alsbald in jene Chiusa.

Die Chiusa ist ein Nest von wälschem Mauergerümpel, welches von Nebendächern und sich auskränkelnden Weinstöcken verschönert wird. Mitten darunter steht die Fiaschetta Toscana, in welcher zwischen den wilden Schluchten der Bergströme, sich die Einbildungskraft vom dunkeln Weinpflanzlicher Hügel zu einem Fluge anfeuern läßt, hinaus in die Gärten des tuskanischen Landes und zu den Villen, um welche im Vorbeerschatten die Brunnen rauschen. Da ist nichts dagegen zu sagen — wenn nur der Körper nicht nachfolgen soll. Denn, die Wasser jener Brunnen sind jetzt lau, der Sonnenbrand zwingt den vor-eiligen Wanderer tagsüber in verdunkelte Gemächer und die Blutsauger der schwülen Nächte rauben ihm den Schlaf.

In der Fiaschetta Toscana reicht der Padrone kühles, braunes Bier von Ospebaletto, das den Brauern Kärntens als Muster mit hinübergenommen werden sollte. Nach solcher Erfrischung wird der lange Weg angetreten.

Manche von seinen Einzelheiten gehören zu den schönsten Schauflücken. Sie sind aber mit dem Fehler behaftet, daß sie sich wiederholen und in einer zu ausgebreiteten Reihe nacheinander hingestellt sind. Das ganze Thal, die valle oder der canale von Raccolana, haben Ähnlichkeit mit so vielen anderen Querspaltten der Kalkalpen — insbesondere beispielsweise mit dem Rainthale unter der Zugspitze. Aber die Verwüstung und die

Geröllströme sind schauerlich. Das bischen Weg wird an hunderten von Stellen metertief von jüngeren oder älteren Gräben unterbrochen, an anderen meterhoch durch aufgeschüttete Hügel, über welche der Fuß klirrend dahinschreitet. Man kommt von den Maulbeerbäumen und Reben allgemach zu Eisenhut und Rhododendron. Zahllose torrenti, opalschillernde Bäche, rennen zusammen. Es gibt alle Arten von Wasserfällen: Schleier (bridevoils), Gucke, zerstäubte Wellen. Hitze verkündet den Süden — grell hebt sich die purpurrothe Heuschrecke, wie sie dahin schnarrt, vom blendenden Gestein ab und der Schatten vorüberwandelnden Sommergewölkes thut wohl. Oft ist der Weg aufgemauert und Steinbrücken geleiten über das Wasser. Kleine Klammern, die uns im Vorübergehen mit kaltem Hauch begrüßen, entlassen fließende oder stürzende Bäche. Bei Stretti kommt gar ein zehn bis zwölfmal getheilter Sturz hochmächtig herunter, er gemahnt an die neun Brunnen in der Zirkniz. Den schaut man sich vom kühlen Rand des Baches aus an, der an Kalkwänden nagt — in großer Debe. Da ist ein Märterl: „Chi passa qui porgi un requiem!“ Weiterhin kommen die steilen Anstiege zu Nebra, dann endlose Wälder — der Mangert flammt in Abendroth, da liegt wieder der Raibl-See.

Ein anderer unvermeidlicher Gang ist Luschari. Das ist vielleicht die seltsamste Wallfahrt von ganz Oesterreich. Die Aussicht auf nahe Gipfel der wildesten Alpen kann sich da auch Einer verschaffen, der faul ist — nur muß er alsdann den Rath der Raibler verachten. Diese möchten ihn gerne durch das Thal mit dem erfrischenden Namen „Kaltwasser“ hinaufführen, weil sie das näher haben. Dafür aber erwächst den Irreführten die asketische Übung steilen Anstimmens — so daß es, wie immer im Dasein klüger ist, die breite und bequeme

Straße, auf der sich allerlei Pilger-voll herumtreibt, vorzuziehen. Die führt aber im Umwege, über Larvis und Saisnig. Für Bergfexe gibt Raibl die besten Quartiere. Gipfel, Uebergänge, Klettereien zwischen Triglav und Montasio, zwischen Flitsch und Refjuta sind so viele, daß ich sie nicht zusammenzählen möchte. Mangart und Wischberg werden am meisten genannt — der eine hat schon seine Hütte oben im zerfressenen Ralf zwischen den Schneefeldern, der andere bekommt sie. Nun erst die Uebergänge: zu den Weisfenfeler Seen, über den Prestrelenik Sattel, zum Jof di Montasio und — so weiter.

Jetzt will ich, um den Oesterreichern zu zeigen, was keiner von ihnen entdeckt hat, dem Spürsinn eines der allerunternehmendsten Reisenden und ausgezeichneten Schriftstellers, des Dritten John Ball, aber nicht entgangen ist, beifügen, was er über ein Schauspiel der Raibler Gegend sagt. Dem Fremden glaubt man's ja ohnehin leichter als unser Einem, der nicht weit her ist. Es gibt da ein Bild, aus dem man ganz genau sich entnehmen kann, wie es auf dem Monde aussieht — so ist die Zukunft unserer Berge und der ganzen Erde.

Es handelt sich bei ihm um Einem, der von Flitsch über den Prestrelenik-Sattel in's oben geschilderte Naccolanathal hinüber geht. Jenseits, auf der Fonzofette, eine geringe Strecke unter dem Paß, befindet sich, etwas abseits vom Steige, ein Plateau, das Ball, übereinstimmend mit der Wirklichkeit, klassisch schildert. Hervorgerufen durch den Gegensatz, fallen Einem bei solchen Malereien alsbald die lebernen Sport-Bulletins unserer Zeitschriften ein — doch fort damit! Ball sagt: „Derjenige Wanderer, der ohne Weiters nach Naccolana hinübersteigen will, läßt das obere Plateau des Prestrelenik ein wenig links. Damit bringt er sich aber um eins der

eigenthümlichsten und wirkungsvollsten Schaustücke der Alpen. Im Frühsommer, wenn das Plateau schneebedeckt ist, kann es nicht genossen werden, dagegen muß man es sich in vorgerückterer Jahreszeit, von der zweiten Hälfte des August\*) ab, betrachten. Schnee findet man alsdann nur mehr in Einhöhungen und beschatteten Mulden, mit Erstaunen aber bemerkt der Reisende weite Flächen nackten glatten Felsens, die für das Auge vollständig den Eindruck der großen Gletscher der Centralalpen hervorbringen. Enge, parallel laufende Klüftungen und Rillen durchfurchen weiten Felsgrund und manchmal erweitern sie sich wie Gletscherpalten zu breiten Abgründen. Die Wirkung wird sehr durch das Spiel von Wolken gesteigert, die langsam über die Oberfläche dahintreiben und dadurch den scheinbaren Umfang des Stein und Gletschers bedeutend vergrößern. Einen merkwürdigen Eindruck bringt das unheimliche Schweigen, das inmitten dieser Einöde herrscht, hervor. Auf großen Eisgletschern rieseln unter Tags kleine Wasseradern über die Oberfläche, winzige Insekten verschleppt der Jochwind, oder sie finden eine Ruhestätte auf dem Eis — ja selbst bei der Nacht erinnern herabfallende Fels- oder Eisrümmer den Wanderer an die Wachsamkeit und Thätigkeit der Kräfte. Hier aber ist Alles zu Schweigen und Unthätigkeit, wie durch den Anblick eines Nebusenhauptes, erstarrt und außer dem Geheul des Sturmes unterbricht kein Laut die unablässige Stille. Doch ist auch auf diesem Friedhof der Natur das Leben nicht völlig abwesend. Einige Ritzen bewahren Feuchtigkeit genug, um prächtige Blüthenkelche zu ernähren. — Hier lebt der Eis-Ranunculus und zwar der weiße, wie der orangefarbene — und auch noch einige andere Pflanzen finden einen hinlänglichen Vorrath von Lebensbedingungen. Am

\*) 1879 erst Mitte September.

einbruchsvoollsten wäre wohl eine einsame Wanderung — aber das Vergnügen einer solchen möchte durch den Gedanken beeinträchtigt werden, daß irgend ein Mißgeschick, welches den Wanderer am Gehen verhinderte, ihn hier ohne Hilfe auf Monate, wenn nicht auf Jahre in die Wildniß begraben würde.“

In diesen „Steingletschern“ erkennt man das „Plattach“ so mancher Hochgipfel des Kalkes, des Telfser Munds, der Zugspitze und anderer.

Noch deutlicher aber erinnern sie an die zerklüfteten Karstflächen des Mondes, wie sie uns unmittelbar vom Fernrohr und mittelbar in den photographischen Aufnahmen der neuesten großen Mondwerke vorgeführt werden.

So lehren uns der Fjord am Königsberg mit seinen in Steine eingeschlossenen Pflanzen und Thieren die Vergangenheit, die zerspaltenen Hochlare des Prestrelenit dagegen die Zukunft der heimlichen Kugel.

## Kloster-Typen.

Von Oscar Reuber.

### I.

#### Extra clausuram.

Der Convent ist groß, blühend und reich. Neunzehn Dörfer im Umkreise gehören zu guten Theilen dem Stifte, das inmitten eines paradiesischen Thalkessels stolz und mächtig auf felsiger Höhe thronet. Jahrhunderte, Stürme und Kämpfe haben den imposanten Bau nicht erschüttert und das „ora, stude et labora“ (bete, studire und arbeite) prangt noch heute in goldenen Lettern über dem alten Ordenshause des heil. Benedict und wird von den Brüdern in Ehren gehalten, wie vor Jahrhunderten. Deutzutage gibt's freilich keine Wälder mehr auszuroden, keine Sümpfe zu trocknen, keine Deben urbar zu machen — die Mönche haben heute seidene Kutten an, die zu solcher Arbeit nicht taugen möchten — aber noch heute wird gearbeitet; das Stubienglöckchen läutet jede Stunde vom Kloster über und Hunderte von fleißigen Studiosen sitzen zu Füßen der Patres und übersehen im Schweiße ihres Angesichts die Jammerbriefe des alten Doid von der Pontus-Küste, den Virgil und Tacitus. In der Stadt, die Jahrhunderte lang unter dem Krummstabe gelebt und sich dabei, trotz der übel-launigen Vorwerke alter Chroniken-

schreiber, nicht übel befunden hat, stehen die geistlichen Herren in hohem Ansehen. Wenn Einer der Patres den Ringplatz betritt, drängt sich Alt und Jung heran, um seine Rechte zu küssen, und wenn der Abt im Galawagen vom Kloster zur Stadtkirche fährt, empfängt man knieend den äbtlichen Segen und sie schätzen ihn nicht geringer wie die Römer den päpstlichen Segen. Selbst die vorgeschrittensten Liberalen — ja sogar der rabicale Abgeordnete des Städtchens — haben noch keine Einladung zur Klostertafel abgeschlagen und wenn ihnen die guten Wissen aus der Klosterküche recht gut gemundet haben, geht das Wetter über „Pfaffen“ und „Pfaffenherrschaft“ hindendrein desto flotter von Statten. Auch die Freundschaft eines geistlichen Herrn weiß man in der Stadt trefflich zu schätzen; und wenn nach Tisch der Conventsdiener mit einer Schüssel vom Klosterische über den Ringplatz schreitet, blickt Mancher neidisch auf das Haus, dem die duftige Gabe gilt.

Ich habe über Klöster und Klosterwirthschaft in allen Tonarten schmähen gehört, bin auch selber schließlich kein Klosterbruder geworden — aber auf das alte Stift, in dem ich ein gut Theil meiner besten Jugendjahre ver-

lebt, lasse ich Nichts kommen und wenn von den Söhnen des heil. Benedict die Rede ist, schlägt noch heute mein Herz in Dankbarkeit. Sie waren tüchtige Lehrmeister und wenn sie auch aus dem Jüdling keinen ehrwürdigen Mönch zu machen wußten, so haben sie ihm doch was Rechtes beigebracht und manch' kräftiges Tadelswort, das die Patres dem ungebildeten Burschen an den Kopf geschleudert, ist glücklicherweise nicht abgeprallt, sondern hat Wurzeln gefaßt und Früchte getragen.

Der Leser verzeihe das Präludium; ich habe es meinen Skizzen vorausgeschickt, damit er wisse, daß ich ihm keine „Kloster-Typen“ von jener Sorte vorführe, die mit der Wahrheit so wenig gemein haben, wie ihre Schreiber mit der Wahrheitsliebe. Was macht sich der Mensch nicht für Vorstellungen, von so einem „Kloster“. Tausend gruselige Geschichten, wie sie die Zehnkreuzer-Romane mit viel Behagen austramen, schwirren ihm durch den Kopf und ein Gang durch die Klosterpforte in die Kreuzgänge einer alten Abtei ist ihm gleichbedeutend mit einer Fahrt in die Schauerwelt voll Spud und Gespenster. Eine eigenartige fremde Welt ist es freilich, die sich uns aufthut, wenn sich auf unser Läuten die mächtigen Flügel der Klosterpforte öffnen und wir in jene kühlen Räume treten, in denen laut den über der Pforte prangenden Lettern „pax dei“ — der Friede Gottes — herrscht. Im Pförtnerzimmer schneidert ein kleines Männchen ohne Kutte und Tonsur. Er ist „Civilist“, denn im Stifte sind die Laienbrüder rar, und man nimmt nicht gerne neue, weil sie gemeiniglich bei wenig Wissen und Geschick Prätenfionen machen, wie der Vater Professor, der zwanzig Jahre auf der Schulbank gefessen ist und sicher ebenso lang auf dem Katheder steht. Die Frau des Pförtners ist das einzige weibliche Wesen, das im Stande sein könnte, den „Frieden

Gottes“ zu führen; denn jenseits der Pforte hört der Weiberroß auf zu existiren — wir sind in der Clausur. Die Frau Pförtnerin richtet sich natürlich nach dem Apostelspruche „mulier tacead in ecclesia“ (das Weib schweige in der Kirche — hier im Kloster) und entschädigt sich dafür in desto lauterem Geplauder extra clausuram. Da es aber doch auch das Amt gewisser Conventualen mit sich bringt, Frauenzimmeraudienz zu ertheilen, müssen diese geistlichen Herren ihre Wohnung außerhalb der Clausur-Pforte nehmen. Da ist zunächst der Herr Stadtpfarrer, der das Glaubensbekenntniß und die meistens sehr unbedeutende Katechismus-Wissenschaft hold erröthender Bräute zu prüfen, zankende Ehepaare begütigend auszusöhnen und eine Reihe ähnlicher menschenfreundlicher Pflichten zu erfüllen hat, bei denen das Frauenzimmer eine Rolle spielt. Nicht weit von ihm in einem Nebentracte des Klosters wohnt der gestrenge Vater Gymnasialdirector, dem sich fürbittend manche besorgte Mutter eines in lingua latina oder gar in religione nicht sattelfesten Söhnleins naht. In der Nähe der geräumigen Klosterküche residirt der „Ruchelpater“, der oberste Regent des wichtigen Küchendepartements. Er entwirft die tägliche ordre de bataille für das Küchenheer, den Speisezettel für Abt und Convent; die respectiven Befehle nimmt der Koch entgegen und übermittelt sie den assistirenden Köchinnen und sonstigen „Rucheltrabantinnen“, deren wohlgenährtes Antlig von der Güte der Abfälle einer geregelten Klosterküche zeugt. Eine besondere Abtheilung in der Küchenarmee bilden die Volontärs, b. h. die Lehrfräuleins; sie gehören den besseren Familien des Städtchens an und werden von den Herren Eltern entsandt, um von dem Klosterkoch sich in die Mysterien köstlicher Mehlspeisen, delicater Fisch- und Wildpretisancen, complicirter Pasteten ein-

weisen zu lassen, wie sie namentlich bei Anwesenheit illustrer Gäste oder an Sonn-, Feier-, resp. Fasttagen auf die Prälaten- oder Conventstafel kommen. Wenn es in dem Städtchen eine Menge guter Köchinnen gibt und die Mehlspeisbäckerei auf einer hohen Stufe steht, so danken dies die beglückten Ehemänner einzig und allein dem wohlthätigen Einflusse der Klosterküche, in der auch manche angehende Braut noch in aller Eile practicirt. Der „Kuchelpater“ führt aber nicht allein das Regiment in der, wie man sieht, ganz interessant bevölkerten Küche: er hat auch die Schaaeren der Bieseranten und Bieserantinnen zu empfangen, die den Tribut der zahlreichen Kloster-Meierhöfe in Form von schnatierenden Gänsen und Enten, von piependen Hühnern, gemästeten Schweinchen, goldgelber Butter, Eiern u. s. f. überbringen oder die Förster, welche reisigbeträngte Hirsche und Rehe, Haasen zu Duzenden, Rebhühner und Wildenten, erlegt in den herrschaftlichen Wäldern und auf den Stiftsteichen, in der Klosterküche deponiren. Der „Kuchelpater“ ist in vielen Klöstern auch „accomodator hospitum“ d. h. beauftragt mit der Sorge für das leibliche Wohl der vielen Persönlichkeiten, die vom Bischof und Staatsmann herab bis zum Laienbruder eines Mendicanten-Klosters und bis zum armen fahrenden Studenten im Laufe eines Jahres von der Gastfreundschaft der Abtei profitiren. So ist er eine der geplagtesten Conventualen des Stiftes und wenn er eine Genugthuung für seine Mühen hat, so ist es der Appetit seiner Mitbrüder und der Lobspruch der Gäste für deren Bequemlichkeit er seine Kraft einsetzt. Noch größer als die Verantwortlichkeit und Plage des „Kuchelpaters“ ist beinahe die des Pater Provisor. Er ist der Ober-Dekonom des Stiftes; vor ihm ersterben in Demuth sämtliche Wirthschaftsbeamten des Klosters vom Rentmeister und Verwalter grabatim

abwärts bis zum letzten Drescher des äußersten Stifts-Meierhofes. Zu Fuß oder zu Wagen inspicirt er Felber und Fluren, Höfe und Scheuern; den Habit heraufgeschürzt, den Knotenstock in der Hand, mit dem Sacktuch den perlenden Schweiß an der Stirne trocknend, marschirt der Pater Provisor in der Augusthize über das Stoppelfeld, wenn die Schnitter die Garben auf die Leiterwägen zählen. Seine ökonomischen Kenntnisse waren, als er direct vom Gymnasial-Rathgeber weg zum Deconomie-Präfecten avancirte, gleichbedeutend mit Null; aber im Laufe der Jahre holt sich das Fehlende ein und am Ende bekommen selbst die Schaffner auf den Meierhöfen Respect vor dem „Pater Provisor“ der dem Thierleben in den Ställen und der Vegetation auf den Felbern das praktischste Interesse zollt. Die Herrschaft des Pater Provisor reicht bis dahin, wo das erste Haidekraut sproßt, wohin der Gebirgswald seine ersten Ausläufer sendet. Dort beginnt das Reich des „inspector silvarum“, des Pater Forstinspector. Er ist der oberste Chef sämtlicher Oberförster, Forstmeister, Förster und Forstadjuncten und war wie der Pater Provisor für seinen großen Beruf nicht geboren. Er war früher mehr in den gallischen und germanischen Wäldern der Classiker als in den Stiftsforsten zu Hause; aber auch da ist die Wissenschaft mit der Prag gekommen und heutzutage nimmt es der Pater Forstinspector mit manchem Forstwirth erfolgreich auf.

Provisor und Forstinspector, in deren Händen die Fäden eines gar ausgebreiteten Verwaltungssystems zusammenlaufen, residiren ebenfalls noch außerhalb der Clausur und erst wenn sie sich einmal zur Ruhe setzen und in behaglicher Stille ihre alten Tage genießen wollen, ziehen sie sich zurück in die Räume, zu denen die Pforte mit dem Spruche „der Friede Gottes“ führt.



## Der Theater Narr.

Skizze von Dr. Rudolf Tyralt.

Wer kennt ihn nicht, den unbezwingbaren Trieb zum Theater, beinahe immer vergebens bekämpft von Eltern, Vormündern, Freunden, ja mitunter selbst von einem geliebten Bräutchen! Wer weiß nicht zu erzählen von der alten, ewig neubleibenden Geschichte des Jünglings, der Vaterhaus, Reichthum und Ehren... Alles im Stiche gelassen und unter die Comödianten gelaufen, um dort das Glück (?) zu erjagen! Da nützen keine Strenge, keine Bitten, keine energischen, keine sanften Maßregeln — wer den Theater Teufel einmal im Leibe hat, der muß dazu, mag sich dahel ein grollender Vater, eine ängstliche Mutter noch so sehr grämen, eine ehrenwerthe Vettern- und Basenstipschaft über den aus der Art Geschlagenen noch so sehr entsetzen. Die Theatergeschichte liefert zur Bekräftigung meines Ausspruches eine Unzahl von Beispielen. „Wer einmal ein Paar Schuhe beim Theater zerissen hat, gehört ihm an für ewige Zeit!“ So heißt ein altes, nur zu wahres Schauspielersprichwort.

Das Theater mit all' seinen Geheimnissen, seinem Zauber, seinen Zwecken und Zielen, seinen Anregungen und Erfolgen, welch' großen Reiz übt es nicht schon auf die große, fähle, ihm doch fernstehende Menge; welch' unendlich größeren nun erst auf die phantastische, für das Ideale und Schöne der Kunst begeisterte Jugend, die auf der Bühne die herrlichsten Träume ihres Lebens, die Träume von einer besseren, edleren Welt verwirklicht sieht.

Alle, die es einst mit unsagbarer Lust zum Theater zog — sie Alle

haben diese Träume gehabt — ob sie sich bei Allen verwirklicht haben — — ? — das ist allerdings eine andere Frage.

Das Zumbetheatergehen ist heutzutage Mode geworden! Man drängt sich dazu aus allen Schichten der Gesellschaft; der wohlhabende Bürgersohn die reiche Kaufmannstochter, der für Literatur und Kunst sich interessirende Universitätsstudent, die vornehme Dame, die beim Thee die Gesellschaft durch ihre Declamation entzückte — sie versuchen ihr Glück beim Theater! Was treibt sie dazu? — Neigung, Streben nach Ruhm und Erfolg; Beruf, Talent; manche das Glück — viele das Unglück.

Diese anspruchslosen Zeilen sollen nun eine ganz besondere Sorte von Theatermenschen schildern, Menschen, die weder durch Beruf und Talent, noch durch Ruhm und Beifall, sondern ausschließlich durch den Zauber, den das Theater als solches auf sie übte, veranlaßt werden, zu Thalien's Fahne zu schwören. Ich meine die sogenannten Theaterfexen oder Theater Narren, Leute, die eben „einen Narren gefressen haben“ am Theater selbst, sowie an Allem, was nur in irgend welcher Verbindung mit ihm steht; Leute, die sich nur im Dunstkreise des Theaters wohl und behaglich fühlen und denen die Theaterluft, dieses merkwürdige mixtum compositum von Gasdüften, Delgerüchen, Staub, Farben und Holzbestandtheilen nun einmal zur Lebensbedingung geworden ist.

Der richtige Theater Narr ist unverheiratet und hat außer seiner Woh-

nung nur ein ständiges Aufenthalts-local: das Theatergebäude, in welchem er, theils hinter den Couliſſen, theils im Zuschauerraume den größten Theil seines Lebens zubringt. Er gehört zu den Intimen des Hauses und ist mit dem gesammten Personal des Theaters, vom Director angefangen bis zum letzten Theaterarbeiter herab befreundet und bekannt. Er ist der Freund des Directors, der Freund der Schauspieler und selbstverständlich auch der Schauspielerinnen, der Gönner der *diu minores*, Er verkehrt mit Allen, die „zum Bau“ gehören, in der leutseligsten und liebenswürdigsten Weise und weiß sich jeden Einzelnen geneigt und verbindlich zu machen; den Einen durch freundliches Lob, den Andern durch eine kleine Gefälligkeit, den Dritten durch ein unbedeutendes Darlehen, den Vierten durch ein harmloses Geschenk u. s. w. u. s. w. So lebt der Theaterarr in fortwährendem Contact mit dem Bühnenvölkchen, lustig, angeregt, sorglos, glücklich, weil er sich in diesem Kreise wohl fühlt, sowohl, daß er im Stande ist, Familie, Beruf, Vermögen dafür aufzuopfern und hinzugeben für sein Leben, das er sich nicht besser wünscht und denkt, und das ihm nichts mehr bedeuten würde, wenn ihm eines fehlte — das Theater.

Vormittags findet er sich pünktlich, gleich einem pflichtgetreuen Schauspieler, zu den Proben ein und treibt sich bis zum Schlusse derselben hinter den Couliſſen mit den eben unbeschäftigten Mitgliedern herum, plaudert von Diesem und Jenem, erzählt den neuesten Stadtklatsch, die ältesten Anekdoten und freut sich wie ein Kind, wenn seine Mittheilungen das Interesse und den Beifall der Zuhörer finden. Wird es hinter den Couliſſen zu laut, dann fährt wohl der grimme Wächter der Ruhe, der Inspicient mit einem schneidenden „Pff!“ und einem unterdrückten „Kreuzdonnerwetter“ dazwischen, und die ganze Planschcolonie schiebt nach allen Seiten auseinander; der eigent-

liche Ruheförderer aber, unser Held, vertrieht sich im dunkelsten Hintergrunde des Bühnentraumes, wo er sich verstreut hält, bis das dumpfe Grollen des Inspicienten, seines einzigen Gegners, ein Ende genommen hat; dann dauert's nicht lange, er kommt wieder hervor, der trauliche Tratschwinkel bevölkert sich und es beginnt, freilich in leiserer Tonart — die Fortsetzung. Mit der Segnerschaft des Inspicienten ist es übrigens auch nicht so ernst zu nehmen; man weiß recht gut, daß selbst der härteste dieser dramatischen Sicherheitswachmänner durch ein gutes Glas Wein oder ein Ristchen abgelegener Cigarren milder gestimmt werden kann. Im Sommer erscheint der Theaterarr auf der Probe stets mit kleinen Blumensträußchen, die er unter die Damen vertheilt; im Winter opfert er Pelz und Shawl, um mancher für Kälte besonders empfindlichen Künstlerin gefällig zu sein. Zieht sich eine Probe in die Länge, weiß er die üble Laune der probirenden Kunstjünger durch ein solennes Frühstück, welches er aus dem nächsten Restaurant durch Theaterarbeiter holen läßt, zu verschweigen.

Wird eine Generalprobe abgehalten, dann sitzt er gravitatisch an der Seite des Directors in einer Loge oder im Parquet, schneidet ein ernstes, verständnißvolles Gesicht und ist selig, wenn er schließlich um sein Urtheil befragt wird, auf welches leider in den seltensten Fällen etwas zu geben ist.

Der Theaterarr ist als Kritiker — Optimist. Die wenigen Stunden, die er in seiner Behausung zubringt, verwendet er ebenfalls im Interesse (?) des Theaters. Er liest sämtliche aufgeführten und unaufgeführten Theaterstücke und ist auf alle deutschen Theaterzeitungen abonniert; er führt mit größter Gewissenhaftigkeit ein Tage- oder richtiger Theaterbuch, in welchem alles Bemerkenswerthe, die einzelnen Vorstellungen, die Besetzungen, Benefice, Gastspiele,

überhaupt alle besonderen Theater-Ereignisse zu seinem speciellen Vergnügen verewiget werden; solche Aufzeichnungen haben schon manchem Theaterstatistiker gute Dienste geleistet. Die Wände seiner Wohnung sind mit den Bildnissen bekannter und unbekannter Größen der Schauspielwelt, mit denen er im Leben zusammentraf und die er so lange bearbeitete, bis sie ihre Photographien in seinen Händen zurückgelassen und „etwas daraufgeschrieben“ hatten, geschmückt; auf seinem Tische liegen Albums mit mehr oder minder werthvollen Autographen dramatischer Künstler; seine Bibliothek enthält nur — Theater.

Der Theaterfex verkehrt nur in denjenigen Gast- und Kaffeehäusern, die von den Schauspielern besucht werden; er präsidiert am Mittags- und Abendtisch; im Kaffeehause spielt er nur im Falle der Noth; er ist der ständige Einspringer, wenn man beim Tarot einen „Vierten“ braucht. Fehlt es in einer Stadt an einem derartigen Sammelpunkte der Künstlerwelt, dann gibt er sich alle erdenkliche Mühe, einen solchen zu schaffen oder ladet sich seine besonderen Lieblinge zu permanentem Tische. Verheiratete Schauspieler können ihm keine größere Freude bereiten, als ihn manchmal zu Gast zu bitten; er revanchirt sich dann durch zarte Aufmerksamkeiten, die er der Hausfrau oder den Kindern des gastfreundlichen Künstlers erweist.

Die Nachmittagsstunden unseres Helden gehören den Damen vom Theater. Eine häufig zu beobachtende Eigenthümlichkeit unseres Freundes ist das Fehlen eines „Verhältnisses“. Er steht mit allen Künstlerinnen auf gleich gutem Fuße, er erlaubt sich nie die Bevorzugung einer einzelnen Schauspielerin, er ist sozusagen Gemeingut der Theaterdamen und nur so ist er im Stande, seine mitunter recht heikle und diplomatische Stellung in der weiblichen, gar nicht so leicht zu behandelnden Bühnenwelt zu behaupten.

Er ist ihr Dienstmann in höherem Sinne des Wortes. Der Theaterherr besorgt alle vorkommenden wichtigen und unwichtigen Aufträge, macht für seine Schützlinge Besuche bei strengen Theaterreferenten, drängt die nachlässige Schneiderin zu schnellerer Arbeit, führt die ehrenwerthe Theatermama (ein schwerer Dienst!) sammt unterschiedlichen Möpsen spazieren, begleitet die Künstlerinnen zu den Proben und wieder heim, fungirt mit größter Bereitwilligkeit bei kleinen Bestellungen und Einkäufen als Zahler und vergisht dann in liebenswürdigster Weise die „nicht der Rede werthe“ Schuld, ja er erscheint sogar, auf die Gefahr hin, „verkannt“ zu werden, für manche verschämte Künstlerin im — Verlagsamt! Und sein Lohn für all' diese Bemühungen? Er genießt das Vorrecht, ohne besondere Einladung in den Nachmittagsstunden zum Kaffee erscheinen zu dürfen; er ist immer willkommen! Will eine Schauspielerin einmal ungestört sein, so macht sie mit „ihm“ keine Umstände, sie sagt es ihm unverhohlen in's Gesicht; er findet das ganz in der Ordnung und zieht wieder ab, ohne im Geringsten beleidigt zu sein. Bei solchen Nachmittagsbesuchen erscheint er in gewählter Toilette, spielt sich ein bißchen auf den „Liebhaber“ hinaus, ohne jedoch seine Courtmacherei ernst zu nehmen; mit dem nie fehlenden Sträußchen begrüßt er die „reizende“ Künstlerin.

Der Theaterherr ist nicht zu verwechseln mit dem Theaterverehrer, dessen Interesse und Aufmerksamkeiten nur einzelnen Persönlichkeiten des Theaters gelten. Der Theaterherr hängt mit Leib und Seele an dem ganzen Institute, jedes einzelne Mitglied, ob männliches, ob weibliches, ob erstes oder zweites Fach, ist ihm nur ein Theil des Theaters, seine Liebe, seine Antheilnahme umfaßt das gesammte Personal. Der Theaterherr hat — und dies ist bei seinem plan- und nutzlosen Treiben

wohl als seine verdienstliche Seite hervorzuheben — ein wahres, warmes Interesse für Alles, was Theater heißt und zum Theater gehört. Klagt und trauert der Director ob schlechter Einnahmen — klagt und trauert er mit; ist er in der Lage zu helfen, so thut er es gewiß in uneigennützigster Weise; geht eine Vorstellung schlecht zusammen, ärgert er sich auf seinem Sitze im Zuschauerraum genau so ehrlich, wie oben auf der Bühne der dienstthuende Regisseur; er betrachtet sich eben völlig als zum Theater gehörig und theilt mit den Angehörigen desselben warmfühlenden Herzens alle Freuden und Leiden.

Nacht die sechste Stunde, dann holt unser Freund die eben an der Tour befindliche, Abends beschäftigte Dame ab und begleitet sie bis zur Garberobenthüre. Die Zeit bis zum Beginne der Vorstellung verbummelt er, eine Cigarre im Munde — die Zeit des Rauchens ist bei seinem ange strengten Theaterdienste sehr kostbar — vor dem Theater; er liest zum dreifigsten Male den Theaterzettel, füllt in der Conditorei die Taschen mit Zuckerwerk und Bonbons, mustert mit kundigem Blicke das nach und nach sich einfindende Publikum und lehnt sich schließlich in malerischer Stellung an den Schalter der Cassa, wo er in den Pausen des Verkaufs mit dem dienstthuenden Beamten über die „Geschäfte“, über den Besuch und über die finanziellen Verhältnisse des Theaters plaudert.

Mit dem Glockenschlage sieben erscheint er im Zuschauerraum auf seinem Posten, meist ein Eckstuh in den hinteren Reihen des Parquets, wodurch es ihm leicht möglich ist, ohne besondere Störung des Publikums in den Zwischenacten auf der Bühne zu erscheinen, wo er mit Lob, manchmal auch zartem Tadel und oberwähntem Zuckerwerk die ausruhenden Künstler traktirt. Je nach seinen Verhältnissen bezahlt der Theaterarr seinen Platz,

oder er ist ein — „Freischärler“. Die Billeteure und sonstigen Diener des Theaters behandeln ihn mit großer Achtung und Zuorkommenheit, da er ständiger Abnehmer eines Zettels ist und am Neujahrstage den zahlreichen Theatergratulanten nie — einen Korb gibt.

Er fehlt bei keiner Vorstellung; Krankheit allein gilt ihm als Entschuldigungsgrund für sein Nichterscheinen; er brüstet sich und setzt einen gewissen Stolz darein, eine und dieselbe Vorstellung so und so oft gesehen zu haben.

Der Theaterfer ist der freiwillige Claqueur; er animirt das Publikum bei passenden Gelegenheiten durch einzelne „Bravo“-Rufe zu anhaltenden Beifallsbezeugungen; bei ersten Vorstellungen eine nicht gering zu schätzende Thätigkeit.

Nach der Vorstellung kneipt unser Held mit den männlichen Mitgliedern des Theaters in dem sogenannten „Künstlerzimmer“ eines Gasthauses. Hier gibt er sich nun freier, ungebundener; mit den Männern braucht er nicht so viele Umstände zu machen. Die Stunden nach dem Theater sind ihm daher, wie den meisten Schauspielern, die liebste Zeit. Er lebt mit allen Kunstangehörigen im besten Einvernehmen, mit vielen ist er sogar per du. Zank und Streit sind ihm ein Gräuel; er wünscht stets, das ganze Personal wäre eine Familie und trachtet auch, dieses Ideal wenigstens annähernd zu verwirklichen. Er vermeidet mit großer Sorgfalt und ängstlicher Besorgniß Alles, was seine lieben Freunde von der Kunst aufregen oder unangenehm berühren könnte. Fragt ihn Jemand um sein Urtheil über eine Leistung, ist er stets voll des Lobes; muß er tadeln, geschieht es in schonendster Weise. Auch den männlichen Kunstgenossen ist er Helfer und Retter in der Noth: er „pumpt“ und würde sogar beleidigt sein, wenn man ihn bei derartigen Freundschaftsdiensten überginge; — solche Kränkungen

widerfahren ihm übrigens nur höchst selten!

Am Morgen nach einer Premiere ist sein erster Gang in's Kaffeehaus, wo er über alle den gefügigen Theaterabend beschreibenden Zeitungen herfällt und die erschienenen Artikel mit Heißhunger verschlingt; wenn er um 10 Uhr auf die Probe kommt, muß er doch vollständig unterrichtet sein über den Erfolg der vergangenen Schlacht! Findet er in einem Blatte eine besonders günstige Beurtheilung der Leistung eines Mitgliedes (namentlich einer Dame), dann schießt er demselben unter Couvert den betreffenden Zeitungsausschnitt mit seinem speciellen Glückwunsch zu. Wird im Sommer ein Ausflug gemacht, im Winter ein Kränzchen arrangirt, übernimmt unser Theaternarr bereitwilligst die Führung, manchmal auch die — Kosten der Unterhaltung. Für die Benefice der einzelnen Künstler und Künstlerinnen macht er in uneigennützigster und aufopferndster Weise die gehörige Reclame. Er labet seine Bekannten zu solchen Vorstellungen ein, indem er ihnen einmal vorschwagt, wie sehr es Pflicht des Publikums sei, durch ein volles Haus dem Beneficianten seine Beliebtheit zu zeigen, ein andermal — falls die künstlerische Qualität desselben keine so besondere ist — wie nothwendig der „arme Teufel“ eine gute Einnahme brauche. Der Theaternarr gibt Vorschüsse auf Benefice; es kommt wohl auch vor, daß er einzelnen in sehr bedrängter Lage sich befindlichen Schauspielern diese illusorischen Einnahmen um eine bestimmte Summe abkauft, wobei er jedoch keineswegs einen Profit haben will, da er den etwaigen Mehrbetrag ebenfalls dem Beneficianten überläßt, bei einem etwaigen minus hingegen auf Erstattung des Differenzbetrages keinen Anspruch erhebt.

An jedem einzelnen Ehrenabende stellen sich seine Aufmerksamkeiten, das gewohnte Bouquet oder der übliche

Lorbeerkranz ein; gibt es nachher etwa einen kleinen Festschmaus, rafft er sich zu einem längeren Toaste, wohl auch gar zu einem dichterischen Versuche auf.

Er begleitet sehr gerne Schauspieler und Schauspielerinnen auf ihren Gastspielen und unterzieht sich für die Erlaubniß, mitgehen und Zeuge des Triumphes seiner Freunde sein zu dürfen, mancher unangenehmen Besorgung. Kommt ein berühmter Künstler aus einer andern Stadt als Gast, dann verdoppelt unser Theaternarr seine Thätigkeit; er wird zum Cicerone des Fremden, ohne jedoch seine Pflichten gegen die „Einheimischen“ zu vernachlässigen. Er erwartet den ankommenden „Gast“ wo möglich am Bahnhose und weiß es einzurichten, daß er alsbald — man gibt ihm bei solchen Gelegenheiten wohlklingende Titel, als: Eifrigster Theaterfreund, liebenswürdigster Kunstgönner u. s. w. — vorgeführt wird; nun ist ihm der Künstler bis zur feinerzeitigen Abreise verfallen. Unser Freund weist ihn in alle localen Kunstverhältnisse ein, begleitet ihn zu den Referenten, auf Promenaden, in Gasthäuser- und Kaffeehäuser, zeigt ihm alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, besorgt allerlei, um dem verehrten Gaste beim ersten Auftreten einen würdigen Empfang zu bereiten; ist der Gast eine Dame, arrangirt er nach der Vorstellung ein Ständchen u. s. w. u. s. w. Sein Lohn: er hat die Bekanntschaft eines berühmten Schauspielers gemacht, den er von jetzt ab zu seinen Freunden zählt und dessen Bild, ein Zuwachs seiner Künstlergalerie, erhalten mit der „eigenhändigen“ Widmung: „Seinem lieben Freunde zur Erinnerung an mein Gastspiel in J.“

So lebt der Theaternarr jahraus, jahrein! Eine Saison läuft nach der anderen ab, ein Director macht dem anderen Platz, das wanderlustige Künstlervölkchen kommt und geht — er bleibt der Alte, der Gleiche! Sein.

Name verwebt sich nach und nach mit der Theatergeschichte der Stadt.

Seinen Sarg schmücken einst mit Kränzen und Blumen — von jeher seine liebsten Geschenke! — alle Diejenigen, zu denen er stets in so unveränderlicher Liebe und Treue gehalten und die sein ganzes Lebensglück ausgemacht — die Leute vom Theater! Sie begleiten ihren armen Freund in wehmüthsvoller Erinnerung froh mit ihm verlebter Tage hinaus zur letzten Ruhestätte; dort singen sie ihm ein letztes Lied — Erbschollen tollern hinab und bedecken einen „guten, harmlosen Narren“.

Ich bin am Ende meiner Schilderung. Weinade jede Stadt, die ein Theater besitzt — sei dies nun ein Hof-, Provinz- oder halbjähriges Saisontheater — beherbergt in ihren Mauern derartige Originale; aller Orten, wohin mich auch mein Beruf bis heute führte, habe ich sie gefunden, sie sind eine Eigenthümlichkeit des deutschen Theater-Lebens.

Wie sie entstehen? Wer könnte das ausführlich beantworten, die hunderte von Ursachen herählen, die für das Werden eines Theaternarren maßgebend geworden sind! Der häufigst vorkommende Grund mag wohl sein: ein unwiderstehlicher Drang zum Theater, ohne jedwedes Talent oder Gelegenheit, diesen Drang auf der Bühne bethätigen zu können. Man bleibt trotz dem beim Theater — ohne Zweck; wo aber der Lebenszweck aufhört, da fängt die Narretheit an.

Zum Narren werden kann man leicht in dieser Welt;  
Am leichtesten wohl in der Welt der Bühne.

\* \* \*

Zum Schlusse und gleichsam zur Beleuchtung meiner Skizze sei es mir gestattet, mit kurzen Worten eine wahre Geschichte aus dem Leben eines Theaternarren hier anzufügen.

In der Provinzialhauptstadt B. galt in den Dreißigerjahren, vom ge-

schäftlichen, wie vom gesellschaftlichen Standpunkte, das Haus des Fabrikanten St. für eines der ersten. Mit allen irdischen Glücksgütern gesegnet, führte St. an der Seite einer schönen, geistvollen Frau und eines reichbegabten, hoffnungsvollen Sohnes, Namens Josef, das glücklichste Familienleben.

Dieser hatte vor Kurzem seine Studien vollendet und wurde nun erst eigentlich in die Welt eingeführt. Die zärtlichen Eltern überboten sich gegenseitig an Beweisen der Liebe und Güte ihrem einzigen Kinde gegenüber. Da Josef seine Prüfungen mit bestem Erfolge zurückgelegt und die eifrigen Studien der letzten Jahre seine Gesundheit ein wenig mitgenommen hatten, entschlossen sich die allzubesorgten Eltern, da es ja bei ihren Vermögensverhältnissen mit der Berufswahl nicht so sehr eilte, ihrem Sohne ein volles Jahr der Muße zu bewilligen, zur Erholung und Kräftigung für künftige Arbeit. Ein einziges Jahr — es sollte für Josef zum verhängnißvollen werden! Ledig jeder Sorge, frei von allem pedantischen Studienzwang, fühlte sich der lebenslustige, geist- und gemüthvolle Jüngling wie zu neuem Leben erwacht und schwelgte mit vollem Behagen in den herrlichen Genüssen, die ihm seine lebhafteste Phantasie schon seit Jahren vorgezaubert.

Jetzt konnte er endlich seinen Lieblingspassionen, seiner geistigen und materiellen Unterhaltung mit ungehemmter Lust nachgehen. Das that er denn nun auch mit allem Ungeflüm der Jugend und da er zu wohl erzogen und zu verständig war, um sich irgendwelche Ausschreitungen zu erlauben, fanden seine Eltern auch keinen Grund, einschränkend oder störend vorzugehen.

Josef huldigte allen modernen Amusements der vornehmen Männerwelt, vergaß aber auch in diesem seinem Erholungsjahre die geistige Nahrung nicht, nach der er besonders Verlangen hatte und die er vollauf fand

in der werthvollen und reichhaltigen Bibliothek seines Vaters. Das Lesezimmer ward ihm nebst dem Theater, dessen Vorstellungen er mit großer Vorliebe fast täglich in der Loge seiner Eltern besuchte, bald zum liebsten Aufenthalt. Theaterstücke zuerst zu lesen und dann von der Bühne herab dargestellt zu sehen, war für ihn ein unbeschreiblicher Genuß.

Zur damaligen Zeit besaß das Stadttheater in D. einzelne ausgezeichnete Kräfte und genoß in der deutschen Bühnenwelt einen sehr vortheilhaften Ruf.

Bei einer großen Soirée, die gelegentlich einer Festlichkeit von Seiten der Stadtvertretung gegeben wurde, machte Josef die Bekanntschaft mehrerer hervorragender Schauspieler des Stadttheaters, denen er nun mündlich seine glühende Verehrung und seinen herzlichsten Dank für viele, genussreiche, glückliche Stunden auszudrücken Gelegenheit fand. Der lebensfrohe und begeisterte junge Mann fand in dem Künstlerkreise allgemeine Sympathien und es bildete sich bald durch näheren Umgang eine intimere Bekanntschaft zwischen Josef und den Schauspielern.

Der Verkehr mit Künstlern überhaupt hat viel Anregendes, der mit Schauspielern etwas Befriedigendes, namentlich für die jüngere Welt. Welch' seliges Gefühl, Arm in Arm dahin zu wandeln mit „König Philipp's Majestät“ und „Marquis Posca“ seinen Freund zu nennen! So ging es auch mit unserem Fabrikantensohne. Er interessirte sich immer mehr und mehr für das Theater, die Schauspieler und Schauspielerinnen bildeten fast ausschließlich seine Gesellschaft, nur unter ihnen fühlte er sich wohl, nur bei ihnen fand er das Leben reizend und schön; kurz es vollzog sich an ihm die Metamorphose zum — Theaternarren!

Zu spät gewannen seine Eltern die traurige Einsicht, daß ihnen ihr Kind verloren gegangen. Josef wurde, nachdem man seinen unwiderstehlichen

Drang, nur in Theatertreisen zu leben, mit allen Mitteln zu bekämpfen versucht hatte, im Geschäfte seines Vaters angestellt; er arbeitete jedoch nur, weil er mußte, ohne Beruf, ohne Lust, ohne Zweck — seine freien Stunden verbrachte er nach wie vor beim Theater; die Vorwürfe des Vaters, die Bitten der Mutter, sie wurden von ihm ertragen und gehört — ohne Erfolg; er war bereits dem Bühnenteufel verfallen.

Als nach wenigen Jahren seine Mutter — vielleicht ob des vielen Kummers, den er ihr bereitet — starb, schien die Neue über ihn zu kommen und laut schluchzend legte er in die Hände seines tiefgebeugten Vaters das Gelöbniß der Umkehr!

Josef hielt sein Wort — fünf Jahre lang! Still und zurückgezogen, fern vom Theater, fern von aller Welt lebte er; kaum daß er seine Wohnung verließ. Vater und Sohn sprachen nicht miteinander, das Leben zog an ihnen vorüber — sie merkten es kaum! — — Einer hatte dem anderen das Dasein vergällt! Kummer und Sorge, Elend und Gram nagten an beiden einft so glücklichen Menschen.

Nach fünf Jahren starb auch der Vater. — Josef stand jetzt allein, er ward Herr eines Vermögens — er war frei. — Der gefürchtete Rückfall blieb nicht aus — — das Theater hatte ihn wieder!

Was er im Laufe langer, langer Jahre erlebt, erfahren, verloren!? Es ist eine reiche Kette von Menschenglück und Menschenelend!

Alter Josef, armer Narr! — Er lebt heute noch; arm, alt und doch noch ein wenig zufrieden, denn er ist — beim Theater.

Woher ich diese Geschichte weiß? — Vom alten Josef selbst — er hat sie mir oft erzählt — er war während meines Engagements in D. mein Garderobier!

# Kleine Laube.

Am Tage war's nicht viel.

Gedicht von Franz Stelzhamer.

Am Tage war's nicht viel,  
Da waren wir zu scheu  
Zum trauten Minnespiel,  
Zum Oeben Treu um Treu.

Sprach sie mich jählings an,  
Gab's mit der Antwort Roth;  
Sah ich sie schärfer an,  
Ward gleich die Wange roth.

Doch, wenn der Abend kam  
Mit seiner Dämmerung,  
Berging die blöde Scham  
Und löste sich die Zung'.

Da that sich auf das Herz,  
Das lang verrammelte  
Und brach hervor der Scherz,  
Der angesammelte.

O sieh', der Abendstern,  
Ruft sie, wie schön er glänzt!  
Und sag', hast Du mich gern?  
„O, Herzchen, unbegrenzt!“

„Er heißt auch Liebestern —“  
Scherz' ich — „und Hesperus —“  
Hast Du wohl auch mich gern?  
Die Antwort ist — ein Kuß.

Steigt dann der Mond empor,  
Geschieht ein Sternensfall,  
Erstrahlt ein Meteor,  
Schlägt eine Nachtigall —

Wir nehmen Alles an,  
Wir deuten alles so,  
Als sei's für uns gethan,  
Frägt keines — wie noch wo?

Ruft keines hul noch ha!  
Wir wissen doch darum:  
Gott gab der Liebe ja  
Die Welt als Eigenthum.

Der Pfarrer von Grabenbach.

Ein lustig Gesichtchen.

Kennt Ihr das kleine Dorf Gra-  
benbach? Im Lande gibt es drei Dörfer,  
die so heißen und sehr viele Dörfer,  
die nicht so heißen, aber doch von jener  
Gattung sind, die ich meine.

Nun, im kleinen Dorfe Grabenbach  
lebte ein Pfarrer, dem es nicht am  
besten ging. In seiner Seelsorge waren  
lauter arme Seelen, die des Fuhr-  
mannbauers ausgenommen, der besaß  
zwei Paar Pferde und einen Wald.  
Hielt sich denn der Seelsorger mitunter  
ein wenig an die Seele mit vier Pferde-  
kraft und der Fuhrmannbauer ließ den  
geweihten Herrn hübsch danebenkommen.  
Da war es, daß der Fuhrmannbauer  
einen Kohlenmeiler anzündete und Nie-  
manden hatte, der dabei blieb, um ihn  
zu bewachen und zu fördern.

Dachte sich der Pfarrer: Der Nach-  
bar hat mir schon mancherlei Gutthat  
erwiesen, die ich ihm nicht werde ab-  
statten können, warum soll ich mein  
Brevier nicht drüben im Schachen beim  
Kohlenmeiler beten? Wozu wäre ich  
denn ein Waldbauernsohn, wenn ich  
nicht mit einem Kohlenmeiler umzugehen  
wüßte? In der nächsten Woche muß  
der Fuhrmannbauer nach meiner Rai-  
tung seinen feisten Hammel stechen,  
warum soll ich nicht auf das Kohlen-  
werk schauen?

Da trug es sich zu, daß am näch-  
sten Sonntage derselbigen Diöcese Bi-  
schof auf einer Reise über Land im  
kleinen Dorfe Grabenbach anhielt, um



eine Messe zu lesen oder zu hören. Auf seine Frage nach dem Herrn Pfarrer wurde ihm gesagt: Der Pfarrer sei drüben im Grabenschachen und thäte Kohlenbrennen. Der Bischof fragte das zweitemal, wo der Herr Pfarrer sei, denn er meinte, nicht recht verstanden zu haben; aber auch das zweite Mal war der Pfarrer drüben im Grabenschachen und that Kohlenbrennen.

So dachte der hohe Herr bei sich: Wenn der Pfarrer glaubt, daß ein Seelsorger Kohlenbrennen darf, so ist das ein Köhlerglauben. Dem Mann werde ich meine Meinung sagen, daß ihm die Ohren gellen. Augenblicklich soll er geholt werden!

Der Pfarrer, als ihm der ehrenvolle Besuch hinterbracht wurde, schwemmte eilends den Ruß von Gesicht und Händen und dachte bei sich: Heute wird mir den Kopf schon auch noch ein Andern er waschen. Dann eilte er rasch über den hinteren Kirchhof in die Sakristei, besann sich, wie er durch einen außerbaulichen Gottesdienst die Scharte wieder ausweken könnte und flehte zum heiligen Geist um Erleuchtung, denn er hatte gar keine Predigt studirt.

In größter Eile, aber mit tiefster Reverenz begrüßte er den gerade in die Kirche tretenden Kirchenfürsten, sich unterthätigst entschuldigend, daß er sofort auf die Kanzel müsse, weil die Glocken schon längst zur Predigt gerufen und die Gläubigen versammelt wären.

Fahr' hin, dachte sich der Bischof, Du entgehst mir nicht und bin ich nur begierig, wie Du Deine Pfarrkinder an ihre Pflichten erinnern wirst, während Du Deine eigenen verabsäumst.

Bald darauf stand der Pfarrer im Chorchemd und Stola auf der Kanzel und las das Evangelium vom ungerechten Haushalter. Dann that er das Buch bei Seite, streifte die weiten Ärmeln des Chorchemdes ein wenig zurück, legte die Hände auf die Kanzelbrüstung und begann zuerst mit mäßiger, nach und nach mit lauter und

endlich mit heftiger Stimme folgende Predigt:

„Meine geliebten Zuhörer!

Wir haben das heilige Evangelium vom ungerechten Haushalter vernommen. Ich aber sage euch, daß wir keine ungerechten Haushalter sein sollen. Wir sollen gerechte Haushalter sein, das heißt, wir sollen unsere Pflichten erfüllen. Jedermann, vom Fürsten bis zum Bettler, vom Erzbischof bis tief herab zum armen Dorffeelsorger hat seine Pflichten. Der Fürst soll seine Unterthanen lieben, der Bettler soll für die empfangenen Wohlthaten beten, der Bischof soll für seine Priesterschaft sorgen und der Dorfpfarrer soll die Kinder taufen, die Kranken versehen, die Todten begraben und an Sonn- und Feiertagen pünktlich sein Amt und seine Predigt halten. Und gesetzt den Fall, ich nehme nur ein Beispiel und, daß ihr seht, ich nehme Niemanden aus, so nehme ich den Dorfpfarrer zum Beispiel — gesetzt den Fall, der arme Dorfpfarrer würde von seiner Obrigkeit vergessen, daß er zum Nothleiden kommt und nur der armen Seelen im Fegefeuer willen sein Almosen kriegt, so darf er doch nicht hergehen und sich durch Kohlenbrennen einen Nebenerwerb schaffen. Er darf aus Nächstenliebe Kohlenbrennen, er darf zur Ehre Gottes Kohlenbrennen, denn es steht nirgend geschrieben, daß der Priester aus Nächstenliebe oder zur Ehre Gottes nicht Kohlenbrennen dürfte. Aber am heiligen Sonntag den Gottesdienst vernachlässigen und eines fetten Hammelstückes wegen Kohlenbrennen, das ist unrecht, das ist unchristlich, das ist heidnisch, das ist eine Schand und ein Spott für den ganzen ehrwürdigen Priesterstand. Ah, 's ist nur ein Exempel, aber ich weiß recht gut, wen ich meine, er ist in diesem Gotteshaus zugegen, ich aber sage, das geschieht mir in meiner Pfarre nicht mehr, daß Einer auf so gräßliche Weise seine Pflichten verlegt, es geschieht mir nicht mehr, daß am Tage des Herrn erst die Glocken die Gemeinde müssen zusam-

menschreien von der Gassen und Straßen, von Halb und Schachen, den Ersten und den Letzten! In Zukunft hat Jeder zu rechter Zeit in der Kirchen und auf seinem Platz zu sein — das wollen wir jetzt vor dem Hochaltar geloben. Und wer ein gerechter Haushalter ist, heißt das, wer seine Pflichten gewissenhaft erfüllt, dem werden seine bisherigen Fehler durch die liebe Barmherzigkeit Gottes verziehen werden und der wird — ich hoffe es — nicht bloß in jener Welt, sondern schon in dieser seinen wohlverdienten Lohn empfangen. Amen!

Nach der Predigt folgte ein feierliches Amt und nach dem Amte ging der Pfarrer dem Bischof seine Freude zu bezeugen über dessen Einkehr in die beschriebene Dorfkirche.

Dem Bischofe war der Zorn vergangen, seiner geplanten Strafrede die Spitze gebrochen, er sagte nun, daß ihn die Predigt, so kurz sie gewesen sei, recht erbaut hätte und es interessire ihn nur, zu wissen, ob hier zu Lande Predigten wohl auch ihre guten Früchte trügen?

„Wunderselten,“ antwortete der Pfarrer, „es meint halt Jeder allemal, ich hätte die Anderen gemeint; außer ich hebe mir, wie heute, einen Bestimmten heraus, den ich auf's Korn nehme und so tüchtig abkanzle, daß er sich's merkt, von so Einem darf ich nachher überzeugt sein, er folgt mir und thut's nimmer.“

„Nun, das ist brav,“ sagte der Bischof dem Dorfpfarrer die Hand schüttelnd, „und jetzt, denke ich, sind wir beide hungerig geworden.“

„Ich kann Eurer bischöflichen Gnaden halt nur mit kalter Küche aufwarten,“ sagte der Pfarrer.

„Thut nichts, bin ein Freund von kalter Küche.“

„Die meinige,“ stotterte der Pfarrer, „ist halt ein Bißchen stark kalt, sie ist seit etlichen Tagen, da ich bei meinem Nachbar, dem Fuhrmannbauern speise, nicht mehr geheizt worden.“

„Zhr macht mir ja das Vergnügen,“ lächelte der Bischof, „mit mir nach

Niedermarkt zu fahren, wo ich ein Mittagmahl bestellt habe. Der dortige Herr Dechant liegt auf dem Tod und so leistet Zhr mir doch Gesellschaft.“

„Vergelt's Gott,“ sagte der Pfarrer, „ich muß wohl daheim bleiben, weil in Grabenbach um zwei Uhr der Nachmittagssegnen ist.“

„Nun, Eurem Bischof zu Liebe könnt Zhr wohl einmal eine Ausnahme machen und den Nachmittagssegnen absagen,“ meinte der Kirchenfürst.

„Das geht nicht, bischöfliche Gnaden, das geht einzig nicht,“ sagte der schlaue Pfarrer, „es thut mir bis in den Tod leid, daß ich nicht die Ehre haben kann, aber der Mensch: was er Vormittag versprochen hat, das muß er Nachmittag halten. Nichts für ungut.“

Der Bischof fuhr allein von dannen. Aber nach wenigen Monaten fuhr auf demselben Weg der Pfarrer des kleinen Dorfes Grabenbach dahin — in seiner Rocktasche die Ernennung zum Dechanten von Niedermarkt. R.

### Eine Straßenscene.

Es war im großen Jahre, sagt der Eine, es war im tollen Jahre, sagt der Andere. Es war im Jahre 1848, sage ich.

Wenn man eine große, weltbewegende Idee in die Menge schleudert, so wird die Menge toll. Damals war es so; wer damals in Wien gelebt hat, der kennt die Menschen von einer ganz besonderen Seite. — Man ist darüber einig; hier nur ein kleines Geschichtlein aus jenem Jahre, das eben so heiter, als toll ist.

Eines Morgens rottete sich vor einem Pfarrhofs in der Leopoldstadt (Wien) eine Menge von Weibern zusammen. Weiber aus allen Classen, von der seidenberobten Kaufmannsfrau bis zur Bettel des Straßenpöbels — damals waren ja Alle gleich! und was das für einen Lärm gab! Sie zeterten wie die Weiber und fluchten wie die Huzaren und machten haarsträubende

Wiße, wie die Wiener. Sie führten Stöcke bei sich, auch Besen und Ofenheken und wer sonst keine Waffe hatte, der ballte die Faust, daß sie blau anlief oder wegte die Zähne aneinander, als gälte es, Einen oder auch Etliche zu zerfleischen.

Auf den Pfarrer hatten sie es abgesehen. Damals gehörte es überhaupt zur guten Sitte, recht tüchtig hinter den „Pfaffen“ her zu sein, und was die Leute der kirchlichen Institution als alte Schuld heimzahlen zu müssen glaubten, daß mußten damals die armen Menschen, die in Rutte und Solare stacken, über sich ergehen lassen. Wie Viele, in denen der Aufschrei des Volkes wiederhallt und menschlich mitempfunden sein mochte, sind damals das Opfer ihres Kleides geworden!

Aber diesmal — in der Leopoldstadt — schien es einem nicht ganz Unschuldigen zu gelten. Eine Zeitung hatte darauf aufmerksam gemacht, daß der geistliche Herr, vor dessen Hause sich nun die Kotte festgesetzt hatte, seit längerer Zeit schon bei Einsegnungen und Ehebündnissen die bestimmten Tagen überschreite und er allen Neuermählten eine Summe von — weiß nicht, wie viel Kreuzern — über Gebühr abfordere.

Da hatten sich denn sämtliche sparsame Wirthinnen, und auch solche, die es nicht waren, zusammengethan zu einer Sturmpetition, der „Pfaff“ müsse das Sündengeld wieder herausgeben. Eine einleitende Raßenmusik hatte den Zweck, allerlei Gefindel und Gestrolche zusammenzupfeifen, das denn wohl nicht lange auf sich warten ließ. Die Weiber schreien sich allemal selber in die Hize, und so wurde das Gemurre denn rasch erhitzt und aufgebracht. Man forderte zuerst den Pfarrer heraus, um von ihm das Geld herausfordern zu können. Aber dem Pfarrer mußte das Ständchen nicht gefallen haben, er ließ sich nicht sehen, und so wurde die hin- und herwogende Menge immer stürmischer und drohender. Man wollte die Thür sprengen, aber diese war wohl vertram-

melt; die Fenster waren zum größten Theile eingeworfen und so blieb dem Haufen nichts übrig, als Einer über die Achsel des Andern zu den Fenstern hinaufzusteigen, um sich die Rutte herauszuholen, oder als Feuer auf das Dach zu schleubern, damit der Herr von selber heraus käme.

In einer der Seitengassen rollte die Marmtrommel, aber da der vorüberziehende Wachtposten sah, daß er dieser aufgeregten Kotte nicht gewachsen war, so zog er eben vorüber. Bald darauf erschien eine Abtheilung der Nationalgarde, welche muthig dem schönen Geschlechte in die Flanke fiel, um das bedrohte Haus zu befreien. Da aber damals junge Männer über Ehefrauen noch wenig Gewalt hatten, so lärmten und wütheten die Weiber fort, ohne sich von der Nationalgarde einschüchtern zu lassen, ja, sie nahmen insofern drohende Stellung gegen diese, als sie aus den Bestandtheilen der ungepflasterten Straße Munition brechselten . . .

Es wurde gefährlich, da brachen sich plötzlich einige Männer durch, und von diesen einer sprang auf den Sockel der Laterne und da man sah, hier wolle Einer sprechen, Einer, der seine geballte Faust gegen den Pfarrhof schwenkte, brach sich der Lärm. Und der Mann sprach zum Pöbel:

„Erlauchtes Volk! Wir wollen unser Recht, wir wollen die Freiheit, es zu suchen, wenn es sein muß, mit unserer Faust zu erkämpfen. Nieder mit den Tyrannen!“ — Bravo! bravo!  
 „Erlauchtes Volk! Auch der Herr Pfarrer da hinter den Wänden — wenn er drinnen ist — muß das unrechtmäßige Geld wieder herausgeben. Er muß! bis auf den letzten Kreuzer muß er! Aber, meine Damen, so auf einmal geht das nicht. Wer weiß denn, wie viel? Er selber kanns nicht wissen, da muß in seinen Büchern und Registern nachgeschlagen werden, genau geprüft und berechnet, daß ihm nicht ein Kreuzer bleibt von dem Gelde der Neuermählten, und wären sie seither

auch gleich Altvermählte geworden. Da-  
her nur nicht so im Sturm dreinfahren.  
Verbrennt Ihr den Pfarrhof, so ver-  
brennt Ihr die Schriften, Eure Beweise,  
und das wollte ich dem geistlichen  
Herrn nicht gönnen. Am besten ist, Ihr  
kommt hübsch langsam, Eine nach der  
Andern und setzt ihm zu, ich garantir'  
Euch, Ihr kommt zu Eurer Sach'. —  
Uebrigens, seid Ihr zu Eurer Sach'  
denn nicht schon gekommen? was?  
Weiber, seid geschickt und bedenkt, was  
ein Mann in dieser Zeit werth ist!  
Ein Mann ist nig Kleines, wahrhaftig  
nicht, drum nur nit gleich so auf sein,  
wenn er um etliche Kreuzer mehr kostet,  
als die Tag ist. Oft Manche würde  
gern das Dreifache zahlen, wenn sie  
nur Einen kriegte! Dankt Gott, daß Ihr  
versorgt seid und geht ruhig nach Hause!"

Der Mann sprach's und binnen  
einigen Minuten war der Sturm vor-  
bei, der Platz leer, die Weiber gingen  
auseinander und wußten nicht recht,  
wie ihnen geschah.

Und wer war der Redner? Es war  
der allbeliebte Komiker und Theater-  
director Carl, von dem das Leopold-  
städtertheater noch heute den Namen trägt.

Die Weiber haben sich am Pfarr-  
hofe nicht mehr gemeldet; es soll —  
sagt man — Jede getrachtet haben,  
zur Entschädigung für das über Ge-  
bühr bezahlte Geld ihrem Manne mög-  
lichst auszunützen. In dieser Sache  
intervenirte Director Carl leider nicht  
mehr.

### So lang du schleppst des Lebens Last.

Gedicht von Ludwig Stifter.\*)

So lang du schleppst des Lebens Last  
Hier oben auf der Erden,  
So lange gönnt man dir nicht Raß,  
Läßt dir nicht Ruhe werden;

Doch schüttelst du sie einmal ab  
Und suchst nichts mehr hienieden,  
Dann scharrt man liebvoll dir ein Grab  
Und betet für deinen Frieden.

\*) Ein Verwandter des Dichters Adal-  
bert Stifter; aus dessen Nachlaß.

### Aus den Erinnerungen eines alten Soldaten.

Von Wilhelm Arber.

Es war am Nachmittage des 23. Juni  
1859 als ich mit dem 4. Jäger-Bataillon,  
in dem ich diente, nach einem mehr  
als achtfündigen Marsche während der  
drückendsten Hitze schweißgebadet bei  
Roverbello ankam, woselbst das Ba-  
taillon Befehl erhielt, sofort die Vor-  
posten zu beziehen. Mittags speisten wir  
an jenem Tage „bei der Sonne.“  
Nicht weit von unserer Aufstellung lag  
ein einzelnes freistehendes Gehöft, dessen  
Besitzer uns über Ersuchen mehrmals  
ein aus seinem Brunnen mit Wasser  
gefülltes Faß zuführte und uns so das  
Mittel bot, unseren verzehrenden Durst  
zu stillen. Da aber ein Soldat kein  
Fisch ist, demnach von Wasser allein  
nicht leben kann, auch keine Klappers-  
schlange, die sich im Vorhinein auf  
Monate hinaus satt iszt, unsere Vor-  
räthe, die wir mit uns trugen, erschöpft  
waren, und unsere Mägen in allen  
Tonarten murrten und knurrten, wurde  
ich bei eingebrochener Nacht in einen  
nicht ganz eine Stunde entfernten Ort,  
auf dessen Namen ich mich nicht mehr  
entsinne, mit einem kleinen Commando  
auf Requisition entsendet. In demselben  
Orte traf ich noch mehrere Commanden,  
die andere neben uns postirte Truppen-  
abtheilungen zu gleichem Zwecke aus-  
schickt hatten. Es war daher nicht so  
leicht zu Etwas zu kommen. Doch ge-  
lang es mir nach stundenlangem Rennen  
von Pontius zu Pilatus und Raisonniren  
hier und dort, ein Faß Roth-  
wein von ganz respectablem Durchmesser  
und eine nicht unbedeutende Quantität  
Brod gegen Duitung zu erobern,  
und endlich auch ein landesübliches  
primitives Fahrzeug aufzutreiben, das  
die requirirten Dinge an jenen Ort  
überführte, wo man dieselben mit gro-  
ßer Sehnsucht erwartete und das Re-  
quisitions-Commando, des langen Aus-  
bleibens wegen, schon für „abgefangen“  
hielt, was übrigens leicht möglich ge-

wesen wäre, da wir nicht fern vom Feinde standen und der Ort, in dem ich requirirte, noch in derselben Nacht von Franzosen besetzt wurde.

Als die Vertheilung von Wein und Brod, welcher die Vertilgung sofort folgte, beendet war, hatte der junge Tag, der in seinem weiteren Verlaufe so folgenschwer wurde, schon zu dämmern begonnen.

Ich befand mich bei einer jener beiden Compagnien, welche in geschlossener Ordnung, die eine rechts, die andere links von einer Fahrstraße und an dieselbe angelehnt, als Unterstützung postirt waren, während die übrigen zwei Compagnien des Bataillons weiter vorgeschoben, die eigentliche Vorpostenaufstellung bildeten. Zwischen den beiden an der Straße lagernden Compagnien, die man damals noch eine Division nannte, standen unmittelbar auf der schönen breiten Straße zwei Geschütze und als Bedeckung derselben eine kleine Abtheilung Fußkaren.

Es war nöthig, unsere Aufstellung ein wenig zu skizziren, um das, was ich zunächst zu erzählen gedenke, besser verständlich zu machen.

Noch war der Tag nicht vollständig angebrochen, als Jemand, der mit besonders scharfen Sehorganen begabt war, die Aeußerung machte, daß er in der Ferne einen eigenthümlichen röthlichen Streifen bemerkte. Alle vorhandenen Feldstecher traten sofort in Thätigkeit und wurde auch nach kurzem constatirt, daß Abtheilungen französischer Militärs sich in nicht allzugroßer Entfernung von uns, hin- und herbewegen.

Noch gingen die die Sehkraft unterstützenden Gläser von Aug' zu Aug', noch calculirte man über das Wahrgenommene unter Scherzen und Lachen, als es in der Gegend, wo die Rothbehoften standen — aufblitzte. Ein dumpfer, aber durchdringender Knall folgte dem Blitze und schon war das Projectil, das man uns als Morgengruß gesandt, bei uns angekommen. Der Artillerist hatte seine Distanz wohl

berechnet und gut gezielt. Die Granate platzte in unmittelbarer Nähe der vorerwähnten zwei Kanonen. Die todbringenden Eisenstücke stoben nach allen Seiten auseinander, doch wurde von denselben nur ein Pferd der Geschüßbespannung tödtlich getroffen, das man sofort abschnitt und bei Seite warf. Diesem ersten Schusse folgten bald andere nach. Der Vorhang war aufgezo-gen — die große Tragödie von Solferino eröffnet.

Es kann meine Absicht nicht sein, zu den verschiedenen Schilderungen dieser furchtbaren Schlacht jetzt noch eine neue hinzuzufügen, wäre mir auch schon deshalb ganz unmöglich, weil ich an meinen untergeordneten Platz, an mein Zugs-Commando gebunden, nur als ganz unbedeutender Episodist in dem großen historischen Drama mitzuwirken berufen war. Was ich von demselben erwähne, bildet nur die Einleitung zu dem, was ich zu erzählen gedenke.

Unberührt will ich nicht lassen, daß wir uns im Laufe des heißen Tages einige Mal mit den Franzosen, denen wir gegenüberstanden, um das schon erwähnte einzelne Gehöft in erbittertster Weise rauften und sich das: „Heute roth, morgen todt,“ auch an dem Besitzer des Gehöftes bewährte. Derselbe hatte unseren wohlgemeinten Rath, sich irgendwo sicher zu verbergen oder „nach rückwärts“ aus dem Staube zu machen, nicht beachtet und so fanden wir ihn im Hofraume seines kleinen arg beschädigten Besizes, todt ausgestreckt liegen, unmittelbar neben dem Brunnen, aus welchem er uns Tags zuvor Wasser zugeführt hatte.

Nachdem ich bereits viele Kameraden fallen gesehen, kam auch die Reihe an mich. Obwohl schwer verletzt, war ich doch so glücklich getroffen, daß ich mich ohne fremde Hilfe auf den Verbandplatz versetzen konnte, wohin mich nur ein Kamerad begleitete, unter dessen rechte Achselhöhle sich zur gleichen Zeit eine französische Kugel eingemistet hatte. Der viel beschäftigte Arzt, der

mir den ersten Verband anlegte, hatte mir wegen Kürze der Procebur einen Armeel, sowohl vom Rock, als auch vom Hemd in der Achselgegend rundweg abgeschnitten. Als ich in dieser berangirten Toilette bald darauf mit mehreren Leibesgefährten auf einem von zwei Ochsen im langsamsten Tempo weiter gezogenen offenen Vorspannwagen nach der nächsten Bahnstation fuhr, entlud sich das historisch gewordene vielbesprochene und vielbeschriebene Unwetter und taufte uns in einer entseßlichen Weise.

Von Fieberfrost geschüttelt, langte ich auf der Bahnstation an, wo mir, wie vielen Anderen, die mitleidige Frau eines Werpflegbäders einen Teller Suppe reichte, den ich nicht um tausend Gulden verkauft hätte. Nach Mitternacht kam ich im Spital zu Verona an. Als ich daselbst ein Bett gefunden, verfiel ich sofort in tiefsten Schlaf, aus dem ich des Morgens vom Arzte geweckt wurde. Mit frischem Verbande versehen, setzte ich die unterbrochene Conversation mit Morpheus nach lange fort. —

Gestärkt, hielt ich am nächsten Tag eine kleine Umschau in mehreren Zimmern des kolossalen Spitals und entdeckte bei dieser Gelegenheit einen Oberlieutenant, den ich aus früherem Garnisonleben her gut kannte, ohne eigentlich näher mit ihm bekannt zu sein.

Auf mein Befragen über seine Verwundung erkfuhr ich, daß er zwei schwere Verletzungen erhalten, von denen die eine höchst lebensgefährlich war. Bei Alledem zeigte er sich durchaus nicht klammäßig und äußerte gegen mich: „Ich weiß bestimmt, daß ich nicht aufgenommen werde und bin nur froh, daß ich auf dem Felde der Ehre sterbe und mein Leben nicht wie mein Bruder in Folge einer elenden Mystification einbüße.“

Und nun theilte mir der Schwerverwundete, dessen Oberkörper übrigens unverlezt war — ungeachtet meines Depressirens unter Hinweis auf seinen

der Ruhe bedürftigen Zustand — Folgendes mit, das ich ihn selbst erzählen lasse:

„Mein älterer und einziger Bruder blieb nach dem Feldzuge 1848, während welchem er beim \* Infanterieregimente zum Oberlieutenant avancirt war, in Italien in Garnison und wurde mit einer Compagnie in das Städtchen \*\*\* detachirt. Unweit des Ortes befand sich auf einer mäßigen, theilweise bewaldeten Anhöhe eine alte, aufgelassene, halb verfallene Kirche von nicht ganz unbedeutender Größe, in welcher es nach dem dortigen Volksmunde „umgehen“ sollte. Eines Abends im Gasthause kamen die Officiere des Ortes auf diesen Gegenstand zu sprechen, bei welcher Gelegenheit einer der Herren die Aeußerung machte, daß er sich im Allgemeinen nicht fürchte, aber in der schon durch ihre Lage und äußere Beschaffenheit einen unheimlichen Eindruck ausübenden Kirche nicht allein schlafen möchte. „Ich gleich,“ entgegnete mein Bruder, welches Wort sofort aufgenommen und zum Gegenstand einer Wette gemacht wurde, die man schon in nächstfolgender Nacht auszutragen, vereinbarte. Zu diesem Ende wurde im Laufe des anderen Tages ein Bett in die verödete Kirche geschafft. Ungefähr um 10 Uhr Nachts begab sich mein Bruder unter Begleitung seiner Kameraden dahin und legte sich, wie gewöhnlich entkleidet, nieder, worauf sich seine Begleiter entfernten. Neben dem Bette stand ein kleines Tischchen und auf diesem befanden sich zwei Kerzen, Zünd-Requisiten und zwei geladene Pistolen.

Nachdem mein Bruder wohl eine Stunde lang gelesen (man hatte von außen denselben genau beobachtet), löschte er beide Kerzen aus, drehte sich im Bette um und entschlief. Seine Gegner hatten die eingegangene Wette längst verloren gegeben, doch wollten sie meinem beherzten Bruder ein wenig ängstigen.

Von einem starken Getöse aus dem ersten Schlafe geschreckt, erhob sich mein

Bruder halb im Bette, zündete Licht an und griff nach einer der beiden Pistolen, denn er bemerkte sofort am anderen Ende der Kirche eine weiße Gestalt. Auf die Frage: „Wer ist da?“ gab die Gestalt keine Antwort, trat aber einige Schritte näher und machte mit einer Hand eine Bewegung, welche unerkennbar ausdrückte, daß sich mein Bruder aus der Kirche entfernen solle. Dieser erwiderte: „Reden, oder ich schieße!“ Da auch hierauf keine Antwort erfolgte, drückte mein Bruder die Pistole auf die Erscheinung ab. Die Gestalt blieb aufrecht stehen und warf eine Bleikugel auf das Bett meines Bruders. Auch dies brachte denselben, wie es schien, nicht aus der Fassung, denn er griff sofort nach der zweiten Pistole und rief erneuert: „Reden, oder ich schieße nochmals!“ Hierauf machte die Gestalt noch einige Schritte gegen meinen Bruder, wodurch sie demselben ziemlich nahe gekommen war, blieb dann stehen und vollführte abermals die energische auf Entfernung deutende Handbewegung. Mein Bruder wiederholte sein: „Reden, oder ich schieße!“ noch einmal und drückte dann, da keine Antwort erfolgte, mit fester Hand die wohlgezielte zweite Pistole ab. Die Gestalt blieb auch nach diesem Schusse am Flecke stehen und eine zweite Kugel flog auf das Bett meines Bruders. Dieser aber fiel lautlos auf das Kissen zurück, um sich nie wieder zu erheben. Ein Schlag hatte ihn getödtet. — Alle Wiederbelebungsversuche waren vergebens. Ich selbst reiste damals nach Italien, um an Ort und Stelle den wahren Sachverhalt zu erfahren. Als Aufklärung muß ich zu dem Erzählten noch hinzufügen, daß man im Einverständnisse mit dem Diener meines Bruders aus den vom Letzteren selbst scharf geladenen Pistolen die Kugeln entfernt hatte. Die nur zu gut durchgeführte Rolle eines Gespenstes, hatte ein Lieutenant übernommen, der in eine lange schwere Krankheit verfiel, aber wieder genesen sein soll.

Meine Mutter, die schon viele Jahre Witwe ist und nur für uns Brüder, ihre einzigen zwei Kinder lebte, weint noch heute bittere Thränen über den Verlust ihres Erstgeborenen. Bald wird sie auch mich in ihre Thränen einbeziehen können.“

Der Erzähler schwieg. Erschöpft von der langen Rede, schloß er die Augen und schien einzuschlummern.

Ich entfernte mich, bis in mein Innerstes ergriffen, leise, um ihn nicht zu stören. Am Nachmittag desselben Tages unterließ ich es, den Schwerekranken zu besuchen, da ich seine Ruhe nicht sobald wieder beeinträchtigen wollte.

Als ich am nächsten Tag in des Kameraden Zimmer trat, entfernte sich eben der Arzt von dessen Bett und ein Krankenwärter zog das Leintuch über sein Gesicht. Ich wußte, was dies zu bedeuten hatte. Der Erzähler von gestern war seinem Bruder nachgegangen, war eingerückt — zur großen Armee.

### Steirische Dialektwörter.

Zusatz zu dem Buchstaben A. Von Prof. J. R. Schröder.\*)

Der „Heimgarten“ bringt im Februarheft steirische Dialektwörter alpha-

\*) Unsere Eröffnung eines steirischen Dialektwörter-Verzeichnisses hat allgemeinen Beifall gefunden, gleichzeitig aber auch bereits eine schöne Folge aufzuweisen. Der rühmlich bekannte Germanist Prof. Schröder in Wien, sendet eine Vereinerung des Buchstaben A und eine wissenschaftliche Erklärung dieses Theiles und läßt uns auf Fortsetzung hoffen. Der Aufbau aus den Sprachdenkmälern der ältesten Zeit muß wohl den Fachgelehrten überlassen bleiben; von Seite des „Heimgarten“ ist es vor Allem auf die Echtheit und Genauigkeit der heutigen Mundart und Aussprache abgesehen. Wenn im Verhältnisse zu dem großen Reichthum hier zu wenig und zu dürftiges geboten wird, so möge das die enge Beschränkung des Raumes in einem belletristischen Blatte entschuldigen. Wir hoffen ja durch feste Fortsetzungen allmählig jene Vollständigkeit zu erreichen, die heute noch vermißt werden muß, und durch die lehrreichen Erläuterungen unseres verehrten Herrn Mitarbeiters ist guter Erfolg sicher.

betisch aufgezählt und verspricht diese Mittheilung fortzusetzen, womit die Grundlage geschaffen werden soll zu einem steirischen Wörterbuch. — Die Grundlage zu einem steirischen Wörterbuch müßte wohl eine Sammlung des Wortschatzes der steirischen Literatur bilden, der in den Sprachdenkmälern von der ältesten bis in die neueste Zeit enthalten ist. — Wenn ich recht unterrichtet bin, so ist dazu schon ein guter Anfang gemacht. — Damit soll aber der Werth von Sammlungen mundartlicher Ausdrücke aus dem Leben nicht in Abrede gestellt sein. Ich will auch nicht behaupten, daß das Niederschreiben solcher Wörter nur Derjenige wagen dürfe, der sprachphysiologische Studien gemacht hat. Vielleicht ist es gestattet, in dieser Hinsicht in der Form von Zusätzen (mit Hinblick auf das Vorliegende) zu ergänzen, worauf es ankommt, so daß weitere Mittheilungen dadurch nicht unterdrückt, sondern gefördert und dann umso brauchbarere Beiträge zu einem steirischen Wörterbuch würden.

A. Reines a hat die österreichisch-bairische Mundart und so auch die steirische nur dort, wo die Schriftsprache ä oder au, oder ei, ai hat, z. B. in wassern (für wässern), päm (für Baum), raßen (für reizen), träd (für Getreide), hört man reines a. In ganz, kann, Wasser, Abend u. nähert sich das a in unserer Mundart dem o. — Das a für ai oder ei war früher oa, wie es noch zuweilen gehört wird: oans für eins. Nicolai erzählt in seiner Reise durch Deutschland (1783), eine österreichische Gräfin habe eine bairische Gräfin wegen ihres schlechten Deutsch getabelt. Letztere sagte nämlich: bi Roasarinn! „muß haarsen Raaserinn!“ sagte die Desterreicherin. Jetzt ist in Wien auch Raaser für Kaiser schon verschwunden, auf dem Lande hört man aber heute noch hin und wieder Roaser.

Nach dem Gefagten wären die ersten zwei Zeilen der steirischen Dialektwörter („Heimgarten“, 392) so zu geben:

ein, eine, öa; einen, öan, banen auch, besonders wo die Wörter schnell gesprochen werden; ä, än (reines a): a draißig, ein dreißig, d. i. gegen, an dreißig; an Gschaidn machen, einen Gescheibten machen, gescheit thun.

— à! Im Mittelhochdeutschen wird an laut ausgesprochene Wörter ein langes ä angehängt, z. B. hilfä! wafenä! — Man will dies ä wiederfinden in dem ö, das man noch an Ausrufe anhängt: Ruge!—ö! — Bei Rosegger finde ich nun (Gestalten aus dem Volke, S. 48): er will diesem gleich die Hand reichen: Ruma h, Ra gi!“ (Willkommen). — Hier könnte nun ein altes ä erhalten sein. — Ich glaube aber nicht recht, daß die Mundart ein solches a h sprechen wird, obwohl in Kärnten und Salzburg die Form pa it—a! im Ausruf für warte! vorkommt (Leger, S. 21.) Obiges Ruma h ist wahrscheinlich = willkommen auch!

„a b a, schneelos.“ Nach dieser Schreibung ist die Aussprache äwa, äwer zu vermuthen. Da aus Tirol, Desterreich, Kärnten die Form äper, mit hartem p, verzeichnet ist, so wäre zu constatiren, ob und wo man das Wort so weich spricht.\* — Mittelhochdeutsch ist æber, äber, schneefrei, unbedeckt; apricu, allbekannt.

„Aarn, Egge.“ Eigentlich ist die echte Form ädn, die vollkommen der mittelhochdeutschen diu eide, althochdeutsch egidä entspricht. Eide ist die hochdeutsche Form, Egge ist niederdeutsch und unseren Mundarten fremd.

„Abachseitn, umgekehrte Seite.“ — abich, mittelhochdeutsch ebich, verkehrt, ist noch in Mundarten erhal-

\*) Ich habe in Steiermark die harte Form äper nirgends gehört. Hier wird es annähernd wie awa ausgesprochen.



- ten. Die *âwichi*, d. i. *abiche* für *abiche* Hand ist noch in Wien zu hören. Ein Schlag mit der *âwichen* (zusammengezogen *âwing*) = *Badenstreich*.
- abbeten*, eine Krankheit von Jemand durch *Beten* beseitigen. So gebraucht das Wort *Rosegger*: *müht euch's* (die Krankheit) *abbeten lassen* (*Gestalten aus den Alpen*, 2, 15), weil mein Vater — *doctert* und die Krankheiten *abbeten* kann. (Dasselbst S. 19. — *Rosegger's Gestalten aus dem Volke*.)
- abhin*, *awi*, „*obi*“ (das *a* ist lang und nähert sich dem *o*) hinab. Früa von da *Morgenröt*, *spat* bis *t* *Sunn* *awi* *gêt* und *ti* ganz *nacht* *tahin* *liff* *mar* in' *Sinn*. (*Rosegger*, *Geschichten aus Steiermark*, S. 122.)
- abstiften*, uns Grund und Boden wegnehmen, uns davonjagen, unsere Häuser niederreißen und auf dem Boden *Walbsamen* säen, das heißt *abstiften*. (*Rosegger*, *In der Einöde*.)
- „*afl*, entzündet, auch: reizbar.“ — Der *a fel* heißt *mittelhochdeutsch* und *neuhochdeutsch* eine *eiternde*, entzündete Stelle der Haut; *âflig*, entzündet, reizbar (s. *Grimm's Wörterb.* 1, 181, 185). — Obiges *afl* ist mit reinem *a* zu sprechen. Vor einem *Vocal* kommt der *Auslaut* zur Geltung: *an afl* *chi* *Haut*, eine *âflige* Haut.
- „*aft*, *aftn*, hernach, nachdem, da.“ Das *a* nähert sich dem *o* = *Aft*, *aften*, dann, ist in der *bair.-öfterr.* Mundart weit verbreitet. Bei *Rosegger* finde ich es (*Gestalten aus dem Volke*, S. 126): *So fai* *hold* *mai* *Schoz*, *awa* *sagn* *teafft* *as* *nib*. Und wanns *b* *Laib* *amal* *wissen*, *aft* *mag* *i* *ti* *nib*. Die *Aussprache* ist auch daran *erkichtlich*, daß *Rosegger* *zuweilen* *o* *f* *t* *schreibt*: *Wann* *er* *oft* (dann)
- sein *Stond* mit *holden* *hät* *kina*. (*Geschichten aus den Alpen*, S. 327.)
- Ag*en, die, *Spren*, wie *mittelhochd.* *biu* *agen*. Das *a* nähert sich in der *Mundart* dem *o*. „*Wenn* *ihnen* *so* ein *vorwitziger* *Junge* eine *Hand* voll *stechender* *Ag*en in den *Bufen* *stret*.“ (*Geschichten aus den Alpen*, S. 27.)
- alfort*, immer, vgl. *allfort* und *allesfort* in *Grimm's Wörterb.* — Die *langen* *alfort* *gerzausten* *Haare* (*Gesch.* aus den *Alpen*, S. 71).
- Al*m, die, *Bergweide*. In *Kärnten* *albe*, in *Gottschee* *aubn* (= *alben*). Eine *Zusammenziehung* der *Form* *alben* ist *alm*. Die *Form* erhält nun einen *schwachen* *Plural* *almen*, in der *Mundart* *alma* (das *erste* *a* dem *o* genähert). Das *Wort* gebraucht *Rosegger* oft, z. B. (*Geschichten aus den Alpen*, 29, II, 125): *auf* *tar* *alma*, *auf* *tar* *alma*, *ta* *habma* *Rüa* und *Kalma*.
- Almer*, der, *Alpner*. 1) *Alpenbewohner*, 2) *Alpengesang*. (*Geschichten aus den Alpen*, S. 24.) Da *sang* *sie* einen *Almer* (*Geschichten aus Steiermark*, S. 4.)
- Almbub*, der, ein *unverheirateter* *Alpenbewohner* (*Rosegger*, *Gestalten*, S. 170).
- Almrausch*, der, *Rhododendron*. Der *zweite* *Theil* des *Wortes* — *rausch* ist noch *unaufgeklärt*. Daß — *rausch* aus — *rose* *entsteht* sei, wie auch *Grimm's Wörterb.* *annimmt*, ist *gewiß* *falsch*. *Rosegger* *schreibt* (*Geschichten aus den Alpen*, S. 27): *Alpenrosen*; (*Gestalten*, S. 296): *Almrausch*.
- âl* *misch*, *el* *misch*, *ohnmächtig*. *Rosegger* im „*Heimgarten*“, II, S. 252. Die *Form* des *Wortes* ist *merkwürdig*. Es ist *direct* von *alm* *gebildet*, indem in *Kärnten* doch noch die *echte* von *albe* *entsprechende* *Form* *elbisch* (auch *mittelhochdeutsch* *elbisch*) in der *Bedeutung* *schwindelig* *vorkommt*.

\*) Bezieht sich auf *Hörigkeit*, *Unterthänigkeits-Verhältnisse*.

alweil und alleweil, immer (Geschichten aus den Alpen 1, 198, 2, 44.)

alweg und alleweg, immer; daß man alleweg ein blühend Aussehen hat —; ich verstehe allweg noch nicht (Geschichten aus den Alpen, S. 88, 93, 158).

Ameis, die, mundartlich ommassen. Ueber die Ameisenpflege bei den Walbleuten in Steiermark muß manches mitzuthellen sein, das uns Stadtleuten mitunter in Rossegger's Schriften auffällt und nicht immer ganz klar ist. Da tritt auf: eine Ameisgraber-Lise (Geschichten aus den Alpen, 2, 161, ein alter Ameisenhüter (In der Einöde, S. 266.) Was sind das für Menschen? Wie leben sie? Wie sammeln sie den Waldrauch? In den Geschichten aus den Alpen, 2, 25, habe ich mir auch ein Ameisbad angemerkt. — Ameisenöl kommt vor in Gestalten aus dem Volke S. 20. — Wie wüßte uns Rossegger über alles das zu belehren!

an sein mit Jemand, für: daran sein. Mit der Köchin ist er gut an, die theilt ihm schon einen Löffel Suppe. (Gestalten, S. 27).

„Aichtl, das, kurzes Stüd Zeit.“ Die Aicht, die Weite, ein Eichtel, ein Wenig, ist ein allgemein österreichisch-bairisches Wort (s. Schmeller, 1, 23, Schöpf 101, Leger 81).

„ameri, neugierig.“ In Tirol ist noch amer Herzeleid: einen amer nach etwas haben, daher: omerig (Schöpf, S. 12). Im Baiarischen finde ich amerig für lustern (Schmell. 1, 75), das dort als Nebenform von jammerig (ahd. amar, Jammer, daher amerig und jamarag) angesehen wird.

„Amerin, Amerling.“ — Die volle mundartliche Form wird wohl sein: Amering, die Goldammer, mittelhochd. amerinc.

„Ampa, der, Eimer.“ Mittelhochd. einber, althochd. einpar. Die

mundartlichen Formen schwanken zwischen amper und emper als Bezeichnung eines Gefäßes mit Einer Handhabe (der Zuber hat zwei). Als Hohlmaß bedient sich die Mundart hingegen der Form Emmer; an EmmerWain! = ein Eimer Wein.

„Aß, ein Hautgeschwür. — Das und der Eiß, mittelhochd. eiz für Geschwür, ist bei ältern Schriftstellern auch neuhochd. üblich.

Afen, die, Gestell zum Holztrocknen; mhd. diu äse, in Gottschee aaschen. Bei Rossegger finde ich: Holzajen (Geschichten aus den Alpen 1, 197, 2, 126).

„Auff, der, Gule.“ — In Auf, Gule, lebt die alte Form, mhd. üve, Gule, fort. — Was ist wohl zu verstehen unter Auvogel? — Ich hörte einmal den Vers: Wann der Auvogel schreit, is der Tag nimmer weit zc. ist das vielleicht eine Zusammensetzung mit Auf? Auvogel und bedeutet auch Gule?

„a u f l a h n, aufthauen.“ — In Wien sagt man auflähnen für aufthauen; auflahn scheint ursprünglicher. Mittelhochd. lā, lau, daher lāwen, lauen, schmelzen; dies ist in der Mundart lān, erweitert lānen.

„a u s t ö g e l n, austrenken.“ Regel heißt der Gelenksnochen; austögeln, aus dem Gelenk bringen.

„a u s l e g n a, Austrocknen eines hölzernen Gefäßes.“ — Mittelhochd. lechen und lechezen hat dieselbe Bedeutung. Wenn ein Holzgefäß trocken wird und zerfällt, so sagt man: es sei zerlechset „zalegt“.

„A u s w ä r t s, Frühling. Ein österreichisch-bairischer Ausdruck, der im Alemannischen nicht vorkommt. Nachgebildet scheint das slovenische vigrab, das auch bei den andern slovenischen Völkern nicht vorkommt (s. Grimm's Wörterb. 1, 1011).

„a u w a z n, ächzen, achweh schreien.“ — Auwehzen führt Gr. Wtb. aus dem 16. Jahrh. auf.

„**W a c h e l**, das, Fadenleiter an der Spule des Spinnrades.“ — Bei Schmäler wird unter wehen, wächeln ein ähnliches Wort: die **W a c h a l** angeführt, Reif mit durchgezogenen Felberzweigen, der einem ausgestreckten Arme ähnlich an der Sense angebracht wird, um Hafer, Gerste zc. zu mähen. — Das seltene Wort **w a c h e l** habe ich selbst schon in einem Wörterbuch der Heanzemundart (Frommann's Zeitschr. Die Mundarten, 1859, S. 24) mitgeteilt.

„**W i n g a**, der, Bohrer.“ — Das alte Wort mhd. **n a b e g ê r**, **n e b e g ê r** hat sich in vielfachen Entstellungen erhalten. In Kärnten: **n ä b i n g e s**, **n ä b i g e s**, **n a i b e s**, **n ä b e s** (Lexer, 195). In Tirol: **n ä b i n g e r**, **n ä b e r i n g**, **n ä f e r i n g** (Schöpf, S. 455). In den Cetto comuni: **n ä u g e r**, **n ä b g o r**, im ungar. Berglande fand ich **n e k b e r**, in Gottschee: **n ä g e r** (s. mein Wörterbuch der Mundart von Gottschee, S. 183.)

#### Fortsetzung des Alphabets.

### D.

**D a c h t l** (das), leichter Schlag, Ohrfeige, auch: **D e t t s c h n** (die).  
**d a f r i a s n**, auch: **d a f r u i s n**, erfrieren.  
**d a g f u l g n**, einem Andern nachkommen, mit etwas gleich thun.  
**d a g l e n g a**, erreichen.  
**d a g w i n g a**, erlangen, gewinnen.  
**d a h a b n**, etwas fest genug halten.  
**d a h u m e r n**, verhungern.  
**d a l e m a**, erschrecken, vor Schreck vergehen.  
**D a t n** (die), übergespannte Wagendecke.  
**d a m a**, dampfen, ausdünsten.  
**d a m e n t**, viel, die Menge.  
**d a m e r l n**, leise klopfen.  
**d a m i s c h**, schwindelig, betäubt.  
**D a m p a s** (der), Rauch.  
**D a S c h i a c h** ungehn, sich fürchten. **G e i n d k i m p a g s t r a f f i s W e d a**, mir geht schä **d a S c h i a c h** an.  
**d a s t**, still, gefügig.  
**d a s t a u k n**, erlogen.  
**D a t a** (der), Vater (von Kindern gebraucht).  
**D a t t l**, Weis.  
**D a u s l** (die), Daube.  
**D a u n d a l o n**, träger Mensch, langsames Gebahren. **D ä s i s a n s i d a D a u n d a l o n**;

oder auch: **D ä s g e h t i n a n D a u n d a l o n**, das geht ununterbrochen, langweilig fort.  
**d a w e i l**, einweilen, indessen, mit **d a W e i l h o b n**, nicht Zeit haben.  
**d a z i a h n**, sich mit Etwas beschmugen.  
**d e a b**, unausgebaden, spedig (bei Mehlspeisen) **a d e a b s B r o d**.  
**D e a n a**, Gerichtsdiener.  
**D e c h t l m e h l** (das), Tändelei, Heimlichkeiten, Liebeleien.  
**D e c k l** (das), Schöderchen aus Getreidegarben.  
**d e m i**, schwül.  
**d e n g g**, link, denggisch, linkisch.  
**d e r i s c h**, schwerhörig.  
**D e s n** (die), Kübel.  
**d e s t a m i r n**, estimiren, ehren.  
**D i d l**, Benedikt.  
**d i n a**, drinnen.  
**d i r g g l n**, torkeln.  
**d i r m a g l n**, darben, sich nicht genug zu essen gönnen.  
**D i r n d l**, Mädchen.  
**D o a n** (das), ein Thun, ein Wirken, auch ein Gehaben. **G o t D e r a m i a s e l i s D o a n**.  
**D o c h t r a p f e n**, die durch das von den Dächern herabrieselnde Wasser entstandene Furchen.  
**D o d s c h** (der), unausgebadenes Badwerk, auch ein linkischer, drottlhafter Mensch.  
**D o s e r n** (die), Taberne, Wirthshaus an der Kirche.  
**d o g a z n**, zuden, schnaufen.  
**D o l g e r t** (der), ungeschickter, ungereimter Mensch.  
**D o l g g n** (die), eine aus Mehl von gedörrten Birnen bereitete Speise.  
**D o l l p o t t i c h** (der), dummer Mensch.  
**d o n i**, hindan, hinweg. **T o n i**, geh **d o n i**, **w a n d a T o n i** nit **d o n i** geht, **so j o g i c h u T o n i d o n i**.  
**D o p f s c h ä b l** (der), dummer Mensch.  
**d o s c h t**, dori.  
**d r a u f g e h n**, zu Grunde gehen.  
**d r a u f t e m a**, Etwas erfinden, dahinterkommen.  
**d r e s s n**, schwägen, auch: **d a s c h w e n d e n**.  
**D r e i b e r l** (das), kleine Traube.  
**D r e m e l** (der), Prügel.  
**d r e n d l n**, träge sein, zaudern. **D a d r e n d l t s c h a w i e d e r D a n a d a s e r**.  
**d r e n t n**, dräben.  
**d r e n z n**, geifern, Speichel aus dem Munde lassen.  
**D r e s t e r a d** (das), ausgepreßte Traubenhäute.  
**d r i b l i r n**, vieles Zurehen und Jemand zu etwas zu vermögen.  
**D r i s t n** (die), hochaufgespeiçerte Wagenfuhr.  
**D r o t t l**, Cretin.  
**D r u d** (die), der Alp, auch Spottname für Jemanden, der in der Nacht im Hause wie ein Gespenst umgeht.  
**D r u n s c h e r l** (das), Rosenname für ein kleines Mädchen.

**Drum** (das), ein großes Stück.  
**D'shopf** (der), einfälliger Mensch.  
**Duddl** (das), weibliche Brust.  
**dudln**, jodeln.  
**Dul** (der), Lüge. **Den trau ich nit, der hot an Dul.**  
**dumeln**, sich beeilen. **Dumel diß, Duu, daß d'rtti wirß.**  
**dumpe**, dämmerig.  
**duschn**, schlagen, fragen.  
**Dusl** (der), kleiner Kaufsch.  
**dusln**, schlummern.

## E.

**eahel**, drüben, oai (ein Nasenlaut), hinüber. **Seh oai, schau, wer eahel is.**  
**eb**, geschmacklos.  
**eb sein**, Heimweh haben.  
**Egl** (die), Mutterschaf.  
**eh**, ohnehin.  
**ehuta**, eher.  
**Ehrtag**, Hochzeitstag.  
**Eidl** (das), eidln, das lieblosende Aneinanderlegen der Wangen.  
**eingsprengt sein**, auf Etwas veressen sein.  
**einmarbeln**, eingraviren, in Marmor einmeißeln.  
**einweden**, einjochen der Ochsen.  
**elmisch**, betäubt.  
**emfa**, bald, sogleich. **Er wird emfa kema.**  
**enf**, euch.  
**enterisch**, unheimlich.  
**ents**, drüben, entholbn, jenseits.  
**ents**, für: sehr groß. **Däs is an ents Bam.**  
**epps**, etwa.  
**esla**, einige.  
**Ertrikeit**, Absonderlichkeit. **Du host was an Ertrikeit.**

## 's Kaprizirti Diandl.

Gebicht in Grazer Mundart von Franz  
 Freiheim.

In an Moan Dörfel war a Dirn,  
 Purzunkerl habns es guennt,  
 War mudlat wir a Bluzerbirn,  
 Is wir a Hirscherl grennt;  
 Die Wangerl wir a Rosenblatt  
 Und d'Augn schwarz wir a Röhln,  
 I dent, de hätt do Alles ghat (ghabt),  
 Daß man's hätt liaben solln.

Da Guggenhuader Franzl wagts,  
 Die Siab ihr zu erklären,  
 De Kurzanbundni, aber sagts:  
 „Aus uns zwoa kann nig werdn!  
 I hab mit an ganz glatten Gesicht  
 Am schönsten Mann loa Freud,  
 Und bis bei Dir da Bart vorficht,  
 No da hats lang no Zeit.“

Wia däs des Nachbarn Simmerl hört,  
 Da macht glei er si dran,  
 Er denkt: I hon an schwarzn Bart,  
 Bin gwiß da rechti Mann.  
 Drauf sagt das Diandl aber glei:  
 „Dei Bart der richt ma z'viel,  
 Da Bart is mir nit oanerlei,  
 Nit gleichviel, wir i n will.“

Glei drauf da hats an Anderer gwagt,  
 Da Sepp von Smoawirtshaus,  
 Hat bei da Dirn glei an si gfragt,  
 Sei Bart war blond und kraus.  
 Da sagt d'Purzunkerl: „Seh, fahr ab,  
 A Blonder könnt ma gfalln!  
 Wann i vor was an Abscheu hab,  
 Seins d'Blonden gwiß vor Alln.“

Da denkt da Kirchenmichel Hans:  
 Vielleicht bin i ihr recht,  
 Schön rothi Haar mit guldnem Glanz,  
 De stehn grad a net schlech.  
 Der aber is da schön angrennt  
 Wias Diandl eahm erklärt:  
 „A roths Haar, das wia Feuer brennt,  
 Däs hat da mir loan Werth.“

Mit einem Bart schön braun und voll,  
 Traut si da Michel dran,  
 Er denkt, daß er ihr gfallen soll,  
 Er steht recht guat eahm an.  
 Das Diandl aber laßt und sagt:  
 „Das Braun, däs halt net hoarb,  
 Mei Muada hats beim Boda gseh,  
 Na, sei dekwegn net hoarb!“

Weil alli Farb'n ihr recht net waren,  
 Denkt si da Müller dort:  
 No, i probirs mit grauen Haaren,  
 Mei Geld redt a a Wort.  
 Der aber hat glei mißagen schau,  
 Daß gfunden hat er s Thor,  
 „A graus Haar,“ sagts, „macht kaa Batraun,  
 Runt a ban Esel vor.“

Und weil loa Farb dem Diandl gfalln,  
 Is s dreißig Jahr alt wordn,  
 Auf onmal da valiabt sa si  
 In Dan bis über d'Ohren.  
 Der aber hat ihr d'Antwort gebn:  
 „I dank da für dei Siab,  
 Dei guati Farb hat nach schon gebn,  
 Und d'Augn sein a schon triab.“

Giazt woaf s Purzunkerl freili gwis,  
 Daß s Kaprizirtsein schadt,  
 So lang ma jung und sauber is,  
 Und no Bereyrer hat.

## Bücher.

**Atlantis.** Ein Epos in neun Gesängen von Wilhelm Fischer. (Leipzig, W. Friedrich, 1880.) Eine philosophische Dichtung in des Wortes umfassendster und kühnster Bedeutung. Die allgemeine Entwicklungsgeschichte der Menschheit dargestellt in dem Leben eines einzigen imaginären Volkes und Reiches. Ein an und für sich glücklicher und großartiger Gedanke; und wenn auch zugegeben werden muß, daß derselbe sich hätte durchführen lassen, ohne daß das Allegorische in den Charakteren sich so sehr hervorbränge, und die Gespräche sich so durchaus in seitenlangen, philosophischen Betrachtungen und Erörterungen ergingen, wie es in dem Epos des Herrn Fischer der Fall ist, so muß doch vor Allem dem Gefühl der Ueberraschung Ausdruck gegeben werden, welche das reiche Gedanken- und Gefühlleben des bisher unbekanntem Verfassers auf den Leser hervorbringt. Daneben ist zunächst die Kraft und Farbenglut seiner Schilderungen als specifisch poetisches Merkmal hervorzuheben. Ein gewaltiges Wollen, ein tüchtiges Wissen, ein aller Achtung würdiges Können ist in seinem Werke bethätigt.

Aber nun setze er sich nicht etwa müßig hin und warte auf den Erfolg seines Dichtwerkes bei der Kritik und im großen Publikum — er würde lange warten müssen — sondern er wende sein schönes Talent, rüftig weiter schaffend, an die concrete Wirklichkeit, diesen eigentlichen Gegenstand der Poesie, der von Gedankenelementen zwar innerlich durchdrungen, aber von äppig sprödfenden Ranten des abstracten Gedankenlebens nicht äußerlich völlig überwuchert und erstickt sein darf. Dies dem Dichter zur Mahnung, dem Publikum aber den Rath, sich die merkwürdige, umfangreiche, imposante Denker- und Dichterspende vom Grazer Parnas doch einmal anzusehen!  
R. H.

**Margarethe von Schweden.** Novelle in Versen von Fritz Pichler. (Schleswig, B. Neves. 1880.) Eine zweite neue Spende aus Mur-Athen — gleichfalls in ihrer Art beachtenswerth! Zunächst sollte sie die Recensenten und das Publikum an die „Runen und Reime“ wieder erinnern, das noch lange nicht genug gewürdigte epische Lieberbuch des Grazer Poeten! — „Margarethe von Schweden“ ist ein neuer epischer Sang desselben Dichters, anspruchslos im Ganzen und von mäßigem Umfang, nicht ohne kleine Härten in der Form und kleine Dunkelheiten im Ausdruck und Wendungen, aber auch an vielen Stellen durch den zarten, mildkräftigen Ton des echtdeutschen, mittelalterlichen Helden- und Minnegesangs equi-

lend. Insbesondere hat der dritte Gesang, der durch ein glücklich gewähltes Metrum von den übrigen sich hebt, diesen herzugewinnenden Anklang. Ein längerer Gedicht, ganz in diesem Metrum und diesem Tone des dritten Gesanges gehalten, müßte durchschlagen und den Autor berühmt machen.  
R. H.

**Fünf Bücher des wahren Menschenthums.** Ein Hausfreund von Eduard Balzer. (Leipzig, Oscar Eigendorf 1880.) Dieses Werk berührt in klarer Kürze die wissenschaftlichen, so wie die socialen Fragen unserer Zeit, es spricht von den Ursachen unserer Uebel, von den Bedingungen zu unserem Wohle, von den materiellen Bedürfnissen, von der Arbeit und Dürstlichkeit des Leibes und der Seele, vom Geistes- und Gemüthsleben des Einzelnen; es spricht von den Seikeln der Menschheit, von Krieg, Krankheit, Pfaffenhum, Luxus u. s. w. und klingt versöhnend mit der Hoffnung aus, daß wir über die Widerwärtigkeiten siegen werden, indem wir über uns selbst siegen. — Es ist ein heller und milder Geist, der aus diesem Buche spricht. Gleichwohl das Buch zu kurz gefaßt ist, um tiefer unterrichten zu können, so wirkt es doch anregend auf den gebildeten Leser und wohl auch erläuternd und leitend auf ein größeres Publikum. — Weniger Günstiges ist von einem anderen für das Volk berechnete Buch „Bibel der Natur.“ Offenbarungen der fortschreitenden Vernunft, Grundrisse einer neuen Weltanschauung von Adolf Silberstein (Leipzig, P. Sckerlein), zu sagen. Hier wird frisch abgezogener Naturwissenschafts-Extract auf dem Jahrmarkt zum Verkauf ausgesetzt, auch Pessimismus in Fläschchen und en gros ist wohlfeil zu haben. Da wird auf die Gassen und Straßen geschrien: Die Gottheiten sind falsch! Gott ist Menschenwerk! Der Mensch ist nichts! Alle Religionen sind Phantasie! Es gibt keinen Himmel! Es gibt keine Vorsehung! Die christliche Moral ist veraltet! — Vorausgesetzt, man wüßte es, daß es so wäre, so sagt man es doch den Kindern nicht. Wer solche „Wahrheiten“ ertragen kann, der muß eine gefestigte, aus gründlicher Bildung hervorgegangene Lebensanschauung inne haben, oder absolute Gemüthslosigkeit muß ihm erlauben, die leichtfertig hingeworfenen Phrasen spielend aufzunehmen und spielend wieder zu vergessen.

**Der Bernsteinsucher.** Roman von G. Rosenthal-Bonin. Zwei Bände. (Leipzig, Bernhard Schilde 1880.) Für die Freunde des Romans wüßten wir zu dieser Zeit kaum ein interessanteres Buch zu empfehlen, als das hier genannte. Der Held desselben

ist ein Bernsteinsücher an der Ostsee, der in sich den unwiderstehlichen Drang fühlt, es zu Besserem und Höherem zu bringen und diesem Drange bei einem seltsamen Anlaß sogar seine Ehrlichkeit zum Opfer gibt. Er bringt's zu was, er wird ein illustrierter Opernsänger zu Paris, aber die Kemeßis folgt ihm nach und ein Mädchen ist es, das ihn befreit. Doch wozu dieser fahle Stamm des Grundthema's! Das zahlreiche Gedröck der Nebenepisoden und Umstände mit der fesselnden Darstellung der Bernsteinsücherei, mit der künstlerischen Durchführung der wirkenden Charaktere, das läppige, frische Blatt- und Blüthenwerk des anziehenden Stils — all' das macht Rosenthal-Bonin's neuen Roman originell, spannend und schön. Wir stimmen vollständig überein mit dem, was Giroussimus Borm über diesen Autor sagt: Immer bleibt sein Hauptverdienst die mächtig hervortretende Poesie des Gefundenen oder Erfundenen und die herzegewinnende Gewalt der Charakteristik. In dieser Beziehung darf Hugo Rosenthal-Bonin mit Heinrich von Kleist verglichen werden und sollte dieser Verfasser noch Jugend und Schaffenskraft besitzen, so wird sein Name einst neben denen der gepriesensten Romellisten leuchten.

**Gesammelte poetische Werke von Ludwig August Frankl.** Drei Bände. — Ludwig August Frankl gehört zu jenen Poeten, welche man mit in erster Reihe nennt, wenn man der poetisch so fruchtbaren und bedeutungsvollen Epoche des „Bormärz“ gedenkt; er war nicht bloß der intimste Freund, sondern auch einer der talentvollsten Mitstreitenden Anastasius Grün's und Nikolaus Benau's.

Wie er als Mensch von seltener Vielseitigkeit war und ist, so auch als Dichter. So wird es dem Publikum erfreulich sein, in schöner Ausstattung eine Gesamt-Ausgabe der poetischen Werke Frankl's zu erhalten, welche bisher theils nur in theueren Ausgaben erschienen, theils, weil gänzlich vergriffen, nicht mehr zu haben waren.

Diese Ausgabe bietet zunächst die „Lyrischen Gedichte“ in gestrichelter Auswahl. Es werden farbenfrische Schilderungen fremden und heimatlichen Landschaftslebens theils als Selbstzweck vorgeführt, theils dazu, um daran sinnige Gleichnißreden zu knüpfen. In dem Abschnitt „Liebe“ sind jene Gesänge vereinigt, welche längst ihren Weg in die Anthologien und in die Herzen der Jugend gefunden, während der dritte Abschnitt „Aus der Ferne“ den farbenprächtigen Orient, Griechenland, Italien, Asten und Afrika, die der Dichter bereiste, vor uns aufrollt. Ein vierter Abschnitt „Rassen und Sinnen“ gibt eine Auswahl

aus der contemplativen und philosophischen Lyrik Frankl's und dürfte darunter besonders ein bisher ungedruckter Sonettenkranz berechtigten Beifall finden. Der letzte Abschnitt „Denkmale“ und „Scenen“ enthält Gedichte, welche der Erinnerung an hervorragende Momente aus der Kunst-, Literatur- und Völkergeschichte geweiht sind.

Hieran schließt sich eine Auswahl aus Frankl's Balladen und Romanzen, die der Geschichte, der Sage und der Legende angehören. Neben der düster-kraftigen Ballade, der sanft ausklingenden Romanze steht die anspruchslos vorgetragene Anekdote, der behaglich ausgemalte Schwank. Frankl verheerlicht gern seine Heimat Oesterreich und erweist sich hiebei als ein ebenso begeisterter, als freisinniger Sänger, als ein deutsch und edel gesinnter Mann und schon darum verdienen diese Werke ihren Platz in der Bibliothek in jeder gebildeten österreichischen und deutschen Familie. Noch reizvoller erweist sich die andere specielle Eigenart Frankl's: er ist der Sänger des Judenthums!

Wenn wir noch des düster-kraftigen Gedichtes „Der Primator“ gedenken, in welchem der Dichter ein prächtiges, glutvolles Bild aus der Geschichte jüdisch-christlichen Glaubenshasses hingestellt, so leitet uns dies zugleich am besten zu den Balladen über, die Stoffe aus der jüdischen und arabischen Welt in fast unvergleichlicher Farbenpracht hinstellen. Eingegen führt uns das epische Gedicht „Ein Maggyarentönig“ wieder in den Westen, nach Ungarn. „Colombo“ und „Don Juan“ stehen hoch in dem Urtheil der Literaturhistoriker und in der Gunst des Publikums. Was ihnen diese Bedeutung gegeben, ist nicht bloß der Wohlklang der südlischen Formen, nicht bloß der Farbenglanz der Bilder, nicht bloß die Plastik der Gestalten, sondern auch der architektonische schöne Aufbau.

**Frik Mauthner: Vom armen Frankl'schen.** Kleine Abenteuer eines Kesselflickers. Bern und Leipzig, Georg Froben und Cie. Hat uns der Verfasser der Parodieren „Nach berühmten Mustern“ durch sein Talent, mit proteusartiger Zauberkunstfertigkeit sich in allen möglichen Stylformen zu bewegen, unsere Bewunderung abgenüßigt, so zieht er uns hier durch die natürliche Anmuth seiner schlichten Erzählungsweise an. Der kleine Held der „kleinen Abenteuer“, — welche wir übrigens eher als Skizzen, Fragmente oder Episoden bezeichnen möchten — ist einer jener slowakischen Drahtbinder, welche alljährlich zu Tausenden die Heimat im nordwestlichen Ungarn verlassen und mit ihrer Draht- und Blechwaare aller Herren Länder durchziehen.

Für welche Klasse von Lesern ist das Buch vom armen Franischto bestimmt? Wir haben den Eindruck, als habe es der Autor ohne alle Rücksicht auf die Bedürfnisse und Herkömmlichkeiten des Büchermarktes aus innerstem Herzensdrange sich selbst zur Luft geschrieben. Vielleicht ist es gerade deshalb für alle erdenklichen Leserkreise geeignet. Der Verfasser hat es seiner Mutter gewidmet; wir empfehlen es allen Leuten von Herz und Gemüth. M. R.

Wir haben die Freunde deutscher Monatsrevuen schon wiederholt aufmerksam gemacht auf die in Gebr. Baetel's Verlag in Berlin erscheinende „Deutsche Rundschau“, herausgegeben von Julius Rodenberg. Die letzten zwei Hefte geben speciell Anlaß, auf diese gebiegene Schrift hinzuweisen. Zwei Erzählungen: „Der Heilige“ von F. Meyer und „Ein Unnetirter“ von C. Wichert, vertreten den novellistischen Theil. Unter den gehaltvollen Essais nennen wir Birch-Hirschfeld's Aufsatz über den Ursprung der menschlichen Minnensprache und Max Müller's hochinteressanten Vortrag über die individuelle Freiheit, in welchem letzterem zwischen dem englischen und deutschen Erziehungs- und Universitätswesen lehrreiche Parallelen gezogen werden. Geschichtliche, ethnographische, literarische Beiträge von Birchow, Friedländer, Decker, Gerland, Gesseln, Carriere u. A., bieten in reichem Maße Anregung und Belehrung.

**Illustrirte Literaturgeschichte in volkstümlicher Darstellung.** Von Otto von Leizner. Leipzig und Berlin, Otto Spamer. Es liegen davon die kürzlich erschienenen Hefte 13—16 vor, deren Inhalt und Ausstattung hinter den früheren Lieferungen in keiner Hinsicht zurückbleiben. Die in der 13. Lieferung behandelten Literaturbilder dürften einerseits durch den dunkeln Hintergrund, den der Verfasser durch anziehende, zum Theil auch drastische Darstellung der Zeitverhältnisse des 17. Jahrhunderts, namentlich der sittlichen Verkommenheit in den höheren Kreisen anschaulich macht, andererseits durch die Biographien damaliger Dichter und Berskünstler wirksam sein. Vom allgemeinsten Interesse ist ferner der Abschnitt über das damalige Theaterwesen, über die ältesten Zeitungen in Deutschland, endlich auch über die Anzeichen eines frischeren und freieren Geistes. In der 14. Lieferung gelangt der erste Band zum Abschluß und der zweite Band beginnt mit dem durch die schweizerischen Literaturförderer Bodmer und Breitinger bewirkten Aufschwunge in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Dann sind die Verdienste Gottsched's, Gellert's, die Dichter Zacharia, Gleim, Uz, sowie die

Satiriker und Epigrammatiker Rabener, Lichtwer, Kästner und Andere charakterisirt. Das Hauptinteresse richtet sich aber auf den Abschnitt: „Der Beginn der Empfindsamkeit“, speciell auf Klopstock, den ruhmreichen Dichter der „Messiade“, welche bis in die Einzelheiten nach Form, Inhalt und Bedeutung gewürdigt ist. Noch weit spannender ist dann das Kapitel über das „Erwachen des nationalen Bewußtseins“ gehalten. Ueberall bewährt sich der klare Blick und die warme Hingabe des Verfassers an seine Aufgabe und so steigert sich das Interesse für das schöne Literaturwerk mit jeder neuen Lieferung.

**Illustrirte Geschichte der Schrift.** Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde. Von Carl Faulmann. Mit 15 Tafeln in Farben- und Lindruck und vielen in den Text gedruckten Schriftproben, Schriftproben und Inschriften. A. Hartleben's Verlag, Wien, Pest und Leipzig. Mit dem sechsen erschienenen 20. Hefte hat das vorliegende Werk seinen Abschluß gefunden und wir sind nun in der Lage, das ganze Werk zu übersehen.

Bis her ist die Geschichte der Schrift nicht nur von Laien, sondern auch von Fachgelehrten für einfacher gehalten worden, als sich dieselbe nach Faulmann's Untersuchungen darstellt. Man nahm allgemein an, daß die Schrift auf der Nachbildung der Gegenstände beruhe, somit ursprünglich eine Wortschrift war, aus der sich allmählich die Silben- und Buchstabenschrift, letztere insbesondere bei den Phöniciern, entwickelte; alle Abweichungen der Zeichen hielt man für das Product der ungeschickten Nachahmung der Entlehner oder der Abschleifung in Folge des häufigen Gebrauches. Wenn das letztere auch von Faulmann zugestanden worden ist, so weigerte sich derselbe doch, die Ungeschicklichkeit als Ursache der Zeichenverschiedenheit anzunehmen, wies vielmehr darauf hin, daß dieselben Zeichen bei verschiedenen Völkern in verschiedener Bedeutung vorkommen, und unternahm es, den Ursachen dieser Verschiedenheit nachzuspüren. Diesen Untersuchungen ver dankt der erste Theil des Werkes, der von den Runen handelt, seine Entstehung, aber auch bei den übrigen Alphabeten hat es Faulmann, unterstützt durch eine ungewöhnliche Belesenheit, Cultur- und Sprachkenntniß, sowie durch einen erstaunlichen Scharfsinn, unternommen, die Grundbedeutung der Zeichen und Zeichennamen zu erforschen, und er ist dabei zu dem kaum mehr anscheinbaren Resultat gekommen, daß die Lautzeichen ursprünglich zugleich Zeit- und Zahlzeichen waren, mit den Wurzeln der Sprache.

unmittelbar zusammenhängen und daß hiermit auch die feste Ordnung der Alphabete in Verbindung steht. Faulmann führt daher die Entstehung der Schrift in eine uralte Vorzeit zurück, in welchen Zeiten, Laut und Begriff identisch waren, so daß die zahlreichen Schriftbilder der Ägypter und Chinesen aus derselben Wurzel sprossen, aus der sich die Runen und die Alphabete entwickelten. Wir können hier auf diese Frage nicht eingehen und weisen darauf hin, daß Faulmann die 16 Runen ebenso auf zwei Ur-Runen zurückführt, wie er die ägyptischen Lautzeichen aus dem Begriffe eins, zwei, drei entwickelt, und während er die 16 Runen als die Bestandtheile eines uralten Kalenders erklärt, und auch die abessinischen wie die phöniciſchen, griechischen und slavischen Zeichen als die Zeichen der 22 respective 24 Tagesstunden nachweist.

Diese Untersuchungen werden in einer höchst interessanten, populär-wissenschaftlichen Weise geführt, welche den Leser in eine bisher unverständene Symbolik einweiht und nebenbei den Sinn so mancher Sagen enthüllt, über welche sich die besten Denker bisher fruchtlos die Köpfe zerbrochen haben. In dieser Beziehung ist das vorliegende Werk bahnbrechend und epochemachend für das Gebiet der Alterthumskunde und die bisher landläufigen Begriffe über alte und neue ungewisse Völker in einer Weise corrigirt, welche nur wünschen läßt, daß die neu aufgefundenen Spuren weiter verfolgt werden mögen.

Im zweiten Theile, welcher die Schriftsysteme aller Völker der Erde enthält, treten diese Untersuchungen vor der Masse des Stoffes, den die verschiedenen Schriftarten bieten, mehr in den Hintergrund, doch läßt der Verfasser sie nie aus den Augen und ist stets bemüht, auf die verborgenen Fäden hinzuweisen, welche die Cultur der einzelnen Völker verbinden. Bewundernsworth ist hier die erstaunliche Kenntniß der verschiedenen Schriftformen, welche der Verfasser entwickelt. Aus hunderten von gelehrten Werken und zerstreuten Aufsätzen sind die Proben der ältesten Inschriften, der Uebergangsepochen und der gangbaren Schriften der Neuzeit gesammelt, und nicht nur Bilder für die müßige Neugier treten hier vor das Auge, sondern die Umschrift, Erklärung und Uebersetzung der Schriftproben machen den Leser auch mit allen Einzelheiten der Schrift und Sprache bekannt. Alle Mittel der typographischen Technik mußten aufgeboten werden, diese Schriftproben herzustellen; die Tafeln bringen in Farben und Golddruck Meisterwerke der Calligraphie der verschiedenen Völker, die an Reichhaltigkeit unübertroffenen Typen der I. I. Staatsdruckerei reichten nicht aus,

die Schriftproben im Text herzustellen; es wurde auch die Lithographie und die Hochätzung, selbst die Photographie zu Hilfe genommen; letztere insbesondere, um Proben seltener Incunabeln-Drucke zu liefern.

**Der Carnival in Venedig.** Novelle von Carl Heigel. (Hallberger, Stuttgart.) Die neueste Novelle C. Heigel's bietet, insbesondere dadurch eigenthümlichen Reiz, daß die Localfarbe meisterhaft getroffen und festgehalten ist. Es spiegelt sich darin der ganze Zauber der Lagunenstadt mit ihrem unvergleichlichen Maskenfestplatz, den nachts stillen, mondbeglänzten Kanälen, dem einsamen, wellenumrauschten Lido. Die Menschen und die sie umgebende Natur sind in jene harmonische Verbindung gebracht, die den schönsten Reiz des echten Kunstwerkes bildet. Es sind lauter individuelle Charakterbilder, realistisch, aber nicht nach der verbenen Weise der Naturalisten gemalt. Die Grazie der Form, die Heigel's Erzählungen auszeichnet, wird man auch hier nicht vermissen.

**Wenn Frauen hassen.** Roman von Fr. Henke I. Zwei Bände. (Hallberger, Stuttgart.) Mit viel Lebenswahrheit, die nur aus reichen Lebenserfahrungen und Menschenkenntniß entspringen konnte, zeigt der Verfasser, wie weit ein Frauenherz in seiner Leidenschaft, in seinem Haß gehen kann, um zuletzt vor den verzweifeltsten Mitteln nicht mehr zurückzusichren. Neben den dunkleren Seelenmalereien hebt sich wohlthätig die sanfte, reine Gestalt der Helbin Marie ab, um so wirksamer, als sie mit ihrer nächsten Umgebung den einzigen Lichtpunkt des Gemäldes bildet. „Wenn Frauen hassen“ ist ein psychologisch ungemein fesselndes Buch und nebenbei so interessant geschrieben, daß Jeder dem Verfasser mit Spannung bis zum Schlusse folgen wird.

**Populäre Entwicklungsgeschichte der Welt** von Carl August Specht. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. (Gotha, Wallberg'sche Verlagsbuchhandlung, 1880.) Der durch seine freisinnigen Schriften vortheilhaft bekannte Verfasser zeigt in sehr einleuchtender Weise, wie ein großes Entwicklungsgesetz das ganze Weltall beherrscht und führt uns an der Hand der astronomischen Forschung, sowohl in die nebelgraue Vergangenheit als in die fernste Zukunft unseres Sonnensystems. Alle aufgekärten und denkenden Menschen werden das Buch mit großem Interesse lesen und dem Verfasser für seine Mühe, das höchste Problem des menschlichen Forschergeistes auch dem Laien verständlich vorgeführt zu haben, aufrichtig Dank wissen.



Für das reisende Publikum: **W. William's** Original-Kurskarte von Mittel-Europa. (Geographisches Institut, Antwerpen.) Die Karte ist nach ganz neuem Principe bearbeitet; die Einrichtung ist das Resultat eingehender Versuche. Alle Eisenbahnverbindungen wurden durch rothe, die Postrouden durch gelbe und die Fluß- und See-Dampfer durch blaue Linien dargestellt und die Hauptverbindungen verstärkt hervorgehoben. Die Postlinien stehen erst in zweiter Linie der Wichtigkeit und wurden zweckentsprechend mit lichter Farbe eingedruckt; ein dunkler Ton würde die Uebersichtlichkeit der Eisenbahnverbindungen aufgehoben haben.

**Cymian**, Thiermärchen für sinnige Leser von **R. Trebig**. (Wolfsbüttel, Julius Zwickler.) Wir möchten manche dieser sinnigen Erzählungen „Novellen aus dem Thierreiche“ nennen und wäre damit nicht zu viel gesagt. Wir haben da interessante Darstellungen aus dem Natur- und Seelenleben der Eister, des Fischhörchens, des Kukul, der Schildkröte, des Wieselhens u. s. w. die zu näherem Studium des Thierlebens anregen.

Ferner dem „Heimgarten“ zugegangen: **Jord Lucifer**. Lustspiel in fünf Aufzügen von **Robert Hamerling**. (Hamburg, Verlag von S. F. Richter, 1880.)

**Frühlingsnächte** in Salamanca. Von **Johannes Nordmann**. Dritte Auflage. (Wien, Julius Klinckschardt, 1880.)

**Hallberger's Illustrated-Magazine**, gegründet von **H. Freiligrath**. 1880, Nr. 2. (Stuttgart, E. Hallberger.)

**Sieben Jahre in Süd-Afrika**. Erlebnisse, Forschungen und Jagden auf meinen Reisen von den Diamantenseldern zum Zambesi (1872—1879). Von **Dr. Emil Holub**. Mit mehreren hundert Original-Illustrationen und vier Karten. Lieferung 1. (Wien, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.)

## Postkarten des Heimgarten:

**Herrn F. M., Graz:** Wir sind ganz Ihrer Meinung, daß die „Ballgespräche“ von **R. G.** im vorigen Hefte nicht eine „spielende Träumerei“ im Gegenjage zu

ernsten Arbeiten desselben Autors seien und daß dieser dabei, wie bei **Allem**, was er für den „Heimgarten“ schreibt, seine volle und beste Kraft eingesetzt habe. Aus seinem eigenen Munde haben wir die Versicherung: Was ich schreibe, kann gut oder schlecht, gelungen oder mißlungen sein, niemals aber ist es das flüchtige, leichtfertige Erzeugniß einer „müßigen Stunde“.

**Ernst, Linz:** Angenommen.

**Enaim:** Gerne, wenn es nicht verpönt wäre. Leider ist die Entwicklungstheorie bereits zum Dogma geworden.

**F. M. G., Wien:** Für diesen Winter verspätet. Hoffentlich im nächsten.

**H. B., Nürnberg:** Ja wohl, auch hierin wäre von den Alten zu lernen; sie kannten die „Höflichkeit“ nicht, so konnten sie auch nicht „grob“ sein, sie waren urban. **Bessing** sagt: Der Reibische, der Hämische, der Rangflüchtige, der Verbeher sei der wahre Grobian. Derbheit ist was Anderes, **Goethe** rath die Derbheit und Rücksichtslosigkeit an, wo sich's um's Recht handelt. Die feinste Höflichkeit ist mitunter die größte Falschheit.

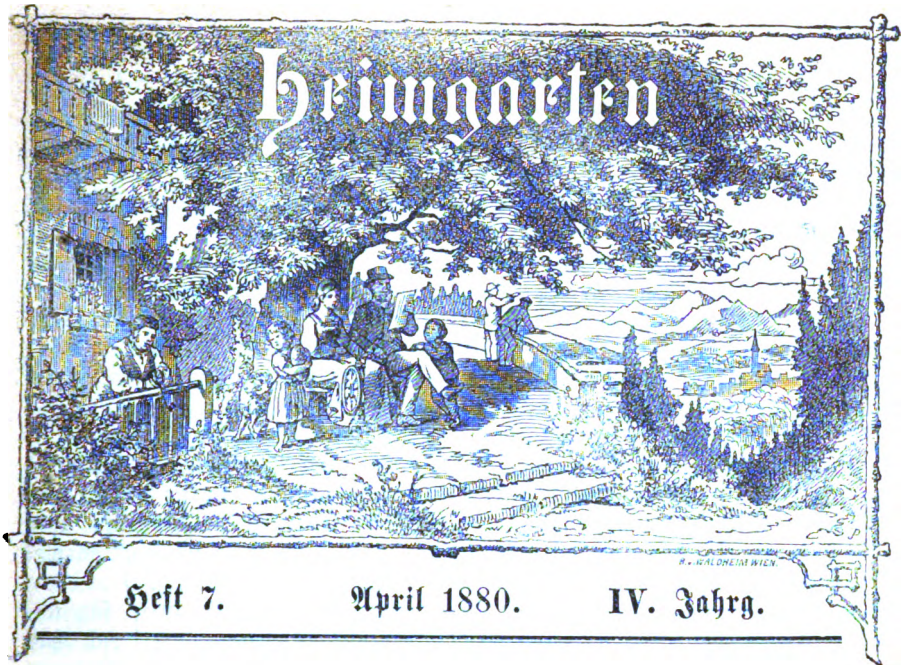
**M. Jelm, Berlin:** Sagen Sie, was Sie wollen, was man aus der Natur gewünscht, das soll man in der Kunst nicht wiederfinden.

**M. M., Göttingen:** Theilen Ihre Meinung. Die Vorlesungen auf Universitäten sind nur nützlich, wenn sie lehren, wie man sich selbst belehren solle, wenn sie anfeuern, zum Selbststudium anregen, wenn sie eigene Erfahrung mittheilen, wenn sie mit einem Worte weniger den Charakter eines Schaufensters, als einer Werkstatte haben. Indeß sind Ihre Ausfälle zu heftig, als daß sie wirken könnten.

**Judapest** × ×: Auf Ihr Verlangen nach einer Charakteristik des Nihilismus antworten wir das Folgende: Nehmen Sie die Erde, den Staat und die Kirche, die Könige und Gott und spucken Sie darauf, so haben Sie den Nihilismus.

**Prof. A. J., Mosernewburg:** Persönlich ganz Ihrer Meinung. Jedoch bewußter, uns von anonymem Verfasser eingesandter Artikel erzählt einen Vorgang, den heute Hunderttausende von Menschen durchmachen müssen, der leider nicht widerlegt werden kann und der viel zu wichtig ist, als daß man ihn ignoriren dürfte. Wohl ist der Gegenstand viel zu ernst, um satyrisch behandelt zu werden; der Aufsatz schien uns aber besetzt vom Drange nach Wahrheit und Idealism, darum glaubten wir ihn nicht zurückweisen zu dürfen.

# Heimgarten



Heft 7.

April 1880.

IV. Jahrg.

## Wie ich zu einer Frau kam.

Nach Fritz Reuter aus dem Plattdeutschen übersezt von P. R. Hofegger.\*)

Ich wär richtig mit der Weil ein alter Junggesell worden, wär in der Welt herumgeschupit worden, da her, dort hin, hätt meinen Kopf immer-einmal auf ein weich Pölskerl gelegt und immereinmal auf ein Strohbindel. Aber halt, wie ich älter werd, da gefallt mir das Strohbindel lang nit mehr so gut, wie in meinen Zwanziger-Jahren. Wer in seinen Kinderjahren gern gelbe Wurzeln ißt, wird deroßhalb in seinen alten Tagen das Gansbrat'l nit verschmah'n. — Na, die

Leut sagen: „heiraten“ und ich sag: „bedenken“ und schleich um den heiligen Ehestand herum, wie der Fuchs um den Hühnerstall und denk: Haben möcht ich halt doch Eine! Sinein kommst nach und nach auch, aber, wenn du einmal aufpactt hast — kommst auch wieder heraus? — Wann ich nachher wieder auf den Hirtchenwirth sein ewigs Schweins- und Hammelbratel denk und wie's in meiner Stuben ausschaut, grad wie in der lieben Gotteswelt vor dem ersten Schö-

\*) Von uns Aelpfern kriegen die norddeutschen Landsleute so viele Bauerngeschichten zu hören, daß wir wohl einmal eine Gegengabe verlangen dürfen. Und um eine solche sind sie wahrhaftig nicht verlegen, ja sie haben in dieser Sorte an ihrem Fritz Reuter wohl das Beste aufzuweisen, was die Dorfgeschichten-Literatur je hervorgebracht hat. Nur glauben wir Süddeutsche ihr Plattdeutsches nicht verstehen zu können. Gegen eine Uebertragung der Reuter'schen Schriften in's Hochdeutsche spricht erstens der Herr Verleger und zweitens die mundartliche Dichtung selbst, die in der Allersweltssprache an ihrer Wahrheit und Ursprünglichkeit nur verlieren könnte. Ich habe den Versuch gemacht, ein paar kleine Geschichten Reuter's in den steirischen Dialekt zu übersezen und gefunden, daß die volkstümliche Eigenart dadurch gewahrt blieb. Indeß hat die steirische Mundart keine größere Ausdehnung, als die mecklenburgische; sie wird wohl in allen deutschen Alpenländern verstanden, wie ihre Charakteristik ja durch Nieder-, Oberösterreich, Salzburg, Kärnten und Tirol geht und sich enge an das Allemantische schließt; aber die für das Hochdeutsche geschulten Augen des Lesers sind

pfungstag, und wann mir gar noch dabei so ein safermentischer Knopf abspringt, da sag ich: „heiraten“ und fagen die dummen Leut wieder: „bedenken!“ — So sitz ich halt nachher da zwischen Baum und Borken und die Jahr fangen an und wachsen mir groß über den Kopf.

Na, so steh ich einmal beim Ofen und hab meine Tabakspfeifen angesteckt und gud in's Wetter. Der Schnee flammelt vom Himmel herab, draußen ist's gar still, kein Wagen zu hören, nur von Weitem klingelt ein Schlitten und mir wird recht einsam, und dazu ist der heilige Christabend.

Wie ich so dasteh und verloren durch's Fenster schau, schiebt mein Nachbar Leiten = Schuster einen Hand-schlitten voll Holz vor seine Thür, das er sich im Stadtschachen zusammengesucht hat und obenauf liegt ein grüner Tannenwipfel.

„Na, schieb an!“ sag ich, „soll Er mir das andere Paar Stiefel machen und geht Holzklauen! Hühneraugen hat er mir angeschuftert, na, bei Dem laß ich nimmer arbeiten.“ — So steh ich eine Weil und gruselt mich durch alle Glieder und über den Buckel und ich sag zu mir: „Natürlich,“ sag ich, „einen Schnupfen, einen tüchtigen Schnupfen! Und wosweg nicht? Die Stiefel sind auseinander und mit der Woll, die ich der Frau Bütowin geben hab, stopft sie ihre eigenen Strümpf und meine haben keinen Boden. Alles in der Welt geht natürlich zu.“ — So steh ich, bis es duster wird und wie ich Licht anzünden will,

kann ich kein Feuerzeug finden und wie ich's find, will die Ampel nit brennen: Die Frau Bütowin hat den Docht nit puht und wie ich das Ding kümmerlich im Zug hab, geht's mir nochmals vor meiner Nasen aus; die Frau Bütowin hat kein Del draußgossen. In solchen Umständen ist es schön, wenn gleich Einer zur Hand ist, den man tüchtig ausschelten kann; ich hab aber Keinen zur Hand gehabt — was soll ich anfangen? Ich gud wieder durch's Fenster.

Bei den Schusterleuten war es hell geworden und in der Stuben war ein lustig Leben und Jauchzen: aber sehen hab ich's nicht können, es waren die Fürhång herunter.

Na, gud den Schuster, sag ich, ordentliche Fürhång, das! Ich hab keine Fürhång, die Frau Bütowin kann nicht damit umgehen. Die erste Zeit hat sie mir sie einmal anbunden, da war unten nichts und oben nichts und wie mich die Leut fragen, ob ich an meinen Fenster Kinderhemdlein trocknen thät, da hab ich sie herabgerissen. Natürlich hab ich mich drauf wieder über den Schuster geärgert: Der Kerl macht mir meine Stiefel nicht und will leben wie ein Graf und ich sitz da im Duftern und hab keine Fürhång, hingegen einen Schnupfen im Leib. Ich mach mich auf, geh über die Straßen und dent: Wart, sollst dem Kerl doch ein wenig was anthun!

Wie ich in die Stuben komm, steht ein Tannenbaum auf dem Tisch, Lichter dran und dem Schuster sein

der Schreibart des eigenen, vaterländischen Dialekts ungewohnt. Was bleibt mir denn übrig, als einmal ein Stück von Fritz Reuter (den ich meinen Lesern gar so gerne näher bringen möchte) möglichst mundgerecht zu machen!

Das habe ich denn mit der vorstehenden Geschichte versucht; sie hält die Mitte ein zwischen Volksdialekt und Hochdeutsch; ich wollte damit erreichen, daß sie allgemein lesbar und verständlich sei und doch von der Ursprünglichkeit des Originals so wenig als möglich einbüße. Inwiefern mir das gelungen, mögen Sachkenner entscheiden. Jedenfalls, glaube ich, wird diese Erzählung des norddeutschen Humoristen vermögen, den Werth Fritz Reuter's für Solche anzudeuten, die ihn noch nicht kennen; dann mögen diese nur muthig nach dem Plattdeutschen greifen, in welches sie sich rascher als vermuthet worden, hineinlesen werden. Die großen Werke Reuter's: „Ut mine Stromtid“, „Ut mine Festungtid“, „Ut de Franzosentid“, „Rein Hülsung“ u. s. w. werden ihr reicher Lohn sein.

kleiner Karl und Christl haben Flöten und Trompeten und machen Musik dazu und das Jauchzen und Kreischen besorgt dem Schuster sein kleines Mariel, das mit den Händen nach den Lichtern tastet und mit den Beinen auf der Mutter ihrem Schooß strampelt. Die Schusterin hat das Spinnrad zur Seiten gestellt, eine reine Schürze umbunden, das Sonntagstuch umgeschlagen und hat ein Sonntagsgesicht aufgesetzt, lacht die Kinder an und wischt dem kleinen Mariel den Mund ab, wenn die Kleine mit den Lehrlingen allzuviel dran herumfahrt. Der Schuster hat sein Schurzfell über die Werkstatt deckt, hat seine Hauspatzchen angesteckt und sitzt jetzt mit seiner langen Pfeife auf dem Schusterstuhl und spendirt sich einen Krug Bier.

Jetzt, da kann Euch doch Keiner mit Schelten in's Haus fallen. Ich sag also bloß: „Guten Abend!“ und daß ich doch einmal nachschauen wollt, was diese Luft zu bedeuten hätt. Na, so ist mir gleich Alles gezeigt worden, die Pfeffernüssen und Äpfel, die bunten Bohnentränz und die Hagebuttenkränz, die sieben Semmeluppen und einen, den Zuckerhusaren, der ganz oben im Tannenbaum hängt.

„Ist vielgesuchte Waar,“ sagt der Schuster, „drei Jahr haben wir sie nu glücklich durchbracht bis auf den Schwanz vom Husaren sein Pferd, den hat der Christl einmal abbitzen. — Ja Dich mein ich!“ setzt er dazu und droht dem Jungen mit dem Finger.

Ich will doch nit von ihm mit meiner Arbeit weggehn, sag ich zu mir und mir ist ganz erträglich zu Muth, gleichwohl ich meinen niederträchtigen Kopfwehtag hab. Wie mir aber der Leitenhschuster das Haupt- und Tafelstück weisen und ausdeuten thät, es war Adam und Eva vor dem Sündenfall schön in Semmelteig ausgeknetet und mit Eiern und Safran gelb angemalt, und als die zwei kleinen Leitenhschusterleins sich links und rechts an unsere ehrwürdigen Stamm-

eltern hinstellen und zu blasen und trompeten anheben — da wird mir doch gerade so zu Muth, als wenn der alte Radmacher Langlaus mir mit seinem stumpfen Handbohrer in den Kopf hineinbohren thät, daß Alles pfeift und knirscht und mich dabei fragt, ob das nicht schön wär? Der Schuster mag mir's wohl ansehen, denn wie mich seine beiden Cherubine richtig aus seinem Paradies hinaustrumpet haben, geht er mit mir hinüber, will mir Licht anmachen und fragt, wo ich die Schwefelhölzer hätt?

„Haben thu ich Alles,“ sag ich, „aber unser Herrgott und die Frau Bütowin weiß, wo es zu finden ist.“

Der Schuster hilft mir noch aus den Stiefeln und sagt: „Rasse Fuß! Und ich habe Ihm die andern Stiefel nicht fertig gemacht.“ Hilft mir in's Bett und sagt: „Wart, meine Frau soll herüber kommen und Ihm Thee machen.“

Das ist denn auch geschehen, aber was in den nächsten vierzehn Tagen mit mir vorgegangen, davon weiß ich nicht viel zu erzählen.

Ich bin in einem schweren Traum gelegen; mir ist vorgekommen, als wie wenn meine ganze Stuben voll Tannenbäum brennen und leuchten thät und an jedem hing ein wunderschöner Semmelkuchen mit Adam und Eva und das ganze Paradies, und wenn ich drauf losgeh und die Hand darnach ausstreck, dann hab ich einen zer-rissenen Stiefel in der Hand und einen Strumpf ohne Boden und der Christl und der Karl stehn dazwischen mit der Heiligen = Christbescherung und stöten und blasen, daß es mir durch den Kopf surrt und girtt und die tausend Lichter tanzen vor meinen Augen und wenn ich ruf: Laßt mich doch, laßt mich doch in Ruh, ich will ja doch wieder bei eurem Vater machen lassen! Und ich red die Hand wieder nach dem schönen Semmelstrizel aus, so treiben sie mich wieder zurück und trompeten mit in die Ohren:

Stiefelmachen, Stiefelmachen!  
 Hat Er was zu Stiefelmachen,  
 Für so 'n alten Junggesellen  
 Soll kein Weihnachtslust mehr gelten.

Darauf hebt der alte, rothglafirte Topf, der mir über Häupten steht, über sein ganzes, breites Gesicht zu lachen an und in der Stuben laufen lauter zerrissene Stiefel und strecken die Zungen heraus, und der Leitenschuster fangt einen nach dem andern ab und faßt sie an einen Strick zusammen und hängt sie an's Fenster anstatt der Fürhäng. Zu meinen Füßen thun zwei Männer ungeschlacht Holz schneiden; der Eine sägt feines Kaffeeholz, der Andere schneidet eichene Knorren, und wenn Kaffeeholz gesägt wird, so tanzt der Frau Bütowin ihre Nachtmützen vor meinen Augen auf und nieder, immer auf und nieder, und wenn die eichenen Knorren geschnitten werden, da siehts mir vor den Augen, wie eine große Erdbeer im grünen Schachen, und wenn ich genauer guck, so ist's meinem Vetter Mathias seine rothe Nase, die lugt aus meinem grünen Fußsack heraus.

Na, einmal des Nachts, als wieder stark in eichenen Knorren gearbeitet wird, da ist mir gerad so, als thät ich aus dem Dufstern in's Helle kommen; ich greif um mich, wo ich bin — ich lieg im Bett, die Nachtampel brennt matt und im Lehnstuhl mit den großen Polsterbuden liegt mein Vetter Mathias, wirklich bis unter der Nasen in meinem grünen Fußsack und schnarcht ganz fürchterlich.

„Vetter Mathias!“ ruf ich, „wo ist der Leitenschuster?“

„Junge,“ sagt mein Vetter, denn er nennt mich immer noch Junge, ungefähr mit eben so viel Recht, als der alte Nachbar Hamann seine zwei zwei- undzwanzigjährigen Köpfer immer noch die Füllen heißt, „Junge, fangst Du mir schon wieder an? Was hast Du denn gleichweg mit dem Leitenschuster? der Mann, der thut Dir nichts.“

„Vetter,“ sag ich, als er sich wieder schön zurecht legt, um das Sägeschäfft weiter zu besorgen, „ist das wahr oder hat mir träumt, haben wir alte Junggesellen keinen Theil am Tannenbaum?“

„Dummer Dursch, Du,“ sagt der Vetter Mathias, „lieg still!“

„Bin wohl recht krank geweest?“ frag ich.

„Das weiß Gott,“ sagt mein Vetter und kriecht aus dem Fußsack und nimmt das Licht und leuchtet mir in die Augen. „Aber wahrhaftig! wahrhaftig! Ich glaub, nun bist Du durch, mein kleiner Kerl“, und dabei streichelt er mich, „Du schauft schon wieder anders aus. Kennst Du mich wohl auch? Deinen Vetter? und daß das meine Nasen ist und keine Erdbeer? Und willst das Erdbeerbroden endlich einmal sein lassen? Bist mir die vorig Nacht zweimal arg in's Gesicht gefahren, als ich ein bißel einbuselt bin!“

Ich versprach, mich nun besser zu schicken, werde ich doch wieder vernünftig.

Und so ist's auch gewesen. Die Krankheit geht zu End, aber meine Noth geht jetzt erst an. Ich bin so müd und so gliederweich, daß ich mich nit rühren kann und wenn ich die Augen aufschlag, so steht die Frau Bütowin vor mir und hat den rothglafirten Topf in der einen Hand und den Löffel in der andern, und füttert und ppropft mich mit der Krankensuppe — die ist schier so steif wie Buchbinderkleister und schmeckt auch so — und sagt: „Essen S'! Essen S' doch! Wenn S' nit essen, so werden S' nit g'sund.“ Und zu all' dieser Qual macht das alte, gutmüthige Gesell zu ihrem Kleisteropf noch so ein mitleidig Gesicht, daß ich schluden muß, ich mag wollen oder nicht.

Jedes Ding hat ein End und eine Wurft hat zwei. Ich komm aus dem Bett und sitz stundenlang mit meinem Vetter Mathias zusammen und verzählen uns was. „Vetter,“ sag ich

einmal, denn mir liegt der Traum vom Tannenbaum und den alten Junggesellen noch im Kopf, „Vetter, wir hätten eigentlich allbeid freien sollen.“

„Dummer Jung,“ sagt mein Vetter, „meinst Du, daß ich als österreicher Wachtmeister von anno Dreizehn in kaiserlich-königlichen Staaten eine kleine ungarische Husarenzucht anlegen hätt sollen?“

„Das nicht,“ sag ich, „ich red auch eigentlich nur von mir. Schau einmal, ich meine so: wenn ich eine Frau hätt, das heißt, eine ordentliche Frau und eine gute Frau, eine — kleine, kleine Frau und Du ziehst nachher zu uns...“

„Und soll Kinder warten? Dank vielmal.“

„So ist das nit gemeint,“ sag ich, „aber — freien thu ich, denn der Frau Bütowin ihre Pflieg in der letzten Krankheit...“

„Mich beucht,“ fällt er mir drein, „Du bist gut genug pflieg worden; ich selber...“

„So red ich nit!“ sag ich, „Du hast DeinMöglichstes than; aber eine Frau...“

„Bist leicht einer Gewissen auf der Spur?“ fragt mein Vetter.

„Wissen thu ich Eine,“ sag ich.

„Und will sie auch wohl?“ fragt er.

„Das weiß ich noch nit,“ sag ich.

„Ist wohl recht eine Saubere?“ fragt er und blinzelt mit dem Aug.

„Das nit,“ sag ich.

„Nachher ist sie sicher lang aus den Soldatenjahren draußen?“ fragt er und blinzelt wieder.

„Auch das nit,“ sag ich, „kannst sie ja einmal anschauen — ich kann leider Gottes nit mit, sie geht alle Tag draußen vor dem Thor gegen die Mühl hin spazieren, so zwischen drei und vier, und verfehlen kannst sie nit, sie ist just die Hübscheste von Allen, die da draußen umgehen.“

„Natürlich,“ sagt mein Vetter.

„Und hat eine Troddel am Mantel und einen kleinen Duben an der Hand,“ setz ich dazu.

„Heiratest das Kind mit?“ fragt mein Vetter.

„Was fällt Dir ein!“ begehrt ich auf, „ihr Schwesterkind.“

„Gott bewahr uns!“ sagt mein Vetter, „erhitz Dich doch nit. Was weiß ich davon. Meinetwegen kann sie ja eine Wittin (Wittme) sein. Na, anschauen will ich sie mir einmal.“ Und geht davon.

Drauf Nachmittags, so gegen fünf kommt er wieder, stopft sich eine Pfeifen an, setzt sich zu mir und sagt gar nichts. Wir rauchen denn allzwei wie Backöfen. Aber ich bin halt doch zu neugierig, steh auf und stell mich so, daß er mir mit seinem fortweg blinzeln Gesicht nit in's Aug schauen kann und frag: „Bist Du vor dem Thor gewest?“

„Das bin ich,“ sagt er.

„Nun?“ frag ich.

„Ja,“ sagt er.

„Hast sie gesehen?“ frag ich.

„Hab sie gesehen,“ sagt er, „und hab auch mit ihr geredet.“

„Packt Dich der Kukul!“ sag ich und dreh mich um. „Was hast mit ihr zu reden? Ich selber hab noch nit einmal mit ihr geredet.“

„Eben drum,“ sagt er; „Einer von uns muß ja doch anfangen und ich werde doch wohl mit meinem Schwestersohn seiner Braut reden dürfen!“

„So weit sind wir noch lang nit,“ sag ich.

„Was nit ist, das kann werden,“ sagt er und setzt sich in seinem Lehnstuhl fest zurück und streckt die Beine aus, als: Siehst mich wohl! „Ich will Dir was erzählen,“ sagt er, „wie ich so den Weg dahergeh, geht sie hinter mir; ich stell mich hin und guck sie an, sie hat einen kleinen Duben an der Hand; die Troddel kann ich nit sehen, weil sie am Budel hängt.“

„Ich kann mir's denken,“ sag ich, „Du hast sie gewiß recht finster angeschaut.“

„Wenn ich was anschauen will, so reiß ich auch die Augen auf,“ sagt

mein Vetter, „und das hab ich gethan und sie schlägt ihre Augen nieder mit so einem Zug, als wie wann sie auf die Nacht ihre Fürhäng vor der Bettstatt zusammen ziehen wollt, und wie sie vorbei ist, seh ich auch die Troddel.“

„Du magst sie schön angeschaut haben,“ sag ich.

„Das hab ich, aber das dickste End kommt noch nach.“

„Na, hat sie Dir gefallen?“ frag ich.

„Jh ja, sie hat mehrere Tugenden an sich, die mir passen. Erstens hat sie nit viel um den Kopf gestiebert und zweitens lehrt sie mit ihrem Kleid die Straßen nit und das sind ein paar Tugenden, mein Sohn, die führen mehr in den Mund, als Einer gewöhnlich denkt; denn Die so viel auf dem Kopf haben, haben zumeist nit viel drinnen und die mit den langen Kleidern haben alle krumme Beine, ober, was noch schlimmer ist, ihr Fußzeug ist nit in Schid. Mein Sohn, bei Frauenzimmern und bei Köffern mußt Du immer zuerst nach den Beinen gucken; ist das Gehwerk in Ordnung und wie sie die Füße setzt, und ist das Fußzeug proper, dann kannst Du auf Fleiß, Ordnung und Keulichkeit rechnen.“

„Also, Du meinst?“ frag ich.

„Jch mein gar nichts,“ fällt er mir drein. „Laß mich erst erzählen, was mir wieder passiert ist. Wie sie nun so auf die Mühl zugeht und ich hinter ihr, da muß ich mir wirklich sagen: Wahrhaftig, du machst dich gar nicht übel! Du drehst wohl ein bißchen mit dem Kopf, aber das schadet nicht; denn warum soll sie nicht mit dem Kopf drehen, dafür ist sie ja ein Frauenzimmer; aber — denk ich so bei mir — die Red. Das ist die Hauptsach. Sollst mit ihr ein unschuldiges Gespräch ansinnen. — Wie sie also wieder zurückkommt, stell ich mich mit dem Rücken gegen einen Baum und thu so, als wollt ich mein Pfeifenzeug in Gang bringen, und wie sie so ihrer Schritte fünf vor mir ist, zieh ich Stahl und Stein aus der

Taschen und reiß bei der Gelegenheit für einen Thaler Kleingeld mit heraus — merkst Du, Bursch, Alles mit Fleiß — daß die Zweigroschenstücklein über den gefrorenen Fußsteig hinkugeln. Nu, ich duck mich nieder und leuch rechtschaffen, als thät mir das Aufklauben höllisch sauer werden, und wie sie das merkt, sagt sie richtig zu ihrem kleinen Buben, er soll mir helfen, und sie sammelt auch mit, und das hab ich just wollen. Jch bedant mich schön und wir kommen in eine Unterhaltung umb gehen miteinander bis zum Thor.“

„Was habt ihr denn geredet?“ frag ich.

„Oh, nichts von Bedeutung. Jch sag, daß ich Dein Vetter wäre und ob sie Dich nit kennen thät, Du liefst hier auch immer so auf und ab. Sagt sie drauf, sie hätt nit das Vergnügen — Vergnügen hat sie gesagt. — Drauf frag ich, ob sie nit öfters einen jungen Menschen da herum hätt gehen sehen mit einem gelbgrauen Hut und einem gelbgrauen Ueberzieher und gelbgrauen Hosen und gelbgrauen Haar. — Na, sagt sie, aber einen ältlichen Herrn in solchem Gewand hätt sie wohl gesehen. Ei ja, sag ich, dieser ältliche Herr ist schon der junge Mensch, von dem ich red — das wärst Du. Da springt der kleine Bub auf einmal in die Höh und sagt: Das ist ja der Herr, Tant, von dem Du immer sagst, er schaut aus wie eine Buttersemmel, die in Milchcaffee taucht ist. — Sie wird feuerroth und ich muß hell auflachen und sag: Ja, ja, das ist er schon.“

Jch werd auch feuerroth, so ein Spott thät mich wohl arg verdrießen und sag zu meinem Vetter: „Wenn Du nichts Besseres zu thun hast, als Dein Schwesterkind vor den Leuten lächerlich zu machen, so magst wohl daheim bleiben.“

„Hab schon auch was Besseres zu thun und will wissen, ob sie Dich nehmen wollt.“

„Du lieber Gott!“ sag ich, „Du hast doch nit gefragt?“

„Junge“, sagt mein Vetter, und raucht wie ein Armeut-Badofen, „wenn ich einmal was in die Hand nehm, dann gründlich — aber fein. Ich frag sie also, ob sie wohl that wissen, was Du bist? — Na, sagt sie, Du wärst vielleicht ein Doctor. — O bewahr, sag ich, wie kam der dazu! — Ein Advocat? Auch das nit. — Na, das oder das, und sie rathet bis nah an den Herrn Rath und bis nah an den Barbierer so herum. Ich beutel aber alleweil mit dem Kopf und sag zulezt: Sie er-rathen es doch nit. Er ist höchstens gar nichts. — Das kommt ihr allerdings ein bißel wenig vor und sie meint nachher, so thatest Du gewiß von Deinem Geld leben. Ja, sag ich, in einer Art hätt sie Recht, zu dem Geschäft hättest Du von Jugend auf die meiste Lust gehabt; aber daß Du dabei eine Anstellung kriegt hättest, kunnt ich jußt nit sagen. Du thätest aber schon noch auf einen andern Stand verfallen. — Auf was für einen? fragt sie. — Auf den Ehestand, sag ich, und frag zugleich, was sie dazu thät meinen? — Hab vorher schon zu mir gesagt: wird sie bei dieser Frag blaß, so mag sie ihn nit leiden, wird sie roth, so nimmt sie ihn. Und richtig, sie wird über und über roth und buckt sich und blinzelt am kleinen Nubn seinen Hut herum, und wie sie wieder in die Höh kommt, guckt sie mich so von oben herab an und macht mit einer halben Wendung so eine Art von Knix — und weg ist sie. Und die Frag, die ich ihr für mein Person noch vorlegen will, kommt gar nit zu Brett.“

„Das wird auch eine Frag gewest sein!“ sag ich und beiß vor Aerger in den Pfeifenspiß.

„Oh na“, sagt er, „hab sie bloß fragen wollen, ob sie gut Fisch kochen kunnt, dann wollt ich zu ihr treten.“ Und dabei schaut der alte Bursch so

wichtig und ernsthaft drein, als thät die ganze Freierei ihn mehr angehen, als mich selber. — Aber das soll noch ein gut Theil närrischer kommen.

In den nächsten Tagen, wie ich nach und nach so ein bißel umkümpern kann, geh ich zu Fleiß nit gegen die Mühl hin, mir ist's scheinlich gewesen, ihr vor die Augen zu kommen. Sollst ein bißl zum See auf's Eis gehn, denk ich, und das Schlittschuhlaufen und Schlittensfahren ansehen. Das thu ich, und wie ich zum Hüttel komm, wo Bier und Branntwein und Punsch und Grogg verkauft wird, geh ich ein wenig hinzu und seh grad, wie mein Vetter Mathias ein Acht-groschenstück auf den Tisch legt und um vier Groschen Punsch forbert. Das fällt mir gleich auf, denn er trinkt lieber ein Glas Grogg, als Punsch, und Kuchen nimmt er schon gar nit in den Mund. — Was das wohl heißt? denk ich, gewiß will er Kinder tractiren. Aber nein. Ohne, daß er mich gewahr wird, geht er mit seinem Kuchenberg und mit seinem Glas voll Punsch auf einen Schlitten los, wo eine Dame mit einem grünen Schleier drin sitzt und beugt sich mit dem Leib vor und hinten über, als wollt er sich das Kreuz verrenken, und kraht mit den Beinen so possflich auf dem Eis herum, daß ich denk, der alte Mann verliert das Gleichgewicht; und wie ich ihm zuspringen und unter den Arm greifer will, schlägt die Dame den Schleier zurück und was seh ich? Meinen lieben Schatz und meinen süßen Augentrost? Und zu Muth wird mir, als hätt mir Einer rechts und links ein paar Maulschellen geben. Das weiß der Kutuf, sag ich, der Alt verdirbt mir die ganze Freierei bis in den groben Grund, und geh so harh, als Einer werden kann, nach Haus.

Da sitz ich nun im Duffern und gräm mich inwendig; geht die Thür auf und mein Vetter kommt herein.



„Guten Abend!“ sagt er, „was sitzt denn da im Duffern, mach doch Licht an!“

Das ist das einzigmal in meinem Leben gewest, daß ich meiner Mutter Bruder nit die Tagzeit geboten hab; ich steh aber auf und mach Licht an und schau so sauer aus, wie ein gezalzener Häring, der vierzehn Tag im Essig gelegen ist.

„Was fehlt Dir?“ fragt er.

„Nichts“, sag ich kurzweg und den: 's ist deiner Mutter Bruder, und setz hinzu: „Ich bin nit auf dem Schid.“

„Ich sehe“, sagt er, und dabei schaut er so schelmisch drein, als wie ein alter Esel, der seit vierzehn Tagen bei hellem Hafer im Stall gestanden ist.

„Hab wieder mit ihr geredt“, sagt er.

„Meinetwegen“, sag ich.

„Wie soll ich das verstehen?“ sagt er und setzt sein ernsthaftes Gesicht auf.

„Ich bin mit dem Traum fertig“, sag ich.

„Du willst nit?“ fragt er und legt seine beiden Arm auf die Stuhllehn und guckt mit der Nasen drüber weg, scharf mir in's Gesicht. „Ich hab die Sach so fein eingefädelt, so fein, daß es einem Hund jammern thät, wenn nicht's draus würd, und nu willst Du nit?“

„Na“, sag ich, „Bettel ich will nit. Meinst, ich soll Dir den Rahm abschöpfen lassen und mich mit der sauren Milch begnügen? Denn darüber sind sie alle einig — guck her! Amalie Schopp, geborne Weise, und Elise von Hohenhausen, geborne Döts und die Anderen, die über das Verhältniß geschrieben haben — das Schönste bei der Freierei ist der Verkehr der Brautleut vor der Hochzeit. Und den Verkehr reißt Du an Dich und ich soll zuschauen, wie Du meine Braut mit Ruchen und Punsch tractirst.“

Mein Bettel nimmt die geborne Weise und die geborne Döts und

schmeißt sie in die Sophaed und stellt sich vor mich hin und sagt: „Ich frag Dich zum Letzten, willst Du das Mädel freien oder nit?“

„Na“, sag ich.

„Na“, sagt er und schaut mich mit seinem feierlichen Gesicht lang an, als hätte er grad sein Testament gemacht und wollt nur noch seinen Namen unterschreiben. „Na, das Mädel soll meinetwegen nit zu Schaden kommen, nimmst Du sie nit, so nehm ich sie.“ Und geht stolz aus der Thür.

Das war denn einmal ein Stück!

In der ersten Weil steh ich ganz verbüßt und schmeiß mich auf's Sopha, auf die geborne Weise und lach laut auf. Mein Bettel, der gut zwanzig Jahr älter ist, als ich, traut sich ein Stück zu, zu welchem ich in meinen jungen Jahren zu wenig Kurasch gehabt hab; ich hab kein unbekümmert Herz, und wenn ich mein Gesicht auch breit genug auseinanderzieh, das Lachen bleibt unterwegs hängen; und wie ich mich so mit dem dummsten Gesicht von der Welt im Spiegel zu sehen krieg, spring ich in die Höh und geh mit großen Schritten die Stuben auf und ab und böß' mich nicht schlecht und schlag auf den Tisch und sag: „Er thut's, er ist dazu capabl.“

Wie drauf die Frau Bütowin kommt, kriegt sie natürlich aus allerlei Ursachen ein Ausgescholtenes, und wie ich die zurecht gesetzt hab, geh ich in's Wirthshaus und spiel, und sag zu mir: das kannst du nit leiden! und spiel auf Sachen die gar nit auf der Welt existiren, und verlier und sag mir wieder: Du wirft dir doch das Herz nit ablaufen lassen! und verpiel alles miteinander.

Verdrießlich geh ich nach Haus, leg mich nteber, will schlafen und kann nit. Ich gift mich die ganze Nacht mit mir herum, denn lassen kann ich nit mehr von dem süßern Kind, sie hat mir's anthan! und der heilig Christbaum fällt mir ein und

daß ich mein Lebtag keinen Tannenbaum aufspuzen soll. Wenn ich nachher zu mir sag: „Nur zu!“ so fliegen mir all meine Bedenken wie ein Hummelschwarm durch den Kopf und vor meinen Augen steht immer ein großes Fragezeichen, und wenn ich mir dieselbigen ausdeut, so heißt's wieder: Ja, will sie dich auch?

Na, das kann doch Keiner besser beantworten, als sie selber, das seh ich ein, und wie drauf der grau Wintermorgen in meine kalte Stuben hereinschaut, und mir das so durch die Knochen gruselt, daß ich den Kaffee möcht, sag ich: Jetzt bin ich fertig, was sein muß, muß sein, und sag zur Frau Bütowin: „Frau Bütowin,“ sag ich, „gehns zum Kaufmann Bohnsack und kaufen S' mir ein paar feine gelbe Handschuh, wie sie die jungen Advocaten tragen, wenn sie recht was bedeuten wollen — aber recht gelbe!“

Gegen elf Uhr steck ich denn auch in meinem schwarzen Leibrock und schwarzen Hosen und gewichsten Stiefeln und in den neuen gelben Handschuhen und eh ich den Hut aufsetz, stell ich mich vor den Spiegel und sag mit Recht: „Wär's möglich? Das hätt ich selber nimmer glaubt! Schmeiß noch einen Blick in meine Stiefel unterm Bett und sag: „Ihr werdet euch auch wundern, wenn's glückt und wenn nachst ein paar kleine Hauschühlein zu euch auf Besuch kommen!“

Ich geh die Straßen hinab, komm an meinem Vetter Mathias seiner Thür vorbei und denk: Erst mit aller Welt in Frieden, wenn Einer so einen Gang geht! denn zu Muth ist mir, als ging ich den letzten Gang. Klopf also an seine Thür und geh hinein.

Na, ich hab schon viel gesehen in der Welt; hab einmal gesehen, wie so ein Kerl Feuer gefressen, hab einmal gesehen, wie Einer Berg gefressen und dafür schöne seidene Bänder aus dem Hals herausaspelt; aber so blau ist mir niemals vor den Augen worden, als jetzt, da ich an

diesem Morgen den Vetter Mathias zu sehen krieg.

Da steht er in seiner Stuben in demselbigen Gewand, als wie ich, bloß daß sein schwarzer Leibrock ein grüner Jagdfrack ist, und daß seine gelben Handschuh von Hirschleder sind, und die meinigen von Schafleder und daß sein weißer Schnurbart wie ein paar Eiszapfen rechts und links über den Mund herabhängen und der meinige aufwärts geschwängt ist, was nun in allerlei verdammtten Farben spielt.

„Vetter!“ ruf ich, als ich hinein-komm und mein Hut kugelt vor mir in die Stuben, so bin ich erschrocken.

„Junge!“ ruft er, „was willst Du?“

„Was willst Du?“ ruf ich.

„Ich will das, was Du nit willst,“ sagt er.

„Ich will ja!“ ruf ich, „und ich bin ja,“ sez ich hinzu, „hier in diesem Aufzug zu Dir kommen, um Dir zu sagen, daß ich noch fest bin und will Dich bitten, Du sollst wieder mein lieber, alter Vetter bleiben.“

„Willst Du das?“ sagt er und sez sich in seinen Lehnstuhl und guckt mir gar nachdrücklich in die Augen, „na, dann will ich Dir sagen, daß ich auch in diesem Aufzug hab zu Dir kommen wollen, um Dich ein Bischen zu erschrecken. Ich weiß das aus meinen Solbatenzeiten: So ein Bischen erschrecken, das rüttelt den Menschen tüchtig zusamm und rafft ihn auf, da kommt der Schimpf mit dem Spiel. „Und, Bursch,“ sagt er und steht auf und legt mir die Hand auf den Arm, „ich will Dir nit in den Weg stehen und Dir im weiten Bogen von Deinem Glück keinen Knautsch machen, denn das kleine Mäbel ist für Dich geboren und das Mäbel ist gut.“ Und dabel zwickt er mir den Arm mit seiner alten, breiten Faust zusammen, daß ich mir denk: Wenn sie so ist, nachher ist sie mehr, als gut.

Mein Vetter geht und holt ein Glas Portwein und sagt: „Komm her, Junge, stärk Dich erst. Wie willst denn anfangen?“

„Ja,“ sag ich, „wenn ich das wüßt!“

„Setz einmal Dein Bein da auf den Stuhl,“ sagt er.

„Was soll das?“ frag ich.

„Nichts nicht,“ sagt er und knöpft mir die Hosenschnüpfen auf, „mit einem Fußfall mußt ja doch anheben, und da kommt Dir die Hose spannen.“

„Na,“ sag ich, „Du fangst gut an.“

„Was sich gehört, gehört sich,“ sagt er, „ich selber hab das meiner Tag nit durchgemacht, aber ich hab das immer auf Bildern gesehen. Was wirft aber sagen! Wart, ich werd Dir unter die Arm greifen.“ Und dabei reißt er seine Wandkasten auf und kramt in der Lad herum, wo er seine heiligsten Schätze drinnen hat. Und richtig, jetzt kommt er mit seinem Stammbuch zum Vorschein. Das ist sonst gar selten gesehen, höchstens am Abend, wenn Alles so recht still gewesen. Drauf zieht er erst reine Wäsch an, und sein bestes Zeug, und setzt rechts und links ein paar Lichter auf den Tisch, schlägt tief im Gebanten Blatt für Blatt um, lieft die Verse und hält das Todtenregister mit schwarzen Kreuzen in Ordnung. Am nächsten Morgen ist er sehr wehmüthig und das leztmal kommt er an mich heran und sagt: „So viel ich weiß, lebt noch Einer, das ist der Christian Binger, dem alten Schneider Binger sein Sohn, der mit meinen Eltern Haus an Haus gewohnt hat, sie sagen ja, er soll Dorfschreiber zu Pärchen sein, und wenn mir Gott das Leben laßt, so will ich ihn diesen Sommer besuchen.“

„Hier,“ sagt er, als er diesmal das Stammbuch herausholt und auf den Tisch legt, „da setz Dich einmal und such Dir einen Vers und lern ihn auswendig. Dort stehen ihrer,

die kannst zu unseren Herrgott im Himmel beten, dann wird sich auch wohl einer für das beste Mädel auf Erden finden.“

„Vetter,“ sag ich und nehm das Stammbuch in die Hand und blätter drin herum: „ich weiß, was ich thu, ich red so, wie mir um's Herz ist; und heut ist mir ganz besonders um's Herz.“

„Auch gut, mein Junge,“ sagt der Vetter, „oder vielleicht noch besser, aber dann mach nur auch. Und wart,“ setzt er hinzu, wie ich mich zu gehen umbrehen will, „Dir hängt ja das weiße Bandl vom Vorhemd ein' halbe Ellen über den Buckel hinab.“ Und gibt mir seinen Segen und steck mir das Band unter's Halstuch. „So, nu geh in Gottesnamen!“

So bin ich denn gegangen. Aber wie ich unter die Hausthür komm, da hustet was über mir und wie ich hinaufguck, liegt mein Vetter Mathias im halboffenen Fenster und nickt und blinzelt mir zu, und jedesmal, wenn ich mich in der langen Straße umschau, da nickt er und säckelt mit seinem rothen Sacktuch aus dem Fenster heraus, daß mir angst und bang wird, die Leut möchten merken, was da vorgeht.

Nun könnt ich hier eine Geschichte erzählen — werd mich aber hüten. So glatt, wie so was in Romanen sieht, geht es in der Wirklichkeit nit ab. Unter Hundert machen Neunundneunzig auf diesem Gang die spaßigsten Dummheiten, und wenn all die Hundert als die glücklichsten Bräutigame zurückkommen, so werden doch die Neunundneunzig zu sich sagen: Geb der lieb Gott, daß wir nit wieder in diese Lag kommen; sollten wir aber die Sach ein zweitesmal machen müssen, so wollen wir's gescheidter angehen. —

Nach anderthalf Stunden komm ich denn wieder zurück, glücklich bis unter den Hutboden, und mag wohl danach ausgehaut haben. Und weil ich mir in meinem Junggesellenleben

die thörichte Mod angewöhnt hab, mich über mich selber lustig zu machen so kann ich's bei ruhiger Besinnung den Leuten nit verdenken, daß sie mir, wie ich nach der Straßen daherkomm, ein Bißel aus dem Weg gangen sind und mir scharf nachgucken. Wie ich noch so ein paar Büchschuß weit von meinem Vetter seinem Haus weg bin, stürzt er mir entgegen und fällt mir um den Hals, denn er ist die anderthalb Stund lang hinter der Hausthür gestanden und hat auf mich gelauret, und schreit jetzt: „Halt Dein Maul, halt Dein Maul? Ich weiß Alles und wann wird die Hochzeit?“

Ich fahr ihn an und sag: „So schweig doch still, zum wenigsten auf der Straßen.“ Faß ihn untern Arm und schlepp ihn mit in mein Haus. Wie wir aber da hineinkommen und die Frau Bütowin just zu Mittag bedt, da kann er sich nit länger halten und spielt sein ganzes Herz aus, wie beim Kartenspiel. Und wie ihn die Frau anguckt, da leuchten seine Augen nichts als Trümpf und er deutet mit dem Daumen über die Schulter nach mir hin und sagt: „Sehn S', Frau Bütowin, da steht er, mein Schwestersohn — ist jetzt auch Bräutigam, so gut als Einer.“

Und wie jetzt die Frau kommt und gratuliren und wissen will, wer denn die Glückliche sein thät, hab ich wieder genug zu vertuschen und als sie weg ist, guckt er mich seitwärts an und sagt: „Ich wär ein Heuchler, ein Verstockter und thät ein schwarzes Herz weisen, daß ich ein Glück so lang verschweigen kunnt.“

Ich muß mich einmal niedersetzen und ihm die Sach erzählen; drauf wird er wohl wieder freundlicher und nickt mit dem Kopf und sagt: „Schön!“ Nachher deutelt er wieder mit dem Kopf und sagt: Das wär nit ganz nach seinem Sinn. Und wie ich ausverzählt hab, steht er auf und macht ein Gesicht, als wie der Himmel im

Heumahd, wenn er nit recht weiß, ob er die Sonn scheinen oder regnen lassen sollt; er deutelt und nickt und nickt und deutelt, und endlich sagt er: Er für seinen Theil hätt es denn doch um ein gut Stück besser gemacht, und fragt, bei welchem Vers vom Capitel ich den Fußfall gemacht hätt? Hab ich wohl gesehen müssen, daß der gar nit zum Vorschein kommen wär. Drauf nimmt mein Vetter Mathias seinen Hut und sagt: „Na, dann wünsch ich Dir wohl zu speisen. Und halt Dich an das, was Du hast, was nachkommt, heißt der Wolf. Du hast viel zu zeitig kräht, die Sach ist noch lang nit in Wichtigkeit. Ein Fußfall gehört zu jeder Verlobung und das Ding ist nit giltig, wenn sie nit mit beiden Knieen besiegelt ist. Mich wenigstens soll's gar nit wundern, wenn die Kram nächster Tag wieder auseinander geht. Auf ein andermal folg meinem Rath.“ Und geht.

Und trotzdem hat nun für mich eine wunderschöne Zeit angefangen — eine wunderschöne Zeit! Könnt davon viel erzählen, werd mich aber wohl hüten. Die größte Freud und das tiefste Leid muß man nit Jedermann auf die Nasen binden, und wenn ich auch gern glaub, daß Alle, die das lesen, manierliche und ernsthafte Leut, ein oder der andere Hanswurft kann doch mitunter laufen und könnt auf meine Kosten seine Boffen damit treiben — und das müßt mich den doch sehr verbrießen.

Aber zu jedem rechten Sonntaguchen gehört ein klein Bißel Pfeffer, und der soll mir auch nit fehlen. Zuerst streut mein Vetter Mathias ein paar kleine Körnlein dran, wie er aber sieht, daß die Sach von Bestand ist, und er selber bei meiner Braut ihrer Freundschaft (Verwandschaft) auf Besuch gewesen ist und sich zu seiner Zufriedenheit vom Fischkochen überzeugt hat, spart er sein Gewürz und greift tief in seinen Sonntagtopf — zu

tief! sag ich, denn nu malt er allen Leuten, die davon hören wollen, mein Glück so süß vor, bis in meinem Honigmonat bald so viel Fliegen summen, daß ich mir nit zu helfen weiß, und daß bald so viel lustige Geschichten von mir im Schwung sind, als wär ich bloß zum Vergnügen aller Welt Bräutigam worden. Wo ich mich sehen laß, werd ich gefoppt. Auf fünf Schritt schon lacht mich jeder Hans Narr auf der Gassen an, und wann ich frag, was da zu lachen wär, da sagen Alle, als wenn sie sich besonnen hätten: „Ah, nit nit.“ Komm ich Abends einmal in's Wirthshaus zu meinem Stammtisch — denn das hab ich mir gleich vorgenommen, diese Gesellschaft will ich unter keinen Umständen aufgeben, erstens, weil sie meiner Gemüthsart zusagt und zweitens, weil ich es für meine Bildung für sehr zuträglich halt — na, wie ich nu wieder einmal hinkomm, ist das ein Flüstern und Druscheln und Anstoßen: Der Eine winkt ganz von der Fern mit dem Tulpentängel, und der Andere ganz in der Näh mit dem Jaunpfahl, und Geschichten erzählen sie sich, was der vor der Hochzeit gesagt hat, und was der nach der Hochzeit gesagt hat, und was der Schäfer zu seinem Hund gesagt hat, und wenn ich nachher falsch (aufgebracht) werd und frag, was sie damit sagen wollten und ob das Spizen auf mich sein sollten, sagt Alles: Gott bewahr! wir meinen nur.“

Und wenn ich des Abends aus dem Grünen nit ins Wirthshaus geh, so macht die Frau Bütowin ihre liebe Pfefferbüchsen auf und säubt mir ganz kleine feine Pfeifen in die Nasen und Augen. Ob das so oder so sein sollt? sie wüßt auch nit, wie ich das nu haben wollt; sie wär eine alte Frau und hätt in ihrem Leben schon vielen Herren aufgewartet, aber noch keinem, der in den Brautständen gewest wär; ich sollt deswegen Geduld mit ihr

haben, die Sach thät ohnehin bald anders werden. Und was das Zeug rein machen anbetraf, gäb sie mir ganz recht, daß mir für meine Braut nichts gut genug wär, denn sie hätt gehört, daß die als wie eine Prinzessin aufgefüttert worden wär und ihre Finger noch niemalen in kaltes Wasser gesteckt hätt. Und wenn mich meine Braut nächstens besuchen wolle, so könne sie das ja thun, sie für ihre Person habe nichts dagegen und die Spinnengewebe am Boden und über den Staub auf dem Wandkasten würde sie gewiß nit fallen und im kleinen Privat-Rehrichthausen, den sie sich zu ihrer Bequemlichkeit in der Stuben-ecke angelegt, würd sie sich just auch die Beine nicht verstauchen. Und wenn ich des Abends Feuer haben wolle, so dürft ich das nur sagen — sie kunnts ja doch sonst nit wissen. Ich wär sonst ja allemal ins Wirthshaus gegangen, warum denn jetzt nit? — Und setzt sich drauf vor das Ofenloch und pufet und pufet und die Kohlen glühen ihr auf den aufgepusteten Wangen, daß ich sie nicht anders ansehen kann, als ich müßt mir denken: Gott verzeih mir die schwere Sünd! ich weiß recht gut, daß das meine Frau Bütowin ist und eine christliche Weberswitwe, warum muß ich bei ihr denn immer an die hohen Herrschaften denken, die tief — tief unter uns wohnen, auf einen Fleck, wo es sehr heiß sein soll? Und warum fallt mir bei ihrem Puffen allemal ein, daß möglicher Weise auf demselben Fleck auch Einer sitzt, der Kohlen anbläst, um mein schönes Ehestandsglück doch ein bißl anzuwärmen.

Daraus kann jeder entnehmen, daß meine Bedenken noch nicht alle zum Fenster hinausgeschmissen sind, und sie sollen noch ärger werden, wie ich eines Tags von meiner Braut zurück die Straßen dahergeh.

Wie ich nämlich an diesem Tag die Straßen dahergeh, hör ich von der Fern einen Lärm. Die Leut gucken

aus den Fenstern und vor einer Hausthür hat sich auch ein kleiner Haufen zusammengefunden von Leuten, die guden. Wie ich grad an der Thür vorbei gehen will, fährt der Kürschnermeister Obst über seine halbe Hausthür (untere Hälfte, die, wie bei kleinen Häusern üblich, gewöhnlich zu ist) und setzt sich mit seinen vier Buchstaben in den Kinnstein.

„Mein Gott, Gevatter,“ sagt sein Nachbar Grün, „was machst denn da?“

„Ja, da schau einmal,“ sagt der Kürschnermeister, „meine Weibsleut haben mich herausgeschmissen.“

„Ja, warum denn?“ fragt der Andere.

„Gevatter,“ sagt der Kürschner und krabbelt sich in die Höhe, „das will ich Dir sagen: Meine Frau will, was ich will, und das will ich nit.“

Weil mich die Geschichte weiter nichts angeht, so gehe ich wieder und denk bei mir: Ist doch ein närrischer Spruch! Was der Kerl nur damit meint? Meine Frau will, was ich will, und das will ich nit. — Sollst deinen Vetter Mathias fragen.

Ich geh also zu ihm hinauf und erzähl ihm die Sach, sag ihm den Spruch und frag: „Vetter, was meint er damit?“

„Ja,“ sagt er und geht nachdenklich in der Stuben auf und ab, „Von seinen Weibsleuten ist der Kerl herausgeschmissen worden, sagst Du?“

„Ja,“ sag ich, „er sagts selber.“

„Na,“ sagt mein Vetter nach langem Bedenken, „so wirds auch seine Wichtigkeit haben, und so wird ihn seine Frau auch haben wollen hinausgeschmeissen und so findet der Spruch auch sein richtiges Bedeuten, er heißt: Meine Frau will Herr im Haus sein und ich will auch Herr im Haus sein, und meiner Fran ihrem Willen, dem will ich nit nachgeben. — Aber“ — setzt er dazu — „wenn sie im Haus steht und er vor dem Haus im Kinnstein sitzt, so wird wohl sie Herr im Haus sein.“

Ich weiß nit, mir ist nach diesem Gespräch so verdießlich und ängstlich zu Muthe worden; von Der Seiten hab ich mein Fürnehmen noch nit überdacht.

„Vetter,“ sag ich, „Du kennst mich doch und kennst auch sie, was meinst, wer von uns Zweien wohl der Herr im Haus sein wird?“

„Jaah,“ sagt er, „sie schaut mir gar nit darnach aus, als wie wenn sie gern vor der Hausthür auf dem Kinnstein sitzen thät; ich glaub, sie bleibt lieber drinnen.“

„Der Teubel auch!“ sag ich.

„Na,“ sagt der Vetter, „so arg wird sie 's wohl nit machen, aberst so ein liebenswürdig, weiblich Regiment, wie die Leut das nennen, wird sie wohl über Dich ergehen lassen; ein bissel stramm wirft an ihrem Schürzenband wohl anbinden werden, und wie klein ihre Pantoffelabsatz sind, das wird man nächstens wohl an Deinem Pelz lesen können.“

„Bang machen gilt nit,“ sag ich, „Ich werd sie mir nach der Hochzeit bei dem ersten Roggenscheffel gewöhnen.“

„Verlaß Dich nit drauf!“ sagt mein Vetter. „Kennst Du die Geschichte vom Müller zu Kumpelmannshag?“

„Nein,“ sag ich. „Das ist mir ganz was Neues,“ sag ich und mach ein Gesicht dazu, als hätt mir mein Vetter erzählt, sie hätten mich zum Papst gemacht.

„Ich will sie Dir verzhählen,“ sagt er.

„Verzhähl,“ sag ich, „aber die Nutzenanwendung laß weg. Din schier zu alt dazu.“

„Kein Bang,“ sagt er, „die Nutzenanwendung wird schon Deine liebe Frau übernehmen, wenn Du meinem Rath nit folgen solltest.“

Ich setz mich also zu meinem Vetter und er hebt an zu verzhählen:

„Zu Kumpelmannshag, wo ich meine ersten Lehrjahre als Landmann durchgemacht hab, haben dazumal zwei

junge, bildsaubere Kerle gewohnt. Der eine heißt Wulst und ist der Schmied im Dorf, und der andere heißt Ribitzl und ist der Müller. Der Schmied ist ein Kreuzköpfel und versteht seinen Kram, der Müller ist ziemlich einfältig, hat aber 's Geld."

"Na mit der Zeit geht im Dorf das Gered um: „Gevatterin, hast es schon gehört, der Schmied und der Müller gehen alle zwei zu dem Richter seiner Mariel und Sopherl, sie sagen von der Hochzeit zu Martini."

"Und ist auch so; zu Martini haben sie angehalten um die Bräut und der Richter richtet zur Hochzeit zusamm. Wir jungen Leut von unserm Hof sind auch dazu geladen worden und ich weiß es noch so gut als heut, wie lustig es dabei gegangen ist. Unser Schreiber Brotmann stülpt mir gegen Morgen eine Schleifkann voll Doppelbier über den Kopf und sagt, als ich darüber falsch worden, das wär Spaß gewesen."

"Nach der Hochzeit — versteht sich — ist Alles wohl und toll, aber das dauert nur so eine Zeit lang, sangt man im Dorf an zu murmeln: „Gevatterin, hast gehört, die Müllerin schlägt ihren Mann!" Und ist auch so. An einem Sonntag-Nachmittag kommt der Müller zum Schmied; der sitzt im Krug und spielt Karten. Sagt der Müller: „Na, was Dir heut Abends passiert, das weiß ich auch."

"Wie so?" fragt der Schmied und steht auf und geht mit seinem Schwager hinaus.

"Na," sagt der Müller, „Versteht mich, wir zwei haben uns sauber vermietet!"

"Wenn Du meine Frau meinst," sagt der Schmied, „so muß ich Dir sagen, ich hab einen guten Miether."

"Ja," sagt der Müller, „wenn sie nit zu Haus ist."

"Komm mit," jagt der Schmied, „wir haben gestern Schwein geschlachtet und Du weißt, meine Frau ist gerne

Blutkuchen. Ich will Dir einen Beweis geben."

Sie gehen also zum Schmied seinem Haus und wie sie vor dem Haus stehen, ruft der Schmied: „Sopherl!" — Seine Frau guckt aus dem Fenster und fragt: „Was soll ich denn?" — „Sopherl," sagt der Schmied, „nimm einmal die große Schüssel mit dem Blutkuchen und schmeiß sie auf die Gassen heraus." — „Was?" fragt seine Frau. „Du sollst die große Schüssel mit dem Blutkuchen auf die Gassen herausschmeißen." — „Gleich," sagt das Sopherl und hast es nit gesehen, fährt die Schüssel über der halben Thür heraus, wie heut Früh der Kürschnermeister. — „Necht so!" sagt der Schmied Wulst. „Und jetzt, Sopherl, schmeiß uns den andern Topf mit Blutkuchen auch einmal heraus." Geschieht, und darauf sagt der Schmied: „Schön, Sopherl, und jetzt laß Dir die Zeit nit lang werden, wenn ich heut Abends spat nach Haus komm."

Nachher geht er mit dem Müller in den Krug zurück und fragt: „Na, Schwager, was hast nu gesehen?"

"Ja," sagt der Müller, „das ist aber schon gar! Und wie hast Du denn das angefangen?"

"Auf eine ganz einfache Weis," jagt der Schmied.

„Hast sie eingesperret?"

„Nein."

„Hast sie prügelt?"

„Auch nit."

„Na, was hast Du denn gemacht?"

„Das will ich Dir sagen," sagt der Schmied. „Wie wir noch Brautleut gewesen sind, hab ich ihrs abgelauret, auf was für Zeug sie am meisten hält, und da hab ich gefunden, daß es ein kleines hübsches Rothseidentuch ist; und wie sich einmal die Gelegenheit gibt, daß wir beim Frühstück sitzen und der Tisch ein bißel stark mit Gänsschmalz geschmiert ist, geh ich her und wisch mit ihrem schönen Tuch den Tisch ab. Na, kannst Dir denken, wie sie jetzt auf mich los-

gefahren ist! Ich aber nehm sie rund um die Mitten und küß sie und sag: Sopherl, Du hast ja mich, was liegt an so einem Tuch! So ein Tuch kriegt wieder, aber Einen, der so viel von Dir hält, wie ich, findest nimmer. Hat sich zufrieden geben. Drauf, wie wir im Städtlein Leim Jahrmarkt sind, gewinnt sie beim Königsschießen einen Topf, einen schönen Topf; und wie sie sich recht-schaffen drüber freut, nimm ich den Topf, spiel so ein bißl damit um und — patzsch! liegt er auf dem Stein. Hebt sie ein wenig an zu flennen, aber ich nehm sie um die Mitten und küß sie und sag: Laß sein, Sopherl, 's ist besser, daß der Topf entzwei ist, als wie wenn ich entzwei wär, denn ich soll uns unser Leben lang das Brod verdienen! Zulezt brech ich ihr drei Zähne aus dem Kamm und da lacht sie und sagt: Mich solls doch wundern, wenn du mir zum Herbstmarkt einen neuen schenken wirst. Na, das geschieht und so ist's geblieben und sie ist mit Allem zufrieden. — Aber ich möcht hinein und mein Spiel machen.“

„Der Schmied geht in die Stube und spielt. Aber nach einer halben Stunde kommt der Wirth herein und sagt: „Schmied, Du sollst hinauskommen, der Müller Ribizl sitzt unten und schaut böß aus.“

„Der Schmied Wolfl geht also hinaus und findet seinen Schwager mit einem zerhauenen Gesicht und einem geschwollenen Aug, und erschrickt mit schlecht und fragt: „Schwager Ribizl, was hast denn aber?“

„Ja, schau einmal,“ sagt der Müller, „Das kommt von Deinem verfluchten Geschichten-Berzählen.“

„Wie so?“ fragt der Schmied.

„Ja, frag noch lang,“ sagt der Müller, „ich hab mir Deine dumme Geschichte gut genug gemerkt und denk bei mir selber, was bei der einen Schwester geholfen hat, kann auch bei der andern helfen, probiren kannst es

ja. Ich geh nach Haus. Meine Frau steht jußt vor dem Spiegel und macht sich die Haar zu der Holländerfrau ihrem Kaffeeklatsch zurecht und auf dem Tische liegt ihre beste Hauben. Ich sag zu mir: das trifft sich einmal gut. Ich nehm die Hauben und sag zu mir: wenn du sie jetzt in die Waschküffel, ins schmutzige Seifenwasser hineinschmeißt, so kanns gut werden. Nun, ich thuß, sie sieht meine Anstalten dazu im Spiegel und ehe ich mich noch versehe, fährt sie mir in's Gesicht. Und ich, ich sag: Mariel, Du hast ja mich und eine Hauben kriegt ja wieder! Da ruft sie: Ja, ich hab Dich! und für die Hauben sollst Dein Theil auch kriegen! — Und guck,“ sagt der Müller und zeigt mit dem Finger auf sein Gesicht: „So hat sie mich zugerichtet und das ist deine verdamnte Geschichte.“

„Du Dummbart!“ sagt der Schmied, „hab ich dir nit gesagt, ich hätt das Stück vor der Hochzeit gemacht? Was vor der Hochzeit hilft, hilft nicht nach der Hochzeit.“

— „Und das ist die Geschichte, mein Sohn,“ sagt mein Better Mathias und steht auf, „und wenn Du klug bist, so kannst Dich ja darnach richten.“

Ich steh auch auf und stell mich an's Fenster und laß mir die Sach durch den Kopf gehen und breh mich endlich um und sag: „Schon eine verhüllte Geschichte, Better! Du hast sonst alls bessere Geschichten erzählt.“

„Ja,“ lacht der Better, „weil ich Dir sonst gleich die Nutzenwendung allemal gleich geben hab und jetzt sollst Du sie selber suchen.“

„Du wirst doch nit glauben,“ sag ich, „daß ich meiner Braut ihre Hauben in die Waschküffel schmeißen und mit ihrem seidenen Tuch den Tisch abwischen werd?“

„Kannst es ja einmal probiren,“ sagt der alt Spitzbub.

„Na,“ sag ich, „das fehlt mir noch, nachher wär ich jußt bis am Nagel.“



Der Alte grinnt noch immer vor sich hin und wenn ich so bei mir denk: alte Leut sind wunderbar, wenns regnet führen sie Feu, sagt er: „Junge, wie alt bist Du denn eigentlich?“

Von meinem Alter hab ich in meiner Bräutigamszeit nit gern viel hören mögen und ich denk bei mir: Fangst schon wieder mit dem Pfeffer an? und ich frag: „Warum meinst Du?“

„Oh,“ sagt er, „ich mein nur.“

„Nachher laß Dir sagen,“ sag ich etwas scharf: „ich bin den letzten siebenden November einundvierzig Jahr gewest.“

„Also,“ sagt er, „durch das Bierziger bist durch?“

„Ja,“ sag ich, „ist Dir das etwan nit recht?“

„Oh, meinetwegen,“ sagt er, „mir fällt dabei nur das Sprichwort ein: wer mit Zwanzig nit schön, mit Dreißig nit stark, mit Bierzig nit klug und mit Fünzig nit reich, der kanns sein lassen, aus dem wird nichts. Und Du scheinst mir mit Bierzig noch nit klug zu sein.“

„Vetter Mathias,“ sag ich und richt mich in die Höh, „wer mich für dumm kauft, der ist betrogen!“ Hab dabei wohl ein etwas albernes Gesicht machen mögen, denn mein Vetter lacht und sagt: „Und kannst bei alldem für Dich keine Nutzenwendung aus der Geschichte finden. Junge, das ist nur ein Gleichnuß. Was der Schmied mit dem Luch und dem Topf und dem Ramm ausgeführt hat, paßt nit für Dich, das weiß ich wohl. Du mußt natürlich was Anders anstellen. Zum Exempel, getrauest Du Dich wohl, in Deinem Alter noch vor der Hochzeit ein Stud a drei schöne dumme Streich aufzuführen?“

„Dumme Streich?“ sag ich.

„Dumme Streich,“ sagt er, und ich geh nu über die Stuben auf und ab und überleg mir die Sach, und dreh mich endlich um und sag: „Ja, ich glaub, Vetter, ich krieg in aller Geschwindigkeit noch ein paar zurecht.“

„So mach sie,“ sagt mein Vetter.

„Und du meinst, ich werd dann Herr im Haus bleiben?“

„Mein Sohn, ich glaub das. Dumme Streich — nit schlechte! Schau, wenn sie dann zu schelten anfängt, so fall ihr um den Hals, küß sie recht tüchtig und sag: Laß sein, laß sein, schau über diese Geschichten weg, schau lieber auf mein Herz, das gehört Dir und schlägt für Dich von nun an bis in Ewigkeit. — Und nu, Junge,“ setzt er dazu, „dann kannst auch noch den Fußfall anbringen, denn Du magst sagen was du willst, der gehört einmal dazu.“

„Ich überleg mir die Sach hin und her und sag nachher zu mir: Er ist Deiner Mutter ihr Bruder und sollst ihm zu Gefallen doch ein paar machen.“

Und ich mach sie richtig.

Ich könnt hier die Geschichten ver-zählen, die ich angestellt hab, werd mich aber hüten. Das Unglück kunnt sein Gang gehen, die Verzählung kunnt in meiner Frau ihre Händ fallen und sie kunnt möglicher Weis merken, daß all diese Stücklein ab-gelartet gewest sind und daß sie in ihrer Gutheit angeführt worden ist. Und sie kunnt sagen: Halt, das Spiel gilt nit, Du hast gefälscht. Ich will nu mal die Karten mischen. So. Die Vorhand hab ich und jetzt: heraus einmal! Will doch sehen!

Aber manchmal, wenn sie so als meine Frau recht still und fleißig um mich herumgeht und für mich allermegen sorgt und mir in aller Freundlichkeit nachgibt, da denk ich doch so bei mir: Scham Dich, daß Du mit Hinterlistigkeit drangangen bist. Und ich sag neulich zu meinem Vetter: „Weißt was, ich verzähl ihr, was mit den dummen Streichen vor der Hochzeit zusammenhängt.“

„Blagt er Dich?“ fragt mein Vetter. „Jeder rechtschaffene Kerl muß ab und zu einen guten dummen Streich und einen guten Wiß machen; aber

er darf sie nit selber wieder verzählen, denn sonst verlieren sie allbeid ihre Kraft. Ihr lebt ja glücklich, damit seid zufrieden.“

„Ja,“ jag ich, „das sagst Du, aber mir kommt bisweilen vor, als wie wenn wir noch glücklicher leben könnten, wenn sie das Regiment thät führen.“

„Mein Sohn,“ sagt mein alter Better Mathias und legt mir die Hand auf die Achsel: „All das Glück, was auf dieser Erden möglich ist, fällt meiner Tag nit in eine Hand hinein. Begnüg Dich mit dem, was Du hast. Und was den Ehestand anbetrifft, hast Du den alten Jochem Smitt noch gekannt? den alten Jochem Smitt mein ich, der mit seiner alten Frau achtzig Jahr alt worden ist und den sie vor kurz an einem schönen Sommersonntagmorgen mit ihr zusammen begraben haben. Na, der sagt einmal zu mir — denn ich selber versteh nichts von der Sach — „Herr Wachtmeister“, sagt er, „de Ehestand is as en Appelbom, dor sitt Einer

in un plückt un plückt; aewer de schönsten un rodsten Appel sitten in de Spiz, dor langt Keiner 'ranne, denn dor is de Natur tau kort tau. Wenn nu Einer unerständig is, un mit Gewalt de Appel kriegen will, den halt hei sid ein Staken un haut un haut de schönen Appel 'run, aewer of tau nich, un haut de Telgen dorbi af, woran de besten Dragknuppen für de Taufunft sitten; de vernünftig Mann lett sei ruhig sitten un täuwet bet up den Spätharwst, denn fallen sei em von sülwst in den Schot, un denn schmeden sei vel säuter. — Und darum Junge,“ setzt mein alter Better dazu, und sein altes ernsthaftes Gesicht schaut auch allzu treuherzig aus, „schüttle Deine rothen Aepfel nit vor der Zeit vom Baum und wart bis zum Spätherbst; Deiner säumt ja nit lang mehr — und wenn Du Deiner Frau den letzten schönen Apfel bringst, dann verzähl ihr auch die Geschichte von Deinen dummen Streichen vor der Hochzeit, Du wirst sehen, dann freut sie sich darüber.“

## Ein Versöhnungsfest.

Dorfgeschichte aus Rußland von *Nicolai von Gramer*.

Ueber das vermittelte, große Stadtgefängniß brauste der Sturm. Pfeisend und heulend fuhr er um die Ecken des altersschwachen Gebäudes, prasselnd schlug er an die schlechtschließenden vergitterten Fenster, drohend rüttelte er an den Thüren und Schlössern. Von Zeit zu Zeit wurde er still, um gleich darauf mit verdoppelter Gewalt loszubrechen. Dunkel und sternlos lag die Nacht da, und die hindschwanenden trüben Dellaternen schienen diese Finsterniß nur noch zu erhöhen. Trat eine Pause in dem Toben des Sturmes ein, so hörte man das Kreischen der Wetterfahnen. Es war eine unheimliche Nacht für die Schildwachen, die in ihren durchlöcher-

ten Mänteln, vor Kälte zitternd, umsonst bemüht waren, mit wachsamem Blick die Finsterniß zu durchdringen.

In dem großen Wachtzimmer des Gefängnisses, mit seinen vor Schmutz und Feuchtigkeit glänzenden Wänden, den erblindeten zitternden Scheiben, seinem vor Alter schwarz gewordenen wurmstichigen Tische und dreifüßigen lebernen Sopha, saßen wir, der Gefängniß-Inspector und ich, der wachhabende Officier. Eine sinkende Dellampe warf ihr grelles Licht auf die summende Theemaschine, das eingetrocknete Tintenfaß und die fetten Reglements-Bücher, drang aber nicht bis zu den Pfeilern des großen Gemaches, wo Spinnen von ungewöhn-

licher Größe ihr Wesen trieben. Eine dumpfe Moderluft, wie sie nur das Gefängniß kennt, legte sich schwer und beengend auf die Brust.

Es war eine Pause in unserm Gespräche eingetreten. Wir schienen Beide auf das Loben und Heulen des Sturmes zu hören, dessen Wüthen so harmonisch in die ganze Umgebung passte.

Trüb und traurig ist solch' ein Gefängniß, wenn ein junger Maien- tag über's Land gezogen, wenn vom blauen Himmel die goldene Sonne so lieb und freundlich lacht, auf den grünen Zweigen die Vögel singen und zwitschern, auf Feldern und Wiesen die Frühlingsblumen sich neigen und grüßen, doppelt blau des Stromes Wogen den einsamen Rachen schaukeln, köstlich frisch die dunkeln Tannen im nahen Walde duften und ein Hauch der Auferstehung durch die ganze Welt zu gehen scheint und Alles so licht und klar, so warm und traut ist. Trüb und traurig nimmt sich dann das düstere Gebäude aus, hinter dessen vergitterten Fenstern die bleichen, eingefallenen Gesichter der Arrestanten in den sonnigen Frühlingsstag hinaus- schauen.

Trüb und traurig auch ist solch' ein Gefängniß, wenn die Wolken niedrig und schwer über die nasse Erde ziehn. Nebelschleier Wald und Feld, Stadt und Land in ihre feuchte Umarmung hüllen und der Regen eintönig rieselnd auf die Erde fällt. Die gelben, farblosen Wände seh'n dann noch farbloser, die bleichen Gesichter noch bleicher aus. Mehr als bang und schwer, trüb und traurig ist diese Hülle des Jammers und Glends in solch einer stürmischen Herbstnacht.

Wir schwiegen noch immer. Auch in den Nebenzimmern, wo meine Soldaten auf den langen Holzbänken saßen und lagen, hatte das laute Gespräch aufgehört. Wenn eine Pause im Loben des Sturmes eintrat, so hörte man das Schnarchen der gefundenen

Schläfer im bekannten Sägemühlenton zu uns herübertönen.

Ein neuer Windstoß ließ das ganze Gebäude erzittern. Die Thüren und Fenster stöhnten in ihren Angeln, die Wetterfahnen kreischten in doppelter Noth; von dem Dache waren ein Paar Ziegel polternd auf die Erde geflogen. Ein Wehruf schien durch das Haus zu geh'n.

„In einer solchen Nacht war es, als die Mascha sich umgebracht!“

Mit diesen Worten unterbrach der Gefängniß-Inspector die Stille. Zu jeder anderen Zeit wäre mit ein derartiger Beginn der Unterhaltung sehr sonderbar vorgekommen, hier hatte ich es fast erwartet.

„Erzählen Sie, Peter Grigorjewitsch, wer war die Mascha und weshalb brachte sie sich um?“

„Wer die Mascha war, fragen Sie? Ein einfaches, dummes Bauern- weib, gesund und frisch, hübsch und rund, wie es ihrer so viele im heiligen, großen Rußland gibt. Unter dem groben Leinenhemd schlug aber ein Herz, so groß und warm, so hoch, wie ich es nicht oft unter den Frauen und Mädchen unserer „Gesellschaft“ gefunden, die doch so gern mit ihren Gefühlen prahlt. Und weil sie ihr nun dieses Herz gebrochen, deshalb nahm sie sich das Leben, die dumme Mascha. Sie wußte eben noch nicht, daß es sich auch ohne Herz ganz gut leben läßt.“

Peter Grigorjewitsch schwieg und blickte finster vor sich nieder. Unter der rauhen Außenseite dieses Mannes, mit seinen oft groben Worten und einfachen Geberden, lag ein warmes, menschlich fühlendes Gemüth, das er sich trotz seines Berufes zu bewahren gewußt hatte.

„Ja, ja, die Mascha,“ begann er wieder. „Doch warten Sie, ich will Ihnen die Geschichte erzählen, damit Sie seh'n, was wir noch für ein dummes Volk sind, und wie viel Mühe ihr Europäer (hier lächelte er verächt-

lich, er liebte nicht den Westen) noch mit uns haben werdet, bis wir ebenso klug und gebildet, ebenso praktisch und — herzlos werden, wie Ihr es seid. Also machen Sie die Ohren auf und hören Sie.

Zwanzig Werst von hier, auf jener Seite des Flusses liegt ein Dorf, das nicht so arm und schmutzig ist, wie es alle übrigen sind, vermuthlich weil es an Schenken fehlt. In diesem Dorfe lebte ein Bauer, jetzt hat er sich zu Lobe gelassen, damals war er aber ein fleißiger, nüchternen Kerl, der keinen Tropfen Branntwein in den Mund nahm. Es ist ein merkwürdiges Volk, das untrüge; entweder trinkt es gar nicht, oder so, daß es vierfüßig nicht nach Hause findet. Der Alexei Jegorow also trank keinen Schnaps und war deshalb gesund und wohlhabend. Er hatte nur eine Tochter, ein hübsches, frisches, dunkles Mädel, wie es nur je den rothen Sarafan getragen. Dieses Mädchen war meine Mascha, die sich vor fünf Jahren, in solch' einer Nacht, wie sie es heute ist, am Fensterkreuze aufgehängt."

Der Erzähler machte eine Pause. Der Wind rüttelte an dem Fenster und ich sah die Mascha am Fensterkreuze unheimlich hin- und herschwanken.

"Die Mascha war also," fuhr Grigorjewitsch fort, "neunzehn Jahre alt, als der Vater ihr sagte, sie müsse nun den Pawel heiraten. Unsere Frauen und Töchter des Volkes sind noch nach alter Sitte an Gehorsam und Ehrfurcht gewöhnt und wissen Nichts von Eurer Frauen-Emancipation. Und ist es denn auch nicht einerlei, ob die Mascha den Pawel oder den Peter, den Zwan oder den Michael heiratet? Es ist daselbe Leben voll Last und Arbeit, Mühe und Plage, das sie erwartet. Der Unterschied liegt nur in der Zahl der Schläge. Hängt auch die Peitsche nicht mehr über dem gemeinsamen Schlafbette, so hat doch die Faust ihre alte Macht behalten."

So wurde also die Mascha des Pawel Frau und hätte es nicht so schlimm gehabt, denn der Pawel war ein hübscher Burich und — trank ebenfalls nicht. Da aber kam das Schicksal in Gestalt des hunten Rodes. Der Pawel mußte loosen, zog eine böse Nummer und sollte nun Soldat werden. Das war ein Jamern und Gewinsel. Half aber Alles nicht, denn der Pawel konnte nicht loskommen, so viel er auch dem Doctor zu zahlen versprach. Weiß der Himmel, sind die Doctore ehrlicher oder furchtsamer geworden, genug, die hundert Rubel, die einst Wunder thaten, haben ihre alte Zauberkraft verloren. Der Pawel wurde also Krieger, so wenig Lust er auch dazu verspürte und als der Abschiedstag gekommen, da trank er sich aus Leid und Schmerz den ersten Rausch an.

Drei Jahre waren vergangen. Die anfänglich alle Vierteljahr anlangenden Briefe des Pawel blieben aus. Wer wußte, wo der Sandhügel lag, der seine Knochen bedeckte? Rußland ist groß und dergleichen Sandhügel gibt es viel. Da kam eines Tages der Spiridonow, des Pawel bester Freund, nach Hause. Das ganze Dorf lief zusammen und schlug die Hände über den Kopf, als es sah, was der Soldatenstand aus ihm gemacht. Der ungeschlachte Bauernlummel hatte sich in einen schmutzen Mann verwandelt, dem der schwarze Bart gar trefflich zum gebräunten Gesicht und der weißen Feldmütze stand. Auf der Brust glänzte das silberne Georgskreuz (das kannten schon die Bauern) und zwei „Mandeln“, wie das Volk die Medaillen nennt.

Das Kreuz und die Mandeln hatte sich der Spiridonow, wie er sagte, auf den Bergen des Kaukasus und in den Steppen und Wüsten Turkestans geholt. Meere und Berge hatte er gesehen, mit den „Bussurmanen“ und „Ungläubigen“ hatte er gekochten, Unterofficier und Cavalier dazu

war er geworden. „Ja, ja,“ sagten die Köpfe schüttelnd, die Weisen des Dorfes, „dumm und unwissend hat der Spiridonow des Kaisers Rock angezogen und klug und gelehrt, mit Orden und Ehren geschmückt ist er heimgekehrt. Ein dummer Bauer war er, als er fortging und nun sehen wir ihn als Cavalier wieder. Und lesen und schreiben kann er und rechnen besser als der Stanavoi.“ Und alle Welt schaute mit Ehrfurcht und Neid auf den Spiridonow, der auf der breiten Brust das Georgskreuz trug und rechnen konnte, wie der Stanavoi.

Und nun erzählte er dem hochaufhorchenden Dorfe, wo er Alles gewesen und was er Alles gethan. Ein Jahr müsse man gehen, um dorthin zu kommen, wo er im furchtbaren Kampfe eigenhändig zehn Ungläubigen den Garaus gemacht. Eine Hitze gäbe es dort, daß man den Samowar nicht mit Kohlen, sondern mit glühendem Sande aufstelle. Das blaue Meer habe er gesehen, das größer sei, als das ganze Gouvernement, und Berge, höher als die Wolken. Mund und Ohren sperrten die Bauern auf und beistimmend nickend schüttelten die Dorfweisen die Köpfe und die Weiber machten das Zeichen des Kreuzes, solch' furchtbare Dinge hörend.

Doch selbst im Dorfe verliert die Neuheit ihren Reiz. Als daher Spiridonow die Erfahrung machte, daß die Schnäpse, mit denen man ihn tractirte, feltener wurden und die männlichen Zuhörer nicht mehr so vergnügt ausschauten, wenn er von der niegesehenen und unbeschreiblichen Schönheit der Tschertessen-Mädchen sprach — da hing er seinen schönen Uniformrock an den Nagel und begab sich auf das seiner alten Mutter gehörende Feld, wie früher im Schweife seines Angeichts das dürftige Brot des russischen Bauern zu essen.

Der Dichter, der da singt, daß im Frühling, wo alle Knospen springen,

auch die Liebe sich zu regen beginne und ihre meisten Opfer fordere, hat dabei gewiß nur an uns Stadtmenschen gedacht, die nun die Zeit haben, nach Herzenslust zu lieben und im Frühjahr unsere knospende Liebe durch Wald und Feld spazieren zu führen, damit sie nicht sterbe, wie eine saft- und kraftlose Pflanze. Für den Bauern, den Landmann sind aber der Frühling und der Sommer und der Herbst nicht zum Spaziergehen geschaffen. Er muß arbeiten, schwer arbeiten, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Er hat keine Zeit und auch keine Lust, an Liebe zu denken; er will essen, schlafen und höchstens am Feiertag betrunken sein.

Wenn aber der haushohe Schnee die Dächer des Dorfes fast verdeckt, aus dem nahen Walde das Gebell der hungrigen Wölfe bringt, daß die Hunde sich ängstlich verkriechen, wenn Alles vor Kälte knirscht und knackt und die Mädchen in den Hütten zusammekommen, um beim flackernden Lichte des Herdes ihre einförmigen Lieder zu singen — dann hält der Liebesgott auch hier seinen Einzug in diese dumpfen, engen Stuben, in diese frischen, jungen Herzen, die noch nichts wußten von Liebesqual und Liebeslust, und denen ein Pfefferkuchen viel süßer dünkt, als der glühendste Ruß des Geliebten.

Auch das Herz unseres Spiridonow, das Kriegsgetümmel und Kriegeseld nicht gehärtet hatten, wurde in solch' einer Winternacht weich, als die Mascha mit klangvoller Stimme das Lied vom Rekruten sang, der seine Braut verlassen mußte und als er wiederkam, sie nicht mehr wiederfand, denn sie war des Andern Frau geworden. Seitdem kam der Spiridonow jeden Abend zu den Spinnerinnen, um ihren Liedern zu lauschen, oder ihnen von fremden Ländern und fremden Völkern zu erzählen: Als die Ofterglocken in das Land läuteten, hatten sich die beiden Herzen gefunden.

Dachten die Mascha und ihr Geliebter aber an den Pawel, der vielleicht in derselben Nacht in irgend einer Kirche die Kniee beugte und des fernem Heimatsdorfes gedenkend, für Frau und Eltern in kindlicher Andacht betete? Nein, sie hatten ihn vergessen, längst vergessen. Seit zwei Jahren war keine Nachricht von ihm gekommen. Wer wußte, ob er noch lebte, ob er zurückkam und ihrer noch gedachte, der kaum gekannte und nie geliebte Mann. Hier aber liebte sie den schönen Spiridonow, der so viel gesehen und so gelehrt und tapfer war.

Es ist aber ein übles Ding um die Liebe; sobald sie am süßesten schmeckt, kommt gleich der bittere Nachgeschmack hinterdrein. Stießen sich auch die Weiber die Ellbogen in die Seiten, so hat einerseits unser Volk ein zu versöhnliches Gemüth, um sich lange fremder Sünden zu erinnern und andererseits ist eine solche Begebenheit durchaus nicht so selten.

Da — es war im Herbst — trat eines Tages der Pawel in die dumpfe Stube, als gerade der Spiridonow bei der Mascha saß und das Kind auf den Knien schaukelte. Zeichenblaß wurde der Spiridonow, war er gleich ein Held und Krieger. „Wie kommst Du Hundesohn zu meinem Weibe?“

Der Spiridonow blieb stumm.

„Und wessen Kind ist das?“

Die Mascha schwieg.

„Hinaus, Teufel, so lang Du noch athmest. Und wenn Dir Dein Leben noch lieb ist, so komme mir niemals vor die Augen!“ So schrie der Pawel.

Und der Spiridonow? Er schlug die Augen nieder vor dem betrogenen Jugendfreunde und ging.

Und die Mascha? Sie fiel vor dem Manne heulend nieder und umfaßte zitternd seine Kniee.

Und der Pawel? Er ging hinaus, zur Schenke hin, um im Sorgenbrecher, dem Branntwein, Trost und Frieden zu suchen.

Es begann ein trübseliges Dasein für die Mascha. Kein freundlich Wort kam über die Lippen des Mannes und den rohesten Mißhandlungen war sie und ihr Kind von Seiten des Trunkenbolde's ausgesetzt. Als der Pawel, am Tage seines unerwarteten Erscheins seinen Rausch ausgeschlafen, erzählte er dem zitternden Weibe seine Geschichte. Er hatte mit dem Spiridonow in einem Regiment gestanden, wo sie anfangs brüderlich gelebt und die Freuden und Leiden des Soldatenstandes getheilt hatten. Als er, der Pawel eben zum Unterofficier avancirte, da habe die Freundschaft aufgehört, denn nun sei er hochfahrend und grob geworden. An einem Feiertage nun, da habe er im Rausche dem Spiridonow vor der Fronte in's Gesicht gespieen, dafür sei er, auf drei Jahre in die Arrestanten-Compagnie gekommen. Er habe damals dem Jugendfreunde, der ihm seinen guten Namen genommen und ihn zu einem Verbrecher gemacht, Rache geschworen und als er in die Heimat zurückgelehrt sei, nach der er sich so gesehnt, da habe er sein Weib als die Geliebte desselben Mannes wieder gefunden, der ihn schon einmal unglücklich gemacht.

Mit Angst und Reue im Herzen hörte die Mascha auf die Erzählung ihres Mannes und als er geendet, da fiel sie schluchzend vor ihm nieder und wiederum schlug der Pawel mit der Faust nach ihr und wiederum ging er in die Schenke zum alten Freund, dem tröstenden Branntwein.

Ostern, dieses größte Fest des russischen Volkes, war gekommen. Wochten in der Osternacht die Kirchen auch noch so sehr mit frommen Betern angefüllt gewesen sein, heute, am zweiten Feiertag, waren die Schenken und Theehäuser der Stadt es nicht min-

ber. Mundet doch der Branntwein nach der langen Fastenzeit doppelt süß. In einem dieser L'beehäuser saßen in zärtlichster Umarmung der sinnlos betrunkene Pawel und sein früherer Freund Spiridonow und neben ihnen mit glücklichem Gesichte die Mascha. Vor einer Stunde war der Spiridonow in's Haus getreten und vom betrunkenen Pawel mit einer Umarmung begrüßt worden. An solch' einem heiligen Festtage müsse aller Groll und alle Feindschaft vergessen sein, hat der Pawel gesagt. Heute sei Ostern, der Versöhnungstag, und deshalb bitte er den Spiridonow, wieder sein Freund zu werden und mit ihm ein Glas auf ferneres beiderseitiges Wohlergehen zu trinken. Der Spiridonow war mit Freuden darauf eingegangen und so wurde die Freundschaft von Neuem unter Thränen, Küssen und Umarmungen geschlossen.

Es war bereits dunkle Nacht, als sich die drei auf der Rückfahrt in's heimatliche Dorf befanden. Nöckelnd und unverständlich mit sich sprechend lag der viehisch betrunkene Bauer auf dem Boden des von seiner Frau geleiteten Gefährtes. Neben ihm saß der wiedergefundene Freund. Plötzlich richtete sich der Pawel auf.

„Hast Du mein Weib noch lieb?“

Erstaunt sieht der Spiridonow auf.

„Hast Du mein Weib noch lieb, frag' ich Dich?“

„Nein!“ antwortet zögernd der Gefragte.

„Aber Du sollst es lieb haben. Ich will es. Gib ihr gleich einen Kuß!“

Der Spiridonow rührt sich nicht.

„Was,“ schreit plötzlich der Pawel auf, „Du, der Du mich zum Arrestanten gemacht, Du, der Du mir mein Weib verführt, dem ich Alles vergeben und verziehen, und nun liebst Du sie nicht einmal! Hundesohn, da hast Du es?“

Und mit aller Kraft schleudert er ein neben ihm liegendes Hufeisen dem Freunde an den Kopf. Lautlos, leb-

los, mit Blut überströmt sinkt der Spiridonow vom Wagen.

Als die entsetzte Mascha den Spiridonow vom Boden hebt, athmet er nur noch schwach und wie sie im Dorfe anlangen, ist der Geliebte eine Leiche.

Und wissen Sie nun, wie die Mascha in's Gefängniß kam? Ich will es Ihnen erzählen. Die Mascha sah hier den Finger Gottes. Sie glaubte, es sei die Strafe für ihr Verbrechen und sie müsse nun dasselbe sühnen, am Manne und Geliebten. Sie gab sich also für die Mörderin des Spiridonow aus und erzählte, daß in der Nacht nach dem geschlossenen Freundschaftsbunde in der Schenke sie vom Geliebten überfallen worden, der seine alten Rechte habe geltend machen wollen und, um sich zu retten, habe sie ihn getödtet. Erst später gab der von Gewissensbissen gequälte Pawel den wahren Sachverhalt an. Zu spät. Die Mascha hatte den Tod des Geliebten und die Schmach und Schande nicht länger überwinden können und sich am Fensterkreuze aufgehängt.

Das ist die Geschichte von der dummen Mascha,“ schloß der Gefängniß-Inspector.

Draußen aber tobte der Sturm in ungehinderter Gewalt. Alle bösen Geister schienen sich hier ein Stellbitch ein gegeben zu haben. Doch horch, was war das? In die eben eingetretene Stille Klang eine seltsame, gedämpfte Melodie, scheinbar aus der Erde kommend, dumpf und leise. „Sie beten,“ sagte Peter Grigorjewitsch.

Ja, sie beteten! Es war eine geistliche Melodie, die aus der benachbarten Zelle, durch die dicken Mauern gedämpft, nur undeutlich zu uns herüberkündete. Sie beteten, diese Unglücklichen und Elenden, Einsamen und Verlassenen, die die Sturmesnacht nicht schlafen ließ und wie ein Geisterruf zog ihr Gebet leise verhallend durch das unheimliche Gebäude.

## Der schwarze Robert oder: Meine Frau und ich.

Eine Novelle von Emil Cohnfeld.

(Fortsetzung.)

Ich stuzte etwas. Meine Phantastie, ganz bei der Sache, war in der That ein wenig erregt. — Das Klopfen an meiner Thür, das sonst im Hause nicht üblich war, kam mir ordentlich unheimlich vor, und ich glaubte mich getäuscht zu haben. Da pochte es abermals, noch leiser.

Ich legte ganz verwirrt die Feder nieder, strich mir über die Stirn und fragte unsicher: „Ist denn da Jemand?“

Es pochte zum dritten Mal, etwas bestimmter.

„Herein!“ schrie ich ärgerlich, — unwirsch über die Consternirtheit, in die mich bei meiner Phantastieverfunkenheit die plötzliche Störung versetzt hatte, und verwundert über die ungewohnte Form dieser Störung, von der ich mir momentan gar nicht erklären konnte, was sie zu bedeuten habe.

Die Thür öffnete sich ein Klein wenig, nur so weit, daß sich unser Mädchen für Alles schüchtern hindurch schieben konnte. Das Mädchen schob sich schüchtern hindurch, blieb verlegen an der Thür stehen und sagte stotternd: „Der Herr — der Herr will doch wohl nicht gestört sein . . .?“

„Nein!“ rief ich ärgerlich zurück, „gewiß nicht! Was willst Du denn?“

„Ich dachte — der Herr will doch gewiß nicht gestört sein, ich — darf ihn daher wohl nicht zum Kaffee rufen, und — und — und da . . .“ sie stockte.

„Run, zum Henker, was willst Du denn nun eigentlich von mir?“ schrie ich erboht.

„Und — da wollte ich lieber erst fragen, ob ich dem Herrn vielleicht

den Kaffee — Kaffee hier herein bringen sollte . . .“ schludte das Mädchen verlegen.

„Aber Frauenzimmer, bist Du denn verrückt?“ schrie ich entrüstet und sprang auf. „Also darum störst Du mich wie ein Gespenst mit dreimaligem Klopfen? Plagt Dich der Satan? Weshalb bist Du denn nicht einfach hereingekommen, wie?“

„Ich — ich traute mich nicht . . .“ stotterte das Mädchen für Alles und schlug die Augen nieder.

„Trautest Dich nicht?“ rief ich in höchstem Aerger aus. „Das ist ja noch schöner! Bin ich ein Wütherich, ein Haustyrann, an den man sich nicht eine Frage zu richten getraut? Scheer Dich zum Teufel mit Deinem Kaffee und Deinen Fragen, — Du hast mich mit Deinem Unsinn dreimal so sehr gestört, als wenn Du einfach herein gekommen wärst und gefragt hättest, wie es sich gehört!“ Erschreckt schlich das Mädchen hinaus und entrüstet eilte ich zu meiner Frau in das Kaffeezimmer.

„Ist das nicht zum Tollwerden!“ rief ich erregt zu, „klopft dies verrückte Mädchen erst dreimal geheimnißvoll an, daß ich aus meiner Arbeit erschreckt auffahre; schleicht dann wie ein Gespenst in's Zimmer, läßt sich erst jedes Wort wie mit Hebeln entwinden, — nur um mich zu fragen, ob sie mich mit dem Kaffee stören dürfe oder nicht? Was sagst Du dazu?“

Meine Frau saß verlegen am Kaffeetisch, die Augen niederzuschlagen, und sagte gar nichts.



„Du schweigst!“ fuhr ich ärgerlich fort, „ist es denn aber in Ordnung, was da durch den Unfinn eines Mädchens angerichtet wird? Muß man nicht seine Diensthöten so gewöhnen, daß sie sich zu benehmen wissen? Ich werde mir das Mädchen sofort hereinrufen und ihr ein für alle Mal Instruction geben, wie sie sich in solchen Fällen zu verhalten hat!“ Ich wollte hinaus.

„Lieber Mann — thue das nicht!“ bat Laura kleinlaut und mit sehr rothem Gesicht.

„Nicht? Ja, warum denn nicht?“ fragte ich entrüstet.

„Weil — weil das Dienstmädchen nicht dafür kann!

Ich — — ich hatte ihr gesagt, daß — daß sie Dich erst fragen möge . . .“ Laura schlug die Augen so tief nieder wie es nur irgend ging und schien sehr gebeugt.

„Du?“ fragte ich verblüfft.

„Ja! Du wirst — Du wirst mich nicht vor dem Dienstmädchen compromittiren wollen . . .“ bat sie leise und wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Nein!“ versicherte ich ungewiß, „aber weshalb hast Du mich denn nicht lieber selbst gefragt?“

„Ich . . .“ sie stockte.

„Nun?“

„Ich — traute mich nicht!“

Mir schwindelte von Neuem! Sie getraute sich nicht und das Dienstmädchen getraute sich nicht! Himmel, ich hatte geglaubt, der nachsichtigste, zartfühlendste Mann von der Welt zu sein, und was mußte ich für ein Barbar, für ein Haustyrann sein! Ich stand ganz verblüfft und nahm mir allen Ernstes vor, mich mehr zu mäßigen. Als ich mich verheiratete, hatte ich einigermaßen in der Furcht gelebt, aus lauter Liebe und Rücksicht für meine Frau mir selbst ganz unbewußt unter den Pantoffel zu kommen, und hatte mir vorgesezt,

meine, sehr feste Willenskraft nur ja recht zusammenzunehmen, um mich davor zu schützen und nun hatte ich dies allem Anschein nach in zu hohem Maße gethan, hatte übertrieben und war ein Tyrann geworden! Ich staunte darüber, denn ich hatte bisher wirklich noch gar nichts davon gemerkt! — Was doch aus dem Menschen alles werden kann, wenn er nicht recht auf sich aufpaßt . . . besonders in der Ehe!

Ich bemühte mich, äußerst liebenswürdig zu meiner Frau zu sein, ob schon ich mich, ganz offen gestanden, ein bißchen nervös fühlte, und suchte sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß die Sache ja gar nichts zu bedeuten habe. Sie weinte, lächelte aber gleich wieder unter Thränen, als sie sah, wie gütig ich war. Wir nahmen gemeinschaftlich unseren Kaffee ein, und Alles wäre gut gewesen, wenn mir nur nicht der unselige Schwarze Robert ewig im Kopf gelegen und mich nervös gemacht hätte. Ich dachte an ihn, war zerstreut und gab mehrmals verkehrte Antworten. Meine Frau merkte das und sagte nach dem Kaffee seufzend: „Nun gehst Du wohl gleich wieder zu Deinem Robert?“

„Ja, liebes Kind,“ erklärte ich ruhig, „die Arbeit ist versagt, der Buchhändler wartet auf sie und ich habe sie viel zu lange verschoben. Sie müßte schon fertig sein.“

„Wozu aber? Du schreibst doch sonst nie solche grauliche Geschichten, — Du hast jetzt Ferien in Deinem Amt und könntest Dich in dieser Zeit einmal so hübsch ruhen . . . weshalb da die schöne Zeit mit solchem Zeug ausfüllen?“

„Du weißt, daß ich gern schreibe,“ gab ich etwas verstimmt zur Antwort, „und der Stoff ist ein ungemein interessanter, verwickelter! Es erfordert viel Scharfsinn und historischen Blick, Aufklärung in jene seltsamen Vorgänge zu bringen, die theils historisch verbürgt sind, theils bisher in ein tiefes

Dunkel gehüllt waren. Sie greifen in die Geschichte jener Zeit ein; zum mindesten sind sie von hoher Wichtigkeit für die Familienverhältnisse und die Geschichte eines noch heut' blühenden mächtigen Adelsgeschlechtes . . . .  
begreifst Du nicht, daß es das Interesse eines Freundes historischer Forschung fesseln kann, diese Dinge als der Erste endgültig aufzuklären?"

„Mehr fesseln als das Interesse für seine Frau?“ warf Laura schmolend hin.

„Nicht mehr fesseln, nur mehr der Zeit in Anspruch nehmen, liebes Kind, das mußt Du nicht mit einander verwechseln!“ beschwichtigte ich freundlich. „Um Dir aber zu beweisen, wie wenig ich Dich darüber vergesse, bring' das Schachbrett und laß uns unsere Partie spielen!“

„Schach!“ rief meine Frau jubelnd aus und schlug freudig die Hände zusammen. „Du willst mit mir spielen? Und Dein schrecklicher Robert —?“

„Mag warten!“ lächelte ich. „Nach der Partie gehe ich um so fleißiger an ihn und hole die kleine Versäumniß bald nach.“

„Herzensmann!“ Laura flog mir jubelnd um den Hals und flog dann jubelnd aus dem Zimmer, um das Schachbrett zu holen.

Ich hatte ihr diese kleine Concession machen müssen, nicht wahr, lieber Leser? Oder vielmehr nicht wahr, liebe Leserin? Sollte ich meine guten Vorsätze gleich damit beginnen, daß ich mich wieder als Tyrann zeigte? — Meine Frau spielte sehr gerne Schach; ich auch. Seit unserer Verheirathung spielten wir jeden Nachmittag nach dem Kaffee unsere Partie, sollte ich so grausam sein, sie gerade heut' nach all' dem Vorgefallenen und nach meinen kaum gefaßten guten Vorsätzen ausfallen zu lassen? Doch gewiß nicht! Ich ließ den Schwarzen Robert bei Seite rochiren, stellte den Thurm meiner Galanterie vor ihn und sagte mir, daß ich ja nächsther

den Grafen Sorbenna auftreten lassen könne, der gleich durch eine Erkennungs-scene mit Ludmilla von Warnburg den Leser mitten hinein . . . .

Da kam Laura mit dem Schachbrett!

Ich schreckte empor wie ein ertappter Sünder, denn ich hatte mich schon wieder mitten in den Wirrnissen des Schwarzen Robert befunden. Zum Theil ärgerte ich mich darüber, — konnte mich denn der Unglücksmensch nicht ein halbes Stündchen in Ruhe lassen, um mich auch einmal meiner Frau zu widmen? Zum Theil aber bedauerte ich auch, daß Laura nicht noch eine einzige halbe Minute fortgeblieben, mir hatte soeben die Scene zwischen Sorbenna und Ludmilla so deutlich vorgezeichnet, noch einen Moment und ich hätte sie im Kopf gehabt . . . . nun kam das Schachbrett! Ich trippelte nervös mit den Füßen, aber ich nahm mich zusammen.

Meine arme Frau merkte zum Glück nichts. Sie erklärte mir freundlich und mit schelmischem Blick, sie werde nun auch eine von meinen schönen Apfelsinen beim Spiel essen, worüber ich mich sehr geschmeichelt fühlte, und dann stellte ich die Apfelsinen auf, während meine Frau ihre Figuren schälte . . . .

Ach nein doch! Was bin ich verwirrt! Ich stellte die Figuren auf, während meine Frau ihre Apfelsine schälte! Ich war an jenem Tage so zerstreut, ich dachte wahrhaftig lauter Unfinn.

Wir spielten. Ich glaube nicht, daß es die beste Partie war, die ich in meinem Leben gespielt, denn ich machte mehrere erschütterliche Fehler und soeben hätte mir Laura bequem einen Thurm schlagen können, wenn sie nur ihren Käufer aus seiner verdeckten Stellung hervorgezogen hätte. Ich ärgerte mich darüber . . . . oder nein, das gerade nicht; sondern ich ärgerte mich eigentlich darüber, daß Laura es nicht sah! Wie kann man

so unaufmerksam sein! „Paß doch auf!“ sagte ich unruhig, „Du hättest mir soeben den Thurm nehmen können?“

„Wie so denn?“ fragte sie harmlos und schob ein Stückchen Orange in den Mund.

„Wenn Du Deinen Käufer gezogen hättest.“

„So?“ sagte sie gleichgültig. „Die Apfelsine stört mich — sie schmeckt aber auch gar zu schön!“

Wie gleichgültig sie das sagte! Nämlich das von dem Käufer; denn das von der Apfelsine sagte sie mit dem ganzen Interesse eines ächten Ledermäulchens. — Unfinn! Wie man sich nur von einer Apfelsine so ablenken lassen kann! Sie spielte heut' wirklich schlecht, sie bemerkte nicht einmal, daß ich soeben in Gedanken falsch rochirt hatte, was ich erst beim nächsten Zuge sah und nun nicht mehr redressiren konnte. Ich spielte auch ein bißchen zerstreut, das ist wahr; aber ich that's nur, weil ich an den Schwarzen Robert dachte und ihre Apfelsine mich störte. Ich wartete mit nervöser Spannung darauf, daß sie sie endlich verzehrt haben würde, damit sie dann aufmerksamer spiele . . . aber vermüßcht! Die Apfelsine war so schön, daß sie sie mit einem wahren Hochgenuß behandelte. Langsam, jedes Stückchen einzeln bedächtig, schob sie die Häppchen in den Mund, dabei in tiefes Sinnen versunken, — aber anscheinend in Sinnen an die Apfelsine, nicht an das Spiel! Ist einem Menschen schon so etwas vorgekommen? Ich wünschte, ich hätte heut' Morgen etwas Geschickteres gethan als Apfelsinen gekauft!

Wahrhaftig, meine Frau kante und schmagte und beschäftigte sich so ernsthaft mit der unseligen Orange, wie ein lederhaftes Kind mit einem Bonbon! Aus Aerger griff ich wüthend ihre Königin an, und indem sie mit der einen Hand bedächtig ein neues Stück Apfelsine zwischen den Lippen

schob, that sie mit der andern Hand, scheinbar sehr vertieft, aber offenbar ohne sich Rechenschaft davon zu geben, einen falschen Gegenzug.

„Laura!“ rief ich ganz entsetzt, „was machst Du denn — Du verlierst ja Deine Königin!“

„O weh,“ sagte sie kauend, „da muß ich wohl den Zug zurücknehmen, wie? Welcher war es denn?“

„Du spielst furchtbar zerstreut!“ sagte ich nervös.

„Das macht die Apfelsine,“ erwiderte sie unbefangen, „sie schmeckt zu schön!“

„Eines kann man doch aber nur,“ betheuerte ich entrüstet, „entweder Apfelsine essen oder Schach spielen! Du verdirbst ja die ganze Partie!“

„Mein Gott, ist denn aber Schachspielen etwas so Wichtiges, daß man nicht einmal ein Stückchen Apfelsine dabei naschen kann?“ sagte sie beleidigt. „Dann hättest Du sie mir nicht mitbringen sollen — ich habe sie nur gegessen, um Dir eine Freundlichkeit zu erweisen!“

„Das mag schon sein“, erklärte ich ärgerlich, „aber jedenfalls hat sie Dir so gut geschmeckt, daß Du darüber furchtbar zerstreut gespielt hast!“

„Du wirfst mir also vor, daß mir das gut schmeckt, was Du mir mitgebracht hast?“ rief Laura tief beleidigt und schob die Apfelsinenhälfte empört bei Seite. „Ich werde nicht mehr davon essen, keinen Bissen, wenn Du ihn mir doch nicht gönnst — ich werde überhaupt nicht mehr essen, was Du mir mitbringst, Du liebloser Mensch!“

„Du kannst doch aber, zum Wetter, die Apfelsine auch zu anderer Zeit essen, nicht gerade beim Schachspiel, wo sie doch stört!“ erklärte ich ärgerlich, erregt durch den lieblosen Menschen. „Du weißt, es macht mich nervös, Dich unaufmerksam Schachspielen zu sehen, und wenn ich Dir schon das Opfer bringe, die Partie trotz meiner pressirten Zeit nicht aus-

fallen zu lassen, so kannst Du doch wenigstens bei der Sache sein, nicht beim Apfelsineneffen!"

Mit dem Dpfer hatte ich Del in's Feuer gegossen — wahrhaftes Petroleum mit aufgelöster Schießbaumwolle darin! „Dpfer?“ schrie Laura entrüstet auf und brach in Thränen aus: „Es ist Dir also ein Dpfer, wenn Du mir ein paar Minuten Deiner Zeit widmest und Du wirfst es mir vor?! Oh —“ und sie sank schluchzend auf das Sopha, „ich werde nicht wieder solches Dpfer von Dir verlangen, ich werde es nicht wieder von Dir annehmen — ich weiß jetzt, daß Du nur mit Ueberwindung Deinem Pflichtgefühl zu mir folgst! Deine Liebe ist hin, Du hast nur noch Härte und Schonungslosigkeit für mich, Alles ist nur noch Schein und mühsame Verstellung!“

„Laura,“ fuhr ich auf, „bringe mich nicht außer mir! Ich kann das nicht anhören, was Du da sagst!“

„Du willst überhaupt nichts mehr von mir anhören, ich weiß es,“ fuhr sie fort und lief händeringend im Zimmer umher: „Du willst Deiner zügellosen Heftigkeit Raum geben, trotz all' meiner Sanftmuth und Nachgiebigkeit! — Ach, ich unglückliches Weib, er ist meiner überdrüssig, er lehnt sich gegen meine Liebe auf, — oh, ich werde Dich von meiner Gegenwart befreien!“

„Bist Du von Sinnen, Frau!“ zitterte ich mit nur noch mühsam erhaltener Fassung, „ich biete das Aeußerste auf an Nachgiebigkeit und Liebe —“

„Den ganzen Tag hat er mich gequält und ich habe es wie ein Lamm ertragen,“ jammerte Laura, die bereits nur noch in der dritten Person von mir sprach, „und nun dennoch, dennoch diese fürchterliche Katastrophe!“

„Ich Dich gequält?“ rief ich entrüstet aus und faßte kramphast meine beiden Rockklappen, die ich schüttelte,

als hätten sie es verbrochen; „nervös gemacht hast Du mich den ganzen Tag mit Deiner Unvernunft, bis zum Aeußersten!“

„Oh, diese Worte, diese harten, rücksichtslosen Worte! Ich Dich nervös gemacht! Gefoltert hast Du mich, verletzt, beleidigt bis auf's Aeußerste!“ schluchzte Laura zurück.

„Ich Dich beleidigt? Ein Lamm bin ich gewesen, ein Schaf an Sanftmuth, ich habe Alles ertragen —“

„Bernachlässigt hast Du mich, unbeachtet gelassen, bis die Goldfischschale umfiel!“ argumentirte Laura hinderingend, als sei die Goldfischschale von meinem Unbeachtelassen ihrer Person umgefallen, „krank gemacht hast Du mich vor Kummer, mich eingeschüchtert, wie eine Sklavin, daß ich Dir nicht mehr eine Tasse Kaffee anzubieten wagte, — beschämt, compromittirt hast Du mich vor dem Dienstmädchen, mich armes, unglückliches, gebemüthigtes Weib!“

„Frau!“ schrie ich jetzt wirklich außer mir, „hör' auf — ich ertrag' das nicht länger!“

„Du sollst es auch nicht — ich gehe von Dir!“ jammerte sie und warf sich schluchzend wieder auf das Sopha.

„Laura!“

„Ich kehre zu meinen Eltern zurück — ich will Dich von meiner Gegenwart befreien — ich bin unglücklich! Du hast mir das Glück meines Lebens geraubt — und das Alles wegen so einer gottlosen Gesellschaft, einer Grille, einem unseligen unnützen Zeug!“

„Der Schwarze Robert ist eine ehrenvolle Aufgabe, die ich mir gestellt,“ erwiderte ich heftig, denn ich wußte sehr wohl, was sie meine und fühlte mich gereizt in der Seele meines Helden, den ich herabgesetzt sah. —

„Ein Unglücksmensch ist er, ein Gift für unsere Ehe, ein schändliches, unnützes Ding von Geschreibsel!“ fuhr

Laura ungestüm aus ihren Thränen auf. —

„Du beleidigst mich in ihm!“ rief ich aufgeregt; denn ich konnte das nun einmal nicht vertragen. „Meine ganze Seele ist von ihm erfüllt, er ist mein geistiger Genuß in den Rußstunden —“

„Ein Ungeheuer ist er, wie Du ein herzloser Barbar!“

„Weil ich Deinen unverständigen Liebhabereien nicht mehr Nachsicht zolle, die mich nervös machen!“

„Meine unschuldigen Liebhabereien — wie die eines Kindes!“ rang Laura die Hände.

„Eben darum!“ zürnte ich, „Du bist kein Kind mehr, Du bist die Frau Deines Mannes!“

„Gewesen, gewesen!“ weinte Laura, „ich kehre zu meinen Eltern zurück!“

„Zum Teufel, wer ist denn da?“ schrie ich erhobt nach dem Ausgange des Zimmers hin, denn es hämmerte da an der Thür, die ich vorhin in der Aufregung hastig verschlossen hatte, um das Mädchen fern zu halten, wie mit geballten Fäusten, welche durchaus Einlaß begehrten. Ich drehte den Schlüssel herum, die Thür flog sofort auf und eine große dicke Dame, sehr gepuht und mit hochrothem, leuchtendem Gesicht stand in derselben.

„Kinderchen, da bin ich!“ sagte sie triumphirend.

„Tante Lina!“

Das rief ich. Laura warf sich, statt jeder Bemerkung schluchzend herum und verbarg ihren Kopf laut weinend in den Kissen des Sophas.

Tante Lina! Verehrter Leser! Als ich Dir erklärte, daß ich diesen Ausruf gethan, hast Du nicht begriffen, was in demselben lag! Wenn ich Dir annähernd mittheilen soll, was darin lag, so muß ich sagen: Bestürzung, Freude, Entsetzen, Beschämung, Hoffnung, Verzweiflung, Kopfbrummen, Freundlichkeit, Verzagen, Resignation, Fremdenzimmer, Hausumsturz, meine Schulden, mein Arbeitszimmer, Apo-

theke, Tobesfall, zertrennte Kleidungsstücke, eine Viertelmillion und der Schwarze Robert!

Das ist viel, aber es ist wirklich wahr, es lag darin! Kennst Du Tante Lina, verehrter Leser, so würdest Du's mir glauben! Tante Lina hatte viele Fehler, sonst war sie eine herzensgute Person. Sie war, „nehmt Alles nun in Allem,“ verrückt. Außerdem besaß sie eine Viertelmillion. Im Allgemeinen ist zwar Reichsein nicht gerade ein Fehler; aber manchmal doch. Zum Beispiel, wenn Derjenige, der damit behaftet ist, Tante Lina heißt, verrückt ist und zum Besuche angereist kommt. Um sich, sein Haus, seine Nerven, sein gesundes Gehirn und das Oberste als oberhalb des Untersten bleibend zu retten, würde man solchen Besuch mit dem Recht der Selbstvertheidigung schleunigst hinauscomplimentiren, die Thür verschließen, die Sicherheitskette vorlegen und an die Penaten seines Hauses ein Dant = Stoßgebet dafür richten, daß sie diesen Reich haben an Einem vorübergehen lassen. Nun aber hat der Besuch zum Unglück eine Viertelmillion — mein Himmel, was will man machen! Der Uebelstand der der Viertelmillion ist einmal da und man muß mit den Thatfachen rechnen, besonders, wenn die Thatfachen Geld sind! Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen. — Tante Lina, also zum Beispiel mit der Viertelmillion. Das heißt: man muß sie aufnehmen, freundlich sein und sich, sein Weib, Magd, Vieh, Knecht oder Alles, was sein ist, auf dem Altar der Verwandtenliebe zum Opfer bringen, auf daß es Einem wohlgehe und man lange lebe auf Erden!

Außer ihrer Viertelmillion hatte Tante Lina, wie bemerkt, viele andere Eigenthümlichkeiten, welche ich vorhin als Fehler bezeichnete. Ob ich darin Recht hatte, magst Du selbst entscheiden, lieber Leser, wenn ich Dir Nä-

heres darüber sage. Tante Lina war eine herzensgute Person, die ungemein gern Gutes that und dabei sehr egoistisch war. Sie lebte sehr einfach und wenn sie kam, stellte sie zunächst das Haus auf den Kopf. Nachdem sie dies vollbracht, fiel ihr ein, daß es ähnlich wie früher doch besser sei und sie daher das Oben und Unten lieber wieder in den früheren Stand setze, wobei dann das Mittlere zu oberst, das Unterste in die Mitte kam und das Oberste sehen konnte, wo es bleibe. In ihrer Villa von 12 Zimmern befand sie sich eigentlich beständig auf der Wanderschaft. Alle vier Wochen wurde das Schlafzimmer in die Küche verlegt, die Kochmaschine im früheren Schlafzimmer errichtet, der Salon eine Treppe höher aufgeschlagen, das Douboir im bisherigen Salon arrangirt und dann machte sie im Bibliothekzimmer Toilette, weil's ihr im Douboir zu zugig war. Sie lebte der festen Ueberzeugung, daß die Himmelsrichtung von Einfluß auf den Schlaf des Menschen sei, und da sie bei ihrer Schlaflosigkeit — denn sie schlief nur von Nachts 12 bis Vormittag 11 Uhr — sehr viel auf einen ruhigen Schlaf gab, so befand sie sich in einem fortwährenden Experimentiren, nach welcher Richtung hin das Kopfende ihres Bettes wohl am besten stehe. Da ihre Ansicht hierüber öfters wechselte, so wechselte die Bettrichtung auch öfters. Sie war sehr corpulent und ungemein gesund, dabei aber fortwährend krank und da der ansehnliche Medicamentenvorrath in ihrem eigenen Besitz keineswegs ausreichte, so war stets ihre erste Sorge bei einem neuen Asyl, wo die nächste Apotheke sei und wer schnell hinlaufen könne, wenn „Etwas vorkalle.“ Sie besaß eine sehr stattliche Garderobe und hatte eine außerordentliche Vorliebe für geborgte Sachen. Wenn sie in's Theater ging, zog sie Stephanien's dunkelgrünen Rock an, der zu diesem Behufe in den Falten etwas ausgelassen werden

mußte, legte dazu ihre braune Taille an, welche ihr am bequemsten saß, und welche ihr Caroline zu diesem Behufe von der Robe abtrennen mußte; entlieh sich, zur Verbedung der andersfarbigen Taille Bertha's leichtes Sommertuch, nahm Ella's Fächer, da sie den ihrigen vergessen hatte, bat sich Gustav's Opernglas aus, weil dies handlicher sei als das ihre, und er suchte dann Benno, vom Theater rasch nach Hause zu springen und ihr das ihrige zu holen, weil sie durch Gustav's nicht sehen könne. Sie verschwendete ungemein und war dabei sehr knauserig. Da sie der Ansicht war, daß sich aus Knochen eine sehr gute Bouillon kochen lasse, die dann „so gut wie gar nichts koste,“ kaufte sie immer recht große Kalbskeulen mit möglichst imposanten Knochen, briet sie, gab das Fleisch ihren Leuten, weil sie selbst Kalbsbraten nicht aß und bereitete sich aus den Knochen eine schmachtende und sehr billige Bouillon. Ferner hatte sie meine Frau, ihre jüngste Nichte, sehr lieb, hatte ihre Viertelmillion in ersten Hypotheken angelegt, sprach viel von ihrem Testament, das höchst wohlwollend abgefaßt sei und war apoplektisch. Sie hatte, mit Einschluß meiner Frau vier Erben, das machte auf den Mann (oder die Frau) zwei- undsechzigtausendfünfhundert Thaler. Der Himmel schenke der guten Frau noch ein recht langes Leben, aber wenn schon einmal ein Unglücksfall eintreten sollte — lieber Leser, nimm mir's nicht übel, aber so ein Unglücksfall ist doch keine Kleinigkeit!

So war Tante Lina und so kam sie zu uns zum Besuche. Unter den gemischten Gefühlen, welche mich bei ihrem Anblick beführten, spielte Schreck und Bestürzung keine geringe Rolle. Ich wußte, daß es jetzt mit dem Haushalt vorbei sei, wußte, daß ich für die nächste Zeit den Schwarzen Robert nicht werde in die Hand, viel weniger in den Kopf nehmen können und wußte, daß mir in dem Apfelfinentriege mit

meiner Frau ein neuer fürchtbarer Gegner aufgetreten sei — oder auch ein neuer gewaltiger Bundesgenosse, je nachdem Tante Lina Partei nahm! Sie hatte geschellt und war vom Mädchen eingelassen worden, ohne daß wir es in unserer Hitze bemerkt; sie hatte schon mehrmals vergeblich geklopft und endlich durch ein energisches Trommeln an der Thür von ihrer Anwesenheit Kunde gegeben. Sie hatte jedenfalls einen Theil unseres Streites draußen mit angehört und in mir fieberte es bei dem Gedanken, was nun alles kommen werde, wenn sie etwa auf Seite Laura's trat, welche dadurch in ihrem Unsinn bestärkt würde, oder wenn sie auf meine Seite trat und der Sache eine Spitze verlieh, die Laura's heikle Stimmung zum Ueberstehen treiben mußte! Inzwischen hatte sie Laura und mir einen schulden Begrüßungskuß gegeben, ohne scheinbar die Situation zu beachten, welche überraschende Zurückhaltung mich mit einer mißtrauischen Beklommenheit erfüllte, hatte ihre beiden großen Garderobekörbe in das Kaffeezimmer stellen, einige andere Reisekoffer mitten in den Salon placiren lassen, weil sie dort am besten aus dem Wege seien, sieben Stück Handgepäck dem Mädchen vorläufig in der Küche aufzubewahren gegeben, bis sie sie ihr später wieder abverlangen werde, setzte sich nun inmitten des Zimmers auf einen Garderobekorb nieder, weil ihr die Polsterstühle zu weich seien und sagte unbefangen: „Ihr habt Euch ja gezankt, Kinder?“

„D nicht doch . . . eine kleine Meinungsverschiedenheit — —“ entschuldigete ich verlegen.

„Die mir das Herz bricht!“ schluchzte meine Frau ergänzend.

„Nicht der Rede werth . . . wegen einer Partie Schach —“

„Die mir mein ganzes Unglück enthüllte!“

„Jesses!“ sagte Tante Lina gedehnt und legte feierlich die Hände zusammen.

„Aber Laura!“ ermahnte ich sie herb.

Ich wußte, jetzt müsse es losgehen! Gespannt blickte ich auf Tante Lina, deren hochgezogene Brauen, wie mir bekannt, Gemitterwolken waren, aus denen im nächsten Moment der Blitz irgend eines zündenden Gedankens zucken mußte. Von ihr hing es ab, wie die Schlacht geschlagen werden solle; die Richtung, welche sie einschlug, mußte bestimmen, ob es ein Seekrieg, eine Landschlacht, oder allenfalls ein Gefecht mit Luftballons werden solle. Ein Widerstreben gab es bei ihr nicht, sie riß Alles mit sich fort. Ich warf mich also moralisch in Positur, machte mich auf das Ueberstehen gefaßt und nahm mir vor, meinen Mann zu stellen, ob sie nun für oder gegen mich Stellung nahm. — Sie blickte uns Beide einen Augenblick scharf an, erhob sich dann majestätisch und sagte ruhig: „Laßt das, Kinder; ich will mich nicht in eure kleinen Streitigkeiten mischen.“

Ich stand vollkommen starr! Ich hatte geglaubt, Tante Lina ganz zu kennen und ich sah, daß ich sie noch nicht ausstudirt hatte! Alles hatte ich erwartet — aber das nicht! Das Ungeheuerlichste hätte mich durchaus gerührt gefunden — nun kam aber nicht das Ungeheuerlichste, sondern das Natürlichste und ich gerieth außer Fassung! Da soll ein sterblicher Mensch noch wissen, woran er ist.

Meine Frau war gleichfalls so erstaunt über die unerwartete Wendung der Dinge, daß sie erschrocken zu weinen aufhörte, sich emporrichtete und sich die Augen rieb — ich weiß nicht, ob um sie zu trocknen oder weil sie zu träumen glaubte!

„Ich bin sehr angegriffen von der Reise,“ sagte Tante Lina, ohne im Geringsten von der ungeheuren Wirkung Notiz zu nehmen, welche sie hervorgebracht, „Ihr könntet mir wohl ein Zimmer einrichten, damit ich's mir ein Wischen bequem machen kann.“

Laura erhob sich und ging an die Arbeit. Wir besaßen zum Glück ein überflüssiges Zimmer, das in solchen Fällen als Fremdenzimmer benützt werden konnte und das nach einiger Mühe in den von Tante Lina gewünschten Stand gesetzt war. Es mußte nur auf ihr Bitten ein Schrank herausgenommen und dafür eine Commode hineingesetzt werden, in welcher meine Frau zwar Tischwäsche aufbewahrte, die Tante Lina jedoch mit Leichtigkeit anderweitig placiren zu können erklärte, worauf sie sich's nicht nehmen ließ, dieselbe eigenhändig im Salon in das Porzellanspind zu packen, dessen Inhalt sie dafür auf dem Sopha-tisch aufbaute. Dann wurde das gesammte Gepäc in ihr Zimmer geschafft, bis auf drei Kutschachteln, welche sie am sichersten vor dem Zerbrücktwerden in der Speisekammer an zwei Schinkenhaken aufhängen zu können erklärte und während ich dann vor Schweiß triefte und meine Frau mit dem Dienstmädchen an das nachträgliche Aufräumen des in allen Stuben hervorgezauberten Chaos ging, legte sich Tante Lina im Wohnzimmer auf das Sopha und bekam einen Anfall, wobei sie mich ihr beizustehen bat. —

Ein „Anfall“ war bei Tante Lina nichts Bestimmtes, sondern etwas ungemein Wechselvolles. Es gab nicht viele Capitel der Pathologie, welche nicht schon einige ihrer Paragraphen zu Anfällen für Tante Lina hergegeben hatten. Heute war es ein Schluckauf. Jrgend welcher unselige Zugwind im Eisenbahnwaggon hatte ihr denselben zugezogen und sie lag auf dem Sopha und schluckte. Nicht gerade, daß der Schluckauf sehr stark gewesen wäre — er war im Gegentheile nur ganz schwach. Aber sie erklärte, es sei Gefahr vorhanden, daß er stärker werde und es sei ein regelrechter „Anfall.“ Da sie versicherte, sich den Magen erkältet zu haben, so mußte ich ihr das Perlkissen vom Salonsopha auf

den Magen zu legen geben, weil dessen Plüschrückseite am besten wärme; darüber deckte sie ihr wollenes Morgentuch, das ihr meine Frau aus dem einen Koffer heraussuchen mußte und dann bat sie mich, zu ihrer Schwägerin Ulrike zu gehen und diese zu benachrichtigen, daß sie hier sei, da sie dieselbe möglichst bald sprechen wolle.

Ein Bote oder ein Brief hätt's auch gethan. Aber ich ging lieber selber, — der Leser wird diese Galanterie begreifen! Ich ging gern. Man muß gefällig sein, man muß.. nun, kurz und gut, ich war froh, daß ich weglam!

Als ich meine Bestellung bei Tante Ulrike hastig ausgerichtet, spielte ich mit meinem Freunde Norden eine Partie Billard. Im Café Erholung traf ich ihn. — Schöne Leserin! Halten Sie sich die Ohren zu, indem ich dies Bekenntniß ablege! Du aber, lieber Leser, wirst mich verstehen, wenn ich Dir sage: diese Carambolage war eine Naturnothwendigkeit! Es gibt im Eheleben Augenblicke, wo man dem Billard näher ist als sonst und eine Stunde frei hat an dem Tische! — Wer sich frei von Sünde fühlt, werfe den ersten Ball auf mich!

Ja, ich vernachlässigte meine Frau, vernachlässigte Tante Lina und spielte Carambolage! Norden war mein einziger Freund, mein Hausfreund, der auch mit Laura von Jugend auf bekannt war und der im Begriffe stand, mir in die reizenden Fesseln des sammtnen Ehejoches zu folgen, denn er hatte das Jawort der jüngsten Tochter des Geheimrathes Brausig erhalten und in wenigen Wochen, wo das Trauerhalbjahr um einen verstorbenen reichen Onkel um war, würde, das wußte man, die jetzt noch nicht officielle Verlobung stattfinden. Dr. Norden war Geschichtsforscher, ein äußerst lebenswürdiger Mensch, ziemlich leichtlebig, was Laura ihm sehr entfremdete, aber mir durch seine Geistesrichtung



sehr sympathisch und spielte famos Billard. Schade, daß er heute nicht noch eine zweite Partie spielen konnte, denn er war gerade so hübsch zerstreut, ich hatte die hundert Points ausnahmsweise gewonnen und freute mich darüber sehr! Indeß mußte er fort, eine geheimnißvolle Angelegenheit rief ihn, ja, ja, ein galantes Abenteuer, das galanteste und reizendste von der Welt, wie er mir lächelnd anvertraute. Ein Bote hatte ihm während des Spiels ein Briefchen gebracht, das er mit Ueberraschung, aber sehr geheimnißvoll gelesen und dann hatte er so schlecht und so hastig gespielt, daß ich gewann, was mir nicht oft mit ihm passirte. Darauf hatte er mir vergnügt seine Mittheilung in's Ohr geraunt, seine Sache berichtigt und war fortgeeil. — In den nächsten Tagen würden wir uns nicht sehen, er trete eine kleine Reise an, nach Raubheim, hatte er mir noch mit pffifigem, geheimnißvollem Lächeln, zugeflüstert. Ich hatte bedenklich den Kopf geschüttelt und „hm, hm!“ gemacht, als mir der dreiviertel verlobte Bräutigam von einem galanten Abenteuer gesagt . . . ich hatte ihn in den letzten Jahren für gesetzter gehalten und sah ihn nun gerade jetzt wieder in seinen Leichtsinne zurückfallen, Laura hatte also doch Recht mit ihrem Tadel — aber er war ja fort, ehe ich mich in dem belebten Local zu einer Moralpredigt hatte sammeln können! Indeß sollte sie ihm nicht geschenkt sein, dem Leichtsinne, sobald wir uns wiedersehen, sollte er sie schon tüchtig zu hören bekommen!

Ich wäre wirklich recht unwillig über ihn gewesen, wenn ich nicht meinen Kopf gleich wieder mit so vielen anderen Dingen vollgehabt hätte. Die Differenz mit meiner Frau lag mir zwar schwer auf dem Herzen und ich wußte, daß es noch einen heißen Kampf kosten werde, um diesen ersten ernstlichen Streit, wie ich es als nothwendig erkannte, zu meinen Gunsten

zu entscheiden. Aber Tante Lina's tactvolle Neutralität, wie konnte ich daran zweifeln, war ja ein offenes Wunder gewesen, das zu meinem Gunsten intervenirt hatte, das gab mir Muth und klar präcisirt lag die Rebe vor mir, mit der ich, wie ich mir vornahm, Laura ruhig aber in bestimmter Weise zur Verständigkeit zurückführen werde. — Himmel, wie dumm ist der Mensch manchmal — selbst, wenn er Philosophie studirt hat!

Als ich zu Hause ankam, erklärte mir das Dienstmädchen, meine Frau sei fortgefahren — verreis.

Ich war eine Bildsäule. Nein, ich war ein Granitblock, ein Klumpen erstarrten Gußstahles, ein Unicum der Geologie, denn hätte mich in jenem Augenblicke ein Naturforscher gesehen, er dürfte sich rühmen, den ersten wirklich versteinerten Menschen gefunden zu haben und ich wäre einem Museum einverleibt worden!

Als ich fünf Minuten sprachlos damit zugebracht, abzuwarten, ob mich vielleicht ein Geologe fände, kam so weit wieder Bewegung über mich, daß ich etwas thun konnte. Ich stürzte in's Zimmer und schrie athemlos: „Laura! Wo ist Laura?!“

Tante Lina saß auf dem Sopha, ernst, feierlich, durchaus ohne Anfall und blickte gefaßt auf mich hin. „Müßigen Sie sich, Nefte, beruhigen Sie sich, sagte sie würdevoll, „Sie werden Alles hören.“

„Wo ist Laura?“ wiederholte ich in höchster Erregung.

„Verreis!“

„Verreis? Weshalb, wohin?“

„Sie werden sich auf einige Zeit von ihr trennen müssen!“ sagte Tante Lina ruhig und fest.

„Trennen —?!“

„Seien Sie ein Mann; die Sache ist ernst. Ihr eigenes Wohl sowie dasjenige Laura's erfordern es.“

„Warum?“ Was ist vorgefallen?“

„Sie stehen auf dem Punkt, Laura's Liebe zu verlieren, — hören

Sie wohl, an einen Anderen zu verlieren — vielleicht schon verloren zu haben!" sagte Tante Lina feierlich und erhob sich.

"Zu haben? — An einen Anderen?" taumelte ich entsetzt zurück, stolperte dabei über einen von Tante Lina's Garderobekörben, der schon wieder im Wohnzimmer stand und setzte mich unwillkürlich etwas heftig auf denselben nieder. „Herrgott im Himmel, was sprechen Sie da?!"

"Noch ist es wohl nur eine jugendliche Verirrung, eine kindische Zerstreuung ihres unerfahrenen Sinnes, eine kleine Tändelei, hervorgerufen durch das Gefühl der Vernachlässigung oder um die Eifersucht zu ihrer Verbündeten zu machen," fuhr sie besänftigender fort: „Aber Gefahr ist im Verzuge — Hilfe thut noth!"

„Eine jugendliche Verirrung — eine kleine Tändelei — Eifersucht . . . alle Heiligen, sprechen Sie denn im Ernst, reden Sie von einer bestimmten Person . . .?“ rief ich noch entsetzter aus und traute meinen Sinnen gar nicht. —

„Ja!“ bestätigte sie sehr gewichtig, von einer ganz bestimmten Person — Ihr Freund, Sie leichtsinniger — waren Sie denn blind . . .?“

„Mein Freund —?“

„Ihr einziger, Ihr bester Freund, mit dem Sie viel verkehren . . .“

„Norden —?“ schrie ich entsetzt auf und fuhr von dem Korbe empor, wie von der Tarantel gestochen.

„Norden, ja wohl, ich glaube, das war der Name.“

„Es kann — es könnte kein anderer sein, ich verkehre ja mit Niemand außer ihm!“

„Nein, nein, ich entfinne mich ganz genau, Norden war der Name, den sie nannte!“ behauptete Tante Lina sehr bestimmt.

„Den sie nannte?“ rief ich außer mir, „Sie hat ihn selbst genannt, hat es zugestanden?“

„Neffe,“ sagte Tante Lina feierlich, „als ich heute sah, daß Ihr Euch gezannt, werden Sie bewundert haben, mit welcher Zurückhaltung ich es ablehnte, mich in Eure kleinen Differenzen zu mischen.“

„Ja wohl!“ stöhnte ich zustimmend.

„Aber Sie hatten sich in mir getäuscht,“ fuhr sie selbstbewußt fort, „ich that nur so — ich erkünstelte diese Gleichgiltigkeit, denn ich ahnte, wußte längst, daß irgend Etwas auf Laura's Herzen lastete! Nur wollte ich erst sehen, erforschen, was es sei, ehe ich mich entschiede, wie ich handeln sollte, wo nicht zu handeln Ihr mir Beide viel zu herzlich lieb seid!“

„Sie wußten längst —?“ fragte ich und hielt mir mit beiden Händen den brennenden Kopf.

„Was denken Sie von meinem Frauenblick!“ sagte sie stolz und verächtlich zugleich, mit marmor-schwerer Betonung und tiefem, überzeugungsvollem Pathos. „Ich wußte Alles! Mein Entschluß war gefaßt, noch ehe der Anfall kam! Bitte, reichen Sie mir doch einmal die Hoffmannstropfen herüber! Als Sie fort waren, nahm ich Laura in's Gebet; ich sagte ihr Alles, was ich ihr zu sagen hatte, zart, andeutend, schonend, aber wohlbedacht und fest. In heißen Thränen floß — danke, stellen Sie die Flasche nur hier her — in heißen Thränen floß ihre Reue vor mich hin, in schmerzvollen Worten ihre Vorwürfe gegen Sie, der Sie durch eigenen Fehler sie zu dieser Unverständigkeit verleitet, und zerknirscht schlüpfte der Name Norden von ihren Lippen!“

„Norden!“ schrie ich außer mir und meinen Sinnen nicht trauend: „Schurke — ist es denn möglich — ich schöffe ihn nieder wie einen Hund, wenn es wahr wäre!“

„Lieber Neffe, Sie werden doch keine Malheur anrichten!“ sagte Tante Lina erschrocken.

„Rein Malheur anrichten — nach dem, was Sie mir da gesagt!“ höhnte ich wüthend.

„Die Sache ist ja noch nicht so schlimm, als es Ihnen im ersten Augenblick erscheint,“ lenkte Tante Lina ein.

„Noch beschränkt es sich ja auf eine kleine Sympathie — was denken Sie — eine harmlose Ländelei, vielleicht nur eine jetzt ängstlich bereute Coquetterie . . .“

„Ländelei — Coquetterie — harmlos . . . wenn es wahr ist, wenn hier nicht irgend ein firmamenthoher Wahnsinn vorliegt, wenn nur ein Schatten von Wirklichkeit an dem ist, was Sie mir da sagen, erwürge ich ihn mit diesen Händen!“ tobte ich wüthend. Tante Lina lenkte offenbar ein, — aber merkwürdig, je mehr sie abzuwiegeln suchte, desto wüthender wurde ich . . . sie, deren offene Attaque mich nur bis zur Rathlosigkeit consternirt hatte, sie erfüllte mich jetzt durch ihr schwächernes Zurückweichen mit mißtrauischer Wuth! Sie wollte mir offenbar ent schlüpfen und daraus witterte ich erst recht Verrath!

„Mäßigen Sie sich, machen Sie die Sache nicht schlimmer, als sie ist und halten Sie sich an den wahren Schuldigen,“ ermahnte sie unruhig. „Sie selbst tragen die Schuld an der ganzen mißlichen Affaire.“

„Ich?“ schrie ich empört.

„Ja! Sie haben Laura vernachlässigt! Sie haben zu viel Ihrer freien Zeit dem Verkehr mit jenem falschen Freunde geschenkt — Laura fühlte sich darüber verletzt.“

Das war richtig. Laura hatte sich oft über meine wissenschaftlichen Dispute mit Norden beklagt, meine Studien mit ihm als ungalant gegen sie bezeichnet. Aber darum . . . ich knirschte!

„Noch mehr!“ fuhr Tante Lina majestätisch fort, die ihren augenblicklichen Sieg merkte, „Laura fühlte, was in ihr vorging — sie suchte diesen Menschen ungünstig anzusehen, sie machte ihn schlecht vor sich selbst

und vor Ihnen, um vor seinem dämonischen Einfluß Schutz zu gewinnen!“

„Das ist wahr!“ stöhnte ich. Laura hatte oft ungünstig über Norden gesprochen, ihn oft getadelt wegen seines Leichtsinnes und seiner unbesorgten Junggesellen-Lebensweise.

„Aber Sie waren blind!“ fuhr Tante Lina siegesbewußt fort: „Sie nahmen ihn in Schutz, sie vertheidigten seine Fehler — wen müssen Sie heut am meisten anklagen?“

„Ihn!“ donnerte ich, ebenso wüthend, wie weit entfernt, auf Tante Lina's richterische Logik einzugehen. „Ich ermorde ihn!“

„Mensch, richten Sie kein Unglück an!“ schreckte Tante Lina noch einmal zusammen. „Sie werden doch nicht so unvernünftig sein, zu handeln, ehe Sie ruhig geworden sind!“

„Ruhig geworden! Wo ich ihn nicht einmal habe, noch ihn bekommen kann, um ihn zu erwürgen!“

„Gottlob!“ machte Tante Lina, „ich ließe Sie auch nicht aus dem Zimmer, Nefte!“

„Keine Angst!“ höhnte ich mit dem Lachen der Wuth, „er ist sicher — ist verreis!“

„Auch verreis?“ fragte Tante Lina neugierig.

Auch? Einen Augenblick war ich bei diesem Worte wie vom Donner gerührt, dann fuhr so etwas wie ein glühender Dolzen durch mein Gehirn. „Laura!“ schrie ich von Neuem auf, „meine Frau — wo ist sie?“

„Verreis“, sagte Tante Lina fest.

„Wohin? Ich will es wissen — wohin ist sie?“

„Nach — nach —“ Tante Lina stockte und schien unsicher, ob sie mir antworten solle.

„Nach Nauheim! Wie?“ rief ich heftig.

„Ja wohl, nach Nauheim!“ nickte Tante Lina bestätigend.

„Hölle und Teufel!“ Rase ich — bin ich wahnsinnig — bricht das Welt-

all, Himmelkreuzsatansselement, nicht über mir zusammen?!“

„Aber, was ist denn so etwas Schlimmes, nach Nauheim zu reisen?“

„Unglückselige, Verblendete — ahnen Sie, wissen Sie Nichts? Norden ist gleichfalls nach Nauheim!“

Tante Lina erschrak heftig. „Aber Nefse,“ sagte sie bestürzt, Sie werden doch das nicht in Beziehung zu Laura's Reise bringen wollen?“

„Nicht in Beziehung bringen?“ schäumte ich. „Norden ist heute Abend nach Nauheim gereist, zu einem, hören Sie, galanten Abenteuer, dem „galantesten und reizendsten der Welt,“ wie er mir, hören Sie wohl, mit selbst mit boshaftem Lachen sagte!“

„Nefse!“ fuhr Tante Lina empört auf, „Sie wissen nicht, was Sie sprechen — Sie beleidigen meine Nichte!“

„Beleidigen, ha! Sie fort nach Nauheim — Er fort nach Nauheim, in derselben Stunde — ein Billetchen rief ihn ab, während er mit mir, denken Sie doch nur, mit mir selbst Billard spielte — er las, er erschrak freudig — er war verwirrt, zerstreut, das Billet war von ihr, er rannte fort, fort nach Nauheim, wohin sie in demselben Augenblick floh . . . soll ich noch zweifeln?“

„Nefse,“ sagte Tante Lina plötzlich sehr unruhig, „was Sie da erzählen, klingt ja schrecklich! . . . Wahrscheinlich, Sie gehen zu weit, mäßigen Sie sich . . . Laura wird — Laura soll — Laura — sie befindet sich in Begleitung Tante Ulrikens . . .“

„Tante Ulrikens — ja und seiner! Aber . . . auch in der meinigen soll sie's sein — ich fahre nach Nauheim!“ schrie ich, von einem plötzlichen Entschluß gepackt. Mit Einem Satz war ich an der Thür, stülpte den Hut auf, den Ueberrock hatte ich noch gar nicht abgelegt, stürzte hinaus, schloß die Thür hinter mir ab, um Tante Lina durch die momentane Gefangenschaft an jeder Intervention zu verhindern und war im nächsten Augenblick auf

der Treppe. „Nefse, Nefse, so warten Sie doch, hören Sie doch, was ich Ihnen sage!“ vernahm ich sie noch hinter mir schreien; schon aber flog die Entschthür hinter mir in's Schloß und ich stürzte die Treppe hinunter.

Auf dem Hausflur traf mich der Telegraphenbote und überreichte mir eine Depesche.

Eine Depesche! Himmel, was umfaßt dieses Donnerwort in solchem Augenblick! Ein Signal der Spannung und der Neugier immer, ein Agens des Erschreckens und des bangen Staunens oft, ist es in solchem Moment ein zuckender Blitz, der vor die Augen niederschlägt, blendet, verflört — entsetzt auf das Donnerkrachen harren läßt, das ihm vernichtend folgen muß! Eine Depesche! Aufschluß gewiß, aber welch' ein Aufschluß würde es, konnte es sein? Sollte ich sie öffnen, hier? Ich stand schon auf der Straße, als ich sie noch zögernd in der Hand hielt! Sollte ich die furchtbaren Worte hier lesen, die ganze vorüberfluthende Menschenmenge zum Zeugen der Erregung machen, mit der ich diese Worte vernehmen würde, sie nur vernehmen konnte? Nein, ich will mit ihnen allein sein! Ich schob die Depesche in meine Brusttasche. Allein? Wo? In einem Restaurant, einem Café, einem recht entlegenen, unbefuchten. — Aber in welchem? Nun, es war ja kein Mangel daran: in dem ersten besten, das ich auf meinem Wege treffen würde! Auf meinem Wege? Wohin wollte ich denn? Nichtig, zu Norden. Vielleicht traf ich ihn noch, vielleicht war noch kein Zug nach Nauheim gegangen, vielleicht konnte ich erforschen, wo er bis dahin weilte. Wenn es mir gelang, ihn aufzuspueren . . . Hölle und Teufel, es wurde furchtbar! Nur schnell weiter, jede Minute ist von Wichtigkeit! Ich stürzte dahin, daß ich die Hälfte der mit begegnenden Passanten anrannte, aber es ging mir noch zu langsam. Ich sprang in die erste Droschke, die ich

antraf, und rief dem Kutscher zu: „Rosenallee 76! Schnell!“

„Rosenallee?“ sagte der Kutscher verwundert, „die ist ja hier gleich —“

„Fort!“ donnerte ich ihm zu, und der Wagen setzte sich ordentlich erschrocken in Bewegung. Ich hätte den Gaul peitschen mögen, um seinen Gang zu beschleunigen! Ich malte mir, um meiner Wuth Genüge zu thun, in Gedanken vor, daß ich Norden noch in seiner Wohnung treffe. Sei, dann! Entweder schossen wir uns sofort auf seinem Zimmer oder ich erdroffelte ihn! O, welche Wollust mußte das sein, ihn zu packen — so, bei seinem langen Halse, um den er immer so elegante Stehkragen trug — und ihn...

Aber da hielt der Wagen schon. Ich hatte in meiner Aufregung gar nicht bemerkt, daß ich nur hundert Schritt von der Rosenallee entfernt in die Droschke gestiegen war. Hastig sprang ich hinaus; meine Hand zitterte so, daß ich kaum den Kutscher zu bezahlen vermochte; dann flog ich die Stiege hinauf und pochte.

Die Wirthin öffnete mir — Norden war verreist nach Nauheim. Nachmittags war ein Bote gekommen mit einem eiligen Briefchen, erzählte sie mir geschwätzig, den sie, da der Doctor nicht im Hause war, ihm in's Café nachgeschickt hatte.

Ja wohl, der verdamnte Brief! Ich hörte das wüthend mit an und fragte mechanisch: „Und dann?“

Dann war der Herr Doctor später in einer Droschke vorgefahren gekommen, war hastig hinaufgesprungen und hatte sich seinen neuen Cylinderhut und ein Paar neue helle Glacéhandschuhe geholt, um wieder fortzueilen.

Himmel, der Schurke! Seinen neuen Cylinderhut geholt — helle Glacéhandschuhe... mir war, als werde ich mit denselben in diesem Augenblick geohrfeigt und ich fühlte, daß mein Gesicht ganz roth wurde!

„Die Droschke hielt unterdeß unten,“ erzählte die Wirthin geschwätzig wei-

ter, „es saßen zwei Damen darin, anscheinend eine junge und eine ältere dicke.“

Furchtbar! Tante Ulrike war dick. Ich taumelte fast! „Und dann?“ knirschte ich mechanisch noch einmal.

„Dann hat er nur noch meinem Sohn eine Depesche zu besorgen gegeben und ist fortgefahren,“ erklärte die Wirthin harmlos.

Ha, die Depesche! Sie war also von ihm, nicht von ihr! Teufel, ich hatte sie ja ganz vergessen! Was stand darin? Was konnte mir der Schurke melden, welchen Aufschluß sollte ich erhalten? Wüthend stürmte ich fort, die Treppe hinunter, riß dabei die Depesche aus der Tasche, riß sie auf und las:

„Wenn Schwarzen Robert nicht bis übermorgen erhalten, verzichten darauf. Entrüftet über Verzögerung. Kaufen Anderes an und machen Sie für Schaden verantwortlich.“

Schröder'sche Buchhandlung.“

Außer mir vor Wuth ballte ich die Depesche in der Faust zusammen und schleuderte sie wie eine Bombe von mir, daß sie einem kleinen Jungen in's Gesicht flog, der darüber erschrocken zur Seite taumelte und in ein helles Gebrüll ausbrach. Schwarzen Robert, jetzt! Empörend! Hole den Schwarzen Robert der Teufel mitsammt der Schröder'schen Buchhandlung und dem kleinen Jungen! — Dessen Mutter, die hinter ihm ging, brach in laute Schimpfreden gegen mich aus und schrie nach einem Schutzmännchen. Ich freute mich ordentlich darüber, daß sie sich so ärgerte, denn das war förmlich Balsam für meine eigene Wuth; aber das Weib lief schimpfend hinter mir her, rief nach einem Schutzmännchen und die Leute wurden aufmerksam. Soeben hielten zwei Männer sie an und fragten, was los sei. Sie erzählte ihnen schreiend meine unmotivirte Mißhandlung ihres Jüngstlings, der mir gar nichts gethan, und ich benutzte die Zeit, um meine Schritte

zu beschleunigen und mich aus dem Staube zu machen. Aber das fiel auf — die Männer schimpften und kamen hinter mir her. Ich rannte auf eine Droschke zu, denn ich hatte weder Zeit noch Muße, mich aufhalten zu lassen, ich mußte nach dem Westbahnhof. Meine Hast fiel noch mehr auf; die Männer stürmten schreiend und schimpfend mir nach, das Weib mit. Ich sprang in die Droschke und schrie dem Kutscher zu: „Schnell nach dem Westbahnhof!“ — Der Wagen setzte sich in Bewegung; da war er aber auch schon umringt, ein Mann fiel dem Pferde in die Zügel, es wurde nach einem Schutzmann geschrien, Alles lärmt und tobt, ich mit — ich glaubte, ich wäre noch regelrecht gelyncht worden, wenn nicht im äußersten Moment ein Schutzmann als mein Reiter erschienen wäre, der mich aufforderte, mit zur Wache zu kommen. Ich war arretirt!

Auf der Wache erzählte ich den Vorfall und erzählte das keifende Weib ihn, welche sich bei ihren Erfolgen noch weit mehr in die heilige Mutter-Ent-rüstung hineingeredet hatte, als zuvor. Da sich nichts Schlimmes ergab, so wäre ich wohl allenfalls gegen ein Schmerzensgeld an den heulenden Jungen entlassen worden, wenn nicht die Männer dazwischen getreten wären und gegen mich eingeworfen hätten: ich sei davongerannt wie ein Dieb, hätte eine Droschke nehmen und gleich nach der Bahn fahren wollen, wo in einer halben Stunde ein Courierzug abgehe — das sei verdächtig, und sie verlangten Feststellung meiner Persönlichkeit!

Mich hatte bei der ganzen Sache am meisten interessirt, daß auf dem Westbahnhof in einer halben Stunde ein Zug abgehen solle. In dem Wachtzimmer hing ein Fahrplan und wäh-rend also nach mir telegraphirt wurde, um zu constatiren, ob ich wirklich ich sei, studirte ich den Fahrplan. Rich-tig, in jetzt noch 15 Minuten ging

ein Courierzug ab, der in Nauheim hielt, und ich konnte nicht mit! Ich schäumte! Ich bat und überredete, ich bot Caution, wenn man mich entlasse, aber das machte die Beamten nur mißtrauisch und sie erklärten, von ihrer Instruction keinen Finger breit abwei-chen zu wollen. In drei Stunden gehe ja noch ein Zug nach Nauheim: Nacht sei es so wie so, ehe ich dort an-komme — weshalb ich denn da so sehr eile!

Schäumend hielt ich aus — zwei Stunden lang! Ich hätte am liebsten ein paar grandiose Excesse an den Möbeln der Wachtstube ausgeübt, um nur meiner inneren Wuth irgend eine kleine Erleichterung zu verschaffen — aber dann hätten sie mich am Ende noch nicht fortgelassen und ich mußte ja nach Nauheim! Nicht vernünftige Ueberlegung hielt mich zurück, ein paar Fensterscheiben der Wachtstube zu zertrümmern und vielleicht mit den Helmen der Beamten einige Gasarme zu zerbrechen, wozu ich unendliche Lust verspürte, sondern die Furcht, dann heut' nicht mehr nach Nauheim zu kommen! Zwei fürchterliche Stun-den vergingen, dann war festgestellt, daß meine Angaben stimmten und ich wurde entlassen. Ich schwankte hin-aus, nahm eine Droschke, rief dem Kutscher zu: „Nach dem Westbahn-hof!“ und fuhr ab. Meine Kraft war fast gebrochen.

In einer Stunde ging wieder ein Zug über Nauheim, nur ein Dum-melzug, aber er war doch besser wie keiner! Den Courierzug, der vor zwei Stunden gegangen, hatte ich in der Wachtstube abgesehen!

Ich ließ mich im Wartesalon nie-der, um die Stunde hinzubringen und bestellte mir beim Kellner eine Flasche Sherry. Ich hätte mir lieber eine Flasche Selterwasser bestellen sollen, aber ich bestellte Sherry. Der Kellner fragte, ob es nicht Portwein sein könne — Sherry führten sie nicht. Ich zankte heftig auf ihn los, daß sie

nicht einmal Sherry hätten. Es wäre mir eigentlich egal gewesen, ob es Port oder Sherry war, aber es gewährte mir doch eine Genugthuung, mich ärgern zu können. Der Kellner sagte ganz betreten, ich möchte entschuldigen, er habe nicht gewußt, daß der Herr keinen Portwein tränke, worauf ich ihm erwiderte, er sei nicht recht geschickt, ich tränke sehr gern Portwein und er möge ihn mir bringen. Er brachte die Flasche und ich leerte sie, indem ich die Stunde damit füllte. Es war etwas viel von dem schweren Wein und er würde mich zu andern Zeiten etwas aufgeregt haben. Heut aber — pah! Es war so viel ungeheure Aufregung in mir, daß die Flasche Portwein von ihr verschlungen wurde, wie ein Tropfen heißen Wassers von einem glühenden Kanonrohr! Wenn man in einem feuerdurchwogten Krater auch noch ein Schwefelholz anzündet, da soll das wohl wärmen!

Dann fuhr ich nach Nauheim. Die Fahrt währte eine Stunde; es war fast Mitternacht als ich dort ankam. Ich stieg gleich im Bahnhofshotel ab, ließ mir ein Zimmer geben und befahl dem Kellner zerstreut, da ich instinctiv noch die Scene vom vorigen Kellner im Kopf hatte, mir eine Flasche Sherry oder Portwein zu bringen. Denn ich wollte noch denken — denken, grübeln und mich betäuben! Ich erinnere mich dunkel, daß mich der Kellner verdutzt ansah und der Kerl hat nachher behauptet, ich hätte bestellt eine Flasche Sherry „u n b“ eine Flasche Portwein. Unsinn, ich hatte gesagt „ober“. Oder ich hatte auch vielleicht gesagt „und“, mir ist das gleichgiltig — genug, als ich die Flasche Sherry ausgetrunken, wunderte ich mich, daß noch eine zweite Flasche auf dem Tisch stand, was ich vorher gar nicht bemerkt hatte. Ich trank diese zweite Flasche auch noch aus, wobei ich mich wieder darüber wunderte, daß der Sherry, der vorher so schön golden ausgesehen

hatte, jetzt ganz schwarz aussah. Aber das hatte keinen Einfluß auf den Geschmack, er war ganz ebenso gut wie der Borige und schmeckte auch nicht anders. Wenigstens wußte ich nicht, daß ich mich über einen Unterschied im Geschmack gewundert hätte, und als die Flasche fast leer war, wunderte ich mich überhaupt nicht mehr über irgend etwas, sondern taumelte an mein Bett, entkleidete mich, legte mich nieder, sah noch, wie sich das Zimmer mit einem ungeheuren Schwung von oben nach unten drehte, und schlief.

Leser, verlange nicht zu wissen, was ich in dieser Nacht träumte! Der Graf von Sorbenna tanzte mit Lante Lina einen Walzer auf den zusammengedrückten Schränken der Polizeiwachstube und Otto von Markheim's Leiche, mit einem Cylinderhut und furchtbar hellgelben Glacéhandschuhen angethan, kutschte auf ihrer Bahre im Zimmer umher, gezogen von dem heulenden kleinen Jungen, der mir fortwährend zusammengeballte Apfelsinenschalen an den Kopf warf, die mich furchtbar schmerzten. Dr. Norden aber stand hämisch am Fußende meines Bettes, die zerbrochene Goldfischschale in der Hand und klappte damit unter lautem „Kling-Klang“ tactmäßig gegen die Bettstelle, welche sich davon drehte wie ein Kreisel, immer schneller, in pfeilgeschwindem, rasendem Wirbel, daß mir davon Hören und Sehen verging, während der Kellner vom Westbahnhof mit einem langen Billardqueue dabei stand und ihm wüthend zuschrie, er solle doch anhalten, er müsse mich mit dem Billardqueue todstechen, ich habe ihm seine Depesche gestohlen!

So ging das weiter, bis ich erwachte und sich mir vor Allem die Bemerkung aufdrängte, daß ich furchterliche Kopfschmerzen hatte. Ich stöhnte auf und besann mich; dabei fiel mir Vieles ein und insbesondere auch die beiden Flaschen, welche auf dem Tisch standen. Ich wußte nun, woran ich

war und faßte den nothgebrungenen Entschluß, vorläufig an weiter nichts zu denken, als an meine Kopfschmerzen. Ich schellte, da sich der Klingelzug glücklicherweise unmittelbar an meinem Bett befand, und bestellte mir bei dem Kellner eine durchgreifende Auswahl von Dingen, wie man sie in solcher Situation anwendet: starken schwarzen Kaffee und eine Flasche Seltewater, ein paar Stücke Eis zu einem kalten Umschlag, etliche Sarsbellen und ein tüchtiges Frühstück.

Es ist doch gut, wenn man Student gewesen ist. Erstlich hat man auf der Universität vor Allem studirt, wie man sich in solchen Fällen zu verhalten hat, und zweitens ist die Natur Herrin einer unbeschreibbaren Virtuosität in der Ueberwindung solcher kleinen Zufälle geworden. Nach einer Stunde hatte ich mich soweit auscurirt, daß ich aufstehen konnte, und nun kam eine tiefe Beschämung über mich, ich war ganz zerknirscht! Pfui, ich hatte mich betrunken! Freilich ohne es zu wissen und zu wollen. Aber ich hatte mich doch immer betrunken! In der kritischsten, schrecklichsten Lage meines Lebens, von der mein ganzes Sein abhing und in der zu handeln statt zu säumen und mich in Unachtsamkeit zu verlieren, mir Pflicht, Ehre, Wuth und alles Mögliche sonst noch gebot! Zu handeln! Ja, zum Teufel, wie denn nun eigentlich? War denn das Alles Wirklichkeit, was ich durchlebt hatte, oder war es am Ende nur ein wilder, wüßter Traum gewesen? Nein, Wirklichkeit war's, ich befand mich ja hier noch in Nauheim im Eisenbahnhotel! Aber war denn auch alles wirklich so, wie es mir erschienen war — hatte auch nicht etwa irgend ein ungeheurer Irrthum, vielleicht eine ungeheuerliche Verrücktheit Tante Lina's, mir das Ganze so vor- gespiegelt? Meine Frau sollte sich von mir getrennt haben, sollte mit Norden durch... ja, ja, nur heraus damit, sollte mit Norden durchgegan-

gen sein? Gräßlich! Ganz unmöglich! Aber wo zum Henker stand sie denn nur, wo war sie geblieben? Daß sie fort war, war doch eine Thatsache! Nach Nauheim! Norden aber war ja ebenfalls nach Nauheim gereist, um dieselbe Zeit — mit zwei Damen und hellen Glacehandschuhen — die Eine davon dick wie Tante Ulrike — die Andere natürlich... Himmel und Hölle, es war ja gar nicht mehr zu zweifeln! Das Billetchen an Norden von gestern Nachmittag — sein galantes Abenteuer, das reizendste und galanteste von der Welt... Heiliges Bombenelement und ich betrank mich hier, liege in dumpfer Betäubung hin, verschlase die Zeit... ich sah nach der Uhr: es war halb zwölf Uhr Mittags!

Eben wollte ich anfangen, mir mit den Fäusten vor die Stirn zu hämmern, als der Kellner mit dem Fremdenbuch eintrat und mich ersuchte, meinen Namen einzuschreiben. Aergerlich über die Störung griff ich nach der Feder und wollte schreiben, da, als mein Blick auf das Blatt fiel, schrak ich zusammen und stierte, meinen Augen nicht trauend, auf das Papier hin. Da stand in deutlichen, klaren Zügen: „Nr. 7. Dr. Norden. Archivar aus K. Zweck der Reise: zum Vergnügen.“

Norden hier — mit mir unter einem Dach — in meiner nächsten Nähe und — Zweck der Reise: zum Vergnügen... oh!!

Bitternd vor Aufregung deutete ich auf die furchtbare Zeile und fragte leuchtend: „Dieser Herr ist — ist hier? Al... allein?“

„Nein,“ sagte der Kellner geschäftig, „mit Frau und Töchtern.“

„Was?“ schrie ich entsetzt, „der Lügner, der Betrüger — er ist nicht verheiratet!“

„O ja doch, ja!“ versicherte der Kellner erstaunt, „wir kennen den Mann ja schon lange — er hat hier seine Fabrik.“



„Was hat er?“ schrie ich entrüstet, „wer?“

„Hier, Nr. 6, Strumpfwaren-Fabrikant Brißwald aus Dresden.“

„Unfinn!“ fuhr ich wüthend auf, „was geht mich der an! Den hier meine ich, Nr. 7 —“

„Ach soo, der! Der Herr ist fremd — gestern Abend angekommen mit dem Courierzug aus N.“

Mit dem Courierzug! Da hatte ich auf der Polizeiwache gefessen! Wäre das nicht gewesen, so hätte ich ihn getroffen, vielleicht mit — mit ihr — —

„Ist — ist der Herr... allein gekommen?“ fragte ich athemlos.

„Nein. Mit zwei Damen.“

„Also doch! Mir stochte das Blut in den Adern. „Und — die Damen..?“ fragte ich.

„Sind weiter gefahren — weiter gereist nach Warnstadt.“

Also doch das wenigstens! — Aber was um Himmelswillen wollte meine Frau denn in Warnstadt? Wo irrte sie eigentlich umher, was war ihr Ziel, ihr Zweck? Weshalb, wenn sie schon das Fürchterliche, Unfinnige in's Werk setzen wollte, von mir zu gehen, begab sie sich nicht zu ihren Eltern, zu denen sie hier nicht gelangen konnte, da deren Wohnsitz an einer gerade entgegengesetzten Bahnstrecke lag? Weshalb diese Reise nach Nauheim — dann weiter nach Warnstadt — wozu dieses unselige, schändliche Billetchen an Norden, wozu dessen verruchte Begleitung? Ha, Norden! Er war ja hier — für mich erreichbar... eine ganze Hölle zuckte in mir auf und ich fragte den Kellner, ob ich den Herrn auf Nr. 7 sprechen könne.

„Schon wieder abgereist,“ achselzuckte dieser.

„Ab — ...?“

„Abgereist. Vor anderthalb Stunden.“

Vor anderthalb Stunden! Als ich mit den Kopfschmerzen im Bette lag! Ich Unglücklicher, Verächtlicher! — „Wohin?“ fragte ich keuchend.

„Mit dem Courierzug nach Warnstadt.“

Nach Warnstadt! Ihr nach! Mir brauste es von einer Welt im Kopf und dann wieder stand mir der Verstand still. — „Wann geht der nächste Zug nach Warnstadt?“ fragte ich den Kellner.

„In zwei Stunden. Ist aber nur ein Bummelzug.“

Ein Bummelzug! Gräßlich! Er fährt immer Courierzug vor mir her und ich bummle immer nach! Ist denn so Etwas schon erhört worden, seit die Welt steht?

Aber ich muß ihm nach, natürlich — und wenn es ein Bummelzug in die Hölle wäre! Ich muß auch fort von hier, es duldet mich nicht mehr im Zimmer. Ich sage dem Kellner, er möge mir meine Rechnung bringen und er erinnert mich höflich an das Fremdenbuch, in das ich meinen Namen einschreiben müsse. Ich tauchte die Feder ein und wollte schreiben, da fiel mein Blick wieder auf die verwünschte Zeile und ich zögerte. Sollte ich meine Schande Schwarz auf Weiß documentiren, daß ich die Nacht hindurch Wand an Wand mit dem Räuber meiner Ehre zugebracht, die Zeit verchlafen, nach ihm abgereist sei? Meinen Namen klar und frieblich unter denjenigen Nordens setzen? Nimmermehr! Der erste beste andere Name war ebenso gut — ich tauchte die Feder ein und ich weiß nicht, welcher Dämon verzweifelter Wuth es mir in die Hand dictirte, daß ich schrieb: „Theodor Süßmilch, Handlungsreisender aus Calcutta; Zweck der Reise: Handel mit Fuchsfellen.“ Mochte sich die Polizei meinerwegen den Kopf zerbrechen über das sonderbare Durcheinander — mir war's einerlei!

(Schluß folgt.)

## Zur Geschichte des mittelalterlichen Zeitgeistes in Oesterreich.

Studie von Dr. F. Irones.

„Was Ihr den Geist der Zeiten heißt  
Das ist der Herren eig'ner Geist,  
In dem die Zeiten sich bespiegeln“

so läßt Altmeister Goethe seinen Faust spotten und kündigt damit den Geschichtsphilosophen ein bißchen Krieg an. In der That ist es ein bedenklich Stück Arbeit, den Geist der Zeiten, flüchtig, unfaßbar und proteusartig wie alle Geister, zu bannen, ihn zu zwingen, Rede und Antwort zu geben. Die Zauberformel ist die Hauptsache; ergrübelt wird sie von den Meistern des Faches, denen „von Gottes Gnaden,“ — wir kleinere Leute beten sie nach, wir gucken dabei in die Folianten, wie sie uns eben vorgucken; irrten sie, so irren wir mit. — Aber trösten wir uns, das Feld der wissenschaftlich errungenen Wahrheiten wächst auch auf diesem schwierigen Boden, Wald und Sumpfund der Irthümer verengern sich mehr und mehr; — die Erforschung des gesellschaftlichen Menschengesistes in seinen historischen Wandlungen — denn das ist ja der wechselnde Geist der Zeiten, ist denn doch kein Nachbeten von Zauberformeln, ist vielmehr ernste Arbeit vieler, Beobachtungsbearbeitung, die das geistige Auge und Ohr allmählig so empfänglich für richtige Einbrüche macht, wie dies bei dem Gesicht- und Gehörinne des Mikroskopikers und Retroskopirenden Arztes der Fall ist. Der Geist der Zeiten steckt in den Quellen ihrer Geschichte; je weiter zurück, desto umfangener treten wir an sie heran, aber desto schwieriger gestaltet sich die Arbeit, aus den spärlichen, wort- und

oft auch gedankenarmen, nicht selten verstümmelten Denkmälern, wie aus winzigen Trümmern eines Mosaikbildes, das Letztere wieder herzustellen, oder zwischen den Zeilen zu lesen und so das zu ergänzen, was der Buchstabe schuldig bleibt.

Wir wollen einen Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Zeitgeistes, und zwar für eine Epoche liefern, die uns eben den Zeitgeist in einem deutlichen Wendepunkte vorführt, im „Umschlagen“ begriffen zeigt. Wir meinen das dreizehnte Jahrhundert und wollen hiefür das Hülfsmittel der Belege den Literaturdenkmälern Oesterreichs und Steiermarks — vorzugsweise entnehmen. War doch das genannte Jahrhundert das politisch und geistig schwungvollste in seinem ganzen mittelalterlichen Geschichtsleben, und andererseits könnten wir ohne diese Literaturdenkmäler den Zeitcharakter der südwestlichen Alpenländergruppe füglich gar nicht erfassen und festhalten.

So recht in der Wende zweier Epochen des deutschen Reiches bewegt sich das Leben unseres wichtigen Gewährsmannes Herrn Ulrichs von Liechtenstein. Wer würde den hier zu Lande im Kreise der Gebildeten nicht kennen, Ulrich den Minnesinger, der das halb liebliche, halb wunderliche Büchlein „Frauendienst,“ das treue Spiegelbild seines Lebens und Dichtens, seines Sinnes und Minnens, der Nachwelt hinterließ, Herrn Ulrich den Liechtensteiner, der in jüngeren Jahren als „Königin Venus,“ später als „König Artus“ die ganze Länder-

lette“ zwischen der Adria und dem Marchfelde abenteuernd durchzog Speere verstaub, Klinglein vertheilte und dies Alles der Dame seines Herzens zu Ehren.

Aber es liegt mehr im „Frauendienste,“ in dieser Selbstbiographie des steiermärkischen Liechtensteiners, als die wechselvolle, halb ernst, halb heiterstimmende Erzählung all dieser Minnedienstplagen, dieser verlorenen Liebesmüh' — obenhin bietet. Wir müssen tiefer greifen, um den Charakter des Mannes und den seiner Zeit herauszufühlen, und dazu bedarf es einer Rücksichtnahme auf allgemeine Zeiterscheinungen verbürgter Art, die das Auge für tiefer liegende, enger begrenzte Thatfachen und Zustände schärft.

Das Leben des Liechtensteiners bewegt sich zwischen den Jahren 1200 und 1275; seine Jugend und die besten Mannesjahre fallen noch vor die politisch und gesellschaftlich trübe und wüste Zeit des deutschen Zwischenreiches — seit 1250, — vor die „Herrnlosigkeit“ Deutschlands. Er hat noch die Staufenzzeit an ihrer Reize durchlebt, das glänzende, der höfischen Sangeskunst holde Geschlecht der Babenberger in seinen beiden letzten Vertretern, Leopold VI. (1198—1230) und Friedrich II. dem „Streitbaren“ (1230—1246), stand ihm nahe, denn Beide waren seine Landesfürsten und Dienstherren. Das weltliche und geistliche Ritterthum, diese eigenthümliche Blüthe des mittelalterlichen Zeitgeistes, hatte bereits den Höhepunkt erreicht und ebenso stand die höfische Dichtung, der ritterliche Minnesang längst im Zenith, bevor Herr Ulrich selbst einer der Sänger wurde. Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und vor Allen Walther von der Vogelweide, der in Oesterreich „Singen und Sagen gelernt,“ und heimisch war in unserm Alpenlande, berühren sich nur noch mit Ulrichs Jugend; gleiches gilt von den Meistern

zweiten Ranges, Wirnt von Gravenberg, und jenem Nithart „von Niuwental,“ einem Ritter aus Baiern, der an dem gastfreien Babenbergerhofe heimisch geworden, den Uebermuth und die rohe Ueppigkeit des österreichischen Bauers, sein Hinausgreifen über die Grenzen des eigenen Standes und das lächerliche Nachäffen abelig-ritterlicher Lebensformen in zahlreichen Liedern verhöhnte.

Auch mit der nativen Gläubigkeit und kindlichen Verehrung der Kirchengewalt sieht es schon anders; immer schärfer beginnt in den Kreisen der Laienwelt die Kritik des Papstthums zu werden, das seit dem Tode Innocenz III. († 1216), dieses geistvollen und eisernen Trägers der dreifachen Krone, an Bedeutung seiner Vertreter Wesentliches einbüßt, — die Freigeisterei, das Ketzertum regt sich aller Orten. Im Lande Oesterreich gibt es wohl erst für den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verbürgte „Walbenser-Gemeinden“ im Norden und Süden der Donau, z. B. in Seitenstetten, St. Valentin u. a. Orten, deren Arbeitsfleiß, streng sittliches Leben und treffliches Schulwesen — bei allem Ketzertum — ein bairischer Geistlicher zu schildern und als Spiegel den Rechtgläubigen entgegenzuhalten sich gedrungen fühlt; dennoch dürfen wir Ansätze zu diesen Ketz-Ansiedlungen weiter hinaufrücken. Regte sich doch auch schon Jahrzehnte vor dem großen Geißlerzuge (1348) diese, dem krankhaften Heilbedürfnisse des gemeinen Mannes entspringende, Schwärmerei in unsern Landen und wird bereits um 1261 berichtet.

Der „Frauendienst“ des Liechtensteiners, um 1255 als Ganzes abgeschlossen, in den reiferen Altersstufe des Verfassers und mitten im Orange ernster Lebens- und Staatshandel, — ist einerseits Selbstbiographie anderseits Zeit- und Sittenbild, das uns mit dem Denken und Fühlen der „höhern Gesellschaft“ vertraut macht.

Das Dichterbüchlein zeigt uns gewissermaßen die Ueberreife der Idee des Ritterthums und des Minnedienstes, ihren Umschlag in das Karrikirte, Abenteuerliche, in die Herrschaft der Mode, welche den Mummenschanz ernsthaft behandelt, und den Ernst des Gefühles leicht nimmt.

Der Verfasser führt durch drei Jahrzehende ein wunderliches Doppelleben, als minneseliger, turnierlustiger Ritter der erwählten Gebieterin seines Herzens, der „Frau“ oder „Herrin,“ — denn diese Bedeutung liegt im Namen vrouwe — und dem gegenüber als hochadeliger Grundherr, Landstand und Träger der bedeutendsten Aemter, politischer Parteigänger und Krieger in ernstern Kämpfen, vor Allem aber als Ehemann und Familienvater, der von seiner schon in jungen Jahren heimgeführten Gattin, Bertha von Weitzenstein, wiederholt sagt, sie wäre sein herzlichstes „Gemahl“ („die mir nicht lieber sein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner „Frauen“ erwählt hatte“) — mit der er, mitten auf seinen abenteuerlichen Fahrten zusammenstrifft, Tage verlebt, um sie dann wieder zu verlassen und den weitern Abenteuern des ritterlichen Minnedienstes nachzugehen.

Diese „doppelte Buchführung“ des Lebens ist aber nicht etwa etwas Außergewöhnliches, das der damaligen Zeit als Sonderlingswesen imponirte; sie findet sich barein als in etwas Geläufiges, denn der Liechtensteiner bewegt sich da in den anerkannten zur Mode gewordenen Formen des ritterlichen Lebens. Wochte auch Mancher über den abenteuerlichen Einfall des 28jährigen Liechtensteiners lachen oder grämlich den Kopf schütteln, als dieser in der Rolle der „Frau Venus“ mit einer Garderobe von 12 Weiberröcken, 30 Aermeln, 3 Oberkleidern und zwei perlenumwundenen Böpfen, dazu mit einem wunderlichen

nenbläsern, 3 Saumrossen mit den zugehörigen Knappen, 1 Flötenbläser, 3 speertragenden Knechten, 2 reitenden Mägden und 2 Fieblern — am 25. April 1228 sich von Mestre bei Venedig erhob, um in dieser Nummer bis an die Donau und nach Mähren hinein zu reiten, — die „Gesellschaft“ in allen Landen, die er durchzog, ging vergnüglich auf die Sache ein, Ritter und Herren so gut wie Fürsten und vor Allen — die gleichzeitige Frauenwelt, — welche darin die glänzendste Huldbigung erblicken zu müssen glaubte. Gaben doch in Treviso 200 edle Frauen der Königin Venus das Geleite — zur Messe. Die Gattin des Liechtensteiners selbst schmollte schwerlich, da sie auf dieser wunderlichen Fahrt zweimal dem Ehemanne entgegenkommt und sich der kurzen Wiedervereinigung erfreuet. — Als dann 1240, im vierzigsten Lebensjahre, unser Gewährsmann als „König Artus“ den Weg von der Burg Liechtenstein über den Semering nach W. Neustadt einschlägt, sammelt sich hier sogleich eine ritterliche „Tafelrunde“ um den Ankömmling, und die Namen, welche dabei die Ritter führen: Parcival, Gawein, Iwein, Grel, Tristan, Lanzelot, Segrumur, beweisen, wie lebendig sich der Einfluß der höfischen Dichtung in ihrer Glanzzeit überallhin gestaltet hatte und erhielt.

Eines aber läßt sich unserem Empfinden gewiß nicht anbequemen und widerstrebte wohl auch dem richtigen Gefühle der tieferen Gemüther der damaligen Zeit, die coquette Selbstquälerei und Selbsterniedrigung Ulrichs von Liechtenstein im „unantbaren“ Frauendienste, diese raffinirte Hascherei nach Effecten, welchen die stolze Sprödigkeit der „Herrin“ erliegen sollte. Wohl gipfelt dies im 27. und 28. Lebensjahre des Liechtensteiners, also in den ersten Mannesjahren, immerhin aber stand er im Alter ernstern Entwürfe und Thaten;

denn schon seit 1220 brachte ihn, den Erstgeborenen, der Tod des Vaters, Dietmar III., an die Spitze des Hauses.

Wer würde es dem Knaben von 12—16 Jahren verargen, was er voll schwärmerischer, verzagter Liebe für seine hochgestellte Gebieterin als Page derselben versuchte, um seinem Herzensdrang zu genügen. Er selbst erzählt es so schlicht und innig, daß in uns kein Lächeln aufkommen kann, daß wir gern an die damalige Innigkeit seiner Gefühle glauben. „Eines geschah mir oft. Wenn ich wo des Sommers schöne Blumen brach, so trug ich sie meiner Frauen hin, wenn sie die in ihre weiße Hand nahm, so dachte ich in meiner Freude: Wo du sie angreifst, habe ich ihnen ebenso gethan. Wenn ich hinkam, wo man meiner herzlichen Frauen Wasser über ihre weißen Händchen goß, so nahm ich das Wasser, das sie angerührt hatte, heimlich mit mir und trank es aus vor Liebe. So diente ich ihr kindlich viel, so viel ein Kind mag, bis mich mein Vater von ihr nahm, an welchem Tage mir herzliches Trauern und der Minne Kraft bekannt wurde. Mein Leib schied nun wohl von dannen, aber mein Herz blieb dort, das wollte nicht mit. Ich hatte wenig Ruhe Tag und Nacht; wo ich ging oder ritt, war mein Herz immer bei ihr, und wie fern ich von ihr war, schien ihr lichter Schein des Nachts in mein Herz.“

Anders aber schon gestaltet sich unser Empfinden, wenn wir weiter lesen, daß der dreiundzwanzigjährige, nunmehr im Dienste der eigentlichen „Herrin“ seines Minnedienstes, einer verheirateten Dame von sehr vernünftiger Sprödigkeit und Strenge, durch die Mittheilung seiner Vertrauten in diesem Liebeshandel, die „Herrin“ stoße sich an seinem „ungefüge stehenden (wulstigen) Munde,“ zu dem bedenklischen Entschlusse kommt, sich durch einen Grazer Arzt, be-

rühmt im „Mundschneiden“, operiren zu lassen, wobei er nicht bloß von argen Schmerzen, sondern auch von den fatalen Wirkungen einer grünen und überaus „stinkenden“ Heilsalbe, von Hunger und Durst geplagt wird. Und bei all dem stand es nicht besser mit seinen Herzenswünschen nach erfolgter Wiederbegegnung. Als er ein Gedicht der Dame sendet, von der Hand seines „Schreiberleins“ — (denn der Liechtensteiner übte wie die Meisten seiner Standesgenossen nicht die Kunst des Schreibens) — aufgezeichnet und überbracht, erhält er eine sehr kluge und bündige Antwort: „Wer wünscht, was er nicht soll, der hat sich selbst versaget wohl.“ — Ebenso unterschreiben wir gerne das Urtheil jener Dame über den Einfall, der unsern Helden drei Jahre später anwandelt, den bei einem Lanzenstechen zu ihrem Preise verunglückten Finger säuberlich eingebunden als Liebespfand zu verschicken: „O weh! das ist eine große Geschiht — die Dummheit hätte ich ihm nicht zugetraut; daß je ein verständiger Mann so was thun kann!“ Dennoch ruht in jener Mund- und Fingerschichte noch weniger des Abstoßenden als in dem Begebniß, das er uns zum Jahre 1228 berichtet. Der Liechtensteiner entschließt sich nämlich, im Bettlergewande unter den mit Gebrechen aller Art, und selbst mit „Ausatz“ behafteten Zammermenschen, welche das Schloß der mildthätigen Herzensdame umlagern, zu weilen, zu essen und sehnüchzig zu harren, bis er verabredeter Maßen in das Frauengemach emporgezogen würde. Dies geschieht, aber er findet den Gegenstand seiner Wünsche nicht allein sondern in Gesellschaft anderer Frauen. Zum zweitenmale läßt er sich zu der kurzen Lustreise an einem „Leilaken“ (Leintuche) verleiten, aber kaum emporgezogen, wird er gleich wieder sehr unsanft zu Boden gesetzt und hat nur Spott zum Schaben. — Die Dame wollte ihm offenbar den

jähren Minnedienst endlich verleiden. — Schließlich bekommt er doch die 13jährige Liebesmüh' ohne Lohn satt: „Mich reut, daß ich meine Jahr — Habe verbummt also gar um ein Weib, das mir nimmer einen Tag völlig vergelten mag“; — (1233) — er sucht sich eine andere „Gebieterin,“ welche sich dem Minneseligen „williger“ beweist.

Mit der „Artusfahrt“ (1240) schließt die eigentliche Liebes- und Ritterfahrten-Romantik des Liechtensteiners, denn der Ernst der Zeiten drängte den reiferen Mann in die Kreise strengerer, fruchtbarer Lebensarbeit, dennoch hielt er noch lange die Fahne des Minnedienstes, den Nachklang der eigenen Jugendzeit, der „guten alten Zeit,“ hoch. —

Aus den Tagen des Ehrenphilisteriums unseres Minnesängers stammt ein zweites, um 1287 abgefaßtes Büchlein, das, ganz andern Schlages als der „Frauendienst,“ — eine Art Sittenspiegel der höheren Gesellschaft abgeben soll, wenngleich auch wieder der „Preis der Frauen,“ denen der Dichter 35 Jahre ritterlich gebient habe, als Beweggrund und Ziel angegeben erscheint. Das ganze „Frauenbuch“ oder „Itwiz“ (Schmähung, Tadel) betitelt, ist ein Dialog oder, richtiger gesagt, ein Zungentrieg zwischen einem Ritter und einer Frau, deren Jedes dem anderen Geschlechte sehr scharf den Text liest, bis endlich der Dichter den schon zu bedenklicher Schärfe gediehenen Streit durch sein Verdict aufhebt.

Die Frauen seien targ mit Grüssen, Riden und Blicken, läßt sich der Ritter vernehmen; sie sprächen nichts und säßen da wie gemalte Bilder, das müsse denn doch bald die Männer langweilen. — Darauf replicirt die Frau: Dessen trügen nur die Männer Schuld; ehedem seien sie den Frauen ganz unterthänig gewesen, jetzt sei es mit dieser Ritterlichkeit vorbei. — Nun nimmt der Gegner wieder das

Wort: Jetzt trieben die Frauen mit ihrer Sittsamkeit und Frömmigkeit förmlich Bissen; sie trügen das ganze Gesicht verschleiert und statt schöner „Gästel“ (Brustspangen) ein „Pater-noster“ am Busen, das sie weit eher im Herzen tragen sollten. — Darauf eifert nun die Frau: Die Männer verließen mit Tagesanbruch das Lager, um mit den Hunden auf die Jagd zu rennen; sie nähmen das Jagdhorn an den Mund, statt die Frauen zu küssen. Erst Nachts kämen sie heim, um sich da an's Brettspiel zu setzen, bis Mitternacht zu zechen, in's Bett zu taumeln, bis zum Morgen zu schlafen und dann wieder von vorne anzufangen. Wann und für wen solle sich da die Frau schmücken? Der Wein ginge den Männern über Alles. — Der Streit wird immer hitziger, denn es werden Vorwürfe der Männerwelt zugebracht, welche ein bedenkliches Gebiet berühren, sittliche Gebrechen und Laster, über welche man auch sonst als Folgen der Fahrten in den Orient zu klagen begann. Endlich erscheint der Dichter als Friedensstifter und gibt im Großen und Ganzen den Frauen Recht.

Wir haben als Grundton unserer Studie den Zeitgeist als Geist oder Charakter der „höheren Gesellschaft“ in der Wende beider Hälften des 13. Jahrhunderts behandelt, doch sei auch jener Quellenzeugnisse gedacht, die den Zeitgeist im Leben des „gemeinen Mannes,“ des Bauers abgespiegelt zeigen, die Lebensanschauung und Lebensführung des Volkes in seinem innersten Marke und Kern.

Wir besitzen aus der gleichen Zeit, und zwar aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwei Dichtungen, welche das Leben und Treiben der süddeutschen, insbesondere der bairisch-österreichischen Bauernschaft in ein grelles, aber immerhin beachtenswerthes Licht stellen: Den schon oben angedeuteten Niedertranz Nithart's von Niuental (Neuenthal) und die erzählende Dichtung Wernher's des

Gartenæro (Gärtner): „Vom Meier Helmbrecht.“

Nithart oder Reibhard war ein bairischer Ritter, der seine Heimat aus politischen Gründen, vielleicht auch ob seiner losen Zunge, — denn eine solche war ihm eigen — verlassen mußte (1230) und am Hofe des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, im Lande Oesterreich, wie so mancher andere sangeskundige Ritter, gute Aufnahme fand, andererseits viel Gelegenheit gehabt haben muß, seinen boshaften Witz, das „böse Maul,“ an der österreichischen Bauernschaft zu üben.

Wie viel auch vom Gehalte seiner formgewandten Lieder und „Tanzweisen“ auf Rechnung dieser Eigenschaft und der poetischen Freiheit kommen mag, es bleibt doch Thatsache, daß in der meist durch Colonisation auf dem Boden Oesterreichs so gut wie auf dem der südwestlichen Alpenländer erstandenen Landbevölkerung Wohlhabenheit, Neppigkeit und ein Selbstgefühl vorhanden war, welches sich in dem Hinausstreben über die Grenzen des eigenen Standes, in der Nachahmung, richtiger Nachäffung der Tracht und Lebensweise des adeligen Grundherrn oder Gutsnachbars giefel. Dies gilt besonders von der österreichischen Bauernschaft im Donau- becken und auf dem fettscholligen Marchfelde, namentlich in der Umgebung Wiens und Tulns.

Ritter Reibhard entwirft folgendes Bild der Bauerntracht: „Gern magt ihr hoeren wie die börper (Tölpel) sind gekleidet: äppiglich ist ihr Gewand. Enge Röcke tragen sie und enge Schaperüne (Kapuzenmäntel), rothe Hüte, rinkelohnte (geringelte) Schuhe, schwarze Hosen.“ Von den Landleuten des Tulnerfeldes heißt es: „Der trägt eine Haube, die ist innerhalb geschnürt — und äußerlich sind dara. . . Böglein mit Seide aufge- näht. . . . Das Tuch, das dem

Bauer einzig behagt, die Seide, deren er bedarf, kommt von Welschland her. Er trägt lange Loden, die bis zum Kinn hinunterhängen, — den Kleiderbesatz (bristem) mit zwei Reihen Knöpfchen um den Kragen herum versehen, die schon von Ferne schimmern, niebliche „zimperliche“ (zinnerlich) Hüte, Röcke und Gürtel, lange Schwert er und Hochschuhe (Stiefel), die bis zum Knie reichen.“ — Am meisten lustig macht sich unser Gewährsmann über die gezierete Sprechweise, Sang- und Tanzmanier der Bauern, ihrer Weiber, Söhne und Töchter, welche letztere am meisten Noblesse affectiren, Junkers und Fräuleins abgeben wollen. Den Bauern- töchtern sieht der Ritter viel zu viel das Auge. Warnt die Mutter das Töchterlein, sich nicht zu sehr in den Reigen der Ritter zu drängen, und lieber an den jungen Meier zu halten, — so antwortet die Dirne schnippisch: Sie traue sich wohl zu, einen Ritter zu „meistern“ (gehersen), was solle ihr ein Bauer zum Manne, der vermöge nicht, sie nach ihrem Willen zu „lieblosen“ (getriuten). Ein andermal muß die Bauersfrau ihrer Tochter im Liebeln durch die Finger sehen, denn sie selbst hat ihr Verhältniß. Herrn Reibhard's schlimme Zunge war den Bauern wohl bekannt; wir wissen auch, daß sie ihm drohten: käme er in ihre Hände, so möge er zusehen, daß nicht sein Gehirn an der Wand kleben bleibe.

In der Zeit nach Reibhard's Tode (1234 † er in Wien) dichtete Werner „der Gärtner,“ berechtigtiger Vermuthung nach auch ein Baiar, die Erzählung vom „Meier Helmbrecht.“ Die Handschrift der Ambrafer Sammlung zeigt, daß der örtliche Ausgangspunkt des Gedichtes im heutigen Innviertel Oberösterreichs zu suchen ist, — während die Berliner Handschrift der genannten Dichtung Alles in das Land ob der Enns versetzt zeigt. Jedenfalls haben wir ein charakteristisches

Spiegelbild der Verhältnisse bairisch-österreichischer Bauernschaft von uns.

Die Geschichte vom Meier Helmbrecht ist einfach aber gehaltvoll; der Dichter beginnt sie mit den Worten:

„Einer saget, was er sieht,  
Der Andere saget was ihm geschieht,  
Der Dritte von Minne,  
Der Vierte von Gewinne,  
Der Fünfte von großem Gute,  
Der Sechste von hohem Muth:  
Hier will ich sagen, was mir geschah,  
Das ich mit meinen Augen sah.“

Er will also Erlebtes schildern. Der Held der Erzählung ist der Sohn des Meiers Helmbrecht, ein rechter Hochhinaus, dem der Vater vergebens Lebensbescheidung predigt. Wollte der Vater Wasser trinken und „Grislige“ (?) essen, so sei es, — er aber gedente Wein zu trinken und gesotten Guhn zu essen, dazu weiße Semmeln. Mit dem Pfluge wolle er nichts zu schaffen haben, damit er sich nicht beim Lanze an Frauenhand schämen müsse. — Alles Zurückhalten nützt nichts, der Sohn nimmt Abschied vom Hause, wird Knappe auf einer Ritterburg und versteht sich bald trefflich auf das Leben vom Stegreif, auf die Buschlepperei: „Was ein Anderer liegen ließ, — in seinen Sack er Alles stieß; — er nahm es Alles gemein (zusammen), — kein Raub war ihm zu klein, — ihm war auch nichts zu groß, — es wäre rauch, es wäre bloß (tahl) — es wäre krumm, es wäre schlecht, — das nahm Alles Helmbrecht, — des Meier Helmbrecht Kind; — er nahm das Roß, er nahm das Rind, — er ließ dem Manne nicht Böffels Werth, — er nahm Wammes und Schwert, — er nahm Mantel und Rod, — er nahm die Geis, er nahm den Bod, — er nahm das Schaf (ouwe), er nahm den Wibber, — das bezahlte er mit der Haut seither; — Rödel, Hemd (pfeit) dem Weibe, — zog er ab vom Leibe, — ihren Pelzrod (Kürsen) und Mantel“ . . . . .

Heim gekommen, benimmt er sich ganz als „Junfer,“ begrüßt die Schwester und den Vater auf lateinisch: Gratia vester und Deu sal und die Mutter böhmisch: Dobraytra (dobré jitro = guten Morgen), so daß die Angehörigen nicht wissen, ob er der rechte und nicht vielmehr ein „Böhme oder Winde,“ „Wälsche,“ „Sachse,“ oder „Brabanter“ sei. Er entwickelt dann dem bestürzten Vater seine Theorie der ritterlichen Wegelagererei als Schüler der Gesellen: Lembergschlind (Lammerköpflinger), Schlidenwieder, Höllensack, Rütelschrein, Kühstraf, Mischentelch, Wolfsgaume, Wolfsdrüffel und Wolfsdarm und erklärt den eigenen „Geschäfts-Namen“ „Slintesgeu“ (Schling das Geu = Bauernschinder). Denn die Bauern hätten an ihm wenig Freude. Dem einen drücke er das Auge aus; diesen haue er in den Rücken; diesen binde er an den Ameisenstod; dem einen ziehe er die Haarlocke aus dem Barte, — dem andern riße er die Schwarte u. s. w. — Der Schluß der Geschichte ist, daß der Unselige nach neuen Freveln von erbitterten Bauern überfallen, mißhandelt und an eine Weibe gehängt wird.

Nicht belanglos sind auch die Aufschlüsse über das Leben und Treiben der Bauernschaft Oesterreichs in jener Sammlung von Gedichten, die den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts angehören und unter dem Gesamtnamen Seifried Helbling bekannt sind. Hier sei nur eine Stelle probeweise herausgegriffen, die wie immer die „gute alte Zeit“ der schlechteren Gegenwart entgegenstellt. Ergoß Herr Reidhard (†1234) die Schale seines Spottes über die „Bauerntölpel“ und ihre Nachäffung der Ritterweise, so findet sich Aehnliches bei Siegfried Helbling, dort, wo er den Tagen Herzog Leopold VI. (†1230) Lob spendet.

„Ihr sollt das Land so einrichten,  
wie es Herzog Leopold hinterließ.



Die Bauern hieß er Knüttel für die Hunde tragen; man gönnte ihnen weder das Schwert, noch ein langes Messer (Misicar) zu tragen. Als Leibnahrung wurde ihnen Fleisch, Kraut und Gerstbrot angewiesen; sie sollten ohne Wildpret sein; zum Fasttage sollen sie Hanf, Linse und Bohne genießen; Fische und Del ließen sie schön die Herren essen, das war Sitte. Nun essen sie mit den Herrn, was man Gutes finden mag". . . .

Aber es fehlt auch nicht die Rehrseite zu dem „Lebensübermuth“ des gemeinen Mannes und des Vornehmen. Fürchterlich haufen Krieg, Seuche, Mißwachs, Ueberschwemmung im Lande und erweckt in den entsetzten Gemüthern die alte Schwärmerie, den chiliastischen Glauben an das nahe Ende des „tausendjährigen“ Reiches der Welt, an den drohenden Weltuntergang, den der erzürnte Gott ob des allgemeinen Sündenverderbens verhängen werde. Schon oben wurde auf die „Geißelfahrt“ des Jahres 1261 angespielt. Ueber diese sociale Erscheinung berichtet der ungenannte Dominikaner von Leoben (Anonymus Leobensis) in Uebereinstimmung mit den Aufzeichnungen der Wiener Predigermönche, mit dem Melker und Salzburger Jahrbuche. Lassen wir ihn die Sache erzählen:

„Im Jahre des Herrn 1261 eignete sich eine allgemeine Buße in vielen Landtschaften, was für ein großes Wunder gehalten wurde. Viele Menschen, Arme und Reiche, Ministerialen (abelige Dienstmannen des Herzogs), Ritter und Bauern, Greise und Jüng-

linge zogen, nackt oberhalb des Gürtels, das Haupt in ein Linnentuch ganz verhüllt, einher; sie führten mit sich Fahnen, brennende Kerzen und Geißeln, mit denen sie sich bis auf's Blut schlugen, und fangen demüthige Lieber, zogen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Kirche zu Kirche. Viele die das sahen, wurden bewegt und weinten, legten sich ganz nackt zu Boden, in Schnee so gut wie in Roth. Zu dieser Buße unterzog sich Jedweder durch 33 Tage zweimal des Abends und Morgens.“

In der Chronik der Wiener Predigermönche findet sich noch die Bemerkung: die Weiber thaten dergleichen in ihren Wohnungen und sangen folgendes Lied: „Ir slacht Juch sere — in Christes ère — Durch got so lât — die sünde mère“ — (Ihr schlaget Euch sehr — Um Christi Ehr' — Um Gottwillen lasset — Die Sünde nunmehr.) — So sammelt sich gewissermaßen unter das Banner der Geißler jeder Bußfertige, die Standesunterschiede schwinden, denn allgemein ist die Sünde und allgemein der Drang sie zu sühnen, ein Drang, dem Innersten so gewaltig entquillend wie anderseits der Trieb nach Genuß des kargen Daseins, das heiße Verlangen, die vergängliche Blüthe des kurzen Lebens zu pflücken, das gemeine Dürsten nach Gut und Ehre. „Die Extreme berühren sich“ und reich an Gegensätzen ist vor Allem der Geist des 13. Jahrhunderts, dessen wir in einzelnen Zügen gedachten.

## Die neue Bahn an der Mürz.

Eine Skizze aus dem Neubergertthale.

Manche Dinge scheinen so selbstverständlich zu sein, daß weiter nicht darüber gesprochen wird. Als vor einem halben Jahre die Mürzzuschlag-Neuburger Bahn eröffnet wurde, war Einiges von dem Baue der Bahn, von der Länge, von der guten Anlage, von der Solibität derselben die Rede, auch die gute Ertragsfähigkeit wurde bald gerühmt — das aber, was daran speciell den Naturfreund und Touristen interessirt, wurde kaum angehendet, wohl voraussetzend, daß die Naturschönheiten des berühmten Weges zum Todten Weib oder nach Maria Zell genugsam bekannt seien.

Nun ist aber ein großer Unterschied, ob man diese Naturschönheiten bis Neuberg von der Fahrstraße oder von der Eisenbahn aus betrachtet. Sonst ist gesagt worden, die Eisenbahnen hätten den landschaftlichen Reiz verdorben oder geschmälert; hier darf man behaupten, die Eisenbahn habe die Schönheit der Strecke aufgedeckt — sie habe kaum vier Stunden von der Residenz ein Alpenthal erschlossen, das an Mannigfaltigkeit und Großartigkeit sich mit mancher bekannter Alpengegend von Tirol oder der Schweiz messen kann.

Auf dem Mürzzuschlager Bahnhofe sind die dienfertigen Anerbietungen von Wägen nach Neuberg, zum Todten Weib, nach Maria Zell nachgerade verstimmt; hingegen erwartet die Sitzzüge aus Wien und Graz das gut ausgerüstete Locomotive mit neuen bequemen Personenzügen bespannt — auf dem Neuburgergeleise der alten Pilgerstraße nach Zell.

Das erste Bild auf der Strecke ist wohl kein ermunterndes, es ist der Kirchhof von Mürzzuschlag, der eingeklemmt zwischen den beiden Bahnen daliegt. Ich wüßte kaum eine Stelle, wo das laute, herrische Leben die stillen Todten inniger umarmt, als hier. Es ist fast, wie ein letztes Umfassen zum Abschied von Kummer und Herzweh, ehe man in das frische, heitere Arkadien der Hochalpenwelt einzieht.

Der Schienenweg übersezt die Neuburgerstraße, auf der es still und fast staublos geworden ist und durchschneidet einen Erbrücken, auf welchem hölzerne Wände errichtet sind, um den Einschnitt vor Schneetreiben zu schützen. Noch ein schöner Blick auf Mürzzuschlag, auf den Gansstein und auf das sonnige Thal, dann wendet sich die Bahn nordwärts der schattigen Bergenge zu. Links in der Tiefe rauscht auf braunem Grund die klare Mürz durch ein kühles Wäldchen, die Au, auch der Mürzzuschlager Prater genannt, reich an Sagen und Idyllen mannigfacher Art. Jenseits ragen, häufig mit bunten Fähnlein winkend, die malerischen Felsen, des Kaiserstein, des Ringfels und der Hochwand, auf welche die Frauen und Kinder der Sommerfrischler ihre Alpenpartien machen. Die Bahn tritt scheinbar in eine unabsehbare Waldschlucht, aus deren Hintergrunde das blaue, schneedurchsprengete Gewände der Schneeralpe aufragt. Dieser Blick möge nicht versäumt werden, er ist kurz. Der Zug übersezt auf kühner Eisenbrücke die Mürz, die Waldberge treten wieder zurück und weisen kahle Lehnen auf, die von den Waldfanatikern manchen Tadel ob der

„gewissenlosesten Waldverwüstung“ erfahren dürften; bei näherer Prüfung finden wir den kahlen Hang bereits wieder mit jungen Bäumchen bepflanzt; in wenigen Jahren wird er eine neue Zierde des Thales sein.

Wo Wege und Brücken die Bahn kreuzen, da steht keine langathmige „Warnung“ mit im Kanzenstyl verfaßten Hinweis auf Gesetz und Strafe bei Nichtbeachtung. In unserem Lande genügt bereits eine Tafel mit den Worten „Achtung auf den Zug.“

Am Wege steht ein Bauer, den Mühlrad auf der Achsel, die Pfeife im Mund, stützt sich auf seinen Stock und schaut den vorüberbrausenden Zug an. Keine Angst ist in ihm vor dieser „höllischen Erfindung des Dampfwagens, von dessen Passagieren der Teufel 10% nimmt, indem daß er jeden Zehnten holt.“ Keine Wuth und kein Hohn gegen die Neuerung, die an seiner Existenz rüttelt, mit der er sich nun füglam abzufinden hat, wenn er bestehen will; der Bauer schaut den Zug an und schmunzelt. Es wird ihm ganz warm in der Brust, nun, da das Locomotiv über seine Wiese püstert; er hätte das nicht gedacht, aber er hat's erlebt. Nun gehört er mit seinem Haus und Grund nicht mehr zur Hinterwelt, jetzt steht er mit voran und die Eisenschienen, die über seiner Erde liegen, sie gehen in den stattlichen Bahnhof von Mürzzuschlag hinein, wo Leute aus aller Herren Länder zusammenkommen, sie gehen durch den merkwürdigen Semmering mitten in die Kaiserstadt und auf der andern Seite wieder hinaus in alle Welt. Er, der Bauer, der da steht mit dem Mühlrad auf der Achsel, weiß sich jetzt brüderlich mit den Brüdern von Mürzzuschlag und Wien! Der Zug ist vorbei, gleitet sicher und glatt dahin und die Wand des letzten Waggons verkleinert sich mit jeder Secunde. Der Bauer überschreitet den Bahnkörper: das ist fester Boden, dahier versumpft ihm die Wiese nicht mehr!

Immer zur Rechten unserer Fahrt ist nun der schöne Alpenfluß, der mit seinen Felsblöden, Gefällen, klaren Dämpfen und baum- oder buschbewachsenen Ufern, mit seinen Wehren, Holzsägen und Mühlen unerschöpflich an neuen Bildern ist. Traulich schmiegt sich die Mürz an den Bahndamm, aber der, scheint es, traut ihr nicht, er hat sich mit gewaltigem Unterbau und trotzigen Quadermauern vorgesehen für etwaige Anwanblungen des Alpenwassers, sich sein altes Bett, aus dem es die Eisenbahner da und dort hinausgebrängt, wieder zu erobern. Die Mürz, welche weit hinter dem Gebirgsstock still und kalt aus den Waldhängen des Ameisbühel rieselt, welche die Wässer des hohen Goller der Hochwiesen und Naßlehr, des Student und Seelopf, der hohen Weitsch, Schnealpe und Raß an sich zieht, ist zu Zeiten keine gelinde Gesellin. Fischer erzählen, daß die Forellen der Mürz flinker und kräftiger wären, als die der Ablitz, der Fröschnitz und Feistritz. Und aus der Folgerung, daß ein Wasser, welches den Fischen so wohl thut, auch den Menschen nicht unersprießlich sein könne, sind vielleicht die Kaltwasserheilstätten in Mürzzuschlag und Kapfenberg entstanden, und die zahllosen Bade- und Schwimmplätze, die zur Sommerszeit von warmblütigen Wesen belebt zwischen Mürzsteg und Brud zu finden sind.

Zur Linken unseres Zuges haben wir stets den steilen felsigen Berghang, dem an vielen Stellen das Terrain mit Pulver und Dynamit abgerungen worden ist. Im vorigen Sommer noch konnte man hier das Knallen und Krachen der Schlacht zwischen Eisenbahner und Gnomen hören, bis letztere besiegt waren. Zur Rechten jenseits der Mürz liegen grüne Wiesen, die Straße mit einzelnen Häusern an derselben und hier das Eisenwerk der Rohleben, welches das Bild einer steirischen Landschaft erst vollständig macht.

Die Straße bucht sich stets am rechten Waldberg hin, so daß ihr der blaue Koloß der Schnealpe, welcher von der Eisenbahn aus sichtbar ist, die längste Zeit verdeckt bleibt.

Das schönste Bild der Strecke entfaltet sich am Bahnhofe von Capellen. Hier öffnet sich hinter dem malerischen Dörfchen das Altenbergertal mit seinen Wegzweigungen über das Gschaid und den Naßkam. Zwischen diesen beiden Niederungen erhebt sich das ungeheure Galbrad der über 6000 Fuß hohen Nar, mit ihrer grauen zerrissenen Felsenbrust hoch über die Waldberge ragend, in ihrer wilden Majestät die zahmeren Höhen der Schnealpe in Schatten stellend.

Aber auch die Schnealpe kommt noch zu ihrer Geltung. Bald hinter Capellen grüßt uns aus dem Thale das steile Dach und das Thürmchen der Neuberger Stiftskirche; uns begegnen die ersten Häuser des sich über eine halbe Stunde in die Länge ziehenden Dorfes Neuberg, und nach einer langsamen Fahrt von 50 Minuten fahren wir in den Bahnhof von Neuberg ein.

Da die Bahn hier vorläufig ihr Ende hat und die Fortsetzung derselben über die Gebirge nach Nieder-Österreich bloß auf dem Plane steht, so steigen wir aus. Wir erblicken ein großartiges Alpenbild. Vor uns liegt der Ort mit seinem stattlichen Stifte mit den Felsenkegeln seiner alten Annenkirche und seines Calvarienberges, hinter welchem das Horn des Rabensteines aufsteigt. Links weitete sich das Thal, und dort, wo sich's gegen Mürzsteg hin wieder einzuengen beginnt, liegen die großartigen Eisenwerke mit ihren schwarzen Dächern und rauchenden Schloten. Dahinter, wo sich die pittoresken Schluchten der Krampen und des Tirol hinziehen, erhebt sich die Laahalpe, an welche sich zur Rechten hin die vielgestaltige Chorwand und die Spitzen des Hirschgegg reihen. Vom Gewände

des Windberges und des Rauchensteins gehen wüste Schutthaldeu nieder in die Waldungen und gegen die Matten, auf denen in Gruppen Menschenwohnungen stehen.

Je unwirthlicher die Umgebung erscheint, desto behaglicher liegt Neuberg in seinem Thale, ist es doch geschützt von bewachsenen Vorbergen, und der berüchtigte Neubergerwind, der die Mürzanzuflager mitunter stark fröhnen macht, wird in Neuberg selbst verhältnismäßig wenig gespürt.

Der Neubergerbahnhof besitzet neben dieser überraschenden Aussicht auch noch ein Juwel an seinem mit geschmackvollster Eleganz ausgestatteten Hoffalon. Gerade die Gegenüberstellung der Naturursprünglichkeit und des feinen Salonluzus ist hier das Wirksame; allerdings wird, was die Benützung anbelangt, das Hofquartier im Stifte und das kaiserliche Jagdschloß im nahen Mürzsteg diesem Bahnhofalon stark Concurrrenz machen.

Neuberg ist trotz seines Namens ein uralter Ort; die Eisensteinbaue daselbst messen sich weit über die christliche Zeitrechnung zurück. Auf dem Rabensteine und auf dem Falkensteine an der Laahalpe sollen Schloßer gestanden haben, auf letzterem will man heute noch Ruinenreste finden. Das Stift wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gegründet und zwar von Otto dem Fröhlichen, um die Heirat seiner Blutsverwandten Elisabeth von Baiern, deretwegen er in Verbannung war, zu sühnen. Schon drei Jahre nach der Gründung setzte er im Capitelgewölbe die Leiche seiner jungen Gattin bei. Wenige Jahre später bestattete er daselbst auch seine zweite Gemalin, die 16jährige Anna von Böhmen, und nach etlichen Monaten folgte er, der lebenslustige Mann, selbst in die Gruft. Achtunddreißig Aebte regierten in Neuberg, bis das Stift unter Kaiser Josef aufgehoben und mit all seinen Gütern der Staatsdomäne einverleibt wurde, da war

es aus mit der Poesie des Klosters. Die Räume wurden von der Gewerkschaft als Amtslocale verwendet. Der schöne gothische Kreuzgang mit den Bildnissen der Äbte, sowie das Capitulgewölbe dienten als Holzklammern; die große Steinplatte über der Gruft wurde ausgehoben und zu einem Zahlstisch für die Gewerkschaft benützt. Bei dieser letzteren Gelegenheit entdeckte man wieder die Gebeine des Gründers und seiner Familie, die nun Kaiser Franz von Neuem feierlich beisetzen und mit Denkmälern versehen ließ.

Die Eisenwerke, Hochöfen und den Bergbau verkaufte der Staat im Jahre 1869 an die Neuberg-Mariazeller Gewerkschaft, unter welcher sie zu glänzendem Aufschwunge kamen. Grund, Boden und Forst behielt das Aerar für sich; die Stiftsgebäude sind zum Theile an die Gewerkschaft, zum Theile an die Gemeinde vermietet. Die herrliche Stiftskirche wurde der Gemeinde als Pfarckirche überlassen, als welche sie letztere aber nicht annehmen will, weil die Erhaltungskosten zu bedeutend sind. Der große kunstvolle Quaderbau wäre schon heute verschiedener Reparaturen sehr bedürftig, aber der Staat, der die übrigen eingezogenen Güter ohne alle Widerrede verwaltet, weigert sich, die Renovierungskosten des ehrwürdigen Baues zu bestreiten, und die Gemeinde ist nicht in der Lage, den geringen Bedürfnissen eines einfachen dörflichen Cultus große Selbopfer zu bringen. Die Kirche, interessant von ihrem Dachstuhl an bis in das tiefste Gruftgewölbe hinab, wäre wohl eines besseren Schicksals werth, als der Erhaltungskosten wegen gewissermaßen herrenlos erklärt zu sein.

Sie ist im gothischen Style aufgeführt und gehört zu den größten Gotteshäusern des Landes. Das Gewölbe ist durch 14 Pfeiler getragen, schöne hohe Fenster, an denen aber die Glasmalereien fehlen, gießen ein helles Licht in den Raum, die Altäre

sind reich an mitunter geschmacklosen Schnitzwerken; an den Seitenwänden befinden sich viele Grabmonumente der Äbte. Auf dem freistehenden, reich vergoldeten Hochaltare ruht das Bildniß der Krönung Mariens. Eine mit Geschmack ausgeführte Restauration würde an diesem Baue und dessen Innern mit verhältnißmäßig geringen Mitteln Großes leisten.

Ueber den wirthschaftlichen oder culturellen Einfluß des Stiftes Neuberg auf seine Zeit und Gebiete weiß die Geschichte nicht viel zu erzählen. Hingegen bringt uns die Sage manch' seltsame Kunde aus dem Klosterleben des alten Cisterzienserklosters. Einer der Äbte, vielleicht war es der hochwürdige Herr Erhard Krakauer, soll ein geborner Jude gewesen sein. Dieses Prälaten Wandel war derart, daß sich in der Gegend das Sprichwort erhob: „So wenig wird der Jude ein Christ.“ Auf seinem Todtenbette soll er den Wunsch geäußert haben, nicht in die Gruft der Äbte beigesezt zu werden. Da man ihn hierauf fragte, wo er denn ruhen wolle, gab er die Antwort, man möge seinen Leichnam auf einen Leiterwagen legen, zwei Ochsen daran spannen und denselben freien Lauf lassen: so weit sie gehen, mögen sie ihn ziehen, wo sie stehen bleiben, solle man ihn begraben. — Man that's und die Ochsen zogen den tohten Prälaten hinein gen Mürzsteg, daß man meinte, sie wollten ihn nach Mariazell geleiten. Aber auf dem Niederalpel blieben sie stehen; und dort auf der Höhe, wo sich die Wässer der Mürz und der Salza scheiden, unter Tannen und Wachholderstrauch soll der Abt begraben liegen.

Mehrernals des Jahres kommt der kaiserliche Hof nach Neuberg, dem Mittelpunkt eines großen ergiebigen Jagdreviers. Vor Jahren hatte die Kaiserin Elisabeth daselbst ihren Sommeraufenthalt genommen und die hohe Frau war eine rüstige Besucherin aller schön-

nen Plätzchen und Aussichtspunkte, an denen das Thal reich ist.

Der Fremdenverkehr wächst von Jahr zu Jahr; theils sind es Naturfreunde und Mode-Touristen, theils Wallfahrer nach dem sechs Stunden von Neuberg entfernten Maria-Zell, theils Montanisten, welche das große, berühmtegewordene Bessmer-Stahlwerk hier und das Gußwerk an der Salza besuchen, endlich sind es auch Kunstfreunde und Architekten, welche die Stiftskirche ansehen.

Der Menschenschlag in der Gegend von Neuberg ist ein schöner und gesunder; er wird noch hervorgehoben durch die steirische Tracht, die hier niemals ganz verschwunden war und wieder Aufschwung nimmt, da ja der Kaiser selbst in der steirischen Lederhose und Zoppe und im befederten Steirerhut diese Gebirge durchwandert, als der flinkste und beste Jäger in Oesterreich. Die Leute an der Mürz sind liederreich und sangesfreudig und seitdem Jakob Schmölzer das Steirerlied mundgerecht und salonsfähig gemacht hat, cultivirt man hier allmählich den Volksgefang. Wer kennt nicht das hübsche Mürzthaler Liedchen:

Von Wold bin ih fira,  
Wo d'Sun so schön scheint,  
Und mei Schoß is ma lieba,  
Wir oll meini Freund.

Wir oll meini Freund  
Und wir oll eahna Geld,  
Und mei Schoß is ma liaba,  
Wir Olls auf da Welt.

Mei Boda, mei Muada,  
Mei Schweska, mei Bruada,  
Mei ganzi Freundschaft  
Hots nit ondersta gmocht.

In Neuberg selbst, wo sich der Oberlehrer Herr Merz für die Pflege des Gesanges besonders verdienstlich macht, hört man auch häufig folgendes Lied:

Im Steirischn is 's a Brocht,  
Wan ma's hört ba da Nocht,  
Bia ma 's Fensterl aufmocht  
Und die Nochtigoll schlogt,  
Bia d'Schwoagerin schön fingt,  
Daf 's auf der Olm umallngt.

Schöni Rila, schöni Kolm,  
Schöni Schwoagerin auf der Olm;  
Auf an karnerischen Berg  
Bin ich niedagessn,  
Auf die steirischn Dirndln  
Kunt ih nit vageffn.

An iada Dam hat sei Raub,  
An iadi Strohn ihrn Staub,  
An iada Berg hat sein Stoan,  
Und just ih bleib alloan.  
Kur Dan woaf ih mir,  
Und nur dem will ih g'hörn:  
Unjern Kaiser Franz Josef,  
Dem liabn, quatrn Herrn.

Hoffen wir, daß die neue Bahn, die uns Vieles gibt, den Bewohnern des schönen Alpenthales nichts nehmen wird. Die Raivetät, die anspruchslöse Zufriedenheit und der Patriotismus sind Kleinode, die anderwärtig durch den Rauch der Locomotive mitunter schon getrübt worden sind.

## Heber Volksheilmittel.

Von J. J. Kienast.

Trotzdem wir Deutsche seit Jahrhunderten die Segnungen des Christusglaubens genießen und die Geistlichkeit zu allen Zeiten ihr Möglichstes gethan hat, jedwede mit seinen Tendenzen in Widerspruch stehende Bewegung aus dem Bewußtsein des Volkes zu tilgen, trägt dessen Art, sich zu geben, doch noch unzählige Merkmale seines heidnischen Ursprunges zur Schau.

Daselbe Volk, das gläubigen Sinnes die Kirche besucht, glaubt gleichzeitig an die Existenz einer Dämonenwelt, an Gnommen, Hexen, Druiden, Wildfräuleins, kurz gute und böse Geister aller Art, an Drachen, Lindwürmer, Kronschnaken und anderes Fabelgethier — eine Verquickung von Katholicismus und Heidenthum, die, einzig in ihrer Art, den Leuten nicht im Entferntesten als widersinnig gilt, was schon aus dem Einen erhellt, daß sie beispielsweise eben dieselben Palmenzweige, die sie am Palmsonntag in der Kirche weihen ließen, auch zur Abwehr gegen böse Geister, Hexen, Zauberer u. d. gl. verwenden, was doch dem Glauben des Christen, daß sowohl die lichten, als die dunklen Lese des Menschen einzig und allein im Schooße des dreieinigen Gottes ruhen und sich jeder fremden Einflusnahme entziehen, schnurstracks zuwiderläuft.

Fast alles Ungemach in Haus und Hof gilt den Landleuten als Ausfluß des Uebelwollens südtischer Geister, das auf die aller verschiedenste Weise: als Beschwören, Verhexen, Verschauen, Verschärien oder Vermeinen u. s. w. zu Tage treten kann, wie wir gleich aus ein paar Beispielen sehen werden.

Wenn der Bauer einem Bettler die Thüre weist, so rächt sich letzterer nicht selten dadurch, daß er ihm das Vieh verhext, was denn alle möglichen üblen Folgen nach sich zieht. So erzählte mir ein Bauer, daß seine Kühe rothe Milch gäben und fragte mich, ob ich dagegen kein Mittel wüßte. Ich erklärte ihm natürlich, daß die Färbung der Milch (die oft auch blau oder gelb ist) von gewissen Beimengungen des Futters herrühre, oder durch Infusorien oder Schimmelpilze bedingt sein kann, und dies eben auch bei der Milch seiner Kühe der Fall sein werde. Umsonst! — Schließlich blieb mir nichts Anderes übrig: ich gab ihm irgend ein unschuldiges Medicament — und wirklich! — der Zauber schwand, freilich erst, nachdem das verunreinigte Futter zu Ende war.

Ein andermal klagte mir eine Bäuerin, daß sie Abends ein altes Weib — natürlich eine Hexe! — vor der Thüre ihres Stalles hocken gesehen. Da habe sie die Knechte gerufen: die mußten sie von bannen jagen. Aus Rache hat sie's nun dem gesammten Vieh „angethan.“ Etliche Stücke waren schon verendet; die Kühe gaben theils keine, theils nur spärliche Milch, die sich schon nach wenigen Stunden zersetzte und denen, die sie genossen, Unwohlsein verursachte. So etwas war ohne Hexerei undenkbar. Die Sache kam vor Gericht. Da stellte es sich denn heraus, daß bei der Stallbirne der Sinn für Reinlichkeit nicht genügend entwickelt war, daher sich sowohl an den Kübeln, aus denen das Vieh seine Tränke bekam, als auch an den Gefäßen in denen

die Milch gemessen wurde, Grünspan angefest hatte. Hiermit war die ganze Hexerei auf höchst natürliche Weise erklärt, aber die Bäuerin verließ kopfschüttelnd den Gerichtssaal: „Und i laß ma's nit nehma, 's Bleach war halt do vahert!“

Ein beliebtes Präservativ gegen Segenkünfte ist das Tragen von Amuletten. Es sind dies Säckchen, die entweder geweihte Segenstände oder Arsenik und andere pharmaceutische Drogen enthalten und von den Leuten um den Hals gehängt auf der bloßen Brust getragen werden.

Amulette, in denen sich Arsenik (Hüttenrauch oder „Südrah,“ wie das Volk ihn nennt) befindet, helfen überhaupt gegen allerlei Krankheiten, so z. B. gegen Rothlauf; Arsenik wird daher in Apotheken viel begehrt. Da jedoch Gifte nur nach Ordnung eines Arztes oder gegen behördlichen Bezugsschein dispensirt werden dürfen, so wenden die Leute alle möglichen Diplomatenkünste an, um sich in den Besitz dieses Wundermittels zu setzen. Außer zu dem obigen Zweck wird Arsenik auch von den Hochhändlern in betrügerischer Weise verwendet. Sie geben nämlich den zu verkaufenden Pferden zwei oder drei Wochen vorher täglich 2—3 Stgm. dieses Giftes ein, damit sie glattes Haar und ein volles, feuriges Aussehen bekommen. In einigen Theilen der Steiermark ist bei der Landbevölkerung bekanntlich auch das Arsenikessen sehr in Schwung, eine gleich bedauerliche Gewohnheit als das Opium-Essen und Rauchen der Orientalen. Ich habe während meines mehrjährigen Aufenthaltes in Steiermark Arsenikesser von 30—80 Jahren kennen gelernt, darunter welche, die es im Verlauf des Jahres dahin gebracht, von diesem starken Gifte als Tagesration eine Quantität zu sich zu nehmen, die einen des Genusses Ungewohnten absolut tödten würde. Die Arsenikesser sehen prächtig aus, dürfen aber mit

der Zuzichnahme dieses Präservativs, die quantitativ von Jahr zu Jahr steigt, nicht aufhören, denn: mehr oder weniger rapid auftretende Abmagerung und Verfall der Kräfte sind die unausbleibliche Folge.

Ein Mittel gegen Rothlauf ist, eine rothe Zimmermannschnur so lange um den Hals zu tragen, bis das Uebel gewichen. Dabei sind aber zwei Umstände wohl zu beachten: Die Schnur muß schon gebraucht und — gestohlen sein! Anders hilft sie nicht. Ein anderes Präservativ gegen die oben bezeichnete Krankheit ist, in die Stube eines mit Rothlauf Behafteten entweder einen Gimpel oder Krummschnabel zu bringen. Diese rothbefiederten Vögel haben nämlich die wahrhaft samaritanische Eigenschaft, den Rothlauf an sich zu ziehen, müssen aber dann selber sterben, falls ihnen nicht die fürsorgliche Hand des Besitzers ein Lappchen aus Scharlachtuch in den Bauer gehängt hat, an das sie den Ansteckungsstoff übertragen können. Auch die Federn besagter Vögel finden gegen Rothlauf Anwendung, wie denn die rothe Farbe bei den Landleuten überhaupt, nicht nur in Bezug auf die Wahl gewisser Kleidungsstücke, sondern, wie wir gesehen haben, auch in der Heilkunst eine große Rolle spielt.

„Ueberrn G'sund steht halt nig!“ sagt der obersteirische Bauer, und in seinem Bestreben, eine oder die andere Krankheit von der er befallen worden, zum Weichen zu bringen, entschließt er sich selbst die ekelhaftesten Dinge — sowohl innerlich als äußerlich — anzuwenden, was er mit dem in seinen Kreisen allgemein giltigen Grundsatz motivirt: „Uebles Uebel muß man mit Uebel vertreiben.“ Die Zahl der Volksheilmittel ist begreiflicher Weise eine immense, von denen ich jedoch an dieser Stelle nur die gebräuchlichsten und solche, welche sich durch das Originelle ihrer Anwendungsweise auszeichnen, zur Sprache bringen will.



Gegen Wasserfucht werden Salsen aus Attiſch-, Kreuz- und Wachholderbeeren entweder einzeln oder vermengt als sogenannte „gemischte Salse“ angewendet; Meerzwiebelsaft und Wein dienen dem gleichen Zwecke.

Die blauen Beeren des Wachholders (Kronawetten) werden von den Leuten auch in Wasser oder Wein zu einem Thee verfocht, oder auch in natürlichem Zustande gekaut. Auf nüchternen Magen genossen, gelten sie als Schutz gegen ansteckende Krankheiten, zu welchem Behufe man sie auch (so wie das Holz), auf glühende Kohlen gelegt, zu Räucherungen verwendet. Das ätherische Wachholderöl wird innerlich und äußerlich, eben so ätherisches „Rüm“ (Rümmel)-Del, für sich allein innerlich, mit Gründöl gemengt, äußerlich gegen Kolik und Blähungen gebraucht. Gegen erstere Krankheit, sowie bei Lungenkrampf, gilt auch eine Abkochung von Edelweiß und Edeltraute in Milch oder „Schottsuppe“ als bewährtes Mittel. Gegen Bauchschmerzen werden Camillenblüthen als Thee in Gebrauch gezogen und zwar gibt es kleine von der gewöhnlichen und große von der römischen Camille. Nun glauben aber die Leute, dieser Unterschied habe auch auf den Gebrauch Bezug und wenden die großen Camillen nur bei Erwachsenen, die kleinen nur bei Kindern an.

Schwarze Hollersalse, Holler- und Lindenblüthenthee werden als schweißtreibende Mittel angewendet. Mit gleicher Vorliebe gebrauchen die Leute Burgier- und Brechmittel und es sind mitunter (in des Wortes eigenster Bedeutung) wahre Kosuren, denen sie sich unterziehen.

„Machen Sie's nur recht scharf, damit's angreift“ oder: „Thoans nur rund vil eini, i hab' sovil a starke Natur!“ sind bei solchen Patienten, wenn sie ein ärztliches Recept zur Bereitung in die Apotheke tragen, ständige Redensarten und ihr Mißtrauen in die moderne Heilkunde ist

ein derartiges, daß sie sich selten an die Anordnungen des Doctors halten, sondern meist das Zwei- und Dreifache des ordinirten Medicamentes zu sich nehmen.

Bei Zufichnahme von Hoffmannstropfen (einem Gemisch von Schwefeläther und Alkohol) und anderen medicamentösen Spirituosen, die normal gebaute Menschen nur tropfenweise auf Zucker nehmen, setzen sie ohne viel Umstände das Fläschchen an die Lippen und machen ein paar kräftige Züge. Geben sie doch den sogenannten Hirschhorngeist, eine ammoniacalische Flüssigkeit von penetrantem Geruch und Geschmack, sogar kleinen Kindern ein.

Die Früchte vom ostindischen Tintenbaum (Semecarpus Anacardium) werden von den Landleuten unter dem Namen „Elephantenläuse“ als Amulet gegen Zahnschmerz und Gliederreizen getragen und zwar machen sie einen strengen Unterschied zwischen „Mandeln“ und „Weißeln.“ Auf derlei Unsinn muß der Apotheker unter allen Umständen eingehen, sonst kommt sein Geschäft in Verfall, wie denn in Bezug auf die Werthigkeit einer Apotheke auch bei so Manchen aus der Mittelclasse ein ganz origineller Maßstab in Anwendung kommt. Ist das Local, in der sie sich befindet, groß und starren dem Eintretenden eine recht imposante Anzahl von Gefäßen, Büchsen und Laden entgegen, so hat man es mit einer „ganzen“ Apotheke zu thun, andernfalls kann sie nur auf das Prädicat: Dreiviertel, Halb oder Viertel Anspruch machen.

Die Früchte von Cubeba officinalis, einem ostindischen Kletterstrauch — vom Volke Würfelkörner genannt — werden gekaut, als Präservatio gegen Schwindel und Kopfschmerz angewendet. — In ähnlicher Weise findet der aus der Wurzel einer zwischen dem Aralsee und dem persischen Meerbusen heimischen Umbellifere gewonnene Mast oder Teufelsbrot, ein

nach Knoblauch riechendes Sartz, Verwendung.

Eine große Rolle im Arzneischatz des Volkes spielen die Fette verschiedener warmblütiger Thiere, als Bären-, Dachsz-, Fuchsz-, Gänsez-, Fasan-, Hunde-, Igel-, Ragenschmalz u. s. w. Sie werden innerlich und äußerlich gegen alle möglichen Krankheiten, am häufigsten gegen Brust- und Lungenleiden angewendet. Alle diese Fette werden in den Apotheken fast durchwegs durch Schweinefett ersetzt, was den Leuten nur selten auffällt. In einigen Apotheken thut man allerdings ein Uebriges und sucht das Aeußere und die Consistenz des verlangten Fettes durch entsprechende Beimengungen nachzuahmen, aber meistens kommt Alles aus demselben Topf, ein Vorgehen, das durch den Umstand, daß die Wissenschaft längst in evidenter Weise nachgewiesen hat, daß all' diesen Fetten keine andere Wirkung als die des gewöhnlichen Schweinefettes innewohnt, seine volle Berechtigung hat. Die erwähnten Fette sind eben ein Ueberkommniß aus den Pharmakopäen früherer Jahrhunderte. Aufklärung erweckt bei dem Ungebildeten nur Mißtrauen und hat in den seltensten Fällen den beabsichtigten Erfolg, somit bleibt nur der Ausweg, scheinbar auf seine Wünsche einzugehen und ihn in seiner Illusion zu erhalten.

Mit besonderer Vorliebe treibt das Volk Schlangencultus, wie ja schon Askulap und seine Nachkommen, die Asklepiaden, die Schlangen in medicinischer Hinsicht hochhielten, so daß der schlangenumwundene Stab des Asklepiades noch heute als Emblem des medicinischen, wie des pharmaceutischen Standes gilt. So legen die Landleute als Präservatio gegen Rheuma Schlangenhäute auf glühende Kohlen und räuchern damit die Zimmer. Schlangenfleisch findet innerlich gegen Lungenucht, Schlangen- und Natternschmalz äußerlich bei Weinbrüchen

Anwendung, und pulverisirter Schlangengalg wird bei Seuchen dem Vieh eingegeben. \*)

Was für Anforderungen übrigens von den biederen Landleuten an die Apotheker gestellt werden, mögen zwei ergötzliche Beispiele darthun.

Da kommt einmal ein altes Männchen in die Apotheke. Befragt, was sein Begehr, will es lange nicht heraus mit der Farbe, steht sich erst vorsichtig um, ob sonst Niemand anwesend, tritt schließlich ganz nahe an den Apotheker heran und sagt in einem wahren Sirenton: „I hätt halt a recht a schöne Bitt'!“ „Nun?“ . . . „I brauchad a Haut von an Erhängten.“ „Was?“ rief der Apotheker in rechtem Erstaunen. „Ja, ja,“ fuhr das Männchen lebhaft fort, „i weiß schon, daß Sie's hab'n, ama hergeb'n thyan sie's nit gern.“ „Ja was fällt Ihnen denn nur ein?“ „Wohl, wohl, that gar schön bitt'n, i hab' a franks Büabel dahom, dem that is gern eingeb'n, weil's halt fürb' Lungensucht gar so heilsam is. I zahl Ihna dafür, was's woll'n.“ In dieser Weise ging der Dialog fort. Der sonderbare Kunde war nicht zu befehren. Da kam dem Apotheker plötzlich ein rettender Gedanke. Er ging hinaus und brachte ihm das Verlangte. „Sehn's, i hab's gewußt, daß as hab'n. Vergelt Ihnas unsa liaba Herrgott!“ Und freudestrahlend ging das Männchen mit seiner schwererkämpften — Speckschwarte von bannen.

In ähnlicher Weise half sich auch ein Apotheker aus der Schlinge, der von einem Bäuerlein in zudringlichster Weise um „Arm'-Sünderschmalz“ angegangen wurde. Auch in diesem Falle mußte das eble Sus Scrofa

\*) Viele der hier aufgeführten, so z. B. die auf Schlangencultus Bezug habenden Mittel, verdanke ich der freundlichen Mittheilung des steiermärkischen Schriftstellers Johann Krainz.

domestica mit seinem Fett als Deum ex machina herhalten.

Von fetten Oelen sind die folgenden gebräuchlich:

1. Lilienöl bei Brandwunden. In den Apotheken wird einfach Sesamöl gegeben, da den Blumenblättern der Lilien, die man früher in Del kochte, absolut keine Heilkraft innewohnt.

2. Johanniskrautöl bei Wunden, Rheuma u. s. w. Wird aus demselben Grunde durch rothgefärbtes Baumöl ersetzt.

3. Ameisen-, Regenwurm- und Scorpionenöl gegen Gift, Hergenschuß u. s. w. Wird in allen Apotheken durch reines Olivenöl ersetzt. Nur bei Letzterem wird hie und da ein Uebriget gethan, indem man ganz kleine Krebsse als Pseudoscorpionen hineingibt. Auch Ameisen- und Regenwurmgeist sind beliebte Volksheilmittel. Andere gebräuchliche Oele sind: Speidöl, weißes, schwarzes und rothes Steinöl, Tannen- und Terpentinöl zu Einreibungen bei Hergenschuß zc. Kampher-, Salmiat-, Seifen- und Terpentingeist wird in ähnlicher Weise angewendet. Zu Pflastern und zum Auflegen auf Wunden wird auch fester Terpentingewinn verwendet. An Pflastern hat das Volk die schwere Menge. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich das schwarze Kubenpflaster und das sogenannte Dörrband . . . Wenn ein oder das andere Glied des Körpers in Folge durch Verwundung bedingter Unthätigkeit den andern an Fülle nachsteht oder zufolge einer Krankheit der ganze Körper in einem Abmagerungsproceß begriffen ist — (in beiden Fällen ersetzt sich die normale Fülle von selbst wieder; in ersterem Falle, sobald das betreffende Glied seine Beweglichkeit wieder erlangt hat, in letzterem Falle auch, sobald die, wenn nicht unheilbare, Krankheit gewichen ist) — so nennen das die Leute „Schwund.“ Als Gegenmittel nehmen sie Mumia vera ein, deren angebliche Wirkung nur auf ihrem Gehalt an bituminösen

Harzen, dem Hauptbestandtheil der von den Aegyptern zur Mumificirung ihrer Todten verwendeten Ingredienzien, beruhen könnte. Die heute in den Handel kommende Mumie ist gewöhnlich Artefact, doch hatte ich auch wiederholt echte Waare in den Händen, so unter andern Stücken einmal ein wohlerhaltenes Schädelfragment, dem noch Haare auffaßen, wie ich auch nicht selten kleine Stüchchen von Leinen- und Byffusstreifen aus der zerkleinert bezogenen Waare zu Tage förderte.

. . . Große Stücke hält das Volk auch auf seine „Geister und Tropfen,“ Namen, von denen die Landleute einen ungemein ausgebehten, mit der Theorie des Pharmaceuten, der unter Geist ein spirituoses farbloses Destillat, unter Tropfen (sachmännisch Tinctur genannt) einen spirituösen Ansatz von der Farbe des hiezu verwendeten Stoffes verstanden wissen will, durchaus nicht übereinstimmenden Gebrauch machen.

Wenn die Leute auf die Alm gehen oder nach Mariazell wallfahrten, machen sie vorher in der Apotheke ihre Einkäufe, damit sie „wenn ihnen was anfallt oder zustoßt, etwas bei der Hand haben.“ Da kaufen sie Melissengeist, Kümmelgeist, Lebensessenz und Wunderbalsam für Magenbeschwerden; Münzgeist, Girschorngest, Hoffmannsgeist, Kamillentropfen, Zimmitropfen, Siberaegeltropfen für Bauchschmerzen und Magenkrampf; Kölnnerwasser, Bier-Räuber- oder Spizbubeneffig und das Gewürznelkenöl zum Niesen und Benetzen des Kopfes bei Ueblichkeiten; Ohnmachten, Kopfschmerz u. s. w. Nelkenöl und Kölnnerwasser sind zugleich die einzigen Parfüms, deren sich die Bauernbirnen, und zwar mit Vorliebe bedienen.

Die echte Lebensessenz setzen sich Viele nach einem alten, unter der Landbevölkerung in unzähligen Abschriften coursitrenden Recepte selbst an. Wie schon der Name darthut, hilft

sie für Alles, daher ich mir nicht ver-  
sagen kann, der leidenden Menschheit  
das Recept vollinhaltlich mitzutheilen:

Therial 1 Büchserl, Safran 1  
Quintl, Aloe, Ingwerwurzen, Berch-  
schwamm, Manna, von jedem 1 Loth,  
Enzianwurzen, Calmuswurzen, Sennes-  
blätter, Sternaneis, von jedem 2 Loth,  
Blaue Kronawetten  $\frac{1}{2}$  Sittel.

Dieses Alles schön klein zusam-  
mengeschnitten wird in einem Maß  
Oleger- (Korn-) Branntwein angefügt  
und 8 Tage stehen gelassen.

Hier mögen gleich noch ein paar  
Recepte ihren Platz finden, die unter  
dem Bauernvolk allgemein verbreitet  
und von diesem, wie ein kostbarer  
Schatz gehütet und vor dem Auge  
des Laien auf das Sorgsamste ver-  
borgen gehalten werden, Ueberlieferun-  
gen, die, in ihrem Ursprung Jahr-  
hunderte weit zurückreichend, von  
eminent culturhistorischem Werthe sind.

Für den Leibschaden: Hirschen-  
schlitt, Gamsunschlitt, Fuchsschmalz,  
Hasenschmalz, Birbenpech, Hollerfalle,  
Sanikelmurzen. Fein stoßen. Von  
jedem Stück gleichviel auf einem  
kleinen Feuer zerschleichen lassen, dann  
Alles durcheinander rühren und auf  
Trüchleber aufstreichen. Ueber den Scha-  
den und auf das Kreuz legen und  
alle drei Tage überstreichen.

Recept von dem Pulver wieder  
den Schlag oder die schwere Noth,  
wozu gewonnen wird:

3 Loth Päonienwurzel, 3 Loth  
Päonienkörner, 1 Loth Pfauenbrech,  
3 Quintl gebrannte, ohne Feuer prä-  
parirte Menschenhirnschale, 3 Quintl  
gebranntes, ohne Feuer präparirtes  
Hirschhorn,  $1\frac{1}{2}$  Quintl Muscatnüsse,  
 $1\frac{1}{2}$  Quintl rothe Korallen.

Solches muß Alles sehr klein  
gemacht, gut durcheinander gemischt,  
in eine wohlverwahrte Schachtel ge-  
than und an einem trockenen Orte  
aufbewahrt werden.

Von diesem Pulver muß der  
Patient 12 Tage hintereinander neh-  
men, alle Tage zwei, eins am Mor-

gen, das andere am Abend in Mai-  
blumenwasser. Den Tag danach, als der  
Mond voll geworden, muß angefan-  
gen und so in der Ordnung fort-  
gefahren werden. Den sechsten Theil  
von einem Quintl nimmt man auf  
ein Pulver für eine erwachsene Per-  
son, sie mag männlichen oder weib-  
lichen Geschlechtes sein. Einem Kinde,  
sobald es geboren wird, gibt man eine  
halbe Linse groß unter eben so viel  
Marrgrafenpulver in der Muttermilch  
oder einem gebratenen Apfel ein, und  
damit wird 9 Tage fortgefahren,  
allemal in der Stunde, darinnen es  
geboren; wird mit der Hilfe Gottes  
helfen.

Es darf dieses Pulver auch außer  
dem abnehmenden Monde genommen  
werden, wenn es die Noth erfordert,  
auch bei einem Kinde, so es im zu-  
nehmende Monde geboren ist, daß  
man nicht anders kann. — —

Der Patient muß sich während  
des Gebrauches der Milchspeisen und  
aller starken Getränke enthalten...  
Gottes Segen mit dem Pulver. —

Ein anderes als vortrefflich ge-  
rühmtes Mittel gegen die sogenannte  
„hinfallende Krankheit“ oder den Weis-  
tanz, sowie gegen Fraisen besteht darin,  
daß dem Kranken das von dem  
Geweih eines jungen, erst geschossenen  
Hirschen (Spießers) durch Abschaben  
— und zwar je näher dem Kopfe,  
desto besser — gewonnene Pulver  
messerspitzeweise eingegeben wird.

Wie man sieht, spielt bei diesen  
beiden Mittel gegen Epilepsie die  
Kalksubstanz eine Hauptrolle, ebenso  
beim Marrgrafen-, Muschel-  
und Korallenpulver\*), die ebenfalls für  
die obenbezeichneten Krankheiten An-  
wendung finden.

Die pulverisirten Krebsaugen  
(Krebsaugen sind die bei den Krebsen  
zur Zeit der Häutung an den Seiten  
des Magens und am Grunde der  
Speiseröhre vorfindlichen Kalkgebilde)

\*) Die Leute sagen statt Pulver Stupp.

werden den Kindern eingegeben, wenn sie an Fraisen leiden, und kleine Krebsaugen von der Größe einer Linse führen die Leute unter das Augenlid ein, um fremde in das Auge gefallene Körper daraus auf mechanischem Wege zu entfernen.

Gepulverte Krebsaugen und das aus Zinnober, Zimmt und Zucker zusammengesetzte Goldpulver, das seinen Namen von den ihm beigemengten Rauschgoldblättern hat, werden den Kindern bei den sogenannten hitzigen Krankheiten, der Schleim der Quittentenne bei katarthälischen Affectionen eingegeben.

Die Samen der Pöonien an Schnüre gereiht und salzbeinartig zugeschnittene Fritswurzel (die Leute nennen sie „Beigelwurzeln“) werden den Kindern zur Erleichterung des Zahnens um den Hals gehängt. Fritswurzel wird auch von Erwachsenen gekaut, aber nicht zur Beförderung des Zahnens, sondern für Leiden, die absolut keine Kinderkrankheiten sind.

Für das Frattsein finden die Sporen von *Lycopodium clavatum* (fälschlich Bärlappsame und vom Volke Graas-, Graaminas- oder Hexenstupp genannt) als Streupulver Anwendung.

Pulverisirte Eisenfeilspäne und Eisenoxyd werden — ersteres unter dem Namen Schlagpulver, letzteres unter dem Namen Blutstein — gegen Bleichsucht und als sogenannte „Blutreinigung“ in Gebrauch gezogen. Schlechtes Blut gilt beim gemeinem Mann als eine der Hauptquellen aller körperlichen Uebel. Als Blutreinigungsmittel erfreut sich außer den allerorts üblichen Purgativen und Blutreinigungstropfen auch ein aus mehreren Holzgattungen bestehender Thee — großer Beliebtheit. —

Der Gebrauch des Gras- und Schwarzwurzel-Thees stammt noch aus jener Zeit, wo selbst in ärztlichen Kreisen die fromme Mythe von der blutreinigenden Wirkung gewisser Ve-

getabilien im Schwunge war. Heute legt man denselben nicht mehr Werth bei, als dem zur Abkochung derselben verwendeten Brunnenwasser.

Alle jene Vegetabilien, aus denen sich die Leute durch Kochen oder Ueberbrühen ein Heilgetränk bereiten, nennen sie gleich diesen selbst: Thee. Da haben sie ihren Brust-, Maicur-, Kramperl- (isländisches Mos), Spanisch Kräuter-, Berrnut- (räumt den Magen aus und ist gut für die Brust!), Karubenebitten-, Schafgarben- und Laubendgulbentkraut-Thee.

Eben so unerschöpflich als die Reihe der vom Volke in Verwendung gezogenen Vegetabilien ist die Zahl der für die allerverschiedensten Krankheiten angewendeten Salben und Schmiermittel.

Der auch von den Aerzten bei Rheuma verordnete Opobeldol wird von den Leuten „fliegende“ (statt flüchtige) „Schmiere“ genannt. . . Theriak, ein aus verschiedenen aromatischen Species mit Honig angemachter Teig, wird äußerlich und innerlich gegen allerlei Uebel angewendet.

Ein beliebtes, aus Harzen und Blüten zusammengesetztes Räucher- mittel gegen Rheuma — rheumatische Leiden bezeichnet das Volk mit dem Namen: „Sicht und Gall“ — begehren die Leute als Wald- oder „rheumatischen“ Rauch. Auch Bernstein (Aggstein) wird als Räucher- mittel gegen oberwähntes Uebel benützt.

Destillirte Wässer aus den unterschiedlichsten Vegetabilien, als: Soller-, Kirchkern-, Lindenblüten- und Rosenwasser u. s. w. finden gläubige Anwendung. Letzteres mit gepulverter Tutia oder weißem Nix (Zinkoxyd) durchschüttelt gilt als bewährtes Augenwasser. Krenblätter auf den Hals gelegt, oder ein goldenes Ringlein (arme Leute nehmen eine mit gelber Seide überspinnene Darmseife) durch's Ohr gezogen, sind gleichfalls treffliche Augenheilmittel.

Spermazet (Walrath) und pulverisirte Mantwurzel finden innerlich bei Brust- und Lungenleiden zum „Ausheilen“ Anwendung. Bei katarrhalischen Affectionen kauen die Leute Hirschwurzel und: „wann a Kind d'Esels huast'n (!) hat,“ sagte mir einmal ein Bauernbursche, „legt ma Eselshaar auf die Gluat und thuat damit rauts, ast'n is 's g'schwind guat!“ — — — — — Nunmehr kommen wir zu jenen Volksheilmitteln, die mehr oder weniger mythischen Beigeschmack haben.

Da ist z. B. gleich ein Recept zur Vertreibung von Warzen: Man nimmt Aepfel, Zwiebel und Speck und reibt die Warze mit diesem Gemengsel ein, das man nach dem Gebrauch an eine Stelle vergräbt, auf welche die Dachtraufen herabfallen. Sobald es versaut ist, verschwindet das Uebel.

Die Rosengallen (vom Volke Schläpffel genannt) werden sowohl Kindern als Erwachsenen unter den Kopfpolster gelegt, damit sie schnell und leicht einschlafen. —

Die getrockneten unentfalteten Blüthenkörbchen von Artemisia cina (vom Volke fälschlich Zipper- oder Wurmsame genannt) werden den Kindern, wenn sie an Würmern leiden, mit Honig vermengt, und zwar Mittwoch und Freitag bei abnehmendem Monde eingegeben.

Dem Monde wird bekanntlich in Volkstreifen ein überaus mächtiger Einfluß zugeschrieben; so auch in Bezug auf das Wirkungsvermögen der Heilmittel. Im Allgemeinen gilt diesbezüglich die Regel: Alle Medicamente, die ein Zunehmen des Körpers zur Folge haben sollen (z. B. bei Brust- und Lungenleiden, Blutarmuth, Schwund u. s. w.) im aufnehmenden, Medicamente, die eine Abnahme bezwecken, (z. B. Mittel gegen Kropf, Drüsenleiden u. s. w.) bei abnehmendem Monde, oder wie die Leute höchst bezeichnend sagen: „wenn der Mond krank ist“ zu gebrauchen, denn würde man

zum Exempel ein Mittel gegen Kropf zu der Zeit, in welcher der Mond im Wachsen ist, gebrauchen, so würde ersterer trotz Anwendung des Mittels in seiner Entwicklung ungehindert fortfahren.

Der Glaube an die Despotie des Mondes wurzelt im Volksbewußtsein so tief, daß ich denselben bei allen Rücksicht für den bleichen Sternensfürsten unmöglich stillschweigend übergehen konnte.

Daß auch das Gebet von den Leuten in unzähligen Fällen als kräftige Beihilfe, oft auch als ausschließliches Heilmittel angewendet wird, ist bei dem frommen Sinn des Landvolkes nicht zu wundern. Hier ein paar darauf bezughabende Beispiele.

#### Blutstillung.

Sobald als du dich geschnitten hast oder gehauen, so sprich: Glückselige Wunde, glückselige Stunde, Glückselig ist der Tag, da Jesus Christus geboren ward. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

#### Für die Würm.

Jesus und Petrus fuhren auf den Acker adern. Vier Burschen adern auf drei Würmer, der eine ist weiß, der andere ist schwarz, der dritte ist roth, — da sind alle Würmer todt im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Sprich diese Worte dreimal und es wird helfen.

#### Für das Fieber:

Bete erstlich früh, alldann lehre das Hemd um, den linken Armel zuerst und sprich: Kehre dich um Hemd, und du Fieber, wende dich; dann nenne den Namen dessen, der das Fieber hat und sprich: Das sage ich dir zur Buß. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Sprich diese Worte drei Tage nach einander, so vergeht es.

Interessant ist auch die folgende Beschwörungsformel:

„Ich thue dich anhauchen, drei Blutstropfen thue ich dir entziehen: den ersten aus deinem Herzen, den andern aus deiner Leber, den dritten aus deiner Lebenskraft. Damit nehme ich dir deine Stärke und Manneskraft.“

Auch für Acte der Rache suchen die Leute durch Beten den Himmel zum Bundesgenossen zu gewinnen, damit er ihnen Mittel an die Hand gebe, ihren Rachedurst zu stillen. Man höre:

Einen Stecken zu schneiden, daß man Einen damit prügeln kann.

Merke: Wann der Mond neu wird, an einem Dienstag, so gehe vor Sonnenaufgang fort, tritt zu einem Stecken, den du dir vorher schon ausgesehen hast, stelle dich mit deinem Gesicht gegen Sonnenaufgang und sprich diese Worte: Stecken, ich greife dich an im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Nimm dann dein Messer in die Hand und sprich wiederum: Stecken, ich schneide dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Daß du mir sollest gehorfan sein, wenn ich Einen prügeln will, dessen Namen ich nenne. Darnach schneide auf zwei Orten vom Stecken etwas hinweg, damit du kannst diese Worte drauffschreiben: Abia obia fabia.

Lege dann einen Kittel auf einen Scheerhaufen, schlage mit deinem Stecken auf den Kittel und nenne des Menschen Namen, welchen du prügeln willst, schlage dann tapfer zu, so wirft du denselben eben so hart treffen, als wenn er selber darunter wäre, der doch viele Meilen von dem Orte entfernt ist. — In dieselbe Kategorie als die eben erwähnten, gehören auch die sogenannten sympathetischen Mittel, das „Wendten“ u. s. w.

Zum Schlusse hab' ich nur noch Eines zu erwähnen. Ehe die Leute vom Lande sich entschließen, zum Arzte zu gehen, versuchen sie erst alle die Hausmittel, welche ihnen entweder selbst geläufig, oder die ihnen von Nachbarnleuten „verrathen“ worden.

Dieser unseligen Magime fallen jährlich unzählige Individuen aus den niederen Volksschichten zum Opfer. Aber das Merkwürdigste an der Sache ist, daß alles Anstürmen gegen dieselbe sich als ein absolut vergebliches erweist, und jeder Versuch der Aufklärung an der Hartnäckigkeit, mit der die Leute am Althergebrachten, wenn es auch noch so widersinnig ist, festhalten, scheitern muß. Nun, so sei's. Der Glaube macht eben nicht blos — wie das Sprichwort sagt — Fromme selig — sondern auch Kranke gesund.

## Gedankensplitter.

Von J. Fuschak.

Die weichen Herzen verhärten leicht durch Enttäuschungen, die harten hingegen werden durch diese mürbe.

Je mehr sich unser Lebensbaum entblättert, um so säßer erscheinen uns seine Früchte.

Die Wurzeln mancher „Bekanntschäften“ ist, wenn sie unbekannt bleiben.

Viele werfen sich in die Brust, die in der Brust Vieles sich vorzuwerfen haben.

Daß sahl sich gestaltet das Haupt, willst Du dagegen Dich lehnen? Was sich am Kopfe verliert, wächst Dir ja wieder auf Zähnen.

Die Zahnlosen haben oft das beste Mundstück.

## Zu unserer Dramen-Industrie.

Wer dem Theater fernsteht, nur dann und wann an einem Feiertage die heiligen Hallen betritt und sich überdies hiezu Tage auszusuchen pflegt, an welchen der Zettel alte liebe Bekannte nennt, den ergreifen eigene Gefühle, wenn ihn der Zufall einmal zur Aufführung eines neuen Dramas bringt. Im großen Publikum sagt man wohl bei solcher Gelegenheit dasselbe, was Faust hinter Wagner's Rücken ausruft; bei Denjenigen aber, welche sich selbst mit der Feder zu schaffen machen, tritt die Bewunderung eher als Bewunderung auf. Unsererins arbeitet für den Tag und weiß, daß er günstigenfalls, nämlich wenn sein Thun überhaupt bemerkt wurde, doch an dem Tage schon wieder nebst allen seinen Sünden vergessen sein wird, an welchem er nicht mehr arbeitet. Des Dichters Schicksal aber ist beklagenswerth. Die Gegenwart sieht ihm auf die Finger, die Literaturgeschichte über die Schulter, die Zukunft harret sein und seiner Werke, und, was das Schlimmste, die Vergangenheit ist sein begünstigter Concurrent. Wie sehr begreift man den Wunsch jenes Malers, daß alle Gemäldbegalerien in Feuer aufgehen möchten! Könnte z. B. nur der eine Shakespeare aus der Welt geschafft werden, aber auch so vollständig, daß keine Spur von ihm übrig bliebe, wie viel leichter würde das Leben unseren Dramatikern sich gestalten. Die besten Stoffe hat er ihnen weggenommen und das Vorurtheil für ihn ist so festgewurzelt, daß der heutige Dichter, welcher ihn übertrumpfte, doch niemals Anerkennung finden würde. Wahrlich, nicht lästern sollte man, sondern anstaunen, daß noch immer „nicht alle Hoffnung schwindet.“

Ein accreditirter Fachmann, dem gegenüber ich mich in ähnlicher Art

unlängst aussprach, hörte mich mit nachsichtigem Lächeln an und sagte dann: Sie urtheilen eben wie ein Late. Wessen Stirn die Musen geküßt haben, der fragt in der Begeisterung des Schaffens nicht darnach, was die Nachwelt sagen würde, und noch weniger nach dem, was die Vorwelt etwa schon gesagt haben könnte. Er weiß, setzte er bescheiden hinzu, daß der Ruhm von seinen Erdentagen alle Tantiemen überbauern wird. Sie nannten Shakespeare. Ein Talent war er ohne Zweifel, für seine Zeit hat er auch höchst Anständiges geleistet, und besonders verdient die Routine bemerkt zu werden, mit welcher er für seine Truppe schnell ein Stück fertig machte, so oft dieselbe eine Neuigkeit brauchte. Aber er sollte uns gefährlich sein?! Mein Freund, wir üben Schonung, indem wir die Stoffe, welche er benützt hat, unangetastet lassen. Aber allerdings wird diese Rücksicht einmal schwinden müssen, um jenes Vorurtheil gründlich zu zerstreuen, welches, wie sie richtig bemerkten, zu seinen Gunsten besteht. Er war ja doch ein ungebildeter Mensch, stak mit seinen Ansichten noch ganz im finstern Mittelalter, hatte von Geschichte, Culturgeschichte, namentlich Costumegeschichte nur sehr dunkle Ahnungen. Wenn wir mit unserem Wissen, erfüllt von den Ideen der Jetztzeit, zum Beispiel die Sage von Dithello zum Gegenstande einer Tragödie machen wollten, da würde etwas Anderes zu Stande kommen als die abgeschmackte Mohrenliebschaft, an deren Möglichkeit ein aufgeklärtes Publikum ja doch nicht glauben kann.

Vor Allem scheint Ihnen unbekannt zu sein, daß wir in jedem Sinne auf der Höhe der Zeit stehen. Einzelne Böpfe beharren wohl noch bei der Haus- und Handarbeit: wir Fortge-



Schrittenen haben längst eingesehen, daß in unserer Branche so wenig wie in irgend einer anderen das Kleingewerbe länger neben der Groß-Industrie bestehen kann. Einen Stoff jahrelang mit sich herumtragen, einen Plan langsam reifen lassen, die Dichtung gleichsam erleben, bevor man sie zu Papier bringt — das ging wohl ehemals an. Heutzutage will das Bedürfnis des Marktes, und zwar schnell, befriedigt sein, muß man die Conjunctionen in Betracht ziehen, der Nachfrage bereits mit dem Angebot auf halbem Wege entgegenkommen und im Stande sein, jeden Auftrag in kürzester Frist zu effectuiren. Dazu sind rationelle Einrichtungen erforderlich und Geschäftserfahrung, Plagkenntniß, Umsicht, Rührigkeit. Wer warten will, bis „der liebe Gott zu ihnen kommt“, der geräth unter den Schlitten.

Ich hörte diesen Vortrag mit wachsendem Staunen an und erlaubte mir nur die Frage, was unter den rationalen Einrichtungen zu verstehen sei.

Ueber das Gesicht meines Gönners fragte es wie ein Schatten des Mißtrauens. Aber der natürliche Edelmuth siegte bald wieder. Da Sie in diesem Artikel nicht arbeiten, sagte der Dichter, so kann ich Ihnen wohl einen Einblick in meine Geschäftsgeheimnisse gewähren. Und selbst, wenn Sie mir's nachmachen wollten, würde Ihnen das nicht leicht gelingen. Denn eine Fabrik ist nicht in Einem Tage erbaut und noch weniger von heute auf morgen deren Betrieb erlernt. Was ich Ihnen zeigen werde, ist ein mühsam gesammelter Schatz, die Frucht langjähriger saurer Arbeit. Ja, wer nie von heiliger Begeisterung fortgerissen, nie von holder Raserei ergriffen sich zu den Höhen des Parnas emporgeschwungen hat, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette dichtend saß und endlich doch einschlief, ohne den nöthigen Reim gefunden zu haben — dem kann man es verzeihen, wenn er

meint, das Dichten sei eine Art Spielerei. Sehen Sie her!

Er öffnete einen bis zur Zimmerdecke reichenden Wandschrank, an dessen Carniß die Marke einer Feuerversicherungs-Gesellschaft angebracht und der im Innern wie ein Actenkasten eingerichtet war.

Sie werden nicht verlangen, daß ich ihnen mein ganzes System darlege, welches sich erst nach und nach zu seiner jetzigen Vervollkommnung entwickelt hat. Stichproben werden genügen, um Ihnen einen allgemeinen Begriff beizubringen. Diese Abtheilung links enthält ein vollständiges Conversations-Lexikon für dramatische Dichter, jetzt noch Manuscript und zu meinem ausschließlichen Gebrauche; es soll aber im Druck erscheinen, sobald ich mich vom Geschäft zurückziehe, was ja hoffentlich bald möglich sein wird. Da finden Sie alphabetisch geordnet alle historischen Personen, welche keines natürlichen Todes gestorben, mithin für die Tragödie verwendbar sind. Die Farbe des einzelnenzettels sagt bereits, ob der Betreffende Tyrann, einfacher Held, Held und Liebhaber, Liebhaber aber kein Held, Intrigant, edler Vater u. u. gewesen ist. Die Ziffer in der Ecke links oben bedeutet die äußere Lebensstellung, und um die Eintheilung dem Gedächtnisse besser einzuprägen, habe ich für dieselbe den Kinderreim: Papst, Kaiser, Edelmann, Bürger, Bauer, Bedelmann gewählt; die gekreuzten Schwerter bedeuten einen kriegerischen, das lateinische Kreuz einen religiösen, der Kreis einen politischen Stoff, das Herz heißt: „Liebestragödie ohne“. In der oberen Ecke rechts entdecken Sie endlich Buchstaben. N bedeutet „nackte Füß“ oder Geschichte vor Erschaffung der Welt bis auf Christi Geburt, R = Ritterkiesel oder Zeit von Christus bis Wallenstein, F = Frack. Gegen diese bekanntlich von einem alten Theater-Director präcificirten Perioden läßt sich vielleicht Manches einwenden, aber für den prakti-

ſchen Gebrauch wüßte ich keine zweckmäßige Gruppierung.

Jeder Zettel enthält nun diejenigen Daten aus dem Leben der Perſon, welche das Gerüſt der Handlung zu bilden haben, die erforderlichen Hinweise auf Meyer's Converſations-Lexikon, Becker's Weltgeſchichte, die Coſtumekunde von Weiß und andere Quellenwerke für eingehendere Studien, endlich — eine der wichtigſten Rubriken! — die Angabe, ob und von wem der Titelheld ſchon bearbeitet worden iſt. Degreifen ſie, daß ein halbes Menſchenleben an dieſer Arbeit hängt, daß aber auch der Segen der dichtenden Nachwelt auf derſelben ruhen wird?

Nun aber erſt die zweite Abtheilung? Nehmen wir an, die erſte habe uns einen jungfräulichen Stoff verathen, wir haben die Perſonen und den Gang der Handlung feſtgeſtellt — nun müſſen die Perſonen auch Neben führen, welche ihrem Charakter, ihrem Stande, ihrer Zeit und der Situation entſprechen und dem Darſteller, vielleicht auch dem Dichter, zu einem Hervorrufe verhelfen: Hier finden wir ſolche Neben oder doch Wendungen. Ich will den Zufall walten laſſen. Sie ſehen, ich wende dem Archiv den Rücken und greife blindlings zu. Was haben wir da? „Ritterſtieſel. Scrupel vor einer Mordthat.“ Aha, ſehr gut. Ich habe abſichtlich den Vergleich mit Hamlet herausgefordert, um zu zeigen, wie anders ein moderner Dichter dieſelben Gedanken ausdrücken würde. Hören ſie:

Mord oder Selbſtmord? Das iſt nun die Frage,

Er oder ich? Entſpricht es mehr dem ewigen Sittengeſetz, dem Leben zu enteilen, Schuldlos und Schuld doch hinterlaſſend u. ſ. w.

Was ſagen Sie? Das iſt doch tiefer und verſtändlicher als „die Pfeil und Kränkungen des Schickſals“? Jetzt treffen Sie eine Wahl. Sieh' da „Nackete

Füße, Groll mit den Göttern.“ Gut, das iſt gänzlich Original.

Euch Göttern ſag' ich's frei in's Angeſicht: Ihr jammert mich, ihr lebt von unſerer Gnade.

Wenn wir nicht opferten, mit ſüßen Däſten Euch fütterten, wär' Hunger Euer Loſ, Und Einfalt iſt die Stütze Eures Thrones.

Erinnert dieſ nicht ein wenig an Prometheus? warf ich ſchüchtern ein.

Prometheus? Sie meinen den — den alten Dingsda? Oder Goethe? Iſt mir nicht gegenwärtig. Aber wenn Goethe und ich uns begegnet ſein ſollten, ſo wäre das äußerſt intereſſant. Ich ſtelle zwar Goethe nicht ſo hoch, wie andere Leute, auch er gehört einer vergangener Bildungsperiode an und namentlich die Technik des Dramas hat von ihm bis auf Grillparzer und mich, ich wollte ſagen, uns, ungeheuerere Fortſchritte gemacht. Aber ein großer Geiſt iſt er ja trotzdem, und es kann nur eine Ehre für mich ſein, wenn er mich ſozuſagen vorgebrückt hat. Er beweist, daß ich das rechte Wort gefunden habe. Iſt ihnen jezt der Organismus und der Mechanismus der modernen Theaterdichtung einigermaßen klar geworden? Ich bejahte im Allgemeinen, bewunderte den ſinnreichen Apparat, geſtand aber, daß mir trotzdem die Fabrication einer Tragödie noch immer als ein ſchwieriges Werk erſcheine. Ich verſtehe jezt den Auſruf eines Ihrer populärſten Collegen, ſagte ich, welcher eines Abends mit den Worten in's Wirthshaus kam: Schnell was zu eſſen, ich hab' den ganzen Nachmittag gebücht' wie ein — Thier! In Wahrheit gebrauchte er ein anderes Neutrum. . .

Mein Gönner lächelte. Er hat ſich, ſprach er, ſeiner Dichtungsſphäre angemessen ein wenig herb ausgebrückt, doch in der Sache hat er Recht. Es iſt eine Pferde-Arbeit! Und welchen Lohn bringt ſie? Ein Denkmahl nach unſerem Tode, das iſt alles.

G. W. „Pr.“

# Kleine Laube.

## Steirische Zungen.

Es ist etwas sehr Unzweckmäßiges, die culturellen Eigenschaften des Volksthum's nach politischen Grenzen beurtheilen zu wollen. Wir wissen, wie solche Grenzen entstehen, sich verändern und vergehen, ohne daß sie den topographischen Verhältnissen und — was nicht viel weniger elementar ist — der eingebornen Bevölkerung viel anhaben können.

Der Ethnograph und der Etymolog würden irgehen, wenn sie außerhalb der weißgrünen Grenzpfähle keine „Steirertracht“, keine „Steirertänze“, und innerhalb derselben keine „Kärntnerlieder“ finden wollten. Gewisse Eigenthümlichkeiten sowohl an Sitten und Mundart zeigen sich ungebrochen durch die ganzen deutschen Alpen, ja, ich sage durch das ganze deutsche Volk; wieder andere Charaktermerkmale finden sich unzusammenhängend stellenweise wie in Colonien zerstreut, und man weiß nicht mehr, wo sie entsprungen sind und wo sie eigentlich hingehören.

Daraus folgt, daß in einem und demselben Lande ganz verschiedene volkstümliche Erscheinungen vorkommen können. Wir beziehen diese Thatsache hier auf die Volksmundart der Steiermark. Daß nur von der deutschen Steiermark die Rede sein kann, ist selbstverständlich, aber selbst in dieser ist die Mannigfaltigkeit nicht allein der Häuser, Kleidung und Lebensweise, sondern auch der Mundarten so überraschend groß, daß man sich verwundert, wieso dieses kleine Kronland so viel Verschiedenheiten und Abartungen aufweisen kann.

Die Wasserscheiden thun weit mehr, als die Grenzstangen; jedes größere Thal hat seine besondere Eigenheit in der Ausdrucksweise; die Dialekte des Mürzthales und des Ennsthal's sind der nieder-, oberösterreichischen und salzburgischen Sprechweise weit ähnlicher, als ihren landesgenössischen Mundarten an der Raab und an der Sulm.

Wollte der Schriftsteller ein Buch in steirischer Mundart schreiben, so hätte er dafür die Auswahl von zehn oder zwölf verschiedenen Dialekten. Er würde keinen babilonischen Thurm bauen in der Weise, daß er etwa jedes Kapitel in einer andern Mundart schriebe, noch viel weniger dadurch, daß er die verschiedenen Dialekte in einander vermengen und zu einer Durchschnittsgattung regeln wollte. Ersteres würde außer dem etymologischen Interesse keinen Zweck haben, letzteres würde ein grobes Verkennen des mundartlichen Werthes und Reizes sein.

Sehr possirlich an sich, aber von Uebel an Anderem sind jene Dialekt-Dichter, welche ihren Stoff Satz für Satz hochdeutsch denken, und dann die einzelnen Wörter in die mundartlichen Ausdrücke übersetzen. Das ist freilich dann nichts, als eine Verhunjung der Sprache, in gar keiner Weise zu rechtfertigen, nur geeignet, die wirkliche Mundart in Mißcredit zu bringen. Wir wollen in der Volksmundart den Landmann hören; der hat aber Gedanken und Einfälle, die nur in seiner Mundart zu ihrer Bedeutung kommen und in der hochdeutschen Sprache oft gar nicht, oder wenigstens nicht so poetisch, liebenswürdig und bezeichnend zu geben wären, als in ihrer sich selbst angepaßten Form.

Seitdem die Schulgrammatik unsere liebe deutsche Sprache zur Schablone erstarren und verfeinern will, so daß der gewissenhafte Schulmeister jeden etwas originell gebauten Satz als „nicht deutsch“ bezeichnet, wuchern neben dem Steinbilbe lustig und lebendig die Dialekte empor und bringen einen unerschöpflichen Reichthum von Ausdrücken, Wortbildern und Redewendungen mit sich, stets gerne bereit, der steifen, vornehmen Herrin ihre oft so überaus brauchbaren Schätze abzulassen. Sollte sich aber die hochdeutsche Sprache allzu ablehnend verhalten, so sehe ich es kommen, daß neben ihr irgend ein Dialekt, der vielleicht im häuslichen Kreise längst die Herrschaft hat, auch öffentlich sich zur mächtigen Rivalin entfaltet, wie wir thatsächlich im Norden das Plattdeutsche und im Westen das Allemannische wachsen sehen. Oesterreich hat zwar seinen größten Dialektidichter Franz Stelzhamer so rasch als möglich zu vergessen gesucht, aber seine Schule lebt und treibt in Oberösterreich und im Salzkammergut die erfreulichsten Früchte. Man denke an Kaltenbrunner, Graf Otto Lamberg, Jungmair, Schöffner, Gartner, Märzroth, Buchner und Andere. Niederösterreich hat seinen Castelli, seinen Baumann, Kartsch, Seidl und das gemüthliche Schwarzblättl aus dem Wiener Walde. Vorarlberg wehrt Michel Felber und Josef Feldkircher. Tirol und Kärnten sind reich an Volksliedern in ihren Mundarten, ebenso auch Steiermark, ohne daß sich deren Verfasser hervorgethan hätten. Namhaft geworden sind in Steiermark Puff, Dirnböck, Freiheim, Lindner, Sommerau, Rain, Maria Kartsch und Andere. Die verbreitetsten Volkslieder aber tragen gar keine Namen, das Volk hat sie gebichtet und dichtet sie ewig wieder. Denn, das ist eben auch ein Merkwürdiges; in seiner Mundart wird der Kelpner so leicht ein Dichter. Ihm, der so gedankenarm scheint, nur weil er in der hochdeutschen Sprache wortarm ist und sich mit ihr nicht zu helfen weiß,

ihm wird der Kopf licht, ihm geht das Herz auf, ihm ist die Zunge flink, wenn es der Mutterlaut ist, den er reden darf.

Kein besserer Weg verbindet uns mit dem Herzen des Landmanns, als sein Wort, seines, das ursprüngliche, so regellos scheinende und doch so einheitliche Mutterwort. Wie aber, wenn jetzt der Schriftsteller einen Bauersmann auführte, der einmal im Ennsthalerton, das anderemal im Hitzendorfer Dialekt, dann wieder in der Hienzer Mundart u. s. w. spräche! Das wäre kein Bauer, der an seine Scholle gewachsen ist, das wäre ein Landstreicher, dessen Charakter so zweifelhaft sein müßte, als dessen Dialekt.

Der Schriftsteller wählt sich daher eine bestimmte Mundart, vielleicht die ihm am nächsten liegt, oder die ihm am wohlklingendsten, oder am ausdrucksvollsten oder am bildungsfähigsten zu sein scheint. Eine geraume Zeit wird er auch in dieser in Bezug auf die Schreibweise ungeübt und unsicher herumtappen, wird sich eine Weile noch von der hochdeutschen Grammatik beeinflussen und irreführen lassen, wird sich hernach von dieser emancipiren und sich selbst Gesetze bilden, von denselben wieder abgehen, bis er endlich zum Bewußtsein kommt, daß die Mundart in sich die festesten Regeln birgt und durchaus einheitlich ist, daß Unsicherheiten nur von seiner ungeschickten Feder kamen — und er wird bestrebt sein, genau so zu schreiben, wie man spricht. Und siehe, dann hat er eine fast grammatikalisch ausgebildete Sprache.

Aber vielleicht nur die Sprache eines einzigen Thales. Der Gedankengang, die Satzbildungen und Redewendungen mögen zum größten Theile dieselben sein vom Wechsel bis zum Bodensee und weiterhin, aber einzelne Ausdrücke, die Betonung, die Aussprache werden wechseln von Thal zu Thal, bis es scheinbar etwas ganz Fremdes, vielleicht fast Unverständliches geworden ist; und eben dieses Wechselnde, Biegsame und unerschöpflich Mannigfaltige ist das fruchtende Element der Volksmundart.

Als ein Beispiel von der äußeren Verschiedenartigkeit und der inneren Einheitlichkeit seien hier Dialektproben aus verschiedenen Gegenden der Steiermark mitgetheilt.

Zu erwähnen ist noch, daß die lateinischen *n* Nasenlaute bedeuten, daß aber auf weitere Zeichen, Apostrophe, Ringlein, Häkchen u. s. w., wie man derlei in Dialektschriften anzuwenden pflegt, verzichtet ist, weil solche die Schwierigkeit des Lesens nur noch erhöhen, ohne anderseits für die richtige Betonung von wesentlichem Vortheile zu sein. Wer z. B. in jenen Dialektwörtern, die auf einen Selbstlaut ausgehen, eine Inconsequenz erblicken sollte, dem sei erwähnt, daß ihnen, im Falle das nächste Wort mit einem Selbstlaut beginnt, ein Mitlaut, zumeist mit Biegung gegen das Hochdeutsche, ein *r* angehängt wird. Z. B.: *b* *Muaba*. — *b* *Muader* und *ba* *Boba*. — *Da* *Boder* und *ba* *Bua* mit *da* *Kathl*.

Fangen wir an der Salza an, in der Gegend von Mariazell. Wir finden hier niederösterreichische Anklänge, selbst das Wienerische spielt hinein. Eine besondere Eigenthümlichkeit ist hier in manchen Wörtern die Aussprache des *o* wie *u*, zum Beispiel: „*Heint* *hods* *guffn*,“ (heute hat es gegossen).

*A* *Kuana* *Bua* *bin* *ih*,  
*Trink* *ah* *gedn* *an* *Wein*,  
*Bin* *iberol* *schuldi*,  
*Derf* *nina* *schd* *hinein*;  
*Van* *Bäiln* *an* *Guldn*,  
*Van* *Stiagn* *wirt* *zwen*,  
*Wia* *wirds* *afn* *Sunta*  
*Van* *Hirschn* *wirt* *gehn*!

*Mein* *Bodan* *sei* *Sachl*,  
*Meina* *Muader* *ihr* *Grassl*,  
*Meina* *Schwäister* *ihr* *Geld*  
*Hon* *i* *oll* *barowell*.

*A* *schneweiß* *a* *Mehlbam*,  
*A* *greani* *Buacha*,  
*Und* *durt* *wogt* *mar*  
*A* *kreiz* *faubers* *Dirndl* *zuacha*.

*A* *Buffel* *das* *gib* *ih* *da*,  
*Hun* *just* *nans* *do*,  
*Oba* *gholt* *ma* *s* *guat* *auf*,  
*Foders* *oanft* *wieder* *o*.

Im Aflenzthale behorchen wir ein Gespräch zwischen einer Goggaloanzn (Niefwurz) und eines Hoabara (Heiberich):

„*Holladie*, *hiazt* *fan* *ma* *do*, *wan* *mar* *uns* *a* *no* *ned* *recht* *auf* *traun*;  
*wan* *uns* *'r* *zmen* *Tag* *d'Sun* *schean* *onpleangazt*,  
*oftn* *traun* *ma* *uns* *auf* *fi*.  
*Und* *was* *d'Leut* *mit* *uns* *Hascherln* *für*  
*a* *Freud* *hobn*! *steds* *uns* *afn* *Guad*  
*und* *trogn* *uns* *hoam* *in* *d'wormi*  
*Stubn* *und* *is* *gwis* *a* *gompas* *Deandl*,  
*bö* *uns* *a* *Kloans* *Tegerl* *mit* *an* *Wasserl*  
*gibt* *und* *uns* *einfrisch*, *oder* *sie* *steckt*  
*uns* *in* *ihrn* *Hoarwaschl*, *was* *uns* *a*  
*gfreut*. *Oba* *do* *sein* *mar* *amol*! *ned*  
*moar*, *mei* *liaba* *Hoabara*! *huir* *in* *Winter*  
*is* *da* *wuhl* *a* *mentisch* *tolb* *fürkeman*;  
*geh* *red* *ah* *was*, *hiazt* *daweil* *han* *i* *für*  
*uns* *olli* *zwoa* *grebt*, *weil* *mar* *oan* *Sin*  
*hobn*, *sogt* *die* *Goggaloanzn* *jan* *Ho-*  
*bara*, *und* *der* *ducht* *si* *wieda* *so* *fest*  
*zuwi* *za* *seina* *Stoanwond*, *ols* *ob* *eahms*  
*Lebn* *ned* *recht* *gfreun* *möcht*. *Dft* *thuat*  
*'r* *a* *mol* *an* *tiafn* *Seufzer* *und* *sogt*:

„*So*, *wia* *sull* *uns* *denar* *a* *gfreun*,  
*wans* *in* *unsern* *Grob* *so* *unnuz* *trau-*  
*rigni* *Gschichtn* *dazehn*.\*) *Hob* *ma* *f'*  
*Herz* *weh* *thon*, *wia* *die* *gnädign* *He'n*  
*mit* *di* *Standarm* *bei* *mir* *vabeigforn*  
*fan*, *ham* *gar* *finster* *dreingschaut*;  
— *wias* *wida* *zrud* *fan*, *han* *is* *balost*,  
*daß* *goar* *an* *unnuzn* *Haufn* *Leut* *in* *die*  
*Reuchn* *gführt* *hät*n; *ham* *ma* *do* *ah*  
*dabormt*, *wer* *woas*, *zwegn* *wes* *d'He'n*  
*thon* *hobn*! — *wer* *bei* *mir* *vabeigeht*,  
*redt* *va* *dera* *Gschicht*, *d'Leut* *schaun*  
*goar* *ned* *mer* *doni* *von* *Weg* *va* *lauta*  
*bera* *Gschicht*.

Dft *hods* *jan* *Schnefangln* *angfangt*,  
*und* *mei* *Goggaloanzn* *und* *mei* *Ho-*  
*bara* *fan* *wieda* *mauserl* *stas* *woarn*,  
*und* *meini* *Bleamerl* *fan* *wieda* *schlofn*  
*gongen*.“

Das Ennsthal unterscheidet sich von dieser Art wenig; nur weist es einzelne Anklänge ans Oberösterreichische und Bairische:

\*) sich auf einen Mord bei Aflenz beziehend.

Geh, thua nôt so scheinhal,
 Tua nôt so frum,
 Mich betruigst dernt nôt,
 Bi nôt so dum.

Manst ma r ah furmachst:
 Sun Regn wurd nig naß,
 Zh woas dertwegn doh,
 Bi koan heuriga Has.

A Blad vun an Bleaml,
 A Weiberl, an Erd
 Sun an Bodn, den ma liabt,
 Sun an Land, das oan wert.
 A Stoandl vun Haus,
 Wo woß Liabs drein loschirt,
 Kon a Solm fein fürs Herz
 Und a Labjal fürs Gmilt.

Das obere Murthal schlägt sich leicht
 ins Kärntnerische, geht der Bua zan
 Dianblan, anstatt, wie in der
 Leobnergegend zan Dianbal.

Dös thuat mi recht sofarisch zorn,
 Daß s Fensterl vanoglt is worn;
 Ban Fensterl hoast's neama gu gu!
 Dös is schon vanoglt, mein du!

Dö Gamsla tain pfeisn,
 Dö Hirschla tain rehrn,
 Und i geah za mein Dianblan,
 Habs gar so viel gern.

Da Sterz is firn Huma,
 Firn Durst is da Brun,
 s Monsha zan Liabn
 Und zu der Orbat is d Sun.

D Liab is bluatroad,
 Und brinhoas und schein broad,
 Die Dreu, dö is leh,
 Wir a Stab afn Flek,
 Wir a Stab afn Flek,
 Bia da Dunst af da Bluat,
 Bleip frisch wir an obrochns
 Ragel afn Quat.

Wenn wir nun aber den süblichen
 Alpenzug des Murthales übersteigen, so
 find wir im Bereiche einer anderen
 Mundart, deren Mittelpunkt das Hitz-
 dorferische oder Stainzerische ist. Aus
 diesen Gegenden bringt seit Jahren das
 humoristische Volksblatt „Steirerseppel“
 die köstlichsten Proben von Puff, aus
 denen hier etliche angeführt sein sollen.

Schuaft a = Peter = Anerl: Oba,
 Lippl, wegn wö bist den so findla?

Koch = Schenk = Lippl: I hon
 mei Liabst's, mei Waberl nôt bakemm.

Anerl: Do bin i viel unglücklcha.
 I han die Mei bakemm.

Ein Anderes: Ban Dymwirt.

Di Baur'n: Schats, hiaz kimbt
 dr do da Böckn-Mscherl-Fug. Mō schauft
 dan so schichti?

Fug: I hon in dr Mariahilfrschn
 so ondeckti bettat um a glücklgs noigs
 Joar zan unsrn liabn Harrgab. Du
 himil Saggr Höll Tuifl! stilt mir in
 da Rschn so a Jobl mei filbrini Ur.
 War i liaba glei môt ent ins Wirts-
 haus gong.

Ein Drittes: Dm Loabnbött.

Schimpl = Baur: Treast di,
 liabs Weib — bist no jung, — a fōsts
 Weibaz heübanonda — host an schein
 Grund; won i strb — heirat unsrn
 Knecht — er is brav und fleissi ba dr
 Arbat. — Mirzl: Af den hon i
 schon fertn denkt.

Die Mundart der Umgebung Graz,
 welche so häufig für das eigentliche
 Steirische gehalten wird, repräsentirt
 durchaus nicht die schönsten Seiten des
 steirischen Dialekts. Sie zeichnet sich
 durch einen eigenthümlich bellenden, ge-
 zogenen Ton aus, und ist anderseits
 nicht frei von der Art und Weise
 des Stadtpöbels, mit dem sie ja in
 Berührung kommt. Es ist überhaupt für
 den Städter immer gefährlich, wenn er
 das Volksthum der Bauernschaft nach der
 Umgebung einer größeren Stadt beur-
 theilen will. Landleute, welche mit den
 Städtern in Berührung kommen, haben
 ihre Ursprünglichkeit und Echtheit gegen
 manche Sitten, Fehler und Laster der
 städtischen Bevölkerung vertauscht.

Die Mundart der Umgebung Graz
 wäre beiläufig so zu charakterisiren:

Dou lainasch (kindisch), dou lainasch,
 hiaz haibst mar af uamol a sou aun!
 Jaiffas, jaiffas, houft mi dou nau
 waschdaundan! Huan di schaun gsaihan,
 ba Paibar is oubn!

Einen durchaus andern Charakter
 hat die Mundart der östlichen Gegenden.

Bei Felzbach und Gleichenberg fingt
 man:

As sen hima groffi Headn  
Ausgridn and ausgfohn,  
Wia s ast mea tua Geld huam ghod,  
Sein s hold wida huam gfohn.

Schäin grian is da Ale,  
Woun ar aufged af d Geh;  
Schäin frisch is a s Pluid,  
Woun ma s aufwidln tuid.

Bei N<sub>3</sub> und Fürstenseld hört man:

Main olaliappa Bruada  
Is dabuam in Rôla,  
Hod a hällzas Janggadl aun,  
Hoast: da Muschgabäla;  
Hod ma nacht goar ibl taun,  
Hod mi gschmissn nida.  
Run an gor niz fr ibl hobm,  
Buzln heind schuan wida.

Aus Hartberg ist das folgende  
Sprüchlein:

Is nacht llan do gwedn,  
Is schuan spod gwedn,  
Wa laicht rod gwedn  
Sain Schdain;  
Is s Tidl zuigwedn,  
Hod nit inhi mäign,  
Hod a sou miadn  
Fuatgain.

Im Rittscheimboden gibt ein Mäd-  
chen folgende Wahl auf:

Wöülti wülsd dan,  
Wöülti mosd dan,  
Main Gschbanin oda mi?  
Schainer is wul  
Main Gschbanin,  
Owa hipfscha  
Pin i.

Ähnlich klingt es im Saventhale:

Lous i maini Augn rund umagain,  
Gfar i main Taufndschoz  
Pan an Dunan schdain,  
Pan an Dunan  
Gfar i n schdain;  
Dos tuit luon guid,  
Pfiad bi Goud, Taufndschoz,  
I nim main Quit.

Bestimmte Eigenarten hat die Mund-  
art des sogenannten Jafellandes (Jougl-  
lund) im Gebiete der Feistritz. Hier  
werden die o zumeist wie ou, die p wie  
schw ausgesprochen, zum Beispiel:

Jou, Joublua, in Jouglund gets  
zua, toans ouft schwoud nochts schwina,  
schwammochn, schwari Rouch äiffn (Spin-

nen, Späne Lieben, unguete Breigerichte  
essen). Manche Ausdrücke sind geradezu  
unübersehbar, zu diesen gehört das Wort  
spexer oder wie der Jougler sagt schwar;  
es ist damit eine unschmackhafte eßbare  
Sache gemeint; genau deckt sich s aber nicht.

In Jougler Mundart ist auch fol-  
gendes weltlichs Liab:

Da Geißla hod präidigg  
s wa jan Quackwirln Zeid;  
And i hon ja den Gschest  
Hold o anmol la Freid.  
Dissa junga wul gwis nid!  
And wons scha sein muack,  
Sa roat ih hold s Oldwern  
And s Schderm si mei Quack.  
Gouds Welt is ols z schen  
And mei Blud is ols zworm;  
Af oammol is mar old  
And af amol is s gschdorm.

And s läizasti Gwond  
Läign s dar on auf dein Vor,  
And die oldn Weima schden umer  
Und sogn: Der orm Kor!  
And die Jungan, dai lasn  
Bon Eodn davon,  
And woananda suachn s  
An läiwandn Non. —  
Sou hod ma dahoam  
I meina Gittn nacht trampf,  
I het da — wia narrasch! —  
Mei Jungsein vafampf.  
Wir i munta bi worn,  
Bin i old erschd dreißg Jor;  
Do schau i s in Schbiagl:  
Schneweiß is mei Hor.  
Hel va Krentung schneweiß,  
Zwäign den dolgadn Tram,  
And do nim i ma s fir,  
Das i s jo nid vafam.  
Lufti sein wil i,  
Mei Läibn will i gniaffn;  
As miad insan Hergoud  
Jo selwa vadriaffn,  
Wuld i s nid dafena,  
Wos er ma hod gäibn:  
In Sunschein, in Donzboudn,  
Mei mäidstassas Läibn.  
Owa ganz aloan lufti sein  
Tab mi nit grein:  
A quadi Komarobtschaft  
Muas derantwäidign sein.  
Is s a Dirndl, dais bußt,  
Is s a Biabl, dais fings,  
Is s a Gamsbäil, dais  
Af der Olm umaschbrings.  
Is s a Bibern, a Geign,  
Wird a Weindl aufsticht:  
Schon Ols is ma recht,  
Wos ma s Perzerl aufmisch.

Sift kunts ma dastfn,  
Mei Herzerl, mei Hoans,  
Und wan i in Himel kam  
Ged i gor koans.

Nach meiner Ansicht steckt gerade in dieser Jougler-Mundart der eigentliche Kern und Charakter des steirischen Dialektes. Ich habe ihn in mehreren meiner mundartlichen Dichtungen zu schreiben versucht; aber durch seine schwere Lesart ist er dem Unkundigen nicht zugänglich. Der ungeübte Leser brachte auch nicht annähernd das Richtige heraus, während eine Schreibart, die in den einzelnen Wörtern die hochdeutsche Form für das Auge nicht ganz und gar vermischt, für fremde und einheimische Leser zweckentsprechender ist. Wir lesen ja auch im Hochdeutschen z. B. die Wörter: Stein, stehen, sterben wie Schein, scheben, scherben; so darf man ähnliche, zumeist selbstverständliche Abweichungen der Aussprache von der Schreibart wohl auch vom Dialektleser erwarten.

Dieses und vieles Andere erwägend habe ich für meine steirischen Dialektschriften die leicher lesbare, deshalb aber in ihrem Geiste nicht minder ursprüngliche und charakteristische Mundart gewählt, die im Alpengebiete der Steiermark, und zwar näher hin im Mürzthale, Salzthale und mit kleinen Abweichungen auch im Enns- und Murthale gesprochen wird.

Diese Mundart ist auch dem Fremden verständlich und meine Landsleute —

Meini Londsleut, dā kenen miß eh und va-  
stehn miß,  
Wan i red oda fill bin, und i ken se ah,  
A Gmāat hobn dā Leut, as wie d'Vögerl  
in Lūstn,  
Und — aufrichti glogt — a liachts Köpffel  
hobn s ah.  
Wer ma s Thürl gleich aufmocht zan Grūß  
bih Gott, Bruada,  
So mei, va den gfreuts miß, bin a lustiga  
Bua,  
An Gspooas bring ih mit und a Mußi zan  
tonzn,  
Und leicht gor a Lonzerin ah noß dazua.  
A wenk singen, a wenk bloßn, a wenk Zi-  
thernschlogn kon ih,  
A wenk Gschichtn dazähln, wie s is und  
wie s wa,

Und hanti kon i drein schaun as wie da  
schworz Toni,  
Und gfiach ih a schöns Dirndl, a wenk  
bußln kon ih ah,  
In da herischn Sproch derf ma s Behtni  
nit ausredn,  
Die Bung is oan bundn, kon s Besti nit  
wogn,  
Muaf s Dirndl umschleichen, wie die Rog  
a hoaf Gefn  
Oba steirisch derf i tel sein und Du zan  
ihr sogn.

F. A. F.

### Fortsetzung des Alphabets.

#### F.

Fachtln, Äschen der Holzsohlen.  
Fadl (das), Ferkel.  
Fadschn (die), Wickelband für Kinder. ein-  
fadschn.  
Fänkling, Handschuh ohne Finger.  
fahn, durchstehen.  
Fauggerl (der), Teufel, auch: Ganggerl.  
Faunzn (die), Ohrseige, Maulschelle.  
feagln, mit stumpfem Messer schlecht schneiden.  
fean, ironisieren, auch: feanzln.  
Feichtn (die), Fichte.  
Felba (der), Weidenbaum.  
Feldkostn (der), Speicher für Feldfrüchte.  
fensterln, nächtliche Besuche der Burschen  
am Fenster ihrer Mädchen.  
fer, weit. Af Zell is s fer.  
fert, voriges Jahr.  
Fesn (der), Kaufsch. Er hot gestern an Fesn  
ghobt.  
Feverl, Genovesa.  
ferna, ernten.  
Fias (die), Fuge.  
Fiata (das), Vortuch, Schürze.  
Fimpferl, (das), bööder, dummer Mensch.  
fira, hervor, fragehn.  
Flanggerl (das), Flode.  
Flausen (die), Hiengepinste, Flausumoch.  
Flandschn, weinen (spottweise).  
Flanschn, lächeln, schmeicheln, flüstern.  
Fledazn (die), Falter.  
fledn, ausfledn, ausgießen.  
Fles (das), Fußboden.  
Flidan, kichern, heimlich, fortwährend lachen.  
Flidschn, leichtfertiges Frauenzimmer.  
Floschn (die), Ohrseige.  
fludn, aufflammen, auch: fluschn.  
Foasferl (das), Suppe mit kleinen Mehl-  
noden.  
foama, schäumen.  
foaf, feißt.  
Fod (der), Schweinmännchen



**Foß** (der), große Lippen, verzogener Mund.  
**Foju** (die), Schwänke, Poffen, **Fojuwacha**.  
**fradßln**, **ausfradßln**, ausfragen, aus-  
 holen.

**Franna**, Frauen.  
**freggln**, tränkeln.  
**frettn**, pfeifen, langsam arbeiten, sich küm-  
 merlich fortbringen.

**frima**, onfrima, bestellen.

**Froas** (die), Fraisen.

**frod**, wund.

**Froßmonta**, Fraß- oder Faschingmontag.

**Froß** (der), Schimpfname für ein Kind.

**frosln**, foppen.

**frozali**, mühselig.

**frwabla**, beinahe, ganz, geradezu, lieber gar.

**fruisa**, frieren.

**fuchti**, verdrießlich, zornig.

**fuchtn**, mit Licht oder einem gefährlichen  
 Werkzeug umherfahren.

**fuitlaju**, mit Feuer spielen.

**fürsegna**, auch: **fürgehn**, der kirchliche Se-  
 gen nach dem Wochenbett.

**für und on**, fort und fort.

**Fuhr** (die), auf der Fuhr, Pflege, Groß-  
 züchtung des Viehes.

**Fuir** (das), Feuer.

**furn**, sich zürnen, ärgern. **Däs furt miß.**

### G.

**gach**, jäh, hitzig, auch unllberlegt im Zorn.

**Gaffin** (die), eine Hand voll.

**gahn**, funkenprühen.

**Gai** (der), Revier, Gau.

**gama**, haushüten, auch guden.

**gaffeln**, nächtliche Gänge zur Liebsten.

**gauffan**, stürmen im Winter.

**s geht ma nix aus**, steht mir nicht an,  
 behagt mir nicht. **Geint gehts ma nix**  
 aus, **ih fult halzliabn und mog nit.**

**geit**, gibt. **Sie geit ma was.** **geißt**, gibst.

**geitlich**, geizig, auch: **zwitteri.**

**gelln**, wehthun, der Schmerz in den Zäh-  
 nen beim Trinken von kaltem Wasser.

**gelma**, spielen, scherzen der Kinder.

**gelfna**, aus vollem Halse schreien (bei Rin-  
 dern).

**Germ** (die), Hefe von Bier.

**gerahoba**, lieben.

**Gerschl** (das), kleines Vermögen. **Däs is**  
**met gonzes Gerschl.**

**Greifaschda** (der), Falter, Schmetterling.

**gflag**, geflüglicht, schwächlich gewachsen.

**Gfranga**, Einfang, eingefriedete Weide.

**Gfris** (das), Angeficht.

**gfulgn**, angsfulgn, ausreichen.

**Ghospel**, Küchenabfall im Waschwasser.

**gigaju**, flattern.

**Gischbl** (der), närrischer Mensch.

**Gjoad** (das), Jagd.

**gleim**, nahe, auch: **gled.**

**glikna**, glizieren.

**Gloasn** (die), Geleife.

**Glodan** (die), Schimpfwort für flüßige Me-  
 dicin.

**Glumpad** (das), Gefindel, schlechtes Zeug.

**gwegaju**, blöden, krampfhaftes Stöhnen.

**gwoan**, herablassend, leutfelig.

**Gwohad** (das), zum Machen der Speisen,  
 als Schmalz, Speck u. s. w.

**gnaurn**, **gnauffn**, zanken.

**gnedi hobn**, viel zu thun haben.

**gnob**, oft. **Schwochi Lent müassa gnob effn.**

**gnont**, bestimmt. **Dill Tog di gnont Orbat.**

**Gnal** (die), Dünger.

**goamaju**, gähnen.

**Goanzu** (die), **af da Goanzu liegn**, auf  
 dem Rücken liegen.

**Goas** (die), Ziege.

**Goast** (die), Peitsche für das Vieh.

**Goastgofcht** (der), Peitschenfeden, Gerte.

**Godl**, Bathin, **Geth**, **Bathe.**

**Goder** (der), fettes Unterkinn.

**Goderu** (der), Thor durch einen Zaun.

**Gogaloanzu** (die), Riefwurz.

**gogaju**, Geshrei der Hühner.

**Gogg**, Pfannenhälter auf dem Herd, auch  
 Spottname für einen Halbcretin.

**Goglwersch** (das), Gaukelei.

**goldt**, gealiet, unfruchtbar, für Rube ge-  
 braucht.

**Golsta** (die), Elster, auch Schimpfname für  
 ein vorwichtiges, schwächendes Mädchen.

**golßan**, scherzen.

**gompa**, niedlich. **A gompas Bäberl.**

**gor wern**, fertig, zu Ende, zur Reize gehen.

**Goschn**, Schimpfwort für großen Mund.

**gotigkeit** oder **gotika**, gleichsam, will sagen,  
 gefest.

**gottswegn**, auf Gotteswegen, auch: meinet-  
 halben, in Gottesnamen.

**grab**, grau.

**Grasli** (das), Gerümpel, altes Geräthe durch-  
 einander.

**gramß**, trotzig dreinschauen.

**gramß**, **anggramß**, aufgeräumt, sink, led.

**Grau** (das), ein einzelnes Haar.

**Grauz** (die), Grenze.

**Grauberl** (das), ein Wischen, Rändchen.

**Ich hon diß a Grauberl gern.**

**granggi**, grantig, abellaunig.

**Grassin** (die), Masern.

**Gras** (das), Gezwige des Nadelholzes.

**grasschnoan**, die Reste zu Streu von den  
 Waldbäumen haben.

**grandschad**, ungekämmt, zerwähltes Haar,  
 auch: **schodab.**

**Gransbirn auffleign**, grauen, sich fürchten.

**grausla**, grauenhaft.

**grechn**, geradezu.

**grechtn**, herrichten, vorbereiten.

**Gredl**, resolutes Frauenzimmer.

**grein**, greinen, ausschelten.

**greiß**, fein, klein gestoßen.

**greißeln**, inistern.

**Gresser** (das), junges Didicht.

**Grestin** (der), junger kleiner Nadelbaum.

**Griaba** (die), Kohlstatt.  
**Griab** (der), Schotter.  
**Griabheil** (das), eisenbeschlagener Bergstock.  
**grima**, grämen, sich Sorgen.  
**Grindnigel** (der), ungehobelter Knabe.  
**gron**, keimen.  
**Gron** (der), Schlucht, enges Thal.  
**grobn**, entziehen, entbehren.  
**Grolln** (die), Korallen auf dem Rosenkranz.  
**gron**, knurren.  
**Gronb** (der), Brunnenrog.  
**Größhädl** (der), starrsinniger Mensch.  
**Grugl** (der), Gräuel.  
**gruin**, reuen.  
**Grumpfu** (die), Falte.  
**grusln**, schauern. *Dan ih ass Genku deut, grufelts miß.*  
**Gsch** (das), Sigfleisch.  
**Gschödl** (die), Schachtel.  
**gschöbli**, rund, scheibenartig.  
**gschlau**, schleunig, etwas zu Wege bringen.  
**gschlost**, fein, glatt.  
**gschnappi**, schnippisch.  
**gschnita hot er sich**, in etwas getäuscht.  
**Gschnoabl** (das), geschnittenes und gefochtes Eingeweide der Thiere.  
**Gschpl** (das), Strophe, Abschnitt.  
**Gspanin**, Genossin.  
**gspregerlad**, schedig, bunt.  
**Gstauda** (das), Gesträup.  
**Gstegga** (die), steiler Rain.  
**Gugaz**, Kukul.  
**gugazschlad**, sommerprossig.  
**Guggertl** (das), Fensterchen.  
**Guisvögel**, Vögel, welche durch ihr Geschrei Regen verkünden.  
**gumpfn**, hüpfen, bei Kindern angewendet.  
**guna**, gönnen.  
**gupfn**, aufhäufen, gipfeln.  
**Gwahrn** (die), zusammengewehrte Schneeschichte.  
**gwalst**, ungenügsam, unersättlich.  
**gwegn**, gleichmäßig gehen, gut zielen. *Der schlaft gwega.*  
**gwigazn**, Geräusch bei einer stetig bewegten Thürklinge.  
**gwinga**, gewinnen, Arbeiter dingen. *Mir miassn d Schneida gwinga.*

### Das Lehrstüd.

Eine Erinnerung aus der Schneiderzeit von P. R. Rosegger.

Den Bauer auf der breiten Eben hatten wir bloß um 14 Tage belogen. Wir hatten ihm unser Kommen für den „nächsten Montag“ zugesagt, und zwei Wochen später stiegen wir wirklich über seine Schwelle.

Wir hörten schon von Büchsenfußweite aus dem Hause ein dumpfes

Bochen, und als wir eintraten, sahen wir das Unheil. Im Stubenwinkel, wo sonst der Tisch gestanden und wir stets unsere Werkstätt aufgeschlagen hatten, war ein schreckbar großer Schragen, ein Gerüste mit hundert Stäben und Balken aufgerichtet, und in diesem Schragen unter allerlei Gefädel und Beschleier hatte sich ein Weber eingesponnen. Der alte Weber Schöffel mit dem grauen Bart.

„Wenns so ist, Bauer, haben wir bei Dir keinen Platz,“ sagte mein Meister. Der Bauer von der breiten Eben war höllisch verlegen und stotterte, wir hätten ihn halt überrumpelt; wer hätte denken können, daß die Schneider nicht länger „zugäben“, er hätte auf vier Wochen wenigstens gerechnet, weil wir ihn sonst auch allemal so lang hätten sitzen lassen.

„Ist auch recht,“ sagte der Meister, „so gehen wir halt wieder.“

„Ja, das wär's Wahre! da kunnt ich nachher Jahr und Tag warten, und der Schulbub geht in seinem Gewand eh schon wie ein zerrissener Bubel um. Ihr bleibt fein da; den Tisch rücken wir zum andern Fenster und so werden Schneider und Weber in meiner Stuben nit zu eng haben. Ja, bitt euch gar schön, Schneider.“

Der Weber Schöffel hatte mit seinem Geknarre nicht einen Augenblick eingehalten und man sah ihm an, daß er nicht gewillt war, seine Herrschaft in der Stube aufzugeben.

Der Weber Schöffel, das war ein Saurer. Bei einem Handwerk aber, wo sich alleweil was knüpft, spannt, verwirrt und zerreißt, kann kein Menschenblut süß bleiben. Der Mann kaute fortweg an gebörnten Feigen, angeblich für die Brust, in Wahrheit jedenfalls, um sich das Leben ein wenig zu versüßen.

Kaum wir uns auf dem angewiesenen Platze einzurichten trachteten und der Meister unter dem Krachen des Webstuhles noch sagte: „Na, gesegne es Gott unseren Dhren!“ traten zur Thür zwei Schuster herein. Es war der

alte Leitner aus dem Fischböckgraben, unter dem Spitznamen „der scheltend Schuster“ bekannt, und sein Geselle.

Das war derselbig scheltend Schuster, der einmal solcher Gestalt in den Kirchenbann gethan worden, daß er für jeden Fluch, den er ausstieß, für kirchliche Zwecke einen Sechser opfern mußte, und der auf diese Weise einen ganzen Weißbrunnentessel für die Fischbacher Kirche zusammengelugt hat. Nun er alt wurde und seine Mittel die Passion nicht mehr recht zu erlauben schienen, beschied er sich mit Knurren und Zähneknirschen, und das that er denn auch weiblich, als er jetzt in die Stube trat, und in derselben an der einen Ecke den Weber, in der andern die Schneider sah.

Als sichs aufklärte, wie so auch die Schuster gekommen, waren wir Schneider gerechtfertigt. Wenn uns der Bauer auf der breiten Eben den Vorwurf gemacht hatte, daß wir diesmal zu wenig lang gelogen, so mußte er an den Schustern erfahren, daß sie gar nicht gelogen. Sie waren am Tag zuvor, als am Sonntag gebeten worden, sie hatten zugesagt auf „morgen“ und der Bauer glaubte nach vielfachen Erfahrungen dieses „morgen“ getrost auf drei Wochen hinaus verlegen zu können.

Leber, Garn, Sauborsten und Schmer war allerdings in Bereitschaft, aber der Raum und der Vorrath für drei Landplagen auf einmal? Die Bäuerin war keines Wortes mächtig; der Bauer aber behielt seinen Kopf und sagte mit fester Entschlossenheit: „Was stellen wir jetzt an?“

Vom Weber traf ihn ein giftiger, vom Schuster Leitner ein wüthender, von meinem Meister ein wehmüthiger Blick. Da that sich der Schustergeselle hervor, ein junger Bursch mit schusterblassem Gesicht, aber dunklen, frischen Augen und einem schwarzen Schnurbärtchen. Er warf gleich sein Zeugtrüblein, das er über der Achsel vorne, und seinen Leistenknäuel, den er über der Achsel hinten trug, auf den Boden hin, daß es knatterte, sogar den Weber

überknatterte, warf seine Mütze und seinen Rock von sich, streifte die Hemdärmeln auf und sagte: „Schneider und Weber kümmern uns nit. Diese alte Kristen (ungefügtes Möbelstück) muß hinaus!“ und legte seine Hand an das Ehebett der Bauernleute. Man stimmte bei und nach wenigen Minuten war es entschieden, wo für die nächste Zeit das ehrsame Paar schlafen würde: draußen in der Lauben unter den Stangen, wo die Hühner ihren Auffsitz haben. Und in der Stube, wo das Bett gestanden, schlugen die Schuster ihre Werkstatt auf. Sie dehnten aber ihre Notmähigkeit weiter aus. An dem Webstuhlballen spannten sie die gegärbte Kuhhaut aus, um sie zu schwärzen; an der Wand, just über meinem Haupte, schlugen sie den Haken ein, an welchem der schöne Schustergeselle mit Pech und Handfled den Garndraht zog, daß es nur so bröhnte und die ganze Wand zitterte, mitsammt den Schneidern, die daran saßen.

Wir wurden mit einander bald gut Freund, nur der Weber blieb eingesponnen und kam bloß hervorgetrohen, wenn einmal das Schiffchen dem Garn entlief und hinaus flog in die Stube.

So giengs nun an, der Webstuhl knarrte, die Schuster pochten und hämmerten, wir Schneider biegelten, das Haus ächzte, und dem Bauer auf der breiten Eben sollen zur selben Zeit alle Ratten und Mäuse ausgewandert und seither nicht wieder zurückgekehrt sein.

Die Mahlzeit bewies, daß der Hof auf der breiten Eben einer dreifachen Attaque gerüftet war; sie wurde an unserm Schneidertisch eingenommen. Der Weber hatte seinen Durchziehfaden mit zum Tisch gezogen, so daß es spielte, als ob ein knurrender Kettenhund zum Troge gehe. Er schluckte für's Erste die gebörrte Zeige hinab, alsogleich war sein Angesicht noch bitterer. Als die Knödeln kamen, betupfte er den seinen auf dem Teller mit der Gabel und sagte dann zu der mit dem Fleischtopf erscheinenden Hausfrau: „Du gelt, Bäurin, den

Lauffchein hast nit zuweg vom Knödel da?"

"Wie meint das der Meister?" fragte das Weib bescheidenlich.

"Das Geburtsjahr von ihm thät ich gern wissen," antwortete der Weber mit sanftmüthiger Stimme. Die Hausfrau sprang in die Küche und war trostlos. Da beugte sich aber der schöne Schustergeselle vor und sagte: "Weber, das ist ein alter Spaß, sicherlich viel älter als diese Klöße da, die sind gar nit so schlecht, daß man die Bäuerin deswegen kränken sollt'. Daheim in Deiner Keischen wärst froh, Weber, wenn Du solche Knödeln hättest, wolltest nach keinem Geburtsjahr fragen, das weiß ich."

Der alte Schöffel hatte für diese letzte Rebe des Schustergesellen nichts als einen Blick der Verachtung, es war der letzte, den er auf den Burschen warf. Um so freundlicher sah ich den schönen Schuster an, er hatte mein Wort gesprochen; auch ich vertheidigte die Klöße und zwar am nachdrücklichsten, indem ich ihrer drei Stück verzehrte. Beim dritten schaute mir mein Meister schon so ein wenig scharf auf den Teller: die Leute mußt'n rein glauben, ich hätte seit einer Woche nichts mehr geessen.

Das Schwierigste kam erst gegen Abend. Die Bäuerin wagte sich nicht mehr in die Stube; der Bauer trat herein, ließ hinter sich aber die Thür offen, um im Falle es zur Flucht käme, ungehinderten Ausweg zu haben. Darauf theilte er mit, daß im Hause nur ein einziges Handwerkerbett sei, in welchem nicht mehr als Zwei Platz hätten.

In dem Augenblick blieb der Webstuhl stehen, die Schuster hörten auf das Leder zu hämmern und uns Schneidern erlahmte der Arm.

"Ich nicht, ich," knurrte der Weber, "daß ich der Narr sein werde. Ich bin der Erste im Hause gewesen, ich forder meine Liegerstatt." Und schob eine neue Feige in den Mund.

"Ich bin nit heikel," sagte mein Meister, "bin leicht mit was zufrieden, aber ein gutes reines Bett geht mir über Alles."

Der alte Schuster Leitner hieb jetzt mit doppelter Gewalt auf die Stiersohle und knirschte: "Das ist ganz höllisch in dem Haus."

Jetzt that der schöne Schustergeselle den Mund auf — er hatte schneeweiße Zähne — und sagte: "Es bleibt nichts Anders übrig, wir müssen Sauborsten ziehen. Unser sind drei Parteien, brauchen zwei Kurze und eine lange; die lange gilt das Bett."

Was geschah? — Er nahm drei schweinerne Nadeln zwischen die Finger — ich zog für uns Schneider — und zog die lange.

"Soll ich alter Mann etwa unter meinem Weberstuhl schlafen?" fragte der Weber und laute mit Macht.

"Gar nit, Gar nit," besänftigte der Bauer, "wer im Bett nit Platz haben sollt, für den hätten wir schon ein frisches Stroh draußen im Geschöß; liegen Sommerszeit auch die Dienstleute im Nebengeschöß, ist ihnen lieber, sagen sie, als wie in der dunstigen Stuben. Ist eh wahr auch."

"Ist mir noch nit vorkommen," brummte der Schuster Leitner, "daß die Lehrbuben im Bett liegen und die Meister auf dem Stroh."

Darauf sagte mein Meister: "Mein Peter da, das ist kein Lehrbub mehr, ist vorig Monat frei geworden."

"Hab nichts gehört davon," versetzte der Schuster, dann stand er auf und sagte: "Ist er bei der Innung gwest? Ge? Hat er in die Lad gezahlt? Haben ihm die Meister und Gesellen ein Willkommen gebracht? Hat er getrunken mit bedeckter Schulter und unbedecktem Haupt, mit stehendem Fuß ohne Socken und Rücken, ohne Bartwischen? Hat noch gar keinen, der Leder. Weiß er den Gesellenspruch, als: seid züchtig vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, wo ihr geht und stehet, und im Meisterhaus. Kömmt keine Klage,

so ist keine Straf' — das Gebet ist aus. Weiß er das? Hat er ein Lehrstück gemacht, he?"

"Auf das vertheidigte mich mein Meister: „Wirst wohl wissen, Nachbar, daß seit der Freiheit der alte Brauch nit mehr noth ist. Der Peter hat nit getrunken, aber das Lehrstück hat er gemacht. Seinem Vater eine neue Joppen mit grünen Aufschlägen und Schößeln — ist genug für einen dreijährigen Lehrbuben.“

"Dem Lenz seine neue Schößeljoppen!" rief der Schuster und that einen lauten Lacher. Mir ging der Lacher tief in's Mark, denn ich war mir wohl bewußt, woran die Joppen litt.

"Ich brauch kein Bett," sagte ich, "lieg auf dem Stroh!"

Mein Meister versezte scharf gegen den Schuster hin: „Ueber meinem Gesellen seine Arbeit hat niemand zu lachen.“

"Ja, wohl gewiß nit," war die Antwort, „und er selber am wenigsten. Das ist ein Lugendichter und Leutausrichter!"

"Ich lieg auf dem Stroh!" rief ich, und muß ein sehr rothes Gesicht gehabt haben.

"Beweis' was, Schuster Leitner," forderte ihn mein Meister auf.

"Oh, recht gern. Hat er's nit ausg'sprengt, der Lump, daß ich, der ehrliche Schuhmachermeister, den Weihbrunnkessel in der Fischbacher Kirchen zusammen gescholten hätt?"

"Ich schlaf auf dem Stroh!" schrie ich.

Der Schuster hieb schreckbar wild auf das Leder ein. —

Bald darauf kam die Dämmerung, wir schlossen das Tagwerk und ich ging hinaus unter die Bäume. Ich sah die lustigen Burschen und die heiteren Mädchen vom Felde heimkehren, da vergaß ich bald auf die Kränkung, die wir uns angethan hatten. Und nun fügte sich's, daß mich eine halbe Stunde später der Schuster Leitner beim Rodfragen in die Stube führte.

"Da, da hast ihn!" knurrte er und schob mich vor meinen Meister hin, „jezt hab ich ihn einmal erwischt dabei, da draußen im Schachen — Deinen sauberen Gesellen.“

"Was hat er denn angestellt?" fragte mein Meister.

"Frag ihn nur selber, untersuch' ihn, wirft es schon finden. Wirft es schon finden."

"Ich mach ja kein Geheimniß draus," sagte ich und übergab meinem Meister ein Notizbüchlein, „da hab ich was hineingeschrieben.“

"Gegen den Schustermeister?" fragte der Meine.

"Gegen den nichts und Schlechtes ist's auch nichts," stieß ich heraus, „mir ist's nur so eingefallen und ich hab's nicht bei der Arbeit gemacht. Wenn's dem Meister nicht recht sein sollt', so kann ich's für ein andermal ja lassen.“

"Ich verlang, daß Du mir's vorliest!" befahl mein Meister.

"Ich nicht, ich les' das nicht," rief ich, „wenn's der Meister selber lesen will.“

"Mir ist's schon zu finster. Hat Einer gute Augen?"

War der schöne Schustergesell da, er hätt' gute Augen.

"So les' das Zeug vor," sagte mein Meister, „will ich doch wissen, was mir der Bub hinter meinem Rücken zu kriegeln hat. — Halt, Peter, nichts davongeschlichen jezt, Du bleibst da!"

Der schöne Schuster überlas es zuerst still und legte seine Finger an ein schlecht geschriebenes Wort und fragte: „Was soll das heißen?"

"Das muß Höll heißen," antwortete ich mit Fassung.

"Von der Höll' ist's was," murmelte der Weber, „nachher kann's nit viel Gottloses sein.“

"Na, fang an!" brummte der Schuster Leitner; sein Geselle that einen erzwungenen Husten und begann:

Ich bin jüngst verwichn

Sin zan Psora gschlichn:

"Darf ih's Dirndl liabn?"

"Untasteh diß nit, ba meiner Seel,

Wan du 's Dirndl liabst, so kumst in d'Höll."

„Ist recht brav das, recht brav!“  
machte der Weber und wendete seine  
Feige. Der Schuster fuhr fort:

Bin ih vol Balonga  
Zu da Muada gonga:  
„Därf ih's Dirndl liabn?“  
„O, mei liaba Schöb, es ist noh z'frua,  
Nach funfzehn Jahrln erst, mei liaba Bua.“

War in grohn Rätzn  
Hon ih 'n Vodan betn:  
„Därf ih's Dirndl liabn?“  
„Dunners Schlangl!“ schreit er in sein Zurn,  
„Willst mein Stedn kostn, konst es thuan.“

Wos is onzufonga?  
Bin zan Herrgott gonga:  
„Därf ih's Dirndl liabn?“  
„Ei jo freilli“, sogt er und hot gloscht.  
„Wegn an Blaberl hon ih's Dirndl gmocht.“

Der schöne Schuster hatte zu Ende  
gelesen, alles schwieg; aber mein Meister  
sagte nach einer Weile zu mir: „Wo  
hast denn Du das her?“

„Das hab ich gar nirgends her,“  
antwortete ich, „das hab ich mir nur  
so zusamm' denkt.“

„O Du Lump Du!“ riefen sie  
jetzt aus, „was das für ein Spitzbub  
ist, ein heimlicher! Man sieht ihm's  
gar nit an.“

Mein Meister nahm mich bei Seite  
und sagte: „Peter, da muß ich schon  
ein ernstes Wort mit Dir reden. Ich  
hab's nit gern, wenn Du so lieberliche  
Glangln schreibst. So was wird gleich  
weitergetragen und auf ja und nein  
weiß der Pfarrer davon. Deswegen,  
ich sag Dir's im Guten: Reiß das  
Blattl heraus und verbrenn's aber“ —  
setzte er leiser hinzu, „abschreiben laß  
mir's früher.“

Der schöne Schuster machte hierauf  
folgenden Vorschlag: „Die Meister  
sollen im Bett schlafen, so gehört sich's;  
haben schon Platz, allbrei, ist keiner  
gar groß. Ich und der jung' Schneider  
gehen auf's Stroh.“

Und so wurde es.

Auf's Stroh schien durch eine Dach-  
lücke der Mond herein, den ruf ich  
zum Zeugen. Im Augenblick, wo ich  
just einschlafen will, legt mein schöner

Schustergesell die Hand gegen mich her-  
über und sagt: „Liegst gut?“

„Ja,“ sag ich, „liegst Du auch  
gut?“

„Das schon,“ sagt er, „aber schlafen  
kann ich nit. Weißt, ich muß alleweil  
dran denken.“

„An was mußt denken, Schuster?“

„Schneider,“ sagt er, „Du bist ein  
höllisch geschaidter Mensch.“

„Wenn Du hänseln willst, Schuster,  
so geh auf ein anderes Stroh,“ sag'  
ich, „ich will schlafen.“

Da springt er empor und gerade  
auf mich her und sagt: „Du Schneider,  
wenn Du glaubst, daß es Schimpf ist,  
was ich Dir gesagt hab, so bist ein  
Esel! Geh her und schau um und  
nenn mir Einen, der so ein Gedichtets  
zu Weg bringt! Mußt nit böf' sein,  
Schneider, ich versteh in Deinem Hand-  
werk nit viel, aber nachdem, wie ich  
Deinem Vater seine neue Zoppen be-  
tracht', kann ich Dir sagen: Schneider  
wirft Du keiner zum besten. Dein  
Liedl — wenn Du willst, ich sing's  
gleich — Dein Liedl, das ist ein  
Lehrstück! Du, denk drauf, da beim  
Bauer auf der breiten Eben im Hafer-  
stroh hab ich Dir's gesagt: Du bleibst  
nit Schneider. Du kommst in die  
Stadt und wirft was; Du wirft ein  
Buchbinder! paß auf, Du wirft noch  
ein Buchbinder!“

„Hat Dir denn mein Gedichtets so  
gut gefallen?“ frag ich.

„Sag Dir nur so viel: den Aus-  
gang davon schreib' ich der Meinigen.  
Der greift an. Wirft ihn gewiß auch  
der Deinigen schicken.“

„Nein,“ sag ich, „weiß gar nit,  
wo sie ist.“

„Geh, plausch nit!“

„Hab mir noch Keine ausgesucht.“

„Hast Keine!“ ruft er, und wegen  
was schreibst nachher so Sachen auf?“

„Weil sie mir g'tad einfallen, und  
jetzt laß mich schlafen.“

Der schöne Schustergeselle sagte  
nichts mehr weiter, stand aber leise  
auf und schlich davon. — Am nächsten

Morgen, als durch die Dachlücke der  
gluthrothe Sonnenstrahl hereinfiel, lag  
mein Schuster mit nassen Stiefeln im  
Stroh. Ich weckte ihn mit Mühe und  
fragte, wo er in der Nacht gewesen sei?

Er rieb die Augen, kraute sich die  
Strohspalterchen vom Haar und sagte:

„Ei ja so, das meinst. Na, weißt,  
Dein Gedichtets hab ich probirt.“

„Ist's was nutz?“

„Für ein Lehrstück nutz genug.“

### Im Frühling sitz ich auf moosigem Stein.

Im Frühling sitz' ich auf moosigem Stein,  
Das Haupt in die Hände gesunken,  
Ich starr' in die jagenden Wellen hinein,  
Von Thränen die Seele trunken.

Einst hüpfte mir froh wie die Welle das Herz,  
In besseren glücklichen Tagen.  
Vorüber, vorüber! — Es sieht mein Schmerz  
Nur noch das Strömen und Jagen.

Die jagenden Wellen, die strömende Flut,  
Der Sonne vielliebliches Scheinen,  
Wie war es, ach, Alles so lieb und so gut,  
Heut muß ich weinen und weinen.

So bitter, so still, so wemuthvoll  
Nacht mich der Vöglein Singen,  
Und ist mir bitter der Thränen Zoll,  
Ich muß ihn bringen, bringen.

Der wärmende Schein und die sprossende  
Blüth'

Der Himmel und was ich ersehe,  
Es thut hier nicht wohl dem kranken Gemüth,  
Es thut ihm wehe, nur wehe.

Im Frühling sitz' ich auf moosigem Stein,  
Bekommen, seelenverdrossen —  
Sag', hat sich schon Einer im Sonnenschein,  
Im warmen Frühling — erschossen?

Lud. Eichrodt.

### Bücher.

**Mehr Licht!** Die deutsche Dichtung in  
ihrem Wesen und in ihrer inneren Bedeu-  
tung. Von E. Gast. (Berlin, Theobald  
Grieben.) — Ein geistvolles Buch! Eine  
geistvolle Frau, welche es geschrieben! Was  
es enthält? Nun, der Titel spricht es aller-

dings klar genug aus, doch, was er ver-  
schweigt und nicht berichten kann, ist, daß  
diese Essays, jedes einzelne für sich, wahre  
Meisterwerke der philosophischen und ästhe-  
tischen Kleinmalerei sind, Perlen voll tiefem,  
aber doch für den gebildeten Laien berech-  
neten wissenschaftlichem Glanze und Inhalt,  
der feinciselirten Arbeit eines Benvenuto  
Cellini vergleichbar. Die Verfasserin, welche  
in den Grundsätzen Kant's und Schopen-  
hauer's aufgeht und die vor Jahresfrist  
im gleichen Verlage ein für ihre Geschlechts-  
genossinnen berechnetes, gleich vorzügliches  
Werk über die Philosophie des „Pflicht-  
bewußten“ und des „Mitleidigen“ erscheinen  
ließ, in welchem sie diese beiden Heroen  
der Frauenvwelt näher zu bringen ver-  
suchte, führt uns nun wieder an der  
Hand und im Geiste des Königsberger und  
Frankfurter Weltweisen in das Reich der deut-  
schen Dichtung, in erster Linie in das des deut-  
schen Romans, ein. Ihre Sprache ist durch-  
drungen und gesättigt von einem reichen  
Wissen, ohne sich jedoch jemals dem kalten  
Ernst der allzustrengen Gelehrsamkeit, die  
ja wie abstoßend auf größere Kreise wirken  
müßte, hinzugeben. „Die ächte Dichtung  
ist das Gewissen eines Volkes, das sein  
Thun mit dem höchsten ethischen Maße mißt  
— sie erweitert den Gesichtskreis des Einzel-  
nen zu den Lebensresultaten eines ganzen  
Volkes; sie zeigt, indem sie der Phant-  
tastie ein reiches Bilderschauen vergönnt,  
die inneren Gesetze alles Menschenlebens  
in stetiger Nothwendigkeit sich erfüllend . . .“  
Und wenige Zeilen früher meint die  
Verfasserin, daß sie in diesem Buche  
die Dichtung in eine Parallele  
mit dem Leben gezogen, aus welchem  
sie hervorgeht und auf welches sie zurück-  
wirkt . . . Wie in einem reflectirenden Spie-  
gel erscheinen uns in dem inhaltsrei-  
chen Werke die Bilder des Lebens und  
der Dichtung: Der Kampf ums Dasein,  
das Leiden der Menschheit, der Pessimismus  
der Dichtung gegenüber dem des Lebens,  
das Tragische, das Humane, das Auf-  
opfernde im Leben, die Einwirkung der  
Dichtung auf die Phantastie, die Dichtung  
als Vorkämpferin fortschreitender Erkennt-  
niß, als Vernichterin von Vorurtheilen  
u. s. w. Als das chef-d'oeuvre des  
ganzen Werkes möchte ich gerne jenen  
Abschnitt bezeichnen, der die Dichtung als  
vorwiegende Darstellung der Reize auf die  
Phantastie behandelt und in erster Reihe  
den Darsteller der „Magie der Liebe“,  
den pessimistisch angehauchten, vom realisti-  
schen Geist der Zeit durchdrungenen  
Meister der Novelle, Paul Heyse, berührt.  
Auch Faust, die unvergängliche ewige Dich-  
tung unseres Altmeisters, eröffnet uns in  
diesem Buche eine neue fast zuvor unge-  
ahnte Welt über der die Geister Schopen-

hauers und Rants, der Lieblingsphilosophen der espritvollen gelehrten Autorin — die nebenbei bemerkt glückliche Hausfrau und Mutter von sieben Kindern ist — schweben. Frau Laß ist trotzallem und alledem Idealistin und obgleich sie sozusagen zu jenen beiden philosophischen Göttern schwört, sucht sie ihr Heil doch nicht so ganz im Pessimismus, sondern fast ausschließlich auf dem Boden des Idealismus. In ihrem ersten Buche sagt sie so schön als wahr: „Religion ist die Philosophie der Meisten, Philosophie die Religion der Einzelnen“ . . .

**Ernst Reiter.**

**Lebensmärchen.** Drei Novellen von Alfred Friedmann. (Leipzig Reclam jun.) Alfred Friedmann, der Verfasser der „Biblischen Sterne“, der „Feuerprobe der Liebe“ und anderer namhafter Werke hat in diesem Bändchen drei anmuthsvolle Novellen „Mäthselhaft“, der neue „Romeo“, und „das Bild Ligans“, herausgegeben. Es sind interessante psychologische Probleme, die der Verfasser mit künstlerischem Tacte gelöst hat.

**Dr. Wilibald Müller's Universal-Handbuch für den Privat- und Geschäftsverkehr mit volkshändigem Briefwechsel,** soeben im Verlage von Karl Prochaska in Wien und Teschen erschienen, ist ein Werk, das vermöge seines für Jedermann brauchbaren Inhaltes, seiner Reichhaltigkeit und seines billigen Preises wegen die allgemeinste Verbreitung verdient. Dasselbe umfaßt über 800 Seiten Text. Sein Inhalt besteht aus folgenden Kapiteln: Die allgemeinen Verkehrsmittel. — Die politische Eintheilung der österr.-ung. Monarchie. — Alphabet. Verzeichniß aller Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- und Dampfkraft-Stationen in Oesterreich-Ungarns. — Die Eisenbahnen Oesterreich-Ungarns. — Münzen, Maße und Gewichte. — Zinsberechnungen und Rechnungstabellen aller Art. — Oesterr.-ung. Staatspapiere, Banken, Credit-Institute und Lotteriewesen. — Privat-Aufträge und Correspondenz. — Handels- und Geschäfts-Correspondenz. — Buchführung. — Fremdwörterbuch. — Sach- und Namenregister und Verzeichniß der Formulare und Muster. — Briefporto- und Telegraphen-Tarif. — Die Bearbeitung ist eine zeitgemäße und sorgfältige, die gegebenen Anleitungen und Erklärungen sind klar und leichtverständlich und speciell den Verhältnissen in unserer Monarchie angepaßt.

**Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele.** Ein Familienbuch von Dr. med. Hermann Klende. Siebente vermehrte

und verbesserte Auflage in 25 bis 26 Lieferungen. Dieses berühmte, in seiner Art einzig dastehende Werk Klende's, erscheint jetzt zum 7. Mal in vollständig neuer Bearbeitung und übt durch seinen wahrhaften Reichthum an gediegener Belehrung über Gesundheit und Krankheit, richtige Lebensweise und Verhütung von Gesundheitsstörungen, so wie durch die fesselnde, leichtverständliche, anregende und schöne Darstellungsform, die als ein Meisterstück populärer Wissenschaftssprache allgemein anerkannt ist, eine steigende Anziehungskraft auf das gebildete Publikum aller Länder aus.

Von Ferdinand Sigmund's **„Die Wunder der Physik und Chemie. Für Leser aller Stände gemeinschaftlich bearbeitet“** (in 20 Lieferungen), A. Hartleben's Verlag in Wien, liegen uns die Lieferungen 3–10 vor. In denselben bietet der Verfasser ein gedrängtes Bild der umfassenden Lehren der Mechanik, welche für unser gewerbliches Leben eine so hohe Bedeutung hat und durch die täglich sich mehrenden Erfindungen auf diesem Gebiete eine nie geahnte Herrschaft sich erobern dürfte.

Im Verlage Gustav Hedenast's Nachfolger (Rudolf Drodilleff) Pörschburg, erscheint demnächst der gesammte literarische Nachlaß des in Wien im Jahre 1876 verstorbenen Dr. A. W. Ambros. Die Ausgabe wird drei Bände umfassen, von denen der erste unter dem Titel „Aus Italien“ soeben zur Ausgabe gelangt. Der zweite Band wird musikalische Aufsätze (von den alten Italienern bis in unsere jüngste Zeit) bringen, der dritte wird Aufsätze zur bildenden Kunst (über Masani, Führich, Sellens, Mag u. s. w.) und Biographisches über Ambros enthalten. Dem Schlußbande werden Facsimile-Abdrücke von Federzeichnungen (ernster und humoristischer Art) von Ambros beigegeben.

Eine interessante Erscheinung ist das gegenwärtig in A. Hartleben's Verlag in Wien erscheinende reich illustrierte Werk: **„Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken.“** Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert von Moriz Bermann. Dasselbe wird als Denkbuch zum hundertjährigen Jubiläum des Regierungs-Antrittes Kaiser Josef's II. 1780—1880, mit 200 Illustrationen, Bildnissen, Initialen und Plänen von hervorragenden Künstlern in 14tägigen Lieferungen erscheinen und mit 20 Lieferungen complet werden.



Ferner dem „Heimgarten“ zugegangen:  
**Kuhold** der Höhlenmensch und Anderes von **Mag Haushofer**. (München, Theodor Ackermann, 1880.)

**Kleine Poetik**. Ein Leitfaden zur Einführung in das Studium der deutschen Literatur für Schulen und Freunde der Dichtkunst bearb. von **Paul Strzemeck a.** (Brünn, R. Knauth, 1880.)

„**Deutsche Unterrichtsbriefe**. Populärwissenschaftlicher Unterricht in der deutschen Sprache.“ Von **Karl Schiller**, **A. Hartleben's** Verlag in Wien. 3. bis 8. Lieferung. Das Ganze erscheint in 24 Lieferungen.

**Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung**. Von **Alex. F. Hefisch**. (Wien, A. Hartleben's Verlag.) 14. bis 18. Lieferung.

**Deutsche Handlexikon für Geographie und Statistik**. Herausgegeben von **Prof. Dr. Karl Arentz** in München. (A. Hartleben's Verlag in Wien.) 6. Heft, 2. Jahrg.

**Westermann's illustrierte deutsche Monatshefte**. Herausgegeben von **F. Spielhagen**. Februar- und Märzheft, 1880. (Braunschweig, G. Westermann.)

**Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts**. Von **Ludwig Salomon**. 4. Lieferung. (Verlag von Levy und Müller, Stuttgart.)

**Sieben Jahre in Süd-Afrika**. Von **Dr. Emil Kolub**. 2. und 3. Lieferung. (Verlag von A. Holder, Wien.)

**Aus'm gewohnten Gleis**. Poffe mit Gefang in 5 Abtheilungen, von **L. Angen-gruber**. (Verlag von L. Kosner, Wien, 1880.)

**Gedichte in oberösterreichischer Mundart**. Von **Cajetan Koglgruber**. 2. Auflage. (Verlag von W. Braumüller, Wien 1879.)

**Hartleben's Handlexikon des ganzen kaufm. Wissens**. Herausgegeben von **Prof. Dr. W. Haushofer**, **Prof. Dr. Feichtinger**, **Dr. J. Landgraf** und Anderen. 1.—2. Lieferung. (Wien, A. Hartleben.)

**Die Entwicklung geologischer Anschauungen im Volke**. Von **Karl F. Peters**, Professor der Mineralogie und Geologie. (Graz, Leuschner & Lubensky, 1880.)

**Alpenbad St. Leonhard nächst Feldkirchen in Kärnten** von **Gustav Budinsky**. (Graz, Karl Wohlfarth.)

**Schloß Murmberg**. Ein Beitrag zur Heimatkunde von **Gustav Budinsky**. (Graz, Karl Wohlfarth.)

## Postkarten des Heimgarten:

**H. J. S., Niesing**: In mancher Beziehung mit Ihnen einverstanden, bemerken aber, daß Intoleranz nicht auf dem Programme unseres Blattes steht.

**A. P., Feigzig**: Barm und sinnig, aber...

**S. M., Fürst**: Für unverlangt zugesandte Manuscripte leisten wir keine Bürgschaft.

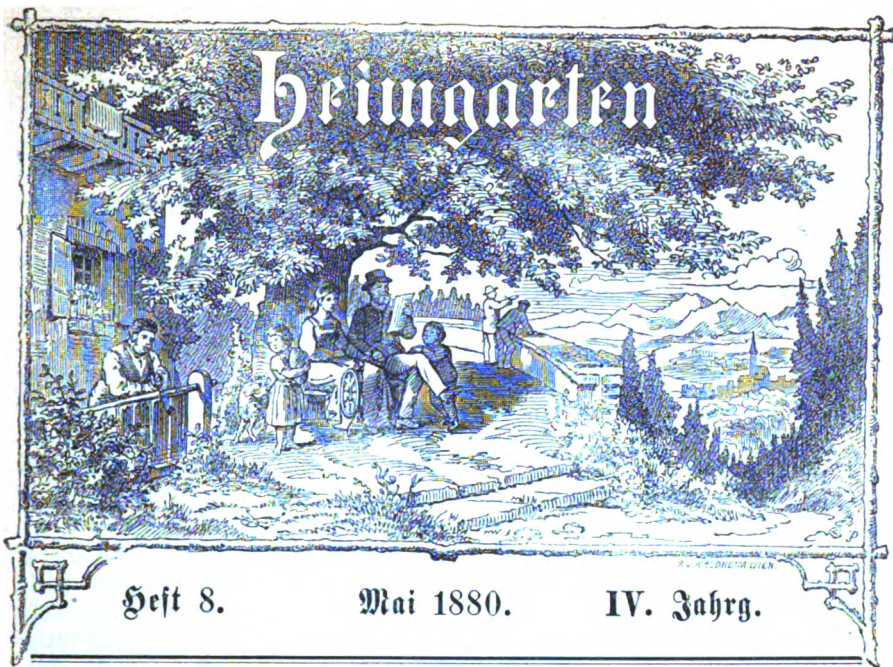
**Hil., Marburg**: Geirirt bereits und zwar in **Friedrich Schlägls** köstlichem Weinbüchlein (Wien, L. Kosner).

**J. M., Innsbruck**: Wegreifen, daß die Notiz in den Postkarten, Märzheft des Heimgarten, über den Spudnapf der Nihilisten Bedenken erregt hat. Aber es läßt sich das abscheuliche Programm dieser Partei nicht treffender, als mit jenen Worten eines bekannten Satyrikers illustriren. Unser Fragesteller in Budapest dankt für die „blühdigen Zeilen, die mehr enthalten, als ein Buch mit tausend Spalten.“

**J. S., Feltan**: Für Ihre Zwecke kein besseres Werk, als die mit großer Objectivität wiedergegebenen „Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande“ von **Johann Krainz**. Verlag **C. Jilg, Brud.**

**M. S., Prag**: Von **Gichrodt's** an und für sich trefflichem Gedichte: „Von lieben Gott und seinen Engeln“ mußte aus gewissen Gründen der Schluß geändert werden.

**M. S., Salze**: Wärmsten Dank!



## Eine Nacht unter Schleichhändlern.

Erzählt von Friedrich Kottenbacher.

Wenn Du von Triest nach Fiume per pedes apostolorum reiseſt, ſo bleibe hübsch auf der Poſtſtraße und laſſe es Dich beileibe nicht gelüſten, gegen Sünden abzuschweifen. Böſartige Schäferhunde könnten Dir unangenehm werden — und abgesehen davon, der böſe Zufall könnte Deine Schritte zu einer durch Diſteln und Haſelgeſträuch maskirten Taubenhöhle leiten und ein Fehltritt würde Dich für ewig begraben. Allerdings hättest Du da tief unten mehr Ruhe als auf irgend einem unſerer geweihten Kirchhöfe, in denen man unſeren armen Leibern nicht Zeit gönnt zu Staub zu werden, nicht einmal ſo ein winziges Plätzchen gönnt, da wir doch im Leben vermeinten, die ganze große Welt ſei unſer. Aber es könnte Dir da unten beim Schalle der Poſaune paſſiren, daß Du eilends ſtatt Deiner Weine, die ſlinkeren eines franzöſiſchen Soldaten von des erſten Napoleon

großer Armee und ſtatt Deines Kopfes den eines jener vierbeinigen Geſellen aufnähmeſt, mit denen Du ſo lange freundschaftlich geruhest. Denke Dir dann das unauslöſchliche Gelächter der Unſterblichen und Deine Verlegenheit, wenn Du Dich mit langen Ohren präſentirteſt und Dir nach ſüßem Heu gelüſtete.

Alſo bleibe hübsch an der Straße; ſüßlich davon liegt die Tſchitscherei, ein ſteinreicher — ich meine an Steinen reicher — Boden. Einmal mit einem Fuße auf dem Tſchitschenboden, wirſt Du ſelbſt zu Stein vor Verwunderung darüber, daß der magere Steinboden die Ausſaat des Blutes aufnimmt, die Wurzeln ſchlägt, kräftige Stämme auftreibt, in denen wieder friſches, kedes Blut pulſirt.

Rauhe, wild aufſteigende, jäh abſtürzende, zerriffene, zerklüftete Felſenmaſſen, Abgründe, Schluchten, Grotten,

Taubenhöhlen — das tritt Deinem erstaunten Auge in wilder Abwechslung entgegen. Ja, die Dora ist eine vorzüglichekehrfrau, die gar säuberlich die schmutzige Erde von den Steinen wegfeht, aber auch eine grämlichekehrfrau, die Roß und Reiter in den Abgrund und den Dampfpflug, den Pionnier der Cultur, aus den Schienen reißt.

Allesins, es liebt der Tschitsche seine Steine; wenn er ihnen nichts abgewinnen mag, so findet er bald ein Auskunftsmitel; er verdingt sich für einige Zeit nach Croatien, nach Egypten oder er brennt in Krain's Wäldern Kohlen. Ein gar nicht geringer Theil meint aber: „Warum in die Ferne schweifen, sieh', das Gute liegt so nah,“ unter welchem Guten er die so köstlich präparirte Zollgrenzlinie versteht und fleißig — schmuggelt. Da der Schmuggel ein nächtliches Gewerbe, so führt er noch andere schwarze Dinge in seinem Gefolge. Kehren die Argonauten von einem glücklichen Zuge heim, so verschmähen sie unterwegs nicht leicht etwas, das geeignet ist, ihren Küchen-vorrath zu bereichern.

Auf diesem Boden hatte ich meine Hütte gebaut. Was aber gut war — auf meiner Hütte prangten die zwei „R. I.“; vor den „R. I.“ hatten die Tschitschen Respect und mußten ihn auch haben.

Dieselben Vorstellungen wie Dir hatte ich auch meinem Freunde J. gemacht, der mich in meinem bedenklichen Heim besuchte. Allein trotzdem, vielleicht eben deshalb, hatte er es sich in den Kopf gefeßt, eine Fußpartie durch die Tschitscherei über den Monte maggiore nach Fiume zu unternehmen, um Land und Leute kennen zu lernen, Ansichten und Typen für seine Mappe zu sammeln. Und ich ließ den Trozkopf ziehen, mich für überzeugt haltend, daß er reumüthig umkehren werde. Doch es kam leider anders. —

Wenn es auch keine günstigen Einbrücke waren, die mein Freund gleich

bei Beginn der Weiterreise empfand — denn die Eindrücke an Nase und Stirn, die durch zu innige Annäherung an das Gestein entstehen, können unmöglich günstige genannt werden — so konnten sie ebensowenig, wie die glühend von den Felsen abprallenden Sonnenstrahlen seinen Reise-Enthusiasmus schwächen. Gegen die Sonne nahm er zu seinen grünen Brillen die Zuflucht. Und siehe da, was ihm früher eine trostlose Aussicht über endloses mageres Gestein, begrenzt vom mattblaffen Himmel, scheinen konnte, wandelt sich, o Zauber! in herrliche, üppig grüne Gegend.

Der Weg führt über einen Hügel, auf dessen Höhe ein zerlumpter Hirte steht. Am jenseitigen Abhange ruht eine Herde Schafe. Zwei Hunde springen mit wüthendem Gebell und zähnefletschend heran.

Mein Freund ruft dem Hirten zu, der erst auf wiederholte Aufforderung Miene macht, die Bestien zu verschrecken, und denselben einige Steine zwischen die Beine wirft; ein halb nackter Dube secundirte bei diesem Bombardement, aber so unglücklich, daß ein großer Stein meines Freundes linke Kniescheibe traf. Darüber erzürnt, drang J. nun muthig auf die Hunde ein und zwang sie zum Rückzuge. Wenn gleich Sieger, sehnte er sich doch als hinkender Invalide sehr nach einer Herberge, fand sich aber im Dorfe T., das aus ruinenartigen Trümmerhaufen bestand, zwischen denen schmutzige Gestalten herumlungerten, bitter enttäuscht.

Einige zerlumppte, verschmizt aussehende ältere Männer — jüngere sah er gar nicht — kamen mit kurzen Pfeifenstummeln heran, welche sie auf der flachen Hand ausklopfen, und baten um Tabak. Die Kinder schrien um Solbi.

J. gab, was er an Kupfermünze bei sich trug und frug nach einer Osteria. Die gesammte Einwohnerchaft geleitete ihn durch Steintrümmerhaufen

zu einem schlechten Bauwerk, das ein aufgesteckter Delzweig als Wirthshaus signalisirte.

Gebückt trat er durch eine niedrige Thüröffnung in einen dunklen Raum, der so arg mit Rauch angefüllt war, daß J. schier zu erblinden und zu erstickten vermeinte. Doch eine ihm unsichtbare, jedenfalls praktische Faust drückte ihn nicht gar sanft gegen die Erde nieder, worauf es ihm erst möglich war, die Augen zu öffnen. Er fand sich auf einem niedrigen Dreifuß, der auf einem kaum spannhohen Herd stand. Dieser Herd beherrschte außer ihm eine unbewegliche, in einem Aschenhaufen hockende Alte, die nach seiner später eingezogenen Erkundigung wohl schon während eines Decenniums dort hockte, dort wachte und schlief, je nachdem es Tag oder Nacht war — zwei alte, schweigsame Männer und ein junges Ding, das recht zutraulich um ihn herum sich zu schaffen machte, Holz in's Feuer legte, gebratene Erdäpfel aus der Asche nahm, abblies und ihm freundlich darreichte. Hebe wäre ihm jetzt nicht so willkommen gewesen, als das freundliche, und ach! doch schmutzige Mädchen.

Auf seinen Wunsch brachte ihn „Marinka“ aus einem dumpfigen, kellerartigen Gelasse in einem irdenen Krüge Wein. Außer diesem Gelasse und dem, in welchem er sich befand, konnt' er keine Locale wahrnehmen. Der Herd schien als Tisch, als Bett, und als Toilette zu dienen, die Thür als Schornstein, was allerdings bei ungünstiger Witterung die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in der Hütte nicht vermehren mochte.

Von Brod oder gar Lambraten keine Rede! Nur Erdäpfel und Wein — es wäre schier zu verzweifeln gewesen — Doch schmeckten ihm die Erdäpfel aus Marinka's Hand vortrefflich! —

J., der allerlei zu reden und zu fragen wußte, drückte seine Verwunderung aus, keine jungen Männer im

Dorfe gesehen zu haben; Marinka wurde ein wenig verlegen, war jedoch gleich wieder gefaßt. Die Jungen, meinte sie, seien mit Holzwaaren nach Capodistria gegangen, von wo sie im Laufe der Nacht heimkehren würden.

In einem Kessel, der an einer Kette ober dem Herde hing, broddelte ein Brei aus Erdäpfeln, Bohnen und türkischem Weizen, welcher Brei in eine große Schüssel gegeben, mit etwas Del abgerührt, das Nachtmahl bildete. Auch unser Naturfreund wurde eingeladen; aber erst als die Grazie ihm holblächelnd mit einer natürlichen Anmuth, die man bei deutschen Landmädchen selten findet, den hölzernen Löffel hinreichte, nahm er artigkeithalber ein wenig zu sich, was ihm solche Uebelkeit bereitete, daß er aufstehen und sich in's Freie begeben mußte. Da es unterdessen Nacht geworden war, sah er bei seinem Hinaustreren kaum drei Schritte weit, doch genug, um eine Gestalt flüchtig wahrzunehmen, die wie in die Erde versank. Da berührte eine sanfte Hand seinen Arm; es war Marinka.

„Mein lieber Herr, heute können Sie nicht weiter gehen; ich werde Ihnen ein Lager bereiten.“

Bewundert schaute er sie an. „Ja — wo?“

Marinka war schon weggeeil. So viel er wahrnehmen konnte, kletterte sie an einer Leiter, die am Mauerwerk in der Fortsetzung der Hütte angelehnt stand, empor und verschwand oben. Es raschelte und rauschte. Bald kam sie wieder zurück. „Da steigen Sie hinauf, Lieber, und lassen Sie sich durch nichts stören.“

J. sagte Ihr einige Schmeicheleien; kurze Zeit hörte sie zu, dann wünschte sie ihm gute Nacht und lief lachend weg. So kroch er denn empor, und fand sich bald im Eichenlaub lebendig begraben.

Kaum hatte er es sich halbwegs auf diesem ungewohnten Lager zurecht gemacht, als er auch schon vor Mü-

digkeit einschloß — und im Traume Marinka in antiker Tunica auf einem Sockel sah. Aus der ungewaschenen Naturschönheit erwuchs ihm ein reines Ideal, das in einer Hand einen großen hölzernen Kochlöffel hielt.

Doch hatte er nicht viel Zeit zum Träumen, denn auf der Straße war es unruhig geworden. Gestalten huschten her und hin, unterhielten sich flüsternd oder halb laut, fluchten wohl auch.

„Joze, willst Du wohl unten bleiben! Der Hundesohn könnte aufwachen!“

„Schweig,“ Ungeheuer!“

Ja, was ist das? — J. will sich emporrichten, doch vermochte er sich nicht zu bewegen. Ein Krampf hält seine Glieder gefangen. Desto schärfer ist sein Gehör, desto deutlicher zeigt ihm sein blinzelnbes Auge einen Kopf vor der Dachlücke. „Schlafst Du?“ brummte der ungewaschene Kopf.

„Ich schlafe,“ wollte der Gedängte versichern; doch vergebens öffnete er den Mund, kein anderer Laut drang hervor, als ein unmelodisches Achzen.

„Dem Keil träumt von der Hölle,“ und der Kopf verschwand.

Mein Freund empfand wahre Todesangst. Endlich schien sich der Alp von seiner Brust abzuwälzen; der Starrkrampf ließ nach; ein Lied nach dem anderen erlangte seine Gebrauchsfreiheit, und die erste Bewegung der Hände war auch, sich des Revolvers zu versichern. Die Waffe war ihm ein Trost, wenn auch ein schwacher, denn er hieß: Theuer will ich mein Leben verkaufen. Alle haarsträubenden Dinge fielen ihm ein, die ihm vor der Reise mit boshafter Lebendigkeit vor Augen geführt worden waren: von beruften, maskirten Tschitschen, die Postwägen anfallen und plündern, Kirchen ausrauben, in Gehöfte dringen, Grenzwächtern den Kopf abschneiden und ähnliche Stückelchen, die in Mondlandschaften eingerahmt, seine erregte Phantasie gespenstisch durchzitterten. Dazu

sieht der verschwiegene Diebshehler, der Mond, recht höhnisch zur Dacklücke herein.

Wo ist das liebliche Bild der braunen Marinka? Nur gräßliche, blutdürstige Gestalten tauchen vor seinem geistigen Auge empor. Dann dieses Wispern, Rispeln, Flüstern, Grollen, Fluchen, Schleißen und Horchen! Er mußte sehen, was unten vorging; doch bei jeder Bewegung raschelte verrätherisch das Laub. Endlich, als es auf der Straße auf einige Augenblicke lebhafter geworden war, schob er sich, mit dem Kopfe voraus, zur Lücke.

Was er sah, war besorgnißerregend genug. Lange Gestalten, die noch längere, grauenhafte Schatten im Mondlichte warfen. Sie schienen empor zu blicken, gegen ihn oder gegen den Mond. Wohl kroch der Mond versteckensspielend hinter eine schwarze Wolke — oder vielmehr, die schwarze Wolke verhüllte ihn zuthunlich, den Schelm, aber auf wie lange?

Es kam J. vor, als ob die Leute in einer ihm fremden Sprache berathschlagten; nur zuweilen drang ein italienischer Laut an sein Ohr. Da, o weh! näherte sich ein wilder Bengel der Leiter, setzte den Fuß auf die unterste Sprosse; schon packte J. krampfhaft das Ende der Leiter, um sie sammt dem Tschitschen zu überstürzen: als ein anderer Umstand noch im letzten Augenblicke die ersten Feindseligkeiten im Beginne wieder einstellte. Es kam athemlos ein Dursche gelaufen, der den unten Versammelten in ihrem Idiom einige Worte zurief. Darauf eine besondere Mühseligkeit, ein Hinundwiderlaufen, Fluchen, bis Alle in die Hütte hinein verschwunden waren, deren Thür sorgfältig verriegelt wurde.

Im Anfange hörte der Laufende ein wirres Durcheinander, das sich nach und nach in Todesstille löste. Er hatte eine Ritze entdeckt, durch die er hinabblicken konnte und auskundschaften wollte, ob eine Flucht gerathen wäre,

als in dem Moment, da er sein Auge der Spalte näherte, der Lichtstreif erlosch. Sein an den Boden gelegtes Ohr vernahm auch weiter nichts, als ein Summen, wie in einem Bienenstock.

Doch — knarrte nicht leise die Thür? — Jetzt — schwante nicht die Leiter? Krachten nicht die Sprossen? — Jetzt gilt's! So theuer als möglich! dachte er bebend, richtete den Lauf des Revolvers gegen die Oeffnung — ein Kopf wurde sichtbar — ein Hals und —

„Marinka!“ flüßerte der nun plötzlich freudig Erregte, denn ein Hoffnungsstrahl drang durch seine aufgesperrten Augen bis in das arme, pochende Uhrwerk hinter seinen Rippen.

„Hi!“ liselte die braune Goldbin, und schon hochte sie traulich neben dem Ueberraschten, brückte seine Hand und preßte, da der Raum eng war, sich an ihn, in sein Ohr wispernd: „Sie müssen fliehen, Herr! Man hat mit Ihnen Schlimmes vor.“

Er riß sich empor. „So laß mich fliehen, Mädchen — und sei meiner Dankbarkeit versichert.“

Abenteuerliche Pläne schwirren, noch Embryonen, in seinem Kopfe.

„Ich muß Sie bis vor's Dorf geleiten, damit die Hunde Sie nicht verrathen oder beißen. Doch es wäre besser zu warten, bis die Leute schlafen, denn“ — Marinka horchte plötzlich auf. Auch J. vernahm entfernte Schritte, die sich zu nähern schienen; sie wiederholten sich so regelmäßig, daß sie von einer Patrouille herrühren mußten.

J. erzwang sich die Aussicht auf die Straße, obgleich das Mädchen ihn zurückzuhalten versuchte. Es glitzerte und glänzte unten von Bajonetten und blanken Gewehrläufen, und „viermannhoch“ marschirte reglementsmäßig auschreitend, um allem überflüssigen Gesindel die Gelegenheit zur Flucht in humanitärer Fürsorge nicht zu benehmen, eine Patrouille vorbei. Wie jubelte sein Herz, er war ja gerettet.

Strahlenden Antlitzes wollte er hinunterrufen, aber Marinka verschloß ihm mit der Hand den Mund; ja sie riß seinen Kopf an ihr ängstlich pochendes Herz, brückte seinen Mund gegen ihre Brust, daß J. schier erstickte. Doch er befreite sich gewaltthätig; was war ihm Marinka gegen die Patrouille? Was ihre flüchtigen Reize gegen die glänzenden, soliden Bajonnette? Er wollte die Tschitschin von sich schleudern; doch als sie nassen Auges in sein Ohr flüßerte: „Undankbarer Deutscher! Weil ich Dich retten wollte, verdirbst Du mich! Nun wohl-an!“ — war ihm dies ein Appell an seine Ehre, an seinen Edelsinn. Traurig senkte er das Haupt; die Patrouillenschritte entfernten sich weiter — weiter — mit ihnen deren Echo.

„Undankbarer, so komm denn!“

Fürsorglich kletterten Beide hinunter. Mit seinen Schuhen konnte er nicht leise genug auftreten. „Zieh' Deine Stiefel aus!“ befahl die Zürnende kurz, brachte große, zerrissene Schnürschuhe mit weicher Sohle, wie sie die Tschitschin tragen, und stülpte sie dem Bestürzten auf die Füße, dessen seine Stiefelchen verächtlich in einen Winkel, hübsch nahe der Hütte, schleudern. Sie faßte ihn nun an der Hand. „Halt,“ sagte sie energisch, „dummer Deutscher! Zieh' Deinen Rock aus! Wenn unsere Hunde den ihnen fremden Geruch des Rockes wittern, oder unsere Leute Dir begegnen, dann wehe!“ — Augenblicks war dem Verblüfften der Rock heruntergestreift, und ehe er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, ihm eine logengrobe, rauhe, zerrissene Jacke ohne Aermel umgeworfen. Silig und geräuschlos ging's nun durch das Dorf hinaus auf das Steinfeld.

Marinka wurde wieder zuthunlicher; sie scherzte: „Herz, Du verdienst nicht, daß ich mich für Dich in solche Gefahr begeben. Doch, Liebster, was soll ich, da ich Dich liebe? — Da, geh' auf diesem Wege, rechts, bis zu je-

nem schwarzen Felsen, dann links durch das Wäldchen. Gebt acht, Herr, daß Ihr nicht in die Schlucht fallt!“

„Hab' Dank, tausendfachen Dank, Herzige!“ — Er tastete in allen seinen Taschen — ja die Brieftasche — die stach ja in seinem Rocksaack — und der Rock — „Marinka, ich habe“ — Wo ist das Mädchen? — Er wollte zurückeilen; da erhob sich ein Getöse und Geheul, und dort, von woher er kam, streckten und reckten sich knurrend dunkle Bestien. Zum Glück fühlte er den Revolver im Futteral und sohin blieb ihm nichts übrig, als seufzend den bezeichneten Weg einzuschlagen.

Zu seiner Verwunderung schien er sich vom schwarzen Felsen immer weiter zu entfernen, obwohl er gerade darauf losging. Ja, erblickte er da nicht wieder vor sich das Dorf, das er fliehen wollte? — Wieder Geheul und Getöse — und da und dort? — Schleichen nicht rechts, nicht links — nicht vorn und rückwärts unheimliche Schatten? —

Ein entsetzlicher Schlag von rückwärts auf den Kopf warf ihn nieder — die schwindende Bestimmung fabelte seinen Augen das Bild eines abgeschlagenen, herumhüpfenden Kopfes vor, der unter gräßlichen Verzerrungen seinen Kumpf zu suchen schien. — Doch bald ward es ihm wieder klar vor Augen; er empfand dumpfen Schmerz am Hinterkopfe, nachdem er vorsichtig mit der Hand getastet hatte, daß er überhaupt noch im Besitze des Kopfes sei.

Mein armer Freund sah um sich einen geschlossenen Kreis von vielleicht zwanzig Tschittschen. Einer trat herzu und sprach: „Wenn wir Dich nicht tödten, so danke unserer Großmuth, Spion!“

J. wollte sich dagegen verwahren, doch der Andere, der ein Anführer zu sein schien, fuhr ernst und gelassen fort: „Schweige! Wir haben Dir bis nun nichts Böses zugefügt — das kleine Steinchen — pah! — — Doch

jeder Dienst ist eines Gegendienstes werth.“

„Ich bin mit Vergnügen bereit, meine sehr ehrenwerthen Signori,“ schrie J. und sprang auf die Knie.

„Nun, das ist schön,“ sagte der Anführer, der sich geläufig und angenehm im Italienischen ausdrückte.

„Sei also von der Bonta und nimm dieses Säckchen auf Deine linke Schulter. Es will sich nicht schicken, daß ich, der Capo, selbst es trage, während auch die Uebrigen bereits über Gebühr belastet sind. — Nun seht Euch, Herr, diesen etwas dunkleren Streifen an — diesen — es ist ein, allerdings etwas knorriger, böser Weg. Was thut's, da Ihr Euch bereits mit weiser Fürsorge mit passenden Schuhen versehen habt, so daß Ihr Euch das Genid zu brechen in Wahrheit nicht nöthig habt? Auch die Wahl des Kleides war sehr praktisch, mein verehrungswürdiger Cavaliere. — Kommt Ihr nun, mein Prinz, nach einem halbstündigem Marsche wohlbehalten am Rande eines Wäldchens an, so wollt Ihr gütigst stehen bleiben, und, um die theuren Glieder nicht frieren zu lassen, dieses wenige Stroh entzünden und etwas Reisig zulegen — so etwa hinter den ersten kleinen Baumchen vor einem sanft ansteigenden Spitzberg, damit ich von hieraus das Feuer sehe und über Euer leibliches Wohlbefinden vollständig beruhigt sei. Sodann gebuldet Euch, bis wir Euch aus schuldiger Dankbarkeit heimwärts geleiten! — Solltet Ihr aber, erlauchter Herr, lebendig von irgend welchen deutschen Hunden abgefangen werden — und gedächtest Du uns zu verrathen, das heißt, einen Hinterhalt zu legen, so bist Du in wenigen Stunden eine Leiche, Sohn einer Kuh, so wahr ich an Jesum Christum glaube und daß ich als guter Katholik einst in das Elysium komme.“

J. gab die feierlichsten Zusicherungen, daß er keinen Verrath plane, was die „Herren“ auch immer vor-

haben mögen; übrigens halte er von ihrem Ehrgefühl —

„Uebrigens,“ fuhr der Capo gleichgiltig fort, „ist es sehr fraglich, ob Du lebendig hinüberkommst. — Nun geh!“

Als der wieder plötzlich Eingeschüchterte zitternd fragte, welches Bedenken man gegen sein Hinüberkommen hege, näherte sich ihm der Capo und flüsterte geheimnißvoll: „Siehst Du, ich will Dir besonders wohl, weil Du meine Dulcinea beschenkt hast und ihr doch mit dem nöthigen Anstande begegnet bist. Also mag ich Dir die Gefahren nicht verhehlen, die Dir drohen. Du wirst die Grenze überschreiten, ohne daß Du sie siehst, denn sie spukt nur im Gehirne der Zollwächter.“ Lauter fuhr er fort: „Außer den zwei Fällen, in denen Du am Leben bleibst, sind noch drei andere Fälle möglich, die sogar eine größere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Du kannst nämlich erschossen oder erstochen werden, endlich, was das Allerwahrscheinlichste, vom Wege abirren und in ein Loch fallen, wo Du doch den Trost hast, daß die Knochen bis zur Auferstehung beisammen bleiben. Darum gib Dich nicht zu sehr irdischen Gedanken hin, und wenn Dir Verdächtiges aufstößt, schrei so laut Du vermagst! — Nun geh!“ schloß der Schmuggler rauh, und auch andere Stimmen grollten nicht undeutlich auf den v . . . . . Hund.

Der Aermste wankte fort, schwer belastet, fröstelnd, mit krankem Kopfe.

Er wußte nicht, wie weit er auf dem dunklen Pfade halb besinnungslos vorwärts gekommen sein mochte, als ihm ein spitzes Eisen entgegenlitzerte, das fast seine Brust berührte, und eine Stimme donnerte: „Ferma! La guardia di finanza!“

Vor seinen blöden Augen stand ein Soldat mit gefälltem Bajonnet; in ganz geringer Entfernung tauchten zwei andere auf. J. ließ den Sack sinken und murmelte: „Ihr mögt mich

erschließen, erstechen — oder was Ihr sonst wollt! Nur verlaßt mich nicht!“

Laut auflachend versetzte Einer: „Sei unbesorgt, soferne Du uns nicht zu verlassen gedenkst! Wogegen wir übrigens schon sorgen wollen!“ Im Nu waren die Hände gefesselt. „Meine lieben Herren Grenzwächter, erkens wußte ich nicht, auf mein Wort! daß hier die Grenze wäre, zweitens bin ich gar kein Schmuggler, sondern ein verunglückter Tourist!“

Erneuerte Heiterkeit des Nachlustigen. „Der Tschitsche hat eine feine Erziehung auf der Hochschule am Belvedere in Capobistria genossen! — Doch sage uns, Doctor, wie viele Euer sind und ob die anderen trauten Spießgefallen bald nachkommen werden?“

Mein Freund seufzte; wie gerne sprach er, doch: „Ich gab mein Ehrenwort, heute nicht zu plaudern.“

Da sprang der Dritte herzu, setzte das Bajonnet dem Gefangenen so hart an die Brust, daß die Haut geritzt wurde und schrie wie rasend: „S . . . Tschitsche, wenn Du nicht augenblicklich Dein Maul aufstuhst und Alles haarklein erzählst, so spieße ich Dich wie einen Käfer.“

Doch der Erste wehrte ernst und ruhig. „Laßt ihn! Er würde uns doch nur belügen. — Sie R. begeben sich schleunigst zum Hinterhalt und rufen den dortigen Posten zu unserer Verstärkung ab! Ohne Zweifel brechen die Tschitschen hier durch, da sie ihren Spion passiert wähen. — Sie R. bleiben auf der anderen Seite des Weges! — Ihr,“ hier wandt' er sich an J., „folgt mir hieher, legt Euch nieder und gebt keinen Laut von Euch, so Euch das Leben lieb ist! Bei der ersten verdächtigen Bewegung müßte ich Euch nolens volens kalt machen.“

Sprach's; der Gefangene ließ sich fast ohne Empfindung nieder — die Augen fielen ihm zum Destern zu, wenn er sie gewaltsam auch aufriß. Er hörte wohl die Verstärkung kommen, nahm wahr, wie man ihn, der vor



Frost mit den Zähnen klapperte, mit-leidig mit einem Mantel bedeckte, und fiel in einen todtähnlichen Schlaf. —

Als er erwachte, war es Tag. Einige Grenzsoldaten standen um ihn und betrachteten ihn mit-leidig; die Fesseln waren ihm während des Schlafes abgenommen worden. Er versuchte sich zu erheben, mußte jedoch unterstützt werden. Der Anführer, der meinte, daß die Schleichhändler anderswo durchgebrannt seien, oder, daß der Ergriffene auf eigene Faust hin eine Schwärzung versucht habe, gab Befehl zum Aufbruch. Unser Tourist war so schwach, daß er von zwei Mann geführt werden mußte.

Nach zweistündigem Marsche langte die Escorte vor einer Dogana an, wo der vermeintliche Schleichhändler verhört und zur Erlegung eines Straf-betrages wegen Schleichhandels mit 42 Pfund Zucker verurtheilt wurde, welches Urtheil schon deshalb nicht in Vollzug gesetzt werden konnte, da die braune Schöne mit dem Rode ja auch die Geldtasche weggenommen hatte; es wurde sonach seine Einlieferung an die nächst höhere Behörde bestimmt, um den Verbal-Proceß gegen ihn an-hängig zu machen, da der processus summarius mit der Börse in die Brüche gegangen war. Nach geschwehener Bei-setzung seiner Unterschrift im kurzen Verhörs-Protokolle, in dem er den Uebertritt über die Linie mit Contre-bande eingestehen mußte, sohin im Hauptmoment geständig und straffällig war, brach er vor Schwäche zusammen. Den letzten moralischen Nasenstieber gab ihm der Umstand, daß er strafbar war, ohne sich doch der Strafbarkeit bewußt zu sein; dieser Widerspruch machte ihn wirblig, die zur Begrün-dung angeführten Paragraphen tanzten einen wüthenden Cancan vor seinen Augen und der Latonismus, daß Un-kenntniß des Gesetzes nicht entschuldige, nahm Gestalt an und schlug am auf-geschlagenen dickleibigen Gefällensstraf-geßbuch einen Purzelbaum.

Man reichte ihm Cornetti und Wein. Als er letzteren getrunken hatte, wurde er von den mit-leidigen Beam-ten zu Bette gebracht.

Er lag in Fieberhitze; ein grauer Schleier senkte sich vor seine Augen, durch den er einen umfangreichen, be-häbigen Mann in undeutlichen Um-rissen sah, der in einem kurzen Paletot saß und an dessen Seite ein langer Säbel baumelte. Den großen Kopf dieses jovialen Herrn bedeckte eine schäbige Mütze mit zerzauster Hahnen-feber; sein Antlig zierten ein unge-heurer, gewickelter Schnurbart, eine kupferige, energische Nase und runde Brillengläser, durch die die Auglein durchblinzelten wie die Sterne eines Räuzchens.

Der würdige Mann mit der Hahnen-feber hub an: „Ich zweifle nicht, daß er die Wahrheit angab — allerdings verworren — man kann nicht klug werden. Ich vermuthete“ — hier deutete er bedeutsam auf die Stirne. „Jedenfalls ist ihm übel mitgespielt worden.“ Plötzlich schien ihm etwas Lustiges ein-zufallen, denn sein Oberkörper gerieth bei der erfolglosen Bemühung, ein schallendes Gelächter zu unterdrücken, in krampfartige Zuckungen. „Also in der Tschitscherei = hihih! wollte er Naturschönheiten entdecken — hochho! Ansichten für seine Mappe sammeln — hahaha!“ Doch sogleich ernsthaft fuhr er fort: „Erwacht er aus sei-ner Betäubung, so ist er auf freien Fuß zu setzen! Zur Heimreise ist ihm der Grenzzug anzurathen — weniger eine Fortsetzung seiner Excursion. — Doch, ich wünsche, daß er von Posten zu Posten begleitet und überall verpflegt werde — diese Tschitschen haben ihn gehörig geplündert — mein Gott, von der Menage bleibt immer etwas übrig; ob ihr's den Weisbil-dern gebt — na, ich weiß schon — Doch sollte er ein Nervenfieber, vielmehr das Nervenfieber ihn kriegen, so müßte er hier ohne Arzt, ohne

Medicin, ohne Pflege elendiglich verkommen — er wäre in einem Ochsenwagen warm einzupacken und nach Triest zu überführen!“ — — —

Es verfloß Tage, bis mein Freund wieder seine fünf Sinne beisammen hatte und sich als Reconvalescent im Kreise der Seinigen befand. Als solchen traf ich ihn noch auf einer kleinen Urlaubstreife; er erzählte mir sein Abenteuer freilich noch unter dem

frischen Einbruche desselben und daß er nicht geneigt sei, sich noch einmal von den Tschitschen als Werkzeug gebrauchen zu lassen, um die Polizei irrezuführen. Ob er von seinem Vorjaze, die Reise über den Monte maggiore nach Fiume zu machen, seither zurückgekommen ist, kann ich nicht behaupten, denn bald schlug auch mir die Stunde, die den Abschied von meinen bisherigen bedenklichen Nachbarn bedeutet.

## Der schwarze Robert oder: Meine Frau und ich.

Eine Novelle von Emil Schnfeld.

(Schluß.)

Der Kellner empfahl sich mit dem Buch und ich machte mich fertig. Dann kam er mit der Rechnung und ich wollte sie bezahlen. Da stand ich von Neuem starr — mein Geld war zu Ende! Die Rechnung betrug fünf Thaler, zwei und einen halben Silbergroschen und ich hatte nur noch Einen Thaler im Portemonnaie. Ich hatte seit gestern Früh nur ausgegeben und mir kein Geld neu eingesteckt, auch zur Reise nicht... jetzt war meine Cassa erschöpft, ich konnte die Rechnung nicht mehr bezahlen und mußte noch nach Warnstadt! Ich war wie vom Donner gerührt! Dann hat ich den Kellner, mir den Wirth zu rufen.

Er kam und ich eröffnete ihm kurz, daß mir das Geld ausgegangen, er möge so gut sein, mir gegen — ja, gegen Hinterlegung meiner Uhrkette und meines Brillantringes eine Summe Geldes zu leihen.

Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er entschlossen: „Ne, bebaure, das kann ich nicht.“

„Herr!“ rief ich entrüstet, „was denken Sie? Dieser Ring ist über hundert Thaler werth, die Kette fünfzig — leihen Sie mir fünfundzwanzig Thaler dafür, auf zwei Tage.“

„Ne,“ wiederholte er ausweichend, „das können Sie mir nicht verdienen!“

„Verdenken? Weshalb nicht?“

„Die Geschichte — ganz offen gestanden — kommt mir verdächtig vor!“

Verdächtig? — Was?“

„Nicht 'mal fünf Thaler bei sich haben, um seine Rechnung zu bezahlen — ohne Gepäc reisen — und dann einen Brillantring und eine goldene Kette bei sich haben und darauf fünfundzwanzig Thaler leihen wollen — ne, mein Lieber, so ein Handlungsreisender ist mir noch nicht vorgekommen!“

„Handlungsreisender? — Ach so — ja.“

„Sehen Sie 'mal, Herr Süßmilk, wenn so etwas einem Privatmann passiert, dann laß' ich's mir gefallen, da kann das vorkommen. Aber ein commis voyageur, auf Geschäftsreisen, aus Calcutta, mit gestern Abend zwei Flaschen schwerem Wein und heut Morgen einem schweren Kopf... und dazu kein Gepäc und jetzt das — ne, mein Lieber: bezahlen Sie Ihre Rechnung und dann ist es gut.“

Ich war sehr niedergeschmettert durch das, was mir der Mann sagte. „Meine Rechnung bezahlen,“ bemerkte ich verlegen, „ja, wie soll ich denn das machen; ich sage Ihnen doch, daß mein Geld nicht reicht...“

„Nun, Sie werden ja als Geschäftsmann hier Bekannte haben — zum Beispiel Siegmund Habermann Söhne; wenden Sie sich doch an die.“

„Siegmund Habermann Söhne? Wer ist das?“

„Die große Rauchwarenhandlung hier in Nauheim. Die Leute machen Viel in Fuchsfellen. — Und die kennen Sie nicht 'mal? Ei, ei! Ei, ei!“

„Ich — ich kann mich doch nicht an Geschäftsfreunde wenden...“ stotterte ich in sehr peinlicher Stimmung.

„Nein?“ fragte der Wirth sehr ruhig. „Nun, wissen Sie was? Da könnten wir uns ja an die Polizei wenden!“

Ich erschrak so heftig, daß es der Mann bemerkt haben mußte. Schon wieder die Polizei! Diesmal mit falschem Stand und Namen von meiner Seite! Die Sache konnte schlimm werden! Ich nahm meine ganze Fassung zusammen und demonstirte dem Wirth vor, daß mir ein Appell an die Polizei zwar viele Scherereien zuziehen und mich in meiner wichtigen Reise vielleicht aufhalten könne, daß dies mich aber noch keineswegs in den Stand setze, ihm seine Rechnung zu bezahlen. Ob er nicht klüger thäte, fragte ich ihn, wenn er mir Gelegenheit verschaffe, Geld auf meine Werthsachen zu entnehmen und seiner Forderung gerecht zu werden. Die Sache schien ihm einzuleuchten und er nannte mir einen jüdischen Geldmann in der Stadt, der gewiß ein schönes Stück Geld auf die Sachen — falls sie wirklich echt wären, wie er bedenkllich hinzusetzte — leihen werde. Erfreut ging ich darauf ein, aber er erklärte mir freundlich, ich könne doch nicht verlangen, daß er mich fortlasse — er wolle seinen Hausknecht schicken, der mir das Geschäft abmachen werde, der wisse in solchen Dingen schon Bescheid. Mir war das ganz recht, da es mir den peinlichen Gang zu dem „Geldmanne“ ersparte und der Hausknecht wurde erpedirt. Der Wirth

blieb unterdeß stumm in meinem Zimmer sitzen. Gott sei Dank, nach einer halben Stunde kam Johann zurück und brachte mir die Summe von 70 Thalern. Ein Krösusgefühl überkam mich. Ich gab dem braven Jungen einen Thaler Trinkgeld, bezahlte meine Rechnung, wobei der Wirth die Frechheit hatte, in einem niederträchtig cordialen Ton zu äußern: er habe, offen gestanden, nicht geglaubt, daß die Sachen echt seien, sonst hätte er das Geschäft selbst gemacht. Ich eilte hastig meiner Wege, froh, daß ich aus dieser neuen und schlimmeren Wachtstube glücklich entronnen war.

Eine Stunde hatte ich noch bis zum Abgange des Zuges und brachte sie mit fieberhaftem Promeniren in den Straßen zu. Dann kehrte ich nach dem Bahnhof zurück, die Caffe wurde geöffnet, ich trat an das Schalter und forberte ein Billet zweiter Classe nach Wernstadt. Da klopfte mir Jemand auf die Schulter. Ich drehte mich um und erschrak. Ein Polizeibeamter stand vor mir.

„Sie sind Herr Süßmilch?“ fragte er ruhig.

„Nein!“ sagte ich entschlossen und dabei wirbelte es mir im Kopf.

„Um, das ist ja merkwürdig,“ sagte der Polizeimann verwundert, „der Wirth vom Bahnhofshotel hat es mir doch gesagt.“

„Ich bin es aber nicht!“ behauptete ich heftig. „Lassen Sie mich fort, ich muß abreisen.“

„Na, das ist aber eine merkwürdige Verwechslung!“ machte der Polizeimann verdußt.

„Merkwürdig oder nicht — ich habe Eile,“ brummte ich und wollte gehen.

Da kam aber schon der kleine, dicke Wirth mit erhitztem Gesicht zu mir hingeleucht. „Herr Süßmilch, Herr Süßmilch!“ rief er mir schon von Weitem zu, „da sind Sie ja, ich dachte mir doch, daß Sie mit dem Zuge abreisen wollten!“

„Lassen Sie mich zufrieden!“ fuhr ich ihn heftig an, „ich bin nicht Ihr Süßmilch, Sie verkenne mich.“

„Verkenne Sie? J, daß dich das Mäuslein heißt,“ rief er entrüstet, „das wäre ja noch schöner! Habe ich Sie nicht deutlich genug gesehen, als ich bei Ihnen im Zimmer saß? Wohl sind Sie's!“

„Ich bin's nicht — lassen Sie mich ungeschoren, Sie sind verrückt!“

„Verrückt? J sehen Sie 'mal? Also erst will man durchaus Herr Süßmilch aus Calcutta sein, wo so viele Umstände dafür sprechen, daß man's nicht ist und nachher, wo's drauf ankommt, will man's wieder nicht sein! Das ist ja merkwürdig, recht merkwürdig!“

„Ich bin aber nicht Ihr Süßmilch und damit basta!“ erklärte ich kategorisch. „Und nun lassen Sie mich ungeschoren oder ich meinerseits rufe die Hilfe der Polizei an.“

„Nun meinetwegen, meinetwegen — mir kann's egal sein, ob Sie das Papier kriegen oder nicht!“

„Welches Papier!“ fragte ich flügend.

„Den Schein — den Pfandschein über den Brillantring und die Uhrkette,“ sagte er hämisch.

Pfandschein? Mich überließ's bei dem Wort siedend heiß! „Was ist's damit?“ fragte ich verlegen.

„Hier dieser Schein,“ sagte der Polizeibeamte und breitete ein Papier vor meinen Augen aus. „Der Wirth hatte es mir vorhin übergeben, weil Sie es nicht mitgenommen hatten und er nicht wußte, wo Sie geblieben seien. Später sah er Sie von seinem Fenster aus hier auf dem Perron und machte mich auf Sie aufmerksam.“

Ich hätte mich selbst in Stücke reißen mögen wegen meiner Dummheit! War ich denn seit gestern Abend ganz verhezt, daß ich nur noch Unsinn begehen konnte? Wie kann man auch nur so schlecht mit Pfandscheinen Bescheid wissen! Man ist doch Student

gewesen! Richtig, jetzt erinnerte ich mich: ich mußte doch einen Schein über die Sachen bekommen, um sie demnächst wieder zurücknehmen zu können! Und ich hatte das Papier ganz unbeachtet gelassen, das der Hausknecht discret zusammengefaltet vor mich auf den Tisch gelegt — ich hatte es dort liegen lassen! „Teufel!“ sagte ich, „das hatte ich vergessen, geben Sie her!“

„Was?“ fragte der Polizeimann ruhig.

„Das Papier, den — den Schein.“

„Ihnen? Oh, ich denke, Sie sind nicht Herr Süßmilch?“

„Gerade bin ich's!“ rief ich ärgerlich, „ich habe nur so gesagt — bin ich's nicht, Herr Wirth?“

„Weiß ich nicht,“ zuckte dieser die Achseln, „Sie haben ja gesagt, ich verkenne Sie — ich glaube, ich habe mich doch wohl geirrt, ich bin meiner Sache nicht ganz sicher.“

„Ein Esel sind Sie!“ rief ich jetzt außer mir, „Sie wollen mich zum Besten haben, Herr! Neben Sie jetzt vernünftig oder ich kenne mich nicht mehr!“

„Ein Esel? So!“ schrie der kleine Dicke erboßt. „Also schimpfen will man, drohen, he? Ich werde Sie verklagen, der Polizeimann hat's gehört — ich lasse Sie nicht weg, bis ich weiß, wer Sie eigentlich sind! Kommt so ein wildfremder Mensch her, ohne Gepäc, betrinkt sich, hat nachher kein Geld zu bezahlen, will ein Handlungsreisender aus Calcutta sein und will's dann, wenn er Polizei sieht, wieder nicht sein — will's dann aber, wenn sich's um einen Schein über 70 Thaler handelt, mit einem Male wieder ja sein! Verdächtig ist die Sache, Herr Polizeimann, faul ist das Pferd, auf dem er sitzt — lassen Sie ihn sich legitimiren!“

Rauheim, sei es noch heut wenigstens dafür gelobt und gepriesen, scheint nicht viel Verkehr bei Dummelzügen zu haben, denn der Perron war fast leer, nur einige Beamte hatten

sich um uns gesammelt, sonst wäre die schreckliche Tragikomödie vor einem noch zahlreicheren Auditorium in Scene gegangen. Aber sie war auch so schlimm genug! Ich raffte mich indeß noch einmal zusammen und sagte energisch zu dem Polizeimanne: „Geben Sie mir nun das Papier oder behalten Sie es in Gottes Namen — aber ich muß fort.“

„Können Sie sich legitimiren, wer Sie eigentlich sind?“ fragte der Beamte mißtrauisch.

„Legitimiren? Nein. Ich habe keine Papiere bei mir, ich befinde mich nur auf einer kleinen Reise.“

„Aus Calcutta her?“ höhnte der Beamte, der mich immer mißtrauischer anblickte.

„Nein — ich habe meinen Wohnsitz zur Zeit hier in Deutschland und habe nur einen kleinen Ausflug gemacht von da wo ich wohne.“

„Wo denn?“ fragte der Beamte.

Ich stockte. Ich wußte nicht, ob ich als Süßmilch mit meiner Wohnung weiter in der Welt umherirren oder lieber die Bahnen meines wirklichen Wohnsitzes einlenken sollte. Aber dort würde man ja auch nach einem Handlungsreisenden aus Calcutta vergeblich recherchirt haben! Was also thun? Ich sagte daher bestimmt: „Wenn es nöthig ist und mir ein bestimmter Grund, darnach zu fragen, entgegengehalten wird, werde ich näheren Aufschluß über mich geben, eher nicht.“

„So bitte ich Sie, mir zur Wache zu folgen.“

Lauter Beifallssturm der Anwesenden stimmte dieser Entscheidung zu.

Also wieder einmal die Wache! Und eben läutete es zum dritten Male — ich mußte ja nach Warnstadt! Ich sagte das dem Polizeimanne, aber er lachte. Das werde wohl Zeit haben müssen, erklärte er und ich ergab mich in mein Schicksal. Ich war schon ordentlich daran gewöhnt, arretirt zu werden! Er war nur auf mein Ersuchen so gütig, à conto meiner Cassé

eine Droschke zu nehmen und folgten wir Beide dem traulichen Polizeiamt Nauheim's zu.

Mein Entschluß war gefaßt, ich wollte mich dem Polizeidirector selbst erschließen, wenigstens soweit erschließen, wie es meine Nauheimer Affairen und meinen wirklichen Namen betraf. Aber auch nur ihm, in welchem ich einen gebildeten Mann zu finden hoffen durfte — nicht den Unterbeamten, welche weder die Macht hatten, eine Sache zart und mit Discretion zu behandeln, noch deren Geschwätz ich meinen wirklichen Namen preisgeben wollte. Ich verlangte, den Polizeidirector persönlich zu sprechen und man sagte mir, er sei nicht anwesend, lehre erst Abends zurück. Ingrimmig verweigerte ich jede Auskunft über mich, außer an ihn selbst und erhielt als Antwort darauf die Mittheilung, daß ich mich dann bequemen müsse, bis zum Abend auf der Wache zu verbleiben. Die Beamten schienen indeß wenigstens von der stillen Ahnung durchdrungen, daß ich nicht gerade ein Räuberhauptmann, sondern wohl so etwas wie ein anständiger Mensch sei — es geht doch manchmal Nichts über einen guten Polizeiblick! Sie boten mir an, daß ich gegen eine kleine Entschädigung ein gutes Zimmer beim Hausmann des Gebäudes erhalten könne, in welchem man mich allerdings einschließen müsse und ich ging mit Freuden darauf ein. Ich erhielt ein reinliches Zimmer, der Hausmann versorgte mich auf meine Kosten mit allem gewünschten Essen und Trinken und es wäre dort nach all' dem Erlebten ganz traulich gewesen — wenn man mich nur nicht eingeschlossen und wenn ich nur nicht nach Warnstadt gemußt hätte!

Der Hausmann brachte mir auch Lectüre — gegen Abend zum Beispiel das Nauheimer Abendblatt. Ich blätterte es flüchtig durch und traute meinen Sinnen nicht, als ich wahr und wahrhaftig Folgendes las: „Der rüh-

menswerthen Aufmerksamkeit unserer Nauheimer Polizeibeamten ist es heut gelungen, eines lange gesuchten gefährlichen Hochstaplers in der Person eines angeblichen Handlungsreisenden Theodor Süßmilch aus Calcutta habhaft zu werden. Der gefährliche Mensch wurde kurz vor Abgang des Mittagzuges auf hiesigem Bahnhof fast in flagranti erwischt, als er soeben im Begriff stand, sich mit einer ansehnlichen Beute per Bahn aus dem Staube zu machen. Man spricht von einer wahrhaft genial ausgeführten Fälschung eines Pfandbriefes über 70.000 Thaler auf das Haus der bekannten hiesigen Firma Stegmund Habermann Söhne und von einem großartigen Diebstahl an Brillantringen. Der Verbrecher, ein Mensch von herkulischer Kraft, leistete übrigens so heftigen Widerstand, daß er geschlossen per Wagen nach dem Gefängniß transportirt werden mußte. Ein Näheres hoffen wir unseren Lesern schon morgen mittheilen zu können.“

Wütend schleuderte ich das Blatt in den fernsten Winkel des Zimmers und wäre am liebsten mit dem Kopf durch die Thür gerannt! — Gerechter Himmel, was vermag so ein Reporter zu leisten — selbst ein Nauheimer!

Eine Stunde später meldete man mir, daß der Polizeidirector bereit sei, mich zu hören, und ich wurde zu ihm geführt. Der Director saß an seinem Tisch hinter einem Actenstück und blickte mich einen Augenblick scharf an.

„Doctor L.“ rief er dann und er nannte meinen wirklichen Namen, ist es möglich, Sie sind es?“

„Herr Kunzemann — Sie?“ rief ich erstaunt zurück.

Es war Herr Kunzemann, ein alter Bekannter von mir, früher Beamter in N., der Vater eines meiner Studienfreunde, mit dem ich manch' frohe Stunde im Hause seiner Eltern verlebte.

„Wie zum Teufel kommen Sie denn als Theodor Süßmilch in's Prison?“ lachte er.

„Es ist eine etwas verwickelte Geschichte,“ erklärte ich. „Auf einem kurzen — kurzen Ausfluge begriffen, auf dem ich Jemand — Jemand überraschen wollte, schrieb ich mich mit einem Scherznamen in das Fremdenbuch ein, das ja wohl von keiner polizeilichen Bedeutung, sondern nur für die Fremdenliste bestimmt ist. Nachher bemerkte ich, daß mir das Geld ausgegangen und war genöthigt —“

„Ich weiß das, weiß das,“ lachte der Polizeidirector lustig, „der Bahnhofswirth hat's hier ausgefagt in dem Actenstück, und nun begreife ich Alles! Aber Ihr Glück, daß Sie der sind, der Sie sind, das heißt, daß ich Sie kenne, sonst hätte ich Sie wahrhaftig festhalten müssen, bis Ihre räthselhafte Doppelgestalt aufgeklärt war, Sie leichtsinniger Spatzvogel; Nun gut; hier ist Ihr Schein — natürlich sind Sie frei und natürlich sind Sie heut Abend mein Gast.“

„Nicht um die Welt!“ rief ich ordentlich erschrocken, „ich muß fort, nach Warnstadt.“

„Ah, richtig ja, ich vergaß das — der Herr Süßmilch hatte ja so auffällige, pressante Eile, nach Warnstadt zu kommen, hahaha! Nun da sputen Sie sich, um zehn Uhr geht noch ein Zug — glückliche Reise und lassen Sie sich bald einmal wieder sehen!“

Ich empfahl mich dem lebenswürdigen Manne, dem unvermutheten Retter aus der Noth und eilte wieder nach dem Bahnhof. Himmel, wie hätte es mit mir werden können, wenn Nauheim nicht Herrn Kunzemann zu meiner Rettung im Polizeidirectorio hatte! Ich glaube, ich wäre nie nach Warnstadt gekommen und ich mußte doch hin! Nach Warnstadt, nach Warnstadt, das Feuer brannte mir unter den Sohlen!

Nachts 11 Uhr kam ich dort an. Ich ging nicht wieder in's Bahnhofshotel, sondern in den „Goldenen Anker“, trank nicht wieder zwei Flaschen „Und oder Oder“, sondern eine Tasse Thee und schlief nicht wieder bis Vormittags elf Uhr, sondern stand um acht auf, schrieb nicht wieder einen fremden, sondern meinen richtigen Namen in's Fremdenbuch und sagte mir rathlos: „Was denn nun aber thun?“

Ob die Flüchtigen überhaupt noch hier wären? Ich hatte ja so gräßlich viel Zeit abgesehen, so viel Zeit verloren — mit Kopfschmerzen, Brillantabenteuer, Bahnhofsscene und Gefängniß zusammengenommen einen vollen Tag! Ich hörte, daß Warnstadt vier Gasthäuser besaß und machte mich auf, um in ihnen allen zu forschen. In den vier Gasthäusern waren sie nicht, waren überhaupt keine ähnlichen Personen abgestiegen, auf die meine Beschreibung allenfalls gepaßt hätte. Wo waren sie geblieben? Weiter gefahren? Was sollte ich thun, um ihre Spur aufzufinden, was, um nur zu einer Klärung all' des Geheimnißvollen, Unbegreiflichen zu kommen, das mich umgab? Ich vermochte Nichts zu thun, sagte ich mir — verloren geben mußte ich mich und meine Sache, untergehen in Verzweiflung, Wuth und Rathlosigkeit! Es war zehn Uhr Vormittags, meine Kräfte waren erschöpft, muthlos, planlos wandelte ich in Gedanken vertieft an den Vorgärten einer herrschaftlichen Villa in einer einsamen Promenadestraße dahin — da schlug mich plötzlich eine herbe Hand auf die Schulter und eine lustige Stimme sagte: „Victor, alter Junge — wie kommst Du denn hieher?“

Wie vom Blitz getroffen fuhr ich herum — Norden stand vor mir!

Einen Augenblick glaubte ich zu träumen. Im nächsten Augenblick brauste mir ein wahrer Wirbelwind durch den Kopf. Im dritten Augenblick schäumte ich vor Wuth über meine Erstarrtheit, daß ich mich nicht regen konnte, um

ihn zu packen. Er stand hinter dem niederen Gitter des Vorgartens und blickte mich so harmlos freundlich an, als sei gar nichts vorgefallen.

„Na?“ machte er verwundert, „Du bist ja ganz versteinert — fehlt Dir etwas?“

„Schurke!“ keuchte ich mühsam hervor.

Er prallte erstaunt zurück. „Was sagst Du?“ fragte er verblüfft und starrte mit weit aufgerissenen Augen so verwundert auf mich hin, als glaube er, nicht recht gehört zu haben.

„Wo ist meine Frau?“ keuchte ich krampfhaft.

„Deine Frau —?!“

„Ich weiß Alles, läugne nicht — Du hast Laura entführt!“

„Ich Laura entführt? Mensch, plagt Dich der Satan? Bist Du dem Irrenhaus entsprungen?“

„Ober ich will so schlecht von ihr nicht denken, kann so schlecht von ihr nicht denken!“ fuhr ich keuchend fort, „aber Du verbirgst sie mir, Du wußtest um ihre Flucht, ich weiß Alles!“

„Ihre Flucht? Ich verberge sie Dir? Victor, bist Du denn wirklich wahnsinnig oder was ist vorgefallen?“

„Seit zwei Tagen verfolge ich Euch — Du hast sie begleitet, läugne nicht!“ fuhr ich drohender fort, indem ich mich zu fassen begann.

„Du verfolgst uns? Ich Laura begleitet? Wohin denn? Ist sie denn fort?“

„Mit Dir!“ zischte ich und trat ingrimmig einen Schritt näher. „Schon vorgestern Abend erforschte ich, daß Du mit zwei Damen abgereist, mit einer jungen und einer älteren, biden! Sie waren es, sie und ihre Tante Ulrike!“

„Mensch!“ schrie Norden hier in hellem Erstaunen auf, „soll ich denn lachen oder soll ich empört sein über Deinen Wahnsinn? Mit zwei Damen abgereist? Ja wohl! Mit meiner Braut und ihrer Mutter!“

„Wie?“ prallte jetzt ich fast entsetzt zurück, „mit ihnen?“

„Ja doch, Unfinniger! Hier sind wir auf ihrer Villa!“

„Ihrer Villa —?“

„Villa des Geheimraths Brausig!“

„Und jenes Billetchen beim Bil-lard . . .“

„War von meiner Braut; die Erlaubniß, sie mit ihrer Mutter von einem Besuch bei Verwandten abholen zu dürfen und sie nach dem Bahnhof ober allenfalls bis Nauheim zu begleiten. Dort blieb ich zurück, weil es nicht schicklich sein konnte, die weitere späte Fahrt mit ihnen zu machen oder Nachts hier in Warnstadt mit ihnen zusammen anzukommen!“

„Himmel — und Dein galantes Abenteuer?“

„Das? Hahaha! Das war das galanteste Abenteuer von der Welt: meine Verlobung, in welche, obgleich die Frist noch nicht ganz um war, Papa auf gestern Abend, Elsens Geburtstag, ganz im Stillen eingewilligt hatte.“

„Gott im Himmel, ist das möglich!“

„Mit den Damen fuhr ich noch bei mir vor, um mir schmückeren Hut und Handschuh anzulegen. Meine Sachen hatte ich schon nach dem Bahnhof vorausgeschickt und expedirte nur rasch noch eine Depesche an meinen Vorgesetzten, daß ich den bewilligten Urlaub anträte.“

„Aber Laura — wo ist denn um Himmelswillen nun Laura?“

„Ich habe sie nicht mit Augen gesehen!“

„Sie ist doch aber fort — nach Nauheim!“

„Nach Nauheim? Auch?“ fragte Norden verwundert. „Und da —?“

„Da ist sie verschwunden!“

„Verschwunden? Teufel noch einmal, wo ist sie denn?“

„Ich weiß es nicht — fort — unauffindbar!“

Da unterbrach ein lauter Schrei unsern Diskurs.

Wir blickten stehend auf. Aus dem parkartigen Hintergrunde des Gartens kam hastig eine junge Dame auf uns zugeeilt. Ohne in der sichtslichen Bestürzung, welche sie zeigte, von mir Notiz zu nehmen, wandte sie sich erregt an Norden und rief ihm zu: „Eine schlimme Nachricht, Fritz, Du wirst eine schlimme Nachricht erhalten!“

„Was ist's?“ fragte Norden gespannt, von ihrer Bestürzung offenbar unruhig gemacht. Was mich betraf, so trat ich mit einer leichten Verbeugung einige Schritte zurück, um nicht zu stören.

„Deinem Freund ist ein Unglück zugestoßen!“ rief die junge Dame aufgeregt.

„Meinem Freund? — Welchem?“ fragte Norden erschreckt und warf einen scheuen Seitenblick auf mich. Ich bemerkte ihn und trat unwillkürlich einen Schritt näher.

„Er hat — Fritz, denke Dir nur: er hat sich das Leben genommen!“ sagte die junge Dame bedauernd.

„Das Leben genommen? — Wer, wer denn?“ Norden fragte das sehr gespannt und ich trat bescheiden wieder einen Schritt zurück.

„Hier, lies!“ sagte die junge Dame statt aller anderen Antwort und überreichte ihm ein Zeitungsblatt, in welchem sie ihm eine besondere Stelle markirte. Norden las. Dann schlug er in hellem Erstaunen die Hände zusammen, daß er das Zeitungsblatt zwischen ihnen zerknitterte, wie eine Depesche der Schröder'schen Buchhandlung, und rief, auf mich hinstarrend: „Mann, Mensch, ist es denn möglich! Komm, lies und staune — aber nein, halt, verzeiht, daß ich Euch noch nicht vorgestellt: — meine Braut, Fräulein Elise Brausig!“

Ich trat näher und verbeugte mich. Die junge Dame knixte sehr ernst und feierlich ihren Gruß zurück.

„Und dies hier“ — fuhr Norden fort, auf michweisend und mit einem seltsam zudenden Mienspiel im Ge-



sichte: „Dies hier, liebe Elise, ist mein Freund, Dr. Victor L. aus N.“  
 „Wie?“ schrie die junge Dame fast erschreckt auf: „Sie sind nicht todt?“

„Todt?“ fragte ich furchtbar erstaunt und riß die Augen weit auf.

„Hier, lies!“ sagte Norden, mir das Zeitungsblatt reichend und im Gesicht mit einer Mischung von allen möglichen Ausdrücken kämpfend. „Ich glaube, Ihr seid Alle miteinander in ein Tollhaus verwandelt worden!“

Ich las. Dann lehnte ich mich, wieder einmal in Stein verwandelt, sprachlos an das Gartengitter. Was ich gelesen hatte, im gestrigen Abendblatte der Ner Zeitung, war Folgendes:

„Nothgedrungene Anzeige. Der Dr. phil. Victor L. aus N. hat sich Dienstag gegen Abend aus seiner hiesigen Wohnung entfernt, vermuthlich und wie durch Thatfachen erwiesen ist, um nach Nauheim zu reisen. Er ist daselbst nicht eingetroffen, seitdem auch nicht in seine Wohnung zurückgekehrt und trotz aller Nachforschungen keine Spur von ihm aufzufinden gewesen. Es liegt bringende Vermuthung vor, daß er sich das Leben genommen. Alle Diejenigen, welche über den Verbleib des Unglücklichen Auskunft zu geben wissen, werden dringend gebeten, ihre Nachrichten, um nahe Verwandte zu schonen, denen die Sache für den Augenblick noch verschwiegen werden soll, nur unter folgender Adresse hieher gelangen zu lassen: Frau Lina Kiebusch, Rentiere, zur Zeit Seestraße 85 bei Dr. L.“

Hier folgte ein genaues Signalement meiner Person und meiner Kleidung.

Norden unterbrach meine Sprachlosigkeit mit der lachenden Frage: „Nun sag' mir, ist Euch allen zusammen der Verstand durchgegangen oder nicht?“

„Ich weiß nicht!“ stöhnte ich. „Ich weiß nicht, was ich sagen, wie ich mir das Alles erklären soll!“

„O, erklären kann ich's schon,“ lachte Norden. „Wenigstens was das hier anbetrifft! Man glaubte Dich nach Nauheim gereist, man sandte Dir eine Depesche nach, die ich bei meiner Ankunft mit dem Courierzuge auf dem Perron ausrufen hörte.“

„Eine Depesche?“ fragte ich erstaunt.

„Ja. Man rief auf dem Perron Deinen Namen aus, es sei aus N. eine Depesche für Dich da und Du solltest Dich im Courierzuge befinden. Wir suchten Dich — Du warst nicht da! Weshalb, um Himmels willen, kamst Du denn nicht mit dem Courierzuge?“

„Ich — ich konnte nicht!“ Inrischte ich, vor Wuth entschlossen, Alles zu sagen. „Ich saß auf der Polizeiwache, ich war arretirt!“

„Arretirt?!“

„Mein Himmel!“ rief Fräulein Brausig erschrocken aus.

„Aber was hattest Du denn angerichtet?“

„Nachher! Erzähle erst weiter,“ bat ich.

„Nun gut. Da Du Dich nicht in dem Zuge befandest, so ersuchte ich den Telegraphen-Inspector, der mir discret den Inhalt der Depesche vor-enthielt, auf meine Kosten nach Deiner Wohnung zu telegraphiren: eine an Dich hier im Zuge abzugebende Depesche hätte nicht bestellt werden können, da Du nicht im Zuge gewesen, man möge bestimmen, was mit derselben werden solle. Jetzt höre ich, daß Du zu jener Zeit nicht in Deiner Wohnung anwesend warst, sondern man Dich in Nauheim glaubte; man wird in Folge meiner Nachricht erschreckt gewesen sein und dort telegraphisch nach Dir gefragt haben — hast Du denn Dich nicht in's Fremdenbuch eingeschrieben?“

„Ja! Aber mit falschem Namen!“  
beichtete ich wüthend.

„Mein Himmel!“ machte Fräulein Elise noch einmal und schlug erstaunt die Hände zusammen.

„Mit falschem Namen? Ja, warum denn das?“ fragte Norden verwundert.

„Weil ich — weil Du gleichfalls im Bahnhofshotel logirtest und ich meinen wirklichen Namen nicht unter den Deinen setzen wollte!“

„Ah so, ich verstehe, ha ha ha!“ lachte Norden. „Aber Du logirtest also auch im Bahnhofshotel, Du wußtest, daß ich dort war? Boß Tausend: warum hast Du mich denn da nicht gleich aufgesucht und mich zur Rechen- schaft gezogen?“

„Weil ich — hm — — die Zeit verschlafen hatte!“

Fräulein Elise schlug stumm die Hände zusammen.

„Die Zeit — verschlafen?“ starrte mich Norden an. „Na, das ist nicht übel! — So fürchtbar lange, daß Du erst heute Nacht hier eintreffen konntest?“

„Nein — das lag daran, daß ich — daß ich in Nauheim fest saß, auf der Polizei!“ knirschte ich.

„Schon wieder? In Nauheim auch?“

Fräulein Elise trat ganz erschrocken zurück und sah mich mißtrauisch von der Seite an, als fürchte sie, doch am Ende einen Räuberhauptmann in mir vor sich zu sehen.

In wenigen Worten erklärte ich ihnen, wie mich ein Mißverständniß mit dem falschen Namen, den ich in's Fremdenbuch geschrieben, in Collision mit der Polizei gebracht, und wie mich der alte Kunzemann befreit habe.

„Wo ist denn aber nun schließlich Laura?“ fragte mich Norden neugierig.

„Ich weiß es nicht! Verschwunden!“

„Unfönn!“ rief Norden: „Ich glaube es zu wissen!“

„Wo ist sie? sprich!“

„Ich glaube — ganz ruhig zu Hause,“ erklärte Norden kaltblütig. „Unmöglich! Sollte das denkbar sein!“

„Ich glaube es,“ fuhr Norden nachdenklich fort. „Ich schließe es fast mit Sicherheit aus dem Passus in der Annonce Tante Lina's „um nahe Verwandte zu schonen, denen die Sache noch Geheimniß bleiben soll.“ Damit meint sie keinen Anderen, als Deine Frau, und folglich muß Laura zu Hause sein!“

„Das wäre — das wäre ja haarsträubend,“ sagte ich und meinte damit mein verzweifelles Suchen Laura's, die zu Hause saß!

Wir beratheten, was zu thun sei. Es war halb Elf, um Ein Uhr ging der nächste Zug, mit dem ich nach N. zurückzukehren beschloß. Inzwischen telegraphirte ich auf Norden's Rath nach Hause, daß ich mich lebend und wohlauf hier befände und schloß mit den Worten: „Wo ist meine Frau? Ist sie zu Hause? Rückantwort bezahlt.“ Ich bemerkte auf der Adresse, daß die Depesche von Jedermann zu öffnen sei, der sich bei Ankunft derselben in der Wohnung befinde.

Noch vor meiner Abreise nach N. könnte die Antwort zurück sein. Um halb Ein Uhr kam sie. Wir rissen sie auf und lasen. Sie lautete:

„Frau ist verreist. Nach Nauheim.“  
Stummes gegenseitiges Anblicken.  
Stumme Rathlosigkeit.

Jetzt sagte auch Norden kleinlaut: „Nun ist freilich nicht mehr zu zweifeln: Deine Frau ist wirklich nach Nauheim und ist dort, weiß der Himmel wohin, verschwunden! Fahre nicht nach N., fahre nach Nauheim und suche sie dort mit Hilfe des alten Kunzemann. Nöthigenfalls laß dort eine solche Annonce in's Blatt rücken, wie diejenige Deinetwegen, — aber vernünftiger!“

Ich fuhr also nach Nauheim.

Das Erste, was mir auf dem Bahnhof in's Auge fiel, war das

grinsende Gesicht des kleinen Hotelwirthes, der mich hämisch anblinzelte und mir zu sagen schien: „Ei, ei, Herr Handlungsreisender Süßmilch, sind Sie auch wieder da? Hätte doch kaum gedacht, daß Sie sich noch einmal hervormagten!“ Ich warf ihm einen niedererschmetternden Blick zu und ging vorüber. Der Zweite, den ich bemerkte, war der bewußte Polizeimann. Er maß mich mit prüfendem Auge von Oben bis Unten und schien offenbar ungewiß, ob er freundlich sein sollte oder amtlich auf der Hut. Ich konnte es mir nicht versagen, auf ihn zuzutreten und ihn so laut zu fragen, daß der nahebei stehende Hotelwirth es hören mußte:

„Ist Herr Polizei-Director Kunzemann zu Hause? Ich möchte ihn begrüßen.“

„Ja wohl, Herr Süßmilch; — ist zu Hause,“ erwiderte der Beamte.

Aha, Herr Süßmilch! Der Director hatte doch also, Gottlob, reinen Mund gehalten über meine Person. Ich schritt mit einem kurzen Gruß weiter, sprang in eine Droschke und fuhr nach dem Polizeiamt. Diesmal offenbar nicht geknebelt mit der herkulischen Kraft eines Nauheimer Reporters, wie ich mir tröstend sagte.

Auf dem Polizeiamt nannte ich meinen Namen und bat, mich dem Director zu melden.

„Alle Teufel,“ rief der Beamte überrascht. „Sie, Herr Süßmilch, sind also der Doctor L. aus N.? Sie sollten sich ja um's Leben gebracht haben?“

Der Mann hatte auch schon die unselige Annonce gelesen! „Sie sehen, daß ich es nicht ganz so schlimm gemacht,“ sagte ich kühl.

„Nein!“ bemerkte der Mann zustimmend. „Und nun kommen Sie auf Requisition der Warnstädter Polizei hieher, nicht wahr?“

„Der Warnstädter Polizei? Was habe ich mit der zu schaffen?“ fragte ich entrüstet.

„Nun, wir haben doch amtlich hinübertelegraphirt, man möge Sie

aussuchen und wenn man Sie fände, Sie veranlassen, wichtiger Privatfachen halber sofort hieher zu kommen.“

„Das haben Sie hinübertelegraphirt? Ich habe keine Sterbensahnung davon!“ rief ich überrascht. „Natürlich, Die dortige Polizei konnte mich nicht auffinden, ich war heut Morgen Acht Uhr aus dem Hotel fortgegangen und befand mich unterwegs, — wo sollte sie mich suchen? Und in wichtigen Privat-Angelegenheiten? Was ist es?“

„Weiß nicht. Der Herr Polizei-Director hatte befohlen, so zu telegraphiren.“

Der alte Kunzemann hatte es befohlen! Sollte er Kunde von dem Verbleib Laura's haben? Sollte er mir Wichtiges über sie mittheilen können? Was würde es sein, was würde ich hören müssen! „Schnell, melden Sie mich dem Director!“ drängte ich den Beamten hastig.

Eine Minute später stand ich vor dem alten Kunzemann. Er sprang auf, kam mir entgegen und rief erstaunt: „Aber Mann — was stellen Sie denn an, was muß ich mit Ihnen für Kunststücke machen!“

„Was gibt's — sagen Sie mir Alles, sagen Sie mir das Schlimmste!“ rief ich außer mir.

„Das Schlimmste?“ fragte er verwundert. „Das Schlimmste ist, daß Sie verschwunden sind und ich alle Telegraphendrähte in Bewegung setzen muß, um Ihrer habhaft zu werden.“

„Weshalb? Was wollen Sie von mir?“

„Mein Himmel, Ihre Frau weiß nicht, wo Sie geblieben sind — Ihre Frau sucht Sie wie eine Stecknadel!“

„Meine — Frau — wie eine Stecknadel . . .“

„Gewiß! Seit vorgestern Abend!“

„Wo? Wo ist sie?“

„Hier! Im Bahnhofshotel!“

„Im — Bahnhofshotel . . .“

Himmel, ist das möglich! Seit vorgestern Abend!“

„Nicht doch! Seit vorgestern Abend sucht Sie nach Ihnen!“ meinte er kopfschüttelnd. „Aber hier ist sie erst seit zwei Stunden.“

„Seit zwei Stunden!“ Also deshalb die Antwort an mich nach Warnstadt, sie sei nach Rauheim gereist! — „Seit zwei Stunden! Und wo war sie denn bis dahin?“

„Nun, wo soll sie denn gewesen sein? Zu Hause natürlich!“

„Zu Hause! Und ich fahre nach ihr in der ganzen Welt umher! — Zu Hause! Wissen Sie denn das wirklich bestimmt?“

„Natürlich weiß ich's bestimmt!“ lachte der alte Kunzemann. „Sie hat's mir ja vor zwei Stunden selber erzählt, als sie hier war! Heut Früh am Morgen las ich den unsinnigen Ausruf da in der Zeitung von gestern Abend. Sofort telegraphirte ich privatim nach Ihrer Wohnung, daß Sie lebten und gesund seien, und telegraphirte zugleich amtlich nach Warnstadt, daß man Sie auffuchen und wichtiger Privatfachen wegen veranlassen möge, sofort zu mir herzukommen. Wenige Stunden darauf war Ihre Frau hier, mit ihrer Tante, einer sehr — hm — sehr seltsamen Person, die hier gleich einen Anfall von Magenschmerzen bekam, vor Aufregung, wie sie mir sagte. Die Damen erzählten mir, Ihre Frau sei am Dienstag Nachmittag auf Rath der Tante mit einer Verwandten, Namens Ulrike, fortgegangen, um bei dieser einige Stunden zum Besuch zu bleiben, weil die Tante sich vorgenommen hatte, in dieser Zeit auf geschickte Weise, wie sie sagte, einen kleinen Streit zu schlichten, den Sie mit Ihrer Frau gehabt und Euch Beide einmal in kluger Frauenmanier von einem Fehler zu curiren, den Ihr gegen einander hättet. Na, das geht mich nun nichts an! Kaum war Ihre Frau fort, so seien Sie zurückgekommen, hätten furchtbar getobt über ihre Abwesenheit, hätten behauptet, sie sei nach Rauheim gereist und Sie müßten nach — wo-

bei Sie wüthend fortgestürzt und so rücksichtslos gewesen seien, daß Sie die Tante sogar gewaltsam in ein Zimmer eingesperrt hätten, wovon die alte Dame sofort einen Anfall von Krampfhusten bekam, — oder Zahnschmerzen waren's, glaube ich! Bald darauf sei eine amtliche Nachfrage von der Revierpolizei gekommen, ob es wahr sei, daß der Doctor L. nicht zu Hause sei und sich auf dem Wege befinde, mit dem Courierzug nach Rauheim zu reisen: Sie hätten das auf einem anderen Polizeibureau so zu Protokoll gegeben. Die Tante bekam einen furchterlichen Schreck, als sie hörte: auf der Polizei zu Protokoll gegeben, machte sich nun auf und fuhr plein chasso nach dem Bahnhof, um Sie noch abzufassen. Der Courierzug war aber schon fort und die Dame schickte ihm eine Depesche an Sie nach Rauheim nach: es sei Alles Irrthum, Ihre Frau sei gleich wieder zu Hause und Sie möchten zurückkommen. Statt Ihrer kam jedoch eine officielle Depesche aus Rauheim: Sie seien nicht aufzufinden gewesen, was nun mit der Depesche weiter werden solle?“

„Seitdem war jede Spur von Ihnen verloren, und als Sie auch bis gestern Mittag noch nicht in Ihre Wohnung zurückgekehrt waren, schickte die alte Dame hinter dem Rücken Ihrer Frau die bewusste Annonce da in's Abendblatt. Ihre Frau aber hat sie vorläufig damit beruhigt: sie wüßte von Ihrer Reise und Sie würden schon wieder kommen. Erst in Folge meiner Depesche und als sie hierher kamen, erfuhr die Frau Doctorin die ganze Geschichte . . . . na, und das Uebrige werden Sie ja am besten selbst wissen!“

Ja, ich wußte es!

Also doch Tante Lina! Tante Lina hatte alle meine Berechnungen durchkreuzt, hatte alle meine kühnsten Erwartungen zu übertreffen gewußt und hatte ein Chaos in Scene gesetzt, gegen welches dasjenige vor Er-

schaffung von Himmel und Erde noch ein Non plus ultra an Symmetrie gewesen war! Also wirklich Tante Lina! So sehr ich auch auf das Neueste gefaßt, auf das Grandioseste bei ihr gerüstet gewesen war! Sie hatte mir mit Norden, mit Laura's angeblicher Reise nach Nauheim und mit der ihr eigenen extraordinären „Frauenklugheit“ eine Komödie vorgespielt, weil sie mich von meiner vermeintlichen Vernachlässigung Laura's oder von sonst irgend einem Fehler, den ich nicht besaß, curiren wollte! — Tante Lina! — Na warte!

Es kam plötzlich eine ungeheure, aber fürchterlich entschlossene Ruhe über mich. Zunächst galt es vor Allem, ein Exempel an Tante Lina zu statuiren! Meine Frau war ja unschuldig, war ja durch Tante Lina's Verriichtheit ebenso mystificirt worden, wie ich selbst! Aber Tante Lina! Wenn ich sie nur erst hätte! Galt da, richtig; sie ist ja mit Laura im Bahnhofshotel! Also hin! Ich dankte dem alten Kunzemann in einigen Worten herzlich für seinen allseitigen Beistand und sagte ihm, daß ich zu meiner Frau wolle.

„Ja wohl, lieber Doctor, gehen Sie!“ sagte er freundlich. „Bahnhofshotel, Zimmer Nr. 11. Grüßen Sie mir die Damen und richten Sie nicht wieder solche heillose Confusion an!“

Ich fuhr nach dem Bahnhofshotel. Der Wirth, als er die Drofschke vorfahren hörte, kam eifertig an die Thür gewackelt und saunte, als er mich sah. Dann blickte er mich mit unverschämtem Lächeln an und sagte: „Ah, Herr Süßmilch, Sie da! Kann ich wieder mit Etwas dienen?“ Und der Gallunke blinzelte forschend nach meiner Westtasche hin, in welcher meine goldene Uhr saß.

„Lassen Sie mich ungeschoren!“ sagte ich kurz. „Ich wünsche die Damen auf Nr. 11 zu sprechen.“

„So, so, ei, ei! Werde Sie gleich melden, Herr Süßmilch!“ Damit

wollte er hastig vor mir die Treppe hinauf wackeln.

„Nicht nöthig!“ hielt ich ihn beim Kragen zurück und schob ihn etwas unsanft bei Seite. „Ich bin der Mann der Dame.“

„Au, Herr, das ist eine neue Beleidigung!“ schrie der Kleine wüthend. „Ich werde Sie verklagen!“

„Hol' Sie der Teufel!“ rief ich ihm barsch schon von der Treppe zurück — da flog vor mir eine Thür auf: es war Nr. 11. In der Thür stand Laura, mein armes, langgesuchtes Weib, hinter ihr Tante Lina. Sie hatten meine Stimme gehört, sie erkannt, und Laura riß die Thür auf.

Als sie mich erblickte, schrie sie nur hell, jauchzend auf: „Victor!!“ aber sie stürzte nicht auf mich zu. Sie wendete sich bloß hastig um, faßte Tante Lina, die darüber ganz verblüfft war, bei den Schultern, drehte sie kurz herum, schob sie umstandslos, worüber die Tante in einen lauten entrüsteten Protest ausbrach, in ein Nebencabinet, dessen Thür sie hinter ihr abschloß, während ich selbst in das Zimmer eintrat, die Thür hinter mir zuziehend — und dann flog sie auf mich zu, stürzte mir zu Füßen . . . . ja, ja, stürzte mir veritabel, zu Füßen und rief unter strömenden Thränen: „Victor, einziger, geliebter — theurer Mann, verzeihe mir, stoße Deine Laura nicht von Dir!“

„Laura,“ sagte ich, sehr gerührt, aber mich stark zur Festigkeit zusammennehmend: „ich weiß, daß Du das Ungeheuerliche nicht verschuldet hast, was hier an diabolischem Unsinne in's Werk gesetzt worden ist. Mit dem genialen Autor dieser Komödie, der dort im Cabinet jetzt wahrscheinlich einen „Anfall“ hat, werde ich mich nachdem auseinandersetzen. — Aber was, um Himmels willen, konnte Dich bewegen, einen Besuch bei Tante Ulrike zu machen, damit ich glauben solle, Du wärest — wärest . . . .“ hier stockte ich ein wenig und schämte mich

doch, zu gestehen, was ich hatte glauben können. — „Du wärest verzeiht?“ ergänzte ich mich ein Wischen unsicher.

„Ich wußte ja nichts davon!“ weinte Laura betheuernd. „Tante Bina sprach so rührend zu mir, als Du fortwarst — von unserem Glück, das sie wieder herstellen wollte, von allem Dunklen, das sie klar durchschaue und wo die ordnende Hand einer erfahreneren Frauenflugsheit noth thue . . . sie weinte dabei so bewegt und sprach so feierliche Worte, die mich ängstigten, daß ich ganz froh und glücklich war, als sie sich erbot, Alles wieder gut zu machen und in einer einzigen Unterredung mit Dir Dich zum Rechten zurückzuführen, von dem Du abzuweichen in Gefahr siehst, wie sie mir zu meiner fürchtbaren Angst sagte. Ich beschwor sie, mir zu helfen in meiner Noth, von der ich Aermste ja in dem Augenblick selber gar nicht wußte, worin sie bestände, und ich ging gern mit Tante Ulrike fort, in der Hoffnung, wenn ich nach wenigen Stunden zurückkehre, mein früheres Paradies in Deiner Liebe wiederzufinden!“

„Laura,“ sagte ich kopfschüttelnd: „Da hast Du doch aber auch ein Wischen im Unfinn mitgemacht! Tante Bina wollte helfen! Jesus, liebes Kind, wurde Dir denn nicht himmelhoch erschrocken zu Muthe, als Du diese gütige Absicht vernahmst? — Aber sieh' doch auf, Kind,“ fügte ich hinzu und wollte sie aufheben, denn sie kniete noch immer.

„Rein!“ wehrte Laura weinend ab, „laß mich knien, bis ich Dir, demüthig zu Deinen Füßen, Alles gesagt, denn mein Fehler ist größer, liegt tiefer als Du da ausgesprochen, und — Du weißt es!“

Ich erschrak. Sollte sie dennoch an Tante Bina's Autorschaft theilhaftig sein? „So sprich,“ sagte ich etwas gelehrt: „was hast Du mir zu sagen?“

„Meine Schuld liegt tiefer und Du kennst sie ja, Du guter, lieber Mann,

wenn Du auch zu gütig bist, es auszusprechen und mir die Vorwürfe zu machen, die ich mir hier zu Deinen Füßen selbst machen will!“ fuhr Laura zu beichten fort. „Ich habe das Ganze verschuldet, indem ich der, wenn auch unbewußte, Anlaß zu all' diesem sein konnte! Ich habe es verschuldet durch den kindischen Unverstand, mit dem ich in das über dem Niveau des nur liebenden Weibes stehende Streben des Mannes eingriff und mit unbedachter Frauenlaune an dem Markstein rüttelte, der das geistige Wollen des Mannes von dem liebenden Wünschen des Weibes scheidet — weil der Mann da Kopf und Herz sein muß, wo das Weib nur Herz zu sein bestimmt ist! Ich weiß, ich fühle, ich sehe das jetzt Alles; ich habe Dich geküßt, getränkt, gequält, verkannt — ich war unverständig, wo das Weib aus Liebe zu dem Manne doppelt die Pflicht gehabt hätte, verständig zu sein!“

„Laura — da hast Du eigentlich nicht Unrecht!“ sagte ich überrascht. — Wahrhaftig, ich hatte mir das seit einer halben Stunde selbst schon sehr deutlich und bestimmt gesagt; aber es überraschte mich, es sie sagen zu hören!

„Ich bin noch nicht zu Ende und ich sehe deshalb noch nicht auf von meinen Knien,“ fuhr sie in rührender Demuth fort. „Ich habe eine Bitte an Dich.“

„Sprich, sprich!“ rief ich warm, schon im Voraus ahnend, was sie begehrete.

„Du sollst mir verzeihen, indem Du mir dadurch Deine Verzeihung zeigst, daß Du mir die Erinnerung an meine Thorheit nicht nachträgst in Deinem ferneren Thun,“ bat sie. „Du sollst Dich den geistigen Arbeiten widmen, die Dir Bedürfniß und Erholung sind, reger und häufiger als zuvor, ungestört von meinen kindischen Wünschen und es zurückweisend, wo es Dir darin entgegentritt. Du sollst . . . . lieber, guter Victor, Du

sollt den Schwarzen Robert fertig schreiben — emfziger und Dich eifriger darin vertiefend, als je zuvor, denn, Victor: Dein Wollen soll herrschen und — bitte, bitte — gib mir die ersehnte Gelegenheit, mich gerade jetzt hierin ihm zu unterwerfen.“

„Laura, meine theure, süße Laura!“ rief ich, sie zu mir emporziehend, und schloß sie gerührt in meine Arme. „Deine Bitte ehrt Dich, wie sie mich erfreut, und sie ehrt mich selbst, indem sie lieb und süß dem zuvorkommt, was ich ohne diese herzige Bitte würde haben — Laura, würde haben von Dir fordern müssen!“

„Und Du machst mich glücklich, von Dir zu hören, daß Du es gefordert haben würdest!“ jauchzte sie, unter Thränen lächelnd, in meinen Armen.

Ach, Leser, ich sage Euch: das war ein reizender Moment.

„Nun aber zu Tante Lina!“ sagte ich nach einigen Augenblicken sehr fest. Ich ging nach der Thür des Cabinets, schloß sie auf und bat die gefangene Dame näher zu treten.

„Ich kann nicht, — oh!“ erklärte sie mit der Stimme einer Sterbenden, „diese Rücksichtslosigkeit sondergleichen hat mich krank gemacht, ich habe einen Anfall! — Es ist ein Krampf im Knie, glaube ich.“

„Ich muß Sie aber dennoch bitten, näher zu treten“ sagte ich bestimmt, „oder wir müssen von Zimmer zu Zimmer verhandeln, da ich Sie dort in dem unbehaglich kleinen Cabinet nicht zu stören beabsichtige.“

„Ich kann nicht kommen — oh!“ sagte sie mit noch schwächerer Stimme. „Wie kann ich auch von Ihnen eine zarte Rücksicht für mich arme Leidende erwarten! Oh, mein Krampf!“

„So sagen Sie mir vor allen Dingen,“ fragte ich, indem ich mich ziemlich gleichmüthig in einen Lehnstuhl setzte, von dem aus ich zwar in die Luft sprach, da ich meine Inculpatin in dem Cabinet nicht sehen

konnte, aber ungestört von diesem Hinderniß das Verhör begann: „Welche Eingebung hat Sie dazu veranlaßt mir vorzureden, daß Laura gerade nach Nauheim sei?“

„Ich Ihnen vorgerebet?“ rief Tante Lina entrüstet, die plötzlich, trotz des Kniekrampfes, aufsprang und energisch in das Zimmer trat. „Jesses, das mir?! Haben Sie Unseliger denn nicht gerade selbst gesagt, Laura sei nach Nauheim?“

„Wie, ich soll das gesagt haben?“ rief ich einerseits nicht minder entrüstet.

„Gewiß! Was weiß ich denn von Nauheim!“ demonstirte sie im Tone höchster, getränkter Unschuldb. „Ich hatte Ihnen nur, weil ich es gut mit Euch Weiden meinte und das Entsetzliche durchschaute, was als eigentliche Ursache Eures Streites zwischen Euch lag — weil ich Sie durch eine kurze aber lebhaftere Vorführung dessen bessern wollte, was kommen müsse, wenn Sie sich nicht änderten, — hatte Ihnen nur gesagt, Laura sei verreist! Nun aber, als Sie mich fragten: wohin denn? da wußte ich nicht, was ich sagen sollte, denn ich hätte ja rein aus der Luft gegriffen lügen müssen, und ich lüge nie! Als ich nun stockte und mich besann, welchen Ort ich Ihnen wohl nennen sollte, da sagten Sie mir — Sie selbst — Laura sei nach Nauheim . . . ! Nauheim, so ein Nest, das ich gar nicht einmal dem Namen nach kenne!“

„Teufel, ja,“ sagte ich betroffen, „das ist möglich!“

„Nun sehen Sie wohl?“ fuhr sie siegesgewiß fort. „Na, und weil ich merkte, daß Sie das am meisten paden würde, so sagte ich kurz und gut: Ja wohl, sie ist nach Nauheim!“

„So? das war doch aber gelogen!“ sagte ich scharf, um sie damit zu ärgern.

„Gelogen? Nein!“ fuhr sie im Ton beleidigter Logik auf. „Das war Etwas vorgerebet. — Ich lüge nie!“

„Ach so! — Nun, und was veranlaßt Sie denn eigentlich zu der ganzen Geschichte? Unser unbedeutender kleiner Streit?“

„Unbedeutender kleiner Streit?“ wiederholte sie mit vieler Würde und Hoheit. „Wollen Sie noch versuchen mich zu täuschen? So vernehmen Sie denn: In der Heftigkeit Eures sogenannten kleinen Streites überhörtet Ihr mein wiederholtes Klopfen an die verschlossene Thür, ich mußte draußen stehen und — vernehmen Sie es, Nefse, und läugnen Sie nicht — Weibe nicht: Ich hörte, was zwischen Euch vorging!“

„Nun, und?“ fragte ich gleichmüthig.

„Nun, und?“ fuhr sie streng fort. „Und ich hörte daß Sie — wie Sie auf — — auf — nun, es soll ja einmal heraus: auf Laura's — Liebeleien!“

„Liebeleien? Tante, sind Sie unsinnig oder plagt Sie der Teufel?“ rief ich ganz entrüstet.

„Keines von Beiden!“ erwiderte sie stolz und majestätisch, „hörte ich Sie nicht zu Laura sagen, daß Sie ihren Liebeleien zu viel Nachsicht gezollt hätten, und betheuerte nicht Laura weinend als Entgegnung darauf, daß es nur harmlose, unschuldige Liebeleien wären?“

„Liebeleien! hahaha!“ riefen wir Beide zugleich lachend aus. „Sie haben falsch gehört, Tante — Liebhabeleien haben wir gesagt!“

„Nun, Liebeleien oder Liebhabereien, das ist egal!“ erklärte sie ganz unwirrsch mit der ihr eigenthümlichen Logik.

„Ich bin nicht so ein Haarspalter, daß ich an den Worten herumdeutele, wie Ihr zu thun beliebt, um Euch auszureden! Wo Liebhaberei ist, da ist doch auch, denke ich, Liebe, und wo Liebe ist, da muß doch auch, denke ich, ein Gegenstand derselben sein, seht Ihr wohl!“

„Ja doch, ja!“ lachte ich jubelnd; „natürlich war ein Gegen-

stand der Liebhaberei da — eine Apfelsine!“

„Eine Apfelsine —?“

„Oder vielmehr: Apfelsine essen beim Schachspiel, was Laura's Liebhaberei ist und was uns beim Spiel störte!“

„Unsinn!“ sagte Tante Lina ärgerlich. Dann besann sie sich einen Augenblick, sah uns Beide scharf an und sagte mit hoheitsvoller Kälte: „Ihr bemüht Euch vergeblich, mich mit solchen Dummheiten blind zu machen, um Euch herauszureden und mir die Schuld aufzchieben zu können! Ich bin Euch zu klug dazu. Ich habe auch — gehört, daß von einer bestimmten Person die Rede war.“

„Von einer bestimmten Person?“

„Von dem Manne, dem Sie, Herr Nefse, zu viel Ihrer freien Zeit widmeten und über den Sie thöricht und leichtsinnig Ihre arme Frau vernachlässigten. Von dem Manne, den Laura in ihrer Herzensangst das Unglück ihrer Ehe nannte und ein Ungeheuer! Dem Manne, den sie, wie ich errieth, wenn ich mir dieß mit dem Vorangegangenen zusammenhielt, floh und aus Eurer Nähe zu verbannen wünschte, weil sie von seinem Einfluß auf ihr vernachlässigtes Gemüth Gefährdung ihrer ehelichen Ruhe fürchtete! Sie aber, Herr Nefse, Sie Leichtsinninger erklärten, Laura beleidige in ihm Sie selbst — Sie verstanden nicht, was das geängstigte Herz leitete und sagten: Dieser Freund sei Ihr Genuß in freien Stunden, den Sie nicht opfern wollten um Ihres Weibes willen — Ihre ganze Seele sei von ihm erfüllt, sagten Sie!“

„Jesus!“ rief Laura in höchstem Erstaunen, ihren Ohren nicht traugend aus: „Victor — sie meint Deinen Schwarzen Robert!“

„Ja wohl, ihn meine ich!“ schloß Tante Lina triumphirend: „ihn, jenen Norden!“

„Robert wollen Sie sagen!“

„Nun ja, Robert Norden, meinestwegen!“ ergänzte Tante Lina unwillig.



Laura sank in stummem Erstaunen auf einen Stuhl und vermochte gar nichts zu sagen.

Ich meinerseits erstarrte vor Lachen. Bis dahin hatte ich mich gehalten, nun aber brach's los. Ich hatte schon seit einem Weilchen kommen sehen, was kam, und hatte mir bis dahin mit beiden Händen das Schnupstuch vor den Mund gepreßt. Nun nahm ich das Schnupstuch fort und nun brach's los! Laura lachte mit, so daß sie sich schüttelte, aber sie that's leise und wandte sich ab, um es zu verbergen. Tante Lina that ihr zu leid. —

Als Tante Lina einige Augenblicke verwundert auf mich hingeblickt, richtete sie sich hoch auf und sagte würdevoll: „Herr Neffe, ich finde das etwas unpassend!“

Ich schämte noch einigemal tief auf von der Anstrengung des Lachens, trodnete mir die Thränen aus den Augen, erholte mich erst einen Moment und dann erklärte ich ihr, was sie begangen, wer der vielumsrittene Robert sei und was sie aus ihm gemacht habe.

Tante Lina starrte mich eine Minute sprachlos an, sagte mir dann tief beleidigt: Wir hätten sie mystificirt, setzte sich auf das Sopha und hatte einen Anfall. Ich weiß augenblicklich nicht mehr, was für einen.

Es courfirten zum Glück sehr viele Lüge zwischen Nauheim und N., etwa alle zwei Stunden, und der nächste ging in Kürze ab. Ich klingelte und bestellte die Rechnung. Nach einigen Minuten brachte sie der Kellner, ich bezahlte sie und warf das Papier auf den Tisch. Dann versah ich Laura mit Hut und Mantille und war eben im Begriff auch Tante Lina zum Aufbruch einzuladen, als diese plötzlich, mitten aus ihrem Anfall heraus, mit Emphase aufschrie: „Jesse! Nein so was! Sehen Sie doch!“

„Was gibt's?“ fragte ich gleichmüthig.

„Sie haben eine falsche Rechnung bezahlt, — Rechnung für Frau Süßmilch steht hier!“

„Thut nichts!“ sagte ich unwirrsch und wandte mich ab, um meine Verlegenheit nicht merken zu lassen. Denn die Süßmilch-Geschichte wollte ich doch lieber für mich behalten.

„Ich würde mir das aber nicht gefallen lassen!“ erklärte Tante Lina entrüstet. „Süßmilch! Wissen Sie nicht, daß dieß ein berühmter Verbrecher ist, den man hier in Nauheim gefangen hat? Ich hab's vorhin in der Zeitung gelesen!“

„Thut nichts!“ wiederholte ich noch einmal ärgerlich. „Kommen Sie, Tante, oder ich bedaure, Sie hierlassen zu müssen.“

Ich gab meiner Frau den Arm und ging. Tante Lina folgte uns beleidigt.

An der Thüre nach dem Perron begrüßte uns der kleine dicke Wirth mit einer tiefen Verbeugung und sagte hämisch: „Empfehle mich Ihnen ergebenst, Herr Süßmilch!“

„Hören Sie, Herr,“ sagte ich wüthend, denn der Süßmilch war nun einmal meine Achillesferse, an der ich sterblich war, „Ich bin Dr. Victor L. aus N. und Sie sind ein ganz unverschämter Patron! Treten Sie mir noch einmal mit Ihrer mechananten Physiognomie in den Weg, so vergesse ich mich und lehre Sie mores nach dem Grundsatz: Wer nicht hören will, muß fühlen!“ Damit ging ich.

„Schon gut, schon gut!“ rief mir der Dicke giftig nach, „werde den Herrn schon noch zu finden wissen!“

Meine Frau beehrte verwundert von mir zu hören, was denn das mit dem Süßmilch und mir sei, und ich erklärte ihr kurz, man habe mich einen Augenblick mit dem Verbrecher verwechselt, weil ich ihm etwas ähnlich sehe, der Irrthum habe sich aber bald aufgeklärt.

Wir fuhren nach N. zurück.

Als ich zu Hause die übliche Frage an das Dienstmädchen richtete, ob „etwas vorgefallen“ sei, erklärte sie, nein, es seien nur sehr viele Depeschen gekommen, welche sie alle sorgfältig aufbewahrt habe. Dabei führte sie mich an einen Tisch, der ganz mit Depeschen bedeckt war. Drei Bahnhofsdepeschen aus Nauheim und zwei Depeschen vom alten Kunzemann, meine eigene Depesche aus Warnstadt und eine noch uneröffnete Depesche von Norden, worin er anfragte, wie denn nun eigentlich Alles geworden und ob ich Laura schon wieder hätte. Ich legte die gesammelten Depeschen in mein Kullt und beschloß, sie mir zum Andenken aufzuheben.

Dann ersuchte ich Tante Lina um einige Minuten Gehör, die soeben meiner Frau eröffnete, daß sie heute Nacht lieber ihr Bett im Salon aufschlagen und dort schlafen wolle, weil es ihr nach all' den gehaltenen Aufregungen heut in ihrem Zimmer da hinten zu eng sei, zu „stidig“.

„Tante Lina,“ hub ich an, „ich achte und schätze Sie sehr, aber ich habe die Bitte um Einschränkung einiger Ihrer Eigenthümlichkeiten an Sie zu richten, welche mich theils stören, theils meinen Principien zuwider laufen. Zunächst werden Sie heute nicht im Salon schlafen, sondern in dem Zimmer, was wir Ihnen eingeräumt, und werden überhaupt, so lange Sie uns die Ehre Ihres Besuches schenken, weder Ihren Schlafplatz wechseln, noch Umgestaltungen in der Wirthschaft vornehmen, denn ich halte das für Ihrer Gesundheit nachtheilig.“

Sie müsse das besser verstehen und mir für meine Rathschläge danken, entgegnete sie mir spitz; sie werde doch wohl am besten wissen, was ihre Gesundheit erfordere und was nicht.

„Alsdann,“ fuhr ich ruhig fort, „müssen Sie mir versprechen, Ihre eigenen, Sie genugsam in Anspruch nehmenden Angelegenheiten, als da

sind: Pflege Ihrer Gesundheit, medicinische Maßregeln, Zerstreuung auf dieser Erholungsreise, vorzunehmende Besuche, persönliche Geschäftssachen zc., unvermindert im Auge zu behalten — nicht aber sich mit den oft heiklen und leicht zu verwickelnden Angelegenheiten Anderer zu beschäftigen, da in Anbetracht der so häufigen „Anfälle“ Ihr Kopf und Nervensystem zu angegriffen ist, als daß ich Ihnen ein Mehr als die Erledigung Ihrer eigenen Sachen gestatten dürfte.“

„Sind Sie mein Arzt?“ rief sie entrüstet, „wollen Sie mich für verrückt erklären? Soll ich hier unter Curatel stehen und mich in meinen Handlungen beschränken lassen? Ich werde das Feld räumen, wenn ich Ihnen zur Last falle!“

„Schließlich,“ fuhr ich abermals fort, ohne ihren Einwand zu beachten, „muß ich Sie insbesondere bitten, meine und meiner Frau internen Angelegenheiten Ihrer wohlwollenden Einmischung nicht mehr zu unterziehen und diese Sachen ganz mir und Laura zur Erledigung zu überlassen. Eine Vermittlung bei kleinen Differenzen ist zuweilen ganz gut und ich danke Ihnen für die wohlgemeinte Thätigkeit bei der obwaltenden Gelegenheit auf's Tiefste. Laura und ich haben indeß beschlossen, Sie in Anbetracht Ihrer leidenden Gesundheit fernerhin damit nicht mehr zu bemühen, sondern unsere Angelegenheiten aus rein eigener Initiative zu erledigen, und Sie würden mich tief kränken, wenn sie dieses unser gutgemeintes Bestreben durchkreuzten.“

„Empörend!“ fuhr Tante Lina aufgeregt empor, „ich soll eine Null sein an der Seite meiner armen mißhandelten Nichte, mich zum duldben Nichts erniedrigen, wo ich heilen, helfen, bessern sollte! Nimmermehr — und Du, Laura, und Du sagst Du, für die ich dies Alles auf mich geladen? Bist Du auch der empörenden Ansicht dieses Mannes da?“

„Ja, liebe Tante,“ sagte Laura bescheiden aber fest.

„Empörend! Unglaublich! Das mir!“ rief Tante Lina in heftiger Entrüstung. „Ich gehe, ich reise ab, keinen Augenblick bleibe ich länger! — Sa, und glaubt Ihr, daß ich diese Schmach, diese grenzenlose Beleidigung und Undankbarkeit ruhig hingehen lassen werde? Denkt Ihr an mein Testament — wißt Ihr, daß ich Laura enterben werde?“

„Ja, liebe Tante,“ sagte ich ruhig aber fest.

„Gut; ich gehe, ich nehme meine Sachen, ich reise ab — und morgen ist mein Testament geändert!“

„So bedaure ich, daß es mir nicht vergönnt ist, Ihnen diejenigen Bedingungen zuzugesehen, welche mein Haus Sie noch länger als lieben Gast umschließen lassen würde,“ sagte ich ruhig, mich erhebend.

Sie rüftete zur Abreise. Es dauerte etwas lange, aber es ging doch schneller als sonst und sie reiste wirklich ab. Stockböse, ohne Adieu.

Uns hatte die Sache zweiundsechzigtausendfünfhundert Thaler gekostet; eine hübsche Summe — aber ich hatte dafür Frieden in meinem Hause und die Herrschaft in meiner Ehe erkaufte, und wir waren's Beide zufrieden!

Abends ging ich, mit einem freundlichen Kuß von Laura dafür belohnt, an meine Arbeit, an den Schwarzen Robert, denn die Sache presfirte jetzt auf's Höchste. Ich setzte mich nieder und schrieb:

Ditto von Markheim's Leiche ruhte auf ihrer Bahre — da klingelte es und das Dienstmädchen brachte mir eine Depesche. Ich riß sie auf und las:

„Dr. Victor L. in R. — Verzichten auf Schwarzen Robert vollständig. Schon anderweitig versehen.“

Schröder'sche Buchhandlung.“

Bergnügt legte ich die Feder nieder und ging zu meiner Frau. „Hier,

lies,“ sagte ich lächelnd und gab ihr die Depesche.

Sie las. „Und was gedenkst Du nun zu thun? fragte sie mich forschend.“

„Ich werde den Schwarzen Robert dennoch fertig schreiben, liebes Kind, aber drucken lasse ich ihn nicht,“ erwiderte ich mit freundlicher Betonung. „Indeß, ich werde ihn dennoch fertig schreiben — und Du weißt, warum!“

„Ich weiß es,“ sagte sie liebevoll, „und Du hast recht. Geh' an Deine Arbeit!“

Ich ging. Und ich habe Wort gehalten, lieber Leser. Ich habe den Schwarzen Robert fertig geschrieben, — aber drucken lasse ich ihn nicht, dazu hat er mich zu sehr geärgert! Er liegt fertig in meinem Pult — wer ihn zu Ende lesen will, mag zu mir kommen und ihn sich ausbitten.

Mit den Folgen aber vom Schwarzen Robert hatte ich noch ein Weilchen zu thun. Zunächst mußte ich einen vertrauten Mann, da ich selber nicht mehr nach Rauheim gehen mochte, mit Geld und dem †††schein nach Rauheim schicken, um mir meine Uhrkette und meinen Brillantring einlösen zu lassen. Ich wählte meinen alten Stiefelpußer dazu, der mich schon in meiner Studentenzeit bedient hatte und eine treue, ehrliche Haut war, — aber es kostete mich ein hübsches Stückchen Geld. Darauf bekam ich einen Brief von Tante Lina, worin sie mir mittheilte, sie habe sich einen Notar kommen lassen und ihr Testament geändert, Laura sei enterbt. Dann erhielt ich eine Injurienklage von dem kleinen dicken Hotelwirth in Rauheim, wegen des „Efels“ und mußte drei Thaler Strafe und die Kosten bezahlen. Hierauf bekam ich eine Vorladung wegen des heulenden kleinen Jungen und wurde zu einem Thaler Ordnungsstrafe verurtheilt. Alsdann kam eine Anfrage des Rauheimer Abendblattes an mich, ob es wahr sei, daß der berühmte Hochappler Handlungsreisende Süßmilch

aus Calcutta sich meinen Namen bet-  
gelegt und unter dieser Maske sich  
geflüchtet habe, worauf ich antwortete:  
Ja, der Verbrecher sei aber auf Rio  
Janeiro bereits wieder ergriffen und  
von den portugiesischen Behörden zu  
lebenslänglicher Zwangsarbeit verur-  
theilt worden. Dann erhielt ich aber-  
mals einen Brief von Tante Lina,  
worin sie mir schrieb, sie habe doch  
eingesehen, daß sie uns Unrecht ge-  
than und bereue es, ihre Lieblinge  
so gekränkt zu haben. Sie habe sich  
deshalb einen Notar kommen lassen  
und ihr Testament geändert, Laura  
sei wieder zur Miterbin eingesetzt. —  
Das die Geschichte vom Liebestrieg

zwischen Mann und Weib um die  
Krone in der Ehe, um die Hegemonie  
auf dem Gebiete der Auffassung der  
Dinge, um den Friedensschluß im  
Ausgleich zwischen Gedanken und Ge-  
fühlen, Gewohnheiten und Neigungen,  
Grenze und Grenze zwischen Gebiet  
und Gebiet! Eine schlechte, trockene,  
langweilige, gleichgültige Ehe, der  
dieser Krieg erspart bleibt! Gewöhn-  
lich währt dieser brollige, lustige,  
prickelnde Krieg ein Jahr, das erste  
Jahr der Ehe. Ich war mit einem  
halben Jahre davongekommen und  
dann war Friede. Sieg und Friede!  
Das verdankte ich Tante Lina und  
dem Schwarzen Robert!

## Meinem Söhnlein.

So harrten wir denn nicht vergebens  
Auf uns'res Glückes neues Pfand,  
Und wieder warf das Meer des Lebens  
Uns eine Perle an den Strand!  
Ein Schicksalsbuch ist aufgeschlagen,  
Noch sind die Blätter weiß und glatt,  
So sei vom Vater eingetragen  
Ein Segenspruch auf's erste Blatt.

Sie, die gebär Dich lieben Jungen  
In Schmerz und ach in Seligkeit,  
Sie hält den Arm um Dich geschlungen,  
Dieweil ihr Blick Dich benedeit!  
Wenn hier die Fee des Märchens stände,  
Mit Talisman und reichem Erz,  
Dich könnten nicht die Feenhände  
Begnaden, wie das Mutterherz!

Sie mag des Kindes Schritte lenken  
Mit sich'rer Hand, in treuer Gut  
Und tief in Deine Seele senken,  
Was tief in ihrer eig'nen ruht.  
Denn was an Reimen im Gemütthe  
Des Mann's auch ringe nach dem Dicht,  
Es bleibt ein Wachsthum ohne Blüthe,  
Ward ihm sein Theil vom Weibe nicht.

Doch wenn sich Deine junge Seele  
An echter Weiblichkeit genährt,  
Dann ist es Zeit, daß sie sich stähle  
Zur Form, die auch im Feuer währt!  
Kein Halber sei nur — sei ein Ganzer,  
Ein Streiter in der Wahrheit Mann,  
Ein Held, auch ohne Schwert und Panzer —  
So wachse denn und werd' ein Mann!

Albrecht Graf Wickenburg.

## Der Napoleon-Schüb.

Eine heirische Attentatsgeschichte von J. S. Kofegger.

Es war kein fröhliches Glockengeläute, das im Hochsommer des Jahres 1866. Es galt den in Böhmen und Schlesien gefallenen Söhnen des Dorfes. In der Kirche stand der Katastroph. In seinem Innern war es hohl und leer, aber das weinende Herz der Mutter sah in ihm den Leichnam ihres vor wenigen Monaten mit Lust und Muth ausgezogenen Sohnes, und diese traurige Vorstellung verdrängte das gräßliche Bild von den Massengräbern bei Königgrätz.

Als ich — damals ein Student auf Ferien — nach dem Trauergottesdienste aus der Kirche trat, fiel mir ein zwerghafter alter Mann auf, der sich an der Kirchhofsmauer sonnte und immer etwas vor sich hinhurmerte. Zu Fleiß trat ich ihm näher und da hörte ich, wie er sagte: „Just so gut wie ich haben sie ihre Haut zu Markt getragen; aber die ihrige haben sie gut verkauft und die meinige trage ich noch über den Knochen — das ist der Unterschied. Sie ist zähe, die meinige, sie ist aber auch brav gegärbt worden — nutzt nichts.“

Vier Jahre später kam ich wieder in's Dorf. Die Leute waren aufgeregter, wie das erstemal, aber freudiger. Es war gerade die Nachricht eingetroffen, von der Gefangennahme Napoleon III. bei Sedan. An der Kirchhofsmauer hochte wieder mein uralter, zwerghafter Mann und murmelte unaufhörlich den Namen „Napoleon“.

Als ich mich erkundigte, wer denn das fahle, gnomenhafte Greislein sei, das fortweg in der heißen Sonne an der Kirchhofsmauer hochte, sagte man mir, ich möchte mich nur näher an dieses Greislein machen, vor dem würde ich noch Respect kriegen, das wäre der Napoleonschüb. Ich solle

den Alten nur in's Wirthshaus mitnehmen, er ginge gern, und ein paar Gläschen Branntwein spendiren, ich würde was zu hören kriegen, was eigentlich nicht an den Zechtisch gehöre, sondern in die Weltgeschichte.

Ging ich zum Alten hin und fragte ihn, ob er nicht mit mir in den Schatten gehen wolle?

„Wenn er darnach ist,“ antwortete der alte Mann, hob seine schneeweissen, buschigen Augenbrauen und schaute auf das blinkende Schindeldach des Wirthshauses hinab. Wir verstanden uns, er ging mit mir und ging rasch, trippelnd und gebückt, als ob er auf dem Boden etwas suche. Die Schulkinder nannten ihn „Schützen-Bipp“ und grüßten ihn — sie waren größer als er. Als er das erste Gläschen an den Mund führte, sah ich, daß dies keine Hand für einen Schützen sei, sie zitterte stark.

Er mußte meinen Gedanken erathen haben, denn als er getrunken hatte, und zwar mit einem kurzen, entschlossenen Sturz bis auf den Grund ausgetrunken, sagte er: „Ja, Herr, jetzt freilich nimmer! Jetzt, wenn ich auf eine Scheibe will schießen, muß ich froh sein, wenn ich die richtige Weltgegend treffe — vor Zeiten hab' ich's schon etwas besser gemacht.“

„Gewiß auch bei den Soldaten gewesen?“ fragte ich, dem Wirth das leere Glas hinschiebend.

„Wer? ich?“ entgegnete der Alte und schaute mich so über die Quer an, als wollte er prüfen, ob meine Frage Spaß oder Ernst sei. „Meint Ihr's richtig, daß ich getaugt hätt'? Ich bin vormals just ein solches Kamelthier gewest, als wie ich heut' dasteh'. Vom Alter kommt's bei mir nit, im Gegentheil, ich bin schöner, weit schöner bin ich, als dazumal und

ich kenn' Eine in der hiesigen Gemein, die sagt, ich kunnt Einer heutzutag leicht gefährlicher werden, als in Jungheit. Ich glaub's nit. Geschossen hab' ich gut, das ist mein Einziges gewest. Aber zum Soldaten haben sie mich doch nit mögen. Bauersmann mißt beim Bäcker die Semmeln nach der Länge und nicht nach der Dide. — Die Soldatenwerber haben es auch so gemacht. Anderen, den baumlangen Kerlen, haben sie nachgejagt im Gebirg, über mich, den Lipp, sind sie geskolpert und haben mich doch nit gesehen. Franzosenzeit! Die sauberen Burschen haben fort müssen, die Krüppel und Teppen sind daheimblieben; da könnt Euch denken, was die Weiber für eine Freud gehabt haben! Ist aber ein Unfinn von den Werbern, hab' ich gesagt, die Heuigen und langen Löppeln schießen um kein Haar besser, als wie die Zwerge, geben hingegen der Franzosenjugel ein viel größeres Ziel. Weil's wahr ist!"

Jetzt trank er wieder einmal, mein Alter. Ich ließ ihn Red' an und er fuhr fort:

„s hat mich bitter verdroffen, daß ich ihnen zu schlecht bin gewest für einen Soldaten und 's hat sich bald gezeigt, was die baumstarken Lämmel ausgerichtet haben. Auf ja und nein ist der Feind im Land und der Murboden ist auf und auf blau vor lauter Franzosen. Im Einsersjahr ist's gewest, oder noch was früher. Draußen in der Leobnerstadt ist das Hauptquartier und der Napoleon — das ist der Erste gewest, schau, den heißen sie noch heute den Großen, so klein er gewachsen war! — Der Donaparte loschirt sich im Gößkloster ein und thut, als wollt' er sich festsetzen für alle Ewigkeit in unserem Steirerland, das recht und schlecht dem guten Kaiser Franz gehört. Mich haben sie daheim alleweil verpöhtelt von wegen meiner Untauglichkeit, andererseits hat mir wieder der Kaiser

Franz in's Herz hinein weh gethan und drittens ist mir gewest: Das wär' doch eine ewige Schmach, wenn wir diesem verruchten Franzosen-Räuberhauptmann unser Heimatland so gutwillig lassen wollten! Dazumal hab' ich noch nit Schnaps getrunken, aber auf einmal ist was in mich gekommen, das ist euch gewest, wie ein Rausch. Ich geh herum und weiß selber nit, wo. Kein Arbeiten hat mich gefreut, ich misch' mich unter die Blauhosen und treib mich in der Leobnerstadt um und schleich im Garten vor dem Gößkloster auf und ab und schau' durch das Buschwerk in die Fenster hinauf, wo der kleine, weißwanstige General ab und an in die Gegend herausschaut. Und wie ich so guck, da fällt's mir gar ein — —“

Der Alte wackelte mit dem Haupt und liebäugelte sein Schnapsfläschchen an, aus welchem ihm alle Erinnerung aufzusteigen schien. Dann sicherte er.

„Was fiel Euch ein?“ half ich nach.

„Bin dazumal doch ein verflucht pffiffiger Mensch gewest,“ fuhr er fort. „Millionen Desterreicher sind im Land und keiner denkt d'ran. Alleweil nur gegen die französische Armee ist ihr Speiß gerichtet. Was kann die französische Armee dafür! Auf Einen kommt's an — gerade auf einen Einzigen. Da knallen sie darauf los, wie zum Zeitvertreib, schießen auf die Scheibe, treffen das Feld, treffen auch einmal das Schwarze. Aber mitten im Schwarzen ist ein Kleinwinziges, weißes Punktlein — das treffen sie nicht. Ein gutes Aug' darf sich nit blenden lassen vom goldenen Stern, eine feste Hand — die Kugel sitzt, wo sie hingehört und ein Böller geht los, daß die ganze Welt davor aufschreckt.“

Er hat schon zu viel getrunken, dachte ich mir.

„Trav nachfüllen, Wirth,“ sagte der Alte, mit zwei Fingern das leere Schnapsglas über den Tisch schiebend, „der liebe Herrgott wird's schon zahlen.“

„Mein lieber Lipp“, versetzte der Wirth, „der Herrgott hat Neuzeit im Amtsblatt bekannt machen lassen, daß er Schnapsschulden nicht bezahlt.“

„Nicht?“ sagte das Greislein und klopfte mir auf die Achsel, „nachher wird dieser Herr da zahlen.“

„Du mußt in Deiner Geschichte nicht so lang herumfuchteln, Lipp,“ bemerkte der Wirth. „’s ist einmal eine Zeit gewesen, wo Du Deine Napoleongeschichte auf einen Guß erzählst hast.“

„Hat mir auch nur Einen getragen,“ entgegnete der Lipp auf das Glas lugend, „heut bin ich geschreibter. Ich will davon trinken, so lang ich leb’. Weiter hab’ ich nichts aufzuweisen. — Nu, halt ja. Wie ich da oben im Klosterfenster so den Franzosenkaiser hin und her gehen seh, fällt’s mir ein: Kleiner Kerl, was gilt’s, ich schieb’ Dich noch herab! — Da ist’s über mich gekommen, da ist mir gewesen: Lipp, Du bist Soldat, Du bist mehr als ein Soldat, bist mehr als ein General, Du bist die Armee. Sie werden Dich einfangen und aufknüpfen. Aber der Napoleon ist hin, und öfter als einmal können Sie Dich nit henten. Den’ an’s Heimatland, den’ an den Kaiser Franz. — Meinen Kugelflugen hab’ ich mir bereit; wie ich ihn lade, denke ich mir noch, für’s Bauchwidien, an dem die Welt jetzt klagt, ist diese einzige Pille genug. — Bei Tag und auf freiem Feld gibt man ihm’s nit ein, da steckt er mitten im Generalstab und der Generalstab steckt wieder mitten unter Reitern, Fußvolk, Wägen und Kanonen. Auf dem Leobnerfeld gegen Trofaiach hinein hab ich das Unwesen oft betrachtet von meinem Galgenberg aus. Na also, das ist nichts, aber der Napoleon hat die Gewohnheit gehabt, spät in die Nacht hinein zu studiren, wie er’s angeht, daß er die ganze Weltkugel unter seinen Fuß kriegt. Hat von seinem Zimmer das Licht herausgeschimmert in den Garten und

bis zur Mür, die hinter dem Garten vorbeirinnt. Auch seine Figur ist oft zu sehen gewest, der Mann hat gar keine Scheu gehabt, es kunnt ihm was geschehen. Ist um so besser, den’ ich mir, und in einer Wetternacht — das Wasser geht hoch und der Wind schlägt im Garten die alten Bäume hin und her, daß es kracht und in seinem Zimmer ist noch Licht, — seh’ ich auf einem Rahn über die Mür, bind’ das Zeug an und schleich durch die Büsche bis hin zu seinem Fenster und lug’. Das Licht fällt gerade auf einen alten Lindenbaum heraus und da huscht ein- um’s anderemal sein Schatten hin und her. Sein Schatten, der hilft mir nichts, den’ ich und klettere auf den Lindenbaum. Der Stamm gabelt sich, da sitz’ ich d’rinnen und thu mein Gewehr zurecht. Ich seh’ in’s Zimmer, hängt an der Wand sein weißer Mantel und sein Degen. Jetzt kommt er selber, stellt sich an’s Fenster und schaut heraus in die Wetternacht. Es mag ihm heiß sein, jetzt macht er den Flügel auf und läßt den Wind und die kalten Regentropfen an sein Gesicht schlagen. Ich fahr zur Wange. Ein solches Zielen, kaum zehn Schritt davon, ist ein Kinderspiel. — Großer Napoleon, den’ ich, jetzt kriegst Du Deinen Feierabend — und brüd’ los.“

Der Alte schwieg und starrte auf die Tischplatte.

„Ihr habt ihn nicht getroffen,“ sagte ich.

„Wer weiß denn das?“ beehrte er auf.

„Die Weltgeschichte,“ antwortete ich.

„So!“ sagte er und wendete sich unbehaglich hin und her, als ob ihn auf einmal der Höder zu drücken beginne. „Also das! Also in der Weltgeschichte steht’s zu lesen, daß der Philipp Sommerer ein schlechter Schütz ist gewest! Geht mir weg mit Euren Büchern. Auf zehn Schritt ein Brustblatt verfehlen, das wär’ sauber! Ge-

essen wär' der Schuß gut, aber wenn der Mensch eine stählerne Pfand an hat, was kannst machen? — Ich, wie ich seh', der Franzosentaiser fährt vom Fenster zurück, spring vom Baum und schau, daß ich an's Wasser komm'. Hinter mir wird's wild, als wenn alle Höllteufel los und ledig wären. All' Rängs leg' ich mich hin in den Rahn und laß mich davon rinnen die Mur hinab gen Leoben. An mein Schifflein pfeifen und schlagen die Kugeln an. Das thut mir nichts, den' ich in meiner tiefen Wiegen, aber wie wird's mir bei der Wehr unten ergehen! Wollt' ich doch, daß ich jetzt schwimmen kunnt, wie mein Vetter, der Stefel. Der ist Fischer gewest und hat mir's fortan lernu wollen, aber ich hab' alleweil gesagt: ein Fischer und ein Jäger find zwei Ding. Jetzt war's aber ein Ding und wie ich zu der Leobner Stadtbrucken komm', seh' ich im Mondschein: Die ganz' Brucken ist voll Franzosen und sie passen auf mein Fahrzeng. Lieber verkaufen, den' ich und stürz' mich kopfüber in's Wasser. Vor den Kugeln bin ich sicher, aber keh' die Hand um, packt mich so ein Kerl und zerrt mich an's Land. Jetzt kommt's, den' ich, jetzt, Lipp, schlagen sie Dich todt, wie einen Seehund. Ist auch recht, mein Leben ist gut verkauft. Es kommt aber anders. Gar höflich, und daß mir ja nichts soll geschehen können, haben mich ihrer sechs Soldaten zwischen sich genommen, haben mir trockenes Gewand gegeben und zu Gäß in eine warme Stube geführt und mir Wein vorgefekt. So gut haben mir's die Franzosen gemeint, daß ich wohl gemerkt, das Genken ist nit weit. D'rauf haben sie mich in's Verhör genommen, aber die Gänche haben schlecht deutsch geredet und so hab' ich gethan, als thät ich kein Wort verstehen oder wär' stocktaub. Ob ich's gewesen, der den Schuß in's Fenster gethan? Ob ich's auf eigene Faust gethan? Ob ich dafür bezahlt worden wär'? — Leut'

bei so einer Frag' ist schwer, das Maul zu halten, aber zuweg bracht hab' ich's, und wie sie sehen, daß ich wie ein Kloß dasteh', so haben sie gesagt, sie wollten warten, was der Kaiser selber thät, es hätt' verlautet, er möcht' den Mann sehen. — So, so! Da hab' ich's erfahren, daß mein Schuß für die Raß ist gewest. Ich bin in einen Keller gebracht worden; vor der Thür die aufpflanzt' Wacht, vor dem Fensterloch die aufpflanzt' Wacht, neben mir ein großes, leeres Faß, taugt zu nichts mehr, als zum d'rauffitzen und Gewissenerforschen! Jetzt ist mir die Sach' erst zuwider worden. Will sich der Mensch schon um viel Geld nit henken lassen, umsonst thut er's noch weniger gern. Wie ich draußen schon die Vögel munter werden hör' und an der Mauer seh', wie's anhebt zu tagen, da wird mir ein wenig übel. Werden die Leut' fragen, wo ist denn der Lipp hingekommen! Ja, der kleine Narr ist den Franzosen in die Faust gesprungen. Er hat sich wollen auf den Kaiserschützen hinauspielen, d'rauf haben sie ihn aus dem Wasser gefangen, den Stockfisch, und in die frische Luft gehangen. —

„Geh, geh,“ machte der Wirth, den Alten unterbrechend, „thu' nicht so! Was sie von Dir reden, wird Dich nit viel gekümmert haben; vor dem Strid hat Dir graust.“

„Schon gewiß nit!“ rief der Lipp und schlug die hagere Hand auf den Tisch. „Ich hab' mich in derselbigen Nacht mit beiden Händen an der Brust 'packt und gesagt: Du kleine Mißgeburdt, jetzt heißt's sterben — absterben — tobtwerden — hin sein, werfen Dich in ein Loch hinab, schaufeln Dich ein! Was meinst dazu? Hat der Lipp in mir gesagt: Was soll ich denn meinen? Dumm genug! — Wie es licht wird, kommt ein Vater und fragt meiner armen Seele nach. Beichten soll ich, meint er, ich würde nächst Ostern nicht mehr erleben. Sechs-



undsechzigmal bin ich seither schon bei der Ofterbeicht gewest. — Der Napoleon ist früh aufgestanden, gleich verlangt er mich. Er ist doch um einen Kopf größer gewest als ich, und hübsch untersezt, in Reitstiefeln und weißen Leberhosen, das Gesicht braun und ohne Bart und hat ausgehaut, wie ein Comödiantengesicht. Nur an den Augen hab' ich ihm den Franzosentaiser angesehen. Bei meiner Seel, das sind Schlangenbändiger-Augen gewest! Just, daß ich auf seinen ersten Blick nicht in's Knie gesunken bin und um Verzeihung gebeten, daß ich geschossen hab'. So ein Hundsfott kann der Mensch werden, wenn er verhezt ist. Und verhezt bin ich gewest, ansonst wär' mein Napoleon an demselbigen Tag mausetodt auf dem Brett gelegen. Nun, er schaut mich an, wie der Schinder einen Hund anschaut, der hat heißen wollen. Nur mit einem Aug braucht er zu blinzel'n, den' ich, nur mit einem einzigen, und ich baumle auf meiner Linken. Und im selbigen Augenblick schreit draußen im Garten eine Stimme: „Scham Dich Napoleon, daß Du Deinen Feind nit kennst und einen Halbtrottel statt meiner abtragn willst. Ich hab' geschossen und ich schieß schon noch einmal, adieu!“

Alles schaut hin, und ein Abjudant erklärt dem Napoleon, was der Mensch gesagt hat. Ich kenne ihn, mein Vetter Stefan, der Fischer ist's. Chevor ihn noch eine Kugel erlangt, springt er in die Mur. Die Franzosen jagen ihm noch eine Weile nach, aber gegen die unrechte Seiten. — Der Napoleon macht mit der Hand einen Deuter und ich bin lebzig. Ich geh' auf die Straßen, ich geh' in den grünen Wald, mir ist ganz schwindlig. Mir ist wie einem Kind, das mit seinen schwachen Füßen gehen lernen will, wie einem schwer Krankgewesenen, der im Sonnenschein am Kirchhof vorbeigeht, wo der Todtengräber noch an seinem Grab schaufelt. Jetzt erst ist mir der Gräuel

gekommen und ich hab' angefangen, mich vor dem Tod zu fürchten. Gelaufen bin ich so schnell und so weit, als mich die Füß' haben getragen, bis in's Hochgebirg hinauf. Dort oben hab' ich mich auf einen Stein gesezt, hab' herab geschaut in die weit' Welt und hab' mir gesagt: Auf einen Menschen, Lipp, auf einen Menschen schleißt nimmer. Nein, sagt in mir Lipp, aber auf den Napoleon, wenn's sein kann, brenn' ich doch noch einmal los. — 's hat nimmer sein können. Mein Kuglein muß ihn doch erschreckt haben, bald darauf ist er abgefahren und seither nit mehr im Land gewest. Aber in Göß unten zeigen sie halt doch heut noch das Fenster, wo auf den großen Kaiser Napoleon geschossen worden ist.“

„Ob sie den Fischer Stefan erwischt haben?“ war meine Frage.

„Si bei Leib nit. Dafür hat der ja schwimmen können wie eine Forelle. Der ist unter dem Wasser aufwärts gen St. Michael, und etliche Tage nachher sind wir da drinnen in den Bordenbergermauern zusammenkommen. Vetter, sag' ich, Dir bin ich mein Leben schuldig. Zahlt sich nit aus, sagt er, haben wir diesen Allmächtigen auch nicht weggeräumt, gesoppt haben wir ihn doch und das ist schon der Müß' werth, daß wir allbeid einmal sind naß worden. — Der gute Vetter Stefan, er hat ihn auch gern getrunken!“

In diesem Gedanken faßte der Alte wieder das Branntweinglas.

„Nur zu, Alter, wenn er Euch schmeckt, Euch scheint er wohlzubekommen. Aber nun langt mir einmal Euren rechten Zeigefinger her. Der hat damals den Hahn abgedrückt?“

„Ja freilich,“ meinte das Dreislein, „der alte, krumme Dingling da.“

„Wer sähe es ihm an, daß der Brand von Moskau, die Völkerschlacht bei Leipzig und St. Helena daran gehangen . . . !“

## Pyraklänge im Mai.

### Gebet.

O Geist der heil'gen Liebe komm  
Herab auf unsre Erde,  
Damit der wilde Haß entflieh'  
Und wieder Frieden werde.

Wohin man hört, wohin man sieht,  
Ein tolles Rennen, Jagen!  
Die Menschheit tanzt um's goldene Kalb  
Mit freudigem Behagen.

Sie liegt — weh', daß es also ist! —  
Fest in des Wahnes Ketten,  
Nur Du, o heil'ge Liebe, kannst  
Sie vom Verderben retten.

Wo Du erscheinst, da sprichst auf  
Der Eintracht weiße Rosen,  
Da sieht man, schwesterlich gepaart,  
Die Freud' und Güte lösen.

Erfüll uns ganz mit Deinem Geist,  
Mit Deinem Gottessegnen!  
Zieh' ein, zieh' ein in's offene Thor,  
Wir jauchzen Dir entgegen.

Gleichwie der Hirsch im Schmerze schreit,  
Der in das Herz getroffen,  
Schreit unsre Seele laut nach Dir,  
Du unser Sehnen, Hoffen.

— O Geist der heil'gen Liebe komm,  
Daß es zu spät nicht werde!  
D steig' von Deinem hehren Thron,  
Nimm in Besitz die Erde!! —

Wilhelm Kunze.

### Erinnerung.

Lenz war es und lieblicher Sonnenschein,  
Da zogen wir All' in den Wald hinein.

Wir wollten begrüßen den wonigen Mai;  
Fort waren die Sorgen, wir fühlten uns frei.

Wir lachten und sangen aus voller Brust,  
Das war eine Freude, das war eine Lust!

Und enger wurde der Waldbespfad,  
Da hab' ich mich Dir, Geliebte, genah't.

Wir blieben zurück, stumm sah ich Dich an,  
Dann — hab' ich geküßt Dich im duffenden  
Lann.

Hei! ringsum Jubel und Jauchzen erscholl,  
Als wäre die Erde von Liebe voll.

— — Und reichst Du mir heute die Lippen  
zum Kuß,  
An den ersten, o Weibchen, ich denken muß.  
Froh blied' ich auf Dich und das Kindchen  
dabei:  
Dem Himmel sei Dank! Noch lacht uns  
der Mai! —

Wilhelm Kunze.

### Ja die Liebe!

Umsonst liegt heut' der Mondenschein  
So taghell' auf der Erden.  
Sonst harrete hier das Liebchen mein,  
Heut aber wandre ich allein,  
Kann nicht mehr fröhlich werden.

Es fragt der alte Fliederbaum:  
„Wo ist Dein Lieb geblieben?“  
O lieber alter Fliederbaum,  
Es war ein schöner, süßer Traum  
Vom Leben und vom Lieben!

Vom Busche haucht das Röslein roth:  
„Dem Liebchen sollst mich pflücken!“  
Lieb' Röslein, ach mein Lieb' ist todt,  
Doch pflück' ich Dich, o Röslein roth,  
Ihr Sterbelleid zu schmücken.

Im Busche schlägt die Nachtigall  
Und singt von lauter Liebe.  
Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,  
Die Lieb' ist aus, die Lieb' ist all —  
Die Liebe, -- ja die Liebe! —

F. Eichert.

### Rechtfertigung.

Ihr wißt, daß ich ein Feind des Scheines bin,  
Und wißt, daß ich ein Freund des Weines  
bin,  
Wird Heuchlern oder Muckern nachgefragt,  
So wißt Ihr, daß davon ich keines bin;  
Doch fragt Ihr, wer von süßem Wein be-  
rauscht,

So wisset — daß ich's um ein kleines bin.  
Auch wißt, daß ich in süßer Trunkenheit  
Sanglust'igen Sängern gleich des Haines bin  
Und, was der Priester auch dagegen sagt,  
Unschuldig, wie ein Kind, ein reines bin,  
Und wenn Ihr mich verdammt, so glaubet  
mir,

Daß ich mir klar bewußt nur Eines bin:  
Gott will es nicht, daß ich in seiner Welt  
Ein stumm' und kaltes Bild des Steines bin.

F. Eichert.

**Am Weg steht ein Madonnenbild.**

Am Weg steht ein Madonnenbild,  
Vom Rosenstamm umblüht,  
Das Vöglein baut sein Nest, wo mild  
Die ew'ge Lampe glüht.

Ein Mädchlein kniet vor dem Schrein  
In Andacht schön verklärt, —  
Wohl weiß es nur ihr Gott allein  
Was heiß ihr Herz begehrt.

Sie bringt der Blüte duftigen Gruß,  
Geweihter Kerzen Gluth —  
Sie opfert Leben und Genuß  
Im Tausch dem höchsten Gut. —

„Ich bete — bis Du Dich erbarmt —  
Reig' mir den Gnabenblick!  
Bis daß der Stein vom Ruß erwarmt  
Mir lächelt hold zurück!“

Das Marmorbild bleibt unbewegt  
Doch küßt ein Sonnenstrahl  
Ihr Herz, das Liebe gläubig hegt,  
Und segnet's tausendmal.

A. G.

**Wogen.**

Wie wogt es und walt es im bläulichen  
See!

Wie zudet die Seele im schmerzlichen Weh!  
Ach, könnt' ich die beiden ergründen!  
Doch beide verschlossen zum innersten Grund,  
Sie zeigen mir nichts als den klaffenden  
Schlund

Mit wogenden Wellen erfüllet.

Wer könnte den sprudelnden ewigen Quell  
Des Sees und der Seele beleuchten mir hell  
In ihren unendlichen Tiefen?  
Sie beide sind stumm wie das finstere Grab,  
Und locken mich dennoch berebend hinab,  
Verborgenes emsig zu suchen.

Emil Herran.

**© Lebensfrühling, Rosenblüthe . . .**

O Lebensfrühling, Rosenblüthe,  
Wie traumhaft doch Dein Hauch erhebt!  
Was einsam still, vergessen glühte,  
Dein Athem hat es neu belebt!

Wie Morgensonnenglanz den Fluxen  
Der Nächte Silberthau entzieht, —  
Der Zauber scheucht die Leidensspuren,  
Die letzten Bähren vom Gemüth.

Und wie die Mailust, lose nedend,  
Die Blumen ruft, zu Lenzeslust:  
So thaut Dein Götterstrahl, erweckend  
Die Wonne in der Menschenbrust.

Der Winter flieht vor Deinem Schimmer,  
Mild grüßt der junge Lenzesstag  
Voll Lebenslust und Sternensimmer,  
Voll Rosen, Nachtigallenschlag.

Und was im tiefsten Busen keimte,  
Verborgen vor dem Frost der Welt —  
Die junge Lieb', die früh geträumte,  
Hat sich als Freund Dir beigelegt.

O Lebensfrühling, Rosenblüthe,  
Wie traumhaft doch Dein Hauch erhebt!  
Was einsam still, vergessen glühte,  
Dein Athem hat es neu belebt!

Josef Schwaab.

**Des Aplers Heimweh.**

In meinen Alpen möcht' ich sein?  
In meinen Alpen möcht' ich wandern,  
Von einem Berg und Dorf zum andern,  
Ich kann doch dort nur glücklich sein?

In meinen Bergen möcht' ich weinen,  
In meinen Bergen fröhlich sein,  
Dort möcht' ich liebend selig sein,  
Dort möcht' ich mich mit ihr vereinen!  
Möcht' noch vom Geist der Freiheit erben,  
Möcht' meinen Lieben allen leben,  
Zum Wohl des Heimatlandes streben —  
Und auch in meinen Bergen sterben.

Dort legt mich nieder im grünen Hain,  
Recht hoch und frei und licht und weit!  
Wohin ich gern im Leben schreit,  
Möcht' ich im „ew'gen Frieden“ sein.

Saus v. Obermühlbach.

**Menschenloos.**

So lang' Dein Auge hell und offen schaut,  
Und in den Adern warm das Blut sich  
regt; —

So lang' auch Daseinskampf die Seel be-  
wegt,  
Und Elend allerwärts ist, wild und laut.

Wenn Deines Lebens Morgen kaum ergraut,  
Ist schon Dein Schaft vom Wettersturm  
umfegt;  
Und wenn sich Schnee auf Deinen Scheitel legt  
Ist Sorge noch dem Alter angetraut.

Erst wenn Du heimgehst, wie ein welkes Blatt  
Vom dürren Zweig in's Gras hinabgeweht,  
Dann findest Du Erlösung, Mensch, und  
Ruß;

Wenn Dir das Auge zufällt, Kampfesmatt  
Und Dir das Herz im Busen stille steht,  
Und fühle Erde deckt den Leib Dir zu.

**Frühling kam . . . .**

Frühling kam, der holde Knabe,  
Rief mit seinem Zauberstabe  
Die Natur aus tiefem Schlaf;  
Quellen murmeln, Bäche schäumen,  
Vögel jubeln, Blumen träumen,  
Leben spricht, wohin er traf.

Liebeslenz, der süße Knabe,  
Rief mit seinem Zauberstabe  
Einst mein Herz aus tiefem Schlaf;  
Wonnendäcke fühlt ich schäumen,  
Lebt' ein selig Blüthenträumen,  
Als sein süßer Kuß mich traf.

Gile fort, Du holder Knabe,  
Liebeslenz sank längst zu Grabe,  
Nur mein Herz sank nicht in Schlaf;  
Schmerzengäcke fühl' ich schäumen,  
Leb' ein qualvoll ddes Träumen,  
Seit der Tod mein Lieben traf.

Nimmer winkt, holder Knabe,  
Mir mit Deinem Zauberstabe,  
Sehne mich nach tiefem Schlaf;  
Wo des Letztes Wogen schäumen,  
Möcht' ich ruh'n mit meinen Träumen,  
Seit der Tod mein Lieben traf.

**Müller v. Gutfenbrunn.**

**Unverbesserlich.**

Ich hoffe neu und ahne doch,  
Daß neu enttäuscht ich werde,  
Daß nimmer ich erreiche  
Mein Ziel auf dieser Erde.

Und wenn ich wieder fühle,  
Daß ich betrogen sei,  
Dann werd' ich bitter klagen  
Und wieder hoffen neu!

**Ludwig Stifter.**

**Ein Dichter in seinem Heim.**

Bedeutende Männer, die in irgend welcher Beziehung über das gewöhnliche Maß emporragen, in irgend welcher Beziehung bewegend auf die Mitwelt wirken, müssen sich's gefallen lassen, wenn sie gesehen, besprochen und beschrieben werden. Herkömmlich pflegt man vor dem Tode eines solchen Mannes dessen Fehler und nach dem Tode dessen Tugenden zu beurtheilen. Das wäre insoweit ganz gut, wenn man nur immer Zeit hätte, auf die Gelegenheit der Nekrologe zu warten.

Ich habe auch keine Lust dazu. Der Tod macht selbstverständlich Alles gut und recht, folglich auch die Lobten; ich halte mich lieber an die Lebenden.

Dyhe Indiscretion geht's freilich nicht ab, doch möchte ich nicht gerne, daß mir nochmals passirte, was mir schon einmal passirt ist. Ich suchte das neue Buch eines bekannten Schriftstellers zu würdigen. Darauf vom betreffenden Schriftsteller eine Postkarte: „Loben Sie sich ein anderes Mal lieber selbst, Sie haben solcherlei nöthiger, als ich.“ Heute lobt man ihn ungeschmäht, denn er ist todt, seine letzte

Klage war: zu viel gelobt und zu wenig gelesen worden zu sein.

Mein Mann hat vielleicht das Gegentheil zu beklagen, denn er wird mitunter auch von Solchen gelesen, zum Mindesten von Solchen beurtheilt, für die kein Poet schreibt. — Ich bin ihm Dank und Verehrung schuldig, aber heute stehe ich für nichts, denn bloß der Tugenden eines Dichters wegen besetzt man keinen dritten Stod.

Und — Graz, Realschulgasse 6 — drei Stiegen müssen wir hinauf, dann stehen wir an einer Thür, an welcher eine Visittarte klebt mit den kleinen Lettern: Robert Hamerling. Als ich hier vor zwölf Jahren das erste Mal klingelte, pochte mein Herz ungestämer, als das Hämmerchen in der Glocke. Heute wird mir nur warm in der Brust, wenn ich eintrete.

Daß Dichtersfürsten keine fürstlichen Wohnungen haben, weiß man; daß aber dem Dichter des „Ahasver“ und der „Aspasia“ zwei Zimmer groß genug sind, wovon Eines noch von seiner Mutter bewohnt wird, dürfte Wenigen bekannt, aber Vielen interessant sein. Eine Kapellenartige Nebenlammer

bient als Bibliothek. Die Fenster sind hoffentlich, doch lassen sie viel Sonnenlicht in die Stube. Die Einrichtung ist schlicht, aber jedem Stüde glaubt man's anzusehen, daß es als Erinnerung an liebe Menschen oder vergangene Zeiten mit dem Wesen seines Herrn zusammenhängt; und jedem Stüde sieht man's an, daß hier eine sorgliche Hausfrau waltet, eine Hausfrau, die mit unermüdblicher Thätigkeit, energischer Willenskraft und treuer Sorgfalt das Hauswesen des Dichters leitet.

Es ist seine Mutter. Unwandelbar ist unseres Poeten Liebe zu seiner Mutter, der er die Sorge und Mühsal zu vergelten sucht, die sie für ihn ertragen. Treue Mutterforge hat ihn von der Wiege an durch's Leben begleitet — treue Mutterforge war bisher das einzige persönliche und häusliche Glück, das ihm vom Schicksale beschieden wurde.

Wem in Abwesenheit des Dichters gegönnt wird, in das Stübchen der schlichten, treuherzigen, noch so geistesfrischen Matrone zu treten, der wird finden, daß die Mutter des Poeten im Nothfall den Poeten ersetzt.

An den Kupferstichen und Photographien, mit denen die Wände ausgestattet sind, fallen die seltsamen, aus feinen Holzstüchchen geschnitten und zusammengesetzten Bilderrahmen auf; auch Lufter, Kreuze u. s. w. sind aus ähnlichem Schnitzwerke verfertigt. Erzeuger dieser überaus sorgfältig gearbeiteten, niedlichen Dinge war ein alter, jovialer Mann, den sie vor einem Jahre auf dem St. Leonharder Friedhof zur Ruhe legten — der Vater des Dichters. Hamerling ist seit seiner Kindheit nicht von seinen Eltern gewichen, sie sind ihm gefolgt nach Trieste, wo er zehn Jahre lang eine Professur am Gymnasium bekleidete, gefolgt nach Graz endlich, wo es ihm gelang, ihnen einen sorgenfreien, ruhigen Feterabend zu gründen. Im Jahre 1874 feierten die Eltern Sa-

merling's ihre goldene Hochzeit, mit den eigenen Ehren auch die ihres einzigen, berühmten Sohnes im stillen Glücke genießend.

In der Hauptstadt Steiermark's gibt es viele Hunderte, die nach Gelegenheit brennen, den Sänger des „Sinnen und Minnen“ und des „Häselver“ zu sehen und kennen zu lernen; aber Wenige wagen es, in seine Arbeitsstube zu treten, denn es geht eine Sage — wer weiß, wie Sagen entstehen? — es sei nicht rathsam, den Dichter in seinem Umgange mit Apollo zu stören. Gütige Götter, die ihre Lieblinge vor allerlei trivialen vorwitzigen Ueberfällen schützend Märchen spinnen. Wer aber treuen Herzens eintritt, der findet den Menschen.

Den schlichten, gütigen, treuen Menschen.

Fremde Schriftsteller, Künstler und Gelehrte, die unsere Stadt berühren, versäumen selten, den Dichter zu besuchen. Sie wundern sich über die ungesuchte Liebenswürdigkeit, Offenheit und natürliche Einfachheit, in welcher der Schöpfer so vieler titanischer, dämonischer Gestalten ihnen entgegen kommt.

Da steht ein hagerer Mann, mittelgroß gebaut, mit zurückgekämmten grauen Haaren, mit markirten Jügen, scharf gezeichnete Nase und einer schönen hohen Stirn im Gesicht. Aber hinter den grauen, buschigen Brauen schauen zwei Augen hervor, in denen die ganze Blut eines jugendlichen Dichtergemüthes leuchtet. Es sind ernste, vielleicht finstere Augen, wenn man ihnen auf der Gasse entgegenschaut, aber es sind milde, heitere, mitunter auch ein wenig schalkhafte Augen, wenn man sie in der Nähe besieht.

Sein Auftreten ist überaus bescheiden und zart. Er greift gerne jeden Gesprächsstoff auf (außer der Besucher sänge schmeichelnd von seinen Werken an zu sprechen), weiß denselben dem Zuhörer angemessen zu behandeln,

hält niemals mit seiner Meinung zurück, bringt sie aber in discretester und bescheidenster Weise zum Ausdruck, und in seinen ungezierten Worten liegt immerwährend die Achtsamkeit, Niemanden zu verletzen. Und dieses Verhalten ist ein stilles, aber stetes Zurückweisen in die Grenzen des Tactes und der zarten Rücksichten.

Mir ist Keiner begegnet, der in der Beurtheilung der Menschen und ihrer Schwächen rücksichtsvoller und milder wäre, als er, um so vielsagender ist der zarteste Wink, der leiseste Tadel und in Wesenheit ist er streng gegen jegliches Unrecht, außer, es würde ihm selbst zugefügt. Wenn seine Feinde, und wer hätte deren nicht! wüßten, daß ihre oft unwürdigen Ausfälle gegen den Dichter des „Danton und Robespierre“, der „Aspasia“ nicht vermochten, ihm auch nur ein herbes Wort zu entlocken, sie würden ärgerlich werden.

Die Kritik steht zu unserem Dichter in einem wunderlichen Verhältnisse. Norddeutsche Kritiker behaupten, daß er in Oesterreich, österreichische, daß er in Norddeutschland „überschätzt“ werde. Wo Hamerling am meisten „gelobt“ wird, das weiß ich nicht, ich weiß nur, wo sie ihn am nachhaltigsten schelten — das geschieht in seinem eigenen Vaterlande. Während eine in Berlin redigirte Zeitschrift bloß zwei vernichtende Kritiken über die „Aspasia“ brachte, vernichtete ein Wiener Kritiker sechs mal dasselbe Werk in sechs verschiedenen Blättern.

Das größte Verlehen war, als man Hamerling für einen Pessimisten hielt. Jene, die aus seinen vor Sehnsucht nach dem ewig Schönen durchflungenen Dichtungen nicht eines Besseren belehrt wurden, mußten im Erkennen seiner Persönlichkeit anderer Meinung werden. Es gibt allerweg Leute, die geneigt sind, die Güte und den Werth eines berühmten Mannes persönlich zu erproben; solchen mag unser Dichter wohl zu verstehen geben, daß ein klin-

gender Name und eine klingende Börse lange nicht eins und dasselbe sei, aber schließlich: ist auch die Rocktasche leer, so mögen sie den Rock selber haben. Freilich wohl, wem man heute den Rock schenkt, der kommt morgen um die Weste; aber deshalb wird sich das Herz eines braven Mannes nicht verkühlen. Und wer weiß es nicht, wie vielen jungen Literaten Robert Hamerling durch Aufmunterung, Empfehlung und Einführung behilflich war! Manche haben seine Güte gerechtfertigt, Manche mißbraucht; Letzteres geschah häufiger, aber das menschengläubige Kind von fünfzig Jahren ist heute eben noch so gerne bereit, Anderen Gutes zu thun, als je. — Mich drängte es, das zu sagen, es wird ihm, dem persönlich so Bescheidenen und Anspruchslosen nicht behagen, aber er muß es mir verzeihen.

Ich will nun ja auch ein wenig boshaft werden, will vom Stiftingshaus erzählen und vom kanariengelben Milchwägelchen mit der Firma N. S., das zwischen Stiftingshaus und Stadt verkehrt. Will verrathen, daß an schönen Sommertagen auf grüner Wiese des Stiftingthals der Dichter schon manchmal mit dem langstieligen Heurechen in der Hand zu sehen gewesen ist. Wer ihn zur Herbstzeit aufsucht, dem bietet er vielleicht Platz auf der Matte seines Obstgartens und schüttelt ihm rothbackige Äpfel in den Schoß. Und wenn der lauschige Abend kommt, so klingen durch das offene Fenster helle Claviertöne in den Wald hinaus, daß die verspäteten Spaziergänger der Stadt stillstehen und horchen, ahnend vielleicht, daß dieselben Finger nicht allein auf den Tasten, sondern auch mit der Feder Lieder zu spielen wissen, denen eine Welt lauscht.

Zur Morgenröthe aber, kaum daß auf dem Schödel das Frühroth liegt, ist für unsern Dichter die Zeit zum Schaffen. Noch in den Rissen lehrend, gibt er der Muse Audienz und stenographirt ihre Eingebungen rasch auf

ein Blatt. So entstand manches Werk in wenigen Stunden, um dann nach einem gründlichen Ausreifen nach Jahr und Tag erst für den Drucker niedergeschrieben zu werden.

Weitere Stunden des Tages sind dem Studium gewidmet; es ist kein Zweig des Wissens, dem der ehemalige Gymnasialprofessor nicht Interesse entgegen brächte, und mit dem er nicht mehr oder minder vertraut wäre. Wer dächte daran, daß sich der Sänger des „Sinnen und Minnen“ mit Sammeln von Mineralien und seltenen Münzen abgäbe? Wenn es schon wenige Dichter gibt, die mit Münzen überhaupt viel zu schaffen haben, so wird es wohl noch weniger von solchen geben, an denen auch der Numismatiker seine Freude haben kann.

Hammerling's Sommerhaus im Stiftingthal ist ein reizendes Dichterheim. Kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, liegt es von frischen Nadelwäldern eingetriedet im sonnigen Thale. Ein klares Bächlein rieselt zwischen Wiesen und Gärten am Hause vorüber, an dessen Ufer der Dichter gerne mit einem Buche im Schatten ruht. Des Hauses Giebel umkreisen Schwalben und heitere Singvögel und im Hofe thut sich, vom treuen Haushunde bewacht, ein Schod Hühner und Hühnchen um, und im Stall steht ein Paar wohlgepflegter Kinder, und die liebe, alte Hausfrau geht geschäftig ab und zu und hat an Allem ihre Freude.

Bei der großen Zurückgezogenheit des Dichters, der weder Reisen noch Ausflüge macht, der das nahe „Capua der Geister“ schon seit vielen Jahren verschmäht, der selbst auf das gesellschaftliche Leben unserer Stadt verzichtet, sind Werke wie „Die sieben Todsünden“ und „Lorb Lucifer,“ in welchen der volle Pulsschlag modernen Lebens fiebert, doppelt merkwürdig. Doch warum? Es ist ja derselbe, der

uns die französische Revolution, die Teutonen zur Zeit der Hermannschlacht, das antike Rom und Athen mit padender Lebenswahrheit vor Augen gestellt hat! — Während der Poet etwa mit seiner Mutter über den Haushalt und die kleine Milchwirthschaft plaudert, oder an ihrer Seite still sein frugales Mahl verzehrt, oder mit einem Freunde über die Obstbaumzucht berathschlägt, oder kindlich heiter mit einem Kinde der Nachbarin spielt, wie einst mit dem trauten Eichhörnchen, das er freilich längst schon in den Wellen der Adria begraben hat — während des täglichen Lebens leimt, wächst im Haupte ein neues Dichterwerk, das er gar keusch und verschwiegen mit sich umträgt, bis es eines Tages als fertiges Buch daliegt.

Am Schreibtisch läßt sich der Dichter äußerst selten finden, viel häufiger an Sommertagen im Waldschatten des Stiftingthales. „Wie kam doch nur unter die Sünden der göttliche Müßiggang?“ fragt er mit Hermann von Giln, und meint dann, eigentlich so recht mit Beruf müßig gehen könnten nur die Götter, wir Erdenkinder blieben in dieser Kunst doch immerhin nur Stümper. Wenn wir Poeten nicht arbeiten, so arbeitet es in uns, wird gar lebendig, bekommt Hände und Füße, und ehe wir's denken, muß die Hebmutter geholt werden in Gestalt eines braven Buchverlegers.

So lebt und schafft Robert Hammerling, der wenig gekannte Verfasser vielbekannter Werke. Das hochbewegte Meer unseres aufgeregten, lärmenden, sich jagenden und gejagten Lebens schlägt wohl an sein Heim, das wie ein Leuchthurm auf dem Eiland steht, aber es prallt ab, und das einsame Licht strahlt hinaus in Sturm und Nebel, den Hort verkündend, wo die Menschenschifflein landen sollen — am Gestade des Idealen und Schönen.

F. A. Rosegger.

## Die deutsche Post in alter Zeit.

Von Karl Albert Regnet.

„Dem Gott will rechte Gunst erweisen,  
Den schickt er in die weite Welt,  
Dem will er seine Wunder weisen  
In Berg und Wald und Strom und Feld.“

singt Eichendorff, der romantischen Dichtung letzter Ritter.

Aber nicht Alle können, ihr Ränzlein auf dem Rücken und den Stab in der Hand, über Berg und Thal wandern; und nicht Jedem, der aus Lust am Reisen oder Geschäfte halber seiner Heimat den Rücken kehren will oder muß, steht ein Kößlein im Stall und ein Wagen in der Remise. Und gilt es dringende Botschaft von Ort zu Ort, von Land zu Land zu tragen, so ist auch der flinkste Bote noch zu langsam und ermüdet zuletzt auch der ausdauerndste Kenner.

Das wußten die Perserkönige schon zu des Cyrus oder Darius Hystaspis Zeit recht wohl und stationirten berittene Eilboten je eine Tagereise weit von einander, welche ihre Befehle auf allzeit frischen Rossen bis an die entferntesten Grenzen ihres weiten Reiches trugen, während man sich in den kleinen hellenischen Republiken mit Schnell-Läufern begnügen konnte, die unter Weges nicht einmal abgelöst wurden.

Die praktischen Römer adoptirten bald die alte persische Einrichtung reitender und fahrender Boten mit feststehenden Stationen und wußten sie so trefflich zu organisiren, daß eine Botschaft von Pannonien, dem heutigen Ungarn, in der kurzen Frist von fünf Tagen nach Rom gelangte. Die Benützung dieser Einrichtung war auch Beamten bei ihren Dienstreisen gestattet.

Ein eminenten, epochemachender Fortschritt aber geschah, als Konstantin diese Bewilligung auch auf Private ausdehnte. Der Ostgothe Theodorich und nach ihm Karl der Große behielten die bestehende Einrichtung bei, aber nur für Staatszwecke, was hinwiederum ein unleugbarer Rückschritt war.

Er legte es Privaten nahe, die Sache in die Hand zu nehmen. Stand doch namentlich da, wo Verkehr zwischen Handelsstädten zu vermitteln war, nicht unerheblicher Gewinn in Aussicht. Ihnen folgte bald die Hanse, welche im Interesse ihres ausgedehnten Handels die Städte von Riga bis Amsterdam mittelst reitender, auf zahlreichen Stationen wechselnder Boten mit einander in Verbindung setzte. Fast gleichzeitig ward ein gleicher Verkehr von Nürnberg aus, dem sich kurz darnach Salzburg und Venedig anschlossen, mit Hamburg, einer der Hauptstationen der nordischen Post, organisirt und derselbe namentlich zur Meßzeit, auf Wagen ausgedehnt.

Es fuhrn Jedem zugängliche Landkutschen schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zwischen Braunschweig, Bremen und Hamburg einer- — und Leipzig andererseits, zwischen Wien und Salzburg, Ulm und Stuttgart, zwischen Bamberg, Schweinfurt, Augsburg, Lindau, Frankfurt und Köln, so daß sich die Posten der Hansestädte einerseits von Riga bis Amsterdam, andererseits von Hamburg bis Venedig erstreckten.

Aber sie dienten nicht dem Publikum im Allgemeinen, sondern nur den Kaufmannsgilden der verbündeten



Städte, welche auch für deren Kosten aufkamen.

Die Privatboten jener Zeit gaben vielfach Anlaß zu Klagen. So heißt es in einer Chronik von 1510 von ihnen, sie werden in den Kriegs- und Pestilenz-Läufen „überall aufgehalten, die Briefe und Geld genommen, die Haut vollgeschlagen und was dergleichen Ungefälle mehr sind.“ Von den Boten selber heißt es, man finde neben anderer Untreu, daß sie die Briefe aufbrechen, die Siegel verfälschen, Heimlichkeiten verrathen, die Päckchen aufmachen und das Geld verspielen und verkaufen und dann die Leute glauben machen, man habe es ihnen gewaltsam abgenommen und sie selbst mißhandelt.

Erst Roger I. von Thurn und Taxis war es vorbehalten, auf die Principien Constantin's zurückzugreifen, indem er um das Jahr 1460 in Tirol die erste deutsche reitende Post errichtete. Kaiser Maximilian's Verkehr mit Brüssel ließ ihm eine Postverbindung zwischen dieser Stadt und Wien wünschenswerth erscheinen, und seinem Nachfolger Carl V., des Türkenkrieges halber eine gleiche über Nürnberg. Beide waren übrigens nur reitende Posten und wurden in den Jahren 1516 und bezugsweise 1522 eingerichtet; doch hörte die zweite mit dem Kriege wiederum auf.

Noch unter Kaiser Carl dehnte sich das Netz der Taxis'schen Posten von Verona bis Hamburg, von der Schweiz bis Holland aus, ward aber durch den dreißigjährigen Krieg vielfach gelockert und zerrissen, während daneben zahlreiche landesherrliche Posten entstanden waren und später andere nachfolgten.

Diese Taxis'schen Posten übernahmen außer Briefschaften auch Personen-, Paket- und Gelbbeförderung und zeitgenössische Schriftsteller nannten sie „eine Erfindung, welche ganz erstaunliche Folgen nach sich gezogen und die Welt in manchen Sachen fast in einen anderen Model gegossen hat,

und welche, wenn sie in Schranken bleibet, dem Publico und Privatis zu unsäglichem Nutzen, und denen, so die Einkünfte davon ziehen, zu großem Profit gereichet.“ Und was das Letztere anlangt, so war dem wirklich so. Der 1588 zum Postdienst gelangte Reichspostmeister Birgden in Frankfurt am Main erzählt in einem Bericht, Graf Leonhard von Taxis habe ihm selbst gesagt, die Reichspost werfe ihm jährlich 100.000 Ducaten Ueberfluß ab, „denn es sei ein solcher Brunnen, wo alle Quellen zusammenflößen.“

Derselbe Leonhard von Taxis ward 1595 von Kaiser Rudolf II. zum General-Reichspostmeister ernannt und so der erste Vorgänger des Herrn von Stefan.

Uebrigens war die Leitung der Reichspost schon damals keine Kleinigkeit, namentlich im dreißigjährigen Kriege. So wurden 1636 und 1637 fast alle Pferde für den Kriegsdienst weggenommen, weshalb die Postdirection die Briefe durch Mägde bestellen ließ, und zwar mit Vorliebe durch die häßlichsten, weil diese am wenigsten Anfechtung hatten. Auch die Erhebung der Posttaxen hatte oft ihre Schwierigkeiten, weil die Empfänger nicht zahlen wollten oder konnten.

Nach dem Ende des Krieges erholten sich Handel und Verkehr nur langsam wieder; zudem machte Gesindel aller Art, hauptsächlich partierende vormalige Kriegsknechte, die Landstraßen unsicher und das Reisen gefährlich. Und schon nach sechzehn Jahren entbrannten Ludwig's XIV. Eroberungskriege am Rhein, so daß das Postwesen nur die allernöthigste Beachtung fand.

Unter solchen Umständen zählte eine Reise nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Reisen zu Pferde bildeten für Männer noch immer die Regel. Schwächliche und Frauen bedienten sich dazu der Wagen verschiedenster Art, die sich nur im Punkte der Unbequemlichkeit gleichen. Aller-

dings waren schon im 15. Jahrhundert die Rutschen erfunden worden, aber sie gingen bis in's erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts hinein noch in Riemen, denn der Gebrauch der kostspieligen Federn verbreitete sich nur langsam. Dazu kam, daß der Zustand der Straßen gar viel zu wünschen übrig ließ und die Preise des öffentlichen Fuhrwerks für jene Zeit ziemlich hoch standen. So reiste in der Regel nur, wer mußte.

Gleichwohl schien ein verlässiger Ueberblick über die zu Gebote stehenden Verkehrsmittel aus mehreren Gründen wünschenswerth und als die tauglichste Form dafür erschienen Landkarten, auf denen die einschlägigen Verhältnisse kenntlich gemacht waren.

In jener Zeit war das Landkartenwesen namhaft verbessert worden. Der Franzose Guillaume Delisle, der erste Geograph des Königs, legte seinen Karten die neuesten astronomischen Beobachtungen und Notizen von Reisenden zu Grunde und ward so der Vater der neueren Geographie; der Engländer Moll bot ihm bei Einführung der auf astronomischen Beobachtungen beruhenden stereographischen Projectionsmethode die Hand und der Schwabe Johann Baptist Homann in Nürnberg verbesserte sie und wendete sie in seinen überaus zahlreichen Karten, namentlich auch in seinem großen, 126 Blätter umfassenden Atlas über die ganze Welt vom Jahre 1617 an.

Gleichzeitig mit ihm war in Augsburg Matthäus Seutter (auch Seuter), wie Homann „St. Römisch-Kaiserlichen und Katholischen Majestät Geographus“ thätig. Wir besitzen von ihm einen „Großen Atlas“, einen „Atlas minor“, beide ohne Jahresangabe, und einen „Atlas novus“ in zwei Ausgaben von den Jahren 1725 und 1728, letztere in Wien, die anderen in Augsburg erschienen.

Die beiden Gelehrten standen in freundschaftlichen Beziehungen zu einander, wie aus der Thatsache zu er-

sehen, daß Homann seinem Werke „Kleiner Atlas Scholasticus von sechs und zwanzig Charten“ drei Blätter Seutter's, nämlich die Weltkugel, Afrika und Amerika einverleibte, was doch wohl nur mit des Letzteren Zustimmung geschehen konnte.

In Seutter's „Atlas novus“ vom Jahre 1725 nun befindet sich ein Blatt, mit dem wir uns eingehender befassen wollen:

Es trägt die Bezeichnung: „Postarum seu cursorum publicorum diverticula et mansiones per Germaniam et confin. provincias opera et manu M. Seutteri S. C. M. Geogr. A. V.“, was in unser geliebtes Deutsch übertragen so viel sagen will als: „Post- und Reisefarte von Deutschland und den angrenzenden Ländern, bearbeitet und gezeichnet von M. Seutter, Seiner Kaiserl. Majestät Geograph. Augsburg.“

Nach damaliger Sitte zeigt das Großfolio-Blatt in der linken oberen Ecke ein im Style der Zeit gehaltenes Schild mit obiger Inschrift und überragt vom doppeltköpfigen Reichsadler, über dem ein Spruchband mit der Inschrift: „Provido auspicio“ flattert. Links vom Schilde sitzt ein Mann im langen Hauskleide, rechts Mercurius im Costüm eines römischen Kriegers, beide mit Schreiben beschäftigt, während über Letzterem eine geflügelte Fama, ein Packet Briefe in der Hand, in die Trompete pfeift. Zwischen und unter den beiden Schreibenden sehen wir die Weltkugel, von Bändern umschlungen, deren Anfänge von den Schreibenden auslaufen, und deren Enden theils zu der erwähnten Fama, theils zu drei in die Landschaft hinausführenden Post-Reitern führen. Zu beiden Seiten der Weltkugel aber zeigen Spruchbänder die Worte: „Humanæ vincula gentium“ und „Usui et Lusui.“

In der erwähnten Darstellung des Postverkehrs, die wir bei ihrer naturalistischen Gestaltung kaum eine alle-

gorische nennen dürfen, vermiffen wir eine Andeutung des im Titel erwähnten Personenverkehrs, finden das aber begreiflich, wenn wir bei näherer Betrachtung der Karte zur Ueberzeugung gelangen, daß die Anhalten zur Vermittelung deselben mittelst fahrender Posten zur kritischen Zeit eine höchst untergeordnete Rolle spielten.

Rechts oben in der Ecke hat Seutter, der den Stich der Platte seinem Landsmann Melchior Rein übertrug, die Erklärung der für reitende, fahrende Posten, Landstraßen, halbe, ganze, doppelte, dreifache Posten gebrauchten Zeichen zc. angebracht; und da zeigt sich denn die Zahl der Linien mit fahrenden Posten als eine unverhältnißmäßig geringe. Namentlich im Süden des Reiches, wo wir zwischen Main und Alpen nur ein paar solche Routen eingetragen sehen. Es erklärt sich das wohl einfach genug aus dem im Verhältniß zum Norden weniger entwickelten Handelsverkehr der dortigen Länder.

So entbehren Burgund mit Francon, die Schweiz, Tirol, Kärnten, Krain, Steiermark, Nieder- und Oberösterreich und der bayerische Kreis südlich der Donau der fahrenden Posten ganz und gar. Der schwäbische Kreis hat seinerseits nur die einzige Route von Donauwörth über Augsburg, Memmingen, Leutkirch und Wangen nach Lindau aufzuweisen. Auch Elsaß und Lothringen gehört nicht zu den Ländern, welche sich fahrender Posten erfreuen durften.

Erst in Frankfurt am Main findet sich der bezügliche Vortrag wieder und wir können von hier aus die Fahrpostlinie südöstlich über Würzburg nach Nürnberg verfolgen, wo sie einerseits in Regensburg ihren Abschluß findet, andererseits über Eichstädt und Donauwörth sich nach Augsburg und Lindau fortsetzt.

Von Frankfurt a. M. zieht sich die Linie nahe an Weklar vorüber nach Köln, setzt hier über den Rhein

und erstreckt sich über Cleve und Nimwegen nach Utrecht.

Rehren wir zum Knotenpunkte Nürnberg zurück, so sehen wir die Fahrpostlinie nordwärts bei Erlangen wiederum gabeln. Sie setzt sich östlich über Baireuth, Eger und Karlsbad nach ihrem Endpunkte Prag, unterwegs in Bernad nach Hof abzweigend, fort.

In Hof gabelt sie wieder, um dann von Zwickau sich östlich nach Dresden, nördlich nach Leipzig zu wenden und diese beiden Städte wiederum über Meissen und Wurzen mit einander zu verbinden.

Die Linie Hof-Leipzig sendet von Leipzig aus, eine Abzweigung nach Jena, und trifft dort auf die von Nürnberg über Bamberg, Coburg und Rudolstadt herkommende Linie, führt darauf einerseits über Naumburg nach Leipzig, andererseits über Weimar nach Erfurt.

Nördlich davon bei Weißensee gabelt sie westlich nach Mühlhausen und östlich nach Merseburg und Leipzig, wo sich nicht weniger als sieben Routen kreuzen.

Hier derselben haben wir bereits verfolgt.

Die fünfte führt östlich über Torgau, Dautzen, Görlitz und Liegnitz nach Breslau, um daselbst abzuschließen.

Die sechste über Wittenberg nach Berlin.

Die siebente über Halle nach Halberstadt, das sich wieder als ein bedeutender Knotenpunkt darstellt, von wo aus weitere vier Linien

über Magdeburg und Brandenburg nach Berlin,

über Wolfenbüttel, Braunschweig, Zell und Ferden nach Bremen,

über Hildesheim und Hannover ebendahin,

und über Wernigeroda nach Duderstadt auslaufen.

Auch Berlin bildet mit seinen sechs Fahrposttrouten einen hochwichtigen Knotenpunkt, den wir näher in's Auge fassen müssen.

Die erste Linie verbindet die Hauptstadt Preußens, über Kolbus laufend, mit Dresden.

Die zweite auf dem Wege über Frankfurt a. d. O., Großen und Glogau mit Breslau, das zugleich ihren Endpunkt bildet.

Die dritte führt über Eberswalbe, Stargart, Cöslin und Stolpe nach Danzig.

Die vierte über Fehrbellin, Lenzen und Lauenburg nach Hamburg.

Die fünfte über Brandenburg, Magdeburg und Halberstadt einerseits nach Braunschweig und Bremen, andererseits nach Hildesheim, Hannover und gleichfalls nach Bremen.

Die sechste endlich ist die schon oben erwähnte zwischen Berlin und Leipzig via Wittenberg.

Von Hildesheim geht eine Fahrpostlinie über Minden nach Bremen und von dort nach Zwoll und Kampen in den Niederlanden, um über Münster, Paderborn und Cassel wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückzulehren.

Damit ist die Kategorie der Fahrposten erschöpft.

Als dritte führt Seutter's Karte noch die „Landstraßen“ an. Indeß finden sich Verkehrswege der bezeichneten Art ausschließlich nur in Böhmen und Mähren vorgetragen und auch hier in sehr beschränktem Maße, nämlich nur zwischen Karlsbad und Pilsen, dann zwischen Prag, Iglau, Znaim und Wien, und endlich zwischen Schlumetz bei Königgrätz, Politschka und Brünn.

Der Verkehr zwischen allen anderen größeren Städten wurde, abgesehen von Privat-Gelegenheiten, ausschließlich nur durch die reitende Post vermittelt.

Aber auch dieser ermangelten vielfach, namentlich im Süden des Reiches, Städte mit vier bis fünf und mehr Tausend Einwohnern und wichtigeren Behörden, wie z. B. Freising, der Sitz eines Fürstbischofs, die alte Herzogsstadt Landsbut, die Festung In-

golstadt, die Rentamts-Hauptstadt Burghausen zc. und sogar ganze Landstriche waren in dieser Weise stiefmütterlich bedacht.

So gab es im ganzen Gebiete des bayerischen und Böhmer-Waldes, von der Donau bis Horazdewitz und Wobnian hinein, keinerlei Postverkehr. Dasselbe gilt vom Speffart, wie denn das heutige Unterfranken Baierns nur die einzige, Würzburg berührende Postlinie aufzuweisen hatte. Ebenso findet sich in den von den Punkten Cannstadt, Ulm, Tuttingen gebildeten Dreiecke keine solche verzeichnet; dergleichen in dem Territorium zwischen Paderborn, Cassel, Weplar bis gegen Düsseldorf hin, nicht minder auf jenem Küstrin, Stargard, Stolpe, Danzig, Elbing, Culm und Landsberg und auf dem zwischen Dresden, Breslau, Olaz, Königgrätz, Prag und Leitmeritz. Ganz zu schweigen von dem Fehlen jeder Postanstalt in dem Lande zwischen Großen, Posen, Gnesen, Warschau, Petrikau, Wielun, Breslau, Liegnitz und Glogau.

Am auffälligsten zeigt sich dieser Mangel in der Schweiz und Tirol. Hier verzeichnet die Seutterische Postkarte nur drei Linien reitender Posten, nämlich von Genf über Lausanne, Bern, Solothurn und Aarau nach Schaffhausen und von Genf über Sion zum Simplon. (Die kurze Strecke von Lugano nach Bellingoua nicht zu vergessen.) Als dritte aber ist die von Blubenz in Vorarlberg über Chur und Chiavenna an den Comersee führende verzeichnet.

Geht man von Chur eine gerade Linie östlich, so trifft sie erst in Brixen wieder auf eine Postroute, nämlich auf die der reitenden Post, welche von Innsbruck über den Brenner und dann das Eischtal hinabführte, und es zeigt sich hier auf dem ganzen Gebirgslande zwischen Rhein und Eischtal und zwischen den schwäbisch-bayerischen Vorbergen und der Po-Ebene keine Spur von irgend welcher Postverbindung.

Ohne eine solche waren zu Seutter's Zeiten auch die österreichischen Erblande östlich vom Brenner zwischen dem Unterinntal, Salzburg, Linz, Wien, Wiener-Neustadt, Leoben, Judenburg, Klagenfurt, Villach und dem Pusterthal.

Solche Zustände dürften wir Epigonen mit Recht anzweifeln, müßten wir nicht annehmen, daß einem „kaiserlichen Geographen“, wie Matthäus Seutter, alles amtliche Material zur Verfügung stand, und er seine Post- und Reisekarte mit Benützung der einschlägigen officiellen Quellen, wie wir heute zu sagen pflegen, bearbeitete.

Auch nach einer anderen Seite hin erweist sich das Studium der Seutter'schen Karte für uns höchst lehrreich.

Vergleichen wir mit derselben Verkehrsarten aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, so ersehen wir daraus, daß die Linien des Hauptverkehrs in der Zwischenzeit vielfach eine andere Richtung eingeschlagen haben.

So bestand, um nur ein Beispiel anzuführen, zwischen München und Regensburg nur eine reitende Post über Hohenkammer, Geisensfeld und Postsaal, lauter unbedeutende Dörfer und Flecken, während die Städte Freising und Landshut seitab liegen blieben. Die spätere Zeit verhalf diesen letzteren wieder zu ihrem natürlichen Recht und verband München und Regensburg durch eine Poststraße über Freising und Landshut, auf welcher der Verkehr bald ein sehr lebhafter wurde. Unsere Zeit legte zwischen den genannten Städten Schienen-Stränge, und siehe da, es dauerte nicht allzulange, so sahen wir eine zweite Eisenbahnlinie wieder der nämlichen Richtung folgen, in der vordem die Postreiter geritten.

Und Aehnliches geschah anderwärts, so daß man sagen darf, daß die Eisenbahnen mit Vorliebe nicht sowohl den Routen der alten fahrenden Posten, als denen der reitenden folgten.

Daß bei dem Vorwiegen der letzteren vor den ersteren umfangreichere und schwerere Gegenstände zumeist durch Botenfuhwerk verfrachtet werden mußte, liegt auf der Hand. Ihnen fiel zur Besorgung Alles anheim, was in unseren Tagen, und zwar schon vor Entwicklung des Eisenbahnsystems die Fahrpost besorgte und noch besorgt. Und dazu kamen noch die eigentlichen Frachtgüter, mit denen die alte Post nichts zu schaffen hatte.

Wenn wir in Schriften aus dem vorigen Jahrhundert bis herab zu Goethe's und Schiller's Zeiten des „Posttages“ Erwähnung thun sehen, so pflegen wir leicht darüber hinwegzugehen. Und doch war der damalige Posttag für Tausende ein höchwichtiger Tag. Nicht bloß der Landbewohner, sondern auch der Städter hatte in der Regel wöchentlich nur einmal die Möglichkeit, durch Briefwechsel mit der Welt außer seinem Wohnort in Verkehr zu treten. Das konnte nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben bleiben und machte sich namentlich auch im Briefwechsel bemerkbar. Die Zwischenzeit zwischen dem einen und dem nächstfolgenden Posttag wurde weiblich ausgenützt und so entstanden jene umfangreichen Correspondenzen, welche, meist subjectiven Inhalts, wie sich das aus der politischen Misere der Zeit unschwer erklärt, namentlich die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts charakterisiren.

In unserer Zeit, in der jeder Tag ein „Posttag“ ist, bringt es der Einzelne nicht mehr zu einer solchen Ansammlung des Correspondenz-Materials. Er verausgabt es in kleineren Quantitäten, d. h. in kürzeren Briefen, wie es ihm in kleineren Quantitäten und zu öfteren Malen zufließt.

Vordem aber war es anders. Da war der „Posttag“ für Viele ein Festtag, der sie mit der geistigen Welt draußen in Berührung brachte und für noch Mehrere das Erscheinen des Postboten geradezu ein Ereigniß. Für

Alle aber ohne Unterschied war eine Reise ein selbst in ruhigen Tagen nicht ganz gefahrloses, immer aber mühevolleres und anstrengendes Unternehmen, das überdies auch noch mit namhaften Kosten verbunden zu sein pflegte.

Wir durch die bequemen Einrichtungen der Gegenwart verwöhnten Epigonen lächeln freilich, wenn wir hören, daß, wer etwa von Frankfurt a. M. nach Wien zu reisen vorhatte, sein Testament machte. Aber wir be-

denken nicht, daß die Reise ein paar Wochen dauerte und der klägliche Zustand der Straßen die Möglichkeit bei einem gelegentlichen Umsturz des schwerfälligen Reisewagens das Genick oder wenigstens Arm und Bein zu brechen, näher lag, als wir auf den ersten Blick glauben möchten.

Womit übrigens nicht gesagt sein will, daß der Verkehr auf gewissen Eisenbahnen nicht auch dazu angethan sei, gerechte Bedenken zu erwecken.

## „Allerweil fidel!“

Ein Wiener Volksbild von Friedrich Schlegel.

Bei seiner Anhaltung gestand er, die befruchtete Summe in liebreichlicher Gesellschaft durchgebracht zu haben, weshalb er in Folge dieses Geständnisses sofort in Haft genommen wurde.“

Localcorrespondenz Z.

Vielleicht lebt — außer den bekannten „oberen Zehntausend“ — die Mehrheit der Bevölkerung doch noch „zu gut?“ Ich weiß, daß diese fiskalisch klingende Bemerkung als dem entmenschten Busen eines passionirten Steuererfinders und Erhöhers entsprungen, von wetcherzigen Humanisten classificirt zu werden verbiente, aber sie muß trotzdem ausgesprochen werden, denn sie drängt sich selbst dem oberflächlichsten Beobachter, wenn er seine Augen nicht absichtlich schließt, unwillkürlich auf. Gewisse Leute leben wirklich „zu gut“ und nach ihren Verhältnissen in mancher Beziehung sogar verschwenderisch.

Ja, man verschwendet, man verjuzt und verjuckt, verschleudert und vergeudet nicht nur die sauer erworbenen blechernen „Zehnerl“, sondern auch die papierernen „Einserln“ und „Fünfer“, und zuweilen noch breitere Noten. Was liegt d'ran? Eine lustige Stunde, ein lustiger Tag verschlingt den Verdienst einer Woche. Nun, unser Herrgott ist ein guter Mann, er läßt (angeblich) einen echten Wie-

ner nie ganz zu Grunde gehen, und was man heute in übermüthiger Laune „verpußt“, für das wird sich schon morgen der Ersatz wieder finden. Oder übermorgen. Oder nächstens. Mittlerweile lebt man „auf Puff“ oder man versezt Entbehrliches, oder man pumpt und borgt, oder man wagt Schlimmeres.

Und Alles oft der schaalsten „Unterhaltung“ wegen. Aber man will sich eben unterhalten und geschehe es mit nachträglich schwerster Buße. Ich kenne und kannte Familien, wo die Kinder hungern und barhaupt und barfuß auf der Straße herumvagiren, während Vater und Mutter mit einem erschnorrten Gulden zum „Heurigen“ wallfahrten und sich dort „anstrubeln“ lassen. „Allerweil fidel!“ Man johlt und pascht, daß es an den Wänden halt. Heimgekehrt prügelt man die winselnden Kinder, wenn sie nach Brod verlangen. Aber Nachmittags hat man sich doch unterhalten.

„Nur lusti, Augusti!“ heißt das Sprichwort. Vor zwanzig Jahren wohnte ein Weib, dessen ich schon einmal

flüchtig erwähnte, in meiner Nähe, eine „arme Wittib“, die, um den ersten Maskenball im Theater an der Wien besuchen zu können, ihr Bettgewand verpfändete und ihr Kind beim Greisler zum „Aufheben“ gab. Letzteres abzuholen vergaß die edle Mutter und rief, als man sie am zweiten Tage daran mahnte: „Jefas, richti, mein' Rathel! Auf den Fragen hab' i gar nimmer denkt!“ Und dann erzählte sie lachend vom Ball, und daß's „a Heß war, wie's nix Zwei's mehr gibt!“ Und dem merkwürdigen Weibe konnte man eigentlich nichts sonderlich Schlechtes nachsagen, es war arbeitsam, wusch daheim für die Leute und verdiente sich das Nothdürftigste zum Leben auf rechtschaffene Art. Aber ein bodenloser Leichtsinn und ein untilgbarer Drang und Hang, eine „Unterhaltung“ mitzumachen, verleitete dieses unverfälschte „Wiener (Voll-)Blut“ zu Zeiten zu den närrischsten Streichen. Der Sonntag mußte ihr gehören und — „wenn's Graz gilt!“ So verkaufte sie ein Stück nach dem andern aus dem Nachlasse ihres Mannes, eines „kleinen“ Arbeiters, und als das Letzte „beim Teufel“, der Zins nicht mehr gezahlt werden konnte und sie belogert wurde, da ging sie, das Kind an der Hand, eigentlich noch wohlgemuth beim Thore hinaus und warf den sie lautlos Anstarrenden die Worte zu: „Na, macht das was? Das is schon noblichern Leuten a g'scheg'n! Dessentweg'n lass'n m'r do no ka Traurigkeit g'spürn und derentweg'n geh'n m'r a no nit unter! Kumm, Kathi, laß böß Volk gassen, wann's lang g'nua g'schaut hab'n, wern's schon aufhör'n. Kumm!“ — Und dann höhniß: „Ihr' Dienerin allerseits, bleib'n's halt g'sund und denkens öfter an mi!“ — Und sie entfernte sich mit dem Kinde. Wohin sie ging? Ich weiß es nicht, Weibe entschwandten für immer meinen Augen. Nur ihre hellen Lachtriller summten mir noch lange in den Ohren.

Mit solchen Auswüchsen, die im Temperamente ihre Wurzel haben, sei die ehrlüche Armuth im Allgemeinen nicht stigmatisirt. Ich habe in dumpfen, feuchten Kellerlöchern, in ausgepfändeten Kämmerleins, auf elendem Strohlager, mit wirr herabhängendem Haare, mit ausgemeinten, blöde blickenden Augen, mit abgekehrten bleichen Wangen und schlotternden Knieen die in Verzweiflung brütende wahrhafteste Noth, den herzzerreißendsten Kummer gefunden und kennen und — den Seelenkampf solcher Mütter und Väter achten gelernt. Ich beugte mich, wie oft! vor der Größe solchen Unglücks und vor dem Heroismus Jener, die es zu ertragen hatten und es ertrugen. Was erzählte mir manch waderer Armenvater, der es mit seiner Aufgabe ernst nahm, was erlebte ich selbst für Scenen, wo Einem das Mark und Blut zu Eis gefriert! Doch das ist, wenn der Ausdruck nicht ungehörig, die eblere Sorte der Armen, denen selten ein Selbstverschulden ihres Loses zum Vorwurf gemacht werden kann, die ich auch nicht unter jene Typen rangire, von denen ich heute im Besonderen spreche und denen es Zeit ihres Lebens nicht eingefallen, auf jene Devise zu schwören, die ich an die Spitze meiner Schilderung stellte. „Allerweil fidel!“ Sie wußten nie etwas davon, nicht einmal in ihren sonnigeren Tagen. Sie blieben bescheiden, es traf sie nur Schlag auf Schlag. . .

„Allerweil fidel!“ Andere rufen's in greller Lust, wenn's auch an allen Ecken und Enden bei ihnen „happert“. Ja, noch mehr. Wenn Alles „vergiftet“, dann fühlen sie sich erst auf der rechten Höhe ihrer „Stimmung“. Wie viele Verbrechen wurden begangen, nicht aus drängender Noth, nicht in Hungersqualen, sondern, um mit dem Gelde, woran Blut gellebt, ein paar „lustige“ Augenblicke sich zu gönnen. Und soltert diese Unseligen später etwa doch Neue? Selten. Ich durchschritt Straßhäuser und hörte in

den Zellen und Arbeitsstuben die tollsten Lieder plärren. Man nannte es mir „Galgenhumor“. Ich hatte Briefe von zu lebenslangem Kerker verurtheilten Raubmördern in Händen, die, an „Freunde“ und Verwandte geschrieben, als Motto und Schluß drastische G'stanze und die Bemerkung enthielten: „Ich bin ein schlechter Kerl, aber lustig bleib ich doch!“ Einer dieser Auswürflinge versicherte: „Sollte ich doch einmal amnestirt werden, dann gib's eine Remasuri in Hernals, wo ganz Wien davon reden soll!“ Wir werden's wohl nicht erleben.

Es kam mir zuvor das Wort „Temperament“ in die Feder. Vielleicht ist die Bezeichnung nicht genau, vielleicht ganz unrichtig und ich sollte bei dem Worte „Leichtsin“ bleiben. Aber der Leichtsin, wie er dieser Species Menschen eigen und sie kennzeichnet, ist ja nach Galenus und Heinroth eben ein Product des (sanguinischen) Temperamentes, das, leicht erregbar, für tiefere Eindrücke nicht empfänglich, und mehr für Scherz, Zerstreuung und Erheiterung den damit Begabten prädestinirt, der also folgerichtig für sich und seine Handlungen „nichts könne“, weil „seine Natur“ ihn dazu treibe? Ach, seien wir aufrichtig, glauben wir an eine Selbstbestimmung, an einen freien Willen des Menschen und nennen wir die Sache bei dem rechten Namen: Gemüthsverrohung, Nichtsnutzigkeit, Gedankenlosigkeit und — Dummheit, die allerdings auch eine Gabe Gottes ist, der den Menschen erschaffen.

Ja, die Dummheit ist der leitende Factor bei so vielen unbegreiflichen Fällen. Die Dummheit ist unberechenbar in ihren Thaten und weit gefährlicher als absolute Schlechtigkeit. Der veritable Strolch überlegt und calculirt und bedenkt die Folgen, der Dummrian handelt nach momentaner Eingebung, nach augenblicklicher Neigung, ohne die nächsten Consequenzen

zu prüfen. Wir haben Gerichtsverhandlungen erlebt, bei denen fünfzehnjährige Burtsche und auch dreißigjährige Männer figurirten, die ihre Chefs oder ihre Angehörigen, oder die Amtscasse bestahlen, und schon in der nächsten Nacht in einem Cafés chantant oder Tingeltangel, wo sie auffällig tractirten, mit dem Geld herumwarfen und überhaupt „recht aufhauten“, arretirt wurden. Ihre vermeintliche Herrlichkeit, ihre „fidele“ Stimmung dauerte ein paar Stunden, für den Rest ihres Lebens waren sie verloren, Schmach und Schande brachten sie über ihre Familien, aber — wie ein solches Lumpchen beim Abführen zum Kerkermeister sagte: „Is alles eins, wenigstens hab i a amal guat g'lebt!“ Gut gelebt, mit dem Bewußtsein, ein Dieb zu sein.

Und ohne Zweifel auch „heiter“ gewesen. Nun, wohl bekomm's! Einer meiner Bekannten, der sich gern mit derlei Menschenrättseln, d. h. mit der Erklärung solcher Probleme befaßt, gelangt am Schlusse seines Deliberirens immer und immer wieder auf die entschuldigende Ansicht von der mangelhaften Organisation manchen Gehirnes. „Sowie es Blind- und Taub- und Stummgeborne gibt,“ meint mein Anwalt aller Psephastan, „so gibt es auch geborne Esel! Haben wir Mitleid mit den Unglücklichen und die Dummheit ist das ärgste Unglück!“ Ja wohl, aber das Leiden braucht nicht immer unheilbar zu sein und könnten manchmal Versuche nicht fehl schlagen, das Uebel wenigstens zu mildern. Doch dazu gebührt's bei Manchem meist an wirklichem Wollen, man fühlt sich in dem angewohnten Dufel heimischer. —

„Allerweil fidel!“ Es ist dieß die Leibmelodie und das Kriegsgeschrei auch Jener, deren Mittel es anfänglich noch erlauben, stets in dieser Stimmung zu sein. „Biz“ Vater und Sohn z. B. (bekannte Wiener Chargen in mehrfacher Anzahl) schwören



nur auf diese Formel, huldigen keinem anderen Principe, kennen keine andere Aufgabe und ergänzen sich sogar gegenseitig in ihren ohnehin gleichartigen Bestrebungen und Tendenzen und helfen Einer dem Andern mit Ideen und Einfällen aus, wenn das Tages- oder Wochen-Programm monoton zu werden droht. Was der „Alte“ nicht weiß, das weiß der Junge, und auf was der Vater nicht verfällt, auf das kommt der lustige „Herr Sohn.“ Welch' Hallo! wenn die Harmonie hergestellt.

Man muß in den Hauptquartieren und Stammlagern dieser Gattung Ur- und Original-Wiener, in gewissen Cafés, in prononcirt altmodischen und altpatriarchalischen Kneipen seine Beobachtungen machen, den Dialogen ein geneigtes Gehör schenken und das „Jägerlatein“ dieser eigenthümlichsten Volksschichte verstehen, um sich klar darüber zu werden und es begreiflich zu finden, daß es Leute geben kann, die für ihre irdische Mission sich nur zwei, und zwar identische Ziele aufgestellt: „Fuz und Sez!“

Allerweil fidel! Der alte Biz, ein noch „riegelsamer“ Mann, in den sogenannten „besten Jahren,“ Hausherr und Fabrikant, in letzterer Eigenschaft nur mehr halb activ und fast „emeritirt“, da er die Leitung des Geschäftes seinem Sohne übergeben, tritt nach Tische in sein gewohntes Café und selbstverständlich schnurgerade zu dem Häuflein bewährter „Spezi“, die mit langen „Kölnischen“ oder schöngeräuchten Meerschaum-Pfeifen dampfend ausgerüstet, soeben berathen, ob man — eine russische Preferance oder den üblichen Tapper spielen soll. Zu anderweitigen Erwägungen, zu politischen Controversen, zu ernstern Debatten über communale Wirthschaftsangelegenheiten und sonstigen Gesprächsstoffen dieser Qualität verfeigen sich die Herren nicht — das überlassen sie den Andern, den „G'studirten“; die Elite, die Crème des zünftigen Pfahlbürgerthums interessirt sich für derlei Dinge

nicht, sie liest auch nichts, außer (kurze) Notizen des Polizeirapportes und einzelne Stellen aus sensationellen Gerichtsverhandlungen. „Alles And're, was 's in die Zeitungen einbruden, is ja eh berlogen!“ So begnügt man sich als echter und rechter „Spießer“ mit den geistigen Anregungen, die ein angesagter „Ultimo“ bietet oder ein unerwarteter „Contra.“ Damit reicht man schon aus, den Nachmittag und Abend und die halbe Nacht, überhaupt die sogenannte „freie Zeit“, d. h. jene, die das „Malefizg'schäft z'haus“ übrig läßt — tobt zu schlagen. „No, so fangen m'r an!“ meint ein „vierstüdiger Schhäusler“, „aufdeckt is schon!“ Aber, da erscheint eben Vater Biz.

Vater Biz ist auch ein „leibenschäftlicher“ Tarotirer und er hat von dem Sechziger, den er am Budel, gewiß zwei Drittheile am „grünen Tischl“ versessen, aber — „a Sez vor der Liner“ ist ihm doch noch lieber. So ruft er denn auch, völlig überrascht von dem gehörten Vorhaben der Freunde und „Brüderln“: „Ja, was is 's denn? Os werd's bei den schön' Tag (er macht solche Repertoirs-Änderungen auch im Winter und bei garstigstem Wetter) do nit im Zimmer da knochen bleib'n? Kuisch'n m'r a Biszl wohin, auffi zum Salvini oder zu der „Sigstes Mariebl“, oder zum Ruffbaumer, oder sunst wo, wo a Tropfen zum trinken is und a a Fuz dabei is. I laß einspannen, mir hab'n Alle Platz!“

„Wahr is 's!“ ergänzen rasch die Genossen, „mir können ja die Karten a mitnehmen, wan ma eppa d'rauft wo la krieget. M'r muß auf alle Fäll bedacht sein!“ Der gegenseitige Scharfsinn wird bewundert, man zahl't seinen „Schwarzen“, und summt und pfeift und murmelt indessen prälubirend einen Bierzeiligen, während Vater Biz den „Marqueurbuben“ hinüber schießt, dem „Mischerl“ sagen lassend, er möge einspannen und vorkahren. „Kann heut a Sez wer'n! Nur allerweil fidel!“

Diese sämmtlich bejahrten Männer haben noch nie im Leben eine Bildergalerie, ein Museum, eine Ambrafer Sammlung oder sonst ein wissenschaftliches oder Kunst-Institut besucht, sind im Weltausstellungsraume meist auch nur in der Pilsner oder Rättnner Bierhalle zu finden gewesen; kamen, obwohl gesund und bemittelt, nie auf den Gedanken, eine Reise zu unternehmen und sahen außer ihrer Vaterstadt, ja oft auch nur außer ihres Grundbezirkes, von der übrigen Welt nichts, als höchstens Biesing des Bieres, Klosterneuburg des Strohweines, Breitenfurt der Milchrahmtrudel, und Breitensee der Riesenkübel wegen. Und sie lasen, seitdem sie das „Schulbüchel“ aus der Hand gelegt, auch kein einziges Buch. Und sie blieben doch frisch und wohlgemuth und heiter und waren in ihren Kreisen sogar geachtet und angesehen und waren beliebt, denn — sie waren „allerweil fidel!“

Das macht das Wiener Element ureinzig. Aber hören wir weiter. Der „Micherl“ kann nicht vorkahren, weil — nun, weil Biz's Sohn den Wagen bereits in Beschlag genommen und mit seinen „Spezi's“ (jüngeres Blut) soeben ausgeflogen ist. Om! Der Vater glaubte ihn im Geschäfte, er schüttelt den Kopf, aber da erinnert man ihn, daß heute Freitag, wo die „Garner Buab'n“ sich hören lassen und daß es also „everdent“ ist, daß der Karl „vor die Taborlinie“ gefahren. Dort beginnt die Geschichte freilich erst spät Abends, aber vielleicht sind sie früher zum „Sirschen“ im Prater, oder zum „Fürst“ oder —

sonst wohin? „Nicht, so wird's sein,“ beruhigt sich der „Alte“, „fahr'n m'r ihnen nach, mir wer'n 's schon wo treffen, gibt a Mordgaubi, wann mir ang'ruckt kommen!“ Allgemeine Zustimmung. Und so geschieht es auch, und ein bekannter Fiaker, der sich für ähnliche Unternehmungen schon öfter bewährte und der um „drei Fünferln“ bis Früh Morgens ein Uhr zu haben ist, bringt die demooften Häupter nach Wunsch an Ort und Stelle und — man findet sich in der That. Nun gibt es auf beiden Seiten allerdings einen solchen Freudenspectakel, einen solch inbrünstigen Jubel, ein solch enthusiastisch Geschrei und Gebrüll, wie es in dieser Zügellosigkeit nicht einmal am 15. März 1848, als die Verleihung einer „Constitution“ proklamirt wurde, zu hören war und wo es an jauchzenden Hochrufen doch auch nicht fehlte . . . .

Aber ich gerathe mit meinen Schilderungen, die sich immer mehr in's Weite verlieren, insoferne auch auf Abwege, als ich mich von dem Ziele gänzlich entfernte, das ich mir mit dem citirten Motto vorgezeichnet. Nun, das Einleiten ist nicht so schwer. Ich sprach ja doch nur von „Bergnüglingen“ aus Volkskreisen. Die Façon ist die gleiche, die Einen haben die Mittel, „allerweil fidel“ zu sein, die Andern haben sie nicht, aber das lustige Beispiel zieht an, verlockt, verführt, — sie wagen, wagen ohne Ueberlegung, ohne Denkfähigkeit, grundlos — den kurzen Traum, den flüchtigen Taumel beendet der Detectiv. Die alberne Posse ist überstanden. —

## Von berühmten Männern.

Nach H. J. Jordan.

Jeder Gebildete interessiert sich für die Kunst und ihre Schöpfungen, und in der That, nichts ist mehr geeignet, die höheren Elemente, die wir in uns tragen, zum klaren Bewußtsein zu bringen, als eben die großen Werke, welche die Kunst in ihren verschiedenen Zweigen aufzuweisen hat.

Diese schönste Frucht des Kunstgenusses kann aber für Solche, die nicht ausübende Künstler sind, nur aus der möglichst genauen Erkenntniß des Wesens und der Natur des Künstlers, der Kunst und der als classisch anerkannten Kunstwerke hervorgehen.

Nun kann aber die Bekanntschaft mit den „Eigenthümlichkeiten“ desjenigen, der ein schönes Kunstwerk schuf, nicht schneller, leichter und sicherer erworben werden, als wenn man den Künstler selbst beobachtet, wie er dachte, sprach, empfand und handelte. Nur unter dieser Bedingung ist es möglich, in die geheime Werkstätte des Künstlers zu blicken, wo man die ersten Gedanken zu einem Kunstwerke gleichsam werden, keimen, wachsen, knospen, aufblühen und zur schönen Frucht reifen sieht.

Das ist der leitende Gedanke, nach welchem folgende Charakterskizzen, Geschichtchen und Aussprüche aus dem Leben großer Musiker, Dichter und Schauspieler hier mitgetheilt werden. Wir werden in diesen Zeilen Geisteszüge von berühmten Todten, sowie von noch lebenden Persönlichkeiten begegnen, Züge, die uns näher in die Naturen Derer einführen, welchen wir im Musiksaale, im Besezimmer, wie

auf der Bühne große Genüsse verdanken.

Beethoven. Während seines Aufenthaltes in Berlin traf Beethoven oft in Gesellschaften Himmel, den Componisten der Oper „Fanchon“. Himmel spielte recht hübsch auf dem Piano, wenn er sich auch mit den damaligen Meistern nicht messen konnte. Eines Tages hat er Beethoven, zu improvisiren und dieser genügte der Aufforderung. Himmel setzte sich nach ihm, ohne die Vergleichung zu fürchten, ebenfalls an das Piano und arbeitete auf demselben lange herum, bis Beethoven endlich ausrief: „Nun, werden Sie nicht bald anfangen?“ Das war hart; Himmel stand beleidigt auf und es fielen von beiden Seiten anzügliche Worte. „Ich glaubte wirklich,“ sagte Beethoven einige Tage nachher, „Himmel prälubite nur“. Man söhnte die beiden Künstler zwar mit einander aus, aber die Versöhnung war keine anfrichtige. Himmel hatte sich vorgenommen, seinen Gegner lächerlich zu machen und sich auf diese Weise zu rächen. Er trat in Briefwechsel mit Beethoven, der nach Wien zurückgekehrt war, und schrieb ihm eines Tages, man habe eine höchst merkwürdige und wunderbare Entdeckung gemacht, nämlich eine Laterne für die Blinden erfunden. Beethoven war ein ungemeiner Neuigkeitsjäger und glaubte Alles, was man ihm berichtete, ohne erst lange darüber nachzudenken. Sobald er etwas Merkwürdiges, besonders etwas Neues erfuhr, erzählte er es allen seinen Bekannten und breitete so ein ihm aufgebundenes Märchen aus. Eine Laterne für die Blinden! Das

war zu außerordentlich, als daß Beethoven sich nicht hätte beeilen sollen, Jedermann die so wunderbare Entdeckung mitzutheilen. Die Ungläubigkeit einiger Freunde öffnete ihm die Augen nicht. „Worin besteht denn aber diese Laterne?“ Davon erwähnte der Brief nichts. Beethoven schrieb also an Himmel und ersuchte ihn, nähere Details über jene Laterne zu geben. Darauf wartete Himmel. In seiner Antwort löste sich das Räthsel, Beethoven beging überdies die Unvorsichtigkeit, den Brief zu zeigen und wurde denn richtig ausgelacht. —

Nochlig war einst in ein Speisehaus gegangen, wo, wie er wußte, Beethoven gewöhnlich zu Mittag aß. Er traf Beethoven auch dort, und dieser, als er ihn erblickte, winkte ihm, in ein Nebenzimmer zu kommen, wo sie ungehört mit einander reden konnten. Beethoven ließ eine Flasche Wein bringen, welche er sogleich beim Empfang bezahlte, indem er mit satyrischem Lächeln zu dem Kellner sprach: „Heute habe ich wieder einmal gegessen.“ Der Kellner wurde roth und entfernte sich mit schüchtliger Beschämung. Auf Nochlig's Frage, was er mit dem Kellner habe, gab Beethoven lachend folgende Auskunft: „Seit vielen Jahren besuche ich dieses Speisehaus und habe immer meine Pecher beim Weggehen ehrlich berichtigt. Nun traf sich's einmal, daß ich keinen Kreuzer bares Geld hatte, dafür aber eben an diesem Tage einen gesegneten Appetit. Ich lasse mir also Essen geben, und als ich satt bin, gehe ich davon, mit dem Vorsatz, das nächste Mal zu bezahlen. Nach einigen Tagen komme ich wieder und fordere wieder ein Essen, da schreibt mir der Bengel, der Kellner, auf die Rückseite des Speisezettels: „Sie haben das letzte Mal nicht bezahlt.“ — „Ich habe kein Geld bei mir,“ sage ich, und wieder schreibt der Kerl: „Wenn Sie kein Geld haben, so müssen Sie nicht essen, ich gebe Ihnen Nichts, bis Sie mir 46 fr. bezahlt haben, die Sie mir schuldig

sind.“ — Beethoven hatte dann die 46 fr., die er schuldig war, bezahlt, und konnte nun wieder dort essen. —

Beethoven äußerte sich nie über seine religiösen Ansichten und Gefühle. Generalbass und Religion, erklärte er, seien in sich abgeschlossene Dinge, über die man nicht weiter disputiren sollte. Beethoven hatte zwei alte Inschriften von einem Stempel eigenhändig abgeschrieben, selbe in Rahmen fassen lassen und so lange Jahre immer vor sich auf seinem Schreibtisch stehen. Sie lauteten:

1. „Ich bin, was da ist. Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“

2. „Es ist einzig von sich selbst und diesem Einzigem sind alle Dinge ihr Dasein schuldig.“ —

Eines Tages besuchte der Hofcapellsänger Barth den großen Meister. „Da habe ich heute Etwas niedergeschrieben,“ sagte Beethoven zu Barth, „es brennt gerade Feuer im Ofen, da soll's hinein.“ — Barth las und probirte; Beethoven hörte aufmerksam zu; dann aber sagte Barth heiter: „Nein, lieber Beethoven! das werden wir nicht verbrennen!“ — Es war die „Ade-laide“, die wir so durch Barth gerettet erhielten. —

Beethoven konnte sich nie den Erfordernissen der Etikette unterwerfen. Der Fürst Richnowski hatte ihn in seinen Schutz genommen, als er sich in sehr bedrängten Verhältnissen befand. Außer 600 Gulden des Jahres gab ihm der Fürst freie Wohnung und einen Platz an seiner Tafel. Beethoven nahm das Anerbieten an, aber die Regelmäßigkeit wurde ihm bald zur Last. „Was,“ sagte er zu einigen Freunden, „ich sollte alle Tage halb vier Uhr zu Hause sein, mich rasiren und ankleiden! Nein, es ist unerträglich!“

Haydn pflegte täglich 16 bis 18 Stunden zu arbeiten; bis 1758 lebte er in großer Armuth, alsdann

wurde er in der Familie des Fürsten Esterhazy angestellt. Seine Lebensart war von da an sehr einförmig. Der Morgen war der Composition, der Abend der Aufführung der Oper gewidmet. Die Gesamtzahl seiner Compositionen beträgt nicht weniger als neun hundert und neunzig. Wenn er sich zur Arbeit niederlegte, putzte und puderte er sich sehr sorgfältig und zog seine besten Kleider an. Er hatte von Friedrich II. einen Diamantring bekommen und versicherte, daß wenn er ohne diesen an die Arbeit ginge, er keiner Idee mächtig werden könne. Er konnte nur auf dem feinsten Papier schreiben und er schrieb seine Noten so genau und sorgfältig, als ob sie in Kupfer gestochen wären. Nach diesen Umständen wählte er das Thema zu seinem vorhabenden Werke und den Schlüssel, in welchem er es schreiben wollte. —

Haydn erzählte oft, wie große Mühe es ihm gemacht habe, die Bewegung der Wogen in einem Sturme zu malen, der in der Operette „der hinkende Teufel“ vorkam, die er in großer Jugend (es war seine erste Composition) im Jahre 1751 für den Theater-Director Kurz componirte. Kurz besaß Geist und Geschmack und war nicht so leicht zu befriedigen. Die Sache wurde um so schwieriger, als beide, Kurz und Haydn, weder das Meer, noch einen Sturm darauf gesehen hatten. Wie das malen, was man nicht kennt? Kurz ging in großer Unruhe in dem Zimmer auf und ab, wo der Componist vor dem Clavier saß. „Denke Dir,“ sagte er, „einen emporsteigenden Berg und dann wieder ein einsinkendes Thal, dann ein Berg und wieder ein Thal. Die Berge und Thäler laufen schnell hinter einander her und jeden Augenblick entsteht ein gewaltiges Gebirge und ein tiefer Abgrund.“ Diese schöne Beschreibung führte kein Resultat herbei, obgleich der Director auch die Blitze und den Donner nicht vergaß, um das Ganze

seines Gemäldes vollständig zu machen. „Male mir allen diesen Graus, aber besonders deutlich die Berge und Thäler“, wiederholte er fortwährend. Haydn ließ seine Finger rasch über die Tasten des Claviers gleiten, trillerte, machte Sprünge in Octaven — Kurz war nicht zufriedenzustellen. Endlich wurde der junge Componist ungeduldig, legte beide Hände an den beiden Enden des Claviers an und zog sie aneinander, indem er über alle Tasten hinstrich; dann strich er wieder von der Mitte aus nach dem Ende über die Tasten und rief dabei: „Hol der Teufel den Sturm!“ — „Richtig, richtig! Jetzt hast Du es getroffen“, antwortete Kurz, indem er ihm um den Hals fiel. — Haydn setzte hinzu, als er nach vielen Jahren bei schlechtem Wetter über den Canal gefahren, habe er auf der ganzen Ueberfahrt lachen müssen, indem er an seinen Sturm in dem „hinkenden Teufel“ gedacht. —

Haydn war um das Jahr 1770 in ein hitziges Fieber verfallen und der Arzt hatte ihm während seiner allmäligen Genesung strenge verboten, sich mit Musik zu beschäftigen. Bald darauf ging Haydns Gattin in die Kirche, nachdem sie vorher der Magd ernstlich eingeschärft hatte, ihren Herrn zu bewachen, daß er nicht an's Clavier komme. Haydn that in seinem Bette, als ob er nichts von diesem Befehle gehört habe; aber kaum war seine Gattin fort, als er die Magd mit einem Auftrage aus dem Hause schickte. Nun schwang er sich eilends an sein Clavier: mit dem ersten Griffte stand die Idee einer ganzen Sonate vor seiner Seele und der erste Theil wurde beendet, während seine Frau in der Kirche war. Als er sie zurückkommen hörte, warf er sich geschwind wieder in's Bett und hier componirte er den Rest der Sonate. —

Bei seinem ersten Besuche in London wohnte Haydn in dem Hause des Musikverlegers Bland, der folgende

Anekdote von dem Componisten zu erzählen pflegte: „Als ich auf das Festland ging, um Haydn zu uns einzuladen, wurde ich bei ihm eingeführt, als er sich eben den Bart abrasirte, was nicht die angenehmste Arbeit ist, selbst wenn man ein gutes Messer hat. Haydn besaß aber ein sehr schlechtes und sagte zu mir: „Ach, Herr Bland, wenn ich nur ein englisches Rasirmesser hätte, ich wollte eine der besten Compositionen dafür geben, welche ich geschrieben habe.“ Ohne etwas zu entgegenen, eilte ich in mein Wirthshaus zurück und holte mein bestes Paar Messer. Als ich dieselben dem großen Manne überreichte, gab er mir eines seiner Quartette im Manuscript, das ich später herausgab und Rasirmesser-Quartett nannte.“

Mozart. Unter den mancherlei Porträts, welche von Mozart existiren, befindet sich auch ein kleines Gemälde, aus dem Nachlasse der Witwe Mozart's stammend, an dessen Entstehung sich eine wenig bekannte Anekdote knüpft. In diesem Gemälde ist Mozart in seinem achten Lebensjahr in ganzer Figur abgebildet. Er trägt ein prächtiges, weitbausches Hofkleid, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, an der Seite einen kleinen Degen, unter dem Arm einen Chapeaubas. Die linke Hand hat er stolz in die Seite gestemmt, das gepuderte Haar mit dem lieblichen Kindergesichtchen ist nach dem Beschauer des Bildes gerichtet. Das große schwarze Auge blickt frei und keck in die Welt hinaus.

Dieses Bild ist ein kleines Meisterstück und die Entstehungsurfache folgende: Eines Tages befand sich der kleine Mozart in einem Zimmer der Kaiserin Maria Theresia, die sich bekanntlich für den genialen Knaben lebhaft interessirte. Er spielte eine Zeit lang auf dem Clavier, dann bemächtigten sich seiner die ganz jungen Erzherzoginnen Caroline und Maria Antoinette und jagten den lebhaften Kna-

ben unter Jauchzen und Jubeln im Gemache umher.

Mozart sprang und hüpfte, bald von den Erzherzoginnen verfolgt, bald sie verfolgend, umher, glitt aber plötzlich auf dem glatten Boden aus und fiel. Caroline stellte sich vor ihm hin, klatschte in die Hände und lachte den verbuzten Knaben aus, dem jetzt vor Scham und Aerger die hellen Thränen in die Augen traten.

Nun trat Maria Antoinette hinzu, hob Mozart von der Erde auf, trocknete seine Thränen und suchte ihn durch Liebesungen über den gehaltenen Unfall zu trösten. Mozart's schöne Augen leuchteten hell auf, freudige Behmuth lächelte aus seinen Zügen, er nahm sie bei der Hand und sagte mit dem Ernste eines Erwachsenen:

„Höre, Antoinette, ich will Dir was sagen. Du bist gut und mitleidig, ich werde Dich heiraten.“ Die junge Erzherzogin war über diesen Ausspruch ihres Gespielen seelenvergnügt, hüpfte in das Zimmer der Kaiserin und rief frohlockend: „Mama, Mama! Mozart will mich heiraten!“ „So!“ sprach lächelnd die Kaiserin, „Mozart hat Geschmack, er ist auch keine üble Partie für Dich.“ Während dem wurde Mozart, der Antoinetten nachgeeilt war, an der Thürschwelle sichtbar. „Komm einmal her, mein kleiner Bursche,“ fuhr die Kaiserin fort, „und sage mir, warum willst Du gerade Antoinette heiraten?“ Der Knabe blickte Maria Theresia treuherzig an und küßte ihr die dargereichte Hand. „Ja, Kaiserin, das will ich Dir gleich sagen,“ antwortete er ohne Scheu und Rückhalt; „die Erzherzogin Caroline war Schuld, daß ich fiel und mir recht wehe that, sie ließ mich liegen und lachte mich obendrein noch aus; Antoinette ist gut, und weil sie ein gutes Herz hat, will ich sie heiraten.“ „Das ist recht hübsch, mein Mozart,“ sagte die große Kaiserin, „aber wenn Du Antoinette heiraten willst, mußt Du auch Kleider haben wie ein Erzherzog.“ Der Knabe

senkte jetzt traurig den Kopf und brach in Thränen aus. „Woher soll ich denn Kleider nehmen wie ein Erzherzog?“ schluchzte er, „Antoinette muß mich so nehmen.“ „Das wird sie aber nicht wollen,“ erwiderte die Kaiserin. Nun lief Mozart zu Antoinette, nahm sie bei beiden Händen und bat mit kindlicher Naivetät: „Nicht wahr, Du nimmst mich so?“ Die Kaiserin lachte herzlich über diese Scene und entließ die kleine Schaar, um sich im Spiele weiter zu ergötzen.

Zwei Tage darauf hielt eine kaiserliche Equipage vor der Wohnung Mozart's, ein Kammerherr stieg aus, brachte einen vollständigen Hofanzug, wie ihn die Prinzen tragen, für den kleinen Amadeus, und einen prächtigen Damenanzug für dessen Schwester.

Beide fuhren dann in diesen Gala-Kleidern nach Hofe. In dieser kaiserlichen Tracht wurde später der kleine Mozart auf Befehl der Kaiserin gemalt.

Mozart's sechs, dem Meister Haydn gewidmete Quartette vom Jahre 1785, wurden, wie fast Alles an ihm, Anfangs sehr verkannt. Aus Italien kamen sie an den Verleger Artaria, „weil der Stich so fehlerhaft sei,“ zurück. Man hielt nämlich die vielen fremden neuen Accorde und Dissonanzen für Stichfehler. — In Ungarn ließ sie der Fürst Grassalkowitsch von seiner Capelle aufführen und rief einmal über das andere: „Sie spielen nicht recht, meine Herren!“ Man zeigte ihm die Noten. Voll Verdruß, so viel vermeinten Unsinn darin zu finden, zerriß er sie in kleine Stücke.

Als Mozart sein Einkommen (800 fl.) bescheidenen mußte, was dort Gebrauch war, schrieb er darunter: „Zu viel für das, was ich leiste, zu wenig für das, was ich leisten könnte.“ Es hatte ihn nämlich verbroffen, daß er in seiner Eigenschaft als Kammercomponist niemals einen Auftrag bekommen hatte.

Strauß. Als zu Anfang der Vierziger-Jahre die mit Recht so ge-

nannte „Schwedische Nachtigall“ Jenny Lind im Theater an der Wien gastirte, war bekanntlich unter den Musikfreunden große Aufregung und eine förmliche Jagd nach Parterre- oder Logenarten, denn es gehörte zum guten Ton, die „Sonnambula“ oder „Regimentsstochter“ der Lind gehört zu haben.

Eines Tages aber wurde unsere Kunst- und Musikwelt völlig allarmirt, als nämlich die Theaterzettel das große musikalische Ereigniß, die erste Aufführung der Oper „Bielka“ unter Maestro Meyerbeer's persönlicher Leitung, mit Fräulein Jenny Lind in der Titelrolle, dem überraschten Publikum von jeder Straßenecke herab bekannt gaben. War bei den anderen Gastrollen der Lind eine Jagd nach Billeten, so erhob sich auf diese Nachricht hin ein förmlicher Sturm gegen den Logenmeister, Herrn Beyer, den dieser so gut als es eben ging abzuschlagen oder — auszuhalten mußte. Wir brauchen nicht zu erzählen, daß in wenigen Tagen, lange noch vor der ersten Probe jener Oper, Logen- und Sperrsitze und sonstige improvisirte Sitzplätze vergriffen waren.

Eine nur war es nicht gegönnt, eine solche Siganweisung zu erhaschen, obgleich er seiner Stellung nach wohl völlig dazu berechtigt gewesen wäre. — Dieser Eine war der große Feldherr auf jedem Tanzparquet, nach dessen wunderwirkendem Stabe tausend Füße und Füßchen sich in tactmäßige Bewegung setzten, dessen melodienreiche Compositionen seinen Namen unvergänglich machten. „Strauß Vater“ war es, der händeringend den Tag, die Stunde der ersten Aufführung der Oper „Bielka“ herannahen sah, ohne Hoffnung ihr beimohnen zu können.

„Lieber Beyer,“ sagte der große Tanzcomponist zum Logenmeister, „verschafft mir um's Himmelwillens einen Platz im Theater, ich muß die „Bielka“ hören, ich muß Meyerbeer dirigiren und die Lind spielen sehen. Schafft mich auf den Schnürboden oder über

ben Kronleuchter — aber weist mich nicht ab.“ —

Beyer stellte der bringenden Bitte seines Freundes gerechte Bedenken entgegen, und so gerne er seinem Wunsche willfahren hätte, sann er doch lange vergeblich nach einem Mittel.

„Ich hab's,“ rief endlich der Logenmeister mit freudestrahlendem Antlitz — geht in's Orchester und gebt einem Violinspieler ein gutes Wort, daß er Euch für diesen Abend seine Violine und den Bogen überlasse — so wird es gehen!“

Gesagt — gethan!

In einem bescheidenen Winkel des Orchesters, an der Stelle des letzten Violinspielers saß der „alte Strauß“ und das Publikum, das die Aufführung der „Biella“ mit ungeheurem Enthusiasmus, mit jubelndem Beifall aufnahm, wußte es nicht, daß sein populärster Mann, sein größter Liebling, der „Vater Strauß“ unter dem Tactirhabe Meyerbeer's sein ganz bescheidenes Scherlein an jenem Abende nothgedrungen mit beigetragen habe.

Auerbach Berthold. Es gibt unter den Novellenbüchern kaum zwei entgegengezetere Persönlichkeiten als Berthold Auerbach und A. v. Sternberg. Nur in der schönen Begabung einer gefälligen graziösen Erzählungsweise besteht ein Berührungspunkt zwischen Beiden. A. v. Sternberg, eine schlanke Gestalt, trägt den Kopf hoch, um das Auge von dem Plebs abgewendet zu haben. Auerbach, eine kleine, gedrungenere ter-nige Figur, hebt sein großes Auge, in dem Verstand und Herzlichkeit sich gleichmäßig abspiegeln, auch oft zum Himmel, aber um ihn herabzuzaubern auf seine lieben Mitmenschen. Sternberg erhebt sich stolz über die Masse; Auerbach hebt die Masse zu sich empor, es ist sein Stolz, sie in ihrem Werthe, in ihrer Empfänglichkeit für Belehrung und Fortschritt darzustellen. Als einst Herr von Sternberg und

Auerbach in einer Gesellschaft Berlins sich zusammensanden, äußerte Ersterer, der jeden Tropfen Linte, den er verschreibt, durch zehn Tropfen Patschuli, die er sich in die Hände reibt, von seinem profanen Geruch befreit: „Ihr Volkschriftsteller, bringt unsere Salons durch die schmutzigen Kleider eurer Bürger und Bauern in üblen Geruch.“ — „Richt so!“ versetzte Auerbach, „Ihr vornehmen Schriftsteller, habt durch Euer Patschuli eine so ungesunde Atmosphäre in dem Salon erzeugt, daß wir nur die Fenster aufgemacht haben, um frische Luft hineinzulassen.“

Castelli pflegte sich mit seinen Freunden häufig durch Schnurren und Schwänke zu necken. Als eines Tages einer dieser Freunde eine größere Reise antrat, bat Castelli ihn beim Abschiede, ihm dann und wann Nachricht von seinem Wohlbefinden zu geben. Der Freund hielt Wort. Von der vierten oder fünften Station aus sandte er einen Eilboten auf Castelli's Kosten an diesen mit einer ungeheuren Depesche, in welcher aber weiter nichts stand, als: „Ich befinde mich wohl.“ Castelli ließ den Spaß — Spaß sein und bezahlte ohne Murren die Stafette. — Nach einiger Zeit erhielt der abwesende Freund an dem Orte seines nunmehrigen Aufenthaltes eine schwere, unfrankirte Kiste durch die Post. Was aber befand sich in dieser? Ein 16 Pfund schwerer Stein und auf diesem ein Blatt nachstehenden Inhalts: „Lieber Freund! Bei der erwünschten Nachricht von Deinem Wohlsein ist mir heifolgender Stein vom Herzen gefallen.“ —

Es war im Jahre 1845, als die Nachricht von dem Tode des gemüthlichen Dichters Castelli die Runde durch die deutschen Journale machte. Castelli lebte aber rüstig und in ungeschwächter Geisteskraft auf seinem Gute in Steiermark, und als er sich selbst als „gestorben“ in einer Zeitung



sand, sandte er der Bäuerle'schen Theaterzeitung nachstehendes Gedicht:

**Ich bin nicht todt.**

Man sagt mir von allen Seiten,  
Ich höre von allen Leuten:  
Ich sei ein gestorbener Mann;  
Es freut mich aber vom Herzen,  
Daß ich darüber hier scherzen  
Und selbst es verneinen kann.

Die mir den Tod jetzt gegeben,  
Die meinten, man könne nicht leben,  
Wenn man das Theater entbehrt;  
Nicht weiß, wie die Actien stehen;  
Nicht kann in den Volksgarten gehen,  
Oder in ein langweil'ges Concert.

O, könnten bei mir sie doch stehen,  
Der Schauspiele herrlichstes sehen,  
Hier darge stellt von der Natur,  
Der Garten, vom Himmel geziert,  
Die Börse, wo Niemand verliert,  
Und der Vögel Concert auf der Flur.

Sie würden die winkligen Gassen,  
Die engen Häuser verlassen,  
Und all' den städtischen Glanz,  
Sich hier neue Frische erwerben,  
Und sagen, hier kann man nicht sterben,  
Nein, nein! hier lebt man erst ganz!

So leid' ich den Tod denn geduldig,  
Und bin Ihnen Dank auch noch schuldig,  
Die umgebracht mich vor der Zeit;  
Man hat mir nämlich gesagt,  
Viele Freunde hätten geklagt:  
„Mir ist um ihn wirklich recht leid!“

Heine. Sein Herz war gut. Doch dieses Herz gehörte nur seinen Freunden, der Haß war für die Feinde. Dieses gute Element, das in ihm waltete, ergoß sich sogar auf gleichgiltige, ihm ganz fremde Menschen. Es genügte diesen, um sein Interesse zu wecken, nothdürftig, arm oder unglücklich zu sein. Zahllose Flüchtlinge haben seine wohlthätige Hand empfunden, ohne daß er gefragt hätte, welcher Partei sie angehörten, wenn sie sogar aus einem Lager kamen, dessen Fahnen er verspottete und in dessen Reihen ihm feindliche Kämpfer nisteten; zu jeder Geldsammlung für irgend ein edles oder unverschuldetes Unglück steuerte er bei, beinahe mehr, als seine Mittel es erlaubten, und sagte dabei

lächelnd und wie zur Entschuldigung: „Ich liebe von Zeit zu Zeit meine Visitenkarten bei dem lieben Herrgott abzugeben.“ —

Heine erfuhr in Betreff seines „Atta Troll“ in der Zeitschrift „Dithmarsche Blätter für deutsche und schleswig-holsteinische Zustände“ (1849) ein seltsames Urtheil. Am Schlusse einer geist- und beziehungsreichen Kritik heißt es:

„Sollen wir nun unsere Meinung über das Gedicht und den Dichter sagen? Das Gedicht ist ein gottloses Meisterwerk. Was den Dichter betrifft, so hat Deutschland nicht Lorbeeren genug für sein Haupt und nicht Thränen genug für seine Seele!“ —

Als im Jahre 1847 ein gewisser Büttmann ein Album von Originalpoesien, mehr politischen Inhalts, mit Beiträgen von Freiligrath, Alfred Meißner u. A. herausgab, wendete er sich auch an Heine um einen poetischen Beitrag, mit dem Bemerkten: „Daß er (Heine) jedenfalls mit seiner Nichtung einverstanden sein würde. Heine antwortete ihm und schloß seinen Brief: „Uebrigens bin ich nicht nur mit Ihrer Nichtung, sondern auch mit Ihrer Hinrichtung vollkommen einverstanden.“ —

Heine lag schwer leidend so darnieder, daß er nicht mehr das Lager verlassen konnte. Eines Tages sprach er seufzend zu Meißner: „Könnte ich doch nur mit Krüden ausgehen! — Wissen Sie, wohin ich ginge?“ — „Nein!“ — „Grabenwegs in die Kirche!“ — „Sie scherzen!“ warf Meißner ungläubig ein. — „Nein, nein! gewiß! in die Kirche!“ antwortete Heine. „Und wohin soll man denn auch mit Krüden gehn? Freilich, wenn ich ohne Krüden ausgehen könnte, spazierte ich lieber über die lachenden Boulevards und würde den Ball Mabile mitmachen!“

Lenau Nicolaus äußerte selbst, daß er keine Zeile zu schreiben vermöge, ohne seine Peise im Munde

zu haben. — Nur beim Rauchen, meinte Senau, kommen die Gedanken; es concentriert. Man glaubt nicht, wie viel gerade auf innerliche Naturen, die sich in's Seelenleben versenken, Aeußerlichkeiten wirken. Wenn ich meiner Kappe einen andern Ruck gebe, wenn ich meine Cigarre frisch anzünde, so wirkt das gleich auf mich und gibt mir einen ganz andern Zueengang. —

Senau hatte sich in ein Mädchen verliebt und es war merkwürdig, daß ein Mensch, der so groß und tief dachte, so viel Schönes empfunden hatte und ein so reiches Herz besaß, für alle diese Liebe und in all' dieser Liebe keine Worte gegen Freunde fand, als: „Bruder, das ist a Mäd'el!“ Seine Brust war so voll, es drückte ihm beinahe das Herz ab, und doch kam immer wieder nichts heraus, als: „Aber das ist a Mäd'el!“ —

Senau hatte eine dunkelblaue Mütze, welche eine Freundin für ihn gearbeitet. Keine war ihm so bequem, er trug sie immer; als sie ganz alt war — kurz vor seinem Hinscheiden — kaufte er sich eine andere, gab die getragene der Freundin und sagte: „Geben Sie das Kaperle gut auf; in dem Kaperl ist viel vorgegangen. So viele Gedanken! Ich habe mehr darunter gelitten als man beschreiben kann.“ —

Senau äußerte einst in einer Gesellschaft, wo sich das Gespräch auf den Umgang mit hohen Personen lenkte: „Man muß sich nicht nur nicht aufdrängen, sondern nicht hineinziehen lassen in das Vornehme. Man soll nur mit seines Gleichen umgehen! Wenn Einzelne auch anders sind, so gerathen sie doch in den Contact... Ein solcher Verkehr erscheint für mich als ein Herabwürdigung meiner selbst, weil man doch bergleichen thun muß, sich in die Form schmiegen, als achte man diese Convenienz. Ich will nicht immer auf dem Bauch kriechen. Selbst wenn man bei mir Ausnahme macht — ich will nicht exceptionell sein, ich

mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben.“

Laube war schon als Student in Breslau nicht bloß Theaterrecensent; er schrieb auch damals schon Stücke unter dem Namen Heinrich Campo. Eines der Stücke hieß „Gustav Adolf“, das der bekannte Schauspieler Kunst in Breslau zu seinem Benefiz gab, das aber ausgepocht wurde, wie Laube selbst mit Behagen erzählte. Er stand selbst bei der Auführung im Parterre. Man vermuthete, daß er der Verfasser sei und um diese Meinung zu bekämpfen, fing er an, am eifrigsten mit zu pfeifen und zu trommeln. Neben ihm stand aber ein Fleischer, Wolf, ein Riese gegen den kleinen Laube. Dem Fleischer gefiel das Stück und er ärgerte sich über das Pfeifen seines Nachbarn, dem er barsch gebot, Ruhe zu halten. Dem Dichter mochte das Verbot schmeichelhaft sein, der Student konnte es sich nicht gefallen lassen, und hatte er vorher stark getrommelt, so trommelte er nun erst recht. Da machte der Fleischer kurzen Proceß. Er nahm Laube am Kragen, hob ihn in die Höhe, trug ihn, unter dem Jubel der Menge, mitten durch das Parterre und setzte ihn vor die Thür. So wurde er hinausgebracht, weil er gegen sein eigenes Stück Opposition gemacht hatte.

Meißner. Unmittelbar nachdem sich das Grab über Heine geschlossen hatte, ging Meißner an die Abfassung seines Buches: „Erinnerungen an H. Heine“, um sie als einen Kranz auf dessen Monument zu legen. Das Büchlein war rasch entstanden und es handelte sich darum, unter welchen Honorarsbedingungen man es Campe anbieten sollte. Meißner befand sich damals gerade in Paris. — Durch den Tuileriengarten gehend, begegnete er einem Landsmann, dem Dichter Gebriß, der ihn aufforderte, mit ihm

in einer Restauration zu frühstücken. „Sehr gerne,“ erwiderte Meißner, „begleiten Sie mich nur erst zum nächsten Briefkasten, um diesen Brief an Campe hineinzuworfen.“ — „Sie schreiben wohl Ihres Heinebuches wegen?“ — „Allerdings.“ — „Und fordern?“ — „200 Thaler?“ — „Welche Idee, viel zu wenig! Das Buch ist ein Unicum, kein Anderer ist in der Lage, ein Gleiches zu liefern, weil kein Anderer so viel wie Sie in letzter Zeit mit Heine zusammen war, 300 Thaler ist das Minimum, was Campe zahlen muß!“ — „Ei was, ich bin bescheiden, das Büchlein ist schnell entstanden und hat mir wenig Mühe gemacht.“ — „Aber Sie sind ein Thor, wenn Sie den Verleger so wenig schnüren; 300 Thaler sind wenig, das behaupte ich.“ — „Nun, so will ich beim Restaurant während des Frühstücks einen zweiten Brief schreiben!“ — Die Freunde begeben sich in ein Café, Austerl und Chablis werden gebracht und dabei wird ein anderer Brief geschrieben. Nachdem die Flasche geleert und eine andere gebracht ist, ist Hedrich plötzlich wieder anderer Meinung; „hören Sie,“ sagte er, es ist doch jammervoll, daß Sie das Manuscript für 300 Thaler hingeben! Es ist das Resultat vieler Reisen und wird Käufer diesseits und jenseits des Oceans finden. Sie sollten wirklich 400 Thaler verlangen!“ — Der zweite Brief wird zerrissen, der Kellner bringt ein neues Blatt und nachdem die Gläser auf's Neue angeklungen, wird ein dritter Brief geschrieben. — „Nun ist es aber Zeit,“ sagt Hedrich, da das Frühstück zu Ende ist, „den Brief auf die Post zu werfen, wenn er heute noch abgehen soll.“ — „Jetzt bin ich anderer Meinung,“ sagt Meißner. „Seitdem die Flaschen hier auf dem Tische stehen, ist meine Meinung von meinem Werke unglaublich gewachsen; 500 Thaler, keinen Heller weniger!“ In heiterer, gemüthlicher Stimmung wird

die Cigarre mit dem letzten Briefe angezündet und ein vierter ist schnell fertig. Fünf Tage später waren Meißner's „Erinnerungen an G. Heine“ unter den gestellten Bedingungen angenommen — Meißner aber nennt von da ab jenes Austerl-Frühstück das einträglichste seines Lebens! —

Es gibt Literaturfreunde aller Art und unter diesen auch eine Species reicher Leute, die fortwährend ihre Liebe zur Literatur betheuernd im Munde führt, jedoch am liebsten keinen Kreuzer für ein Buch ausgeben möchte. A. Meißner's Achtbänder: „Schwarz-gelb“ war kaum complet erschienen, als er von einer reichen Dame ein unfrankirtes Schreiben erhielt, des Inhalts: sie sei besonders auf diesen Roman gespannt, könne ihn aber trotz aller Bemühungen in keiner Buchhandlung finden. Sie ersuche daher den verehrten Schriftsteller, ihr sein Buch ungesäumt unter ihrer Adresse einzusenden. Meißner, den es verdroß, daß eine reiche Frau, die ihm schon früher seine Bücher abgenötigt, nun wieder das Neueste und in unfrankirtem Briefe verlange, erwiderte also: „Gnädige Frau! In der Stadt, wo Sie wohnen, scheint allerlei zu fehlen. Nicht nur mein Buch in allen Buchhandlungen, sondern auch die Marken für Briefe, in denen man es verlangt, in allen Kaufläden. Ich wiederum hätte wohl das gewünschte Buch, hätte auch einen großen Drang, es Ihnen zu senden, nicht minder hätte ich das gewünschte Postporto; zu meinem aufrichtigen Bedauern aber fehlt mir der zum Paket unumgänglich nöthige Bindfaden. Darüber untröstlich empfiehlt sich Ihrem Andenken u. s. w.“

Mosenthal vernahm, daß die ehemalige Schauspielerin Luise Reumann in Graz, wo sie, an den Grafen Schönfels verheiratet, lebte, mit einem Mädchen gesegnet worden und das Kind selbst stillte. Augenblicklich warf er ein Gebicht auf das Papier, das

er der glücklichen Mutter zusandte und welches folgendermaßen lautet:

Zwei Jahre sind's, daß zu der Musen Gram,  
Von unsrer Bühne schied Luise.  
Und keine zweite kam wie diese.  
Ich weiß, warum sie ihren Abschied nahm,  
Sie hat das Fach der Mütterrollen  
Durchaus nicht übernehmen wollen.  
Jedoch der Himmel sprach: O nein,  
Wie sollt' ich nicht der sinnigsten der Frauen  
Das sinnigste der Fächer anvertrauen!  
Sie wird darin nicht minder glücklich sein.

Dieses Impromptu machte in Wien und Graz die Kunde und wurde mit Recht von aller Welt allerliebt gefunden. Wir theilen es darum auch unsern Lesern mit und denken, daß es diesen gleichfalls wird artig erscheinen mögen.

Saphir verließ München, wurde aber vor seiner Abreise zu einer Audienz bei dem König Ludwig befohlen. Der König war sehr huldvoll und sprach sein Bedauern aus, einen Mann aus seiner Nähe scheiden sehen zu müssen, der mit so vielen geistigen Vorzügen ausgestattet sei, der aber „einen so losen Mund habe.“ Saphir erwiderte hierauf: „Majestät, diesem Uebel ist bald abgeholfen, hängen Sie mir eines Ihrer Schlösser an.“ —

Saphir gerieth einst mit einem Literaten in Wortwechsel. Dieser, welcher den Humoristen um seinen Ruf beneidete, sagte: „Sie schreiben nur für Geld, ich jedoch für die Ehre.“ — „Jeder schreibt für das, was ihm fehlt!“ gab Saphir zur Antwort. —

Von einem an Gehirn und Moneten armen Recensenten erzählt Saphir, er habe seine Freibillets stets verkauft, für das Geld Punsch oder Grog getrunken und dann habe in seinen Berichten gestanden: „ich habe durch die Vorstellung einen hohen geistigen Genuß gehabt.“ —

Ein gekränkter Schauspieler schrieb auf einen Zettel: „Schaafskopf!“ und klebte diesen Zettel an die Zimmertür Saphir's, auf den er einer beißenden Kritik halber erbittert war.

Am folgenden Tage kommt Saphir zu dem über diesen Besuch nicht wenig erstaunten Schauspieler mit den Worten in's Zimmer: „Sie haben mir gestern während meiner Abwesenheit die Ehre erwiesen, mich zu besuchen und Ihre Visitenkarte an meiner Thür zurückgelassen; ich halte es daher für meine Schuldigkeit, Ihren Besuch zu erwidern.“ —

Saphir: Der Mensch soll nur kriechen, da kommt man zu etwas. Beweis: Unter den Thieren haben nur zwei Wesen, die kriechen — eigene Häuser — die Schildkröte und die Schnecke!

Brodmann\*) wurde, als er einst den „Effer“ auf der Bühne zu Graz gespielt hatte, nur von wenigen Stimmen gerufen, so daß er nicht darauf achtete; die Zuschauer beruhigten sich auch und gingen von dannen, nur ein Einziger harrete aus in dem Rufe, es war ein Knabe auf der Gallerie. Da dieser nun unablässig Brodmann's Namen mit merkwürdig kräftigem Tone herauschrie, ging dieser endlich nach der Gallerie hinauf, machte dem Jungen die gewöhnlichen drei devoten Verbeugungen und sagte dann: „Ich danke gehorsamst für den gnädigen Beifall. Jetzt geh aber nach Hause, Canaille!“ —

Als Brodmann 1777 in Berlin Hamlet zwölfmal (zweimal wurde das Stück mit den Todengräberscenen gegeben), bei immer gleich starkem Zulauf; und auf Verlangen des Publikums, Tellheim zweimal, und Beaumarchais dreimal gespielt hatte; widerfuhr ihm eine Ehre, deren sich bisher kein deutscher Schauspieler rühmen konnte. Der geschickte berlinische Präger Abramson prägte eine silberne Schaumünze auf ihn. Die eine Seite der Münze stellte das Bildniß des Künstlers in gewöhnlicher Kleidung vor,

\*) Geboren zu Graz 1745. Sein Geburtshaus ist der Uthrturm auf dem Schloßberg.

mit der Umschrift: BROCMANN ACT (or) VTR (iusque) SCE (nae) POTENS (Brodmann, so stark auf der komischen Bühne, als auf der tragischen. Die Rehrseite enthält die Worte: PERAGIT TRANOVIL (la) POTESTAS, AVOD VIOLENTA NEAVIT (Kühige Macht wirkt, was Festigkeit nicht kann.) Im Abschnitt steht: Berol (ini) d (ie) 1. Jan. MDCCL XXVIII. Die Münze kostete einen Thaler.\*)

Bedmann war einst in Berlin zu einer Tischgesellschaft eingeladen. Als man ihm seinen Platz zwischen den beiden Schwestern Auguste und Charlotte von Hagn anwies, sagte er beim Niedersetzen: „Eine herrliche Stelle! Zwischen A. Hagn und C. Hagn kann man nur mit B. Hagn (Behagen) sitzen!“

Devrient. Die Langsamkeit und Trägheit, womit die Maurer arbeiten, ist fast sprichwörtlich geworden. Oft hatte Devrient mit seinen Gefährten einem Baue zugeesehen, ihren Scherz und Verdruß darüber gehabt. Eines Morgens sieht Devrient einen Arbeiter auf der hohen Brandmauer stehen, der gemächlich die Dose herauszieht, um eine Prise Tabak zu nehmen. Die träge Gewohnheit hat sich bis auf diese Art von Handlungen verbreitet; sein Griff in die Tasche ist so phlegmatisch, daß Devrient im scherzenden Unwillen ausruft: „Ich wette, ich trinke eher eine Flasche Champagner aus, als dieser Kerl, der schon die Dose in der Hand hat, dazu kommt, eine Prise zu nehmen.“ Die Wette wird gemacht; Carl, der Kellner, fliegt hinunter in den Keller, ist im Moment mit der Flasche wieder da, der Rork

\*) Den 5. März 1778 ward Hamlet zum erstenmal in Dresden aufgeführt. Reinede war Hamlet. — Nach der zweiten Vorstellung ward auch demselben eine goldene Schaumünze, zwanzig Dukaten an Werth, von unbekannter Hand überschickt, jedoch mit der Bitte, diese künftig als Hamlet statt der unechten zu tragen.

springt und Devrient stürzt das erste Glas hinunter. Die Anwesenden haben bald den Trinker, bald den Arbeiter im Auge und beobachten jede Bewegung. Jetzt hat dieser langsam mit zwei Fingern auf die Dose geklopft, — Devrient hat das zweite Glas hinuntergestürzt; jetzt öffnet er den Deckel, — das dritte Glas ist geleert; gemächlich spitzt der Maurer die Finger und greift die Prise, — Devrient ist mit der halben Flasche fertig. Verloren, verloren! rufen die Wettenden schon triumphirend. Doch der Maurer behält gedankenlos die Prise in der Hand, sieht sich phlegmatisch ringsum und gähnt; ein Camerab tritt auf ihn zu, er reicht auch diesem die Dose, der ebenso gedankenlos hineingreift, sie stehen mit der Prise zwischen den Fingern und schwazen müßig weiter, da ruft Devrient: ich bin fertig. Und er hat die Wette gewonnen, denn erst jetzt führt der Arbeiter die Prise gemächlich gegen die Nase und schnauft sie langsam auf.

Löwe Ludwig. Zur Zeit, als er noch Mitglied des Prager deutschen Theaters war, spielte er einst den Karl Moor. Im vierten Acte bei den Worten: „Auf, Ihr Klöße, Ihr Eisklumpen, will Keiner erwachen?“ faßte er das Pistol, das wahrscheinlich eine schlechte Feder hatte, und mitten im Hahnspannen geht das Gewehr los und er zerschmettert sich den vierten und fünften Finger. Er preßte die Hand, an der das Blut fort und fort herunterlief, zusammen, und spielte zu Aller Entsetzen und Erstaunen die ganze folgende Scene mit voller Kraft und Feuer zu Ende, da aber, durch den großen Blutverlust geschwächt, brach er ohnmächtig zusammen. So bewies Löwe, was einst Fleck gesagt haben soll, daß im Affect des Spieles aller körperlicher Schmerz an dem Darsteller spurlos vorübergehe. Der Arzt erklärte am andern Tage, die Flechsen wären bergestalt zerrissen, daß

der Verwundete nur die Wahl habe, ob der kleine Finger aufrechtstehend oder gekrümmt geheilt werden solle. „Natürlich krumm,“ erwidert Löwe, „denn wenn ich die Hand zu ballen habe, möchte es doch ganz verzwickt aussehen, wenn der kleine Finger wie ein Meilenzeiger emporstünde.“

**Nestroy Johann.** Es war im Jahre 1826, zu jener Zeit, als Anton Stöger Director des kändischen Theaters in Graz war, als zum Benefiz der später am Burgtheater engagirten berühmten Karoline Müller Raimund's „Alpenkönig“ zur Aufführung kam. Nestroy gab den „Rappelkopf“. Das Haus war in allen Räumen überfüllt, als während des ersten Actes in einem Hause auf dem Hauptplatze Feuer ausbrach. Das Publikum wollte sich rasch entfernen. Nestroy aber trat an die Rampe und sprach zu demselben: „Wenn's ein Feuer sehen wollen, so warten's bis zum zweiten Act.“\*) Homerisches Gelächter folgte dieser improvisirten Anrede und das Publikum blieb ruhig im Theater. —

Nach der Vorstellung des „Zerrissenen“, welcher zum zwanzigsten Male bei überfülltem Hause zur Aufführung kam, stellte sich dem Verfasser ein Mann vor mit der Bitte: „Wenn Sie schon auf der Bühne eines Zerrissenen sich so angenommen haben, daß er sein Glück machte, so stoßen Sie einen weit Zerrissenern im Leben nicht zurück!“ Nestroy beschenkte diesen Mann reichlich. —

**Raimund Ferdinand.** Vielleicht gab es nie ein Gemüth, welches weicher, zarter, poetisch tiefer gewesen wäre, als das des genialen Raimund, des unglücklichen Dichters. Seine Seele war eine Aeolsharfe, vom leisesten Lusthauche bewegt und oft milde, me-

lobische Klänge ausströmend, aber eben so oft in schrille Schmerzensstöne ausbrechend, wenn der Sturm die Saiten schüttelte. Wir haben dieses hier vorangeschickt, damit unsern Lesern die nachstehende Anekdote nicht als eine müßige Erfindung erscheinen möge, sie beruhet auf buchstäblicher Wahrheit.

— In der Nähe Wiens, auf seinem Landgute zu Guttenstein, verbrachte Raimund einen Theil des Jahres. Das harmlose, kindliche Dichterherz glaubte hier in einer idyllischen Welt zu leben, in einer Welt, wohin die Sittenverderbniß und Entartung der großen Stadt noch nicht gedungen war. In den schlichten Bauern, mit denen er verkehrte, sah er moralisch fleckenlose Geschöpfe, das goldene Zeitalter glaubte er hier zurückgekehrt, und allen Freunden, deren Besuch ihm ward, verkündete er, hier sei die Sage von jenem glücklichen Thal, welche uns das Märchen berichtet, Wirklichkeit geworden. — Raimund hatte eben einen werthen Besuch aus Wien, machte mit diesem einen Gang in's Freie und rühmte, wie gewöhnlich, seine Nachbarn, die Bauern von Guttenstein, in begeisterter Weise, malte in blendenden Farben den Gegensatz, welchen sie zur Moralität der Städter bildeten. In demselben Momente kommt den Luftwandelnden taumelnd und fluchend ein trunkener Bauer entgegen. Der Dichter wird blaß und ruft fast entsetzt: „Was der Tausend, Hansel, bist denn wirklich betrunken?“

— Der Mann, welcher sich kaum auf den Füßen erhalten kann, steht nichtsdestoweniger respectvoll Rede, und erzählt unter grimmigen Fluchen, wie sein Vater ihn bei der Theilung eines Ackerfeldes zu übervothellen gedente und nun wolle er, der Sohn, zum Gericht, um den alten Gallunken von Haus und Hof jagen zu lassen. Und nach diesem Berichte taumelt der Bauer seines Weges weiter. — Raimund aber stößt einen Schmerzensschrei aus und stürzt, den nachrufen-

\*) Bekanntlich wird im zweiten Act des „Alpenkönigs“ eine Feuersbrunst dargestellt.

den Freund ohne Antwort lassend, nach Hause. Hier schließt sich Raimund in seinem Zimmer ein, wirft sich schluchzend zur Erde und bleibt den ganzen Tag, die Nacht, bis spät am folgenden Morgen einsam, in der finsternen Melancholie. — Sein schöner Traum, seine echt dichterische Phantasie von der patriarchalischen Sittenreinheit seiner Guttensteiner Bauern war ihm zerstört und der arme Poet weinte händeringend seinen vernichteten Illusionen nach.

Wer Lust hat, noch mehr solcher amüsanten und interessanten Charakterzüge aus dem Leben großer Musiker, Dichter und Schauspieler kennen zu lernen, den verweise ich auf das dreibändige Buch: „Neuer, deutlicher

Hauschatz für Freunde der Künste und Wissenschaften“, von Hermann Josef Landau (Prag, Selbstverlag des Verfassers), dem diese Auslese entnommen ist. Landau's Werk bietet viele tausend Anekdoten und Züge aus dem Leben berühmter Männer aller Zeiten und Länder, ein originelles, uner schöpfliches Schatzkästlein, das leider in unseren Buchhandlungen schwer zu finden sein wird, da der Autor, mit seinem Buche wandernd, eine einzige Erscheinung in seiner Art, selbst den Vertrieb besorgt. Seit einiger Zeit ließ Herr Landau nichts mehr von sich hören. Vielleicht überrascht er uns plötzlich wieder mit einem neuen Werke aus seiner Domäne, den Künstler- und Schriftstellerkreisen. Es sei willkommen!  
H. M.

## Kloster = Typen.

Von Oscar Teuber.

### II.

#### In der Prälatur.

Die wichtigste Person „extra clausuram“ ist der Abt. Seine mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Appartements liegen in dem elegantesten Tracte der ausgebehnten Klostergebäude, in der Prälatur. Der Abt ist absoluter Souverain in seinem Klosterstaate, wie er es zu Zeiten des heil. römischen Reiches deutscher Nation ja oft auch im diplomatischen Sinne war. Hervorgegangen aus der Klosterfamilie, durch freie Wahl auf den Thron erhoben, ist er mit dem Tage, da das Almutium (Capuzenmäntelchen) um seine Schultern, die schwer goldene Kette mit dem blühenden Brustkreuze um seinen Hals gelegt, der äbtliche Ring an seinen Finger gesteckt wurde, mächtiger und unumschränkter Gebieter, vor dem sich alle Ordensbrüder in unbegrenzter Demuth beugen, gegen dessen Willen es keinen Appell, keinen

Trog gibt. Man rühmt die militärische Disciplin, den Zauber des soldatischen Commandoworts, — staunenswerther als die soldatische ist die klösterliche Disciplin, nicht aufrecht erhalten durch Rapport und Kriegsartikel; der Gehorsam nicht gegen einen vom allerhöchsten Kriegsherrn ernannten, sondern gegen einen selbstgewählten, einft gleich-, vielleicht niedriger gestellten Vorgesetzten. Kein gewaltigerer Sprung, als der vom einfachen Mönche zum Abte. Heute ist er der schlichte Vater Innocenz; im Refectorium sitzt er seinem Altersrang gemäß in den jüngeren, d. h. unteren Regionen und von dem gewichtigen Gespräche, das oben den gestrengen Vater Prior, Supprior und Provisor gefesselt hält, dringt auch kein Sterbenswörtlein an sein Ohr, das dem harmlosen Geplauder der Cleriker und Novizen am untersten Tafelende näher und zugänglicher ist. Der morgige Tag kann

einen gewaltigen Umschwung bringen. Es ist Abtwahl. Nicht nur den Conventualen des Stifts, auch die auf Pfarren und anderen Ordensbeneficien weilenden Stiftscapitulare strömen in der Abtei zusammen. Im Refectorium hat man schon seit einiger Zeit fractionenweise lauter „geflüstert“ und debattirt als in normalen Zeitläufen. Nationale und Deutsche, Starr-Conservative und vom modernen Zeitgeist Angehauchte haben sich in auffällige Gruppen zusammengethan: in den Zellen werden in einem Tage mehr Besuche gemacht, als sonst im ganzen Jahre zusammengenommen, und selbst im Kreuzgange, wo das bedeutsame Wort „silentium“ (Schweigen) prangt, herrscht ein ungewöhnlich reges Leben und ein Gesumse, lauter als das Sorgesebet bei der Matutine. Die Gemüther wollen nicht zusammenkommen. Wer soll auch der Eine sein, der Allen recht ist, den sie Alle durch eigenes Botum zum unumschränkten Herrn und Gebieter machen wollen.

Hundert Rücksichten fallen in's Gewicht, selbst wenn es in puncto der Nationalität und der religiös-politischen Richtung ohne Differenz ablaufen sollte. Sind die Finanzen des Stifts in Ordnung, dann kann man sich einen gelehrten oder noblen Abt gönnen; ist das Gegentheil der Fall, haben die Religionsfond-Steuern den sonst strogenden Klostersäckel leichter gemacht, oder war der dahingegangene Abt ein gar „zu großer Herr,“ der gerne lebte und noch lieber Andere leben ließ, dann braucht man einen „Dekonomen“, der persönlich einfach und anspruchslos, die krausen Finanzen wieder in Ordnung bringt. Ist die mit Rücksicht auf den Zeitgeist ohnehin modificirte Ordensregel zu sehr in Vergessenheit gerathen, dann gilt es einen strengen Herrn zu wählen, gleichwohl nicht so strenge, daß sich's unter ihm nicht leben ließe. Es bauert oft lange, ehe in diesem Labyrinth von Meinungen, Rücksichten und

— Eifersüchteleien der ersehnte Ausweg gefunden ist. Reiche Klöster sind an ihren Abtwahlen zu Grunde gegangen. Ganze Convente geriethen in Haber und Zank, und manchmal fehlte nicht viel, daß es zu Thätlichkeiten kam. In dem altberühmten böhmischen Cistercienserkloster Königsaal tritt man sich zu Zeiten Kaiser Josephs so lange und erbittert wegen der Abtwahl herum, bis eines Tages, als die Brüder gewohntermaßen im Refectorium zankten und speiseten, ein kaiserlicher Beamter erschien und die Aufhebung der Abtei proklamirte. Das stolze Auloregium Königsaal ging zu Grunde. Heutzutage ist man denn doch klüger und mäßiger. Allmählig gewinnt eine gewisse Majorität feste Gestalt und einigt ihr Botum auf eine Persönlichkeit, die ihren Wünschen und Erwartungen am meisten zu entsprechen scheint. Wollen sie einen Gelehrten, dann werfen sie ihr Auge auf einen Doctor theologiae oder einen Professor, soll der Abt ein „Dekonom“ sein, dann ist gewöhnlich der Provisor oder ein praktischer Pfarrer der Erlorene, wird Strenge gewünscht, dann denkt man an den Novizenmeister. Ist endlich Einer gefunden, der einer dieser Richtungen angehört, und auch das richtige Alter hat, d. h. kein Springinsfeld ist und doch auch vermöge seiner Altersbürde keine halbige neue, kostspielige Abtwahl in Aussicht stellt, dann klopf man vorsichtig bei dem Erlorenen an, ob er die Wahl acceptiren würde. Ist sein Jawort errathen — es gibt Conventualen, die aus Bequemlichkeit vor der äbtlchen Verantwortlichkeit eine heilige Scheu haben, dann geht es zur Wahl. Man stimmt mittelst Wahlzetteln in einem oder mehreren Wahlgängen, je nachdem das Resultat früher oder später erzielt ist. Gar manche Enttäuschung birgt die Wahl in ihrem Schooße. Stolz erhobenen Hauptes geht Mancher in den Capitelsaal, im Vollbewußtsein seiner hervorragenden Eigenschaften ist er sicher,



als Abt den Saal zu verlassen, und siehe da, der schlichte Vater Innocenz hat die Majorität erhalten! Wie umgewandelt ist er, sind seine Brüder in dem Momente der Wahlverkündigung. In feierlichem Zuge geht es zur Kirche, vom Prior bis zum letzten Novizen herab beugt jeder sein Knie vor dem Neuerwählten, küßt den äbtlchen Ring an seinem Finger und leistet den Eid des Gehorsams.

In vollem Chore erklingt jubelnd das Tedeum und der erwählte Abt nimmt seinen Platz im äbtlchen Stallum (Chorstuhl). Im Klosterhofe hat sich eine neugierige Menge gesammelt und wie der Name des Gewählten zu ihren Ohren bringt, erbrausen die Hoch's und Alles huldigt „Seiner Gnaden“. Der Abt residirt in der Prälatur. Die feinsten Gerichte, vom Koche mit größter Accurateffe bereitet, kommen auf seinen Tisch, welchem beigezogen zu werden Nah' und Fern als höchste Ehre gilt. Wie ein höheres Wesen thront er mit einem Male unter seinen Conventualen, die Tags vorher noch Seinesgleichen, vielleicht seine Vorgesetzten waren. Unter den Größten des Landes nimmt er als insulirter Prälat einen ersten Rang ein, Fürsten lassen ihm den Vortritt, ihm, dessen Vater vielleicht noch heute den Pflug auf dem Felde führt. Jeder Mönch trägt eben den „Marschallsstab“ — sagen wir lieber die Mitra — in seiner Capuce und der heute unbeachtet im Habit im Klostergarten wandelt, kann morgen im Galawagen, den Büchsenpanner und Lakai auf dem Trittbrette, auf der Straße fahren! Der Abt verfügt über die Revenuen des Stiffts, er ernennt geistliche und weltliche Klosterbeamte, vergibt Pfründen, versetzt Conventualen, er gewährt seinen Mönchen jenes Maß der Freiheit und des Geldes und jene Güte der Küche, die er für entsprechend

hält. — Ja es kann eine gewaltige Umwälzung geben bei so einem Regierungswechsel! Im Mittelalter führten manche Convente bittere Klage über Aebte, die ihnen die Rationen beschneiden und noch heute erregt es keinen Jubel, wenn ein Abt den Tisch um „eine Speise“ reducirt und dafür die Chorstunden um zwei vermehrt. Und doch — man nimmt und trägt; Aebte können ein Stift zur höchsten Blüthe bringen, wenn sie weise Herrscher sind, sie können es ruiniren, wenn sie schlecht regieren, und nur in außerordentlichen Fällen wird sich der Convent zum offenen Widerstande aufraffen, vom Abte die Resignation erzwingen.

Einst, als noch der Krummstab für die Bewohner der stiftsherrschaftlichen Orte zugleich Herrscher scepter war, soll es unter den Aebten gar gestrenge Herren gegeben haben, die ein tyrannisch Regiment über ihre Unterthanen führten. Von einem dieser geistlichen Gebieter erzählt man eine seltsame Geschichte. Ihn ärgerte nichts so sehr, als daß die Bewohner eines Dorfes, dessen Häuser knapp an der Straße stehen und das er täglich passirte, ihn und seinen Wagen begasteten.

Um diesem „Uebelstande“ ein für allemal ein Ende zu machen, decretirte er, in besagtem Dorfe seien sofort alle Straßensenster zu vermauern und nie mehr eines herzustellen. Und in der That, bis auf den heutigen Tag sehen wir an den meisten Häusern dieses Dorfes nur Scheinstenster auf der Straßenseite. Zum Glücke waren in der Geschichte der Abtei die äbtlchen Despoten in der Minorität. Die meisten Aebte waren milde, welse Herrscher. Davon zeugt die Blüthe des Stiffts, die Blüthe des Ländchens, dessen Centrum die ehrwürdige Abtei ist.

## Bei südnngarischen Bauern.

Von Moriz Roserfeld.

In dem südlichen Theile des Ungarlandes, in dem ehemaligen Banat, trifft man auf einzelne Dörfer, welche nur von den aus der Herzegowina eingewanderten Serben bewohnt sind. Schlichte, niedere Häuser, deren Fenster manchmal in den Hofraum münden und breite, theils regelmäßige, theils unregelmäßige Gassen kann man dort erblicken.

Die Bewohner solcher Dörfer, deren Gastfreundschaft sprichwörtlich ist, sind mit dem Zeitgeiste fortgeschritten und stehen gegenwärtig auf einer nicht niedrigen Stufe der Cultur. Ihre Sitten und Gebräuche, welche sie vor fremden Einflüssen stets bewahrten, haben keinerlei Veränderung erfahren und ebenso wie dieselben vor Jahrhunderten waren, so sind sie noch heute.

Ein großes Interesse kann den Hochzeits-Gebräuchen entgegen gebracht werden und wir wollen uns heute speciell auf die Hochzeits-Gebräuche der in Südnngarn lebenden Serben beschränken.

Hat sich ein junger Serbe in das Augenpaar eines Mädchens verschaut und faßt derselbe den Entschluß, sich um die Hand dieses Mädchens zu bewerben, so schickt er einen Verwandten zu den Eltern seiner Angebeteten, welcher anzufragen hat, ob dieselben geneigt wären, ihm, dem jungen Manne, ihre Tochter anzutrauen. Bezahen Vater und Mutter die Frage, so begeben sich die Eltern des verliebten Serben noch am selben Abende zu den Eltern des jungen Mädchens und halten Namens des Sohnes um die Hand desselben an. Erhalten sie das Jawort, so wird der präsumtive Bräutigam abgeholt.

Sind die Unterhandlungen betreffs der Mitgift beendet, so tritt der mittlerweile erschienene Bräutigam in ein

hell beleuchtetes Nebenzimmer, in welchem die eingeladenen Freundinnen der Hausdchter versammelt sind und unter denen die größte Fröhlichkeit herrscht. Das Zimmer wird aus dem Grunde hell beleuchtet, um daß sich das präsumtive Brautpaar recht gut sehen und nicht täuschen könne. Dort tanzt der junge Mann mit der Hausdchter, seiner zukünftigen Braut, einmal herum, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß das Mädchen seiner Wahl an den Füßen kein Gebrechen habe. Hierauf unterhält sich das verliebte Paar bis vor Mitternacht, und nachdem sich die Eltern nochmals verständigt haben, findet die Verlobung statt, nach welcher sich alle erschienenen Gäste nach Hause begeben.

Tags darauf wird dem Geistlichen davon Mittheilung gemacht, welcher die erfolgte Verlobung in der Kirche verkündet.

Nach einem Zeitraume von vierzehn Tagen wird der sogenannte „Prsten-jabuka“ abgehalten. An diesem Tage fahren der Bräutigam, seine Eltern und Verwandten zu den Eltern der Braut, allwo die Ceremonie des „Apfeltrinkens“ (jabuku piti) vorgenommen wird. Zu diesem Behufe wird ein Apfel durchschnitten, jede Hälfte ausgehöhlt und dann mit Wein gefüllt. Die Braut erhält die schöngefärbte Hälfte des Apfels, der Bräutigam die andere und sie leeren dieselben auf das gegenseitige Wohl.

Bald darauf überreicht der Bräutigam der Braut das Brautgeschenk, welches zumeist aus einem mit Gold- und Silbermünzen besteckten Apfel besteht. Nachdem die Braut dieses Geschenk in Empfang genommen hat, küßt sie alle Anwesenden.

Tags darauf reißt der Bräutigam ab und die Braut theilt ihm vorher

mit, welche Geschenke er ihr für die Hochzeitsfeierlichkeit einkaufen möge. Diese Geschenke muß der Bräutigam seiner Braut kaufen, darf aber den dafür entfallenden Betrag nicht schuldig bleiben.

Zwei Tage vor der Hochzeit wird mit den Einladungen begonnen. Junge Anverwandte nehmen eine mit Wein gefüllte Holzflasche (cutura) und einen Rosmarinstrauch und besorgen die Einladungen mit folgenden Worten: „Es grüßt Dich N. N., daß Du morgen zur Hochzeit kommst.“ Die Holzflasche wird dem Eingeladenen gereicht, derselbe bindet um den Hals der Flasche ein Tuch und trinkt hierauf auf das Wohl des Brautpaares.

Ist der Tag der Hochzeit da, so nimmt der Bräutigam, welchem vom Gute ein weißes Tuch herabwallt, von seinen Eltern in einfacher aber herzlicher Weise Abschied und erwartet sehnsuchtsvoll die Braut, welche seine Verwandten abholen gehen. Die Schwiegermutter und die Freundinnen heften dem Bräutigam ebenfalls Tücher an. Die Braut erscheint, begleitet von zwei Mädchen (endje genannt), welche die Nacht bei der Braut zubringen, sie ankleiden und kämmen müssen, und nimmt von denselben mit rührenden Liebern Abschied. Hierauf gesellen sich zur Braut neue Begleiterinnen (endjubele), welche gewöhnlich musikalisch gebildet sind und während der Fahrt zur Kirche allerlei Lieder singen. Die Braut küßt ihren Verwandten die Hände, nimmt dann ein seidenes Tuch und wirft es dem Bräutigam dreimal zu. Derselbe wirft es, nach alter Sitte, zweimal zurück, das drittemal aber behält er es. Ein Verwandter nimmt ihm das Tuch ab, bindet es ihm am Rocktragen an und so trägt er es während der ganzen Hochzeitsfeierlichkeit.

Die bereit gehaltenen Wagen, welche letztere ebenso wie die vorgespannten Pferde, mit Bändern, Teppichen, Blumen und Tüchern geschmückt

sind, werden bestiegen. Der erste Begleiter des Bestandes nimmt gewöhnlich zwei mit Bändern gezierte Kerzen zu sich, um dieselben in der Kirche vor der Ceremonie (als Symbol der brennenden Liebe) anzuzünden und nach derselben wieder selbst auszulöschen. Aus dem aufsteigenden Rauche schließen die Serben auf die Lebenszeit des Brautpaares.

Die Wagen setzen sich in Bewegung und nun geht es zur Kirche. Nach einem kurzen Gebete wird in derselben das Wechseln der Ringe (obručenje) vorgenommen. Die Verwandten verwechseln hierauf die Ringe der Brautleute, so daß man nicht weiß, welcher Ring der Braut und welcher dem Bräutigam gehörte. Dies bedeutet das Symbol der gegenseitigen Treue und Liebe. Das Brautpaar wird von dem ersten Bestand mit einem Tuche bedeckt, der Geistliche nimmt zwei Kronen, setzt dieselben auf den Kopf der Brautleute und die Letzteren müssen dem Geistlichen dreimal um den Bettisch folgen, währenddem der Geistliche allerlei Hochzeitslieder singt. Aus einem Glase trinkt das Brautpaar als Symbol der folgenden Leiden und Freuden im Leben, einige Tropfen rothen Wein. Die Hände des Brautpaares werden dann mit einem von der Braut mitgebrachten Tüchlein verbunden (Symbol des Zusammenlebens), hierauf das Evangelium geküßt und die kirchliche Ceremonie ist beendet. Die Braut schenkt dem Geistlichen ein Tüchlein zum Andenken. Der erste Bestand wirft, wenn er die Kirche verläßt, der vor der Kirche harrenden Dorfjugend eine Hand voll Geld zu und tritt im Vereine mit den Uebrigen die Rückfahrt an.

Ist das Mittagmahl eingenommen, so wird bis spät Abend der Nationaltanz „Kolo“ getanzet. Auf ein gegebenes Zeichen versammeln sich die Hochzeitsgäste um einen Tisch und jetzt nimmt die Braut von ihren Eltern, Verwandten und Bekannten

Abschied. Die Eltern, welche die Braut um Verzeihung bittet und küßt, geben ihr Ermahnungen und Lehren. Der Dudelsackpfeifer, welcher bei solchen Gelegenheiten nie fehlen darf, stimmt hierauf folgendes, von den Hochzeitsgästen gesanglich begleitetes Lied an: „Komm, schönes Mädchen, in unser Land, in unser Land, — wo drei Sonnen scheinen und uns erwärmen, uns erwärmen, — wo zwei Winde gehen“ . . . und später: „Vom Ast fiel ab ein Flieder, und die schöne N. von ihrer theueren Mutter.“ Nochmals werden Händedrücke gewechselt und nun besteigen die Brautleute und die Hochzeitsgäste die vor dem Hause wartenden Fuhrwerke. Nachdem sich die Fuhrwerke in Bewegung gesetzt haben, singen die Hochzeitsgäste: „Goo, wende Dich zur Mutter, sie ruft Dich und gibt Dir eine Hand!“ — Der Schwiegersohn erhält vor der Abfahrt von der Schwiegermutter ein Hemd. Jeder Fremde, welcher ihnen begegnet, wird mit Wein und Branntwein bewirthet. Vor dem Hause des Bräutigams wird die Braut von ihrer Schwägerin (wenn sie eine solche hat) begrüßt. Die letztere bringt der Braut in der rechten Hand ein männliches Kind entgegen und die Braut bindet demselben ein rothes Tuch um. Die Braut steigt vom Wagen ab und schreitet dann auf einer aufgespannten Leinwand in ihre neue Wohnung.

Dortselbst werden ihr von der sie begrüßenden Schwiegermutter zwei Laibe Brod und eine Flasche Wein gereicht, welche Gegenstände sie später auf den Tisch niederlegt. (Symbol, daß Nahrung und Trank im ganzen Leben nie fehlen und immer wenigstens soviel, zwei Laibe Brod und eine Flasche Wein vorhanden, sein soll.)

Die Einladungen zum Hochzeitsmahle, welches nun auch im Hause des Bräutigams eingenommen wird, werden ebenfalls durch Verwandte be-

sortigt und die Einladungsformel, welche überall in gleicher Weise wiederholt wird, lautet: „N. N. läßt Euch grüßen und bitten, an dem Vergnügen unserer Hochzeit theilzunehmen und bittet, das nothwendige Essen und Etwas, worauf Ihr sitzen könnt, mitzunehmen.“ — Vor dem Mahle werden die erhaltenen Geschenke von einem Verwandten vorgezeigt und von demselben mit launigen Erklärungen begleitet. So sagt er, wenn ein Hemd an die Reihe kommt: „Dies ist ein schönes Geschenk vom guten Freunde N. für die Braut; es ist von guter Leinwand, deren Fäden mit einem großmächtigen Hammer aneinander geschlagen sind. Sie möge damit einherstolziren, wie ein Adler in der unermesslichen Höhe, wie ein Hase in der Schnelligkeit und wie ein Fisch im tiefen Wasser, — was dem Geber zum Ruhme, uns Allen zur Ehre gereicht.“ Die anwesenden Hochzeitsgäste sagen dann jedesmal einstimmig: „Amen!“

Nachdem das Mahl eingenommen ist und die Mutter des Bräutigams mehrere ärmere Einwohner mit Geschenken bedacht hat, folgt der „Polstertanz.“ Der erste Beistand nimmt einen mit Federn gefüllten Polster, legt denselben auf den Fußboden in der Mitte des Zimmers nieder und eröffnet mit der Braut den Reigen dieses originellen Tanzes. Der Tanz währt so lange, bis der Polster zerrissen und die Haare und Kleider der Tanzenden mit den Federn des Polsters vollgestreut sind.

Mit dem „Polstertanze“ erreicht die Hochzeitsfeierlichkeit ihr Ende und von diesem Tage an wird die junge Frau ein Jahr lang „Mlada“ genannt. — Den älteren Männern des Hauses muß sie sechs Wochen lang alle acht Tage die Füße waschen.

Eine Hochzeit bei den Serben dauert gewöhnlich acht Tage.

## Kleine Laube.

### Affen.

Eine Plauderei von Heinrich Roß.

Der berühmteste aller Affen ist der Affe Hanuman, welcher in Ramayana und Mahabhārata häufig genannt und von den Hindus verehrt wird. Es kommen in diesen Heldengebichten Stellen vor, wo Gespräche zwischen diesem Thier und Weisen, Büßern, Helden und Göttern mitgetheilt werden. Sämmtliche reden ihn an: „O Affe!“ sowie sie selbst mit „Erhabener!“ und dergleichen angesprochen werden. Der Affe Hanuman haust vornehmlich in Ceylon. Mit heiliger Scheu betrachtet der Arier des Ganges-Landes die haushohen Steinbilder, welche denselben darstellen. Er starrt die Zähne, hat weit geöffnete Augen und sein Wicelschwanz windet sich steil in die Höhe.

Ich kann mir keinen unheimlicheren Gott vorstellen. Aber der Pessimismus in der Welt-Auffassung alter Völker kommt deutlich in der Verehrung solcher Scheusale zum Ausdruck. Krokodil, Schlange, Affe — das sind Wesen, welche dem Menschen den Kern der Welt enthüllen zu wollen schienen. Sie wußten nichts von den schönen Leibern des griechischen Olympes und hätten sich nie ein der Gottesmutter, die auf Murillo's Bild in's Empyreum schwebt, oder ein ähnliches Geschöpf zum Zwecke der Anbetungersonnen, Freßlust, Mord, Geilheit, Hohn, Begehrlichkeit: das waren Dinge, die man allenthalben durch die Oberfläche der Welt hindurchscheinen sah, und die man beschwichtigte, indem man sie anbetete.

Der Affe ist das wundervollste Herrbild des Menschen und dadurch für Alle, die nachdenken, die gräulichste sämmtlicher Bestien. Bekanntlich ist es ja schon der bloße Umstand, daß man in der Wissenschaft die Frage seiner Verwandtschaft mit uns aufgeworfen hat, welcher einer Menge von Menschen fragliche Wissenschaft überhaupt verdächtig und widerwärtig gemacht hat. Von einer solchen Verwandtschaft wollen Viele nichts wissen — es widerstrebt derartiger Meinung das Gefühl des Aristokratismus, welcher weiter verbreitet ist, als man insgemein annimmt.

Mag diese Frage beantwortet werden, wie immer, so viel ist nicht abzuleugnen: Von allen Thieren ist der Affe das dem Menschen ähnlichste. Diese Ähnlichkeit ist nicht nur eine Laune der Darwin'schen Schule. Man hat sich zu allen Zeiten darüber in einstimmiger Weise ausgesprochen. Ja sie wird sogar von den Thieren anerkannt. Ein Bekannter von mir, langjähriger Besitzer eines treuen Pudels, schaffte sich eines Tages einen Affen an. Der Hund, welcher ein solches Thier nie gesehen hatte, zeigte die größte Ueberraschung. Nach einiger Zeit aber setzte er sich auf die Hinterpfoten und wartete vor dem Ankömmling auf — ein sicheres Anzeichen dafür, daß er ihn für etwas Menschenähnliches hielt. Sicherlich hätte der Pudel vor keinem Thiere irgend eines anderen Geschlechtes eine derartige Ehren- oder Untermürfigkeits-Bezeigung für nothwendig erachtet.

Wir, in Europa, vermögen übrigens gar nicht, uns ein zutreffendes Bild

von dem Treiben dieses „Verwandten“ zu entwerfen. Zu diesem Zwecke muß man in Länder gehen, in welchen der haarige Zweihänder mitten unter und mit den Menschen lebt, sowie in Amerika der Neger unter Kaufasiern, oder in Neuseeland der Maori unter den Angelfachsen. Das ist nirgends mehr der Fall, als in Siam, dem Lande der weißen Elephanten. Und eben dahin will ich den Leser führen. In Siam sind Affen, Kindeswärter, Hirten, Cassiere. In Bankok, wo ein König haust, der nach ganz Europa Orden versendet, sieht man Affen, welche Wiegen schaukeln und Kinder festhalten, damit sie nicht über die Umzäunung des Hauses hinauslaufen. Münzen werden von ihnen mit der Zunge beleckt, mittelst welcher sie es auffpüren, ob solche von Silber sind oder nicht. Falsches Geld wird von ihnen auf den Zahlisch geworfen. Irrthümer kommen dabei nicht vor. Die Disciplinar-Strafen, welche von den Herren gegen solche Diener angewendet werden, sind die gleichen, welche von einer fast veralteten Pädagogik seiner Zeit überall angerathen wurden: Prügel.

Es versteht sich von selbst, daß der Affe auch, gleichwie bei uns mitunter der Pudel von seinem Herrn, dem homo sapiens, häufig zum Stehlen angehalten wird. Ein Kärntner, der gegenwärtig in Bankok bei der Regierung angestellt ist, theilte mir aus einer einheimischen Zeitung folgenden Gerichtsfall mit: Ein Mann lehrte einem Affen Geld stehlen. Mehr als zehn Jahre hindurch brachte der Geschäftsgenosse täglich einen Betrag heim. War dieser unter einem Lintal ( $2\frac{1}{2}$  Mark), so gab es Prügel. Der Affe stahl nie in der Nachbarschaft. Er begab sich in entlegene Stadtheile und kletterte, niemals ohne einen bedeutenden Umweg zu machen, über Dächer und Bäume heim, das erbeutete Geld zwischen den Zähnen haltend. Beide wurden in Ketten gelegt. Diese Geschichte lehrt, daß im Umgang mit

dem Menschen das Thier nicht immer besser wird.

Jeder von uns weiß, daß es Menschen gibt, welche, nachdem sie auf irgend eine Weise in Goldstaub gefallen und alsdann mit einem Orden ausgezeichnet oder geabelt worden sind (man vergleiche die Gründer-Barone und die Ritter der eisernen Cassé, mit der eisernen Stirn und der „eisernen Krone“), vor die Welt hintreten und die Huldigungen verlangen und erhalten. Wird der Goldstaub durch irgend ein finanzielles Elementar-Ereigniß wieder abgewaschen, so ist es mit solcher Huldigung vorbei und der Herrliche wird zum „Schnorrer.“ Eine ähnliche Geschichte erzählt das älteste Fabelbuch der Welt, das sanscritische Hitopadega; dort heißt es, daß zu Berauaci (Benares), der „Stadt des Begriffes“, ein Schakal, der zu stehlen ausging, im Hofe eines Färbers in einen Bottich voll von Indigo fiel. Als er heraustram, hatte er ein dunkelblaues Fell. Sodann begab er sich zu anderen Schakalen in den Wald und sagte: „Habe ich nicht eine vorzügliche Farbe? Ihr müßt mich verehren.“ Die Schakale verneigten sich und ernannten ihn zu ihrem König. Es kam aber die Regenzeit und der blaue Schakal wurde wieder fuchsig. Alsdann zerrissen ihn die enttäuschten Anbeter. Nicht so halten es die Affen, wie folgender Vorfall beweist. Der Besitzer eines Fruchtgartens zu Bankok besaß ein schönes Katzenfell. Als wieder einmal seine Bäume von Affen geplündert worden waren, befahl er, einen der Diebe lebendig zu fangen und ihm das schöne Vieß als Rock anzuziehen. Das geschah, nachdem der Eingefangene mit Reisbranntwein betrunken gemacht worden war. Vorne und an den Händen wurde die neue Uniform zugenäht. Freigelassen, eilte er den Palmen zu, auf denen sich seine Bekannten aufhielten. Diese aber empfingen ihn mit Schreien und Pfeifen. Zweihundert Affen wandten sich von ihm ab — sie wollten von dem Parvenu nichts mehr

wissen. Es gab ein zorniges Reifen, Schimpfen und Gröhlen. Der Standplatz in jenem Gehölz wurde von den Affen ganz und gar verlassen. Kein Genosse kümmerte sich mehr um den travestirten Unglücklichen. Was mag wohl das Ende dieses Affen mit dem neuen Rock gewesen sein? Wurde er trübfinnig oder verhärtete er sich in stolzer Selbstüberhebung?

In einem humoristischen Kalender fand ich einmal ein Gedicht, ein Zweigespräch zwischen Menschen und Affen, in welchem sich die beiden Repräsentanten der Zweihänder über ihre wechselseitigen Vorzüge streiten. Lange schwankt der Kampf der Argumente hin und her. Endlich siegt der Mensch durch einen schwerwiegendem Einwand.

Er singt:

„Ich aber kann nach treu erfüllter Pflicht  
Einmal noch Commissionsrath werden —  
Und, sieh! das kann der Affe nicht!“

Chor:

„Jubeirasa, Jubeirasa,  
Das kann der Affe nicht.“

Das kann er nicht. Dagegen ist er in anderen menschlichen Künsten nicht unerfahren. Ein Heer von Affen greift einen Hain von Cocospalmen an, um sich Früchte zu holen. Wird ihm entgegengetreten, so ergreift der größte Theil desselben vor den Eigenthümern und ihren Helfershelfern eine rasche Scheinflucht, während ein kleinerer Haufe sich seitwärts entfernt, den Verfolgern in den Rücken fällt und den Garten erst recht plündert. Man hat von Menschen gehört, die den Leichnam irgend eines Anverwandten dazu benutzten, um mit ihm im nächsten Gewässer Krebse zu fangen. Das kommt bei Affen nicht vor. Sie bedienen sich zu dem nämlichen Zwecke eines Geräthes, welches an Einfachheit die einfachsten Fischerei-Werzeuge der Steinzeit übertrifft.

Fährt man auf einem Boote einen der Ströme des Landes Siam hinab oder hinauf, so sieht man Affen auf Gezweig knapp über der Oberfläche des

Wassers sitzend, welche ihre Widel-schwänze in's Wasser oder in den Schlamm tauchen. Hängt sich ein Krebs mit seinen Scheeren daran, so schnellen sie ihn gewandt hinaus und verzehren ihn sofort zur Stelle. Mitunter kommt es aber umgekehrt vor, daß der Krebs den Affen frißt. Das geschieht bei hohen Fluthen, in welchen das Meerwasser weit in die großen Ströme hinauffteigt. Mit der Salzfluth kommen die schweren Krabben und Seekrebse in's Land. Kneifen sich solche an einem Widel-schwänze ein, so gibt es kein Entrinnen mehr. Der Fischer fällt unter kläglichem Geheul rücklings in's Brackwasser und ertrinkt eingeklemmt.

Mit vielen Angehörigen unserer eigenen Sippe theilt der Affe die Eigenschaften des Mangels an Rechtsgefühl, der Bosheit und der Nachahmungswuth. In letzterer Hinsicht möchten wir ihn vielleicht noch überbieten. Man erinnere sich, wie unsere deutschen Frauen sofort nachahmen, was die Kundschaften des Schneiders Wörth in Paris anziehen, und wie Niedere die Gesten und Gewohnheiten Höherer copiren. Ja, wir ergötzen uns daran, wenn der große Nachahmer Affe seinerseits wieder von Menschen nachgeahmt wird. Klischnigg, der „berühmte“ Affendarsteller hat sich während seiner Künstlerlaufbahn ungefähr so viel verdient, als die Gesamthonorare für alle Werke Schiller's und Göthe's zusammengerechnet ausmachen.

### Gedankenspiele.

Von J. Husak.

Wenn ein Menschenherz nicht finden kann, was es sucht, verliert es sich endlich selbst, oder irrt verloren herum.

„Ich möchte leben!“ ruft der sieche Körper; „ich möchte sterben“ seufzt die kranke Seele.

In der Art, mit welcher Viele nach Höherem trachten, liegt eben das Niederträchtige.

Bewundere Dich nicht, wenn Dir im Verkehre Personen so „zugeknöpft“ erscheinen, sie müssen ja die Blößen ihres Herzens bedecken!

Der unbeugsamste Stolz kann Dir leicht etwas — nachtragen.

Kalte Behandlung kann uns zwar nie erwärmen, doch oft sehr heiß machen.

Sobald wir uns um gar nichts umschauen, können wir das Nachsehen bekommen.

Bei Genuß der Belladonna erfolgt die Tollheit nachher, es gibt aber manche Bella Donna, wo es umgekehrt hergeht.

Die weibliche Eitelkeit vereitelt echte Weiblichkeit.

Frauen sind Perlen, deren Fassung die Männer, darum gerathen erstere so ganz außer Fassung, wenn diese sich verlieren; Frauen sind Perlen, die Männer die Muscheln, welche sie einschließen; Perlen sind aber in der Wissenschaft eine Muschel-Krankheit, ist dies etwa auch bei beiden Geschlechtern der Fall? Wenn die Perle der Muschel geraubt wird, ist's ihr Tod.

Jede Frau ist musikalisch! Sie will den Mann behandeln nach den Noten, und liebt es zwar, den Ton anzugeben; sie will aber auch mit ihm in Harmonie verschmelzen. Kleine Tactlosigkeit wird jeder Meister darum verzeihen, wenn sie nicht selbst den Tactirstab angreift. In der Ehe sollen beide Theile zwar aus einem Horn blasen, doch will nie das Weib die Brimgeige spielen!

Wenn schöne Frauen auch die Blicke senden, wollen sie doch Aufsehen erregen.

Aus der schwersten Seiden-Toilette gestaltet sich öfters ein — lieberliches Tuch.

Die drei bekannten Tugenden läßt jedes Mädchen, es glaubt, hofft und liebt — zu heiraten.

Wir brennen oft bei demjenigen Herzen ab, das wir entzünden wollten.

Warum zürnt die Männerwelt gar so sehr, wenn die Damen Schleppe tragen? Es zeigt sich in derselben die weibliche Aufrichtigkeit, sie wollen, daß man auch ihre Rehrseite kennen lernt!

### Der Leichenpeter.

Von Dr. Franz Groder\*)

War vor langer Zeit ein Mann, der hieß der Leichenpeter, denn — war im Städtle wer gestorben, gab er andächtig dem Todten das Geleite zur letzten Ruhestätte und warf gewissenhaft seine drei Hand voll Erde in die Grube nach. Die Leute hatten ihn gern und waren ihm gut, aber der düstere, wortkarge Peter mied Gesellschaft und Vergnügen und kam nur mit einem ehemaligen Schulgenossen, den er von früher her lieb hatte, bann und wann zusammen.

Einst, als die Beiden in der Wirthsstube beieinander saßen, sagte Konrad, sein Kamerad: „Wer hätt's gedacht, daß unser Bürgermeister, der gesunde, fröhliche Herr, so plötzlich sterben werde.“ Peter seufzte und sprach: „Ich wußte es wohl, ich sah das Zeichen des Todes auf seiner Stirne.“ Erwiderte hierauf Konrad: „Wie ist das möglich auch, war ja gar nicht krank und klagte über keinerlei Schmerz oder Beschwerde?“ — Nachdem Beide ausgetrunken hatten, standen sie auf und gingen hinaus in's Freie — vor die Stadt. Der Vollmond goß sein bleiches Licht herunter und die Grillen zirpten — und auf der Höhe eines Hügel's angelangt — setzten sie sich und Peter nahm das Wort: „Noch nie habe ich einen Laut über die

\*) Aus dessen „Märchen für Jung und Alt.“ Siehe Heimgarten: IV. Jahrgang, Seite 315.



Lippen kommen lassen, aber Dir, meinem einzigen, erprobten, verschwiegenen Freunde muß ich etwas mittheilen, daß wenigstens eine Seele weiß — wie's mir ist — und woher es kommt, daß ich bin — wie ich bin. Du kennst meine Jugend; hab' als Waisentnab' mit Müß' und Noth Schul- und Lehrzeit durchgemacht und wanderte von hier in die weite Welt. Lange zog ich umher, bis mir Arbeit ward, aber sie dauerte nur wenige Wochen. Mußte wieder mein Bündelchen schnüren, trabte ziel- und muthlos den Weg dahin, verirrte mich in einem wilden Walde, mußte weber ein noch aus, denn die Nacht brach ein und ich hatte den Pfad verloren, da plötzlich ersah ich Licht, stolperte über alle die Wurzeln drauf los und stand endlich vor einem alten steinernen Haus. Auf mein Pochen wurde aufgethan, ein graubärtiger Mann leuchtete mir in's Gesicht und frug um mein Begehrt. Ich sagte, daß ich ein armer Tischlergesell und ohne Arbeit sei — und da lachte er und rief: „Kommst gerade recht, Bürschchen; willst sieben Jahr' dienen mir, wird's Dein Schaden nicht sein!“ Mir war das nach Wunsch und schlug gleich ein. Aber — das war ein sonderbarer Dienst, konnte wenig von meinem Handwerk brauchen; mußte Kräuter kochen, die Ziegen melken, den Garten besorgen und sonst noch allerlei; ich merkte bald, daß der Mann geheime Künste trieb — doch hatt' ich's gut bei ihm. Als die sieben Jahre um waren, kriegte ich ein schönes Geld und durste auch noch einen Wunsch thun. Mit dem Wunsche aber hab' ich's nicht getroffen. Ich wollt' es dem Menschen ansehen können, wie bald er sterben werde. Der Alte hatte mich lieb, das merkte ich — denn er machte ein finsternes Gesicht und brummte: „Hätt'st was Besseres verlangen sollen, doch — nun ist's geschehen!“ — Ich mußte niederknien und er riß am Wirbel des Kopfes fünf Haare mir aus, verbrannte sie und rieb mit der Asche sodann die Stelle ein, wo er sie ausgerissen. Er

befahl: „Niemanden darfst Du es sagen, daß Du an ihm das Zeichen gesehen. Wer plötzlich stirbt, hat einen langen Aschenstrich über's ganze Gesicht, wer in einiger Zeit stirbt, einen größeren oder kleineren Aschenfleck auf der Stirne.“

„Ich nahm Abschied, wanderte fort und durft' nicht lange gehen — so fand ich den grauenhaften Aschenfleck — ach überall — überall — und es schnürte mir das Herz zusammen. Gehst in die Residenz, dacht' ich mir, dort im Gewimmel der großen Stadt wird's besser sein, hat man nicht Zeit auf das zu achten, ist viel Zerstreung da — aber es war ärger, denn — wo viel' Leut' beieinander sind, müssen auch viel mehr sterben, und darum erblickte ich den Aschenfleck häufiger noch — und oft an kräftigen Jünglingen und schönen Mädchen, die, in der Blüthe ihres Lebens, keine Ahnung hatten — wie so bald — sie dem goldigen, warmen Sonnenschein des Tages entrisfen und in die finstere, kalte Nacht des Grabes gestürzt werden. Auch ihn selbst sah ich, den nimmerrastenden, grimmigen Menschenwürger, im dunklen Faltenmantel mit dem breitkrämpigen, schwarzen Hut und gelber, wallender Feder d'rauf auf nacktem Schädel, wie er hastig unter jauchzendem Geigenklang und schmetterndem Trompetengetön' im Saale auf- und niederhüpfte und im heißen Getümmel des Tanzes und der Lust da und dort mit Asche die Stirnen der Fröhlichen zeichnete. — Mir war angst und bange; selbst im Schlafe quälten mich die Erlebnisse des Wachens, denn allnächtlich im Traume erschienen die traurigen Aschengesichter, die ich alle schon gesehen — und im langen Zuge schwebten sie in schleppenden Gewändern an mir vorüber, schauten mich an mit ihren gebrochenen Augen und grüßten mich wehmüthig. Meines Bleibens war nicht in der Residenz — ich floh — und war froh — die Landstraße wieder unter den Füßen zu haben, aber auch draußen war's anders nun — und der

murmelnbe Silberbach durch Wiesengrün, das singende Vöglein, das Rauschen des Windes durch duftige Tannenwipfel — waren mir nicht mehr — was einst in früherer Zeit. Die schöne, bunte, lachende Welt war in schwarzen Flor gehüllt; aschgrau war Alles! — Ich sah nur das Sterben, fühlte das Weh der jammernden Angehörigen und mein Kopf wurde wirr'. Im dichten Nebel schwankte ich dahin; weder Farb', noch Form, noch Ton erquickten mich mehr. Wohl nahm das Geld im Säckel nicht ab, es war ein eigener Segen dabei, aber was hatt' ich davon; durch die Erfüllung meines dummen, vorwitzigen Wunsches war mir alle — alle Freude verloren. Wollte von der Fremde nun nichts mehr wissen — war ihrer satt — und die Sehnsucht trieb mich zurück in mein kleines, stilles Heimatsstädtle, errichtete hier eine Werkstätte, hatte Arbeit voll: auf und war fleißig, unermülich fleißig, daß mir die trüben, peinlichen Gedanken vergehen möchten; doch es ward nicht anders. — —

In der vorvorigen Woche hatte ich oben in der Stadttamtskanzlei zu thun mit meinen Gesellen — ich gab mir alle Mühe, die vollste Zufriedenheit zu erringen und ich spütete mich wacker — und als der Herr Bürgermeister zur Thüre hereinschritt und sah, daß die neuen Actenschränke alle schon an der Wand standen, war er sehr überrascht, spendete mir viel Lob, dankte höflich für das schnelle Zustandbringen der Sache, ließ einen Krug guten Weins holen für uns — und wie ich das Glas zum Munde führe und ihn ansehe, laß' ich's fallen vor Schreck, denn er hatte — über die ganze Stirne den Aschensied.

Ronrad schauderte zusammen bei den letzten Worten seines Freundes und sie erhoben sich und gingen schweigend heim zu.

Peter wartete nun des Abends vergeblich auf seinen Freund; es war fast, als ob dieser ihm auswiche, — — endlich aber kam er doch wieder.

Und wieder einmal waren Peter und Ronrad an ihrem bestimmten, traulichen Plätzchen im Winkel beim Ofen, und es füllte sich — früher denn sonst — die Stube mit Gästen. Immer lauter und lauter wurde es an den Tischen — und Einer war da, der durch seine drolligen Einfälle und Späße besonders sich hervorthat. Seine schlagfertigen, stets treffenden Antworten und das Brillantfeuerwerk seiner blizenden Witze hoben die gute Laune der Anwesenden auf den höchsten Gipfelpunkt der Heiterkeit und des schallenden Gelächters war kein Ende. Und auf ging die Thüre jetzt — weit auf — und ein eifriger Luftstrom durchfröstelte Alle — aber kein Gast trat herein. — Peter schaute unverwandt mit starrem Blick auf ein' und dieselbe Stelle hin, fuhr entsetzt zurück und stieß seinen Bierkrug um. — „Was ist Dir, Peter?“ frug Ronrad. — „Morgen wirst Du es wissen,“ entgegnete mit hohler Stimme der bleiche Peter. — — Und richtig — am andern Tage mußte es das ganze Städtlein. — Der übersprudelnbe, durch seinen rosigen Humor allen Gästen des schwarzen Ablers so lieb und unentbehrlich gewordene Wagnermeister war, als er nach Hause kam, rücklings über die eigene Stiege gestürzt und augenblicklich todt.

Als am nächsten Abende die beiden Freunde wieder beisammen saßen, flüsterte Ronrad: „Es ist schrecklich!“ — „Ja wohl, schrecklich,“ antwortete beklemmt und fast tonlos Peter und setzte hinzu — „ich sah — wie der Fürchterliche durch die weitgeöffnete Thüre eintrat in die Wirthsstube; ich sah — wie er in der Mitte dastand und die Gäste alle mit höhnischem Grinsen musterte: ich sah — wie er zu ihm hinging und mit seinem dünnen Knochenfinger dem Wagnermeister von der Stirn bis zur Brust herunter den breiten Aschenstrich machte!“

„D — das größte — größte Glück ist,“ sagte Ronrad, „daß man nicht weiß, was der nächste Augenblick bringt,

— und wenn's ein Kaiser wär', müßt' er den Bettler dieses Glückes wegen beneiden! Das Beste ist: zu wissen, was man sich und dem Nebenmenschen schuldig — — und dann getreulich seine Pflicht erfüllen in der Gegenwart, das schafft Beruhigung und Freude — — und die Hoffnung, sie ist der Wanderstab, der durch's Leben führt und stützt und aufrecht erhält im Unglück — bricht dieser — ist Verzweiflung unser Los!“

Der Leichenpeter wurde seines Daseins nimmer froh, er blieb unverheiratet und mußte noch manchen und manchen Afschenleck schauen, ehe die Reihe ihn traf. Und einstmals — in der Frühe — gleich darnach als er fortgegangen von der Werkstätte, kam er wieder zurück nach Hause — mit entfärbtem Antlitz — fast ohne Athem — ließ das Maß nehmen nach sich zu einem Sarge — setzte sich an den Tisch, schrieb, siegelte und machte Ordnung — — und am dritten Tage lag er, von seinem traurigen, freudeleeren Leben erlöst, still zwischen den Lichtern auf der Bahre.

### Steirische Dialektwörter.

Erläuterungen von R. J. Schröder.  
(Fortsetzung von „Heimgarten“, Märzheft, S. 474.)

Das **B**. Unsere Mundart hat im Anlaute (zu Anfang eines Wortes) kein **B**. Alle **B** werden im Anlaute **P** gesprochen, aber rein, ohne nachklingendes **H**. Dies ist nicht in allen deutschen Mundarten der Fall.\*) — Einen schönen Beweis dafür bietet uns das Magyarische mit der Aussprache deutscher Wörter, die in das Magyarische übergegangen sind. Die Wörter mit anlautendem **B**, die der Magyare aus dem Oesterreichischen entlehnt hat, spricht er

\*) In Castell's niederösterreichischem Wörterbuche fehlen hinwiederum die harten Buchstaben **P** und **T** als Anlaute gänzlich. Auch der Steirer ist geneigt, diese harten Anlaute weich, das **P** als **B**, das **T** als **D** auszusprechen. R.

mit **P** nach. Der Bötticher heißt im Oesterreichischen Binder, sprich: Pin-der. Der Magyare macht daraus pintér. Der Bäcker heißt bei uns Beck, sprich Beck, magyarisches pék. In der Zips und in Siebenbürgen heißt aber der Bötticher: Büttnér, Böb dner. Dort wird das **B** weich gesprochen. Der Magyare hat auch dieses Wort entlehnt. Er nennt den Bötticher auch bodnár. Er gibt also die Laute treu wieder, wie er sie findet. Scherer hat schon in Gesch. d. deutsch. Spr. 1, Ausg. S. 471 das erste Beispiel erwähnt; aber erst durch das zweite, bodnár, wird klar, daß nur das Oesterreichische **B** zu **P** wird. Dem Magyaren ist eine Verwechslung von **B** und **P** unmöglich, indem bei uns eine scharfe Unterscheidung selten ist. Besonders ist unser Bewußtsein über unsere Aussprache beirrt, wenn wir z. B. von jeher gewohnt sind, das geschriebene **B** = **P** zu sprechen.

paan („bahn, beizen, fengen, bähnen“) mittelhochdeutsch bænan.

paßschirli („baßschirli, ungeschickt, niedlich“) anstellig, niedlich. „Beigeschirrig (beigeschirrlig) wird von Pferden gesagt, die eingespannt (zusammengeschirrt) gut neben einander gehen.“ Schmeller 1, S. 225 (164). Höfer, österr. Wibch. 2, 304, schreibt paßschierig und paßschierlich. Er gibt schon dieselbe Erklärung, nach Mich. Denis Lesefrüchten 1797, wo die Form beigeschirrig aus alten Schriften bezeugt sein soll, s. Höfer a. a. O. — Diese Form hat das Grimm'sche Wörterb. nur aus Schmeller belegt. Die Deutung des Wortes paßschirli daraus wird allgemein angenommen. Ueber jeden Zweifel erhaben scheint sie mir nicht.

Paal, das — der Holzpfropfen am Fasse; mittelhochd. beil, beiel und beigel: Der Eichstempel, das Spundloch (Leyer im Nachtrag).

Palawatsch, der — Rauberwelsch. Das Wort war schon in Frommann's Zeitschr. 5, 505 (1858) von mir

- aus der Mundart von Presburg angeführt. Ob hier an eine Bildung aus dem Italienischen, etwa aus *parolaccia*, zu denken ist, weiß ich nicht. Im Fränkischen nennt man unverständliche Rede: *Bobelatzen*. S. Frommann 2, 245. Vgl. *Pawlatzen*.
- Pal di** Sebalbus. Rosegger, Gesch. aus den Alpen 2, 133.
- palai**, bei Leibe nicht, behüte! Ursprünglich Beteuerung, wie: bei meinem Leben, bei Leib und Leben! f. Grimm Wörterb. 1, 1351. Rosegger Gestalten 135: beileib!
- Pal m**, die — (das a dem o genähert) Pappelweide, als Stellvertreterin der biblischen Palme. Gesch. aus den Alpen 2, 306.
- Pan b**, das — (das a dem o genähert) Band. *Pandel* (reines a) das —. Bändlein. Einen lenken, gängeln, wird auch mit: am Bändlein haben ausgebrückt. Rosegger schreibt einmal Gestalten aus d. Volke 128: Die hat ihn auch auf (sic) dem *Bandel*.\*)
- Pappen**, die — (reines a also = Puppe; Roseggers Schreibung ist *Papn*): großes breites Maul. Von *Papp* (a dem o genähert), der — Mehlbrei, lat. *papa* mittelhochd. *pappe* oder *peppe*. Weitverbreitetes Wort.
- Parocken**, die, Perrücke. Vgl. *Parucke* Gr. Wtbch. 1146.
- Partl** (reines a = *Bärtl*): *Bartholomäus*.
- „*paschn* („*baschn*“) plätschern“ ist mir unklar. Wenn das Wort gebräuchlich ist, so wäre die Aussprache (ob reines a), Bedeutung und Anwendung noch näher zu bestimmen.\*\*)
- Patsch**, der — (das lange a dem o genähert ä): ein träger, kraftloser Mensch. Wenn ich so ein *Patschen* da zur Tochter hätt!

\*) nach volkstümlicher Redeweise.

\*\*) *baschn* mit reinem a; Beispiel der Anwendung: *Geind regnts, das s olls baschn*.

Gestalten aus d. Volke 89, auch 87. — *Paatschen*, der —: grober Schuh, daher *paatschen*: schwerfällig auftreten. Alles zu *batschen* zusammenschlagen, treten S. Grimm Wtbch. 1, 1157.

- Pagen**, der — (das kurze a dem o genähert: ä) kleiner, geronnener Klumpen. *Paagen!* für: warum nicht gar. *Alpengesch.* 2, 126. — *Pagel*, das —: (reines a) Bäcklein: ein Bagel Butter, Gestalten 177. *paßwoach* („*badßwoach*“) leicht zerbrüchbar. *Paßn*, der — 1. eine Berner Münze mit dem Bilde des Bären. 2. ein Klumpn. S. Gr. Wtbch. 1, 1159.

**Paaz**, die — (reines langes a): die Peize; auch der weiche Inhalt eines Gegenstandes. Dies Wort wird mit dem vorigen vermengt, z. B. ich drücke dich, daß dir die *Paaz* ausgeht (Gr. Wtbch. 1, 1160).

**Pamhadel** (reines a in —*hadel*) der — Specht. Der Ausdruck *Baumhadel* für Specht ist allbekannt. S. Gr. 1, 1192.

**Pamhirsch**, der —: das Eichhörnchen. Ein dichterisches schönes Wort, das mir sonst noch nie untergekommen. Ist es nur Rosegger eigen oder allgemein üblich in Steiermark?\*)

**Paunzen** („*Paunzn*, der —“) Zu Grunde liegt ital. *pancia* *Wanst*, das im Deutschen in den Formen: *Der Pantzsch*, das *Panze*. S. Gr. Wtbch. 1, 1119, 1120 und in der Pluralform *Paunzer*, das. 1196 f. mit den Bedeutungen: *Wanst*, dickbauchiges Kind, dickes Gebäck, Eingeweide und dgl. vorkommt. In Wien ist ein *Paunzerl* dickbauchiges Gebäck.

**Paurl**, der — („*Baugerl*“) kleines, fettes Kind. Sonst *Baugl*, *Baugl*: kleiner, pudziger Kerl. S. Schmeller 1, 382 (277).

\*) Ich fand das Wort im Ennsthale und habe es mehrmals als „*Baumhirsch*“ scherzweise im Hochdeutschen angewandt.

**Pawla tsch**, die — („Bawlatſch“) „die hölzerne Schlafstelle.“ — Im Fränkischen nennt man **Bobelatsch**en unbedeutliche Rede, was auf einer Verwechslung mit **Palawata tsch** beruht. S. d. — Vgl. übrigens auch **Fromm**, 3, 502. — Das Wort ist tschechisch **pawlač** und bedeutet Bühne, Erker, Geländegang, Hütte. Es ist in Deutschland weitverbreitet. S. d. **Grimm'sche Wtbch.** 2, 199: Die **Boblatſche**; **Weinh. ſchlef. Wtbch.** 11<sup>a</sup> **Schmeller**, 1, 377 (275).

Fortsetzung des Alphabets.

### B.

**habraua Herrgott**, Spottwort für eine fahle Gesichtsfarbe. **Der ſhaut aus, wir a habraua Herrgott.**  
**habſch**, hinken, schleppenden Gang haben.  
**haglſiahn**, Fingerhäkeln, eine bei Bauern beliebte Muskelkraftmessung.  
**hal**, schlüpfzig, glatteifig.  
**han**? für die Frage: wie? oder was? Das n ein langgezogener Nasenlaut. **hanz?** wenn man die Frage an Mehrere zugleich richtet.  
**handlon ſein**, ſich aufschmeicheln, auch so viel als **andlon**. Sprichwort: **Diſt ollaweil handlon, handlon, d Ruada greint miſ anſ.**  
**Hangerl** (das), Brustſted mit Achſelbändern.  
**hanti**, bitter, biſſig.  
**harb**, ſalzſauer, **harb ſein**, verdrießlich ſein.  
**harbn**, ſich ärgern.  
**haſchbln**, ſtolpern.  
**haſchbelonſchlogn**, Jemand ein Bein ſtecken, durch einen Schlag mit dem Fuß einen Andern unversehends die Beine ausſchlagen. Ein beliebtes Manöver beim Ringen.  
**haſſn, ohaſſn**, freizheln.  
**haſn**, beinahe, ſchier, auch: glatt, geſchlacht, gehobelt. **Da Louzſoda muß haſn ſein, aſt wir iſ s Louzn haſn probirn.**  
**Hauſbetn** (die), der große Roſenkranz, der in der Bauernſtude an der Wand zu hängen pflegt und bei dem Roſenkranzgebete der Familie verwendet wird.  
**Hauſſ**, Balthauſar.  
**haunſn**, wirthſchaften, **ohaunſn**, lamentiren, heftig weinen und klagen.  
**Harn** (die), Oberſchenkel.  
**heauzn**, höhnen, foppen.  
**Hedſch** (die), Hagebutte.  
**heen**, heulen.

**Hegerlſchia** (der), Spottname für einen zuſammengekauerten Menſchen.  
**Heibl** (die), Wiege, **Heiblbaun**, auch: **heibl**, in der Wiege liegen.  
**Heigeign** (die), Spottname für eine lange Figur.  
**Heilnſtriſl**, ein Gebäd, daß zu Allerheiligen als Geſchenk oder Almoſen gegeben wird. (Siehe **Rofegger's „Volksleben in Steiermark“**, II., S. 146.)  
**helerazu**, irren, **umahelerazu**, herumirren, planlos umherwimmern.  
**hell**, gerade, ſchlechterdings. **'s iſt hell zu Durchgehn.**  
**Hen** (das), Honig. **Henleſdn macht iſ.**  
**henzn**, wimmern bei Kindern, in weinerlichem Tone fortwährend etwas verlangen.  
**herrhohn**, überwältigen, einer Sache Herr werden. **Das is gſpoaſt, hiaz hot da Aleana übern Gräßern herrghobt.**  
**herrſch**, ſtädtiſch, vornehm.  
**Herzwurm** (der), ein eingebildetes, wurmartiges Thier, das ſich im Herzen finden ſoll, auch eine unbekante Krankheit. Er hat den Herzwurm, dürfte ſo viel heißen, als: er iſt Hypochonder.  
**heſchazu**, ſeuſzen, ſchlügen.  
**Hiaba** (die), Herberge. **Witt gor ſchön um d Roſthiaba.**  
**Hiaſch** (der), Herſt.  
**hiat** oder **hiaſcht**, hart, **Roanhiat.**  
**Hiatajaun** (die), eine Vormittagsjaue, welche an Sonn- und Feiertagen während der Kirchenzeit die Haushälter einzunehmen pflegen.  
**hiaz**, auch: **hiaz** oder **hiazta**, jetzt.  
**Hifel** (das), Flaſchbüſchel auf einer Stange zum Trocknen hängen.  
**Himmelfeita!** ein gemildertes Fluchwort anſtatt **Himmelfarment.**  
**Himlazu**, bliſzen. **Hiaz hotſ an Himlaza ſhon.**  
**hiſch**, brav, gutmüthig, auch: ziemlich. **Er is hiſch, ſie is zwida, hot oba hiſch a Geld.**  
**Hoada** (das), Heidekraut.  
**hoagl**, heifel. **Hot ſaun Hoagl**, ſo viel als: macht nichts, oder meintwegen. **Throatſ nit hoagl, iſch nehme es nicht ſo genau.**  
**hoamgeigna laſſn**, ein Sprichwort um Jemand zu tabeln, zurechtzuweiſen.  
**Hoamgong**, an **Hoamgong hohn**, ein Daheim haben.  
**hoamiſch**, zahm, zutraulich (von Thieren geſagt).  
**Hoamkronthut** (die), Heimweh.  
**Hoanzlboul** (die), Schnitzbank.  
**Hoar** (der), Flaſch.  
**Hoarrah**, Höhenrauch.  
**Hobagoas** (die), Habergais, ein geſpenſtiſches Weſen mit drei Füßen.  
**hohn**, halten (hier nicht: haben). **Th mog miſ aufn Dach nit dahohn, iſ ſoll owt.**

**Sodab** (das), gehacktes Futter für Haus-  
thiere.

**Sodbredl** (das), Hackbrett, ein zitherarti-  
ges Saiteninstrument, welches mit Häm-  
merchen gespielt wird.

**Sodl** (die), Hülse oder Rippe des Hafers.

**Söhl** (der), Hase, Stiel.

**Söllsu** (die), Höhle.

**Sold** (die), Viehweide.

**Solsu**, den Arm um den Hals legen, als  
Liebesfugung.

**Solt**, denn, eben, doch, nun einmal, auch,  
am Ende u. s. w. (Das Charakteristischste  
Wörterchen des süddeutschen Dialekts.)

**Solbthool**, die Hälfte. s. **Solbad**, die Hälfte.

**Sonsiagl**, Johann Georg.

**hon**, ich **hon**, ich habe.

**hört sein**, hart um's Herz sein. **Mir is**  
**hört**, mir ist bange.

**Sohnausstahn**, „auf die Seite gehen.“

**hots ba da Foltu**, so viel als: hat's er-  
wischt (zumeist moralisch gemeint).

**Sowan** (der), Hafer.

**Söll** (die), Bettbede.

**Suf** (der) die Hüften.

**Sugan**, hoden.

**huit**, heuer.

**huit**, in alle **huit**, in aller Früh.

**hulan**, hallen.

**Sulz** (das), Wald, Schachen.

**Sulzjogl** (der), Fink. Des Finken Gezwitscher:  
**zi, zi, zi, Sulzjogl.**

**Suma** (der), Hunger. **Sumeri war ich**, Hun-  
ger hätte ich.

**hust**, hurtig.

**hustu**, hehn. **Er hot sein Hund auf mich**  
**ghust.**

**hustsu**, schaukeln.

### J.

**Jiach** (das), ein gegärbtes Fell.

**jach**, gärben.

**iag**, arg, auch: **iagu**. **An iagus Beta.**

**Jagad** (die), Egart, ein brachliegendes Feld.

**Jagn** (die), Äpfel. **Juta der Jagn bin ich**  
**Kjli.**

**ibawindlin nahu**, über den Rand nähern.

**Jansad** (das), Unschlitt.

**immeramol**, mitunter.

**int**, unten, **inta**, unter.

**inta d Schinlu treten**, Jemand unterdrücken,  
Inechten.

**intastuffu**, mitunter, manchesmal.

**intawegu**, unterwegs.

**Jrgl**, Georg.

**Jrrwurzu**, eine eingebildete Wurzel, welche  
den, der auf sie tritt, auf Jrrwege  
leitet.

**Jrita**, Ernttag, Dienstag.

**iwi**, hinüber.

### J.

**Jaugge**, Jade.

**Jechtas!** Ausruf der Ueberraschung, auch:  
**Jestl** oder **Jostl**. **Jestl Korou.**

**jestu**, jagen.

**jegas**, Ausbruch der Freude.

**jelsus**, lärmn (bei Kindern angewandt).

**joab**, er **joab**, er jagt.

**Jod** (das), das ausgejätete Unkraut,

**Jodl** (der), Stier.

**Jogl**, Jakob.

**jo Schuegg!** Ausdruck um Jemand etwas  
abzuschlagen.

**Josl**, Josef.

**juchazu**, jauchzen.

### W a n d e r l u s t.

(In Mundart.)

Ich gspür in mein Herz  
A mächtige Freud,  
Möcht ollaweil roasn  
In d Welt auffi weit.  
Möcht singen und wondan  
Von oan Dörfel zan ondan.

Und sohrad aufn Dompfwogn  
Wuhl ah amol gern,  
Und möcht mich ergöhn  
Bia fürnehm Herrn.  
Oba däs is loa Roasn  
Auf da gußeisarn Gloasn.

Ich brauch loan Dompfwogn,  
Hätt ich nur a Geld,  
So gangad ich gwih bis  
An's End vo da Welt,  
Auf's Schwafter sein Koppn,  
Bis d Ania mir einschnoppn.

Ich brauch ah loa Geld nit,  
Es wern scho deut lebn,  
Dä mir für mei Singa  
A Kloanigkeit gebn:  
Mitn Spwoaseln und Scherzn  
Do rührt ma die Herzjn.

Zan Wondan, zan Wondan  
Ghört nig als da Gsund,  
An aufgwekti Weis und  
A lochanda Mund  
Mit an lustinga Biadl  
Und an Buschn aufn Hüadl!

**Soloman Sorusbarg.**

**Es soll sich halt Keiner mit der  
Liebe abgeben.**

(Volkslied aus dem Meininger Unterland,  
mitgetheilt von A. D.)

Es sul sich halt Keiner mit der Liebe agabe,  
Sie bracht ju schu manche schüne Kerle  
um's Labe.

Gester hat mir mei Trutscherl die Liebe versät,  
Ich hun se verkläit.

Ich hatt nu mei Trutscherl in's Harz nei  
geschlasse,  
Und sie hat gsät, sät sie, sie wil mich net  
lasse;

Da reit me der Teufel de Scholse sien Hanse,  
Der fort se zum Tanze.

Su gets, bame Menscher zum Tanze lät geh,  
Da mut me halt ömer in Sorgane steh,  
Daß sie sich verliebe in anere Knächte.  
Su Menscher sen schlahte.

Nu schmedt me ka Esse, nu schmedt me ka  
Trenke,

Und ban ich söl arbet, se möcht ich versenke,  
Und ban ich söl spreche: ich häit s nemer lieb,  
Se wär ich ä Dieb.

Dröm, bin ich gestorbe, se lat mich begrabe,  
Und lat me vom Schreiner vier Bratle  
abschabe,

Und lat me zwu feurige Harzer drufmale,  
Ich wil's schu bezahle.

Und lat me ach fenge de Sterbegefänge:  
Da leit nu der Esel die Quer un die Länge;  
Im Labe, da hatt he vil Liebesaffäre,  
Zu Dreed muß he were.

Erklärung: agabe: abgeben. Labe: Leben. versät: versagt. verkläit: verflagt. gsät: gesagt. Scholse: Schulze. Knächte: Knechte. schlahte: schlecht. Bratle: Brettschen. abschabe: abhobeln. Harzer: Herzen.

**Originelle Bienenjagd.**

Richard Oberländer erzählt in seinem Werke über Australien, daß die Engländer auf ihren australischen Entdeckungsfahrten von den Wilden häufig mit Honig bedient wurden, ohne zu wissen, wie diese zur köstlichen Frucht kämen.

Für die ungeschickten und ungeübten Engländer waren die Fundgruben dieses in der australischen Wildniß doppelt

kostbaren Lederbissens nicht nur unerfindlich, sondern auch unsichtbar. Endlich gelang es, einen Bienenjäger zu beobachten. Der Schwarze hatte bemerkt, wie eine Biene sich an den Blumen, welche dicht über einem Bächlein blühten, herumtrieb, und sich flach auf die Erde gelegt, den Kopf ganz nahe dem Wasser, und wartete nun regungslos den Augenblick ab, in welchem die Biene der Oberfläche desselben nahe genug kommen würde. Vorher hatte er schon den Mund mit Wasser gefüllt, und als nun das Thierchen dicht über dem Bache dahinsummte, spritzte er es so naß, daß es vor Schreck in das Wasser fiel. In diesem Augenblicke griff der Schwarze zu und hatte es gefangen. Nun befestigte er mit einem Stückchen Gummi eine ziemlich große Flaumfeder an den Körper des Insectes und ließ es wieder fliegen. Die Biene tritt, mit der ungewohnten Bürde beladen, jedesmal den Weg nach ihrem Stocke an, und der Bienenjäger hat jetzt nur Acht zu geben, daß er ihr folgt. Den scharfsichtigen Schwarzen macht dies keine besondere Schwierigkeit, und in hurtigen Sprüngen über Busch und Stein geht es nach dem Baume, in dessen Zweigen die Biene verschwindet. Regelmäßig kehrt der Wilde mit Honigscheiben beladen zurück. Es bedarf keiner besonderen Versicherung, daß eine solche Bienenjagd jedesmal eine recht ergötzliche Scene bietet.

**Bücher.**

Zu den lyrischen Sammlungen, welche keinen großen Lärm in der Welt machen, aber manches mit dem Dichter gleichgestimmte Gemüth im Stillen erfreuen werden, gehören die „*Neuen Gedichte von Wilhelm K. v. Rahenhofer*“ (Wien, Rosner, 1879). „*Berühmte Prosa nennst Du meine Gedichte? Freund, ich nehm' es als Lob, denn ich verbannte den Schwulst!*“ — So ruft der Verfasser „*einem Kritiker*“ zu, und damit hat er wirklich das größte Lob ausgesprochen, das seinen Gedichten zu spenden ist. Wenn Gutzkow eine Brochure „über den Schwulst in der modernen deutschen Literatur“ zu schreiben veranlaßt war — Herr

W. v. Ragenhofer ist daran nicht schuld. Ein weiterer Vorzug dieser Gedichte ist, daß sie, obgleich ferne von jeder bewußten Häßkerie nach Originalität, doch gar manchen, in seiner Einfachheit wirklich originellen und ansprechenden Gedanken enthalten. So z. B. wenn er „die heftigen Habeln in Wien“ besingt:

„O Hefenprinz, im Grabe würdest Du  
Dich drehen,  
Vermöchtest Deine Habeln Du zu sehen:  
Ihr stolzer Hals beugt widerwillig sich dem  
Krummet,  
Statt Prachtkarossen zieh'n sie Wagen nun  
mit Grummet!“ —

Wohlgebaut sind die Octaven und Sonette Ragenhofers; sehr hübsch leidet er namentlich auch in der erzählenden Gattung. —g.

Das „**Dichterbuch zur Pflege der österreichischen Vaterlandsliebe**“, zusammengestellt von Eduard Wenisch (Prag, Bellmann, 1880) liegt nun in zwei starken Bänden vollendet vor. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Bedeutung dieses Buches durchaus nicht bloß in der patriotischen Bedeutung desselben liegt. Wer die Sammlung auch nur flüchtig durchblättert, wird sich sogleich überzeugen, daß sie auch einen poetischen und vor Allem einen literar-historischen Werth besitzt. So manche ältere, schöne und anmuthende Dichterspende, besonders des österreichischen Parnasses, die mit Unrecht schon vergessen war, ist hier dem Andenken und Genuße der Mitwelt wieder dargeboten. Die beiden Bände, der erste epischen, der zweite lyrischen Inhalts, bringen nicht etwa bloß im engeren, politischen Sinne Patriotisches, sondern eine Auswahl des Besten, was zum Lobe des österreichischen Landes und Volkes in Versen gesagt und gesungen worden. —g.

Der alte literarische Wanderer, Herr Hermann Joseph Landau, über dessen hochinteressantes Album der „Heimgarten“ einen längeren Artikel gebracht, hat sich unverhofft mit einer neuen Auflage eben dieses in Druck gelegten wertvollen Albums eingestellt. Diese neue Auflage ist für's Erste von den zahlreichen Druckfehlern der frühern gereinigt, dann auch erheblich vermehrt, denn Herr Landau wandert immerfort und seine Sammlung vergrößert sich mit jedem Jahre. Leider hat er sich noch immer nicht entschließen können, sein Werk dem eigentlichen Buchhandel zu übergeben, so daß der Besteller nicht weiß, wohin er sich zu wenden hat. Dem ihm vom „Heimgarten“ ertheilten wohlgemeinten Rathe hat er nur in so weit ent-

sprochen, daß er seine Adresse privatim mittheilte, in ein paar Zeilen, die der Leser sich als Gedächtnißverse einprägen möge:

„Und daß ich nicht vergesse —  
Erfahre meine Adresse:  
Prag, Zeltnergasse 8,  
Wo siebzehn Jahr' ich verbracht.“

—g.

**Presirenklänge** von Edward Samhaber. (Laibach von Jg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg, 1880.) In diesem Büchlein wird uns eine flüchtige Lebensskizze und eine ziemlich eingehende, liebevoll gehaltene Charakteristik des krainerischen Dichters Presiren geboten. Aus der Biographie des für sein Vaterland bedeutenden Sängers erfahren wir, daß derselbe 1800 im oberkrainerischen Dörfchen Verba als Bauernsohn geboren war und in Laibach und Wien studirte. In Wien kam er in das Klinskowströmisches Institut, um Sectionen zu geben und wurde ihm der junge Graf Anton Auersperg als Schüler zugeheilt. Später wurde er ein kleiner Beamter in der Kammerprocuratur zu Laibach und dann Advocatur-Concipient. Erst in seinen letzten Lebensjahren gelang es ihm, in Krainburg eine eigene Advocatur zu erhalten. Seine Liebesjonette, sowie seine patriotischen und freiheitlichen Gesänge trugen ihm Spott und Mißgunst ein; erst ein Jahr vor seinem Tode, im Jahre 1848, änderte sich die Stimmung und man erkannte den Werth und die Bedeutung des Poeten, der die Sprache des krainerischen Volkes zur Kunstform erhob. In den Liedern Presiren's weht der elegische Hauch des Slaventhums, der sich allmählig zu bewußtem, abfichtlichen Pessimismus verdichtete, welcher in der kümmerlichen Lebensstellung und den Mißerfolgen des Dichters gewiß seine berechtigte Ursache hat.

Die Lebensskizze Presiren's hätten wir etwas sachlicher und ausführlicher gewünscht, als sie hier geboten wird; trotzdem erfüllt sie den Zweck, das Interesse für den krainerischen Sänger zu wecken. Ein kleines Epos „Certomir“, im Presiren'schen Geiste ist dem Büchlein beigegeben, sowie viele Lieder und Sonetten des Dichters von dem Herausgeber E. Samhaber mit Geschick in's Deutsche übersetzt oder vielmehr umgedichtet geboten werden. M.

**Australien.** Geschichte der Entdeckung und Colonisation. Von Richard Oberländer. (Leipzig, Otto Spamer.) Dieses interessante Werk, welches seiner Zeit von Fr. Christmann herausgegeben wurde, liegt nun in einer zweiten, völlig umgestalteten Auflage vor uns. Dieselbe berückichtigt



auch die neuesten Zustände und gesellschaftlichen Verhältnisse Australiens und ist demnach in diesem Werke Alles berührt und berührt, was die englische, deutsche und französische Literatur über den fünften Welttheil gebracht haben. In klarem und stets sachlich gehaltenem Style werden uns vorgeführt die Entdeckungsgeschichte der Weltinsel, Reisen zur Erforschung der Küsten, des Innern, Beschreibung des Landes, der Colonien Australiens und der dazugehörigen Inseln. Handel und Verkehr, wie Urproduktion und Industrie, Lebensweise der Wilden wie der Eingewanderten, die geographischen, geologischen, botanischen und zoologischen Verhältnisse, das Klima, die staatliche Organisation u. s. w. kommen uns zur klaren Anschauung. Inzwischen Erzählungen von interessanten Abenteuern der Entdecker und allerlei Einzelheiten, ebenso unterhaltend als belehrend. Der Verleger hat das Buch mit 129 trefflich ausgeführten Bildern und einer Karte ausgestattet.

Ferner dem „Heimgarten“ zugegangen:

**Die fünfhundert Millionen der Segun.** Von Julius Verne. (A. Hartleben, Wien 1880.)

**Die großen Seefahrer des achtzehnten Jahrhunderts.** Von Julius Verne. Zwei Bände. (A. Hartleben, Wien 1880.)

**Die Leiden eines Chinesen in China.** Von Julius Verne. (A. Hartleben, Wien 1880.)

„Hallberger's Illustrated Magazine“ founded by F. Freiligrath. Nr. 8. (Stuttgart 1880.)

**Sieben Jahre in Süd-Afrika.** Von Dr. Emil Holub. 4. und 5. Lieferung. (Verlag von Alfred Hölder, Wien 1880.)

**Märchen und Sagen aus dem kirchlichen Hochlande.** Herausgegeben von Johann Rainz. (Druck und Verlag von Karl Jilg, Druck a. d. M.)

**Kosmos.** Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel. 11. u. 12. Heft. Herausgegeben von Ernst Krause. (Leipzig, Ernst Günther's Verlag.)

**Topographisch-statistisches Lexikon von Striermark.** Herausgegeben von Josef Andreas Janisch. 28. Heft. (Graz, Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal.)

**Aus der Werkstatt der Natur.** Streifzüge durch Feld und Flur, Haushalt und Leben. Von Dr. Julius Stinde. 1. u. 2. Bände. (Verlag von Edwin Schloemy, Leipzig, 1880.)

**In der Sommernacht.** Novelle in Versen von Karl Caro. (S. Kosner, Wien.)

**Die Tochter Theodorich's.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Caro. (Verlag von S. Kosner, Wien.)

**Mosch's von Jarma.** Geschichte eines jüdischen Soldaten. Von Emil Franzos. (Verlag von Duncker u. Humblot, Leipzig.)

**Herzle's Erfindungen und Erfahrungen** auf den Gebieten der praktischen Technik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- u. Hauswirtschaft. VII. Jahrgang, 4. Heft, 1880. Herausgegeben von Theodor Koller. (A. Hartleben's Verlag, Wien.)

## Postkarten des Heimgarten:

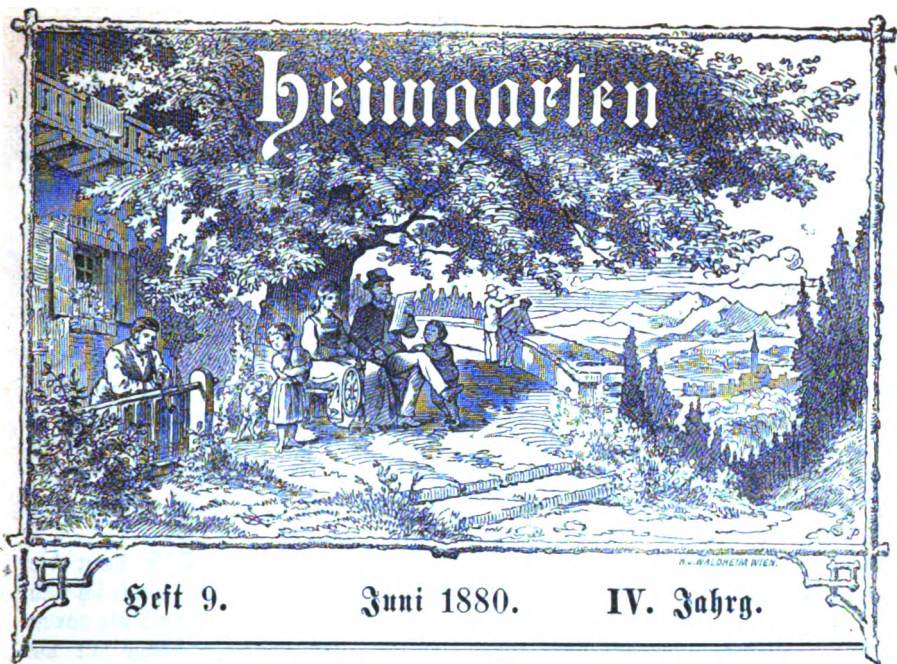
**Herrn J. S. Kamsan:** Besten Dank für Mittheilung, daß im oberen Ennsthale bei dem Dialektworte für: schneefrei die harte Form *aper* gebräuchlich ist.

**J. Hamburg:** Für Ihren aufgeweckten Anaben gibt es wohl kaum eine geeignetere Lectüre, als den in seiner Art classischen Julius Verne. Dieser Schriftsteller beschäftigt die Phantasie, regt zum Lernen an und bildet männliche Charaktere.

**Ein Inhabhaber in Hoch- u:** Mehreres acceptirt.

**J. Gleisdorf:** Recht freundlichen Dank, Sie finden schon in diesem Hefte Spuren Ihrer Sammlung. Weiteres wird benützt.

**E. M. v. J. . . .** Mit Ihnen wollen wir uns ein wenig unterhalten. Hätten Sie sich nicht als Engländer legitimirt, Ihrer geographischen Kenntnisse wegen hielte man Sie für einen Franzosen. Ihre „Weltausstellungsbriefe aus Sidney“ mögen überall geschrieben sein, nur nicht in Australien. Sie erzählen in fast heiliger Reivetät, daß dort, „besonders im südlichen Australien, der Winter kaum 6 Wochen lang währt, mit Anfang December beginnt und Mitte Jänner endet.“ Wir suchten unsere verstaubten Schulthesen hervor, in diesen alten Papieren steht Folgendes: In Australien fallen die Jahreszeiten genau in die entgegengesetzten Monate, als bei uns. Der Sommer währt vom 1. November bis 1. März und der Winter von Ende Mai bis Ende August. In Sydney fällt der längste Tag auf den 21. December. Von Sonnenaufgang 5 Uhr Früh bis Sonnenuntergang 7 Uhr Abends währt derselbe 14 Stunden. Der kürzeste Tag im Jahre ist dort am 21. Juni, geht die Sonne um 7 Uhr auf und um 5 Uhr unter, währt also 10 Stunden. — In der Theke befinden sich übrigens grünlische Klischee, während Ihre „Australischen Briefe“ überaus reinlich geschrieben sind, aber diesmal müssen wir es mit der Ersteren halten.



## Gräfin Hedwig.

Erzählung von C. Schirmer.

„Das alte schiefe Haus mit den Lehmwänden muß nächstens eingerissen werden; ich kann nicht begreifen, wie es möglich gewesen, dies Gebäude, das kaum einem Stall ähnlich sieht, mitten im Dorfe so lange stehen zu lassen.“

Diese Worte sprach der Commissionsrath Dietrich zu dem Pastor, dem Schulzen und dem Lehrer des Dorfes.

Doch auch ich spitzte die Ohren, als von dem alten Lehmhause die Rede war, und wenn auch keiner der Herren auf mich, das kleine Pastortöchterlein, achtete, und wenn ich auch sehr eifrig auf meiner Schiefertafel kritzelte, so entging mir doch kein Wort von der nun folgenden Verhandlung.

Der Commissionsrath saß mit meinem Vater auf der Bank vor dem Pfarrhause, vor ihnen stand der Dorfschullehrer, ein langer, etwas gebückter alter Mann mit schwarzem Sammkäppchen, aus dem die spärlichen weißen Haare hervorschauten.

Der Schulze, das Oberhaupt der Bauern, war soeben herangetreten, hatte den Herren zum „Guten Abend“ die Hand geschüttelt, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, und stand nun, gegen einen Baum gelehnt, mit wichtiger Miene ihnen gegenüber. Der Herr Commissionsrath war im Dorfe erschienen, um die Vermessung der bäuerlichen Grundstücke vorzunehmen. Er kam als oberste Behörde und hatte mit seinen Conducteuren und Vermessungsgehilfen eine gewaltige Revolution unter den guten Bauern hervorgerufen, die sich so lange bei ihrem althergebrachten Gewohnheiten wohl gefühlt hatten und die nun voller Entsetzen sahen, wie hie und da Stangen mit Fähnchen auf den Acker gesteckt wurden und alle Feldmarken gerade gelegt werden sollten, gleichviel, ob Einer dabei verlor oder gewann.

Und nun drang der Herr Commissionsrath mit seinen Verbesserungen und Veränderungen auch schon bis in

das friedliche Dorf. Ja es war gewiß recht schön, daß die große Pflüze am Ende des Dorfes zugeschlüßet wurde, aber wo sollten denn die Gänse, die dort immer die Alleinherrschaft geführt, von nun an haben? „Jeder muß die ihm zugehörenden Thiere auf seinem Hof behalten,“ war die Antwort. Sie durften ja auch nicht mehr auf den Acker getrieben werden, nachdem die neue Bodeneintheilung beschloffen, folglich war im Dorfe auch keine Gänsehirtin mehr nöthig. An die Gänsehirtin, die alte Hedwig, dachte ich aber sofort, als ich aus dem Munde des Commissionsraths vernahm: „Das alte schiefe Lehmhaus muß abgerissen werden.“

In meinen kindischen Augen war das Lehmhaus weder alt noch schief, sondern gehörte so fest zu Allem, was mein Heimatsdorf Schönes aufzuweisen hatte, es war der Inbegriff meiner Jugendträume, und als ich jetzt, meine Schiefertafel im Arm, hinüberlief nach der Hütte, da glaubte ich fast, daß eher das ganze Dorf von der Erde verschwinden, als das Häuschen meiner lieben, alten Hedwig weggerissen werden könne. Da saß ja die Alte unter dem blühenden Hollunderbaum, der seine Blüthenbüschel der Hütte auf's Dach gelegt und es damit so prächtig geschmückt hatte, daß es mir schien, als habe das Strohdach einen Kranz aufgesetzt bekommen.

„Nun,“ was blickst Du denn immer so nach oben, siehst und kommst nicht heran?“ So rief mir meine alte Freundin zu.

Da war ich mit einem Satz bei ihr und saß auf der Schwelle neben ihr.

Sie strickte an einem groben Wollenstrumpf, nahm dann die große Hornbrille ab und strich mit ihrer harten Hand über mein Haar.

„Siehst ja ganz verstört aus, Marie, hat der alte Rath aus der Stadt Dir Schrecken eingejagt? Erzähl' doch, Kind.“

Ich konnte aber kein Wort hervorbringen, sondern legte meinen blon-

den Kopf in den Schooß der alten Hedwig und weinte in ihre blaue Leinenschürze hinein die bittersten Thränen.

Unter Schluchzen, abgebrochenen Sätzen und einzelnen Worte erzählte ich denn die traurige Geschichte, daß der alte, böse Commissionsrath zum Schulzen gesagt habe, das alte, schiefe Lehmhaus solle eingerissen werden.

„Dann muß die Gräfin Hedwig wieder in die weite Welt ziehen!“ sagte meine alte Freundin langsam und leise. Das Strickzeug war ihren Händen entfallen, sie ruhten auf ihrem Schooße und ihr Blick richtete sich zum Himmel.

„Weshalb nennen Dich denn die Leute immer die Gräfin?“ fragte ich und wunderte mich, daß ich noch nie daran gedacht, früher diese Frage an die Alte zu richten.

Sie richtete meinen Kopf in die Höhe und sah mich mit ihren lieben, treuen Augen an, als wollte sie mir in's Herz sehen, dann sagte sie: „Ja, Kind, Du bist besser als die Andern, die sich über die Alte lustig machen und sie verspotten. Sie wissen nicht, wie weh es thut, bei einem Spottnamen gerufen zu werden. Du bist aber noch zu jung, Marie, als daß Du mich verstehen könntest. Wenn Du erwachsen bist und ich lebe noch, dann sollst Du erfahren, weshalb man mich „die Gräfin“ nennt, Du sollst erfahren, daß die alte Hedwig auch einmal jung und frisch war.“

Die Alte hatte mir an manchem Sommerabend und manchem Wintertage so schöne Geschichten erzählt, daß ich nicht begreifen konnte, weshalb ich auf die Geschichte von „der Gräfin“ noch warten sollte. Alle weiteren Fragen wurden mir aber dadurch abgeschnitten, daß wir jetzt den Schulzen geradenwegs auf uns lossteuern sahen. Die Berathung der Herren mußte ihr Ende erreicht haben; der Herr Rath und mein Vater gingen vor dem Hause auf und ab, der Lehrer ließ das Abendglöckchen vom Kirchturm ertönen und

der Schulze nahm eben seine Pfeife aus dem Mund und verkündete nun der alten Hedwig, daß ihr Dienst als Gänsehirtin aufhören werde; ferner, daß das Haus, in dem sie bisher gewohnt habe, weggerissen werden solle.

Ich sah immer auf Hedwig und wunderte mich, daß sie so ruhig zuhörte. Ihr Blick war starr in's Weite gerichtet. Endlich fragte sie: „Und wo soll ich wohnen? Wovon soll ich leben?“

„Ihr könntet ja vielleicht in einen Dienst gehen,“ sagte der Schulze.

Da stand Hedwig auf, ihre sonst gebückte Gestalt erreichte fast die Größe des Schulzen. Der wich ordentlich zurück, als sie ihn so starr ansah. „Wißt Ihr nicht mehr,“ rief Hedwig, „daß ich zeitweilen hier Obdach zu verlangen habe? Habt Ihr es nicht meiner Mutter auf dem Sterbebett versprochen?“

„Ach was,“ sagte der Schulze, „wenn das Schloß der Gräfin weggerissen wird, dann muß diese auch wegziehen.“

Ich hörte nur noch das gellende Lachen der alten Hedwig und wie sie mit zischenber Stimme rief, indem sie ihren Stod fest in die Hand nahm: „Gräfin? Ja, die Gräfin wird es Euch zeigen, daß sie auch ohne Euch nicht verlassen ist, Gräfin? Ha, ha, ha —“

Da fing ich mich an zu fürchten, die alte Hedwig sah auch zu entsetzlich aus mit den wirren grauen Haaren und den starren Augen. Ich schlich hinter den Hollunderbusch und ging um das Häuschen; mein Kopf brannte. Ich lief nach dem Pfarrhause zurück und lief auf meine Mutter zu, die eben aus der Thür trat. Sie faßte nach meinem Kopf und mußte wohl recht besorgt sein, denn ich zitterte am ganzen Körper und bin dann von der Mutter sofort in's Bett gebracht worden.

\* \* \*

Danach kommt eine lange, lange Zeit, von der mir nur das Bewußtsein eines unendlichen Wohlbefindens in der Erinnerung geblieben ist. Und doch soll ich sehr, sehr krank gewesen sein. Wochenlang schwebte mein Leben in der größten Gefahr. Die Krankheit hielt den Körper in festem Bann, ich wußte stets, daß die treuliebende Mutter an meinem Lager saß und daß ihre Hand es war, die mir die kühlen Tücher auf die Stirne legte und doch konnte ich meine kleinen Glieder nicht bewegen. Traumhafte Bilder und Phantasien verwirrten meinen Geist, die Erzählungen der alten Hedwig vermischten sich mit der Wirklichkeit und selbst, als ich hergestellt war und im warmen Sommer Sonnenschein im Garten zwischen den blühenden, duftenden Blumen saß, da schloß ich oft die Augen vor Mattigkeit und träumte mich zurück zu den Krankheitstagen, die hinter mir wie ein abgeschlossenes Leben lagen. Ich war wohl noch sehr schwach und matt, als ich zwischen den Blumen saß und mich von der Sonne beschienen ließ, denn ich hatte gar kein Verlangen, mit den andern Kindern zwischen den Beeten herumzulaufen, wie ich es sonst so gern gethan. Es machte mir weit mehr Vergnügen, so still zu sitzen und auf das Summen der Bienen zu lauschen, auf das Schwirren der Käfer und Schmetterlinge. Die Welt kam mir so herrlich, so schön vor; selbst in dem kleinen Kreise, in dem ich mich befand, lag so viel Zauber, daß ich mir vorkam, wie eine Prinzessin in irgend einem Märchen, das mir die alte Hedwig erzählt. Ja! wie merkwürdig, ich habe ja noch gar nicht an sie gedacht! Wo ist sie? So fragte ich mich plötzlich und fragte auch sofort meine Mutter, die in meiner Nähe in der Laube saß.

Die Mutter küßte mich und sagte mir dann, daß sie diese Frage schon längst von mir gefürchtet habe. Sie erzählte mir, daß ich in der ganzen langen Krankheit nur immer mit Hedwig

gesprochen, stets nach ihr verlangt habe. Alle Erzählungen der Alten waren bei mir lebendig geworden und Erinnerungen der ganzen Jahre meines Verkehrs mit der alten Freundin erwacht, ich hatte sie stets gerufen, und, fügte meine Mutter hinzu, „wir konnten sie nicht herbeischaffen, Kind, denn die Alte ist verschwunden.“

„Und das Haus?“ fragte ich athemlos.

„Steht nicht mehr. Der Schulze hatte Befehl bekommen, es niederzureißen.“

Ich kann noch heute nicht begreifen, daß ich nicht wieder in eine Krankheit verfiel, nun ich die Wirklichkeit aussprechen hörte von dem, was damals nur angedeutet wurde. Ich war vielleicht an dem Lebensabschnitt angelangt, wo aus dem Kind ein verständiges Mädchen wird. Meine Krankheit hatte vielleicht den Jahren etwas vorgegriffen, denn ich fing, nachdem mir volle Gesundheit und Kraft wiederkehrte, an, ein recht fleißiges Mädchen zu werden. An die alte Hedwig dachte ich wohl oft, doch wie an eine liebe Verstorbene. Sie war auch sicher todt, denn Niemand sprach von ihr, Niemand hatte wieder von ihr gehört. Der Platz, auf dem ihr Häuschen gestanden, war mir aber stets heilig, ich betrachtete ihn wie das Grab der alten Freundin. Man hatte dort Bäume angepflanzt, wodurch entsetzt das Dorf sehr gewonnen hatte und ich söhnte mich mit der Veränderung umso eher aus, da man den lieben Hollunderbaum hatte stehen lassen. Gar manchmal saß ich dort und gedachte der alten Hedwig, „der Gräfin“. Heimlich wand ich oft einen Kranz und legte ihn an den Baum, dort wo das Lehmhäuschen gestanden, das Grab der Gräfin Hedwig.

\* \* \*

Jahre vergingen.

Ich war eingeseget und wurde zu den erwachsenen Mädchen gezählt.

Der Sommer hatte wieder seine ganze Blüthenpracht entfaltet und ich saß oft in dem kleinen Pfarrgarten, zwischen den Rosen- und Besenbäumen in der Nähe meiner Mutter, der ich nun schon als älteste Tochter eine Stütze in allen häuslichen Arbeiten sein konnte. Dann kam der Herbst und brachte eine Menge von Früchten, die nicht allein in dem Pfarrgarten eingesammelt wurden, sondern auch auf dem dicht daneben liegenden Kirchhofe. Zwischen den alten Gräbern standen die Pflaumenbäume und schon von Jugend an waren wir Pfarrkinder daran gewöhnt, zur Zeit der Obsternte die Früchte einsammeln zu helfen auf der Stätte, wo so Viele auf ewig ausruhten von ihrer Arbeit. Daran dachten wir freilich nicht, wenn wir fröhlich auf- und absprangen, wenn wir die Lehrerkinder noch dazu holten und dann im fröhlichen Chor um die Kirche jagten und Versteck in den Steinischen derselben und hinter den alten Grabsteinen spielten.

Die Tage der Kindheit waren nun freilich vorüber für mich, doch sie tauchten frisch in der Erinnerung auf, wenn ich meine jüngeren Geschwister auf dem Platz, der mir doch jetzt ernster erschien, sich tummeln sah. Das Haus des Lehrers lag mitten auf dem Kirchhof, der Kirche gegenüber; jetzt lebte das alte Ehepaar dort ganz allein und hatte zur Gesellschaft und zur Bewachung nur einen Hund, der sich in einer Hütte in dem Gärtchen befand, das zwischen dem Kirchhof und dem Hause lag. Die Kinder des Lehrers, meine Jugend- und Spielgefährten, waren, nachdem sie erwachsen, aus dem Hause in Dienst gegangen, denn die Besoldung des Lehrers mußte wohl sehr kärglich sein, da er neben seiner Schule auch noch das Schneiderhandwerk betrieb. Außerdem hatte er eine große Bienenzüchterei und ich erinnere mich, daß wir Kinder erwartungsvoll dastanden, wenn der Honigausschnitt gewesen war, denn

Tags darauf erschien der Herr Cantor in eigener Person und brachte meiner Mutter auf einem bunt gemalten Teller die schönste goldgelbe Scheibe Sontig.

An einem recht kalten, stürmischen Herbsttage sammelten wir die letzten Früchte auf dem Kirchhofe ein. Es war so kalt, daß wir oft zur Erwärmung in eine Nische der Kirche traten und die rothgefrorenen Hände rieben. Die gelben Herbstblätter flogen uns in's Gesicht und der Wind segte um die Ecken der alten Kirche, als wolle er uns zurufen: Ja, verwahrt Euch ordentlich, bald komme ich noch kälter mit Schnee und Eis und bedecke die Gräber mit dem weißen Leichentuche.

Ich wollte eben mit meiner Mutter einen Korb voll der letzten Früchte in's Haus tragen, als mein Vater und der Lehrer den Weg über den Kirchhof daher kamen. Sie blieben bei uns stehen und der Vater sagte, daß sie den Amtmann in dem benachbarten Dorfe besuchen wollten, um bei dem kalten, unfreundlichen Wetter eine Partie Whist mit ihm zu spielen. Wir sahen ihnen nach, als sie zur Hintertür des Kirchhofs, die in's freie Feld führte, hinausgingen und waren dann froh, uns im Zimmer erwärmen zu können. Für den Abend hatte meine Mutter die Frau des Lehrers und einige Bauersfrauen eingeladen, sie halfen bei dem Ausschneiden der Pflaumen und den folgenden Tag sollte in einem großen Kessel Mus gekocht werden.

Es war ziemlich spät, als mein Vater zurückkam. Er war ganz durchnäßt und erzählte von dem stürmischen Wetter, der Stockfinsterniß, so daß uns ganz unheimlich zu Muth wurde. Da klopfte es leise, dann immer deutlicher an den Fensterladen.

„Herr Pastor, Herr Pastor, öffnen Sie!“

Es war die ängstliche Stimme des Cantors, die sich vernehmen ließ. Ich lief schnell nach der Hausthür, um sie

zu öffnen und herein trat zitternd und kreideweiß der alte Lehrer. Er sank sofort auf einen Stuhl und erst auf Zureden meiner Eltern kamen stoßweise einzelne Worte von seinen Lippen.

„Herr Pastor, ich habe es mit eigenen Augen gesehen, es geht nicht mit rechten Dingen zu. Dreimal schrie eine Eule, dann flog es um alle Ecken der Kirche heulend wie Sturm, dann war Alles dunkel. Ich habe in der Kirche einen hellen Lichtschein gesehen.“

Mein Vater hatte viele Mühe, den alten, aufgeregten Mann etwas zu beruhigen. Meine Mutter brachte ihm ein Glas heißen Punsch; doch ich gestehe, daß mir ein wenig die Glieder bebten, es kam der ganze Reiz eines gruseligen Gefühls über mich und alle Erzählungen von Gespenstern, Geistern und Ahnungen, die ich je mit Aufregung angehört, tauchten vor meinem Geiste auf. Die Mutter meinte: „Es ist nur gut, daß die Kleinen zu Bette sind, sie würden sich fürchten.“

Der Vater lächelte und hatte endlich den alten Cantor so weit beruhigt, daß er zusammenhängend erzählte, was er gesehen. Er hatte, nachdem er nach Hause gekommen, noch einmal nach seinen Bienen gesehen und dann, als er nach der Kirche glickt, dort einen hellen Schein in der Gegend des Altars bemerkt.

„Es geht dort um, Herr Pastor, ein heller Schein um Mitternacht in der Kirche, Gott sieh' mir bei! Das sind die Geister, die keine Ruhe im Grabe haben!“

Jetzt sah mein Vater sehr ernst aus, als er sagte: „Ich hätte Sie für verständiger gehalten, lieber Cantor, und muß Sie bitten, solche Reden nicht zu wiederholen.“

Der Cantor aber beruhigte sich nicht, sondern fuhr fort: „Ja, ja, ich habe es immer gesagt, es ist nicht gut gethan, daß die Kinder zwischen den Gräbern herumspringen und spielen, man soll den Todten ihre Ruhe

lassen. Herr Pastor, uns steht ein großes Unglück bevor, ein heller Schein in der Kirche bedeutet immer —“

„Ich will Ihre Bedeutungen nicht weiter hören,“ unterbrach ihn mein Vater streng. Er hatte seinen warmen Rock angezogen und forderte nun den Cantor auf, ihn hinaus zu begleiten.

„In die Kirche gehe ich nicht mit, Herr Pastor, mich würde auf der Stelle der Schlag rühren,“ erklärte der Cantor wieder in voller Angst.

„Das ist auch nicht nöthig,“ sagte mein Vater, „ich will mich nur überzeugen, ob der Schein, den Sie gesehen, noch vorhanden ist. Es wäre ja auch möglich, daß Diebe in der Kirche nach Schätzen suchen wollten, die dort allerdings nicht vorhanden sind.“

Sie gingen Beide hinaus in die stockfinstere, stürmische Nacht. Meine Mutter griff still nach ihrem Gesangbuch und las mit lauter Stimme, ich hörte aber nicht darauf, sondern lauschte immer auf die Rückkehr des Vaters.

Bald hörten wir ihn kommen und ein Blick in sein Antlitz sagte mir sofort, daß durchaus kein ungewöhnliches Ereigniß eingetreten sei.

„Kinder, geht ruhig schlafen, es sind weder Diebe noch Geister in der Kirche, wer weiß, was unser guter Cantor im Traume gesehen hat!“

Mit diesen Worten entließ uns mein Vater und die Spulgeschichte des Cantors wurde in den nächsten Tagen nicht mehr erwähnt.

Da kam eines Tages der Amtmann von dem Nachbarorte zu uns; er blieb bis zum späten Abend und in lebhafter Unterhaltung ging die Zeit hin, so daß es bald Mitternacht war, als er an den Aufbruch dachte.

Mein Vater wollte ihm das Geleit über den Kirchhof geben und kaum hatten die beiden alten Freunde die wenigen Schritte von dem Pfarrhause bis zum Kirchhof zurückgelegt, da blieben sie betroffen stehen, denn — sie bemerkten einen hellen Lichtschein in der Kirche.

„Das ist wunderbar! So hat unser alter Cantor also doch recht gesehen,“ sagte mein Vater, „ob der lebhaft Herr Amtmann tief schon nach der Lehrerwohnung und klopfte an das niedrige Fenster.“

„Herr Cantor, schnell den Schlüssel zur Kirche und eine Laterne, kommen Sie!“

Von dem Schreck, der in die Glieder des armen Cantors fuhr, als er so aus dem ersten festen Schlafe geweckt wurde, kann man sich keine Vorstellung machen. Er zitterte am ganzen Körper, als endlich sein bleiches Antlitz am Fenster erschien und der Amtmann mußte ihm mehrmals wiederholen, daß man den Schein in der Kirche bemerkte und er schleunigst aufschließen solle.

Endlich erschien der Cantor, in der einen Hand die Laterne und den Kirchenschlüssel, in der andern ein langes Lineal als Waffe gegen die unsichtbaren Geister.

Unheimlich genug war die Nacht; der Wind segte heulend um die Kirchengedächtnisse, die alte, verrostete Wetterfahne kreischte und ein Käuzchen schrie auf dem verfallenen Grabdenkmal, als wolle es die nächtlichen Wanderer warnen vor dem Schein, der spulhaft aus dem Kirchenfenster über die Gräber zitterte.

„Herr Pastor, lassen Sie uns umlehren, es ist unser Tod, wenn wir in die Kirche treten, die Geister. . .“

„Ach was, Geister,“ unterbrach der Amtmann des Cantors weinerliche Rede, „geben Sie den Schlüssel her und nun vorwärts!“

So leise wie möglich öffnete der Amtmann die Thür und dann traten alle drei in die Kirche, die allerdings von einem merkwürdigen Licht erleuchtet war, dessen Schein von dem Altar ausging. Noch standen sie still an der Thür und der Cantor öffnete schon wieder den Mund, um seine Ansicht über Geistererscheinungen kundzugeben, als hinter dem Altar eine hohe dunkel

Gestalt leise mit unhörbaren Schritten hervorkam. Am Altar bückte sie sich mehrmals und dann flammte der Schein jedesmal heller auf.

Dem Cantor schlugen die Zähne aneinander und Fieberfroß schüttelte seine Glieder. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ flüsterte er und sank auf die Knie.

Die Gestalt war inzwischen wieder hinter dem Altar verschwunden und nun gingen die beiden Herren, ohne den furchtsamen Cantor zu beachten, die Kirche entlang und traten zum Altar, auf dem frieblich und ganz natürlich brennend, ein kleines Del-lämpchen stand.

Das sah durchaus nicht nach Geister aus, besonders war der glimmende, blackende Docht, der mit wenig Del getränkt schien, so irdisch, daß er sicher erst soeben von einer menschlichen Hand berührt worden, um sein Leben noch etwas zu fristen.

Die beiden Herren gingen nun hinter den Altar und dort saß zusammengesauert eine Gestalt, die sie bei dem schwachen Lichtschein nur undeutlich sahen.

„Wer ist da?“ rief mit lauter Stimme der Amtmann und langsam erhob sich die Gestalt und schritt vor bis in das flackernde Lampenlicht.

„Gräfin Hedwig!“ riefen Alle wie aus einem Munde. „Hedwig, woher kommst Du und was suchst Du hier in der Kirche?“ fragte dann mein Vater und ergriff die Hand der alten Frau.

„Von weither komme ich,“ sagte Hedwig, denn sie war es wirklich, „bettelnd durchzog ich das Land, lange habe ich dann krank gelegen, wo? weiß ich nicht, denn mein Verstand war gestört. Da ergriff mich die Sehnsucht nach meiner Heimat, die Sehnsucht, hier zu sterben. Einen Ort, mich ruhig niederzulegen, habe ich nicht, man hat mich fortgejagt aus diesem Dorfe. Abends kam ich hier an und als ich die Kirchhofspforte öffnete, ging der Cantor zum Abendläuten in die Kirche.

Da schlich ich mich hinein und übernachtete hier unter dem sichern Dach. Des Morgens, während dem Läuten, schlich ich wieder hinaus, bettelte mir am Tage Brot weiter draußen in der Gegend, und des Abends war ich zur bestimmten Zeit hier, um in die Kirche zu schlüpfen. Doch als die Nächte länger und dunkler wurden, war es mir unheimlich, zumal mich oft der Schlaf flieht und ich kaufte für erbetteltes Geld die kleine Lampe und Del, ich erleuchtete die Kirche, ohne daran zu denken, daß ich dadurch in der Nacht entbedt werden könnte. Und nun, Ihr Herren, wißt Ihr Alles, laßt mich hier sterben, denn ich bin des Lebens müde.“

Sie sank auf die Stufen des Altars, die Lampe glimmerte noch einmal auf und war dann erloschen.

\* \* \*

Der Cantor hatte, als er sah, daß kein einziger Geist erschien, seinen Muth wieder bekommen und trat mit der Laterne näher. Mein Vater reichte der alten Hedwig die Hand und sagte freundlich zu ihr: „Komm, Hedwig, in mein Haus, Du wirst noch lange nicht sterben, sondern sollst gepflegt werden, damit Du wieder zu Kräften kommst.“

Sie folgte ruhig und willig wie ein Kind, doch schwankend und matt war ihr Gang und die hohe Gestalt gebückt.

Wir sahen noch im Wohnzimmer, um die Rückkehr des Vaters zu erwarten; die Mutter las in einem Andachtsbuche, ich saß still in der Ecke am Ofen, die Müdigkeit überwältigte mich fast und doch wäre ich um keinen Preis schlafen gegangen, ehe der Vater zurückkehrte. Endlich hörten wir Schritte, ich nahm das Licht, um nach dem Flur zu leuchten, aber fast fiel mir der Leuchter aus der Hand, als ich an der Seite meines Vaters die unheimliche dunkle Gestalt eintreten sah.



Daß ich meine alte Freundin nicht erkannte, war natürlich, denn Jahre waren seit ihrem Verschwinden vergangen und stets hatte ich ihrer nur als einer Verstorbenen gedacht.

Jetzt schlug sie die alte Kapuze von dem runzligen Gesicht, die grauen Haare hingen ihr wirr um's Haupt, für Andere mochte der Anblick wohl erschreckend sein, doch mir stand mit einem Mal die ganze Jugendzeit vor Augen und die Erinnerung daran zeigte mir die alte Hedwig, wie sie mir so viele Jahre die liebe, treue Freundin war.

„Hedwig, Hedwig!“ rief ich und hing an ihrem Halse.

Ja, sie war es wirklich! jubelnd zog ich die Alte in das Zimmer zur Mutter und streichelte das liebe, alte Gesicht immer wieder, während ich fühlte, daß die Thränen aus ihren Augen auf meine Hände fielen.

Hedwig konnte vor Rührung noch kein Wort über die Lippen bringen und willig ließ sie geschehen, daß ich sie in des Vaters Sorgenstuhl an dem warmen Ofen in Decken packte, während der Vater uns ausführlich erzählte, wie sie Hedwig in der Kirche gefunden.

Daß Hedwig von da an bei uns im Pfarrhause blieb, wurde als fest abgemacht betrachtet und war tilles Uebereinkommen zwischen den Eltern und ihr. Auch daß ihr ein Stübchen neben dem meinigen angewiesen wurde, verstand sich fast von selbst und oftmals saß ich später wieder, wie in meinen Kindertagen, zu den Füßen der alten Hedwig, den Kopf in ihrem Schooß und ließ mir von ihr erzählen.

\* \* \*

Bald verbreitete sich die Nachricht: „Die Gräfin Hedwig ist wieder da,“ im ganzen Dorfe; das nächste Aufsuchen derselben in der Kirche gab Stoff zu vielen Unterhaltungen und Uebertreibungen und Jeder war gespannt, die Alte, die so lange ver-

schwunden war, zu sehen. Doch Hedwig war nicht zu bewegen, das Haus zu verlassen, sie saß still und in sich gelehrt, und trotz aller Ruhe und Pflege magerete ihr Körper sichtlich ab. Sie klagte nie, sondern reichte meinen Eltern oft mit dankbarem Blick die Hand und sagte dann wohl auch, daß sie ihnen nicht lange eine Last sein würde. Im Laufe des Winters schien sie sich wieder mehr zu erholen, so daß sie kleine häusliche Beschäftigungen vornehmen konnte. Sie war glücklich, sich nützlich machen zu können und schien ordentlich wieder aufzuleben. Doch, wenn man mit ihr darüber sprach und sich über ihr besseres Aussehen freute, dann lächelte sie wehmüthig und sagte: „Gott hat es gut gemacht am Abend, ich danke ihm, daß er mir zum Schluß so schöne Stunden schenkt. Wenn ich auch noch die Frühlingssonne sehe, so wird es doch mit mir zu Ende gehen, wenn mein Hollunderbaum blüht.“

Und der Winter ging zu Ende, der Frühling schaute schon manchmal mit frühlichem Sonnenantlitz zum Fenster herein, er schidte seine Vorposten, die lauen Lüfte, und im Garten wagten sich die Schneeglöckchen mit ihren frischen Köpfchen aus dem schwarzen Erdreich. Noch sah es in Flur und Feld wild aus von den harten, stürmischen Wintertagen, doch es ging schon ein ahnungsvolles Blitzen und Leuchten durch die Welt, das von den Menschenkindern den Stubenbann nahm und sie hinaus lockte in's Freie. So hielt es auch mich nicht länger in der dumpfen Stubenluft, ich durchlief Garten und Feld, freute mich über jedes grüne Halmchen, über den blauen Himmel und Frühlings-Sonnenschein und lief dann zurück zum Haus, um die alte Hedwig zu holen, damit auch sie all' diese Herrlichkeit schaue. Alles Sträuben half nichts, sie mußte mir folgen und bald führte ich sie durch den Garten, langsam und vorsichtig, denn sie war recht schwach.

„Jetzt gehen wir täglich in's Freie, Hedwig, dann wirst Du bald wieder zu Kräften kommen.“

„Ja, bis der Hollunderbaum blüht,“ sagte sie leise und blickte zum Himmel.

Mir ging ein Schauer durch die Glieder und ich sah auf zu der Alten; sollte sie denn wirklich sterben? Als ob sie meine Gedanken errathen hätte, lächelte sie, nickte und legte ihre Hand auf meinen Kopf. „Ja, Kind, ich werde bald sterben und es ist gut so. Du bist jung und gehst in's Leben, und ich bitte Gott täglich, daß er Dich recht glücklich machen möge. Niemand habe ich so lieb gehabt, als Dich. Deine fröhliche Kindheit hat die Tage der alten Hedwig mit Sonnenschein umgeben und daß Du durch die Jahre der Trennung mir die treue Anhänglichkeit bewahrt hast, ist der letzte Lichtblick in meinem Dasein gewesen.“

Ihre Hand ruhte noch auf meinem Haupt und mir war zu Muth, als zöge der Segen Gottes mir durch Herz und Seele. Die feierliche Stimmung wurde recht grell unterbrochen durch eine Stimme, die vom Gartenzaun herüberrief.

Der Schulze stand da, er hatte beide Arme auf den Zaun gelegt und hatte wohl schon längere Zeit von uns unbemerkt auf diesem Posten gestanden.

„Nun, Gräfin Hedwig,“ rief er mit höhnischer Stimme, „jetzt in der feinen Gesellschaft paßt es Ihr wohl besser, als in dem Schloß am Hollunderbaum? Betteln war Ihr ja immer bequemer als Arbeiten.“

Ich fühlte, wie Hedwig zusammenzuckte und empört über die boshaften Worte, rief ich zu dem Manne hinüber: „Hedwig hat nicht gebettelt, sondern ist freiwillig von meinen Eltern aufgenommen, jede Beleidigung, die ihr zugesügt wird, trifft auch uns!“

„Nun, mir kann's recht sein, daß die Gräfin im Pfarrhause wohnt,

Anderer würden für die Ehre danken, solchen Besuch aufzunehmen!“

Er ging, ohne daß Hedwig ein Wort erwidert hätte. Matt war sie auf eine Bank gesunken, das Gesicht mit den zitternden Händen bedeckend. Ich schlang den Arm um ihren Hals und bat sie, doch mit mir wieder in's Haus zu kommen. Alle Frühlingsluft, alle Freude war mir vergangen, als ich in das verfürte Gesicht meiner alten Freundin sah, die boshaften Worte des Schulzen klangen mir noch immer in den Ohren und vergebens sann ich nach einer Erklärung derselben.

Wieder war es, als hätte Hedwig meine Gedanken errathen, denn sie drückte mir die Hand und sagte leise: „Heute nicht, mein Kind, ich bin zu erregt, aber ehe ich sterbe, sollst Du die Geschichte der Gräfin Hedwig von mir hören, Du sollst erfahren, weshalb mir der böse Mann die Rache bis in's Grab nachträgt.“

Je schöner die Frühlingstage wurden, je milder die Luft und blüthenreicher die Erde, desto mehr schwanden die Kräfte unserer alten Hedwig. Nur selten fühlte sie sich so stark, bis in den Garten zu gehen, doch dann saß sie gerne dort im Sonnenschein und ließ sich von den Schmetterlingen und Bienen umspielen.

Es war an einem herrlichen Maiabend, Hedwig saß schon seit Mittag im Garten ganz still, ich saß bei ihr mit einer Handarbeit und meine kleinen Geschwister brachten ihr ganze Hände voll Weilchen und Schlüsselblumen.

Plötzlich ergriff sie meine Hand und sagte: „Komm, Marie, ich fühle mich stark genug, wir wollen zum Hollunderbaum, er muß bald blühen.“

Ich fühlte, daß es nicht möglich war, ihr zu widersprechen und geleitete sie zu dem Platz, den sie seit Jahren nicht betreten.

Als wir langsam durch das Dorf schritten, sah ich, daß eine Schaar Kinder um den Platz jagte und Verstecken

spielte; aber als sie uns kommen sahen, stoben sie davon, steckten schein die Köpfe zusammen, als ob sie ein Gespenst erblickten und schlichen dann nach Haus. Hedwig schüttelte den Kopf, schritt auf den Baum zu und umschlang mit ihren Armen den Stamm, dann trat sie zurück und sah sich auf dem Plage um, der ihr wohl ganz fremd erschien.

„Es ist hier nicht mehr so, wie damals, Marie,“ sagte Hedwig, weist Du wohl, wenn Du als kleines Kind zu mir gelaufen kamst? Du warst stets meine Freude, Kind. Der Hohlunderbaum wird bald blühen, es wird Zeit, daß Dir die Gräfin Hedwig ihre Geschichte erzählt. Doch nicht hier, der Platz ist mir fremd geworden. Morgen im Garten, wenn die Sonne scheint und meinen müden Gliedern Kraft gibt, dann werde ich Dir erzählen von den Zeiten, wo ich auch jung und frisch war.“

Wir gingen zurück, nachdem Hedwig noch wehmüthig Abschied genommen von dem Platz, der wohl mit manchen ihrer Erinnerungen verknüpft war; aber das Morgen, das uns Weide im Garten finden sollte, kam noch nicht so bald, denn Hedwig lag am folgenden Tage krank im Bette, so daß der Arzt geholt werden mußte. Er schüttelte den Kopf und meinte: „Gegen das Alter schützt kein Mittel.“ Ich pflegte meine alte Hedwig Tag und Nacht und wich nicht von ihrem Lager. Oft murmelte sie unverständliche Worte, nur einigemal hörte ich deutlich den Namen „Ewald“ von ihren Lippen.

Dann drückte sie mir die Hand und sah mich mit ihren treuen Augen dankbar an. Endlich verfiel sie in einen stundenlangen Schlaf und als sie erwachte, fing sie wieder an zu sprechen. „Ich sterbe noch nicht, Kind, die Blüthen am Hohlunderbaum sind noch nicht aufgebrochen.“

Dann nestelte sie an ihrem Brusttuche und zog ein goldenes Kreuz an einer Schnur hervor.

„Dies habe ich über 50 Jahre auf meinem Herzen getragen, bewahre es zum Andenken an mich, Marie; möge es Dir das Glück bringen, das mir der Himmel versagte.“

Mit Thränen hing ich das Kreuz um meinen Hals, ich konnte ja nicht fassen, daß die alte, treue Freundin von mir scheiden sollte.

Noch einmal kam ein Lichtblick und ich war so erfreut, daß ich mich täuschen ließ und fest an die Genesung der guten Hedwig glaubte, als ich sie wieder in den Garten führen konnte. Da saß sie im Sonnenschein, nickte mir zu und sagte dann:

„Sieh', mein Kind, Gott hat mir noch einmal Kraft für eine kurze Frist gegeben. Ich will sie benutzen, setze Dich zur mir und höre die Geschichte der Gräfin Hedwig.“ —

\* \* \*

„Vor dem Dorfe, an der Stelle, wo jetzt der Schulze eine große Scheune stehen hat, war der kleine Besitz meines Vaters. Dort stand das Haus, mit Stroh gedeckt, wo ich geboren wurde und als einziges Kind meiner Eltern Freude und Wonne war. Der kleine Garten, das Stückchen Feld, eine Kuh und eine Ziege waren der ganze Reichthum meiner Eltern und doch weiß ich, daß sie glücklich und zufrieden lebten. Ich war gesund und fröhlich, verzehrte mein trockenes Schwarzbrot, wenn ich aus der Schule kam und trieb die Ziege am grünen Rain auf die Weide.“

So wuchs ich auf, ein frisches, blühendes Dorfkind. Der Lehrer hatte in der Schule stets seine Freude an mir, so daß er sich erbot, mir noch außer dem gewöhnlichen Schulunterrichte Stunden zu geben und da kam es denn, daß ich mehr lernte, als die übrigen Dorfkinde. Die Folge davon war, daß sie mich allein ließen, von mir nichts wissen wollten und mich für hochmüthig hielten.

Mir war es recht, ich saß im Garten mit einem Buche, oder lief durch's Feld und hatte nie Verlangen, mit den Dorfkindern zu verkehren.

Die Jahre gingen dahin und die Zeit meiner Einsegnung nahte heran. Da brachten eines Tages Leute meinen Vater aus dem Walde nach Haus. Sie trugen ihn auf einer Bahre und besinnungslos wurde er auf's Bett gelegt. Ein Baum hatte ihn beim Fällen getroffen und ihn dahingestreckt.

Meine Mutter rang die Hände und ich lief laut weinend zu dem alten Schäfer, der in der ganzen Gegend als ein Wunderdoctor galt.

Doch als er kam, war es bereits zu spät, mein Vater war todt. Ach, das war ein schwerer Schlag für meine arme Mutter! Ich war noch zu jung, um den ganzen Umfang unseres Unglückes zu begreifen und später ist mir erst klar geworden, wie viel die arme Mutter hat erdulden müssen.

Unsere kleine Besitzung war verschuldet und der Vater war noch nicht lange unter der Erde, als der alte Schulze, der Vater des jetzigen, bei uns eintrat und die Mutter fragte, ob und wann sie die ganze Schuld, die er an sich gebracht habe, an ihn zahlen könne. Der Mutter war es unmöglich zu zahlen, und da wußte er es dahin zu bringen, daß ihm ein Stück Acker nach dem andern in die Hände fiel, so daß uns zuletzt nur das Häuschen und die Ziege übrig blieb.

Meine Mutter mußte Arbeit im Dorfe suchen und ich verrichtete die Hausarbeit und strickte für die Bauern Strümpfe. Da saß ich eines Tages vor der Thür, mit dem Strickstrumpf so ganz allein, denn die reichen Bauernmädchen verkehrten ja mit der armen Hedwig nicht, obgleich mein Aeußeres es wohl mit ihnen aufnehmen konnte. Ich hörte das Geräusch eines Wagens und daher gebraust kamen, in eine Staubwolke gehüllt, zwei Pferde, die offenbar schon gestorben waren. Ich hatte unwillkürlich laut geschrien und

rief noch immer um Hilfe, als die Pferde schon von zwei Dreschern, die aus einer Scheune gesprungen waren, aufgehalten wurden. Die Pferde bäumten sich und schlugen wild um sich und zertrümmerten dabei vollends einen leichten Wagen, dessen Insassen wahrscheinlich aus demselben gestürzt waren.

„Helft doch, helft!“ hörten wir jetzt eine Stimme und sahen einen jungen Herrn, der sich bemühte, eine Dame aufzurichten. Ich lief schnell hinzu und unseren vereinten Kräften gelang es, die alte Dame, die über heftige Schmerzen am Fuß klagte, zu unterstützen und nach unserem nahen Häuschen zu führen.

Sie ließ es ruhig geschehen, daß wir sie auf das Bett meiner Mutter legten, ich zog ihr die Schuhe aus und dann fragte ich, ob ich vielleicht den alten Schäfer holen solle, der für alle solche Beschädigungen Mittel wisse.

Sie lächelte und sagte: „Ich danke Dir, Kind, es wird nicht so schlimm sein, der Schreck war die Hauptsache, gib mir etwas frisches Wasser und dann wird ein Stündchen Ruhe Alles wieder gut machen. Doch, Ewald, was ist Dir, Du blutest?“ rief sie plötzlich und ich sah auf den jungen Mann, der ganz bleich aussah und auf einen Stuhl gesunken war.

„Es ist unbedeutend, liebe Mama, der Kopf ist ein wenig geschunden, das wird bald wieder heilen, aber die bittersten Vorwürfe mache ich mir, daß ich Dich zu der Ausfahrt mit den jungen Pferden verleitete.“

„Beruhige Dich, mein Sohn,“ sagte die Dame freundlich. „Wir wollen Gott danken, daß wir noch so davon gekommen sind und Dir wird die Lehre für Dein ganzes Leben von Nutzen sein.“

Ich hatte inzwischen Wasser in ein Becken gegossen und brachte es nebst einem Tuche dem Herrn, der sich damit die Stirne kühlte und das Blut abwusch.

Auch um den etwas geschwellenen Fuß der Dame schlug ich ein nasses Tuch und blickte dann immer wieder in das schöne sanfte Antlitz, zu dem es mich so hinzog, daß ich die Augen nicht abwenden konnte.

Sie reichte mir freundlich die Hand und sagte: „Nun, Du liebe Samariterin, wohnst Du hier ganz allein?“

„Mit meiner Mutter, die auf Arbeit gegangen ist,“ erwiderte ich schnell.

Und nun sprach sie so lieb und gut zu mir, daß ich auch ganz vertraulich wurde und ihr erzählte von dem einsamen Leben, dem guten verstorbenen Vater und von Allem, was ich gelernt.

Der junge Herr war inzwischen hinausgegangen nach den Pferden zu sehen, und als er zurückkehrte sagte er, daß er einen Boten geschickt habe, damit ein anderer Wagen gesandt werde, um sie abzuholen.

Ich mußte immer wieder in das schöne Gesicht des jungen Mannes blicken und was war denn auch Unrechtes dabei, daß ich ihn ansah? Ich hatte ja noch nie so schöne, vornehme Menschen gesehen, was Wunder, daß mir der edle Kopf mit dem schwarzen Haar und den prächtigen, blinkenden Augen gefiel.“

Gedwig seufzte tief und legte, wie in Erinnerungen verloren, die Hand über die Augen.

Ich mochte sie nicht stören, sondern saß ruhig da, bis sie in ihrer Erzählung fortfuhr:

„Die alte Dame hatte wieder die Augen geschlossen und ihr Sohn stand am Fenster, als sich plötzlich die Thüre öffnete und der alte Schulze in unser Stübchen trat.

„Ist's möglich!“ rief er, „gnädigste Gräfin, Sie und der junge Herr Graf in diesem kleinen, elenden Stübchen? Ich dachte mir gleich, als ich die Pferde sah, daß es die Frau Gräfin sei, die das Unglück betroffen. Nun bitte ich aber, daß Sie in mein

Haus kommen, in meiner besten Stube steht ein Sopha; hier können die gnädigste Gräfin doch unmöglich bleiben.“

Die Dame wehrte mit der Hand die weiteren Worte des Schulzen ab und sagte:

„Ich danke Ihnen, lieber Schulze. Wir sind hier sehr gut aufgenommen von der kleinen freundlichen Pflegerin. Wollen Sie mir aber einen Gefallen erweisen, dann lassen Sie uns in Ihrem Wagen nach Haus fahren, da es doch zu lange dauert, ehe der Bote nach M. kommt.“

„Gern, gern,“ erwiderte der Schulze, „mein Sohn soll sofort vorfahren.“

Mit vielen Kratzfüßen ging er zur Thür hinaus und ich stand in heller Verwunderung da, nur immer auf meine Gäste blickend.

Also das war die Gräfin aus Schloß M.!

In der ganzen Gegend durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihr Wohlthun und ihren edlen Sinn bekannt und verehrt, war sie mir immer wie ein höheres Wesen erschienen, wenn ich von ihr erzählen hörte, und nun war ich mit ihr in so nahe Berührung gekommen, hatte ihre Hand erfassen dürfen und freundliche Worte des Dankes von ihr gehört, für die kleine Hilfeleistung.

Ich muß mich etwas kürzer fassen, sonst kann ich heute meine Erzählung nicht mehr vollenden und wer weiß, ob es nicht schon morgen mit mir vorbei ist.

Der Wagen des Schulzen hatte meine Gäste aufgenommen und ich stand noch immer vor der Hausthür, blickte der Staubwolke nach, die mir die Dahinfahrenden verhüllte und glaubte, das Ganze geträumt zu haben. Da hielt ich ja aber das schöne seidene Tuch in der Hand, das die Gräfin von dem eigenen Hals genommen und mir gegeben und dabei gesagt hatte, ich solle in diesen Tagen nach dem Schloß kommen und mich

bei ihr melden, sie wolle mich in Dienst nehmen.

Ich stand vor dem Spiegel und betrachtete mich. Mein Gesicht war recht hübsch, besonders stand mir der Kranz dicker Flechten sehr gut, ich war groß und schlank gewachsen und als ich jetzt das schöne seidene Tuch um den Hals legte, sah ich mit natürlicher Eitelkeit auf mein Spiegelbild.

Daß ich hübsch sei, hatte mir erst am Sonntag des Schulzen Sohn gesagt. Es war bei Gelegenheit des Pfingsttanzes. Ich stand außerhalb des Platzes und sah von ferne zu, wie die Bauernmädchen mit den jungen Bur-schen tanzten; in meinem bescheidenen Anzuge hätte ich mich ja gar nicht in ihre Mitte gewagt.

Da trat der junge Schulzensohn zu mir und sagte:

„Du bist viel schöner, als alle die Anderen, ich würde gern mit Dir tanzen, Hedwig, wenn Du ein anderes Kleid anhättest.“

„Ich kann nicht tanzen,“ erwiderte ich schüchtern, „und bin zu arm, mir andere Kleider anzuschaffen.“

„So komm' auf unseren Hof in Dienst,“ rief er, „dann sollst Du es besser haben, als alle anderen Mägde, gehst Sonntags mit zum Tanz und sollst mein Schatz werden.“

Er wollte mich umfassen, doch ich entließte ihm und lief nach Haus. Da stand ich und weinte und ließ mich von meiner Mutter ein dummes Ding schelten, als ich ihr erzählte, was der Schulzensohn zu mir gesagt.

Ich wußte ja recht gut, daß sie mich gern auf den Schulzenhof in Dienst geben wollte. Ich wußte aber auch, daß ich lieber in die weite Welt gelaufen wäre, als auf den Hof mich verdingt hätte. Ich mochte den Schulzensohn nicht leiden und wußte, daß der Alte und die Frau ihre Dienstleute schlecht behandelten.

Ueber alles dies nachdenkend, stand ich in der offenen Hausthür, das seidene Tuch schmiegte sich weich an

meinen Hals und erinnerte mich an die Aussicht, die mir durch die gütige Frau Gräfin eröffnet war.

„Was wird die Mutter sagen, wenn sie nach Haus kommt?“

So hatte ich mich schon oft gefragt und konnte kaum die Zeit erwarten, bis sie nach Haus kam.

Da hörte ich das Geräusch von einem herankommenden Wagen und gleich darauf hielt der Schulzensohn mit seinem Gefährt an unserem Hause.

Er sprang vom Wagen und indem er die Reine in der Hand behielt, trat er an mich heran und sagte:

„Stehst Du doch schon da, als ob Du zum Schloß gehörtest, thust ordentlich stolz mit dem seidenen Lappen. Auf den Schulzenhof wolltest Du nicht — nun, wer weiß, ob's Dich nicht doch noch einmal gereut.“

Mich verdroß die höhnische Miene und ich wollte ihm schon auf dieselbe Weise antworten, als ich ihm in's Gesicht sah und bemerkte, wie es darin zuckte und wie ihm die Augen trüb wurden. Ja, er meinte es doch wohl ehrlich, als er mir die Hand hinstreckte und dann leise sagte:

„Sieh', Hedwig, ich mag kein Mädchen so gern als Dich, und wenn Du auch arm und stolz bist, ich würde Dich doch heiraten, möchten meine Eltern und alle Menschen sagen, was sie wollten.“

Ich stand unbeweglich und wenn auch einen Augenblick der Triumphgedanke durch meine Seele ging, was wohl der alte Schulze sagen würde, wenn er seinen Sohn hörte, so wußte ich doch schon meine Antwort, als mein Freier fortfuhr: „Bleib' hier, Hedwig, geh' nicht in's Schloß, Du bist hier im Dorfe aufgewachsen, das Schloß paßt nicht für Dich!“

„So?“ fragte ich, „das werde ich Euch wohl zeigen! Geh' nur und frete wo anders, ich mag Dich nicht; kann mir auch nicht denken, daß dies Ernst ist mit dem Freien um die Hedwig, die Ihr ja doch Alle ver-

achtet. Ich möchte das Gesicht Deines Vaters sehen, wenn Du mich als Schwiegertochter brächtest. Du hast Recht, ich bin stolz, viel zu stolz, als daß ich mich bei Deinem Vater einbettelte."

"So geh' und spiele die Gräfin, geh!" Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen, ballte die Faust und fuhr davon. "Ich werde Dir's gedenken, Du bettelstolzes Ding," hörte ich ihn noch rufen.

Ich stand zitternd in der Thür und als meine Mutter halb darauf nach Haus kam, mußte sie mich erst derb am Arm schütteln, ehe ich ihr Antwort auf ihre Fragen geben konnte. Es wurde mir schwer, ihr im Zusammenhange alle meine Erlebnisse zu erzählen. Von dem Unglück der Gräfin und daß ich sie in unserem Hause aufgenommen, hatte sie schon gehört, denn die Kunde von so einem Ereigniß geht wie ein Lauffeuer durch's Dorf.

Als ich ihr aber erzählte, was der Schulzensohn zu mir gesagt, da schlug sie vor Schreck die Hände zusammen. "Hedwig, Hedwig, was hast Du gethan, das wird er Dir nie vergeben!" rief sie und brach in Thränen aus.

Der Tag sollte uns aber noch größere Aufregung bringen. Es war schon fast dunkel, als wir den alten Schulzen auf unser Haus zukommen sahen. Die Mutter und ich saßen vor der Thür, als er an uns herantrat und uns so freundlich wie nie zuvor die Hand zum guten Abend bot.

Er setzte sich zu uns und fing dann über das Ereigniß des Nachmittags an zu sprechen. Dann sah er auf mich und sagte: "Ja, mein Sohn erzählte mir, daß die Frau Gräfin Dich in Dienst nehmen wolle? Hm, hm."

Er saß eine Weile, das Kinn in die Hand gestützt, sah dann plötzlich auf und sagte: "Was ich Euch jetzt sage, wird mir nicht etwa leicht, sondern hat zu Hause mit meiner Alten einen harten Kampf gelöst, aber

seht, es ist mein einziger Sohn, er geht umher wie rasend und Hedwig, um daß ich's kurz mache, ich komme für meinen Sohn, er hat mir gesagt, daß er Dich liebt, er will Dich zur Frau; und da mag es denn darum sein, Du bist ein braves, hübsches Mädchen, Geld habe ich für Euch genug, ich habe nichts dagegen, wenn Ihr Euch heiratet. Er hat mir Alles erzählt, daß Du ihn abgewiesen, daß er Dich hart angelassen; er bittet Dich, ihm seine harten Worte zu verzeihen, nun Hedwig, schlag' ein!"

Er streckte mir die Hand hin, doch ich saß unbeweglich.

Meine Mutter sprang auf, sie wußte vor Freude nicht, was sie anfangen sollte, sie drückte dem Schulzen die Hand und rief nur immer:

"Wie ist's denn nur möglich! Ist's denn Wahrheit, meine Hedwig soll Schulzenfrau werden? Nun, Hedwig, so sprich doch? Das Mädel ist ganz stumm geworden, sie hat nie an Wahrheit gedacht, sonst hätte sie Euren Sohn heut nicht abgewiesen."

"O, Mutter, ich wußte, was ich sagte," erwiderte ich ruhig, aber mit innerer Erregung, und zum Schulzen gewendet sagte ich:

"Nie werde ich Euere Schwiegertochter, ich danke Euch für die Ehre, die Ihr mir angethan, aber wenn ich heirate, muß mein Herz Liebe für den Mann meiner Wahl fühlen, Euren Sohn liebe ich nicht."

Der Schulze stand vor mir und schien in seinem Zorn noch größer geworden, ich hörte auf seine Worte nicht, auch nicht auf das Klagen und Schelten meiner Mutter, sondern lief fort in den Garten und von da in's Feld und warf mich in das feuchte Gras, um meine glühende Stirne abzukühlen.

Spät kehrte ich wieder heim, schließlich in's Zimmer und an's Bett meiner Mutter.

Sie lag mit offenen Augen da, der Schlaf floh sie, denn ihre Sorgen

und ihr Kummer war groß. Ach, die arme Mutter!

Ich legte meinen heißen Kopf an ihr Gesicht und fühlte ihre Thränen rinnen, Vorwürfe hörte ich nicht mehr.

\* \* \*

Andern Tags ging ich nach Schloß M. Es trieb mich fort aus dem Dorfe, ich mochte dem Schulzen nicht wieder begegnen und auch der kummervolle Blick meiner Mutter gab mir jedesmal einen Stich in's Herz.

Die Frau Gräfin empfing mich mit unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit und sagte mir, daß ich bei ihr in Dienst treten könne, wann ich wolle. Ich wäre am liebsten gleich dort geblieben, doch auf einige Tage mußte ich noch zu meiner Mutter zurückkehren. Der Abschied wurde ihr sehr schwer, war ich doch ihr einziges Kind, und noch sehe ich ihr kummervolles Gesicht vor mir, als ich mit meinem kleinen Bündel in der Hand ihr Lebewohl sagte. Ach, die Thränen, die sie um mich geweint, brennen mir noch immer auf dem Herzen, mit aller Reue habe ich diese Erinnerungen nicht tilgen können.

Ein neues Leben ging mir auf in Schloß M. und ich möchte wohl das junge Mädchen sehen, das nicht geblendet wäre durch den Glanz, nachdem es ihr ganzes Leben in Dürftigkeit zugebracht.

Die Gräfin war gegen mich die Güte und Freundlichkeit selbst, ich durfte oft bei ihr im Zimmer sein und wurde von ihr in allen weiblichen Handarbeiten unterwiesen. Da sie auch bald merkte, daß meine Schulbildung besser als die der übrigen Landmädchen war, gab sie mir gute Bücher zum Lesen, ja, ich durfte ihr sogar vorlesen und wurde bald ihre tägliche Gesellschafterin.

Eine längere Krankheit der Gräfin fesselte sie an's Bett und mehrere Monate lang konnte sie das Zimmer

nicht verlassen. Da war ich Tag und Nacht bei ihr, konnte durch treue Pflege ihr meine Dankbarkeit für alle mir erzeigten Wohlthaten beweisen und die innige Zuneigung, die ich vom ersten Augenblick an für die edle Frau hatte, wurde zur tiefsten Verehrung für sie.

Jedes Opfer hätte ich für sie gebracht und wenn ich oft Nachts an ihrem Bette saß und mit Müdigkeit kämpfte, so genügte es, daß sie mir die zarte, weiße Hand hinstreckte und mir freundlich zunickte, dann dachte ich nicht an Schlaf, sondern griff zu einem Buche und las ihr vor, oder plauderte so lange, bis sie die Augen schloß.

Von den anderen Diensthoten wurde ich für hochmüthig gehalten, doch es war gewiß nicht Hochmuth oder Stolz, was mich zurückhielt, mit ihnen zu verkehren, ich fühlte nicht das Bedürfnis ihres Umganges und war lieber für mich allein, wenn die Gräfin meine Gesellschaft nicht verlangte.

Der einzige Sohn der Gräfin, Graf Ewald, war zu der Zeit nur selten zu Haus, er machte in der Residenzstadt sein Assessors-Examen. Seine früher so kräftige Gesundheit hatte sehr gelitten durch die Strapazen des Feldzuges, den er als sehr junger Lieutenant mitgemacht.

Zum Herbst standen ihm die großen Manöver bevor und da wurde denn von der besorgten Mutter beschlossen, die Zwischenzeit des Sommers zu einer gemeinschaftlichen Cur- und Erholungsreise zu benutzen. Ende Mai traf Graf Ewald im Schlosse seiner Mutter ein. Diese hatte sich so weit erholt, daß sie, auf mich gestützt, ihrem Sohne entgegengehen konnte.

Die Begrüßung zwischen Mutter und Sohn war eine rührend zärtliche. Lange hielten sie sich umschlungen und die zarten Wangen der Gräfin waren vor Freude geröthet.

Es war aber auch ein herrlicher Anblick für ein Mutterauge, der schöne stattliche Sohn in der Fülle jugend-



licher Kraft, mit den vor Freude und Glück blitzenden Augen.

Ich stand im Anschauen versunken und gedachte des Tages, als diese Weiden in der Hütte meiner Mutter Schutz gefunden. Ob er mich wohl erkannte? Es war seitdem fast ein Jahr vergangen und bei seinen flüchtigen kurzen Besuchen im Winter hatten wir uns nicht gesehen.

Jetzt standen wir uns im Sommerchein gegenüber und — ja, jetzt fielen seine Augen auf mich. Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg, als seine Blicke so fragend auf mir ruhten.

„Mama, sag' mir“ —

„Ja, ja, mein Sohn,“ unterbrach sie ihn, „dies ist Hedwig, unsere kleine Samariterin, in der ich mir eine liebe, treue Gesellschafterin erzogen habe.“

Er reichte mir freundlich die Hand und dankte mir so herzlich, daß ich die Augen niederzuschlug und ganz verlegen zu einer Handarbeit griff, und mich an's Fenster setzte.

„Mama, wie ist eine solche Metamorphose in so kurzer Zeit möglich gewesen, Du hast ja aus Hedwig, dem kleinen Dorf Mädchen, fast eine Salon-dame geschaffen?“

„Wenn auch das nicht, lieber Ewald, und offen gestanden, ich möchte meine Hedwig auch gar nicht für den Salon gestalten, aber ich hoffe, mir ein treues Herz erzogen zu haben.“

Ich sprang auf und küßte der verehrten Frau die Hand, ein Wort zu sagen, war mir nicht möglich. Sie strich mit ihrer Hand über mein Haar und sagte:

„Hedwig wird uns auf unserer Reise begleiten, ich habe mich so an sie gewöhnt, daß ich sie keine Stunde entbehren möchte.“

Ich hätte laut jubeln mögen bei dem Gedanken, eine Reise machen zu können und die Gräfin bemerkte auch wohl meine Freude, denn sie fuhr fort: „Gelt, Hedwig, Du wirst uns gern begleiten?“

„O, meine gütige, theure Frau Gräfin,“ rief ich, und Thränen standen mir in den Augen, „wie verdiene ich das Alles und wie wird es mir möglich sein, Ihnen meine Dankbarkeit stets auf die rechte Weise zu erkennen zu geben?“

Da trat Graf Ewald zu mir und indem er mir die Hand reichte, sagte er: „Bleiben Sie stets, so wie Sie sind, einfach und treu, dann wird es auch mich beglücken, ein solches Herz in der Umgebung meiner Mutter zu wissen.“

Ich fühlte, wie seine Augen auf mir ruhten und mein Herz erbebt unter seinem Blick. — Hedwig, Hedwig, bleibe einfach und treu, so rief ich mir selbst zu, laß auch nicht einen einzigen Gedanken auf Abwege gerathen und sich in Regionen verirren, denen Du fern bleiben mußt.

Was helfen aber alle guten Vorsätze, wenn das Herz jung und unbehändig ist?

Die nächsten Wochen gingen schnell hin mit den Vorbereitungen zur Reise, die Gräfin war heiterer und lebhafter als je zuvor, doch war ich seltener bei ihr, da Graf Ewald seit seine ganze Zeit der Mutter widmete.

So nahte der Tag der Abreise, die Koffer standen gepackt und ich hatte an dem letzten Nachmittag Erlaubniß bekommen, meiner Mutter Lebewohl zu sagen.

Nur selten hatte ich, seit ich im Schloß M. weilte, mein Heimatdorf besucht.

Ich fühlte, daß ich nicht mehr dahin wollte und fürchtete mich auch, mit dem Schulzen oder seinem Sohn zusammenzutreffen. Es war mir stets lieber, wenn meine Mutter zu mir kam und ich freute mich dann immer, wenn sie mit Wohlgefallen auf mich und meine Umgebung blickte.

Seit mehreren Wochen hatte ich meine Mutter nicht gesehen und heute hatte sie mir sagen lassen, daß sie nicht zu mir kommen könne, da sie sich den Fuß verstaucht habe.

Da ging ich denn über die Felber, die im üppigsten, schönsten Grün prangten. Die Vögel sangen und der Himmel wölbte sich über mir in wunderbar schöner, sommerlicher Bläue. Mir war so frisch, so froh zu Muth, ich sang und jubelte mit den Vögeln um die Wette und dachte an die kommenden Tage, die mich in die schöne Ferne führen und mir an der Seite der theuren Menschen die herrlichsten Schöpfungen zeigen sollten.

Ich trug ein einfaches dunkelbraunes Kleid und ein weißes Tuch um den Hals geschlungen, ein Anzug, den ich auf der Reise tragen sollte. Den Hut, den mir die Gräfin geschenkt, hatte ich nicht aufgesetzt, ich glaube, die Mutter wäre vor Schreck umgesunken, wenn sie mich im mobilschen Hut erblickt hätte.

So ließ ich die Sonne auf mein unbedecktes Haupt scheinen, doch daran war ich ja von Jugend an gewöhnt, fühlte auch heute die brennenden Strahlen nicht, denn meine Gedanken schweiften immer vorwärts in die schöne Zukunft.

Mit solchen Gedanken suchte ich auch meine Mutter zu beruhigen, die, den Arm um mich geschlungen, bitterlich weinte und fest behauptete, daß sie für mich kein Glück kommen sehe.

„Der Hochmuthsteufel hat Dich gepackt und ich sehe für Dich nichts Gutes kommen aus dem vornehmen Umgang.“

Als Du getauft warst, sagte die weise Frau, die Dich zur Kirche getragen, daß Dir der Name, den wir Dir gegeben, kein Glück bringen würde. Ich hatte aber damals gerade eine Geschichte gelesen von der schönen, eblen Hedwig, die man auch die heilige Hedwig nennt, und da gelobte ich mir, wenn Gott mir eine Tochter schenkte, solle sie Hedwig heißen. Dein Vater und alle Leute im Dorfe schüttelten die Köpfe und meinten, ich wolle aus Dir etwas ganz Apartes erziehen. Daß Du anders geworden, als die

Dorfmädchen, dafür kann ich nicht, es lag in Deiner Art und Weise von frühester Kindheit an, und daß Du nun so schön geworden, sieh' Kind, das ist meine größte Sorge. Die Vererbung tritt im Leben immer zuerst an das heran, was lieblich und schön ist.“ —

„Bin ich denn so schön, Mutter?“ fragte ich und stellte mich vor sie hin.

Sie reichte mir beide Hände und sagte dann: „Knie nieder, Hedwig. Gott segne Dich, mein Kind! Sollten wir uns nicht wiedersehen, so vergiß nicht, daß Deine Mutter stets Dein Bestes wollte, daß sie aber zu schwach und unwissend ist, Dir jetzt ein Schuß zu sein. Ja, Du bist schön, doch Alles ist vergänglich, auch Dein glattes, frisches Gesicht und Deine schönen, vollen Flechten.“

Wenn ich Dich jetzt ansehe, dann sage ich mir, daß Du nicht zur Schulzenfrau gepakt hättest und doch träume ich fortwährend davon, wie so ganz anders sich mein Alter gestaltet hätte und wie viel besser es vielleicht für uns gewesen wäre, wenn Du mit Deinen Gedanken hier in unserem einfachen Kreise geblieben wärest.“

Wir besprachen dann noch mancherlei und ich suchte meine Mutter so viel als möglich zu beruhigen, versprach ihr, zu schreiben und sagte ihr endlich Lebewohl.

Noch hingen Thränen des Abschiedes an meinen Wimpern, als ich von der kleinen Anhöhe vor dem Dorfe noch einmal auf mein Vaterhaus zurückblickte und meine Mutter an der Gartenecke stehen sah. Ich winkte noch einmal mit dem Tuche und lief dann schnell davon.

Die Sonne schickte sich schon an, zur Ruhe zu gehen, als ich um die hohe Gartenhecke bog, und obgleich mich der Abschied von der Mutter sehr bewegt hatte, eilte ich doch mit meinen Gedanken schon wieder den neuen Verhältnissen entgegen und in dem Gefühle, daß ich nicht mehr in

das kleine Häuschen und in das beschriebene Dorf passe, warf ich den Kopf hoch und blickte nach der Höhe, von der mir der Thurm des Schlosses winkte.

Eben wollte ich den kürzeren Weg über die Felder einschlagen, als vor mir die Gestalt eines Mannes auftauchte, die offenbar in dem hohen Getreide versteckt gelegen hatte.

Ich wollte schnell vorüber gehen, doch da erkannte ich den Schulzensohn, der auch schon an mich herantrat und seine Hand auf meinen Arm legte.

Bei der Berührung zuckte ich zusammen und erschrak, als ich in sein bleiches, verstörtes Gesicht sah.

„Hedwig,“ sagte er mit bebender Stimme, „ich habe Dich hier erwartet und hätte hier gelegen, bis an mein Ende, nur um Dich noch einmal zu sehen.“

Du gehst fort und wenn Du wieder kommst, wirst Du eine vornehme Dame sein oder sehr unglücklich werden. — Höre mich noch einmal, ehe Du gehst; ich habe Dich geliebt, wie sonst Nichts auf Erden, ich liebe Dich noch und würde Dich auf Händen tragen, wenn Du hier bliebest und mein sein wolltest.

Sieh', Hedwig, in Deiner Hand liegt es, mich zu einem guten, fughamen Menschen zu machen, wenn Du von mir gehst, wird sich mein Herz verhärten und jede Freude wird von mir genommen sein. Noch ist es Zeit, noch kannst Du zurück, Hedwig, wenn Du auch keine Liebe für mich fühlst, vielleicht gewinne ich doch mit der Zeit Dein Herz, wenn Du siehst, wie treu ich zu Dir halten und wie ich für Deine Mutter sorgen werde.“

Ging mir eine Ahnung meiner Zukunft durch die Seele, daß mein Körper wie im Fieber geschüttelt wurde? Meine Hand ruhte in der des Schulzensohnes, heiße Thränen rannen mir über's Gesicht, es rührte mich doch, daß er es so treu meinte und so beharrlich an der Liebe zu mir

festhielt. Und meine Mutter! wie glücklich würde sie sein, wenn ich zurückkehrte.

Ich stand mit niedergeschlagenen Augen, meine Hand ruhte noch immer in der seinen und schon wurde ich schwankend in dem Kampfe meines Herzens. Da schlug ich die Augen auf und sah plötzlich auf der Straße einen Reiter daherkommen. Das war Graf Ewald! Ich zuckte zusammen, wußte ich doch sicher, daß er nach mir ausblickte. Doch auch der Schulzensohn hatte den Reiter bemerkt und hatte wohl sofort erkannt, daß sein Erscheinen meine Gedanken in eine andere Richtung gebracht hatte.

Ich wandte mich zum Gehen, ihm jedoch noch einmal die Hand zum Abschied reichend. Doch er erfaßte sie nicht wieder, sondern rief mir nur nach, indem er die Hände ballte: „So geh' denn und versuche, wie es sich als Gräfin lebt!“ Seine weiteren Worte hörte ich nicht mehr, sie klangen mir wie ein Fluch in den Ohren und ich lief so schnell ich konnte, querfeldein, bis ich ganz erschöpft an dem großen Eichbaum anlangte, der an der Landstraße vor dem Schloßparkte steht. Darunter war eine Rasenbank, auf die ich mich setzte, um nur erst etwas ruhiger zu werden, ehe ich vor die Gräfin trat.

Doch ich saß hier noch nicht lange, da hörte ich, wie ein Reiter auf der Landstraße dahergesprengt kam und nach wenigen Augenblicken hielt Graf Ewald an der Höhe. Als er mich erblickte, sprang er vom Pferde, band es an den Baum und saß dann neben mir, als ob er an den Platz gehörte.

„Hedwig, ich habe Dich gesucht,“ sagte er und legte seinen Arm um mich. „Was ist Dir, Du siehst ganz verstört aus?“

„Lassen Sie mich, Herr Graf!“ rief ich ganz entsetzt und doch mit seligem Herzklopfen, denn ich fühlte, daß ich ihm ja gehörte mit allen Gedanken und ganzem Herzen; „lassen

Sie mich, ich muß eilen, nach dem Schlosse zu kommen, die Frau Gräfin erwartet mich."

"Nicht eher gehst Du, bis Du gehört, wie sehr ich Dich liebe; bis ich Dir gesagt, daß ich das Wort nicht mehr verschließen kann in meinem Herzen; bis ich weiß, daß Du meine Liebe erwieberst und ganz mir angehören willst."

Er hatte meine beiden Hände fest ergriffen und für mich hörte jedes Widerstreben auf, da ich ihm ja längst mein volles Herz entgegen trug. An unsere verschiedene Stellung, an die Zukunft und was sie uns bringen würde, dachten wir nicht, nur die süße Gegenwart, die uns die Gewisheit unserer gegenseitigen Liebe gebracht, umfing uns mit ihrem Zauber.

In der Seligkeit unserer Herzen hätten wir Zeit und Stunde vergessen, wenn uns das Pferd nicht durch ungeduldiges Scharren gemahnt hätte, daß wir uns trennen müßten.

Noch ein Kuß und das Versprechen, das süße Geheimniß zu verbergen, und fort eilte ich durch den Park dem Schlosse zu.

Es war mir sehr lieb zu hören, daß meine Geleiterin schon zur Ruhe gegangen, ich hätte ihr heute nicht mehr vor die Augen treten können.

Es kam mir jetzt, als ich in meinem Zimmer am Fenster saß, fast vor, als hätte ich einen Betrug begangen. — O Gott, was würde die Gräfin dazu sagen! Die Thränen stürzten mir aus den Augen und ich sank auf die Knie und bat Gott um Verzeihung.

Mein Gebet war aber nicht aufrichtig, denn ich hätte um keinen Preis meine Liebe zu Ewald aufgegeben, trotzdem ich fühlte, daß ein Glück mir schwerlich daraus erblühen würde. Meine Thränen versiegeten, doch nicht etwa, weil ich Trost und Kraft in dem Ausblick zum Himmel gefunden, nein, weil die Seligkeit der ersten Liebe mein Herz durchzog und mein ganzes Denken beherrschte. Mit dem Leichtsinne der Jugend schüttelte ich denn auch alle Sorgen ab und obgleich mich in dieser Nacht der Schlaf floh, stand ich doch am anderen Morgen frisch und heiter im Reiseanzug vor meiner gütigen Herrin.

(Schluß folgt.)

## Vor zehn Jahren.

Zwei Geschichten aus der preussischen Invasion in Frankreich von *Alphonse Daudet*.

### Die Partie Billard.

Seit zwei Tagen hat man sich geschlagen und die Nacht bei strömendem Regen und vollständig bedeckt im Freien zugebracht. Die französischen Soldaten sind auf's Aeußerste erschöpft. Und nun läßt man sie noch seit drei Stunden Gewehr bei Fuß in den Pfützen der Landstraßen, im durchweichten Boden der Felder zwecklos stehen.

Uebermüdet von den Strapazen, den durchwachten Nächten, drängen sie in ihren durchnässten Uniformen sich

dicht aneinander, um sich ein wenig zu erwärmen, sich aufrecht zu erhalten. Manche, an den Tornister des Nachbarn gelehnt, nicken stehend ein, und die verschlafenen, schlaffen Gesichter verrathen Erschöpfung und mehr noch Entbehrungen. Regen, Koth, kein Feuer, keine Suppe, ein niederer grauer Himmel und der Feind, der rings umher sich spüren läßt. Schauerlich . . .

Was geschieht da? Was geht vor?

Die auf den Wald gerichteten Kanonen scheinen etwas zu erlauern. Die Mitrailleusen im Hinterhalt bliden

unverwandt in die Ferne. Alles sieht nach einem Angriff aus. Warum wird nicht angegriffen? Worauf wartet man?

Man wartet auf Befehle, und das Hauptquartier sendet keine.

Aber das Hauptquartier ist nicht weit. Es ist dort jenes schöne Schloß im Style Louis XIII. Seine rothen, vom Regen abgewaschenen Ziegel leuchten auf halber Höhe des Hügels zwischen den Wirtschaftsgebäuden hervor. Eine wahrhaft fürstliche Wohnung, die wohl würdig ist, die Quartierfahne eines Marschalls von Frankreich zu tragen. Hinter einem breiten Graben und einer steinernen Rampe steigt, von Blumen eingefast, der grüne Rasen bis zur Freitreppe hinan. Jenseits, an der Rückfacade des Hauses, die lichten Hagebuchengänge, der spiegelglatte Teich mit seinen Schwänen. Unter dem Pagodendache eines weiten Bühnerhauses ertönt der grelle Schrei der Pfauen; Goldfasanen lassen ihre Flügel rauschen und schlagen ein Rad. Obgleich die Herrschaft fern ist, drängt sich uns doch nirgends die Empfindung der Verlassenheit auf, merkt man nichts von der Flucht vor dem Kriege. Die Driflamme des Armeecommandanten breitet sich schützend über jedes Blümchen auf den Wiesen; es liegt etwas Packendes darin, so ganz in der Nähe des Schlachtfeldes auf behaglichste Unge störtheit zu stoßen, die in der vollkommenen Ordnung aller Dinge, der tabellosen Geradlinigkeit der Gebäude, dem tiefen Schweigen auf allen Wegen und Zugängen ruht.

Der Regen, der unten die Straße in eine Pfütze mit Gruben und Löchern verwandelt, ist droben nur eine elegante, aristokratische Veriefelung, die das Roth der Ziegel, das Grün der Wiesen belebt, die Drangenblätter, das weiße Gefieder der Schwäne erfrischt. Alles glänzt und strahlt hier in stillem Frieden. Wahrlich, ohne die Fahne, die droben auf dem Dache flattert, dächte kein Mensch daran, daß hier das Hauptquartier sich be-

findet. Die Pferde ruhen in den Ställen. Da und dort begegnet man Leuten mit Fußgeräthen, Ordonnanz in kleiner Uniform, die in der Nähe der Küchen herumtrollen, oder gar einem rothhofigen Gärtner, der ruhig mit dem Rechen über die Kieswege fährt.

Der Speisesaal, dessen Fenster auf die Freitreppe hinausgehen, zeigt einen halbabgeräumten Tisch, entkorkte Flaschen, gebrauchte, leere, trübe Gläser auf dem zerknitterten Tafeltuch, die Reste eines eben von den Gästen benetzten Mahles. Aus dem Zimmer nebenan hört man laute Stimmen, Gelächter, rollende Billardkugeln, das Anstoßen der Trinkenden. Der Marschall spielt eben seine Partie und deshalb muß die Armee auf die Befehle warten. Wenn der Marschall seine Partie begonnen hat, dann mag der Himmel einstürzen, er muß sie zu Ende bringen.

Das Billard!

Es ist die Schwäche des großen Kriegsmannes. Da steht er, ernst wie in der Schlacht, in voller Uniform, die Brust mit Orden bedeckt, sein Auge leuchtet, sein Gesicht ist vom Essen, vom Spiel, vom Grog hochroth. Die Adjutanten halten sich respectvoll und dienstfertig in seiner Nähe und wissen sich vor Bewunderung nicht zu fassen, wenn er einen Stoß gethan. Hat der Marschall einen Point gemacht, dann eilen sie Alle, um ihn zu markiren; will der Marschall trinken, dann möchte Jeder ihm den Grog bereiten. Das ist ein Hinundher von Epauletten und Federbüschen, ein Klappern von Ordenskreuzen und schweren Achselnähren; und betrachtet man in dem hohen, eichengetäfelten Saal, der auf den Park und den Ehrenhof hinausgeht, das einstudirte Lächeln, die ziellichen Verbeugungen der Hoffstranzen, die Goldstickereien auf den neuen Uniformen, so gemahnt es einen an die Herbstfeste in Compiègne; es beruhigt auf den Anblick der schmutzigen Soldatenmäntel, deren Inoffen drunten

am Wege vor Frost klappern und traurig-büßte Gruppen im unerschöpflichen Regen bilden.

Der Partner des Marschalls war ein kleiner, geschnürter, frisirter, hellbehandschuhter Capitän vom Generalstab. Er ist sehr stark im Billardspiel und könnte sämtliche Marschälle von Frankreich darin schlagen; aber er versteht es, sich in respectvoller Entfernung von seinem Vorgesetzten zu halten; er bemüht sich, nicht zu gewinnen, aber auch nicht gar zu schnell zu verlieren. Das nennt man einen hoffnungsvollen Officier . . .

Achtung, junger Mann, nehmen Sie sich zusammen. Der Marschall hat fünfzehn, Sie haben zehn. Es handelt sich darum, die Partie auf diese Weise bis zu Ende zu spielen, und Sie haben dann für Ihre Beförderung mehr gethan, als wenn Sie drunten mit den Andern im Regenguß ständen, Ihre hübsche Uniform und die goldenen Aehlschnüre beschmutzten, um auf Befehle zu warten, die nicht kommen.

Es ist in der That eine interessante Partie. Die Kugeln laufen, streifen sich, vermischen ihre Farben. Die Banden geben gut ab, das Tuch wird warm . . . Plötzlich leuchtet ein Kanonenblitz am Himmel, vom Schuß erzittern die Scheiben. Man erbebt, man betrachtet sich unruhig. Nur der Marschall hat nichts gesehen, nichts gehört: über das Billard gebeugt, ist er eben im Begriff, einen prachtvollen Rückläufer auszuführen; die Rückläufer sind seine starke Seite.

Wieder ein Blitz, dann noch einer. Die Kanonenschüsse kommen schneller und schneller. Die Adjutanten eilen an die Fenster. Sollten die Preußen etwa angreifen?

„Mögen Sie angreifen!“ sagte der Marschall und legte Kreide auf . . . „Es ist an Ihnen, Herr Capitän.“

Der Generalstab war außer sich vor Bewunderung. Was ist Luxenne, auf einer Lafette schlafend, neben die-

sem Marschall, der im Augenblick der Schlacht so ruhig vor seinem Billard steht . . . Inzwischen wird der Lärm immer heftiger. Auf die Kanonenschüsse folgt das Geprassel der Mitraillenusen, das Rollen des Pelotonfeuers. Ein rother Dampf, schwarz umrändert, steigt den Rasen hinan; der ganze Park ist wie in Flammen gehüllt. Die erschrockenen Pfauen und Fasanen schreien ängstlich auf in ihrem Gitterhaus; die arabischen Pferde riechen Pulver und bäumen sich in den Ställen. Das Hauptquartier wird unruhig. Depeschen auf Depeschen. Stafetten mit verhängtem Zügel folgen einander. Man fragt nach dem Marschall.

Der Marschall ist nicht zu sprechen. Ich habe es schon gesagt, daß er bei seiner Partie sich nicht stören läßt.

„An Ihnen ist es, Capitän!“

Der Capitän aber ist zerstreut . . . er ist eben noch jung! Und nun verliert er gar den Kopf, vergißt sein Spiel und macht zwei Serien hinter einander; fast hat er gewonnen. Der Marschall geräth in Wuth. Ueber raschung, Entrüstung flammen aus seinem männlichen Antlitz. In diesem Augenblicke rennt ein Pferd in saufendem Galopp in den Hof und bricht zusammen. Ein Adjutant, mit Roth bedeckt, drängt rücksichtslos den Wachtposten bei Seite und ist mit einem Satz auf der Freitreppe: „Marschall! Marschall! . . .“ Er wurde nach Gebühr empfangen . . . Vor Wuth schraubend, roth wie ein Streithahn, erscheint der Marschall am Fenster, mit dem Billardstock in der Hand:

„Was gibts? . . . Was ist los? Steht denn keine Schilbwache hier?“

„Aber . . . Marschall! . . .“

„Es ist gut . . . Sogleich . . . Man warte auf meine Befehle, in's Teufels Namen!“

Und das Fenster wird heftig zugeschlagen.

Man warte auf seine Befehle!

Das thun sie ja, die armen Jungen. Der Wind peitscht ihnen den Regen und die Kugeln in's Gesicht. Ganze Bataillone werden niedergeschmettert, während andere unnütz dastehen, Gewehr im Arm, ohne zu wissen, was ihre Unthätigkeit zu bedeuten hat. Da ist nichts zu thun. Man wartet auf Befehle . . . doch da man keiner Befehle braucht, um zu sterben, so fallen die Leute zu Hunderten hinter den Büschen, in den Gräben, im Angesicht des großen, stillen Schlosses. Selbst am Boden werden sie noch von den Sprenggeschossen zerrissen und aus ihren offenen Wunden fließt geräuschlos das herrliche Blut Frankreichs . . . Oben im Billardsaal geht es auch heiß her. Der Marschall ist wieder um einige Punkte vor, der kleine Capitän wehrt sich aber wie ein Löwe.

Siebenzehn! achtzehn! neunzehn!...

Man hat kaum Zeit zu markiren. Der Lärm der Schlacht rückt näher. Der Marschall spielt nur noch um einen Punkt. Schon fallen die Sprenggeschosse in den Park. Da pläzt eines mitten im Teich; der Wasserspiegel ist zertrümmert; ein Schwan schwimmt entsetzt dem Ufer zu, sein rothes Blut färbt das zerfließende Gefieder. Es war der letzte Kanonenschuß.

Jetzt wird es plötzlich still! Nur der Regen rieselt leise über die Gagebüchen, ein dumpfes Rollen unten am Abhang, auf den durchweichten Wegen etwas wie das Getrappel einer hastig dahin eilenden Herde . . . Die Armee ist in voller Flucht. Der Marschall hat seine Partie gewonnen.

### Die Belagerung von Berlin.

Wir gingen mit Doctor B . . . die Avenüe der Champs-Élysées hinauf und studirten an den von Granaten durchlöchernten Mauern und zer-

wühlten Asphaltwegen die Gesichte des belagerten Paris, als der Doctor kurz vor dem runden Platz de l'Étoile stehen blieb und auf eines jener großen Eshäuser hinwies, die sich rechts und links vom Triumphbogen so pomphaft erheben.

„Sehen Sie jene vier geschlossenen Fenster da oben auf dem Balcon?“ fragte er mich. — „In den ersten Tagen des Monats August, jenes schrecklichen Monats August des unseligen Jahres, der uns so viel Noth und Unheil brachte, wurde ich dorthin wegen eines Schlaganfalls zu Oberst Jouve gerufen, einem Kürassier aus dem ersten Kaiserreich, einem alten Brausekopf, der voller Ruhm und Patriotismus stand und bei Beginn des Krieges in den Champs-Élysées eine Wohnung mit Balcon bezogen hatte . . . Er-rathen Sie weshalb? Um hier dem Siegeszug unserer Truppen beizuwohnen. Armer Alter! Er erfuhr den Fall von Weissenburg, als er eben vom Tische aufstand. Beim Lesen des Namens Napoleon unter der Meldung einer Niederlage war er vom Schläge getroffen worden.“

Ich fand den ehemaligen Kürassier der Länge nach auf dem Teppich seines Speisezimmers ausgestreckt; sein Gesicht war blutunterlaufen und regungslos, als hätte man ihm mit einer Keule auf den Kopf geschlagen. Stehend mochte er schon groß sein, liegend sah er wie ein Riese aus. Schöne Züge, prächtige Zähne, volles, weißes, lockiges Haar. Er war achtzig Jahre alt, man hätte ihm kaum sechzig gegeben . . . Neben ihm kniete seine Enkelin, in Thränen aufgelöst. Sie war ihm ähnlich. Wenn man sie so Neben neben einander anschaute, dachte man unwillkürlich an zwei schöne griechische Medaillen mit demselben Kopf; die eine uralte, verwittert, am Rande etwas abgestoßen, die andere schimmernd und rein, in der vollen Frische und mit dem Sammetglanz der neuen Prägung.

Ich war tief ergriffen beim Schmerz dieses Kindes. Sie war die Tochter eines Soldaten und Enkelin eines solchen. Ihr Vater stand im Stabe Mac-Mahon's und der Anblick des vor ihr dahin gestreckten großen Greises rief in ihrem Geiste ein nicht minder schreckliches Bild hervor. Ich beruhigte sie nach Kräften, im Grunde aber hatte ich wenig Hoffnung. Es lag eine regelrechte einseitige Lähmung vor und im Alter von achtzig Jahren hat dies etwas zu bedeuten. Drei Tage lang blieb der Kranke regungslos und der Sinne beraubt . . . Inzwischen kam die Nachricht von der Schlacht bei Reichshofen, Sie erinnern sich in welcher sonderbarer Weise, nach Paris. Bis zum Abend glaubten wir Alle an einen großen Sieg . . . zwanzigtausend Preußen todt, der Kronprinz gefangen . . . Ich weiß nicht, durch welches Mirakel, durch welchen magnetischen Strom ein Echo jenes nationalen Jubels bis zu unserem armen Taubstummen, bis in die Nacht seiner Besinnungslosigkeit drang; Thatsache ist es, daß ich an jenem Abend, als ich an sein Bett trat, nicht mehr denselben Menschen wiederfand. Das Auge war beinahe hell, die Zunge minder schwer. Er besaß die Kraft, mir zuzulächeln und stammelte zweimal:

„Si . . . i . . . ieg!“

„Ja, Oberst, ein großer Sieg!“

Und während ich ihm einige Einzelheiten über den schönen Erfolg Mac-Mahon's mittheilte, sah ich, wie seine Züge nach und nach sich belebten, sein ganzes Gesicht sich erhellte.

Als ich ging, erwartete mich seine Enkelin bleich und schluchzend an der Thür.

„Er ist ja gerettet!“ sagte ich und ergriff theilnehmend ihre Hände.

Das unglückliche Kind hatte kaum den Muth, mir zu antworten. Soeben war die wirkliche Schlacht bei Reichshofen durch öffentlichen Anschlag bekannt geworden, Mac-Mahon auf der Flucht, die ganze Armee vernichtet . . .

Wir betrachteten uns voll tiefster Befürzung. Sie jammerte bei dem Gedanken an ihren Vater; ich zitterte auch bei dem Gedanken an den Alten. Es war gewiß, daß er gegen eine neue Erschütterung nicht Widerstandskraft genug besaß . . . Was sollten wir thun? . . . Ihn seiner Freude, ihn der Illusion überlassen, die ihn wieder in's Leben gerufen? . . . Dann mußten wir lügen . . .

„Nun, so werde ich lügen,“ sagte das Mädchen und trocknete sich die Augen.

Freudestrahlend trat sie in das Zimmer ihres Großvaters.

Sie hatte eine schwere Aufgabe übernommen. Die ersten Tage ging Alles noch leicht. Der gute Alte war noch etwas schwachsinnig und ließ sich täuschen wie ein Kind. Mit zunehmender Gesundheit wurden seine Gedanken jedoch klarer. Man mußte ihn über die Bewegungen der Armee unterrichten, Kriegsbülletins für ihn erfinden. Es war ein wahrer Jammer, das hübsche Kind Tag und Nacht über eine Karte von Deutschland gebückt zu sehen; sie steckte da und dort kleine Fähnchen auf und bemühte sich, einen ganzen, ruhmvollen Feldzug auszufinnen: Bazaine auf dem Marsch gegen Berlin, Frossard in Baiern, Mac-Mahon an der Ostsee. Sie fragte mich natürlich dabei um Rath und ich half ihr, so gut ich konnte. Von größtem Nutzen bei dieser eingebildeten Invasion war uns aber der Großvater selber. Er hatte Deutschland unter dem ersten Napoleon so oft erobert. Er wußte Alles im Voraus anzugeben: „Jetzt werden sie dorthin gehen, jetzt wird das geschehen . . .“ und alle seine Vorhersagungen wurden stets zur Wirklichkeit. Zuletzt war er ganz stolz darauf.

Leider aber mochten wir noch so viele Städte einnehmen, noch so viele Schlachten gewinnen, wir gingen ihm niemals rasch genug. Der Alte war geradezu unersättlich! . . . Jeden Tag,



wenn ich zu ihm kam, erfuhr ich Etwas von einer neuen Waffenthat:

„Doctor, wir haben Mainz eingenommen,“ rief mir das Mädchen mit einem bitteren Lächeln entgegen, und innen hörte ich eine fröhliche Stimme:

„Es rückt! es rückt! . . . In acht Tagen sind wir in Berlin.“

Zu jener Zeit waren die Preußen nur noch acht Tagemärsche von Paris entfernt . . . Zuerst fragten wir uns, ob es nicht besser wäre, ihn in die Provinz zu schaffen; doch einmal außerhalb Paris hätte er Alles durch den Anblick des Landes erfahren und er schien mir noch zu schwach, von seiner großen Erschütterung zu sehr angegriffen, als daß man ihm die Wahrheit hätte mittheilen dürfen. Es wurde also beschlossen, zu bleiben.

Am ersten Tage der Einschließung ging ich sehr aufgeregt, ich erinnere mich dessen wohl, zu ihnen hinauf. Mein Herz, wie unser aller Herz, war bekommen bei dem Gedanken, daß die Thore von Paris nun geschlossen seien, daß man vor den Mauern der Stadt sich schlage, daß unsere Wälle zugleich unsere Grenze waren. Ich traf den Alten stolz und voller Jubel auf seinem Bette sitzen:

„Ja, ha,“ sagte er; „die Belagerung hat also begonnen!“

Ich blickte ihm bestürzt in's Auge:

„Wie, Oberst, Sie wissen? . . .“

Seine Enkelin wandte sich mir zu:

„Ja freilich, Herr Doctor . . . das ist ja die wichtige Neuigkeit . . . die Belagerung von Berlin hat begonnen.“

Sie sagte das beim Nähen, so ruhig, so harmlos . . . Wie hätte er den geringsten Verdacht schöpfen können? Die Kanonen von den Forts konnte er nicht hören. Das unglückliche, düstere, unheimlich aufgeregte Paris konnte er nicht sehen. Was er von seinem Bett aus bemerkte, war eine Ecke des Arc de Triomphe und um sich herum in seinem Zimmer allerlei Trödel aus dem ersten Kaiserreich,

der nur dazu diente, seine Illusionen aufrecht zu halten. Porträts von Marschällen, Schlachtenbilder, der König von Rom im Kinderröckchen; dazu große mit Siegeszeichen verzierte Consolen, voll kaiserlicher Reliquien, Medaillen, Bronzen, ein Felsen von St. Helena unter einer Glaskuppel, Miniaturbilder, welche Damen in gelbem Ballkleid mit Pumphärmeln, Bodenköpfchen mit hellen Augen darstellten — und dies Alles, die Consolen, der König von Rom, die Marschälle, die gelben Damen mit hoher Taille, breitem Gürtel, die bis an den Hals steif eingepackten Grazien des Jahres 1806, armer Oberst! diese Sieges- und Eroberungsatmosphäre war weit, weit mehr als Alles, was wir ihm vorschwäzen konnten, die Ursache, daß er so kindlich an die Belagerung von Berlin glaubte.

Von jenem Tage an waren unsere militärischen Operationen sehr vereinfacht. Berlin einzunehmen, war nur eine Sache der Geduld. Von Zeit zu Zeit, wenn der Alte sich zu sehr langweilte, las man ihm einen Brief von seinem Sohne vor, einen erdichteten Brief natürlich, da nichts mehr nach Paris gelangte und seit der Schlacht bei Sedan der Adjutant des Marschalls Mac-Mahon in eine deutsche Festung gesandt worden war. Man denke sich den Jammer des armen Mädchens, das ohne Nachricht von seinem Vater war, ihn gefangen, in Noth, wohl auch krank sich dachte und sich genöthigt sah, ihn in heiteren, freilich etwas kurzen Briefen reden zu lassen, wie sie ein Soldat eben im Felde schreibt, der im eroberten Lande stets vorwärts marschirt. Bisweilen fehlte es ihr doch an der Kraft dazu; dann blieb man wochenlang ohne Nachricht. Der Alte aber wurde unruhig, er schlief nicht mehr. Da kam schnell ein Brief aus Deutschland, den sie ihm mit zurückgehaltenen Thränen, ja fröhlichen Angesichts vorlas. Der Oberst hörte andächtig zu, lächelte verständ-

niskvoll, billigte, kritisirte, erklärte uns die etwas dunklen Stellen. Wahrhaft schön aber war er in den Antworten, die er an seinen Sohn sandte: „Verzich es nie,“ sagte er, „daß Du ein Franzose bist . . . Sei milde gegen die armen Leute. Mache Ihnen die Invasion nicht zu hart . . .“ Und dann kamen endlose, bestgemeinte Rathschläge mit Bezug auf die Achtung fremden Eigenthums, die Höflichkeit gegenüber den Damen, ein wahrer militärischer Ehrencodex zum Gebrauche für Eroberer. Er mischte auch einige allgemeine Betrachtungen über die Politik, über die den Besiegten aufzuerlegenden Friedensbedingungen hinein. In diesem Punkte, das muß ich sagen, war er durchaus nicht anspruchs- voll:

„Die Kriegsschädigung und nichts weiter . . . Wozu soll man ihnen Provinzen entreißen? . . . Kann man aus Deutschen Franzosen machen? . . .“

Mit fester Stimme dictirte er dies und es lag eine solche Redlichkeit, ein so treuherziger Patriotismus in seinen Worten, daß es unmöglich war, bei seinen Worten die Nührung zu be- zwingen.

Während dessen rückte die Bela- gerung stetig vorwärts, ach, nicht die von Berlin! . . . Es war die Zeit der strengen Kälte, des Bombardements, der Epidemien, des Hungers. Doch Dank unserer Fürsorge, unserer Bemühungen, der unerschöpflichen Güt- lichkeit, die sich für ihn vervielfältigte, wurde das heitere Gemüth des Greises nicht einen Augenblick getrübt. Bis an's Ende konnte ich mir weißes Brod, frisches Fleisch für ihn verschaffen. Natürlich, daß es nur für ihn allein welches gab, und Sie können sich nichts Nührenderes denken, als eine Morgen- mahlzelt des unbewußt so selbstsüch- tigen Großvaters: — Der Alte frisch und heiter in seinem Bett aufgerichtet, eine Serviette unter dem Kinn, seine in Folge der Entbehrungen etwas blaß gewordene Entelin stand neben

ihm, leitete seine Hände, reichte ihm zu trinken, half ihm all' jene schönen verbotenen Dinge essen. Der alte Kürassier, von der Mahlzeit angeregt, voller Behagen in seinem warmen Zimmer, während draußen ein eisiger Wind wehte und der Schnee vor den Scheiben wirbelte, wurde dann wieder lebendig; er erzählte von seinen Feld- zügen im Norden und schilderte wohl zum hundertsten Male den fürchter- lichen Rückzug aus Rußland, wo es nur noch Gefrorenes, Biscuit und Pferdefleisch zu essen gab.

„Begriffst Du das, Kleine? Wir aßen Pferdefleisch!“

Die begriff es nur zu wohl. Seit zwei Monaten aß sie nichts Anderes . . . Von Tag zu Tag indessen, je mehr seine Genesung Fortschritte machte, um so schwieriger wurde un- sere Aufgabe dem Kranken gegenüber. Die Erstarrung seiner Glieder, die Betäubung seiner Sinne, die uns bis- her Alles so leicht gemacht, begann zu schwinden. Schon war er zwei- oder dreimal bei dem furchtbaren Ge- schüßdonner vor der Porte Maillot in die Höhe gefahren; wie ein Jagdhund hatte er das Ohr gespitzt. Man sah sich genöthigt, einen letzten Sieg Da- zaine's in der Nähe von Berlin zu erfinden, der durch Kanonensalven vor dem Invalidenhotel gefeiert werde. An einem andern Tage, da man sein Bett an's Fenster gerückt, es war, glaube ich, der Donnerstag von Du- zenval, sah er große Massen National- garden, die in der Avenue de la grande Armée zusammentraten.

„Was haben diese Truppen zu bedeuten?“ fragte der gute Alte und dabei murmelte er zwischen den Zähnen:

„Schlechte Haltung, schlechte Hal- tung!“

Es hatte weiter keine Folgen, aber wir begriffen, daß wir von nun an außerordentlich vorsichtig sein mußten. Leider waren wir es nicht genug.

Eines Abends, als ich in's Wohnzimmer trat, kam mir das Kind in großer Aufregung entgegen:

„Morgen ist der Einzug,“ sagte sie.

War das Zimmer des Großvaters offen gewesen? Thatsache ist, jetzt, da ich daran denke, fällt es mir ein, daß er an jenem Abend ungewöhnlich aussehend war. Wahrscheinlich hatte er uns gehört. Nur daß wir von den Preußen sprachen, und er, er dachte an die Franzosen, an den Siegeseinzug, den er so lange schon erwartete: MacMahon unter rauschender Musik reitet die blumengeschmückte Avenue herunter, sein Sohn zur Seite des Marschalls, und er, der Alte, auf seinem Balcon, in voller Uniform wie bei Vügen, grüßt die durchlöcherten Fahnen und die pulvergeschwärtzten Adler.

Armer Papa Jouve! Er hatte sich ohne Zweifel eingebildet, daß man ihn abhalten wollte, Zeuge des Einmarsches unserer Truppen zu sein, um ihn vor einer zu großen Aufregung zu bewahren. Deshalb hätte er sich auch, ein Wort darüber fallen zu lassen; am folgenden Morgen aber, genau zu der Stunde, wo die preussischen Bataillone die lange Straße betraten, die von der Porte Maillot bis zu den Tuileries führt, wurde da oben das Fenster leise geöffnet und der Oberst erschien mit seinem Helm, seinem langen Säbel, in der alten, längst abgelegten ruhmreichen Uniform

eines ehemaligen Milhaub'schen Kürassiers auf dem Balcon. Ich erstaune noch über die ungeheure Willens- und Lebenskraft, die er bethätigte, Alles dies durchzusetzen. Sicher ist, daß er hinter jenem Geländer aufrecht stand, sich verwundernd, die Avenue so breit, so stumm, alle Fensterladen verschlossen zu sehen und Paris so düster wie ein großes Lazareth; überall Fahnen, aber so sonderbare Fahnen ausgehängt, weiß mit rothem Kreuz, und Niemand, um unsern Soldaten entgegenzugehen.

Einen Augenblick mochte er glauben, daß er sich getäuscht.

Aber nein! von dort unten her, hinter dem Arc de Triomphe, erkante es wie ein wirres Brausen, eine schwarze Linie rückte immer sichtbarer näher . . . dann, nach und nach, blitzte es von Helmspitzen, die kleinen preussischen Trommeln rasselten und unter dem Arc de l'Etoile erklang zu dem schweren Tritt der Bataillone und dem Hufschlag der Kasse ein heller, preussischer Siegesmarsch.

Da drang durch die dumpfe Stille des Platzes ein Schrei, ein furchtbarer Schrei: „Zu den Waffen! . . . zu den Waffen! . . . die Preußen!“ Und die vier Ahlanen des Vortrabs konnten deutlich sehen, wie da oben auf dem Balcon ein großer Greis wankte, die Arme ausstreckte und plötzlich hinstürzte. Dieses Mal war der Oberst Jouve wirklich todt.

## Drei Stunden vor dem Sterben.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von J. S. Kofegger.

Sie schritten durch den Klosterpark Arm in Arm.

Dominitus bog mit einer Hand das kühle Keisig der jungen Tanne auseinander, denn es ist ein Naturwunder, daß gerade noch so viel Wildheit übrig läßt, um den Spaziergang reizend zu machen. Der Mann geht fertige Wege niemals mit Lust, er muß sie bahnen können; er will nichts zu Gnaden, will sich seine Straßen selber schaffen.

Der Andere — Lorenz — schürzte sein Ordenskleid, weil es ihm im Gehen hinderlich sein wollte. Schon setzte er seine ganz weltlich-kleinen Füße voran, während sein Kopf sich mehrmals nach rückwärts wendete. Der Guardian war nämlich, was der Guardian sein muß: ein gestrenger Mann, der es nicht gerne sah, wenn zwei Priester seiner Abtei Arm in Arm gingen — denn der Orden schreibt Einsamkeit vor; sah es nicht gern, wenn sich Zwei gegenseitig in's Gesicht lächelten, — denn der Orden schreibt Selbstbeschaulichkeit vor; sah es auch nicht gern, wenn Einer zu tief in den Wald hinausging — denn der Orden sprach nur von heiligen Mauern. — Nun, wenn's Ehrwürden nicht gerne sieht, so braucht er's eben nicht zu sehen. So dachten die Weiden und schlichen durch die Büsche.

Es war ein heißer Juni-Nachmittag. Die Klostersglocke schlug drei Uhr.

„In solcher Schwüle kann man nicht arbeiten,“ sagte der eine Priester.

„Nur beten,“ versetzte der Andere.

„Beten? Kannst Du's jetzt?“

„Beten, wie's im Buche steht, kann man alle Zeit, wie's im Herzen steht, nur selten.“

„Wie hältst denn Du's mit dem Beten?“

„Für Andere kann ich, wann's nöthig ist; wüßte auch nicht, wie ich ihnen nicht zu jeder Stunde Gutes soll't wünschen können. Aber für mich selber beten — Bruder, das geht mir zu leicht, da möchte ich lieber Hand anlegen. Ich möchte was bauen, was schaffen.“

„Warum denn nicht?“ versetzte Dominitus, „Gebete sind Bausteine, Worte sind Werkzeuge; damit hat man das ganze Kloster gebaut. Auch Guardian's werden daraus gemacht. Wir sind noch in den Zwanzigern, Freund; müßte doch der Teufel ein Ei in die Rutte legen, wenn's Einer von uns nicht zur goldenen Kette brächte!“

„Gold, gold — wenn's doch immer eine Kette bleibt,“ sagte Lorenz gedämpft. „Du, Domini, hast ein Klosters temperament, dem man sicherlich einmal den Prälatenmantel umhängen wird. Bei mir thut sich's anders. Mein Vater wollte einen Priester zum Sohne haben, darum soll ich — Niemand zum Sohne haben. Du kennst das Häusel am Rain und den jungen Kopf, der gerne zum Fenster ausschaut . . . . Soll es. Jedermann rühmt das Stift und seine guten Weine.“

Dominitus sah, daß hier keine Entgegnung von Nöthen war; er hob das Haupt und blickte gegen die blauen Felswände auf. Ueber denselben stand ein Reigen milchweißer, scharfgeränderter Wolken.

„Eine Stadt aus Elfenbein mit Thürmen und Zinnen,“ sagte er, „das himmlische Zion.“

„Ein mißrathenes Gleichniß, Freund, oder Du mußt leiden, daß

morgen, heute noch, das himmlische Zion vergangen ist.“

„Bruder! Bruder!“ rief Dominikus, „gib Acht auf Deinen heiligen Glauben!“

„Komme, Domini, wir wollen zum See hinab.“

„Und Menschen fischen?“

„Will schon trachten, daß Einer im Wasser ist.“

„Wie, Du wolltest?“ —

„Baden.“

„Und nicht der Weiber achten, die am Walbrande gerne Beeren pflücken? — Einen Stiftsprediger im See zu sehen, was würden sie dazu sagen?“

„Ich möchte wissen, woran sie den Stiftsgeistlichen erkennen sollen! Meinst Du, ich habe mich in der Rutte?“

„Lorenz, verzeihe, Du bist heute frivoler, als je,“ bemerkte Dominikus, machte aber ein Gesicht dazu, dem man es ansah, daß der Vorwurf nicht abschreckend wirken sollte.

„Steigen wir nur hinab,“ sagte Lorenz, „ich glaube, an der rothen Wand ist ja eine Badestelle; laß sie uns aufsuchen. Mir ist heute, als wäre mir was angethan; ich trage so was Heißes in mir, es jagt mich, es entzündet mich, es brennt mich. Heute wäre mir kein Ross zu hoch!“

„Vielleicht bist Du vom Teufel besessen!“ sagte der Andere.

„Dann laß ich mir ihn einstweilen nicht austreiben, Domini!“ rief er und schlang seinen Arm um den Gefährten. „Es ist eine Lust auf dieser Welt!“

„Wenn ich's reblich will sagen, ich verspür' auch so was. Es muß heute in der Luft liegen.“

Sie wandelten fort durch den Wald, sie kamen durch dichtbewachsenen Hag aus Buchen- und Hafelnußsträucher, und sie wanden sich in das Dickicht hinein. Sie huschten dahin, schwammen gleichsam im weichen, schattigen Laub, und Dominikus äußerte: „Helfe mir Gott, aber ein wildes Thier zu sein hätte erst auch sein Schönes!“

„Kannst eins werden, wann Du willst,“ antwortete Lorenz.

Sie kletterten hinab und sahen durch das junge Gesträube den Schimmer. —

Sie standen am See, nahe an der rothen Wand. Ringsum dichtes Laubgehölze, in welchem jede Knospe lauschend den Finger an den Mund zu halten schien, kein Blatt sich rührte. An der Wand rieselte eine Quelle; der See lag dunkelblau in tiefer Ruhe.

Hier standen die zwei jungen Priester und warfen scheue, forschende Blicke um sich. — Dann begannen sie sich rasch zu entkleiden. Stück für Stück warfen sie die Ordenskleider in das Gras — und bald standen sie auf gut weltlich da. Dominikus war glatt rasirt, weil die Regel vorschreibt, am Gesichte die Spuren des Mannes auszutilgen. Die Loden waren kurz geschoren, weil die Regel vorschreibt, dem Teufel auch nicht Ein Haar zum Anfassen bereit zu halten. Am Scheitel war eine runde Glaze ausgeschnitten, weil die Regel durch solches weißes Scheibchen den Heiligenschein andeuten will, der das Haupt verklären soll. — Lorenz trug fast längere Loden, als die Ordensregel dulden wollte; wie junge Schlangen ringelten sie sich um die weiße Stirne und gegen den schlanken Nacken hinab; und er trug schönere und feurigere Augen, als es zum obligaten Blick gegen Himmel unumgänglich nothwendig ist. Auf seiner Oberlippe lag der ersten Reife leichter Schatten.

Ueber dem Buchenwalde her klang leise der Ton der Stiftsglocke, welche vier Uhr schlug. Noch zwei Stunden bis zur Besper.

Lorenz hob die Hände und rief einem jungen Adler zu, der hoch über dem See schwebte: „Ich wollte, Du flögest jetzt zur Kirchenguhr und hieltest mit Deinen Krallen den Zeiger fest; wie kann ich mir denken, daß mir in zwei Stunden diese Welt wieder verloren sein soll!“

Dominitus schwieg und ging das sanft fallende Ufer hinab, und das weiche, kühle Wasser stieg empor an seinem schönen, jugendlichen Körper. Seine Glieder schimmerten wie Mar- mor so weiß durch das Wasser, seine Arme streckte er aus nach der milden Fluth, als brüde er die Wellen, die er schlug, an sein erwachendes Herz.

Lorenz ging einer tieferen Stelle zu und stürzte sich kopfüber in den See. — So verschieden war bei beiden Männern das Erfassen dessen, was ihnen durch das Verbot zur süßen Sünde gemacht wurde.

Lorenz war verschwunden, er genoß die Lust in ihrem tiefsten Grunde, verhüllt vom krystallinen Mantel. Dominitus gab sich nur bis zum Halse hin, sein Haupt stand über der Fläche des Wassers im Sonnenschein. So versuchte er's, ob der Mensch nicht zu theilen wäre, das Herz der Erde, das Haupt dem Himmel . . .

Nun, der Himmel schien heute mit dem Haupte allein nicht zufrieden zu sein. — Die Sonne hatte seit einer Stunde einen guten Sprung niederwärts gemacht, die Wolkenmauern ragten höher, als vorhin, und ein weißlicher Schleier ging ihnen voraus, in welchen sich die Sonne nun verhüllen wollte. Sie that's, wurde glanzlos und sank endlich ganz hinter die lichtverändernden Wolken. Da lag der Schatten über dem See, der um so schwerer war, je heller früher der Sonnenschein gewesen. Auch die Luft war schwer und schwül; im Walde sang kein Vogel, am Ufer hüpfte manch verlorenes Heupferdchen ohne Schutzengel herum, so daß es plötzlich im Wasser zappelte. Am Steinhange bewegte sich das Kraut der Wildfarren, tief- und schwer Athem schöpfend, träge auf und nieder. Nichts war zu hören, als dort das Plätschern der Felsenquelle und hier das Gischen der Schwimmenden. Lorenz war endlich emporgetaucht und von seinen schwarzen Locken, die in Strähnen über

Stirne und Nacken lagen, rieselte das Wasser.

Am jenseitigen Ufer saß in leichtem Sommerkleide eine Mädchengestalt, welche ihre Füße im Wasser badete. Die beiden Jünglinge im See wollten sich wenden und fliehen, aber ein warmer Hauch ging jetzt über den See, kurze Windstöße begannen auf der Fläche zu graben, das Wasser wurde wogend und trieb die Priester gegen das Ufer hin, wo jenes Mädchen saß. —

Als das Mädchen die beiden Menschenköpfe von der Weite des See's gegen sich herangleiten sah, wurde ihm unheimlich. Rasch zog es die Füße aus dem Wasser und stoh in das Dickicht hinein.

Lorenz und Dominitus mußten, von den erregten Fluthen gepelzt, an das Ufer springen und sahen sich nun rathlos nach Hüllen um, da sie ihr Kleid jenseits des See's gelassen hatten. Dominitus fühlte heiße Längensstiche in seinen Körper bringen, wenn er an zwei Augen dachte, die, im Gebüsch versteckt, sich nach ihm richten konnten. Lorenz meinte, es sei auch für sie Beide das Beste, in's Dickicht zu schlüpfen, und eilte so, aus Angst, von dem Mädchen gesehen zu werden — demselben nach.

Dominitus flocht rasch grünes Laub der Buchen um seinen noch in hellen Tropfen perlenden Leib und umging den rauschenden See, die Kleider zu holen.

Sie hörten das Murren nicht im Gewölle, sie sahen die Habichte nicht, welche über dem See kreisten, sich fast bis in die Nebel erhoben und deren Gefieder dann und wann wie von einem verlorenen Sonnenstrahl getroffen schimmerten. Und sie sahen auch den schwarzen, weißverändernden Schmetterling nicht, der über dem Busche flatterte.

Von der Rothwand hallten die Schläge der fünften Stunde. Dominitus suchte den Gefährten und konnte

ihn lange nicht finden. Als auch dieser sein priesterliches Gewand wieder angethan, gellte in den Haselsträuchen ein unterdrückter Schrei, und Lorenz zog den Andern hastig mit sich fort, um nach der Vesper zurecht in die Kirche zu kommen.

„Lorenz“, sagte Dominikus, „Du bist gottesseifriger geworden im See.“

„Ich wünschte es Dir vom Herzen, Bruder“, entgegnete der Andere, „daß auch auf Dich der Frieden gekommen wäre, welcher mich nun erquickt. Das erstemal in meinem Leben, daß ich ihn so empfinde.“

Das Wort hat ein Drittes gehört.

Sie stiegen den Hang empor, sie gingen durch den Wald, in welchem die Bäume rauschten, sie eilten dem Kloster zu, dessen Kirchturmsspitze wie ein Degen zum Pariren gegen die Wetterwolken aufstrebte. Leichten und heiteren Gemüthes waren sie, als sie sich zu den Brüdern gesellten, welche zerstreut mit Büchern in der Hand im Parke wandelten und sich nun anschickten, vor dem nahenden Gewitter Obdach zu suchen.

Gelbes Geläute verkündete die Vesper. Durch die weilkäufigen Räume des Stiftes eilten die Priester im Chorgewand. Dominikus und Lorenz schritten feierlichen Ganges durch das hohe Portal.

In der großen, gothischen Stiftskirche brannten bereits die Kerzen, sie flackerten, weil der Sturm, der außen toste, auch die weihrauchbustende Luft innerhalb der Mauern unruhig gemacht hatte. In den Kirchenstühlen knieten einige Andächtige und beteten bebrängten Herzens um Erhaltung der Erdfrüchte. Eigennützige Väter sind stets die andächtigsten, und der Glaube ist vor der Gefahr größer, als nach derselben.

Im Chorraume befanden sich an beiden Seiten der großen, reichverzierten Orgel, gelehnt an die Mauer, die Bänke der Chorgeistlichen. Ueber denselben waren zwei Zifferblätter an-

gebracht, die durch lange Eisenstangen mit dem Uhrwerk hoch im Thurme in Verbindung standen. Die metallenen Zeiger auf diesen Zifferblättern deuteten noch einige Minuten vor sechs.

Das Murren und Brausen war mächtig, doch die Orgel überlötete jetzt in tiefen, feierlichen Klängen das Wetterlofen. Nun nahte in doppelter Reihe das Chorpersonal; es neigte sich gegen den Hochaltar und vertheilte sich dann in die zwei Bänke an den Wänden. Dominikus war der Mittlere in der rechten Reihe, Lorenz kniete ihm gerade gegenüber. Die Augen Beider wechselten einen Blick, in welchem die weltlichen Stunden, die sie eben verlebte hatten, ausdrucksvoll sich wieder spiegeln. — Das Glöcklein der Sakristei klingelte, der Prälat, von drei Diakonen umgeben, in reichem Ornat, trat zum Altare.

Es schlug sechs Uhr. Die Orgel verstummte, der Gesang begann. Erhaben wie ein Hymnus der Seligen, weich und innig, wie das Ahnen und Sehnen des menschlichen Herzens, schwer und bang, wie die Klage verlorener Seelen — so ertönte das Lied der Priester. Dominikus richtete seinen Blick zur Höhe; Lorenz senkte sein Auge zu Boden; was Ersterer im Geiste sah, das weiß man nicht; was Letzterem sich noch einmal wieder spiegelte, wäre schier zu errathen. Sein Antlitz war geröthet in Andacht — in Andacht dessen, was er schaute. Sein Gedächtniß brauchte nicht weit zu fliegen; was vor den letzten Stunden gewesen in seinem Leben, daran war nichts zu suchen. —

Große Tropfen und Schlossen schlugen an die Fenster; da — plötzlich war ein wilder Feuerstrom, ein schmetternder Knall — — die Mauern des Gotteshauses schienen gewankt zu haben, die Sänger waren stumm. Die Blasebälge der Orgel schnauften ächzend aus, die Kerzen waren verloschen, dichter Qualm erfüllte den Raum.

„Der Blitz hat eingeschlagen!“  
Dieser Ruf ging durch das Kloster.  
Alles eilte durch Guß und Hagel der  
Kirche zu. Mehrere hatten es gesehen,  
wie die Flammenzungen niedergezuckt  
waren auf den hohen Thurm. Die  
Leute in der Kirche taumelten halb  
bewußtlos umher. Man begab sich  
auf den Chor; hier lagen die Priester  
auf dem Boden, in Ohnmacht, nach  
Athem ringend. Nur zwei knieten noch  
auf ihrem Plage und falteten die  
Hände und senkten das Haupt. Sie  
knieten unmittelbar unter den beiden  
Zifferblättern, welche die sechste Stunde  
zeigten. Man rief sie beim Namen.  
„Bruder Dominikus!“ „Bruder Lo-  
renz!“ — Sie bewegten sich nicht.  
Man faßte sie an — jetzt sanken sie  
zu Boden. Die Silberschließen an  
ihren Chorröcken waren geschmolzen.  
Zwei junge Leben waren dahin.

Nun fragen wir Alle: warum?  
Während sie das erste und einzige  
Mal die Hand ausgestreckt hatten nach  
dem Ziele junger Herzen, bereitete sich  
in den Wolken des Himmels schon  
die Schlichtkeule, und dann schoß der  
Funke herab auf den Thurm, fand  
seinen Weg die eisernen Stangen ent-  
lang zu den Metallzeigern der Uhr  
und an diesen senkrecht nieder, an der  
Ziffer sechs vorbei — in ihr Leben.

Die fünfte, die siebente Stunde  
hätte den Blitz vielleicht abgewendet!  
— Was ist über den seltsamen Um-  
stand nicht gesprochen, nicht gedeutelt  
worden! Und die Moral dieser Bege-  
benheit? Grübelt keiner nach. Das  
Fatum, der Zufall kennt keine Moral,  
und der Dichter hat's diesmal erzählt,  
wie es geschehen ist.

Die Todten wurden in einem  
Saale des Klosters aufgebahrt, und  
die Zeiger über den Chorsthühlen rüdten  
weiter und weiter.

## Wenn Zwei sich innig lieben.

Wenn Zwei sich innig lieben,  
Seint zu guter Stund';  
Erfüllt von süßen Trieben,  
Dann segnet Gott den Bund.  
Der Gott der Liebe segnet ihn  
Und durch das All' eridnt's weithin:  
Was kann das Leben trüben,  
Wenn Zwei sich innig lieben? --

Wenn Zwei sich innig lieben,  
Seint durch Priesters Hand,  
Seh'n oftmals sie zerflieben  
Geträumtes Zauberland.  
Des Lebens Ernst erinnert sie  
Durch Prosa mehr, als Poesie —  
Daß Poesie geblieben,  
Wenn Zwei sich innig lieben.

Wenn Zwei sich innig lieben,  
Getreulich bis zum Schluß,  
Und löst der Tod die Siegel  
Im letzten Weisefuß,  
Dann werden Engel flügge  
Erzählen es dort drüben,  
Wie schön es ist auf Erden,  
Wenn Zwei sich innig lieben.

M. Billek.



## Der Ritter von Pimpelshausen.

Aus dem Skizzenbuche von Robert Hammerling.

Ich hatte es übernommen, für die befreundete Familie eines reichen Finanzbarons einen Hofmeister ausfindig zu machen.

Ein junger Doctor der Philosophie und Privatgelehrter, der den lächerlichen, kindisch klingenden und wenig versprechenden Namen *P i m p e r l* führte, wurde mir empfohlen und vorgestellt. Ein ganz armer Teufel; sah aus wie ein Bettelstudent. Aber, wie man mir sagte, nicht ohne schätzbare Anlagen und Kenntnisse.

Ich wollte mir den jungen Mann erst ein wenig ansehen, ihm auf den Zahn fühlen, verschob es also einige Tage, ihn dem Banquier und seiner Familie zuzuführen.

Der Mensch war von einer fabelhaften Unbeholfenheit und Schüchternheit und sein Aeußeres von Hause aus ziemlich drollig.

Seine Gestalt war unansehnlich, aber er besaß eine ungewöhnlich starke, ich möchte sagen, „felferne“ Nase.

Da er immer tief erröthete, wenn er in Verlegenheit war, und immer in Verlegenheit war, so ließ sich seine eigentliche Gesichtsfarbe nicht genau bestimmen.

Er trug eine scharlachrothe Halsbinde und ein ursprünglich blaues, im Laufe der Jahre aber, unter dem Einflusse des Sonnenlichts, fast bis zu mattem Grau verschoffenes Röckchen, das, um die Schultern und um die Achseln viel zu enge, den ganzen Menschen noch schwächtiger und gedrückter erscheinen ließ, als er schon von Natur war. Mit dieser Gepreßtheit und dem auffallend kurz geschorenen Haar stand die breite, rothe Halsschleife und der lange Schnurbart in einigem Contrast.

Ein gewisser Widerspruch lag überhaupt in dem Wesen des jungen Mannes. Er hatte z. B. kleine, zarte

Hände, aber große Füße, mit plumphen Stiefeln daran, welche die Aengstlichkeit, mit welcher er auftrat, noch auffälliger und drolliger machten.

Er sprach leise und stockend und seine Bewegungen waren wie die eines Menschen, der zum ersten Mal in seinem Leben mit angeknallten Schlittschuhen auf dem Eise steht. Zuweilen aber, auf Augenblicke, sprach er mit einer gewissen Erregtheit, bewegte sich mit einer Art nervöser Hast. Es war, als ob er sich seiner Kleinmüthigkeit schämte, sich zur Energie gewaltsam aufraffen wollte, aber vergeblich. Er schnellte immer wieder in sich zurück wie ein ausgezogener Kautschuffstreifen. Er sah aus wie die Ohnmacht, die sich selbst gern ohrfeigen möchte, wenn sie nur nicht zu schwach dazu wäre.

Befand er sich im Affect, so brachte er kein ordentliches Wort hervor, versiel in ein krampfhaftes Würgen und drehte dabei das Köpfein, wie ein an Rheumatismus leidender Canarienvogel.

Es kam der Tag, an welchem ich ihn bei dem Banquier einzuführen versprochen hatte. Ich mußte lächeln, als er sich zu diesem Behufe, sorgsam, aber ziemlich abenteuerlich herausstaffirt, bei mir einfand. Er hatte sich auch sorgfältig rasirt, aber in der Eile und mehr noch in der Angst hatte er sich ein halbes Duzend Mal in die Haut geschnitten, und da er die Schnittwunden, um die Blutung zu stillen, mit kleinen Stückchen Zündschwamm bedeckt hatte, so sah er aus, als ob der bekannte Spongiologe Prof. Oscar Schmidt eine seiner Anstalten für künstliche Schwammzucht im Gesichte des armen Privatgelehrten errichtet hätte.

Ich hörte förmlich sein Herz klopfen, als ich den unsicher Neben mir her Torkelnden und Bögernden in den Salon des Banquiers hineinschob.

Zum Unglück hatte er seine Beine für diese Gelegenheit in ein neues Stiefelpaar gesteckt, das entsetzlich knarrte, was ihn, während wir die halbe Länge des Saals der sich vom Sopha erhebenden Hausfrau entgegen schritten, sichtlich zur Verzweiflung brachte. Ein paar Mal blieb er rathlos stehen, als überlege er, ob er bei so bewandten Umständen weiter gehen könne und dürfe. Aber er mußte doch immer wieder einen Anlauf nach vorwärts nehmen, und da er sich auf alle Weise bemühte, das vorlaute Getöse seiner Stiefel zum Schweigen zu bringen, so machte er auf dem Parquet Capriolen, als ob er auf glühenden Metallplatten wandelte.

Die Frau des Hauses, eine dicke, leutselige Dame, hieß uns niederstigen. Mein Client folgte zuletzt der wiederholten Aufforderung und nahm, nach der bekannten Gepflogenheit der Leute seines Schlages, bescheiden Platz auf der Kante des Sessels.

Ich sprach für ihn — in dem doppelten Sinne des Wortes.

Er selber brachte kaum ein Wort hervor, verfiel bei jeder an ihn gestellten Frage, Krächzroh im Gesicht, in sein krampfhaftes Würgen, als steckte ihm ein großer Knochen im Halse.

Als ihm die beiden Knaben vorgestellt wurden, bei welchen er das Pädagogenamnt antreten sollte, verbeugte er sich tief vor denselben, wobei der Stuhl, auf dessen Kante er saß, in ein bedenkliches Schwanken nach vorn gerieth.

Die leutselige Hausfrau suchte vergebens durch freundlichen Zuspruch ihn zu ermutigen. Er verbeugte sich nur immer, und als die Dame zuletzt das Gespräch auf die monatliche Entlohnung brachte, die man ihm anbiete, und einen Betrag nannte, der weit über die Erwartungen des armen Teufels hinausging — plaut! da kippte der Sessel wirklich vorn über, und der freudig Betroffene glitt blitzschnell hinter den Tisch hinab, wie ein Theatergeist in die Werfenkung. Ebenso blitz-

schnell tauchte er freilich wieder empor, und nahm seinen alten Platz auf der Kante des Stuhles wieder ein, und einen Moment schien er, mit dem Muthe der Verzweiflung um sich blitzend, sich der leisen Hoffnung hinzugeben, der kleine Zwischenfall sei vielleicht gar nicht bemerkt worden. Als ihn aber das Schmunzeln der erschrockenen Hausfrau und das laute Gelächter der Knaben vom Gegentheile überzeugte, sah der Aermste mehr todt als lebendig aus, was mich veranlaßte, der Vorstellung ein Ende zu machen und ihm durch Erheben vom Sisse das Zeichen zum Aufbruch zu geben.

Unter wiederholten tiefen Verbeugungen stieß er beim Fortgehen mit dem Hintertheil seines Leibes an einen Schrank, drehte sich verlegen um, stammelte ein unwillkürliches „pardon“ und fuhr instinctmäßig mit der Hand über die Stelle des glänzend polirten Möbels, an welche er gestoßen, als ob er sie rein wischen mußte von seiner Berührung...

Im Vorzimmer trat er dem Bedienten, der ihm den Ueberrod darreichte, auf die Zehen, so daß demselben ein halbblauer Schmerzensruf entfuhr, und ich mußte dem unglückseligen Jüngling unter den Arm greifen, um ihn fortzuführen, da er allen Halt verloren hatte und Miene machte, die Treppe hinabzufallen.

Mir blieb die ganze lächerliche Vorstellungsscene geraume Zeit in heiterer Erinnerung. Indessen kümmerte ich mich doch weiterhin nicht viel um das schüchterne Doctorchen mit dem lächerlich klingenden Namen. Ich hörte nur noch ganz zufällig, daß man recht wohl mit ihm zufrieden war, und daß man ihm alles mögliche Vertrauen schenkte, daß er aber seine Schüchternheit noch immer nicht ablegte.

Nicht lange hernach trat ich meine große Reise nach Brasilien an.

Sieben Jahre verstrichen, bevor mein Stern mich wieder in's Vaterland zurückführte.

Auf der Reise durch X. fand ich die große Stube des Gasthofes zur „Goldenen Sonne“ wimmelnd von Bürgerleuten, die beim Glase Wein in lebhafter Debatte begriffen waren.

So viel ich merken konnte, handelte sich's um einen Abgeordneten des Parlaments, welcher heute in dem Städtchen erwartet wurde, um vor seinen Wählern eine Rede zu halten und sich zu rechtfertigen. Dieser Abgeordnete hatte sich, wie ich aus den geführten Reden entnahm, zum „enfant terrible“ des Parlaments gemacht, war allgemein gefürchtet seiner Rücksichtslosigkeit wegen, der maßlosen und häufig ganz unparlamentarischen Aeußerungen wegen, mit welcher er die Minister in Wuth, und seine eigenen Parteigenossen in Verlegenheit setzte. Eine seiner letzten Ausschreitungen, die jeden nicht durch den Schilde der Volksvertreterschaft Gebedten vor die Gerichte gebracht haben würden, hatte einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen und sogar unter seinen Wählern so viel böses Blut gemacht, daß ein Theil derselben ihm ein Mißtrauensvotum zu senden sich bemüßigt glaubte. Das hatte ihn nun veranlaßt, eben diesen seinen Wählern seinen Besuch für den Tag anzukündigen.

Es wurde lebhaft hin und her gestritten. Die Einen bestanden darauf, man müsse den zügellos verwegenen Abgeordneten zur Niederlegung seines Mandates zwingen, die Andern meinten, es hätte doch auch seinen Nutzen, wenn es im ganzen Parlament mindestens Einen Mann gäbe, der kein Blatt vor dem Mund nähme und es dem Volke durch seine stenographirten Reden möglich machte, Dinge schwarz auf weiß im Zeitungsblatt zu lesen, die sonst kein Mensch im ganzen Reiche sagen oder drucken dürfte, bei Verlust seiner Freiheit oder gar seines Kopfes. —

Jetzt kam ein Wagen herangerollt und hielt vor dem Wirthshause.

„Da ist er! hurrah! da ist er!“ scholl es von allen Seiten. Wirth und Diener eilten dem Ankömmling entgegen.

Der Abgeordnete stieg aus dem Wagen und verneigte sich sehr leutselig-bescheiden, ja fast ein wenig links und verlegen, als seine Anhänger ihn mit einem lebhaften Hoch begrüßten. Er wich der Menge sichtlich aus und huschte mit einer gewissen ängstlichen Hast hinter dem Wirth her, der ihm auf seinen Wunsch ein Gemach im oberen Stockwerk anwies.

Die Züge und das ganze Wesen des Mannes erinnerten mich ein wenig — ich wußte nicht gleich an wen? Endlich besann ich mich: sie erinnerten mich an den von mir in das Haus des Banquiers eingeführten biedereren Privatgelehrten und Hofmeister.

Ich bemerkte dies meinem Tischnachbar, einem Bürger des Ortes, und nannte den Namen des Hofmeisters.

„Nein!“ rief dieser mit einem bedeutamen Lächeln; „es ist Le chevalier de Pimpelshausen! So steht es zu lesen auf seiner Visitenkarte. Denn er ist seit kurzem geabelt.“

„Mit jenem Privatgelehrten,“ sagte ich, „kann derselbe doch wohl auf keinen Fall identisch sein; denn der hatte nicht das Zeug in sich zum kühnen Parlamentsredner.“

Da lächelte der Nachbar wieder. „Der kühne Parlamentsredner von heute,“ versetzte er, „ist nichtsdestoweniger identisch mit jenem einstigen schüchternen Privatgelehrten und Hofmeister. Ich habe ihn selbst auch gar wohl gekannt in seiner früheren Laufbahn.“

„Der junge Mensch,“ fuhr er fort, „wurde allerdings von Jedermann für eine Null angesehen, belächelt und zum Theil sogar verhöhnt. Alle Welt vertraute ihm unbedingt, betrachtete ihn als ein schlechterdings willenloses, beinahe sächliches Wesen. Der Banquier

gab ihn seinen Töchtern auf kleinen Reisen als Begleiter und Tugendwächter mit, ja, hätte ihn unbedenklich in den Gemächern derselben schlafen lassen. Dies unbegrenzte Vertrauen auf seine Nullität begann aber den Menschen heimlich zu wurmen — und war es nun, daß der im Stillen an ihm nagende Aerger allmählig ihn völlig verwandelte oder nur seine wirkliche und ursprüngliche Natur zum Vorschein brachte, genug, es ist Thatsache, daß . . . nun, Sie werden es mir nicht glauben, aber es ist wirklich so, und der Teufel weiß, wie es zugeht, daß dieser junge Mann in demselben Hause, in welchem er beim ersten Besuch aus Schüchternheit vom Stuhle fiel, nach Jahresfrist die ganze Familie beherrschte, die Dienerschaft terrorisirte, seine beiden Eleven heimlich und öffentlich mit den kräftigsten Prüfen regalirte und schließlich — die älteste Tochter des Banquiers entführte! — Der Banquier machte nach einiger Zeit gute Miene zum bösen Spiel, und durch die reiche Mitgift des Mädchens wurde der arme Schluher zum vermöglichen Manne.

Was Naturfahre bei ihm war, das behielt er jetzt mit bewußter Absicht bei. Als er merkte, daß man ihn gerade seiner anscheinenden Bescheidenheit und Harmlosigkeit wegen, auf die Empfehlung der Wortführer und „faiseurs“ hin, die sich seiner als eines Strohmannes zu bedienen gedachten, in die verschiedensten Comités's und Commissionen wählte, stellte er sich noch zähmer und harmloser, und wenn er dann fest im Sattel saß, so lehrte er das Rauhe heraus, stürzte Diejenigen, die ihn gefürchtet hatten, und errang sich eine dominante Stellung.

Noch immer fand er welche, die sein scheues Wesen in Sicherheit wiegte, bis sie durch einen Zug ungeahnter Energie des Mannes, oft zu ihrem Schaden, überrascht wurden und merkten, daß hinter dieser schüchternen Unbe-

holfsenheit eine sehr willenskräftige und intrigante Natur sich berge.

Nun ließ er sich in's Parlament wählen.

Bei seinem ersten Debut als Redner wurde er ausgelacht und mußte abtreten. Jetzt erblicken die Minister auf ihren Sigen, wenn er die Tribüne besteigt, und nehmen, wenn er zu heftig gegen sie donnert, wohl gar Reihaus in's Büffet hinaus, versichernd, wenn man sie fragt, warum sie nicht hören wollten, was dieser Volksvertreter spricht, sie hörten es auch draußen deutlich genug . . .“

So der Nachbar. Jetzt mischten sich auch Andere in's Gespräch, und Einer gab noch eine ganz hübsche, bezeichnende Anekdote aus des Doctors Junggesellenjahren zum Besten.

Er galt als ein Tugendmuster und schien sich niemals an ein weibliches Wesen heranzuwagen. Als aber ein Freund ihn deshalb aufzog und ihn bald darauf bei seiner Geliebten, einer Tänzerin, einführte, geschah es, daß, als der Freund nach acht Tagen wieder bei der Tänzerin vorsprach, das Doctorchen den Kopf aus der Thür derselben streckte und in ihrem Namen jenen barsch abwies mit den Worten: „Fräulein X. ist heute für Niemand zu sprechen!“ —

Man lachte und der Eine verwies auf das Sprüchlein: „Stille Wasser sind tief“, der Andere citirte: „Er hat es fausibid hinter den Ohren.“ —

Ich ließ mir das Alles erzählen und notirte mir hernach den Raub vorläufig mit diesen paar Strichen in's Skizzenbuch.

Ich werde ihn im Auge behalten, diesen Ritter von Pimpelshausen, und mich gar nicht wundern, wenn mir der bescheidene, stille, anspruchslose Mann nach einigen Jahren als allvermögender Minister, oder an der Spitze eines revolutionären Volkshaufens, oder als gefürchteter Hauptmann einer großen Räuberbande in den Abruzzen begegnet.

## Galilei.

Gedicht von Johann Anzengruber.\*)

Florenz, wo noch kurz die Freude wohnte  
Und ihr lärmend leicht beschwingtes Heer,  
Florenz war verstummt und Schweigen  
thronte

In den heitern Hallen, bang und schwer;  
Stille Trauer füllte jeden Busen,  
Bang' Erwarten jedes Edlen Herz,  
Ihm, dem Hort des Friedens und der Musen,  
Ihm, des Volkes Vater galt der Schmerz.

Herzog Cosmo war erkrankt, kein Schimmer  
Süßer Lebenshoffnung lachte mehr,  
Freunde standen in dem Sterbezimmer  
Klagend, Aerzte rathlos um ihn her; —  
Sieh', da ward die Thüre aufgerissen  
Und vor's Lager, wo der Herzog schlief,  
Zu des hochverehrten Kranken Füßen  
Stürzt ein Greis und weint und schluchzet tief.

Aufgeschreckt von seinem leisen Schlummer,  
„Galilei,“ ruft der Herzog, „Du?“  
„Ich — ich bin es,“ spricht der Greis  
voll Kummer,  
„O verzeih' dem Störer Deiner Ruh'.“  
„Sag', was bringt Dich zu der ersten Stunde  
Aus dem fernen Padua zu mir?“  
„Fürst,“ versetzte der aus Herzens Grunde,  
Nichts, als daß ich sterben will mit Dir!“

„Kimmermehr,“ sprach Cosmo drauf voll  
Liebe  
Und umschlang des treuen Freundes Hals,  
„Leb' der Wissenschaft noch lang, dem Triebe,  
Der die Spur erhellt des Weltenalls,  
Hoher Ruhm, ich sag's, wird Dir einst  
strahlen; —  
Doch, daß Dich nicht reue Deine Treu',  
Flüchte vor des Kegerichters Krallen,  
Nur so lang ich athme bist Du frei!“

„Wie Planeten um die Sonne kreisen,  
Also kreist mein Herz um Dich, o Herr,  
Mögen sie von dieser Stell' mich reißen,  
Aber ich, ich weiche nimmermehr!“  
Und so war es, zu des Herzogs Füßen  
Saß der Treue dienend Tag und Nacht,  
Seines Freundes Leiden zu versüßen,  
Bis des Edlen Laufbahn war vollbracht.

Aber weh ihm nun! Nichts konnt' ihn  
retten,  
Furcht ob siegte seiner Feinde Hohn  
Und man führte ihn nach Rom, in Ketten,  
Vor des Inquisitors finstern Thron;  
Denn der Unglückselige, er lehrte  
Trotz der Kirche, trotz der Bibel Spruch,  
„Daß sich um die Sonne dreh' die Erde —“  
War das nicht genug zu Bann und Fluch?

Und vor Mönche, kalte Philosophen,  
Wahngenäht, umhüllt von Geistesnacht —  
Wehe ihm, da war kein Heil zu hoffen! —  
Vor dies Tribunal wird er gebracht.  
Abzuschwören zu der Kirche Ehre  
Heißt man ihn sein giftig Heidenthum,  
Abzuschwören seine Kegerlehre,  
Kniend auf das Evangelium.

Wohl beschwört er, was ihm hehr und theuer,  
Daß die Wahrheit sei, was er gelehrt.  
Doch die Richter drohen ihm mit Feuer,  
Drohen ihm mit Martern, unerhört, —  
Da — da saßt ihn Grau'n vor jenen  
Flammen,  
Ganz betäubt, erliegend der Natur,  
Sinkt der Greis, der schwache Greis zusammen,  
Ach — und sammelt den unsel'gen Schwur.

Aber kaum noch war sein Wort verklungen,  
Da besiegt die Scham, was ihn entmannt,  
Und schon ist er wüthend aufgesprungen,  
Stampft den Boden, knirscht und ballt die  
Hand. —  
„Sie bewegt sich doch!“ schreit er, „Ihr  
Thoren,  
Werft mich auf den Scheiterhaufen hin,  
Schönde Lüge war, was ich geschworen,  
Sie bewegt sich doch, so wahr ich bin!“

Und als hätte er durch diese Worte  
Aufgeschlossen sich das Paradies,  
Freudig ging er durch des Kerkers Pforte,  
Freudig in das schaurige Verließ.  
Freundestreu, Wissenschaft und Wahrheit  
Hatten ihn des gold'nen Lichts beraubt —  
Wohl dem Herrlichen, in ew'ger Klarheit  
Strahlt ihr Kranz um sein unsterblich Haupt!

\*) Vater des berühmten Dichters Ludwig Anzengruber, geboren zu Weng in Oberösterreich 1810, gestorben als Ingrossist der Hofbuchhaltung zu Wien 1844. Aus diesem Jahre stammt auch obiges Gedicht.

## Eine Erinnerung an Oberammergau.

Von H. G.

Sengend heiß schien die Sonne auf die weite Ebene nieder, auf welcher sich München ausbreitet. Glühend senkten sich ihre Strahlen auf das hohle, erzene Haupt der Bavaria und auf die dahinter sich erhebende Ruhmeshalle, deren Büsten sich so blendend von der Rückwand abheben wie einst vielleicht die Köpfe ihrer Originale von ihrer Umgebung. Die Fremden, die in diesem Sommer noch mehr als gewöhnlich die weiten, öden Plätze und menschenleeren, schönen Straßen der kunstfertigen Hofstadt belebten, flüchteten, nachdem sie ihr Pensum im Anschauen und Bewundern der Sammlungen und Kirchen abgefertigt hatten, in die kühlen Hallen oder schattigen Gärten der Labe-Anstalten, wo Gambinus die Honneurs machte.

Auch wir waren solche, mit rothen Büchern bewaffnete Vergnügungs-Arbeiter, die müde und abgehetzt, mit schmerzenden Augen und gedankentrumpfen Köpfen auf eine Bank niederfielen und nach kühlem Naß riefen.

Als unsere Lebensgeister einigermaßen erfrischt und wir wieder denkfähig geworden waren, war das Erste, was wir einstimmig beschlossen: „Wir bleiben keinen Tag mehr in München.“ Zwar sollte die Fahrt nach Ober-Ammergau, zu der wir die Karten bereits in der Tasche hatten, erst Samstag früh von Statten gehen, aber das sollte uns nicht abhalten, schon am nächsten Tage den übrigen Pilgern ein Stück vorauszuweichen. Der Freitag Morgen sah uns demnach bereits auf den blaugrünen Bogen des Starhemberger Sees, an dessen beiden Ufern abwechselnd unser Dampfer anlegte,

an den schönsten Punkten einzelne Touristen absetzend und Landleute mit Körben zur Weiterfahrt aufnehmend. Friedlich und ruhig ging es heut auf dem Schiffe her, man konnte sich seinen Platz wählen und auf und abgehen — morgen sollte es anders werden.

In Seeshaupt angekommen, freuten wir uns der frischen Luft und des saftigen Grüns, mehr aber noch der idyllischen Ruhe, die uns nach den bewegten Tagen so unendlich wohl that. In dem am Ufer gelegenen Gasthause waren nur wenig Gäste, da gab's kein Gasten und Giten, und ruhig plaudernd saßen junge Mädchen im Garten und wanden grüne Kränze für die nahe Sebanfeier, die damals zum ersten Male stattfinden sollte, denn man schrieb 1871. Unter einem schattigen Baume in einem Rollstuhle saß, den Kranzwinderinnen zusehend, ein noch junger Mann, dem man keine Krankheit ansah, der aber dennoch weder gehen noch stehen konnte. Er war, so erfuhren wir, ein ziemlich beliebter Opersänger am Anfange einer vielversprechenden Carrière, hatte bei Gelegenheit einer Gastvorstellung aus Mangel an Localkenntniß beim Uberschreiten der dunklen Bühne eine offene Versenkung nicht beachtet, und machte einen Sturz, durch den er sich eine Verletzung des Rückgrats zuzog. Hier am Ufer des herrlichen Sees in starker Landluft hoffte er wohl auf Kräftigung und Genesung.

Nachdem wir unser einfaches Mahl eingenommen, durchwanderten wir das nette Dörfchen und lagerten uns hinter demselben in's duftige Gras, von

wo aus wir über Wiesen, Felber, Gärten und Wälder nach den blauen Bergen blicken konnten, in die wir am nächsten Tage eindringen sollten. Es war ein unvergeßlich schöner Tag! Wie bringen sich doch die meisten Reisenden durch das Vorwärtsstürmen und Hetzen von einem Orte zum andern um allen Genuß, so daß das alte Citat: „Welche Lust gewährt das Reisen —“ oft wirklich wie pure Ironie klingt. Auf jeden bewegten Reisetag sollte ein ruhiger, beschaulicher folgen, dann bliebe man frisch und empfänglich. Leider gönnt man sich selten solchen Luxus an Zeit und Geld.

Eine herrliche Abendfahrt auf dem See und ein köstliches Frühstück angefaßt des grünen, leicht geträufelten Wasserspiegels, über dem noch, wie der Hauch der Jugend, ein leichter Morgennebel lag, war uns noch beschieden; dann — kam die Fluth heran. Im Hofe des Gasthauses und auf den Plätzen rings herum hatten sich nach und nach vierrädrige Transportmaschinen aller Formen und Größen versammelt: Leviathanartige Omnibusse, vorfrontfluthliche Stellwagen, schwerfällige Familienkutschen und leichte Blauenwägelchen. Es war, als wären längst begrabene und vergessene Behikel wieder auferstanden, um ihre leeren Bäuche der Menge zur Verfügung zu stellen, die auf den nahenden Dampfern eben baherschwamm.

Die Schiffe legten an und halb war die kleine Erhöhung, worauf unsere friedliche Herberge lag, von einem bunten Schwarme bedeckt. In allen Sprachen und namentlich in allen deutschen Dialekten schrie und plauderte es durcheinander; die Einen liefen auf die Wagenburg zu und suchten sich einzelner Gefährte zu bemächtigen; Andere, die gleich uns ihre Entoutcas-Billets und damit ihre Plätze in den Omnibussen gesichert hatten, ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, bevor sie die lange, heiße Fahrt

antraten, sich durch ein zweites Frühstück zu stärken. Es war ein Treiben, das wohl der Mühe lohnte, beobachtet zu werden; dort das Feilschen um die Fahrgelegenheiten, hier das Rufen nach Speise und Getränk. Im Gasthause war Alles was Hände und Füße hatte thätig beim Bedienen der Gäste; selbst die kleinen Mädchen, die in der Gartenlaube die Kränze gewunden hatten, ließen diese unferlig liegen und wurden zu Bierträgerinnen; der kranke Sänger in seinem Rollstuhle aber sah wehmüthig lächelnd von ferne dem interessanten Wirrwarr zu. Auch wir hatten uns daran ergötzt, suchten aber nun den uns angewiesenen Omnibus auf, um uns die bequemsten Plätze darin zu sichern, bevor die Uebrigen herankamen. Der schon jetzt heiße Kasten konnte 18 bis 20 Personen fassen, eine entsetzliche Wahrnehmung bei der herrschenden Schwüle. Die Passagiere fanden sich denn auch vollzählig ein, man schmiegte und drängte sich an einander, so gut es ging und die ganze Wagentaravane setzte sich in Bewegung.

Einige Griesgrämlinge wollten über die Hitze und das Eingepferchtsein zu schimpfen anfangen, die gutgelante Majorität jedoch lachte sie nieder und machte schlechte Witze über alle Unbequemlichkeiten, so daß endlich auch Jene sich mit Ruhe und Heiterkeit in ihr Schicksal ergaben, und schon in der ersten halben Stunde die Gesellschaft mit einander ganz bekannt war. Diese bestand aus den verschiedensten Elementen, wovon mir nur noch Einzelne erinnerlich sind. So z. B. zwei Russen, ein preussischer Hauptmann, ein alter Erzbedienter sammt Caplan, eine dicke Münchner Bürgerfrau sammt Proviantkorb, ein magerer Herr aus Sachsen, ein junger, trotz moderner Cravatte und zugewachsener Tonsur von uns als Geistlicher erkannter Erzzieher aus hohem Hause und eine sehr lebhaft und geistreiche Dame, die sich später als bekannte Schriftstellerin ent-

puppte. Langsam nur, wie es bei dem schweren Wagen und der meist steigenden Straße nicht anders zu erwarten war, kamen wir vorwärts. Die Sonne brannte auf das Dach unserer Arche, als wollte sie das Kunststück aufführen, Holz zu schmelzen und wir drinnen wischten den Schweiß von der Stirne, entlebigten uns, so weit der Anstand es erlaubte, aller überflüssigen Kleidungsstücke und betrachteten mit sehnächtigen Blicken die an der Straße sich hinziehenden, bald vor, bald zurücktretenden Wälder, die uns, unerreichbaren Traumbildern gleich, Kühle und Schatten vorzugaukeln schienen. Aberthalb Stunden mochte die heiße Fahrt gedauert haben, da machte der erste Wagen Halt und gab so das Signal zum allgemeinen Stillstande. „Was gibt's?“ frug man; doch im nächsten Augenblicke ließ das Haus, in dessen Thüre der dicke Wirth mit schäumenden Bierkrügen in den Händen stand, keinen Zweifel mehr übrig. Auf gingen die Thüren und Wagenschläge und die durstige Menge stürzte auf den schmunzelnden Wirth zu. Nur unsere dicke Münchnerin ließ sich einige Krügel in den Wagen reichen und kramte ihren Proviant behäbig aus. Nach einer Viertelstunde waren des Wirthes Krüge leer und seine Taschen gefüllt. Vergnügt lüstete er sein Köppchen und dachte wohl: „Na, mir is recht, aber ich wollt' da nit mitthun,“ als er uns die heißen Matzerlaffen besteigen sah.

Noch zwei bis dreimal wiederholte sich diese Scene, eh' wir die Mittagstation Murnau erreichten, wo wir wie ein Heuschreckenschwarm einfielen und Jeder, so gut es anging, einen Platz an der Wirthstafel und etwas Eßbares zu erlangen trachtete, während die kluge Münchnerin bequem im Garten saß und an ihren Borräthen, die unererschöpflich schienen, zehrte. Heiter und scherzend hielten indessen die kleinen Omnibuscolonten zusammen und die Energischeren halfen den Unbeholfenen

und Schüchternen so aufopfernd, daß schließlich Alle befriedigt wurden.

Wir hatten nun die Hälfte des Weges von Seeshaupt bis zu unserem Ziele erreicht, doch war damit nicht der beschwerlichere Theil überwunden. Von Murnau an beginnt das eigentliche Gebirge. Die Loisach und später die Ammer kamen von den Bergen herab und begleiteten uns streckenweise mit wildem Rauschen oder sanftem Gemurmel; die größeren Berge kamen näher und näher und kündigten sich durch frische, würzige Lüftchen an, die ab und zu unsere heißen Stirnen kühlten. Endlich standen wir vor dem Ettaler Berge.

„Aussteigen!“ erklang es die Wagenburg entlang, und Alt und Jung, bür und dick mußten die Wagen verlassen, die, vollständig leer, zwei Paar Pferde kaum hinaufzuziehen vermochten.

Die dicke Münchnerin seufzte tief und der preussische Officier, welcher noch an den Folgen einer Fußwunde litt, weigerte sich auszustiegen, begann sogar darüber einen Streit mit dem sehr kurz angebundenen Kutscher, der unangenehm zu werden drohte — doch ohne Erfolg. Er mußte sich eben fügen trotz des preussischen Siegesbewußtseins.

Der Aufstieg auf der meist dem Felsen abgerungenen Straße, an deren einer Seite die Bergwand ragt, während man auf der andern in tiefer, waldbiger Schlucht die Wasser niederbrausen hört, nahm fast eine Stunde in Anspruch und mochte so manchem der älteren und unbehilflicheren Reisenden eine schwere Aufgabe gewesen sein. Es war eine bunte Menge, welche die zum Glück schattige Straße hinaufstieg. Damen in hochgeschürzten Kleidern, Herren, die sich ungenirt des lästigen Rodes entlebigt hatten, Geistliche in schwarzen und weißen Kutten, Landleute, echte und costumirte Gebirgsjäger — Alles wogte durcheinander und athmete tief auf, als man die Hochebene erreicht hatte, wo rechts



die schöne Kirche und das ehemalige Benedictinerkloster, links das Wirthshaus der Reisenden Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Wir wandten uns zuerst dem Kloster zu und traten in die kühlen Säulengänge der Kirche, deren hohe und mächtige Kuppel und herrliche Fresken Zeugniß gaben von dem Walten eines reichen und kunst sinnigen Ordens, dessen einstiges „Heim“ jedoch, wenn ich nicht irre, jetzt in ein großes Brauhaus umgewandelt ist.

In dem Bewußtsein, das Ziel bereits ganz nahe zu haben, labte man sich auf Bänken und Rasen sitzend in der heitersten Stimmung an Bier und Gebirgsluft und gratulirte sich, die Beschwerden der Reise alle hinter sich zu haben. Der magere Sachse aber meinte: „Hören Sie, meine Herrschaften, morgen werden wir auch noch viel Vergnügen auszustehen haben!“

In weiteren Dreiviertelstunden waren wir in Ammergau, dem kleinen, stillen Gebirgsdorfe, das wie ein langer Streifen in dem von der Ammer durchströmten Thale liegt, übertragt von bewaldeten Bergen, deren einzelne Spitzen förmlich neugierig zwischen seine Häuser hinab zu blicken scheinen.

Neun Jahre lang bleibt das von einem stillen, aber industriösen Völklein bewohnte Dertchen wie verschollen und vergessen, im zehnten Jahre aber erwacht es plötzlich zu riesiger Thätigkeit und tritt aus seiner Verborgenheit hervor.\*) Sein Name geht durch alle Zeitungen, ist in Jedermann's Munde und Tausende von Menschen pilgern dahin. Mag es zusehen, wie es die vielen Gäste beherbergt.

Wohl kann man sich vorstellen, daß am Samstag-Abende jeder Winkel in den Häusern, jedes Eckchen in den

Gärten occupirt ist, trotzdem viele der Zugereisten Unterkunft in Unter-Ammergau und Ettal suchen müssen.

Dank sei es abermals unserer Münchner Karte, wir brauchten für unser Nachtlager nicht zu sorgen, sondern suchten bloß nach Anweisung das bezeichnete Häuschen auf, wo wir von der Eigenthümerin, einer Witwe, sehr freundlich empfangen wurden. Ihre Tochter, die Darstellerin der Martha, that ihrem Namen alle Ehre, indem sie für unsere Bequemlichkeit sorgte, so gut es eben bei den einfachen Verhältnissen des Hauses anging.

Die noch übrigen Abendstunden verbrachten wir damit, den Ort anzusehen, der einzelne, sehr originell bemalte Häuser aufwies, kauften in der Niederlage des Herrn Lang, recte Bilatus, einige nette Schnitzereien und versuchten es endlich, in einem der beiden größeren Gasthäuser einen Abendimbiß zu erlangen, was uns nur nach großer Anstrengung gelang, denn Küche und Ausschank waren von einer hundtrocknen Menge belagert und das Warten auf Bedienung war völlig aussichtslos.

Des Lärms und Tumults müde, suchten wir sobald als möglich das Häuschen unserer sorgsamen Martha wieder auf, wo wir alle Winkel belegt und besetzt fanden. Unten in der Stube auf der Ofenbank hatte sich ein junger geistlicher Herr hingestreckt und als wir auf einer Art Leiter in den oberen Stock hinaufgeklettert waren, fanden wir den Vorplatz vor unseren zeltenartigen Stübchen bereits von Schläfern besetzt. Das Meine war so klein, daß nebst dem ganz einfachen aber sauberen Bette nur noch ein Stuhl und Tisch darin Platz fand.

Ein Spiegel war im ganzen Hause nicht vorhanden, er wurde, als ich darnach verlangte, auswärts aufgetrieben; gewiß ein Zeichen großer Bedürfnislosigkeit unter einem Dache, wo zwei Frauen wohnten.

\*) Diesmal hatte der deutsch-französische Krieg die Verlegung des Passionsspiels auf das Jahr 1871 zur Folge, da die Darsteller der Hauptrollen in's Feld ziehen mußten.

Durch die dünnen Bretterwände rechts und links wäre mir wohl Gelegenheit gegeben worden, manches Bruchstück eines Touristengesprächs zu erlauschen, doch machte Müdigkeit mich taub und gleichgiltig für Alles, außer für die etwas zu hoch schwellenden Polster meines Lagers. Auch ward es sehr bald ruhig; Hausleute und Fremde versanken in Schlaf, denn dieses Tages Last war groß gewesen und morgen mußten wir ja noch sehr viel Vergnügen ausstehen, wie der alte Sachse gesagt hatte.

\* \* \*

Am andern Morgen hätten mich gewiß die Böller geweckt, die, in den Bergen widerhallend, den Anbruch des festlichen Tages verkündeten, hätten das nicht schon früher meine Nachbarn besorgt. Schnell in die Kleider schlüpfend, stieg ich die leiterartigen Stufen in's Erdgeschosß hinab, wo uns unsere Hausfrau einen sehr dünnen Kaffee bereit hielt. Mußte doch heut die vorhandene Milch in Ammergau ungewöhnlich viel gewässert werden, damit das Wunder der Brode und Fische zu Stande gebracht werde.

Die sorgsame Martha war nicht zugegen, sondern bearbeitete wohl bereits Bart und Haarschmuck des Heilands, dessen Pflege ihr besonders anvertraut war, wie ihre Mutter uns ganz stolz erzählte. Der herrlichste, sonnigste Tag begrüßte uns, als wir in's Freie traten und überall wimmelte es von Fremden, denn nun waren auch noch Jene, die in den Nachbarorten die Nacht verbracht hatten, hinzugekommen. Seltfam costumirte Kinder, halb schon Bewohner von Jerusalem, halb noch Ammergauer, die ihren Eltern entlaufen zu sein schienen, bevor die Metamorphose complet war, kamen uns entgegen und zwängten sich neugierig zwischen den Fremden durch. Die Letzteren aber zogen jetzt in dichtesten Schaaren zum Theater, das am Ende des Dorfes gelegen war, um

dessen sehr rusticalen Zuschauerraum in Besitz zu nehmen.

Die Bühne bestand aus einem weiten, langen Bordertheile und einem in drei Abtheilungen geschiedenen Sintergrunde, dessen Seiten durch zwei große Thorbogen Straßen von Jerusalem sehen ließen, während der Mitteltheil eine Bühne mit Coulissen und Vorhang zeigte, welche von den mit Balconen versehenen Häusern des römischen Landpflegers Pilatus und des Oberpriesters Annas flankirt ward. Auf dieser Bühne spielten sich all' die Scenen ab, die in geschlossenen Räumen vor sich gingen, auch diente sie zum Rahmen für die lebenden Bilder des alten Testaments, die jedem Theile des Neuen vorangingen. Der breite Raum des Vordergrundes aber war der Schauplatz der großen Volksscenen und zugleich auch Stand des Chores, der die Zwischenpausen singend ausfüllte. Der Orchesterraum lag tiefer unten und hinter demselben breiteten sich die wohlfeileren Sitze aus, deren Eigenthümer ebenso wie die Personen auf der Bühne eventuell den Sonnenstrahlen wie dem Regen preisgegeben waren. Die sogenannten Logen sitze stiegen ringsum amphitheatralisch empor und waren durch ein Dach geschützt.

Wir hatten die unseren auf den höchstgelegenen Bänken, deren primitive Formen durch rothe Tücher nur sehr unvollkommen verhüllt waren, und übersahen von dort nicht nur vortrefflich die bunte Menge zu unseren Füßen und die Bühne, sondern hatten auch noch drüber hinweg den Ausblick auf die grünen Berge, welche das Bild auf so wahrhaft malerische Weise schlossen, daß es mir stets unvergeßlich bleiben wird.

Die Vorstellung begann um 8 Uhr mit einer Art Ouverture, worauf von beiden Seiten der Chor erschien, im Vordergrunde sich in einem Halbkreise aufstellend. Die Sänger, 16 bis 18 an der Zahl, waren alle gleich geklei-

bet in blauen Untergewändern, weißen Chorknaben, großen Mänteln und einem Diadem von Gold. Nur an den kurzen oder langen Haaren unterschied man die Jünglinge und Mädchen, in deren Mitte der Chorführer, ein reiferer Mann, alle um einen Kopf überragte. Als der Gesang, soviel ich mich erinnere, eine Vorbereitung zu dem, was folgen sollte, beendet war, zogen sich die Sänger zurück und auf der Bühne in der Mitte zeigten sich die ersten Menschen, umringt von Pflanzen und Thieren des Paradieses, eine Gruppe, die trotz der damals noch nicht gebrauchten Feigenblätter durchaus weder etwas Frivoles noch Lächerliches hatte. Mir ist heut noch das Prachthaar Eva's gegenwärtig, das die ganze Gestalt wie ein Mantel umfloß.

Und nun begann die eigentliche Passionsgeschichte mit dem Einzug in Jerusalem. Aus dem Hintergrunde der einen Straße drängt die Menge, Kinder, Weiber und Männer Hosannah singend und Palmenzweige schwenkend, vorwärts. Auf der Eselin reitend wird die traditionelle Gestalt des Heilands sichtbar; ihm folgend die Schaar der Jünger, eine Collection der interessantesten Charakterköpfe. Deutlich erkennt man die oft auf Bildern gesehenen Gestalten des Petrus, Johannes und Philippus. Nur Judas hat eine Physiognomie, deren Gutmüthigkeit unverwundlich zu sein scheint und mit dem Charakter, den er darstellt, nicht recht in Einklang zu bringen ist. Jetzt kommt der Zug auf den Vordergrund zu, wo auf der Mittelbühne der Vorhof des Tempels mit den Verkäufern und Geldwechslern sich darstellt, lebhaft gemahnend an die Kirchenfeste von heut. Christus steigt ab, tritt unter die Feilschenden, spricht die bekannten Worte: „Mein Haus ist ein Bethaus“ 2c. und stößt mit einer ruhigen aber energischen Bewegung einen der Tische um, daß das Geld klirrend zu Boden fällt. Dieser einzige Zug, der so vortheilhaft von den Darstellungen dieser Scene, wo

der Heiland meist wie ein Wüthender mit einem Knüttel um sich schlägt, abweicht, nimmt jeden denkenden Zuschauer für sich ein und bringt das Publikum in die richtige Stimmung für das Folgende. Dieses einzeln zu schildern gericht es mir an Raum und an Gedächtniß. Ich kann nur constatiren, daß es Scenen gab, wo wenig Augen trocken blieben, sowie Jesu Begegnung mit seiner Mutter auf dem Wege nach Golgatha, und solche, die man mit der größten Spannung verfolgte, sowie die Verhandlung im Synedrium, wo die lebhaften Reden und Gegenreden unter dem Vorsteh des ausgezeichneten Darstellers des Kaiphas die Zuhörer ganz der Gegenwart entrückten. Den Höhepunkt des ganzen Spieles jedoch bildete die Kreuzigung. Welch' ein Bild! Der plastisch vollendete Körper des Heilands auf dem Kreuze, die beiden Schwächer weit überragend, unter demselben Maria und Johannes und der die Execution commandirende römische Hauptmann, eine wahre Prachtgestalt. Die unruhige, theils von Haß, theils von Mitleid erregte Menge von Kaiphas und den Pharisäern zur Wuth gegen ihn higt, der hilflos dort am Kreuze hängt und nur von Zeit zu Zeit die Lippen öffnet, um die bekannnten denkwürdigen Worte zu sprechen, die trotz der Bemühungen der Aufwiegler ihre Wirkung auf das Volk nicht verfehlen. Im Vordergrund die um die Kleider wüthenden Knechte — überall Bewegung, Lärm und doch, man könnte sagen, geordneter Wirrwarr, der plötzlich verstummt, als der Gekreuzigte sein Haupt neigt und spricht: „Es ist vollbracht!“

„Wie der Mann sich nur in der unbequemen Stellung so lang erhalten kann —“ sagte ein Herr neben mir und ein Anderer fügte hinzu: „Hat es auch lange genug einüben müssen — der arme Mayer — am Anfange hielt er es nicht drei Minuten aus und nun hängt er bereits,“ die Uhr

ziehend, „zwanzig Minuten.“ „Ja, ja, Uebung macht den Meister!“

Noch heut kann ich es den Beiden nicht verzeihen, daß sie mit ihren profanen Worten meine erhobene, andachtsvolle Stimmung störten.

Die nächste Scene stellte die Kreuzabnahme vor. Nicodemus und Joseph von Arimathia fordern ihr Recht auf den Leichnam des Gekreuzigten und dieser wird mit der größten Zartheit vom Kreuze herabgenommen und in den Schooß der weinenden Mutter gelegt. Hier hätte das Spiel, so dünkte ich, ein Ende nehmen sollen; — was noch folgte: Die Auferstehung, Erscheinungen Jesu und die Verklärung, erhöheten nicht mehr den Eindruck, sondern schwächten ihn vielmehr ab. Dennoch blieb er noch immer ein gewaltiger. Viele waren zu Thränen gerührt, Viele im Innersten bewegt; selbst die Skeptiker und Spötter verstummten, als nach der vollkommen würdigen Darstellung des heiligen Dramas die Menge das Theater verließ. Mir selbst blieb eine Erinnerung, die mich alle Mühsale der Reise, allen Mangel an Comfort vergessen machte und mich heut noch mit freudiger Genugthuung erfüllt.

In diesem Jahre ist nun abermals Ammergau lebendig geworden. Es haben die Schauspieler und Sänger bereits seit Monaten ihre Arbeit begonnen und wurden die Darsteller der Hauptrollen schon lange vorher durch das, das ganze Spiel leitende Comité gewählt. — Auch das Theater soll überbaut und verschönert worden sein und die Eisenbahn ist dem berühmten Dörfchen näher gerückt. Der Weg von Murnau aber muß doch noch zu Wagen zurückgelegt und der Ettaler Berg zu Fuße bestiegen werden und das ist gut, es kommen dadurch die herrlichen Gegenden des bairischen Gebirges zur Geltung und man wird durch die idyllische Fahrt für die Vorstellung der Leidensgeschichte Jesu viel besser und heilsamer vorbereitet, als wenn man sich vom Bahnhofe in Ammergau stracks in's Theater begeben könnte, denn Gines ist unbestritten: Die gewöhnliche leichte Reifestimmung paßt nicht zu dem, was man in Ammergau zu sehen bekommt; ein Hauch von Poesie und Weihe muß das Gemüth durchzittern, dann erst bietet es reinen ungeführten Genuß.

## Idyllisches.

Von Heinrich Moë.

Der tyrrhenische oder toskanische Archipel besteht aus einer Anzahl von Bergoberflächen, die, je in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen, aus dem Meere emporragen. La Capraja, Gorgona, Elba, Corsica, sind die Hochflächen und Spitzen solcher unterseeischer Gebirge. Wundervoll ist der Anblick derselben und es möchte in Europa wenig schönere Vertikalitäten geben, als den Strand von Pianbino mit dem nahen Elba, dessen Berge so blau aus dem Gemoge aufsteigen, als die Fluth selbst erscheint.

Die höchste der Bergspitzen Elba's, der Monte Capanne, ist freilich nicht gar hoch, da sie nur etwa viertausend Fuß mißt, aber ihr schlanker Aufbau läßt sie sehr stattlich erscheinen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß diese viertausend Fuß im Ernste genommen werden müssen, weil sie aus dem Meere selbst sich emporheben und nicht, wie etwa bei unseren Bergen, gleich ein Drittel für die Höhe des Piedestals oder Sockels abgezogen werden muß. An dieser schönen Granitsäule sammeln sich die Dünste des

Meeres, gleich wie auf anderen hervorragenden Klippen die weißen Seevögel rasten.

Vor einigen Jahren befand ich mich in der kleinen Hauptstadt der Insel, Porto Ferrajo. Oft schaute ich nach dem steilen Granitberge aus und immer mehr wuchs mir der Trieb, von seiner Höhe aus die Weite der Meere und die Höhe des Apennins auf dem Festlande zu betrachten. Die Absicht wurde fortwährend durch den Plan vereitelt, nach Monte Cristo zu fahren, welches durch den famosen Roman, den ich vor Jahren in der Kirche und unter der Schulbank las, eine unvergeßliche Jugenderinnerung geworden ist. Ich wollte die Schatten des wunderbaren Grafen verfolgen, gleich wie ich zu anderer Zeit nach Toboso gepilgert bin, um die Heimat einer Bauernbirne zu sehen, welche nie gelebt hat. Aber — den Göttern sei's geklagt — ich konnte nie nach Monte Cristo gelangen. Dampfschiffe landeten dort nicht und die Benützung von Barken erschien aus zwei Gründen bedenklich.

Erschlich kostete solche eine Menge Geld, Einschiffung von Mundvorrath und Ausrüstung mit mancherlei Gegenständen und alsdann begann die Jahreszeit — es war schon Spätherbst — allgemach unsicher zu werden. Trat beispielsweise in der Zeit, in der wir mit der Barke Monte Cristo verlassen wollten, Tramontana ein, so konnten wir nicht nach Elba zurückkehren, waren — Aeolus weiß, auf wie lange — auf das unbewohnte Eiland verbannt und konnten zwischen den Trümmern seines Klosters dürsten und hungern.

Statt dieses Ausfluges wurde die Ersteigung des Monte Capanne beschloffen, zur höchsten Genugthuung der Honoratioren, von denen selbstverständlich noch nicht einem Einzigen ein derartiger Spaziergang jemals im Traume eingefallen war. Denn die Signori von Porto Ferrajo machen es

wie alle Italiener. Wenn sie sich Bewegung machen wollen, so gehen sie auf den Platz, wo Alles zusammenkommt, vielleicht auch auf die Marina, einen breiten Weg zwischen alten Festungsmauern und dem Meer, wo man die Schiffe ankommen sieht und jeden Abend der Vaporino, ein winziger Dampfer, der die Verbindung mit Piombino vermittelt, landet. Dort sieht man an schönen Tagen die feine Welt, mitunter auch die Bagnosträflinge in ihren rothen Jacken, die unter Rettengelkirt von irgend einer Arbeit in ihre Kerker zurückgeführt werden und unter denen Mancher sich befindet, der sein vollwichtiges Duzend Mordthaten in den Acten auf seine Rechnung vorgetragen findet. Die Honoratioren, die ihre schönen Lackkiesel stündlich auf dem Plage zeigten, fanden meinen Entschluß über die Maßen lobenswerth und der Apotheker, vor dessen Bude sie sich zu versammeln pflegten, und der einen Anflug von botanischen Kenntnissen über die Pflanzen seiner Insel besaß, belehrte mich über den einzuschlagenden Weg.

So verließ ich das Städtchen mit seinen hohen Häusern und seiner unebenen Piazza an einem Mittwoch. Das Nachquartier sollte an der Marina di Marciana genommen, am nächsten Tage der Berg bestiegen und nach Porto Ferrajo zurückgekehrt werden.

Zunächst schritt ich dem Val San Martino zu, wo Napoleon Elba regierte, nachdem er die Welt beherrscht hatte. Jenen Weg durch die grünen Wälder, wo Eichen und Erbeerbaum, Terebinthen und Myrten stehen — jenen Weg des Overtages, den ich in meinem „Italienischen Seebuch“ beschrieb, ließ ich zur Linken. Ich will aus jener Beschreibung hier nur wiederholen, daß keine Gegend im ganzen Mittelmeerbecken, die ich gesehen habe, sich an Schönheit des Wachstums mit diesem Eiland vergleichen läßt, wohin unter tausend Italia-Fahrern sich Einer verirrt.

Was an wohlthätigen Einrichtungen und nützlichen Anstalten auf der Insel vorkommt, ist auf die neunmonatliche Regierung des „corfischen Ungeheuers“ zurückzuführen. Der Imperator wurde vom Volke auf den Händen getragen. Es ist gewiß die schönste Zeit seines Lebens gewesen. Hier lebte der große Mann nur dem Wohlergehen und Glück Anderer.

Der Nachmittag war warm und ich rastete in der Nähe seines Landhauses an einem hellen Bach, im Schatten einer Korkeiche. Rings herum standen hohe Opuntien als Bäume und über ihre Stacheln hinweg sah ich die Früchte und Blüthen der Citronenbäume im Garten. Als bald ermahnte mich die Einbildungskraft, an's ferne Morgenland zu denken.

In Buddhas heiligen Büchern steht geschrieben:

„Von Natur gleicht der Mensch einem Betrunknen. Er ist von Leidenschaftlichkeit geblendet, zum Uebermaße geneigt und bedenkt weder die Unbeständigkeit, noch das Elend, noch die Nichtigkeit alles Seienden. Der erste Schritt zur Vollendung ist die Erkenntniß, daß nichts beständig, also auch weder begehrenswerth noch beklagenswerth sei.“

Hier ist eine Anmerkung zu dem Spruche des Weisen zu lesen. Sie besteht in zwei Worten: Elba, Waterloo.

Eine Leidenschaft, die aus diesem Paradiese auf das Schlachtfeld führt, ist den unheilvollsten Krankheiten beizuzählen. Es muß immer wiederholt werden: unsere Erzieher, unsere Schriftsteller müssen auf die „Jbllirung“ der Menschheit bedacht sein. Man soll die zahllosen Freuden der Beschauung, die Herrlichkeiten der ewigen Natur, die Schmerzen der Leidenschaften, die Thorheiten der Genußsucht unablässig predigen.

Allenthalben muß die Freude am Kleinen, am Alltäglichen, an dem gewedt werden, was wir in unserer Stumpfheit schon für selbstverständlich

halten. Statt der Nibelungen lese man die *Georgica*, statt —. Doch, solche Bemerkungen sind widerwärtig in einer Zeit, in der das Jbll als langweilig gilt und der Mensch, der nicht nach Habe und Macht trachtet, dem Gespött verfällt. —

Am Abend war ich in der kleinen Osteria und verspeiste einige gebratene Sardinen. Weißer Wein der Insel in irdenem Krug war der Trank. Herinnen glühten die Kohlen unter dem Kof und draußen lag über den zackigen Vorstafeln des Capanne wie im Meere Vollmondschein. Ich setzte mich vor die Thür und überließ mich allerlei Träumereien über die abenteuerlichen Geschichten der Insel, von denen manche als Märchen in ihren Schluchten verborgen liegen, wie die tiefen Schatten im Geklipp dort neben dem grellen Mondlicht. Aus den Geschichten von Elba ließen sich phantastische Erzählungen schaffen. Zu allen Zeiten waren hier merkwürdige Zustände und Begebenheiten. Einmal waren die Elbaner Wilde, wie heut zu Tage die Bewohner des Feuerlandes oder Neu-Caledoniens, ja, sie besaßen, wie Herrn Foresti's Museum zu Porto Ferrajo beweist, noch weniger Hilfsmittel zur Erwerbung ihres Unterhaltes, als diese. Ihre Angelhaken bestanden aus Feuersteinen, welche durch die Arbeit von Generationen gekrümmt und ausgegliffen wurden. Wie müssen späterhin, als die Hellenen dieses Eiland Aethalia, das „brennende“ hießen, seine Hochöfen in die Nacht des Meeres hinausgelauchtet haben! Jetzt zeigte mir das schwante Gessirre des Mondes die Liebenden, die sich an der Sala degli Inamorati zusammen in die Brandung stürzten, um der Trennung durch Seeräuber zu entgehen, und durch das leise Anschlagen der kleinen Schaumwellen am Strande vernahm ich die Seufzer der anmuthigen Jünglinge, welche von der „Torre del Monte Giove“ hinabgestürzt worden, nachdem sie die Gunst der Isabella

Appiani, der Herrin der Insel, genossen hatten.

An der Marina di Marciana geht Alles früh schlafen. Es war nicht möglich, noch diesen Abend einen Führer zur hohen Granitkuppe zu erfragen. So war ich denn allein mit dem Knistern der Kohlen und dem schwachen Geräusche des Meeres.

Dieses Idyll wurde durch einen Menschen unterbrochen, der mir nicht gefiel. Es war ein ziemlich junger, nächtlicher Stutzer. Offenbar hatte ihn die Nachricht, es sei ein Fremder angekommen — eines der seltensten Geschöpfe an diesem einsamen Strande — zu dem verspäteten Besuche der Osteria verleitet.

Ich sehe nicht gern Leute, welche nicht zu ihrer Umgebung passen. Was hatte dieser Elegant mit seiner Sammtjackete, seiner glatten, carrirten Hose und seinen glänzenden Lackstiefeln an diesem alten Strande der Etrusker in schweigsamer Mondnacht zu schaffen?

Mein Theilnahme steigerte sich gar nicht, als sich der Ankömmling zu mir setzte und mir geschwätzig erzählte, die Regierung habe ihm wegen seiner politischen Gefährlichkeit hier Zwangsaufenthalt angewiesen. Vermuthlich hielt er mich für unwissend in solchen Dingen. Es geschieht kaum, daß die Gerichte des Königs Umberto das domicilio coatto über einen Menschen verhängen, der sich anderer als gemeiner Verbrechen schuldig oder verdächtig gemacht hat. In der That erfuhr ich am nächsten Morgen bei einem Glase Nero in der Cafeteria des Platzes, daß so etwas wie Camorra hinter dieser unfreiwilligen Sommerfrische steckte. Er liebte es, von der Rolle zu erzählen, die ihm nicht nur in den Umtrieben des „Unerlösten Italien“, sondern auch in denen der Socialisten zugefallen war.

Wenn er vermuthete, sich damit zu einem merkwürdigeren Manne zu machen, dem Fremdling Theilnahme

oder Bewunderung beizubringen, so irrte er sich. Denn dieser Fremdling hält die Männer des „Unerlösten Italien“ für unverschämte Narren, die sich einbilden, daß ihre Italia noch einmal so die Treppe hinauf geworfen werden kann, wie es ihr schon dreimal begegnet ist. Und was die Anderen anbelangt, so kümmert er sich nicht darum; es ist ihm die deutsche Entsaugung nicht verliehen, Alles für bedeutend und tiefinnig zu halten, was ihm unverständlich bleibt. Er hat eine Anzahl von Veröffentlichungen gelesen, in welchen die Wortführer zu erklären vorgaben, was sie wollen, und zwar von den rothen Pronunciamentos der Volksredner an, bis zur professorlich-glatten Quintessenz des Herrn Schäffle. Er hat nichts begriffen — er versteht es nicht, also will er nichts davon wissen. Bescheidene Menschen werden sich wohl durch die Welt schlagen und Reichthümer verlangt nur Derjenige, der nicht weiß, was mit ihnen von Solchen getrieben wird, in deren Händen sie sich befinden.

Also — dieser Jüngling führte mir das Idyll und stand als Flecken im klaren Mondlicht. Darum lag ich halb auf dem raschelnden Matsstroh. Die Augen, gesättigt von Mondenschein und Sternenglanz, schlossen sich.

Die nahe Felseninsel Capraja und die ferne Gorgona hatten im Frühschein das Ansehen von Amethysten angenommen, als ich erwachte.

Sofort begab ich mich auf die Piazza, wo sich schon eine Anzahl von Müßigen herumtrieb. Die Bewohner von Marciana sind zumeist Seeleute und wegen ihrer Kühnheit bekannt. Nachdem ich in der Cafeteria den Nero genossen, setzte ich den Männern von Marciana, die mich neugierig umringten, meinen Plan auseinander.

Zuerst Schweigen — alsdann brachen Einige in Gelächter, Andere in Vermuthungen aus. „Wer Euch gesagt hat, daß man in einem Tage auf die Spitze des Capanne und zurück

nach Porto Ferrajo gelangen könne, ist ein Betrüger!" rief der Eine.

„Ein Wahnsinniger!" der Andere.

„Dergleichen hat man niemals gehört!" hieß es im Chor.

Dieser Auftritt überraschte mich nicht. Die Leute der Insel sind schlechte Fußgänger, am schlechtesten die von der Marina. Zudem erscheinen ihnen Berge in einem ganz anderen Lichte. Wer einem solchen Menschen sagt, er soll klettern, der thut diesem das Gleiche an, wie einem Jäger im Wald, der in's Meer steuern soll. Außerdem sind es ja Italiener — und deshalb in Allem zur Uebertreibung geneigt.

Während dieses Getümmels schweifte mein Blick auf der Piazza umher. Es fiel mir ein Mann in Seemannstracht auf, in blauer Jacke und Beinkleidern, breitem, rothen, wollenen Gürtel und phrygischer Mütze, der, an die Mauer gelehnt, seine Thonpfeife rauchte und mich ruhig und unverwandt betrachtete.

Plötzlich machte sich dieser von der Mauer, von der er ein Stück zu sein schien, los und ging geraden Weges auf die Ellipse von schreienden Rerlen zu, in deren Brennpunkt ich mich befand.

„Schweigt, Ihr Hundesöhne!" sagte er laut, aber ohne Aufregung.

Die Versammlung betrachtete ihn eine Weile überrascht. Alles verstummte. Mit einem Male aber brachen Alle in ein Gelächter aus.

„Und warum sollen wir schweigen?" frug Einer.

„Weil Ihr dem Fremden Lügen vorlagt," antwortete der Mann ruhig.

„So? Wer ist Derjenige, der in einem Tage den Weg zurücklegt?"

„Ich," sagte der Seemann.

Als bald wurde abermals gelacht und geschrien. Der Mann aber wandte sich an mich und fuhr, ohne daß ein Wort mit stärkerer Betonung gesprochen wurde, als das Andere, fort:

„Kommen Sie mit mir, Herr! Wir werden den Gang machen."

Ich zögerte keinen Augenblick, der Aufforderung Folge zu leisten. Ich

glaubte dem Manne auf das erste Wort. Wir verließen die Piazza, von Bachen und höhnischen Abbios! begleitet.

„Ich muß nur bitten, an meinem Hause vorerst mit mir vorüber zu kommen. Wir wollen dort ein kleines Frühstück einnehmen," sagte der Führer, nachdem wir in einer Seitengasse angelangt waren.

Wir stiegen ziemlich steil durch Hohlwege hinan, über deren Zäune Granat- und Oleanderbäume ihre Nester streckten. Weiter hinauf zu gelangten wir alsbann zu stattlichen Eichen und Kastanien, deren Blattwerk schon stark herblich gefärbt war.

Mittlerweile hatte ich Muße genug, meinen voranschreitenden Führer zu mustern. Man findet selten unter italienischen Matrosen Männer von gleichem Wuchse. Es war ein Riese. Wo diese Fäuste hinschlugen, konnte kein Gras mehr wachsen. Vielleicht hatte das vornehmlich dazu beigetragen, daß von der Gesellschaft der Piazza seine Beschimpfungen ohne entsprechende Gegentede hingenommen worden war.

Wie das bei so grobknöchigen, muskelstarken, selbstbewußten Menschen meist der Fall ist, war mein Begleiter schweigsam. Ich konnte nur einige unwesentliche Bemerkungen aus ihm herausbekommen.

Nachdem wir lange Zeit auf steinigem Wege empor gestiegen waren, hielten wir vor einem unansehnlichen, sehr reinlichen Häuschen. Ein Feigenbaum, dessen Blätter schon stark zusammenschrumpfen begonnen hatten, beschattete die niedrige Thür.

„Oh, Tonina!" rief er.

Sofort erschien ein jugendliches Weib, welches ich nicht anders schilbern kann, als indem ich es mit dem Ideal einer Hebe vergleiche — indessen nur dann, wenn man sich die Gestalt noch viel zarter, kindlicher, rofiger vorstellt, als sie uns von den Griechen dargestellt wird.

„Das ist meine Frau!" sagte der Führer.



Das war nun in der That ein Paar, wie es ungleicher kaum hätte zusammengestellt werden können. Es glich wirklich der jungen Rebe, die mit ihren saftgrünen, frisch entfalteten Maiblättern sich um den knorrigen Stamm einer Eiche rankt.

Ich wurde auf das Herzlichste begrüßt. Die Frau, welche, wie ich später erfuhr, niemals die Insel verlassen und ebenso wenig jemals einen Fremden gesehen hatte, besaß so viel Schidlichkeitsgefühl, um ihre Verwunderung zu unterdrücken. Sie lächelte den Gast ihres Mannes mit ihren weißen Zähnen an, als ob er seit ihrem Gedenken da ein- und ausginge.

Ihrem Gatten gegenüber betrug sie sich wie ein wohlzogenes Kind gegen seinen Vater. Sie hing an seinen Augen und wartete auf seine Winke.

„Gehe hinaus und bereite uns einige Eier!“ sagte er kurz.

Als wir allein waren, trat der Mann dicht vor mich hin und begann mit einer Verlegenheit, über die ich mich wunderte, eine Phrase, deren Sinn der war, daß er mich fragte, ob ich ihm zu reden gestatte.

Auf ein bejahendes Nicken sagte er kurz:

„Nehmen Sie mich mit nach England, Herr!“

„Ich bin kein Engländer.“

„O, mich täuschen Sie nicht, Herr! Ich war in allen fünf Welttheilen und es ist Keiner auf der Insel, der das gesehen hat, was mir vor Augen gekommen ist. Mögen Sie sich vorstellen, so viel Sie wollen — ich weiß es doch gewiß, Sie sind ein nobler Engländer und könnten mit Wenigem mein Glück machen, wenn Sie nur wollten!“

„Bei was soll ich denn schwören, daß ich kein Engländer bin?“ sagte ich lächelnd. Denn die Idee war mir zugleich neu und komisch. Ein Schriftsteller, der bei so mancher europäischen Staatsaction Berichterstatter für große

Zeitungen war, ist für das und jenes gehalten worden: für einen Carlisten, für einen Schlachtenmaler, für einen verkappten französischen oder italienischen Generalfeldherrn, für einen wälschen Bauunternehmer, für alles Mögliche, aber niemals für einen milordo inglese.

Ich zuckte die Achseln, als der Mann eine abermalige Beschwörungsformel beendet hatte.

So ging es eine Weile mit Bitten und Gegenbetheuerungen fort. Mittlerweile brachte Tonina ihre Frittura herein.

„Essen Sie nur einstweilen,“ sagte der Athlet, „ich habe für zwei Stöcke zu sorgen.“

Er verließ das Zimmer. Kaum waren seine Schritte verhallt, als die Frau unter Thränen vor mir auf die Knie sank und mit beiden Händen meine Rechte ergriff.

Das war ein sonderbares Haus.

„Um Gottes und Christi Willen,“ sagte die Frau stöhnend, „nehmt meinen Giannino nicht mit nach England! Ich will meiner Lebtag lang für Euch beten — macht eine arme Frau nicht unglücklich!“

„Ich schwöre Euch, liebe Frau,“ sagte ich in vollkommener Gemüthsruhe, „daß ich niemals Eueren Giannino mit fortführen werde nach England. Nur zum Monte Capanne. Dann gehört er wieder Euch!“

„Ich habe Alles gehört,“ fuhr sie schluchzend fort. „Ich habe sofort nichts Gutes geahnt, wie er den fremden Herrn in's Haus brachte. Gott gab mir ein zu hören — Christus, was hätte das für ein Unheil werden können!“

Ich wiederholte meine Zusicherung. Vielleicht habe ich in meinem ganzen Leben keine gegeben, die aufrichtiger gemeint war. Einen Diener mit fortführen in die weite Welt — das konnte nur eine Inselanerin erdenken, die von deutschem Buchhandel, deutschen Verlegern und ähnlichen Dingen niemals etwas gehört hatte.

Meine Gedanken sagten: „O, Weib, weißt Du nicht, daß das Geschlecht der Mäcenaten ausgestorben ist und Diejenigen, die in Germaniens Fluren denken und sagen, zumest froh wären, wenn sie eine Hütte besäßen, wie Du, schöne Tonina, am Eichwald des Monte Capanne!“

„Steht auf, gute Frau, Euer Giannino kommt jeden Augenblick,“ fuhr ich laut fort.

Ich beschäftigte mich nun emsig mit der Frittura. Bald darauf theilte sich auch Giannino mit gleichem Eifer daran.

Tonina wollte mir als Imbiss einen Haufen gerösteter Kastanien mitgeben. Um sie nicht zu kränken, steckte ich mir eine Tasche voll. Wir rüsteten uns zum Aufbruch.

Schon war ich im Begriffe, mich von der anmuthigen Gattin des Giannino zu verabschieden, als diese plötzlich erklarte, sie wolle uns auf die Spitze des Berges begleiten. Ich wehrte ab. Der Seemann aber sagte: „Lassen wir das Kind nur mitgehen. Es wird schon zurückbleiben, wenn wir auf den rauhen Felsen kommen!“

Die Frau, die vor wenigen Augenblicken Verzweiflungsthränen geweint hatte, jubelte jetzt. Es war wirklich ein Kind.

Als wir fortgingen, sagte sie einem Knaben, der vor der benachbarten Hütte stand, einige Worte. Ich nahm wahr, daß dieser, der bloßfüßig war, in's Häuschen hineinging, sofort in Schuhen zurückkam, und sich eiligst in entgegengesetzter Richtung entfernte.

Ich versage es mir, die Herrlichkeiten des hohen Bergpfades zu schildern. Es war ein Festtag dieses Lebens. Immer weiter spannte sich der sonnige Gesichtskreis. Wir sahen die Berge der Inseln Corsica und Sardinien, als ob sie ein einziges, mit dem Apennin parallel laufendes Gebirge, mitten im Meere einen „Gegen-Apennin“ bildeten. Im blauen Gewoge glänzte Planasia, heute Pianosa, wo einst

Agrippa, der Enkel des Augustus, schmachtete — Igilium (Siglio) mit altem, cäsarischem Bauwerk; schöner aber als alles dieses das schwanenlose Meer mit weißen Vögeln und Segeln und der mächtige Apennin, der das Land Italia scheidet, und die Abruzzenhäupter bis weit gegen Campanien hinab weiß von Schnee, wie die Alpen der Heimat. Es wurde wenig gesprochen.

Am meisten hasteten meine Blicke rückwärts gewendet am Strande der Etruskerstadt Popluna (Populonia), wo über den „Feengrotten“ der Mastizwald grünt.

Alle Bemühungen, alles Lächeln vermochten nicht, die Erschöpfung Tonina's zu verbergen. So oft wir sie zur Rast aufforderten, wies sie es mit schalkhafter Geberde zurück. Das zarte Geschöpf litt, aber es war in keiner Weise zum Zurückbleiben zu bewegen. Giannino wollte sie tragen — es wäre ihm ein Kinderspiel gewesen. Sie lachte laut auf bei der Zumuthung. Der Himmel weiß, wie viele Ueberwindung ihr dies Lachen gekostet haben mag. Im Uebrigen würde ich mich einer Fortsetzung dieser Quälerei widersetzt haben, wenn wir nicht in der That dem Gipfel schon sehr nahe gewesen wären und ich ihr gerne den Triumph gönnte, ihn unter allen Frauen der Insel ohne Zweifel als die erste und einzige betreten zu haben.

Aber kurz vor dem äußersten Zacken verließ sie der Muth. Es galt ein paar Schritte quer über eine glatte und steil geneigte Granitplatte hin zu thun. Im Nu war sie von ihrem Manne ergriffen und über die bedeutliche Stelle hinübergehoben.

Ihr Entzücken, als ich ihr die Berge von La Spezzia sowie die Höhen zeigte, welche auf die ewige Stadt hinabschauen, war unbeschreiblich und der Genuß des Erstaunens dieses Naturkundes allein eine Reise werth. Nicht minder groß aber war meine Verwunderung, als ich erst jetzt den

eigentlichen Grund ihrer Wanderung erfuhr. Sie hatte nämlich, als sie mich nur wenige Kasanien einstecken sah, geglaubt, ich thue dies aus Scheu, etwas zu tragen. Solches gilt in Italien bei den Signori überhaupt als unanständig, um wie viel mehr von einem Milorbo Inglese. Jetzt brachte sie einen kleinen Sack voll von diesen Früchten zum Vorschein, den sie auf eine mir jetzt noch unbegreifliche Art bis dahin verpackt getragen hatte und dessen Inhalt sie mir nun mit freundlichem Lächeln anbot.

„Ihr hättet nichts zu essen gehabt, wenn ich nicht mitgegangen wäre,“ sagte sie.

Giannino warf mir einen Blick zu, in welchem ich den Ausdruck des Stolzes auf die Frau zu finden glaubte. War es so, so hätte ich ihm von Herzen Recht gegeben.

Niemals wird von mir eine solche Menge der mehligten Frucht verzehrt werden, als ich es dort oben that, auf der steilen Granitwarte, in deren Gesichtskreis Hesperien dahin gestreckt liegt, wie eine Karte. Wenn der Wind die Schalen nicht aus der Mulde in's Meer getragen, so müssen sich heute noch Spuren dieser Mahlzeit auf dem Gipfel finden.

Indessen war die Reihe anmutender Handlungen noch nicht abgeschlossen. Beim Abstieg hielt ich Giannino eine kleine Predigt mit Zugrundelegung Lertex: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich!“ Als es aber zur Trennung kam, wurde mir von Tonina ein feierliches Versprechen abgenommen.

Sie sagte, sie habe beim Weggehen von zu Hause einen Knaben in ein Haus geschickt, das zwischen Pila und der Villa Napoleon's liegt und worin ihre beiden Schwestern lebten. Dieses Haus sollte ich auf dem Rückwege nach Porto Ferrajo berühren.

Wenn sie später von dem merkwürdigen Besuche erzählen würde, durch welchen ihr armes Haus heute beehrt worden sei, meinte sie, so würden es ihr die Schwestern nie verzeihen, daß sie solchen Signore nicht zu sehen bekommen hätten. Ich müsse deshalb unter allen Umständen dort unten vorsprechen. Ueberdies, fügte sie schelmisch hinzu, seien ihre beiden Schwestern viel hübscher, als sie selbst. Wie viel von dieser Nötigung auf die Freude kam, daß ich ihren Giannino nicht nach England mitnehmen wollte, vermag ich nicht zu sagen, genug, ich gab auch dieses Gelöbniß und hielt Wort.

Als ich am Abend mich dem bezeichneten Hause näherte, gewährte ich, daß man mich erwartete. Vater, Mutter und Schwestern standen vor dem Hause und schauten nach der Straße. Als ich fragte, wurde ich mit Freuden bewillkommt.

Süßeren, feurigeren Weißwein habe ich nie getrunken und nirgends süßere Spätfeigen gegessen. Aber auch Tonina hatte Wort gehalten. Ihre Schwestern waren Gestalten, wie man sie in den Gemälden der umbrischen Meister findet und ihre Augen und Reden werde ich nie vergessen. In später Nacht kehrte ich nach Porto Ferrajo zurück. Ja — von den Socialisten will ich nichts wissen. Aber in Einem haben sie doch Recht: in der Verbannung jenes Wahnes, welcher sich da vorstellt, die Menschen und Völker seien dazu da, um sich durch Schlagworte auf einander hegen und sich gegen einander bewaffnen zu lassen. Vielmehr wollen wir glauben, sie seien geschaffen, daß sie begreifen, sie seien unter dem weiten Himmel eine einzige Familie, in der sich die Mitglieder wechselseitig verstehen und lieben lernen sollen.

## Pose Gedanken.

Von Jaise Jecher.

Es geht ein Zug durch uns're Zeit,  
Der vom Ideal die Welt befreit.  
Wir werfen Anker im Concreten,  
Und lassen stolz das Schwärmen, Deten  
Und sonk'gen Firlefanz beiseit.  
Die Wirklichkeit gilt allerwärts  
Als Inbegriff von allem Guten: —  
Nur leider will der Menschheit Herz  
An solchem Söghendienst verbluten.

Wo zu Instinct bewegt,  
Das nennt man Reigung;  
Wo's der Verstand erwägt  
Wird's Ueberzeugung.

Wer zu genau nach jedem Worte haubt,  
Römmt in Verdacht, daß ihm Gedanken  
fehlen.

Nicht der Tugenden Gleichheit begründet  
den Frieden der Ehe,  
Sondern die Gleichheit der Fehler wird hier  
zum fesselnden Band.

Oh' hieß man's Gott,  
Heut nennt man's All. —  
Für Viele war's,  
Für Viele bleibt's  
Ein leerer Schall.

Rachsucht und Dankbarkeit  
Entspringt der Phantasie;  
Wer zu der Erkern rasch bereit  
Vergißt der Andern nie.

Was man nicht erklären kann  
Sieht man als metaphysisch an.

Wer Hand und Geist durch nied're Arbeit  
glaubt entweicht,  
Bleibt unvermügend auch zu hoher allezeit.

Als ech' Gebild ursprünglicher Natur  
Entstand das Weib, ganz Sinn und ganz  
Gemüth.

Zum künstlichsten Product gekünstelter Cultur  
Ist heut' der Schöpfung Meisterwert verblüht.

Wenn wir die Liebe auch begreifen möchten,  
Wär' mit dem Räthsel auch ihr Reiz beim  
Teufel;  
Genug, daß wir den fühlen sonder Zweifel  
Und fühlend sanft erliegen ew'gen Rechten.

Was Euch von Eltern anerzogen,  
Was Ihr den Büchern ausgelesen,  
Was Euch von Außen angeflögen,  
Was Eitelkeit Euch vorgelogen,  
Das nennt Ihr prozig Euren Geist? —  
Als solcher doch sich nur erweist,  
Was Ihr im Innern still erwogen,

Sinkt folgte begeistert der Dichter  
Aufsteigender Schönheit Gebot;  
Heut folgt er dem Arzt und dem Richter,  
Secirend der Häßlichkeit Noth.

Wo Achtung sich mit Liebe paart  
Wird sicher auch die Treu gewahrt.

Dem Rugen fröhnen  
Als Zweck und Ziel;  
Absprechend höhnen  
Jedwedes Spiel  
Von Kunst und Phantasie,  
Macht fett, doch glücklich nie.

Dein Wissen nehm' ich nicht, ich nehme  
nicht Dein Können  
Zum Präfflein Deines Werth's, wenn Du  
mich fragst;  
Ich seh' nur, ob Du Andersdenkenden ver-  
magst  
Ihr Streben, ihr Idol, ja selbst ihr Glüd  
zu gönnen.

Magst Du den Einzelnen verachten —  
Doch sollst Du stets im Ganzen trachten,  
Der Gattung Menschheit zu vertrauen,  
Auf ihren Fortschritt fest zu bauen.

Wer Lust vor Liebe kannte, ist verloren,  
Und besser ihm, er wäre nie geboren.

Die Vorurtheile der Menschen zu achten  
ist blöde;  
Doch wie vor Ochsen biegt man vor ihnen  
beiseit.

Gottbegnadet ist die Schönheit,  
Gottgefällig ist die Güte,  
Gottverlassen ist der Geist!

Des Menschen That ist frei  
Nach seines Geistes Willen,  
Er wird d'rum, was es sei,  
Mit festem Muth erfüllen.  
Doch Wollen kann er ewig nur  
Nach seiner innersten Natur.

Nie segte Toleranz als heil'ges Menschenrecht,  
Aus Noth nur äbt sie heut' ein praktisches  
Geschlecht.

## Kloster = Typen.

Von Oscar Leber.

### III.

#### Ein Sonderling im Convente.

Jedes Kloster hat seine Sonderlinge; denn keine Berufssphäre ist fruchtbarer an Originalen, als der Mönchsstand, der es dem Individuum ermöglicht, sich unbetrt von äußeren Einflüssen seinen Schrullen hinzugeben. Der merkwürdigste Sonderling unserer Abtei war der greise Vater Stephanus; nicht in den weiten, lustigen Gängen des Clausurgebäudes, wo sich Zelle an Zelle reiht, hatte er sich einquartiert; seine Zelle lag „unterirdisch“ im tiefsten und düstersten Kreuzgange, hart neben der Todtenkapelle, an deren unheimlichem Fenster ich ebenso eilig vorbeihuschte, wie an dem colossalen Crucifix, das die Stirnseite des Ganges bedeckte. Dort hauste er, unberührt von dem Wechsel der Zeiten, still für sich, und nur wenn die Glocke zur Hora rief oder die Stunde seiner gewohnten Morgenmesse nahte, dann öffnete sich mit gewaltigem Geräusch die Thür der einsamen Zelle — denn seine Officien versäumte Vater Stephan, ob schon er von den Neunzigen nicht mehr weit hatte, niemals. Er war einfacher Conventuale; im Mannesalter erst war er in den Orden getreten, und so trotz seiner hohen Jahre eigentlich noch keiner der Rangälteren im Convente. Ein wichtigeres Amt hätte man ihm, dem Einsiedler und Sonderling,

für den jeder Ordensbruder ein mitleidiges Lächeln hatte, wahrscheinlich auch gar nicht anvertraut. Einige Jahre hatte er sich als Katechet mit den ungebirgigen Rängen der Normal- schule geplagt, dann hatte er sich in seine Kloistereinsamkeit zurückgezogen und die Pforten des Klosters nie wieder überschritten. In der Stadt kannte man den Vater nur von der täglichen Messe her, die er an einem der entlegensten Altäre der Klosterkirche allmorgentlich um sechs Uhr celebrierte; sie erfreute sich unter der frommen Welt großer Beliebtheit, weil sie recht lange dauerte. Im Uebrigen erzählte man sich von dem Einsiedler die wunderlichsten Dinge. Nur wenige Sterbliche waren auserkoren, von dem Vater eines freundlichen Blickes gewürdigt zu werden, und da ich Einer dieser Wenigen war, ja sogar in seiner vollen Gunst stand, setzte man mir gar oft hart zu, doch ja Etwas von den Mystereien der entlegenen Klosterzelle zu erzählen. Wunderlich genug sah's darin aus. Am liebsten hätte Vater Stephanus in einer einsamen Waldhöhle gehaust. Da sich nun aber die Söhne des hl. Benedict heutzutage an civilisirtere Wohnstätten halten und auch dem modernen Comfort eines Wohnzimmers nicht abgeneigt sind, mußte er sich im Allgemeinen fügen. Dafür rächte er sich durch die äußere Ausstattung des

Gemaches. Die Wände waren rothbraun ausgemalt, so daß sie aus rohen Ziegeln erbaut schienen. Dort, wo wir anderen Sterblichen einen Spiegel oder ein Prachtbild haben, hatte sich Pater Stephanus ein Gitterfenster, getreu nach der Natur malen lassen, und das einzig vorhandene wirkliche Fenster war mit dicken Eisenstäben vergittert und verfinstert. Den Fußboden bedeckte Jahrzehnte alter Staub, denn der Besen gehörte zu den bestgehaßten Wirthschaftsgeräthen des Sonderlings. Pflichtgemäß zeigte sich jeden Morgen der Conventsdiener mit seinem Reinigungswerkzeuge vor der Thür, um sich mit Bindeseile aus dem Staube zu machen, wenn auf sein bescheidenes Klopfen das gewohnte, sehr deutliche: „Hinaus, Sujon!“ erfolgte. Wagte es dennoch einmal ein noch uneingeweihter dienstbarer Geist, während der Horastunde in die Zelle zu bringen und frevelnd wenigstens an der obersten Staubschichte zu rühren, dann schreckte unser Pater selbst vor Thätlichkeiten nicht zurück. Als einst — so erzählte man sich im Kloster — ein der Verhältnisse unkundiger Zimmermaler im Auftrage des Abtes mit Pinsel und Palette die Schwelle der Zelle überschritt, um an dem stark herabgekommenen MauerSchmutz die nothwendigsten Restaurirungen vorzunehmen, erfolgte eine kleine Katastrophe. Pinsel, Palette und zuletzt der unglückliche „Künstler“ selbst flogen zur Thüre hinaus. Seit jener Zeit war der Pater vor weiteren künstlerischen Invasionen sicher. Auf die Integrität des altehrwürdigen Staubes seiner Zelle hielt Pater Stephanus so viel, daß er jeden Besucher dringend ermahnte, nur ja nicht von dem schmalen staubbedeckten Pfade abzuweichen, der sich wie eine Milchstraße mitten durch den staubbedeckten Fußboden schlängelte. Wer von dem Pfade abwich und seine Fußstapfen in den Staub drückte, konnte des Unwillens unseres Paters gewiß sein; nicht minder Der-

jenige, der es wagte, seinen Hut auf einen der ebenfalls fußhoch mit Staub bedeckten Tische zu legen.

Ein Privilegium zur Ueberschreitung der Staubgrenze erhielt nur einmal im Verlaufe der Jahre ein allerliebstes Meerschweinchen, das der Einsiedler — ich glaube, aus sanitären Rücksichten — in seine Nähe gezogen hatte und sorgfältig behütete. Die kleine Bestie lief Einem beharrlich um die Füße herum — ein Tritt aber hätte unseren Pater zur grimmigen Wuth gebracht. Das Ameublement der interessanten Zelle des Paters Stephanus hätte den Freund von Curiositäten enthusiasten können. Eine wahrhaft geniale und imposante Unordnung fesselte den Blick. Das Zimmer war mit „Urater-Hausrath“ vollgepropft in des Wortes vollster Bedeutung. Gewissermaßen das Centrum des Chaos bildete ein roher, langgestreckter Tisch, auf welchem durchlöcherter Globen, zerbrochene Flaschen und Gläser, uralte Folianten, Kochgeräthe und Tischlerhandwerkzeuge im Urstaube der Zelle begraben lagen. Mit dem Tischler-Geräthe hantirte der greise Benedictiner selbst; er hatte sich damit beinahe sämtliche Tische, Stühle, Schränke und Kästen seines „Ameublements“ zusammengedrehselt. Im Bettgestell sah man einen ältlichen Strohsack, der dem Pater Matrasse und Federbett entbehrlich machte. In der Nähe stand, unkenntlich durch die darauf lagernden Staubschichten, ein altes Spinett, auf dem Pater Stephanus gerne muscirte. War er durch Schwäche und Krankheit am Besuche des Dratoriums und der Kirche behindert, so sang er die Horaz zu Hause und begleitete sich auf dem altersgrauen Spinett dazu. Der Pater war sehr musikalisch, aber taub, so daß es mit der Harmonie ziemlich schlecht bestellt war; im Chor sang der gute Pater Stephanus oft noch eine gute Weile fort, wenn Alles schon aufgehört oder einen neuen Vers begonnen hatte, was auf

der äußersten Linken der jungen Elefiker immer eine gewisse, unter dem Dunkel der Capuze verborgene Heiterkeit zur Folge hatte.

Auf dem schlichten Holztische der Zelle sah man die originelle Schnupftabakdose des Mönches — ein Miniaturfarg mit weißem Kreuze, der zu dem selbstgeschnitzten Todtengerippe trefflich paßte, das von einem Wandstrahl herabgrinste. Die Tabakdose und ein Fläschchen Kaiserwasser waren die einzigen Dinge, welche der greise Pater seinem Körper gönnte. Die wohlbesetzte Tafel des Kloster-Refectariums hatte an Pater Stephanus keinen dankbaren Kostgänger; in's Refectorium ging er überhaupt nicht, theils weil ihm der Weg zu weit, theils weil das „junge Volk“ mit seinem weltlichen Geplauder und Gezänke nicht nach seinem Geschmade war. Die Speisen wurden ihm deshalb zugesandt. Oft rührte er sie wochenlang nicht an; vergessen und allmählig mit einer Schimmelbede überzogen, standen sie in einem Fache seines Schrankes und nicht selten passirte es einem seiner Günstlinge, daß der Pater, um ihm einen Beweis seines Wohlwollens zu geben, eine der verschimmelten Delicateffen hervorholte und aufsticht — wehe dem, der es versucht hätte, die altherwürdigen Gerichte zurückzuweisen. Ich erinnere mich noch mit Behmuth einer mindestens acht Tage alten, duftenden Brattaube, die ich schüchtern von mir abzuwälzen wagte. Es dauerte lange, ehe mir der gute Pater diese Verachtung seines Präsentes verzieh. Die meisten dieser Schätze wurden, wenn sie genug geruht hatten, den Ministrantenbuben zu Theil, die es mit dem Alter der aus der Klosterküche stammenden Herrlichkeit minder genau nahmen. So wenig der Pater für seines eigenen Leibes Wohlfahrt sorgte, so besorgt war er um das leibliche Heil seiner zwei Canarienvögel und zweier Kaninchen, die er später dem geliebten Meer-

schweinchen zugesellt hatte. Den Thieren zu Liebe suchte er auch an besonders schönen Sommertagen die freie Luft auf. Da ihm der Klostergarten zu ferne lag und ein Spaziergang dort die Begegnung mit unliebsamen Angehörigen der Menschenspecies unvermeidlich gemacht hätte, kam ihm ein kleines Convents-Krautgärtchen sehr zu Statten, das von seiner Zelle aus mit wenigen Schritten zu erreichen und sonst von keinem Menschen behelligt war. Die Stunden, die er dort mit seinen Kaninchen zubachte, waren die einzigen, in denen er den blauen Himmel zu Gesicht bekam. Pater Stephanus hatte die Vorliebe für die freie Luft an sonnigen Tagen vor einem Prämonstratenser-Mönche voraus, der bis heute nur an regnerischen Tagen das Kloster verläßt. „An schönen Tagen“, meint er, „habe ich's auch im Zimmer schön, an häßlichen ist's besser im Freien.“

Bei diesem Einsiedlerleben war unser Pater natürlich außer allen Contact mit den Tagesereignissen gekommen. Früher hatte er noch hie und da einen Blick in die politischen Tagesblätter geworfen; als aber die nationalen und politischen Polemiken den größten Raum der Journale occupirten und das politische Gezänke aus den Journalspalten bis in die Mönchszellen drang, so daß die schöne Aufschrift „pax dei“ thatsächlich verblasste, bekam Pater Stephanus einen Abscheu vor den Zeitungen und blieb seitdem mit seinen Begriffen von den Vorgängen in der Welt um Jahre zurück. Dieser Stillstand erstreckte sich aber nicht auf die wissenschaftliche Lectüre und Forschung, die der greise Benedictiner als hoher Achtziger noch mit dem Feuereifer der Jugend trieb — und in denen er seinen ihn belächelnden Mitbrüdern um viele Spannen voraus war. Er hatte nie in seinem Leben eine Eisenbahn und einen Telegraphen gesehen; aber alle Erfindungen und Verbesserungen auf diesen Gebieten

verfolgte er aus den neuesten Fachwerken. Oft mußte ich ihm Stunden lang von dem Betriebe auf den Bahnhöfen der Residenzen u. dgl. Herrlichkeiten erzählen. In seinen letzten Lebensjahren — ich war schon ferne der Abtei — lächelte ihm, wie ich glaube, doch noch das Glück, die Feueraugen einer unten im Thale vorüberbrausenden Locomotive zu sehen, als endlich auch die Eisenschienen den Weg in den gesegneten Landstrich gefunden, den die alte Abtei beherrschte. Einen großen Theil des Tages brachte Pater Stephanus mit astronomischen Studien zu und die bei Cieslar in Graz erschienene Zeitschrift „Sirius“ zählte ihn zu ihren eifrigsten und — ungeduldigsten Abonnenten. Mit Sehnsucht erwartete er stets den Tag, der das Blatt bringen mußte, und untröstlich war er, wenn es einmal eine Verzögerung gab. Außer den astronomischen Studien trieb der Mönch mit besonderer Vorliebe spanische Lectüre. Seine reiche Bibliothek, die sich freilich als wüstes Chaos präsentierte, umfaßte alle Werke der neuen und alten spanischen Litteratur; er sprach das edle Castilianisch mit seltener Reinheit und Eleganz, und daß ich selbst sein Partner in den spanischen Studien war, machte mir den greisen Pater zum wärmsten Freunde. Oft, wenn wir über neu eingelangten spanischen Büchern saßen, wenn er mir classische Verse im castilischen Idiom vorlas, leuchtete sein Auge begeistert auf, wie das des feurigen Jünglings. Mein Lebenspfad führte mich fort von dem Städtchen und der alten Abtei; als ich nach etlichen Jahren wieder kam, fand ich meinen hochbetagten Freund wirklich „gealtert“; er war kindisch geworden, sein Geist, der sich heroisch gegen die zeretzende

Gewalt der Jahre gewehrt hatte, war zur Ruine geworden, und er fühlte dies selbst. Den kleinen Sarg, die Tabakdose, betrachtete er oft mit stiller Wehmuth. „Da drinnen allein“, meinte er doppelstimmig, „ruht mein Trost, meine Freude.“ Das Einsiedlerleben führte er strenger als je, und sogar die gewohnte Frühmesse mußte aufhören. Für seine Ordensbrüder war der greise Mönch wie verschollen, und die neu eingetretenen Brüder bekamen ihn wohl gar nicht zu Gesichte, da er gegen dieses „jüngste“ Volk, das sich schon recht modisch kleidete und sogar außerhalb des Klosters den Habit verschmähte, einen besonderen Widerwillen hatte und jede Vorstellung eines solchen neuen „Bruders“ gerne vermied. Bei Gelegenheit seines 50-jährigen Professjubiläums ließ sich Pater Stephanus auf besonderes Anbringen photographiren, natürlich zum ersten Male in seinem Leben. Im Chorkleide der Benedictiner, die Capuze über dem Haupte, den Pilgerstab des Jubelprofessen in der Hand, den Todtenkopf zur Seite, umgeben von wilhem Felsgellüste, ließ er sich conterfeien und das Bildchen machte ihm selbst viel Freude. Er überlebte sein Jubiläum nur wenige Jahre. Ich erhielt die Lobeskunde gleichzeitig mit einem von der Hand des Paters gemalten Landschaftsbilde aus seiner Verlassenschaft. „Pater Stephanus“ — ein Name mehr in dem Nekrologium des Stiftes, ein schlichter Name, ohne Würde in der Ordenshierarchie. Die Nachwelt wird ihn ruhig überschlagen, Diejenigen, die ihn flüchtig kannten, lächeln noch heute über den Sonderling. Wenige aber kannten und schätzten, wie er es verdiente, dies Mönchs-Original.



## Bäuerliche Fopperei.

Ein Beitrag zur Charakteristik des Landvolkes von J. S. Kofegger.

„Geh, Hannerl, lauf eilends zu der Frau Nachbarin hinüber, ich laß sie schön bitten, sie möcht mir ihre Sicht- und Gall-Zwiden ein Eichel leihen, thät sie bald wiederum zurück-schiden.“

Die Magd Hannerl hört den Befehl ihres Dienstherrn und schaut eine Weile so drein, als wie wenn ihr der Verstand still stünde.

„Hast gehört?“ sagt er, „die Sicht- und Gall-Zwiden wollt sie mir leihen!“

„Ah ja so, die Sicht- und Gall-Zwiden,“ wiederholt die Magd und macht sich auf den Weg zur Nachbarin. Und denkt unterwegs: „Jetzt weiß ich schon, das wird gewiß so ein b'sonderes Zangerl sein, mit dem Eins sich die Haut ein Bissel aufzwickt, daß die Sicht und Gall herauskann. Was doch die Leut' heutzutag schon für Sachen haben, jetzt und gibt's eine Sicht- und Gall-Zwiden auch schon. Daß aber mein Bauer schon die Sicht und Gall sollt' haben, das verwundert mich, er ist sonst alleweil so lustig. Mein Gott, der Mensch weiß halt nie, was ihm gach antommt, und jetzt im März schon gar, das ist ein falsches Monat; im März sollt' ja, glaub' ich, der Zubas den Herrn Jesus verrathen haben, daß er sich darnach gehenkt hat, und desweg ist das ein so ungesund Monat. Jetzt, wie heißt das Ding? Sicht- und Gall-Zwiden — daß ich's nicht vergeß, dumm genug wär' ich dazu.“

Mittlerweile kommt die Magd in das Haus der Nachbarin. Diese hat gerade ihren Kopfwehtag und wickelt ein großes Wollentuch um das Haupt.

„D je,“ denkt sich die Magd, „die wird heut' ihre Zwiden selber brauchen.“ „Was willst denn, Dirn?“ fragt die Nachbarin.

„Ja, Ihr werdet es heute halt selber brauchen,“ meint die Hannerl, „mein Bauer, der hätt' sonst schön bitten lassen um die Sicht- und Gall-Zwiden.“

„Um was hätt' Dein Bauer bitten lassen?“

„Um Euer Sicht- und Gall-Zwiden, er wollt' sie bald wieder zurück schiden.“

Die Nachbarin ist still, dann schiebt sie mit zwei Fingern das Wollentuch über das Ohr hinauf und sagt: „Jetzt muß ich schon noch einmal fragen: Was willst Du haben?“

„Die Sicht- und Gall-Zwiden!“ schreit die Magd der Nachbarin in's Ohr.

Da thut die Nachbarin einen Lacher und sagt: „Ich muß lachen auch noch wie ein Narrisch. Von einer Sicht- und Gall-Zwiden hab' ich meiner Tag nichts gehört. Wirft Deinen Bauern wohl nicht recht verstanden haben. Hast in den Kalender geschaut? Es wird heut' der erste April sein.“

„Jesses Maria!“ ächzt die Magd auf und wird Krebsroth im Gesicht, „der erste April! Na, jetzt kann ich als ein sauberer Esel wieder heimgehen.“

Und sie geht heim und ärgert sich unterwegs und lacht dabei und denkt: „Was ich ihm nur anthun kunnt, meinem Bauer!“ Als sie seiner ansichtig wird, schreit sie ihm schon von Weltem zu: „Na, lach' nur, lach' nur, hast halt einmal einen Narren geschickt — ist Dir jetzt gut?“

Der Bauer lacht nicht allein, das ganze Gefinde lacht und die Hannerl muß sich's gefallen lassen.

Das Aprilschiden ist in unseren Ländern noch recht gebräuchlich. Oft schickt die Magd auch ihren Dienstherrn, der Halterbub den Großknecht, immerdar aber der Gescheidtere den Einfältigeren, und nachträglich kann sich auch der Dumme gescheidt stellen, wenn er zu der Fopperei brav lacht. Die Aufträge sind mitunter recht possirlich, und je leichtgläubiger der Bote, der Aprilnarr ist, desto ungläublicher sind die Ziele. Das in die Apotheke um ungebrannte Asche schiden, oder um ein goldenes Warteinweil, ein silbernes Nichtschén in einem nie-malenen Büchschén u. s. w. ist ganz gewöhnlicher Spaß. Possirlicher ist Anderes.

In meinem Vaterhause arbeitete einmal ein Schuster, der mich auf mein Bitten, er möchte mir was singen, an diesem Tage anging: „Bübel, da mußt schon so gut sein und mir beim Kaufmann zwei Ellen Daß holen. Sag' nur, er gehört für mich und zahlen wollt' ich ihn schon.“

Ich ging, verlangte zwei Ellen Daß für den Schuster und wurde tüchtig ausgelacht.

Um einen Sternanzünder wurde ich zweimal geschickt. Das erste Mal am lichten Tag, da hieß es: „Wenn's finster wird, brauchen wir ihn selber, komm', bis wir angezündet haben.“ Und spät Abends kam ich wieder und wurde ausgelacht.

Einmal war in's N.-Thal ein vornehmer Fräulein gekommen, das sich sehr darüber moquirte, daß im ganzen Dorfe keine Handschuhe zu haben wären. „D ja,“ sagte ihr hierauf der Postwirth, „der Leberer hat die feinsten Simpfellschuhe. Ja, und das sind die allerbesten und sollen jetzt stark getragen werden.“ Das Fräulein ging zum Leberer und verlangte drei Paar Simpfellschuhe. Der Mann wollt' sagen: „Mein Fräulein, Simpfellschuhe

tragen Sie ja bereits,“ aber er schmunzelte nur und sagte: „Sie dürften vielleicht mit einem Paar ausreichen, meine Gnädige, denn Simpfellschuhe trägt man nur am ersten April!“

Das Fräulein reiste auf der Stelle ab und erzählte es aller Welt, daß sie nirgends ungebildete und rohere Menschen gefunden habe, als im N.-Thal.

Wer sich über ein Aprilschiden beileidigt fühlt, dem sagt man, daß Christus der Herr selber in den April geschickt worden wäre von Anas zu Kaiphas, von Pontius zu Pilatus (die Bauern machen nämlich aus dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus immer zwei Personen).

Ein paar Stunden von meiner Heimat, auf dem Hochbirfling, stand ein gläserner Lärchenbaum. Er stand ganz auf der Höhe, wo man in sieben Thäler sieht, er war sehr groß und ästig, warf aber keinen Schatten, weil er ja von Glas war. Er stand seit Menschengedenken dort; Viele hatten ihn gesehen und ausgesagt, daß er sehr groß wäre und auf dem Wipfel auch gläserne Vögel sitzen thäten. Er war aber von Menschenaugen nur am ersten April zu schauen. Am ersten April lag in der Regel noch so viel Schnee auf den Bergen und besonders auf dem Hochbirfling, daß es sehr mühevoll war, die Höhe zu erreichen, wo der gläserne Baum stand. Trotzdem unternahm es mancher rüstige Bursche, hinaanzusteigen, um den gläsernen Baum anzuschauen, und wenn er zurückkam, so sagte er nichts aus, als daß der Baum eben sehr groß wäre und keinen Schatten gäbe. Nur Einer war, der dorthat: der gläserne Lärchenbaum auf dem Hochbirfling sei, wie alle anderen Lärchbäume auch, er wäre groß, hätte viele Nester und auf dem Wipfel auch Vögel, seines Dastühaltens aber wäre der Baum nicht von Glas, sondern von Holz, und zwar von Lärchenholz, wovon auch der Name Lärchenbaum herkommen dürfte.

Seit dieser Zeit verscholl die Sache.

Der verruchteste Aprilspäß, von dem ich je gehört, trug sich in Nättenegg an der Feistritz zu. Dort ließ ein Bauer unter der Alm Früh Morgens, als es noch stockfinster war, den Gevatter rufen und bedeutete ihm, daß er in dieser Nacht das erwartete Söhnlein bekommen habe und nun den Gevatter bitte, die Pathenstelle zu übernehmen und den Kleinen zur heiligen Taufe zu tragen. Der Gevatter weigerte sich nicht, massen ja auch ihm der Bauer unter der Alm das erste Kind zur Taufe getragen hatte, er gab im Gegentheile seiner Freude Ausdruck und beillte sich, nach Bauernbrauch, den jungen Weltbürger alsobald dem Christenthume zuzuführen. Das Kind war auch schon entsprechend in Windeln und Fätschen gewickelt und das Gesichtchen sorgfältig gegen die rauhe Frühjahrsluft verwahrt. Die Hebamme war des raschen Vorganges wegen gar nicht geholt worden und so mußte nun der Gevatter das Kind allein in die Kirche tragen. Er that's mit Schick und freute sich unterwegs, daß der Kleine in den Windeln so prächtig strampeln (mit den Füßchen treten) konnte und auch ein so helles Stimmchen hatte.

Im Dorfe wurde alsbald der Schulmeister, Meßner und Pfarrer benachrichtigt. Die Herren erschienen. Vor der Kirchenthür die Frage an den Täufling, was er begehre? Antwort des Pathen: „Den heiligen Glauben, das ewige Leben u. s. w.“ Als es aber zur Wasserbegießung kam und der Pathe das Haupt des Kindes entblößte, erschrad er dermaßen, daß er den Täufling zu Boden fallen ließ. Kein Menschenkind war's, sondern ein junges, weißes Lämmlein.

Als der Bauer unter der Alm darob von seinem Gevatter geprügelt und vom Herrn Pfarrer auf vier Wochen in den Arrest gesetzt ward, wunderte er sich daß über Leute, die keinen Spaß verstünden.

In der ganzen Gegend war man nun überzeugt, daß des Frevels wegen das nächste Kind der Bäuerin unter der Alm mit einem Schafskopf geboren werden würde. Ich weiß nicht, ob das eingetroffen ist.

Nicht allein den ersten, sondern auch den letzten April feiert man in Steiermark mit Poffen und selbst der erste Mai kommt nicht ungeschoren davon. „Im April schickt man den Narren hin, wo man will; im Mai schickt man den Esel in's Feu.“ Nämlich, da geht er nach solchem noch umsonst. Der Genarrte wird im April mit dem Rufe: „April-Lapp!“ im Mai mit dem Ausbruche: „Mai-Lapp!“ verhöhnt.

Die Mai-Lappen recrutiren sich zumeist aus gedehnten Mannsleuten, die sich einbilden, bei allen Dirndl'n im Gau der Hahn im Korb zu sein.

„So komm' am Samstagabend, wenn's finster ist, zu meinem Kammerfenster,“ sagt Eine und blinzelt ihn an. Und am Samstagabend, wenn's finster ist, kommt er und betet seinen Gaffelspruch: „Dirndl, is nix brocha die Wocha, la Häfn, la Kruag, lan onderi Socha — that da's mocha.“

Sie gibt keine Antwort, er fährt fort: „Dirboscha, darboscha, hot s' mich nit g'hört dabe buscha mit an grossa Febabuscha, mit an saggrisch'n Soal — is toan Antwort foal?“

Im Kämmerchen bleibt es still, da will er sie durch eine Sensationsnachricht weden: „Dirndl, da Woffatrog brennt und da Strohhausa rinnt — moch s' Fenster auf g'schwind!“

Was er auch sagen mag, er hört nichts, als etwa ein wenig kichern. Die Zeit vergeht, 's ist Schade um die Samstagnacht; er steigt davon und brummt ärgerlich das Liedchen:

„Kloan vadraht is 's ma gongan  
Van Brentlfenster,  
Eini bin ih nit kema,  
Auffer is sie nit gonga.  
De vassigt'n Mentischer!“

— „Mai-Lapp! Mai-Lapp! Mai-Lapp!“ rufen ihm die anderen Burschen entgegen; „Mai-Lapp!“ küßert ihm am nächsten Tage das Dirndl zu und schmunzelt.

Ein Anderer ist glücklicher. Er klopft an's Kammerfenster. Sie: „Wer is draußen?“

Er: „Zwoa rinerni Häf'n mit a schweinerne Supp'n und an Menschenfleisch drein.“

Sie kennt die Parole; zwei Stiefeln aus Rindsleder mit Schweinslederbesatz inwendig und zwei Füßen stehen draußen; sie kamen durch nasses Gras und Wasser gewatet; so Stiefeln muß der arme Mensch ausziehen. — Aber etliche Wochen später vertraut das Dirndl dem Stiefelmann mit gerötheten Augen eine interessante Sach. Er macht ein langes Gesicht dazu. Niemand schreit: „Mai-Lapp! Mai-Lapp!“ und er ist es doch.

Ein ergötzliches Beispiel bäuerlicher Fopperie erzählt der ober-österreichische Dialektdichter Roglgruber, Stiftspriester im Stifte Schlägel. Ein Bäuerlein will um die Tochter eines Großbauers freien; zu diesem Behufe ersucht es einen Nachbarn, daß der ihm beim Brautwerben beistehen möge: „Weißt, Nachbar, ich selber kann mich nicht so hinstellen, als ich gern' möcht'; ich muß die Wahrheit sagen und auf die Krieg' ich das Dirndl nicht. So mein' ich halt — brauchst es nicht umsonst zu thun, Camerad, eine gute Zech' zahl' ich dafür — Du gingest mit mir und thätest Alles, was ich von mir und mein Haus und Hof sag', wolter vergrößern, daß es ausschaut, ich wär' nur so bescheiden und Du wolltest es sauber richtig stellen. Gelt, Du bist so gut und wird Dein Schaden nicht sein, wenn ich die reiche Dirn krieg.“

„Du bist ein verdammt feiner Schelm,“ sagt der Nachbar, „aber ich helf' Dir. Du wirfst mir nur die Hölzlein und ich — ich mach' Scheiter

d'raus. Du die Wahrheit, ich vergrößern. Bist höllisch geschelbt, Du.“

Sie gehen zum Großfeldbauer und der Kleinbauer wirbt um dessen Tochter. „Werdet zwar,“ meint er bescheiden, „nach meinem Haus fragen; da muß ich freilich aufrichtig sagen: Das ist eine Hütten und Alles klein beisamm.“

„Was?“ fällt der Nachbar ein, „dem sein Haus eine Hütten? Das wär' schon zum lachen! Das größte Haus auf der Welscherheide, viel geht nicht ab, schaut's aus, wie ein Schloß.“

Der Werber thut, als wäre auf die Rede seines Begleiters weiter nicht zu achten und fährt fort: „Ein paar Ackerlein, ein klein Fiedlerl Wiesen und ein Waldschachel — ist mein ganzer Besitz.“

„Großfeldbauer!“ schreit der Nachbar, „Waldschachel! sagt er; wer seinen Wald will umgeben, der muß gut bei Fuß sein, will er's in zwölf Stunden dermachen. Und die Bäume drinnen thun, als wollten sie schnurgrad' in den Himmel hineinwachsen. Nachher die Felder; von seinen Feldern führen all' Jahr viel Wägen den besten Weizen und Korn in's Salzburgische hinauf. Zwanzig Paar Ochsen kann er halten und Rüh' gar von der Steiermark und Schweiz, daß schon eine Freud' ist. Seine Küffer sind wie die hellen Elefanten, so groß, und die Schweine erst — dem seine Säue haben einen großen Ruf im Land und kann ich wohl sagen: Eine, die in diese Schweinezucht hineinheiratet, die mag sich alle zehn Finger abschlecken.“

„Hab' wohl auch Schulden auf meinem Häusel,“ meint demüthig der Brautwerber, „bisweilen, daß ich gern ein Seidel trink' und unter guten Cameraden ein Spielerl mach' und nachher mit einem kleinen Spitz heimkomm' — da werdet Ihr einen Spaß verstehen.“

„Das muß ich sagen,“ drauf rasch der Nachbar, „die Schulden thun ihn zwidern, er steckt über Hals drinnen;

wollen ihn ja schon alleweil pfänden  
und wie er nicht seine Aufheiterung  
noch im Weinglas und beim Karten-  
spiel sucht und sich all' Tag sternhagel-  
voll ansaut, so müßt' er verzweifeln."

Da wird der Brautwerber todt-  
blaß, stößt den Nachbar mit dem Ell-  
bogen und murmelt: „Bist nicht recht  
geschmidt?"

„Was willst denn?“ fragt der  
Nachbar, „haben es ja ausgemacht,  
daß ich Alles vergrößern soll, was  
Du sagst.“

Hierauf weist ihnen der Großfeld-  
hofer die Thür. Der Nachbar aber  
sagt zum Brautwerber: „Leutfoppen  
thu' ich gern, wo es zum Spaß ist;  
aber wo es zu weit geht und daß  
wer unschuldiger Weis desweg in's  
Elend kommen kunnt, da dreh' ich den  
Spieß um und — Du weißt, wer  
heute der Gefoppte ist.“

Damit schlug sich der Nachbar  
seitab und der Brautwerber murmelte  
bei sich: „Das ist mir g'rab' genug  
auf mein Lebtag lang.“

## Waldandacht.

Felsenstein! — Die Föhren säßern! —  
Silberquellchen murmelt süß!  
Zusucht Du — mein Paradies —  
Heiligthum im Wonnicgdütern!

Weich in dunklem, duft'gem Moose  
Lieg ich — fern vom Weltgewühl —  
Ohne Wunsch und ohne Ziel —  
Wie ein Kind im Mutterchooße.

Seltam Summen — seltam Klingen!  
Welch' ein Zauber wirket hier?  
Ist, als könnt' heraus aus mir  
Fessellos in's All' ich dringen.

Ist, als ob ich üppig grünte,  
Wipfel hoch im Sonnenschein —  
Wurzelt' tief im Grunde drein  
Und als Eiche ragend stünde! —

Ist, als könnt' als Dach ich wallen —  
Klar und froh durch Auen fort,  
Ist, als säß' am Zweig ich dort —  
Dieß' als Vöglein Biedlein schallen!

Ist, als könnt' ich schaukeln, fliegen —  
Als ein Falter frei dahin,  
Wohlgemuth mit leichtem Sinn —  
Mich von Luft zu Luft zu wiegen!

Ist, als dürft' als Lüftchen kosen  
Ich mit Blume, Halm und Blatt,  
Könnte küssen — nimmer satt —  
Alle Knösplein, alle Rosen!

Ist, als könnt' ich stille schweben  
Als ein Wölklein — weithin — weit,  
Ist, als wär' Allseligkeit  
Mir in's kleine Herz gegeben!

Dr. F. Groder.

## Kleine Laube.

### Die böhmischen Lehrjungen in Wien.

Von Prof. R. J. Schröder.

Der Name von Böhmen ist einer der ältesten deutschen Ländernamen Europa's. Die Namen von England, Frankreich, Oesterreich sind lange nicht so alt. Schon bei dem Römer Tacitus in dessen Buch über Germanien (Capitel 28) kommt er vor. Tacitus nennt das Land *Boihaem* und bemerkt dazu, der Name bewahre eine alte Erinnerung, das Land habe aber die Einwohner gewechselt. Es waren nämlich früher Bojer in dem Lande, ein gallisches Volk. Eine Erinnerung daran bewahrt der Name, den die nachfolgenden Deutschen ihm gegeben, die es *Boiheim* nannten. Eine recht ehrwürdig alte deutsche Benennung! Auch als die Tschechen einwanderten, blieb der Name in der Form *Beeheim*, *Böheim*, in neuerer Zeit endlich *Böhmen*. — Die Tschechen sind jetzt darin zahlreicher als die Deutschen, ihre Zahl verhält sich zu der der Letzteren wie drei zu zwei. Sie machen daher sogar Anspruch auf das ganze Land und nennen in deutscher Rede ihre Sprache gerne *Böhmisch*. Es scheint der Name *Tschechisch* gefällt ihnen nicht. — Bei alledem gehörte Böhmen ehedem zum deutschen Reich und gehört jetzt zu Oesterreich.

In neuerer Zeit nun erwacht in der tschechischen Bevölkerung der Drang, es den Deutschen gleich zu thun; ein Drang, der ja ganz löblich ist. Es ist nur zu bedauern, daß in der Art, wie dies angestrebt wird, die tschechischen Stimmführer mit ihrem Volke selbst

nicht harmoniren. Die Stimmführer sind eben Agitatoren, erregte Menschen, Kirchthurnpolitiker, das Volk folgt seinen natürlichen Instincten und bewahrt sich dabei die Weisheit volksmäßiger Weltanschauung, die niemals Ueberstürzungen liebt.

Eine der wichtigsten Sorgen tschechischer Eltern aus dem Volke ist die, daß die Kinder deutsch lernen, damit sie ihr „Fortkommen“ finden. Sie geben sie in Tausch mit deutschen Kindern auf ein Jahr in einen deutschen Ort und bitten da dringend, daß man die Kinder nur ja kein tschechisches Wort hören lasse, wünschen auch, daß sie in der Schule alles nur deutsch lernen.

Die Magime haben übrigens auch die andern Nationalitäten; doch das ist hier gleichgiltig.

Wenn den Eltern dies nun nicht möglich ist, so trachten sie wenigstens die Knaben, wenn möglich, an einen deutschen Ort in die Lehre zu geben. Das Höchste was erreicht werden kann, ist, wenn es gelingt, einen Jungen nach Wien in die Lehre zu geben. Da ist kein Glück so gut als gemacht. In Wien ist mancher Landsmann schon Bürger und Meister und Gemeinderath geworden!

Häufig wird so ein Knabe nun in Wien zu einem solchen Landsmanne in die Lehre gegeben. Der Landsmann, der doch vielleicht noch besser böhmisch als deutsch spricht, verspricht den Eltern des Knaben hoch und theuer kein Wort böhmisch zu ihm zu sprechen.

Nun kommen die Stimmführer des Volkes und halten Reden über die armen böhmischen Lehrjungen in Wien, die in

ihrer schönen Muttersprache nicht einmal Unterricht erhalten können!

Was in aller Welt soll denn nun wohl geschehen, um diese Klagen zu beschwichtigen? — Natürlich nichts anderes, als daß man in Wien Schulen errichtet, in denen die böhmische Jugend Wiens in böhmischer Sprache und Literatur unterrichtet wird, damit sie in böhmischer Bildung nicht zurückbleibt!

Wäre damit nun dem böhmischen Volke wahrhaft gebient? Ich glaube nicht.

Dies ist nur Ein Beispiel von der Hohlheit der nationalen Agitationen, die den Staat unterwählen und in der That nur geeignet sind, Aufregungen hervorzubringen. Der Wunsch, die Universität in Prag zu tschechifiren, ist kaum um Vieles vernünftiger, als der nach böhmischen Schulen für Wiener Lehrbuben. Denke man sich doch nur einen Böhmen, der in Volksschule, Gymnasium und an der Universität immer nur in tschechischer Sprache unterrichtet ist! Wollen die böhmischen Eltern, die einen Sohn auf der Universität studiren lassen, ihn nicht mindestens brauchbar machen für die ganze Monarchie? — Wer kann denn aber außerhalb des kleinen böhmischen Sprachgebietes einen Menschen brauchen mit reinböhmischer Bildung? Die Deutschen gewiß nicht, aber auch die Slovenen, Ruthenen und Polen nicht, die ja kein Böhmisches versteh'n! Es ist wieder ein Fall, wo die Stimmführer etwas anstreben, womit ihrem Volke nicht gebient ist.

Wie die wissenschaftlichen Interessen leiden müssen mit Tschechifirung der Universität, das liegt ja auf der Hand! Dafür hat man ja ein kaum loedendes Vorbild an den Universitäten der Magyaren und Croaten.

Die Magyaren haben aber in ihrer nationalen Tendenz noch nicht genug erreicht, das Schwabenthum ist ihnen überall im Wege, so sehr sie es bedrücken. Jetzt wollen sie den ungrischen Handelsstand magyarisiren! — Sie wollen einen Handelsstand, der keiner

Weltsprache mächtig ist! Die deutsche Sprache eröffnet dem ungrischen Kaufmann den Welthandel. Wem geschieht denn ein Gefallen damit, wenn die ungrischen Kaufleute nicht deutsch lernen? Gewiß dem Handel am allerwenigsten. Was also sollen alle diese kindischen Tendenzen?

Das Treiben unserer Nationalitäten macht den Eindruck des Treibens von Kindern, denen die maßigende Leitung vernünftiger Eltern fehlt.

Sie verlangen alles Mögliche, auch alles Unmögliche und die verzärtelnden Eltern fragen immer noch: ob sie nicht noch etwas möchten? Wo denn dann die Folgen nicht ausbleiben. Es kommt zu Absurditäten und am Ende sind die Kinder selbst, die auf diese Weise verwildern, doch nur am Empfindlichsten gestraft! — — —

### Ein Faustschlag.

Episode aus dem Soldatenleben; erzählt von Robert Fränzel in Riga.

Als ich eines Tages in meinem Studirzimmer saß und mich, von der Arbeit ermüdet, in den Anblick des schönen Bildes der lieblichen Stadt Graz von B. Hausner vertiefte und mit Hilfe des Gieslar'schen Fremdenführers die einzelnen Orte und Höhen zu bestimmen suchte, welche ich auf meiner für den kommenden Sommer geplanten Erholungsreise zu besuchen gedachte, wurde leise an meine Thür geklopft.

Auf meinen Ruf trat ein ärmlich gekleideter Mann in meine Stube und rief mir ein freundliches „Grüß Gott!“ zu. —

Dieser, in meiner nordischen Heimat ungewöhnliche Gruß rief in meiner Seele die schönsten Erinnerungen wach. Wie oft hatte ich diesen Gruß in den Bergen Oesterreich's vernommen; wie oft wurde derselbe mir zugerufen, wenn ich ermüdet von meinen Wanderungen in ein schlichtes Wirthshaus trat, um mich selbst, bei einem Schoppen kühlen Land-

weines von meinen Strapazen zu erhalten.

Gott grüße Dich! kein anderer Gruß  
Gleicht dem an Innigkeit,  
Gott grüße Dich! kein and'rer Gruß  
Pakt so zu aller Zeit!

Mit diesem lieben Gruß hatte der schlichte Mann mein Herz gewonnen.

„Sind Sie ein Oesterreicher?“ war meine erste Frage an ihn.

„Ja, mein Herr“, antwortete er freundlich, und erzählte, nachdem wir einige formelle Worte gewechselt hatten, weiter: „Seit Jahren habe ich mein liebes Heimatland nicht gesehen. Ich bin aus der Bergstadt Gottesgab gebürtig, wo ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre Bergknappe war, später aber zum Militärdienst ausgehoben wurde. Hier in Livland habe ich mich seit mehreren Jahren durch Vorzeigen eines künstlichen Bergwerkes schlecht und recht ernährt, bis ich krank wurde. Lange habe ich hier in Riga im Krankenhause gelegen und mußte mich endlich einer Operation unterwerfen, durch welche ich dem Tode entrißen wurde, aber auch zum Krüppel geworden bin. Durch meine lange Krankheit bin ich von allen Mitteln entblößt und bitte Sie, mich armen alten Mann unterstützen zu wollen.“

Ich bat ihn, sich zu setzen; er that es ohne Umstände und blickte mich mit seinen ehrlichen braunen Augen erwartungsvoll an.

„Sind Sie in Steiermark gewesen, kennen Sie die Stadt Graz?“

„O, gewiß mein Herr“, erwiderte der Alte und warf einen Blick auf das Bild über meinem Schreibtische, „im Revolutionsjahre 1848 habe ich daselbst längere Zeit zugebracht und sowohl die Stadt, als auch die reizende Umgebung derselben, genau kennen gelernt. Das Bild dort ist ja das schöne, von Bergen umschlossene Graz! Sehen Sie, dort liegt Schloß Eggenberg, hier auf dem Berge die Ruine Gösting und dort in der Mitte ragt über dem Häusermeer der Schloßberg hervor, auf welchem ich

manchen Abend gefessen und auf die fernern Berge geschaut.“

Ich freute mich endlich einen Mann gefunden zu haben, der mir nähere Auskunft in Betreff der Stadt Graz und der schönen grünen Steiermark geben konnte und ließ es an Fragen in Bezug auf Land und Leute, Sitten und Gebräuche nicht fehlen.

Ehe wir es merkten, hatten wir ein Stündchen angenehm verplaudert. Als er sich verabschieden wollte, forderte ich ihn auf, bei mir sein Mittagsmahl einzunehmen zu wollen. Er dankte und blieb. Von jenem Tage an war er durch Wochen hindurch mein Mittagsgast.

Als wir eines Nachmittags wieder in meinem Studirzimmer gemütlich plauderten, erzählte er mir in seiner schlichten Weise folgende Begebenheit aus seinem bewegten Leben:

„Es war im Jahre 1848, als wir nach ermüdenden Märschen vor Treviso unser Lager aufgeschlagen hatten und der wohlverdienten Ruhe pflegen konnten. Als ich eines Tages vor meinem Zelte saß und der lieben Eltern in der trauten Heimat gedachte, schreckte mich der Befehl, unverzüglich vor dem Divisionschef zu erscheinen, aus meinen süßen Träumereien. Nach wenigen Minuten stand ich vor dem gestrengen Herrn, der mir meiner Anstelligkeit wegen sehr zugethan war und mir häufig Beweise seiner Zuneigung gegeben hatte. Der Herr Divisionschef war ein brauer Soldat, der uns Soldaten wie seine Kinder liebte und väterlich für uns sorgte. Bei aller Gutmüthigkeit war er jedoch in Dienst-Angelegenheiten nachsichtslos streng und konnte bei dem kleinsten Vergehen in heftigen Zorn gerathen.“

Als ich vor ihm stand und er mich mit seinen großen schwarzen Augen anblickte, sank mir ein wenig der Muth und alle meine Sünden zogen wie ein Schreckgespenst an meiner Seele vorüber; mein Herz klopfte wie ein Hammer in meiner Brust.



„Höre 'mal, Widler,“ begann er mit bröhnendem Saß, „Du bist ein muthiger Kerl und vorsichtiger Soldat, auf den man sich verlassen kann. Will Dir einen ehrenvollen Auftrag geben. Eine Viertelmeile von hier liegt ein Meierhof, der anscheinend unbewohnt ist, in welchem sich aber Insurgenten verborgen halten können — den sollst Du recognosciren! Suche Dir nach eigenem Gefallen zehn tüchtige Soldaten aus und mache Dich nach einer Stunde auf den Weg.“

Wie vom Donner gerührt stand ich da! Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich wohl ein vorsichtiger, aber kein besonders muthiger Soldat war und lieber in den tiefsten Schacht hinabgefahren wäre, als den unheimlichen Meierhof zu recognosciren. In meiner Angst wagte ich die Frage an ihn zu richten, „weshalb er denn gerade mich mit dem Auftrage beehre, da es doch gewiß bessere und einsichtsvollere Soldaten in der Division gäbe.“ Da kam ich aber mit meiner Bescheidenheit schlecht an!

„Kreuzhimmelbonnerwetter,“ schrie er wüthend, „Du erbärmlicher Kerl hast wohl Angst? Mach', daß Du kommst oder ich lasse Dich krumm schließen! Rechts um — Marsch!“

Das war deutlich gesprochen und ich mußte mich in das Unabänderliche fügen.

Ich suchte mir unter meiner Kameraden zehn verwegene Kerle aus, die das Rauchen entbehren konnten und nicht husteten, und machte mich mit denselben nach den nöthigen Vorbereitungen, auf den Weg. Ein Mann ging voraus, zwei folgten demselben nach einer kurzen Strecke, rechts und links drei Flanqueure, ich selbst ging in der Mitte, weil ich mich als Anführer bedcken mußte.

Bald hatten wir den Hof erreicht. Alles war still. Die Läden des Wohnhauses waren geschlossen; die Thüren der Ställe und Nebengebäude standen weit offen. Mit großer Vorsicht durchsuchten wir zuerst die Ställe, dann

sämmtliche Nebengebäude, deren Keller und Bodenräume, fanden aber nichts Verdächtiges. Wir näherten uns nun behutsam dem Wohngebäude. Die Läden wurden erbrochen und wir blickten durch die Fenster in die Stuben hinein, welche alle, so viel wir gewahrt werden konnten, öde und leer waren. Durch die offen stehende Thür traten wir vorsichtig in das Haus und durchsuchten dasselbe auf das Genaueste. In dem letzten Zimmer stand ein großer altmodischer Schrank, welcher die halbe Wand einnahm, sonst war es leer und hatte weiter keine Thüre. Eben wollten wir das Zimmer verlassen, als einer meiner Kameraden mich darauf aufmerksam machte, daß in dem geräumigen Schrank leicht etwas Verdächtiges verborgen sein könnte. Wir machten uns gleich daran, den Schrank mit unseren Beltbeilen zu erbrechen. So sehr wir uns auch mühten, es gelang uns nicht, das große solide Schloß zu sprengen und es blieb uns nichts übrig, als die dicken eichenen Thüren zu zerspalten.

Die Beilhiebe hallten wie Donnerschläge durch das öde Haus und riefen zu unserer Ueberraschung ein ganz unerwartetes Echo nach. Wir hörten nämlich dicht vor uns ein lautes, durchdringendes Rindergeschrei. Erschreckt ließen wir unsere Beile sinken und sahen einander fragend an. Sollten Kinder in dem Schranke eingeschlossen sein oder sich hinter demselben ein verborgenes Zimmer befinden, welches bisher unseren Nachforschungen entgangen war? Um darüber in's Klare zu kommen, gingen wir mit doppeltem Eifer an unser Zerstörungswerk; in wenigen Augenblicken lag die Thür in Trümmern — der Schrank war leer. Nun rückten wir mit nicht geringer Anstrengung denselben von der Wand und gewahrten eine Zimmerthüre, hinter welcher eben wieder das Geschrei laut und vernehmbar ertönte. Jetzt galt es vorsichtig zu sein! Zwei meiner Kameraden stellten sich mit gefällten Bajonetten rechts und links vor die Thür, zwei hielten ihre Gewehre

im Anschlag und ich schlug mit meinem Zeltbeil gegen dieselbe und befahl mit lauter Stimme, sofort zu öffnen. Das Rindergeschrei wurde lauter, wir hörten leise Tritte und bald darauf wurde die Thüre langsam geöffnet. Ein schönes, hochgewachsenes Weib mit dunkeln Augen und schwarzen Haaren stand uns gegenüber; das Antlitz marmorbleich, die Hände flehend erhoben. Als wir in unserem Eifer ungestüm in das Zimmer eindringen, stieß sie mit einem gellenden Angstschrei und fiel ohnmächtig zu Boden. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, stürzten sich laut weinend auf die Mutter und umfaßten sie angstvoll mit ihren Armen. Es war ein jammervolles Bild! Wir hoben die schreienden Kinder auf, beruhigten sie so viel wie möglich und trugen dann die Ohnmächtige auf das Bett, welches in der Ecke der Stube stand. Um sie zum Bewußtsein zu bringen, rieb ich ihr die Schläfen mit Branntwein und hatte bald die Freude zu sehen, wie sie ihre Augen langsam öffnete und erstaunt um sich blickte. Ich bat sie, sich nicht beunruhigen zu wollen, wir seien keine Mörder, sondern ehrliche Soldaten, welche keinen Krieg gegen Frauen, sondern gegen Männer führten. Meine freundlichen Worte, sowie das ruhige Verhalten meiner Kameraden beruhigten sie. Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust und mit einem dankbaren Blick auf mich erhob sie sich und fragte mit bebender Stimme, was wir wollten und was wir beabsichtigten. Ich erklärte ihr nun, daß wir den Auftrag hätten, den Hof zu recognosciren und falls wir keine Insurgenten verborgen fänden, wieder ruhig abziehen würden. Als sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß wir nichts Böses beabsichtigten, flog ein Strahl inniger Freude über ihr schönes Gesicht; sie hieß uns willkommen und bat uns mit gewinnender Freundlichkeit, so lange bei ihr zu verweilen, bis wir uns mit Speise und Trank erquickt hätten. Wir bezeugten uns nicht

abgeneigt, ihre Bitte zu erfüllen. Sie bat uns nun, das Bett von der Stelle zu rücken. Wir thaten es bereitwillig und erblickten eine Fallthüre. Uns stieg ein böser Verdacht in die Seele und wir blickten sie mißtrauisch an; sie aber lachte herzlich, hob die Thüre und stieg die in den Keller führende Treppe hinab. Als sie bald darauf mit einem Korbe voll Brot und Salamiwurst, sowie mit einem Kruge voll Wein wieder erschien, schwand unser Verdacht; wir beobachteten nun noch die Vorsicht, sie zu bitten, zuerst die Speisen und den Wein kosten zu wollen. Sie blickte uns mit ihren dunkeln Augen schelmisch an, setzte den Krug an die frischen Lippen und trank in langen Zügen, dann reichte sie mir den Krug mit einem freundlichen Kopfnicken.

Wir fühlten uns bald heimisch in dem gemüthlichen Stübchen und aßen und tranken nach Herzenslust, während sie uns mittheilte, daß sie eine Witwe sei und seit dem Tode ihres Gatten mit ihren beiden Kindern allein auf dem Hofe lebe. Ihre Knechte und Mägde seien davongelaufen. Mehrere Male seien die Aufständischen in ihr Haus gedrungen und hätten Alles, was nicht niets und nagelfest gewesen sei, davongetragen. Um vor ferneren Besuchen verschont zu bleiben, habe sie sich in dieses Zimmer zurückgezogen und den Schrank von einigen Bekannten aus der Nachbarschaft vor die Thüre rücken lassen und bisher still und unbehellig hier gelebt. Aus dem Keller führe eine kleine Thür in's Freie, welche sie hin und wieder benutze, um mit der Außenwelt zu verkehren. Nun schilderte sie ihre Angst, als sie unser Rumoren im Hause gehört und wie sie gedacht hätte, daß ihr letztes Stündlein geschlagen habe, als sie uns mit den drohenden Mienen und blitzenden Gewehren erblickt.

Sie war eine geborene Italienerin und verstand nur wenig deutsch, wir konnten uns aber ganz gut verständigen. Als wir uns gesättigt hatten, befahl ich meinen Kameraden in das Lager

zurückzukehren und dem Divisionschef die Meldung zu machen, daß der Hof frei von Insurgenten sei und nur von einer Witwe und deren beiden Kindern bewohnt werde. Ich selbst würde bleiben und warten bis der Herr Divisionschef mit seiner Patrouille käme, um selbst den Hof zu recognosciren und nöthigenfalls zu besetzen.

Die Kameraden marschirten ab und ich blieb mit der Witwe allein. Wir plauderten wie alte Bekannte mit einander; sie konnte mir nicht genug für meine freundliche Behandlung danken und war der festen Ueberzeugung, daß, wenn ich nicht die Patrouille angeführt hätte, sie wohl nicht mehr am Leben sein würde. Ihre Dankbarkeit steigerte sich im Laufe des Gespräches derartig, daß sie mir den eigenthümlichen und unerwarteten Vorschlag machte — sie zu heiraten. Auf meinen Einwand, daß ich auf ihren gut gemeinten Vorschlag schon deshalb nicht eingehen könne, weil ich noch im Dienst sei und nicht wisse, wohin ich nächstens marschiren müßte, meint: sie, ich könne desertiren, sie würde mich derartig zu verstecken wissen, daß kein Mensch mich fände.

Ich vergaß auf mancherlei, was ich sonst lieb gehabt. Das Weib gefiel mir, auch lockte mich der schöne Hof, sowie die Aussicht auf ein ruhiges, behagliches Leben, weshalb ich mich nicht abgeneigt bezeugte, auf ihren für mich schmeichelhaften Vorschlag einzugehen, erklärte aber sogleich, daß ich als braver Soldat nicht desertiren könne.

Während wir noch im eifrigen Gespräch begriffen waren, ertönte plötzlich der dröhnende Paß unseres Chefs auf dem Hofe. Die gute Frau erbehte und sah mich erschreckt an. „Fürchten Sie nichts,“ sagte ich lachend, „der Mann thut Ihnen kein Leid, in der rauhen Schale steckt ein guter Kern!“

Ich ging dem gestrengen Herrn entgegen, rapportirte pflichtschuldigst und hatte die Dreistigkeit, ihn zu ersuchen, mit der armen Frau freundlich und wo möglich etwas weniger laut zu spre-

chen, da sie von dem gehabten Schrecken sehr angegriffen sei. „Na,“ sagte er lachend, „sie wird nicht gleich umkommen, wenn ich etwas derb rede! Führe mich zu ihr, will mir 'mal die Frau ansehen.“

Als er in das Zimmer trat und die Frau die colossale Gestalt mit dem gewaltigen Schnurbart und den blitzenden Augen erblickte, erschraf sie sichtlich und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Na, was — was erschrickt Du,“ schrie er mit lauter Stimme, „hast Du ein böses Gewissen?“

Die arme Frau zitterte vor Furcht, beantwortete aber alle an sie gerichteten Fragen rasch und deutlich.

Als er sich davon überzeugt hatte, daß er es mit einer harmlosen Frau zu thun habe, die keines Schutzes bedürftig sei, sagte er freundlich: „Will eine Sauvegarde vor Deine Thür stellen, kannst dann ruhig mit Deinen Kindern hier hausen, wird Dir kein Haar gekrümmt werden!“ — „Na, was will sie noch,“ rief er ergrimmt, als das schöne Weib ihm zu Füßen stürzte und ihm mit Thränen in den Augen dankte, „bin nicht so grimmig, wie ich vielleicht aussehen mag und wie die schreienden Krausköpfe da unter dem Bette meinen!“

Er befahl uns noch den Keller zu durchsuchen, und als wir auch in demselben nichts Verdächtiges gefunden hatten, commandirte er: „Rehrt — marsch!“ und wir zogen alle ab; ich mit etwas wehmüthigen Gefühlen, weil ich nicht hoffen konnte, die liebenswürdige, junge Witwe jemals wiederzusehen.

Am folgenden Tage mußten wir auf Befehl des Feldzeugmeisters Freiherrn von Welben unser Lager abbrechen und weiter marschiren. Sechs Wochen zogen wir im Lande umher, hatten hin und wieder kleine Gefechte mit den Insurgenten und kehrten endlich wieder nach Treviso zurück.

Als ich in der Ferne den Meierhof erblickte, beschlich mich eine gewaltige Sehnsucht, die junge Witwe wiederzusehen und ich dachte hin und her, wie ich das ausführen könnte. Am an-

deren Tage war ich zu dem Entschluß gekommen, meinem Chef um Erlaubniß zu bitten. Als ich ihm mein Anliegen vorbrachte, lachte er ingrimmig, stemmte die Hände in die Seiten und rief: „Ist mir so eine Frechheit vorgekommen — denkt der vermaledeite Kerl an Liebesgeschichten, während die Insurgenten wie Pilze aus der Erde wachsen! Hast Du wirklich nichts Besseres zu thun, als hübschen Weibern nachzulaufen? Sieh' Dich lieber nach den verdammten Kerlen um, die uns das Leben sauer genug machen und laß die Weiber ungeschoren! Mach', daß Du fortkommst, sonst ergeht es Dir schlecht!“

Betrübt über meine fehlgeschlagene Bitte suchte ich mein Zelt auf und dachte über mein trauriges Schicksal nach. Desertiren? Nein, dazu war ich zu ehrliches Soldatenblut — aber die Frau heimlich besuchen, das könnte gehn!

Ich dachte nicht an ein liebewarmes Herz, das in unserem Lager für mich schlug und das ganz gefahrlos zu erreichen gewesen wäre — gedachte nicht der holden Marketenderin.

Bald war mein Entschluß gefaßt. Mit einbrechender Dunkelheit wollte ich das Lager verlassen, ein paar Stunden bei der Witwe verweilen und dann wieder zur rechten Zeit zurückkehren.

Als die Sonne gesunken war und es im Lager stille wurde, machte ich mich heimlich auf den Weg und es gelang mir denn auch, von der Dunkelheit begünstigt, mich durch die Vorpostenkette zu schleichen. Still in mich hineinlächelnd, lief ich nun auf den Meierhof zu und hatte ihn nach einer halben Stunde ohne Unfall glücklich erreicht.

Von der Witwe, welche bereits die Hoffnung mich niemals wiederzusehen aufgegeben hatte, wurde ich mit aufrichtiger Freude empfangen. Natürlich wurden wieder das Heiratsproject besprochen und die schönsten Lustschlösser für die Zukunft gebaut.

Nachdem ich zwei Stunden bei ihr verweilt hatte, mußte ich, so schwer es

mir wurde, doch endlich an die Rückkehr denken. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander und ich mußte ihr heilig versprechen, sie so bald als möglich wieder in ihrer Einsamkeit aufzusuchen.

Das Herz klopfte mir stürmisch, als ich in die Nähe der Vorpostenkette gekommen war. Ich verließ mich aber auf mein gutes Glück und ging ruhig weiter.

„Wer da!“ ertönte plötzlich eine tiefe Stimme und ich hörte deutlich einen Flintenhahn knacken.

„Gut Freund!“ rief ich rasch, „ich bin der Unterofficier Wickler und habe die Vorposten zu revidiren.“

„Still gestanden oder ich gebe Feuer!“ rief es zurück. „Warten bis die Patrouille kommt!“

Mir wurde es heiß im Herzen! Was sollte ich thun? Ich stand still da, und wartete geduldig der Dinge, die da kommen sollten.

Auf ein von dem Vorposten gegebenes Zeichen erschien auch bald die Patrouille und kam mit gefüllten Bajonetten auf mich zu. Der Führer derselben war ein gewisser Kivek, ein guter Freund von mir. Als ich ihn erkannt hatte, rief ich erfreut:

„Kivek, alter Freund, ich bin es, laß mich in's Lager.“

Er antwortete mir nicht, kam ruhig näher, setzte mir das Bajonnet auf den Leib und befahl den Anderen, die scharf geladenen Gewehre auf mich zu richten.

„Wie heißt die Parole?“ fragte er ernst. Ich nannte dieselbe. „Thut mir leid, armer Freund,“ sagte er mit bewegter Stimme, „die Parole ist vor einer Stunde gewechselt worden! Wo kommst Du, Unglücksmensch, her?“

Ich erzählte ihm nun mein Abenteuer und bat ihn dringend, doch keinen Lärm zu schlagen, er kenne mich als einen braven Soldaten und werde mir doch gewiß keinen Verrath zutrauen.

„Thue es auch nicht — aber so leid es mir thut, ich muß Dich zur Standartenwache bringen!“

Ich bot alle meine Ueberredungskunst auf, erinnerte ihn an unsere alte Freund-

schaft und fragte ihn, ob er es denn wirklich über sein Herz bringen könne, mich eines leichtsinnigen Streiches wegen in's Unglück zu bringen. Es half Alles nichts — ich mußte mitgehen, wurde der Wache übergeben und verbrachte auf derselben die Nacht schlaflos, gequält von den trübsten Gedanken.

Am Morgen früh wurde ich vor den Divisionschef geführt. Der Unterofficier Kirewz stattete seinen Rapport ab und berichtete genau, unter welchen Umständen er mich in der Nacht vor der Vorpostenkette arretirt habe.

Während des Berichtes flammten die Augen des Chefs wild auf und eine dunkle Hornröthe bedeckte unheildrohend sein Antlitz.

Als Kirewz schwieg, trat er langsam auf mich zu und fragte mit vor Zorn bebender Stimme: „Weshalb hast Du das Lager verlassen und wo warst Du?“

„Herr,“ erwiderte ich demüthig, „ich habe wahrhaftig nichts Schlechtes gethan, und bin kein Verräther. Bin ohne Ew. Gnaden Erlaubniß im Meierhof gewesen; es war leichtsinnig von mir, aber nicht schlecht. Ew. Gnaden werden mich nicht zu hart dafür strafen!“

„Nicht hart strafen,“ — rief er in aufbrausendem Zorne, „wenn ein Soldat in Kriegszeiten aus dem Lager desertirt? Weißt Du, Glender, daß Du dafür erschossen wirst?“

„Führt ihn hinweg, ich will das Standgericht zusammenberufen!“

Während ertheilte er seine Befehle und die Adjutanten sprengten nach allen Richtungen durch das Lager.

Das hatte ich mir nicht gedacht — bleich und an allen Gliedern zitternd stand ich vor dem Zelte des Gewaltigen. „Du wirst erschossen“ — dieses schreckliche Wort gellte mir in den Ohren. Es schwindelte mir — ich war keines vernünftigen Gedankens fähig. Meine Kameraden sahen mich mitleidig an und zuckten die Achseln. Ich weiß nicht, wie lange ich dort gestanden hatte, als sechs Mann unseres Bataillons auf das Zelt

des Chefs zutamen. Ein Adjutant empfing sie und fragte nach ihrem Begehren.

„Wir bitten im Namen des ganzen Bataillons den Herrn Divisionschef, uns anhören zu wollen!“

Der Adjutant verschwand und kehrte alsbald mit dem gestrengen Herrn zurück.

„Was ist Euer Begehrt, Ihr Leute?“ rief er unmutig, „macht's kurz!“

„Im Namen des ganzen Bataillons bitten wir um Pardon für den braven Soldaten Widler.“

„Kann kein Pardon gegeben werden, sein Leben ist verwirkt!“ rief er mit drohender Stimme.

„Auch wir bitten Ew. Gnaden um Pardon für Widler, er war stets ein braver Soldat und guter Kamerad“ — riefen jetzt die in der Nähe stehenden Officiere.

„Auch Sie, meine Herren?“ schrie jetzt, ganz außer sich, der Divisionschef, „Sie sollten doch wenigstens einsehen, daß er den Tod verschuldet hat und ich ihn nicht begnadigen darf!“

Jetzt kam noch was dazu, wovon ich entschieden mein Verderben erwartete. Ein Rapport traf ein, daß in dem bewußten Meierhof Insurgenten gefangen worden wären, und daß dieses Gebäude den Aufständigen doch zu einem Schürherde gebient habe. Das schöne Weib war ihr Werkzeug, womit sie uns irreführen wollten. Ich war schmächtig betrogen und sollte nun sterben.

Unter den Officiere und Soldaten entstand nun ein dumpfes Murren, was den Zorn des grimmigen Mannes noch steigerte.

Während er wettezte und tobte, theilten sich plötzlich die dichten Reihen der Soldaten, und unsere Marktentenderin, ein blühendes Mädchen von stolzem Wuchse, stürzte dem Divisionschef zu Füßen, umklammerte seine Knie mit ihren starken Armen und rief mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Ich lasse Sie nicht eher los, als bis Sie ihn begnadigt!“

„Auch Du?“ schrie im höchsten Grade aufgebracht der Chef; „bist Du von

Sinnen? Laß mich los — oder ich ver-  
geße, daß Du ein Weib bist!“

Er strengte seine ganze Kraft an,  
um sich ihr zu entwinden — aber ver-  
gebens. Wie mit eisernen Klammern  
hielt sie seine Knie umfangen und achtete  
nicht seiner Wuth und seiner schrecklichen  
Drohungen.

Das schöne Haupt zurückgebeugt,  
floß ihr das volle blonde Haar, in gol-  
denen Wellen aufgelöst, über den stolzen  
Nacken bis zu den Hüften herab. Ihr  
Gesicht war von der Anstrengung tief  
geröthet; die großen dunklen Augen  
sprühten Feuer, ihr Athem flog und der  
üppige Körper bebte in furchtbarer Auf-  
regung.

Er rang unaufhörlich mit ihr und  
versuchte es, sie gewaltsam von sich zu  
stoßen und traf sie dabei so hart mit  
seiner starken Faust, daß sie laut auf-  
stöhnte.

Das brachte ihn zur Besinnung —  
erstaunt und beschämt blickte er auf das  
Mädchen, seine Züge wurden milder, er  
legte unwillkürlich seine Hand auf ihr  
schönes Haupt und mit bewegter Stimme  
sprach er: „Du hast mich besiegt. —  
Es geschah im Zorne, ich will den Faust-  
schlag quitt machen, ich nehme ihn zurück,  
was verlangst Du dafür?“

„Diesen Mann!“ rief sie, und wies  
auf mich, „o, gestrenger Herr, begna-  
digen Sie ihn!“

„Ein hoher Preis,“ sagte der Chef,  
„doch so sei es, er ist begnadigt!“

Ein donnernder Jubelruf erscholl  
aus den rauhen Kehlen der Soldaten,  
die mit wachsender Aufregung diesem  
ungleichen Kampfe, diesem wüthenden  
Ringem zugeschaut.

Das Mädchen aber sprang schwer  
athmend auf und schritt, unter donnern-  
den Jubelrufen, durch die Reihen der  
Soldaten, in das Lager zurück.

Und die schöne, tapfere Marketen-  
derin, der ich mein Leben und meine  
Freiheit verdankte, war eine Grazerin.  
Als ich meinen Abschied erhielt, nahm  
sie mich mit in ihre schöne Vaterstadt.“

## Die Kartenschlägerin der alten Schule.

Von R. Bruch-Sinn.

„Schöner Mann, reicher Mann,  
Caro-Zehn, große Leidenschaft, Bique-  
Bube, Herz-Dame nach, Hochzeit nahe be-  
vorstehend“ — und so fort. Doch, wir  
kennen das ja. Aber halt! Der Titel  
verspricht etwas mehr: „Alte Schule“  
— was bedeutet das? Der Autor will  
die Güte haben, sich die undankbare  
Mühe zu nehmen, eines der „interessanten“  
Individuen jener Race zu schildern,  
für welche wir „Epigonen“ weder Ver-  
ständniß noch Achtung mehr haben, einer  
jener unzähligen Nachtreterinnen der in  
Gott (oder vielmehr in dessen Wider-  
part) ruhenden Genormand (welche dem  
großen Napoleon seinen Untergang „pro-  
phezeite“, wie's in dem „echten egyp-  
tischen Traumbuche“ heißt). Danke. Weiß  
Alles! Grauenhafte Höhle, alchimischer  
Zauber-Apparat, Zauber Spiegel, der alle  
abwesenden Personen in allen möglichen  
Stellungen zeigt, welche sie in dem  
Momente „nach sehr verbürgten Nach-  
richten“ einnehmen sollen, item: ein  
schwarzer Kater, ein Todenschädel, eine  
Gule, einige „im passenden Momente“  
aus einer Ecke hervorflatternde Fleder-  
mäuse und — der Mittelpunkt all dieser  
Herrlichkeiten ein Scheusal von einem  
alten Weibe mit flatternden grauen  
Haaren und sonstigem etwas „exaltirten“  
Wesen, so damals zum Handwerk ge-  
hörte, und erst den rechten Kern zur  
Sauce gab. Nichts von all' dem, schöne  
Leserin! Dies gehört einer Epoche an,  
mit welcher ich mich nicht einzulassen  
wünsche.

Zwischen den Zeiten der Genormand's  
— deren Stifterin dem alten Napoleon  
eine Prise Kaffeesatz präsentirte, welche  
dieser große Mann mit vielem Interesse  
hinauffchnupfte, um dann auf St. He-  
lena nießend, auszurufen: „Ja, sie hat's  
gesagt“ — und unserer skeptischen Epoche  
liegt noch eine Generation, so ein nied-  
liches juste milieu hält zwischen totaler  
Finsterniß und blendendem Lichte, eine  
anheimelnde Dämmerung, deren allmä-

liger Schwinden wir Jüngeren noch zu beobachten das Vergnügen hatten, und deren sich unterschiedliche Repräsentanten und Verehrer der „guten alten Zeit“ mit so innigem, durch die Schlechtigkeit der neuen, noch gehobenen Vergnügen zu entfinnen wissen.

Meine liebe Mutter Nanette stammt aus dieser Zeit, und ich gedenke ihrer, welche ich nun seit nahezu einem Decennium aus den Augen verloren, mit umso größerer Werthschätzung, als sie mir, da ich noch in der Wiege lag, bereits prophezeit hatte, ich würde dereinst einen Grafen, einen veritablen Grafen, heiraten — ob jetzt oder erst — wenn ich nach vollzogener Seelenwanderung altadelige Baronesse mit 386 Ahnen, das hat sie leider nicht gesagt! — —

Mutter Nanette war die Kartenschlägerin der vornehmen Kreise der Hauptstadt \*\*. — Das documentirt sich bereits an dem noblen französischen Klange, welchen sie ihrem schlichten Taufnamen substituirt. Anna, Nani, Nanette — das ist umgekehrte Darwin'sche Theorie, nach welcher ein an sich ganz hübscher Name „degenerirt.“ Nanette — das ist der feinen Welt mundgerechter, und der „alten Mutter“ Klingt's vornehm schmeichlerisch in's Ohr. Nicht daß sie sich ihres schönen Taufnamens geschämt hätte. Im Gegentheile, sie sagt oft: „Die heilige Anna, meine gnädige Patronin, sie hat mich nicht verlassen, hat mir auf meine alten Tag' das Bissel gegeben, das ich brauche. Und einmal bitt' sie im Himmel für meine arme Seel', daß's aus dem Fegfeuer kommt.“ Worauf dann die jeweilige feine „Kundschaft“, mit welcher sie eben „beschäftigt“ ist, regelmäßig erwidert: „Aber, Nanette, Sie brauchen nicht an derlei zu denken, sind ja gesund, munter (herablassend auf die Schulter klopfend), unsere alte Mutter darf uns ja nicht verlassen — wer sollte uns dann wohl all' die schönen Sachen prophezeien — und wenn man sonst — hm, etwas wissen will . . .“

worauf dann die Alte mit frommem Aufblick und gleicher Regelmäßigkeit zu erwidern pflegt: „Wie Gott will! Der alte Gott lebt ja noch, Euer Gnaden, nur auf ihn vertrauen, das ist die Hauptsach', und auf die liebe Mutter Maria — die bitt' für uns Alle!“ — Und hiermit nimmt das, durch diese frommen Excurse unterbrochene Geschäft seinen Fortgang. Ja, Mutter Nanette ist gottesfürchtig, sparsam, reinlich, kurz mit allen guten Eigenschaften begabt, und dabei heikel in Bezug auf die Kundschaft. In der bürgerlichen Atmosphäre hat sie sich nie recht wohl gefühlt, obwohl sie auch von Zeit zu Zeit dem bekamten Grundsatz von der Geruchlosigkeit des Geldes hulbigend, sich herabläßt, auch in minder vornehmen Kreisen ein Engagement gnädigst anzunehmen.

Sie rächt sich aber regelmäßig dafür, indem sie nach ihrer Rückkehr in die ihr allein zusagenden Sphären von dieser Höhe herab vernichtende Urtheile auf die „unteren Schichten“ schleudert, mit welchen sie sich um schönen Gewinnes willen eben „gemein gemacht“. „Gräfliche Gnaden werden mich versteh'n — ist halt doch ganz etwas Anderes auch für unser Einem, in einem solchen Boudoir zu sitzen, als in die Zimmer von diese Leut'. Alles was wahr ist: schön eingerichtet sind's oft, Sammtmöbeln und Bilder und Alles — aber fehlt halt der Perf' im, das wirkliche Noble — das können sich die Leut' ewig nit kaufen. Und wenn man auch nur ein armer Teufel ist — was aber immer nur mit die höchsten Herrschaften verkehrt, unter die Leut' kommt — man findet sich halt nicht hinein. Und völlig weh thut's Einem, wenn man sieht, wie's die Leut' in Allem der hohen Aristokratie nachmachen möchten — da denk' ich mir allerweil, Du arm's Häscherl! So was muß angeboren sein!“

Bistien, welche solche kleine Intermezzo begleiten, sind oft die ergiebigsten für Mutter Nanette. Da wird denn regelmäßig daheim, im reinlichen, netten

Stübchen, ein reinlicher, netter Strumpf aus der alten Truhe hervorgezogen, wo er zwischen Gebetbuch und Sonntagsshawl frieblich geschlummert und eine Proceur an der ci-devant Fußbelleidung in's Werk gesetzt, welche an die Schlangenfütterung in den Menagerien mahnt. Und die Strumpf-Boa wird immer dicker; Mutter Nanette ist ja sparsam und hält das Bissel zusammen, das ihr ihre Schutzpatronin für ihre alten Tage becheert. Nach der Fütterung kommt die Dankagung. Da wird ein Stahlstich-Portrait der heiligen Anna aus dem Gebetbuche genommen und „abgebuffelt“, dann wird die Truhe vollständig verschlossen und Mutter Nanette setzt sich zu Tische und läßt sich ihr „Fäserl Raffee“ schmecken.

So bürgerlich ordentlich, so profaisch klar sieht's in dem Stübchen der alten Wahrsagerin aus! Das altmodische Bett mit der blauwollenen Decke, darüber ein hübsch geschnitzter Christus zu dessen Füßen Weihbrunn und Palmkränzen malerisch gruppiert — ein Tisch, die alte Truhe, ein Großvater-Sessel und zwei Stühle für die Rundschaften, welche die Weisheit frisch von der Quelle trinken wollen. Beim Kachelofen hängt eine alte Schwarzwälderuhr, eine von denen, welche als „längst nicht mehr modern“ von uns in's Gefinbezimmer verwiesen werden, vielleicht, weil auch die damit verknüpfte Poesie antiquirt ist, die Poesie des Waldes, welche uns ihr stündlicher Kukuruf vorzauberte.

Es klopft und herein tritt eine elegante junge Dame und nimmt auf einem der Stühle Platz, welchen ihr Mutter Nanette mit einer würdevollen Verbeugung angewiesen. „Gnädige Baronesse beehren mich wieder einmal“ — und unterdessen hat sie schon ein Spiel Karten, nicht schmutzig, aber etwas „überspielt“, wie der Kunstausdruck lautet („die neuen thun's nicht“), hervorgezogen. Sie setzt sich an den Tisch, fährt aber bald wieder empor, erschrocken über ihre Zerstreutheit, sich an den Besuch wendend: „Aber bitt', gnädiges Fräulein

(mit einladender Handbewegung gegen den Weihbrunnfessel hin), bitt' recht schön, jetzt hätten wir bald alle Beide vergessen“ — und die junge Dame nicht lächelnd, tritt an's Bett und besprengt sich; die Alte folgt ihr mit den Augen und schlägt gleichfalls ein Kreuz, aber ein trockenes . . .

„So ist's recht, jetzt können wir anfangen. Alles mit Gott, nichts ohne Gott! — So hab' ich's immer gehalten und bin in Ehren grau geworden. Gibt schon Leut', die nichts d'rauf halten, aber man sieht auch das Ende (Karten mischend). Wie die alte Fahmann, meine Nachbarin. Hat alle Arbeit angefangen ohne Gebet und hat's auf keinen grünen Zweig gebracht, und Tag und Nacht genäht und gestrickt, bis sie halt blind geworden ist. Ich hab' oft zu ihr gesagt, wenn's mir ihr Elend geklagt hat, Rosi, hab' ich g'sagt, allerweil ein Bissl beten und besonders die Mutter Maria anrufen — aber sie immer d'rauf: „'s Beten macht nicht satt und Sie haben leicht beten, Ihnen geht's gut.“ Ist am Stroh g'storben. — Gott sei der armen Seel' gnädig und laß sie ruhen in Frieden, Amen. Abheben, wenn ich bitten dürft!“ — Und nun wird lustig d'rauf los prophezeit, und zwar in jener diplomatischen Weise, welcher Mutter Nanette ihr glänzendes Renommé verdankt. „Es geht fast immer Alles aus“, was sie vorher sagt. Denn sie sagt immer nur, was ihr das Wahrscheinlichste dünkt im Hinblick auf den jeweiligen Stand, der ihr meist wohlbekannten Verhältnisse der „gnädigen Rundschaft“ . . . „Es ist mein Grundsatz: man darf mit den Leuten nicht zu familiär werden, sonst übernehmen sie sich, aber der alten Nanette kann man wirklich vertrauen, die ist treu wie Gold und bleibt immer in ihren Schranken. Ueberdieß — die alte Heze weiß ja so Alles! . . .“ Wie oft hörte man nicht Aehnliches! Und wenn dann der Sprecherin die Ablagerungen ihres „Vertrauens“ als Neuigkeit bei der nächsten Sitzung auf-



getischt werden, dann heißt's: „Weiß Gott, ich bin nicht abergläubisch, aber es gibt halt doch was! Ich sage Ihnen das — und ich bin nicht abergläubisch, nicht im Geringsten — au contrair!“

### Hoffnung.

In düst'rer Nacht, vom Lande fern  
 Treibt jetzt mein Schiff — ein Spiel der  
 Wogen;  
 Gebrochen ist sein Maß; sein Stern  
 Ist tief zum Meer herabgezogen.

Das Deck von Fluthen überfürt —  
 Raum, daß ich selbst noch Boden finde...  
 Die Taue, sonst so fest geschürzt,  
 Sie schlagen klappend sich im Winde.

Die Segel sind zerseht — ein Hohn  
 Auf ihr vergang'nes stolzes Wauschen —  
 Gespenstisch Alles und kein Ton  
 Dringt hell mehr durch des Meeres Wauschen.

Und ich allein... allein gestellt,  
 Verlassen längst von den Genossen —:  
 Die Einen — vielleicht längst zerseht,  
 Die Andern — wieder Glückumgossen!...

Ja, ich allein und ohne Licht —  
 Es scheint selbst nicht der Mond hernieder —  
 Was ist's, was dennoch zu mir spricht:  
 Und Du siehst doch den Haken wieder?...

Emil Richter.

### Ein Richterspruch.

Nach Gottfried Keller.

Ein Landvogt saß zu Gerichte. Wollt  
 ihr wissen, wie er richtete?

Der Amtsdienner führte ein ländliches Ehepaar herein, welches in großem Unfrieden lebte, ohne daß der Landvogt bis jetzt hatte ermitteln können, auf welcher Seite die Schuld lag. Gegenständig überhäuften sie sich mit Anschuldigungen und Keines war verlegen, auf die grobe Münze des Andern Kleingeld genug herauszugeben. Neulich hatte die Frau dem Manne ein Becken voll heißer Mehlsuppe an den Kopf geworfen, so daß er jetzt mit verbrühtem Schädel da stand und bereits ganze

Büschel seines Haares herunterfielen, was er mit höchster Unruhe alle Augenblicke prüfte, und es doch gleich wieder bereute, wenn ihm jedesmal ein neuer Wisch in der Hand blieb. Die Frau aber läugnete die That rundweg und behauptete, der Mann habe in seiner tollen Wuth den Suppentopf für seine Pelzmütze angesehen und sich auf den Kopf stülpen wollen.

Der Landvogt, um auf seine Weise einen Ausweg zu finden, ließ die Frau abtreten und sagte hierauf zum Manne: „Ich sehe wohl, daß Du der leidende Theil bist — ein armer Hieb — Hans Jakob — und daß das Unrecht und die Teufelei auf Seite Deiner Frau sind. Ich werde sie daher am nächsten Sonntag in das Drillhäuschen am Markt setzen lassen und Du selber sollst sie vor der ganzen Gemeinde herum-drehen, bis Dein Herz genug hat und sie gezähmt ist.“

Allein der Bauer erschrak über diesen Spruch und hat den Amtmann, davon abzusehen. Denn wenn seine Frau, sagte er, auch ein böses Weib sei, seine Frau sei sie doch und es gezieme ihm nicht, sie in solcher Art der öffentlichen Schande preis zu geben. Er möchte bitten, es etwa bei einem kräftigen Verweis bewenden lassen zu wollen.

Hierauf ließ der Landvogt den Mann hinausgehen und die Frau wieder eintreten.

„Euer Mann ist,“ sagte er zu ihr, „allem Anscheine nach ein Laugenichts, und hat sich selbst den Kopf verbrüht, um Euch in's Unglück zu stürzen. Seine ausgesuchte Bosheit verdient die gehörige Strafe, die Ihr selbst vollziehen sollt. Wir wollen den Kerl am Sonntag in das Drillhäuschen setzen und Ihr möget ihn alsdann vor allem Volk so lange drillen, als Euer Herz verlangt.“

Die Frau hüpfte, als sie das hörte, vor Freuden in die Höhe, dankte dem Herrn Landvogt für den guten Spruch und schwur, daß sie die Drille so gut drehen und nicht müde werden wolle, bis ihm die Seele im Leib weh thue.

„Nun sehen wir, wo der Teufel sitzt!“ sagte der Landvogt in strengem Tone und verurtheilte das böse Weib zu drei Tagen Thurm bei Wasser und Brot.

### Nach ein Richterspruch.

Ein andermal erschienen vor demselben Landvogte zwei religiöse Sectirer als Kläger; die hatten — aus ihren religiösen Gründen — dem Landvogte den Bürgereid verweigert und sich beharrlich der Erfüllung aller bürgerlichen Pflichten widersetzt, ohne den gütlichen Ermahnungen Gehör zu geben. Alles unter Hinweis auf ihren Glauben und Beruf. Jetzt waren sie gekommen, um sich gegen arme Leute zu beklagen, welche in ihre Waldungen gedrungen seien und nach Belieben mit Brennholz versehen hätten.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Landvogt, „ich kenne Euch nicht.“

„Wie ist das möglich?“ riefen sie, indem sie ihm ihre Namen nannten. „Ihr habt uns ja schon mehrmals herbeigerufen und den Amtsboten zu uns gesandt mit schriftlichen und mündlichen Aufträgen.“

„Ich kenne Euch dennoch nicht!“ fuhr er kaltblütig fort; „da Ihr selbst daran erinnert, wie Ihr keine bürgerlichen Pflichten anerkannt habt, so vermag ich Euch kein Recht zu ertheilen. Geht und suchet, wo Ihr es findet!“

Wer nachdenkt — das Geschichtchen läßt sich gut anwenden.

### Die böse Glocke.

So ein Volksblatt ist, wie eine große Glocke, die das ganze Jahr läutet; Manchem zur Freude, Vielen zum Aerger; es ist mitunter wie jene Glocke im Märchen, an welcher kleine Böcklein den Schwengel zogen — und die Böcke waren Teufelchen, und so war das ein Läuten und Läuten, daß sich die armen Sünder davor bekreuzten.

Der Jahrgang wäre nicht groß genug, um Alles auszuläuten, was an Schlechtigkeit und Dummheit begangen wird. Vom Ersteren ist es besser, man schweigt ganz still — begraben ohne Glockenklang, wie einen Hund, und Erde drauf. Mit der Dummheit und den Abelsbergerstücklein thut sich's schon possirlicher; hei, da ziehen die Böcklein am Schwengel, daß es eine Lust ist, und die Glocke klingt.

Wir nehmen nur das Harmlose, daß Niemand böse wird, nennen auch keine Namen, denn die Orte stehen und die Leute leben noch.

In einem Dorfe des Oberlandes, an einer Abzweigung der Straße, hat der fürsorgliche Gemeindevorstand folgende Aufschriftstafel stellen lassen:

„Warnung. Es wird von Seite der Gemeindevorsteherung Kumpitz strengstens beauftragt, daß über die Waffendorfer Brücke bis sie nicht gebaut ist, Niemand fahren darf. Gemeindevorsteherung Kumpitz.“

Wer eine solche Verantwortung hat, wie ein Gemeindevorsteher! Ein Unglück ist bald fertig und auf der Straße gibt es Leute, die so unvorsichtig sind, daß sie mit Roß und Wagen über eine Brücke fahren, die gar nicht da ist!

Kein Mensch glaubt es, was ein Bürgermeister für Umsicht und Selbstverleugnung haben muß! Zu dem Bürgermeister eines niederösterreichischen Dorfes kam eine Anfrage nach einem gewissen Strohmeier. Hierüber ertheilte der Befragte folgenden Bescheid:

„Obiger Strohmeier in unserem Orte nicht auffindbar. Ueberhaupt ist der Name Strohmeier in den letzten dreißig Jahren nicht in der Gemeinde vorgekommen. Strohmeier, Bürgermeister.“

Auch das Geld bringt die wunderlichsten Stücklein zusammen.

Da fragte Einer: „Freund, ich höre, Du willst Dich verheiraten?“

„Allerdings.“

„Mit wem denn?“

„Sechzigtausend Gulden,“ antwortete der Bräutigam, „der andere Name fällt mir jetzt nicht gleich ein.“

Vor einem Jahre hat in Berlin ein 35jähriger Mann eine 70jährige Jungfrau geheiratet. Er nahm sie der hohen Ziffer wegen, meine aber nicht die Ziffer ihrer Jahre, sondern die ihres Vermögens. Nun, es sei ihm gegönnt, und auch sie wird die Ursache seiner Liebe kennen. Nur die Verwandtschaftsverhältnisse betrachten wir, welche aus dieser Heirat entstanden sind.

Der 42 Jahre alte Sohn der Braut nämlich ist seit zehn Jahren mit der Mutter des Bräutigams verheiratet, eine Dame, die sich, obwohl 60 Jahre alt, eine seltene Frische und ein liebliches Aeußeres bewahrt hat. So wird der Bräutigam zunächst der Mann seiner eigenen Großmutter, der Schwiegervater seiner Mutter, der Großvater seiner Geschwister und also auch sein eigener Großvater. Die Braut wird aus der Schwiegermutter zur Schwiegertochter, ihr Sohn der Schwiegervater seiner Mutter und endlich machen ihre Enkel ihr als Schwägerleute die Aufwartung.

Ja, das liebe Geld! nicht wahr, Herr Baron? Ich meine hier den lebenslustigen Baron v. Perming, der gar traurig im Wohnzimmer seines schwer darniederliegenden Onkels sitzt und klopfenden Herzens den Arzt des Patienten erwartet. Als dieser aus der Krankenzstube trat, fragte der Baron sehr gespannt: „Nun?“

„Traurig!“ murmelte der Arzt und zuckte die Achseln.

„Offen, Herr Doctor,“ versetzte der Baron, „ich bin auf Alles gefaßt.“

„Da bedauere ich Sie, Herr Baron,“ sagte der Arzt, „wie ich aus sicherer Quelle weiß, hat er Ihnen nur die Hälfte vermacht.“

Gut gebrummt, Löwe!

Aber auch gut gebrummt, Löwin! Ich meine hier das Weib, welches, mit ihrem Kinde an der Brust, auf der Wiener Tramway fuhr. Als der Schaffner ihre Fahrkarte besah, bemerkte er zu

seinem Erstaunen, daß eine solche für den nicht mehr ganz kleinen Knaben fehlte.

„Das ist ein ziemlich großes Kind,“ meinte er.

„Ja,“ gab das Weib zurück, „aber Sie sind so langsam gefahren, daß mein Sohn seit dem Einsteigen recht schaffener groß geworden ist.“

— — Und so könnte die Glocke fortkläuten Tag und Nacht, aber für heute genug, denn die Leser dürften meinen, es wäre Eins oder das Andere auf sie selbst und ihren guten Ruf gemünzt. Es sind nicht Alle, sowie jener Mann, der gegen jede Anschulbigung und jeden Spott gleichgiltig bleibt und nur das Eine sagt: „Mein Ruf gleicht meinen Stiefeln, er wird glänzender nach jeder Anschwärzung.“

### Für's Herrgottskind d' Wiagn.

In steirischer Mundart von P. A. Rosegger.

Du narisch Kind, jo,  
 Was grimst Dich dan so?  
 Geh, moß a frisch Sticht  
 Und nims noch n' Gwicht.  
 Noch n' Gwicht nims und nit  
 Noch der unrichtin Eln,  
 De d' Folscher und Schimpfer  
 Und Raunger aufstelln.  
 Draßst Dich rechts oda dengs,  
 Oda liegst noch da längs,  
 Willst Dich stelln oda legn,  
 Es kon da nix gschegn.  
 Bist reich, wirds da taugn,  
 Bist gsund, wirft es gspirn,  
 Bist kronk oder orm,  
 Host nix zan valiern.  
 Bist brav, konst as gniassn,  
 Host Schuld, wirft as bliassn,  
 Leidst Unrecht, wuhlon:  
 Bessa glitt, wie thon.  
 Bist schön, mochst a Freud,  
 Bist as nit, findst loan Reid,  
 Bist jung, renst in Saus  
 Und bist olt, is s' bold aus.  
 So long s' d' do bist, thuast mit,  
 Und bist gestorbn, host an Fried,  
 Schloßt Dich aus, ast is schon  
 Wieda munta Dei Seel,  
 Legt sich onberster on  
 Und hot d' Augn wieda hel. —  
 Da Wind waht Dich hin  
 Und da Boch trogt Dich he,  
 D' Erd ziaht Dich nieda,

s Feuer hebt Dich auf d' Hef.  
 Loß Dich wahn, loß Dich trogn,  
 Loß Dich aufhebn und legn,  
 s schuadlt hin, s schuadlt her  
 Und as kon da nig gschegn.  
 s schuadlt hin und da Staub  
 Sein scha d' Federn zan Fliaugn,  
 s schuadlt her und Dei Grob  
 Is für's Herrgottskind d' Wiagn.

## Fortsetzung des Alphabets.

## K.

**Kagazn**, krächzen, häckeln bei Kindern.  
**Kami**, schimmelig (bei Flüssigkeiten).  
**Kamp**, kaum.  
**Kampel** (der), Kamm, auch Kempe, so viel,  
 als ein ganzer Mann.  
**Kasweiß**, schrecklich, todtenbleich.  
**Kasln**, sich erbrechen nach übermäßigem  
 Trunke.  
**Kauszn**, das Schmagazn mit dem Munde  
 während des Essens.  
**Keiszn** (die), Kerker.  
**Keiderei**, Keierei (die), Verdrießlichkeiten,  
 Zwifigkeiten.  
**Keil** (das), für Stück Brot.  
**Kein**, tönen, klingen. *Dä Kniff leit schön.*  
**Kein**, werfen, schleudern, fallen lassen. *Kei's*  
*nit omi! Daß es nicht fallen.*  
**Kein**, sich kümmern, an etwas lehren. *Bru-*  
*meißt ma long guat, ih kei mit ih nit*  
*brum.*  
**Keiszn**, gefügig, zart, schwächlich.  
**Keiszn**, Gehäuschen, Keiszl, Gehäusel, Klei-  
 nes Haus, Keissla, Inwohner, Eigen-  
 thümer desselben.  
**Kentn**, ankentn, ankünden.  
**Keszn** (die), Kastanie.  
**Kiata** (der), Jahrmarkt, Kirchtag, auch das  
 Jahrmarktsgeschenk heißt Kiata.  
**Kin** (der), Kümme.  
**Kiseln**, lauen, nagen.  
**Kirschn**, wallfahren, kirchfahrten.  
**Kiszl** (das), junge Ziege.  
**Klachel** (der), Schwenkel, **Stodaklachel**,  
 auch Spottname für einen leichtfertigen  
 Burtsch.  
*Wan s Kouscha schön scheint,*  
*So scheint's üba s Dackl,*  
*Wan sit sa Dna kimt,*  
*So kimt s Kochbarn Klachel.*  
**Klaubn**, kleibeln, ein bezeichnendes Wort  
 für ausmustern, aussuchen, etwas hin  
 und herlegen u. s. w.; im Hochdeut-  
 schen dafür kein genau deckendes Wort,  
**aufflaubn**, aufheben.  
**Kledn**, ausreichen. *A Guldn kledt nig in*  
*Wirthshaus.*  
**Klemi**, klemmend, karg. *A Klemi's Dertl* sagt  
 man von einer kleinen, kümmerlichen  
 Bauernwirthschaft.

**Klembern**, klappern, schellen.  
**Kleszn**, heftig pochen, a **Klescha**, lauter  
 Schlag.  
**Klesla**, **Kleszn**, etwas mühsam mit den Fin-  
 gernägeln herabzwinden.  
**Kleszbrot**, mit gedbrtem Obst- und Süß-  
 fruchten gefülltes Brot. Als Festbrot  
 zur Weihnachtszeit üblich.  
**Klewa**, Kleser, kaum, auch: schwächlich. *Zan*  
*an Soldatn bist viel z Klewa.*  
**Klogst** (der), Spottname für einen Ange-  
 ber, Kläger (bei Kindern gebräuchlich).  
**Klun**, Klug, in der Bauernsprache so viel  
 wie sparsam, auch: spärlich, rar. (Das  
 hochdeutsche Klug heißt gemeinlich:  
 geschickt).  
**Kneiff** (der), Scherzname für einen dicken,  
 bausbackigen Jungen.  
**Kneifeln**, knöpfen. *Kneiff Dein Jangge zua,*  
*s geht a tolta Wind.*  
**Knobzn**, im Bett unruhig hin- und her-  
 wälzen.  
**Knödl** (das), Kloffe, steirische Lieblingspeise  
 aus Weizenmehl, mit Semmeln oder  
 Speck gefüllt, zum Selchfleisch und  
 Sauerkraut gegessen.  
**Koan Bodn hobn**, ungenügsam sein.  
**Koblwagn**, mit einer Plache gedeckter Wagen.  
**Koch** (das), Drei.  
**Kogl** (der), Bergkuppe, Büchel, auch **Kosel**.  
**Koissl** (das), Rosenname für Kuh, Bodform:  
**Sch, Koissl, sch!**  
**Kolm** (die), ein erwachsenes, weibliches Kalb.  
**Koln**, bellen, auch: husten.  
**Kopp**, castrirtes Männchen bei Schafen,  
 auch eine Fischartung.  
**Korfreidaradschn**, Charfreitagsklapper, wie  
 solche in der Charwoche anstatt den  
 Kirchenglocken verwendet werden.  
**Kragazn**, knarren, ächzen, auch: **schagazn**.  
**Kralen**, tragen.  
**Kramel** (die), altes, verwahrlostes Haus.  
**Kramelwerch**, Gerümpel, uneingeräumtes,  
 ungeordnetes Geräthe.  
**Krameln**, hin- und herräumen, **zomkrameln**,  
**einframeln**, **ankrameln**, **ausframeln**,  
**ausframeln**, **ausframeln**,  
**krampeln**, tragen, **wulkrampeln**, das Zer-  
 zausen und Zerreißen der Wolle durch  
 Drahtriegeln.  
**Krampeln**, Krallen.  
**Kranaweißkandn** (die), Wachholderstrauch,  
**Kranabit**, Wachholderbeere.  
**Krazln**, Klettern, **Dankrazln**, eine beliebte  
 Kletterübung auf glattgeschälten Stäm-  
 men bei Volksfesten.  
**Krazn**, hölzerne Rückenstrage, **Ganzkrazn**,  
 baufälliges Haus.  
**Kreiffn**, röhnen, ächzen.  
**Kreimeiffn**, langsam herumgreifen, tändeln.  
**Krippn** (die), Futterbarren, **Kullrippn**, aus  
 Korbspänen geflochtener Kohlenwagen-  
 barren.  
**Kriachn** (die), Steinobst, wilde Zwetsche,  
**Kriachnblow**, blau wie eine Zwetsche.

**String** (die), Einschnitt, Mark in einem Stab.  
**Dis zu da String is s grad an Ehn.**  
**Kroama**, mit den Zähnen scharren, auch in  
 Zorn was zermalmen. **Ich z kroam**  
**Dih!** Die Lebensart kommt häufig  
 bei Kaufhändlern vor.  
**kroanzu**, mühsam Hettern. **Da kroant Dna**  
**kroant scha wieder an Tisch auffi.**  
**Kruß** (der), Krebs.  
**Krumphirn** (die), Spottname für Kartoffel.  
**kubern**, kichern.  
**Kublkrant**, Thymian.  
**Kui** (das), Rinn.  
**Kumad** (das), Pferdegeschirr.  
**kustu**, küssen.

## I.

**Lahn** (die), Vorhaus, Hausflur.  
**lacht**, auch leicht, vielleicht, auch **lachtawa.**  
**lachu**, das Anfallen von Wärmewellen von  
 einem heftigen Feuer oder der Sonne.  
**Platz lacht d Sun wieder hoch her.**  
**ladshad**, schlaff, blöde.  
**Lagl** (der), Spottwort für einen große-  
 wachsenen Mann.  
**Lahn** (die), Lamine.  
**lahu**, aufthauen.  
**Laudla** (der), einheimischer Bauerntanz.  
**Lauftu** (die), Baumrinde. **Der Heiltn is**  
**aus a lerkhans Lauftu gschmilt.**  
**Lauzin** (der), Frühling.  
**launzu**, hungern.  
**lauta**, leiti, klar, auch so viel wie: nur,  
 bloß. **Heint hon ih lauta jungi Diradln**  
**gsehn.**  
**lawett sein**, erschöpft sein.  
**Lecku** (die), gemischtes und gefalzenes Fut-  
 ter für Hausthiere.  
**Leszu** (die), Sippe.  
**Legl** (der), a guata Legl, ein gutmüthiger  
 Mensch.  
**len**, weich, verweicht.  
**Leibl** (das), Weife.  
**leicht**, so viel als gemein, leichtfertig, z leicht  
 sein, zu gemein, zu ordinär.  
**leichtla nia**, selten. **Ich hon leichtla nia In**  
**Welt.**  
**leicht roth sein**, überflüssig sein, leicht zu  
 entrathen sein.  
**Leikauf** (der), Leihkauf, auch Leutkauf. An-  
 geld, welches der Bauer seinen an  
 einem bestimmten Tag, dem Leihkauf-  
 tag, für ein nächstes Jahr gedungen  
 Diensthoten gibt. Leihkauf heißt auch  
 das ausbehungene oder freiwillig ge-  
 spendete Aufgeld, welches die Bäuerin  
 vom Käufer erhält, wenn der Bauer  
 ein Stück Vieh oder Wald, oder das  
 Haus verkauft. Es wird gewöhnlich  
 in Silber gezahlt. Von diesem unter-  
 scheidet sich das **Dudlgeld**, welches die  
 Stallmagd erhält, wenn der Bauer  
 ein Kalb verkauft, und das **Frutageld**,

**welches bei Viehverlauf**  
 dem Stallknecht u. s. w. zufällt.  
**leit**, liegt.  
**Leitn** (die), Lehne, steiles Feld.  
**lempern**, das Jungewerfen bei Schafen,  
 zsonglempert sein, etwas zerrissen,  
 abgenüßt sein.  
**Leust**, Lorenz.  
**lentlas**, Loder.  
**lepps**, mei lepps, mein Lebttag.  
**leshad**, breit, aufgebunsen, man sagt es  
 von einem breiten Gesicht.  
**Lefer** (die), die feinsten Geschältheile der  
 Döfen.  
**lep**, schwach. **Der ost Boder is scha wulta lep.**  
**legna**, ausdörren, austrocknen von Holz-  
 säbeln, so daß sie nicht mehr Wasser  
 halten.  
**Lechtbradl**, so heißt die Mahlzeit, welche  
 der Schuster- oder Schneidermeister zum  
 Michaelstage seinen Gesellen aufsticht,  
 weil um diese Zeit des Morgens und  
 Abends die Lichtarbeit, die Arbeit bei  
 Span- oder Kerzenlicht angeht.  
**liapern**, viel trinken. **Was ih heint wieder**  
**Wossa gliapert hon!**  
**Liegads** (das), Liegende, Lager (Ausdrud  
 beim Eischießen).  
**liud**, ungesalzen. **D Suppu is liud.**  
**Linsad** (die), Leinsamen.  
**Lipp**, Philipp.  
**loadn**, etwas dulden. **Ich load in mein**  
**Haus loan Faulenza.**  
**loachn**, Jemanden zur Seite schwingen, hin-  
 schleudern, umloachn, auch: übervor-  
 theilen. **Da dem Hondl host miß sag-**  
**griff gloadn.**  
**loadi**, ih bin loadi, es thut mir leid. **Mei**  
**Knader is gstorbn, ih bin loadi um sel.**  
**Loam** (der), Lehm.  
**loan**, lehnen.  
**loandln**, träge hintrotten, schleppend, schläf-  
 rig gehen.  
**Loatagorn** (der), zweiräderiger Reiterwa-  
 gen, auch Benennung für die Spin-  
 nengattung „Weberknecht.“  
**Locherl** (der), Spottname für einen blöden  
 und gutmüthigen Menschen.  
**Lochn** (die), Lache, Sack, kleine Lache.  
**lobna**, laden.  
**Lozl** (die), Lagel, hölzernes Wassergefäß  
 zum Tragen der Fische.  
**Loi**, Gattung, allerlei, allerlei. **Der Wein**  
**taugt ma nit, ih mächt an andern Loi.**  
**Lopp** (der), leichter Spottname für Karr,  
 Kärzchen. A guata Lopp.  
**losu**, horchen, irgendwo im Versteck sein.  
**Zu Gauschoba drein bin ih glosk.**  
**Losu gehu** ist der specielle Ausdruck  
 für das Horchengehen in der Christ-  
 nacht, ob und was in den Ställen die  
 Hausthiere reden.  
**Loska** (der), so viel als Menge. **Ich Bean**  
**hots den Loska Lent.**

**Lotta** (der), Geliebter, auch Schimpfname, der so viel bedeutet als Hungerer.  
**Lučad**, durchlöchert. **A Lučada** Stiefel.  
**Luču** (die), mit Stangen oder Brettern zu verschließende Zaundurchfahrt. (Unterschied von **Thörl** oder **Gadern**).  
**Lučaju**, jodeln, einen Zödler blasen.  
**liski**, sinkt, rasch.  
**Lučju**, saugen, trinken, auch: **lučju**.  
**Lugna** (der), Lügner. **Du Lagna** heißt, Du Lügner, oder: Du, der Du gelogen hast; **Lučju**, lügen.  
**Lugadorf**, Scherzname für den Mund. **Bios die hoč Suppa, sič verbrennič da Dei Lugadorf**.  
**Lučju**, schlummern, auch: faullenzen.  
**Luč** (der), Streifen von jungem Waldbanwuchs.  
**Lučju**, geküßt. **Mič Luč's noch an Bradi**.

## M.

**madšč**, abgemattet, zu Grunde gerichtet.  
**Mäur** (die), Felswände.  
**mäusnomšču**, Hindernisse in den Weg legen.  
**Malta** (das), Mürtel.  
**manga**, rein, glatt, gleich sein.  
**Marbikšau** (der), Marmorstein.  
**marzu**, vergebliches Bemühen, um etwas aufzuheben. **Ź marz und marz und Ion den Hobabinggl nit dabehn**.  
**mann**, mahnen.  
**Masču** (die), Schleiße, Band an einem Strauch.  
**masnu**, schnipfen, kleinweise stehlen.  
**Max** (die), Schlinge, Masche. **Vogelmax**.  
**meč**, so viel als: schon wieder. **Goč šču meč was gšundn?**  
**mei**, weil Ausruf der Verwunderung.  
**mei du**, **mei šš**, so viel als: mein Freund, meine Lieben.  
**mein Dad**, bei meinem Eid.  
**Meni**, **dameni**, die Menge.  
**Mensch** (das), Mädchen. **Magd**. **Mehrzahl: Menscha**.  
**mentišč**, stark, tüchtig, sehr, im hohen Grade. **Da Schwob is a mentišč hoča Berg**. **Hölmentišč**, Fluchwort.  
**mischlin**, auch: **mußeln**, der Geruch von feuchter, verschlossener Luft im Zimmer.  
**Mias** (das), Moos.  
**miasličiči**, tränklich, grämlich.  
**Miazl**, auch: **Muzl**, **Miaz**, **Mirl**, **Marie**.  
**mirnlobu**, so nennt man das Martinimahl.  
 Die Martinigans, welche am Tage des heiligen Martinus eingenommen zu werden pflegte, wird heut durch andere Speisen ersetzt.  
**mitlogju**, mitloden.  
**moab**, mürbe, morsch.  
**Moach**, Wertzeichen. **Moach und Moan**.  
**moahli**, bestekt.

**Moam** (die), Ruhme, als Base, Cousine oder überhaupt eine Verwandte.  
**Moark**, Marktsteden.  
**Močad** (das), Schmalz, Fleisch, Speckvorrath in einem Hause.  
**močju**, schmollen. **Šču mei Weib harč gmočti, hiaz močti šič šič**.  
**modemočju**, eine Sache in Ordnung bringen.  
**modlu**, nach Fäulniß riechen. Wird von verborbenen Nahrungsmitteln gesagt.  
**mögn**, statt: können, wollen, gern haben.  
**Mogn** (der), Mohn. **Mokas**, durch Stampfen und Pressen hergestellter Mohnkuchen. Eine zur Fastenzeit beliebte Speise als Lederbissen.  
**Monähadi** (der), so nennt man den Kindern den Mond.  
**Monsča** (das), der Mond, der Mondschein.  
**Mos** (das), Moor.  
**Mosa** (die), Karbe.  
**Mosšefa**, Spottname für einen dicken Menschen.  
**mošju**, zaubern, träge arbeiten.  
**Muasa** (der), Kochlöffel.  
**mugaju**, auch: **mučju**, ähzen, unwillkürlich einen Laut von sich geben. **Wer šič vasketi, der derš net mugaju**.  
**Mugaju** (die), Johannesbeere, auch: **Meigastče**.  
**mudlfoak**, fett und rund.  
**mudlšauba**, hübsch, schön (man sagt gewöhnlich von Frauenzimmern).  
**Mühlbrod** (das), Weißbrod, welches sich der Bauer baden läßt, um es in seiner vom Wohnhause oft entfernten Mühle als Imbiß zu verzehren.  
**mul**, mürbe, kernweich (man sagt es vom Obst).  
**Muldu** (die), Staubschichte auf Straßen. Auch **Mulde**, eine Einbuchtung, Vertiefung auf Wiese oder Feld.  
**Multworn** (der), Molch, Salamander.  
**muneln**, das Rauhen des Zahnlosen.  
**Munggn** (die), ein Mus oder Drei aus Mehl von getrockneten Birnen bereitet. (Eine im Zedelland vorkommende Speise.)  
**munta sein**, wach sein.  
**murlu**, das Uebelriechen der Wasserthiere.

## N.

**nachtu**, gestern Abends. **Nacht is a Nocht-hiada Iema**, gestern Abends ist ein Mensch gekommen, der um Nachtherberge anhält.  
**Nagerl** (das), Nette.  
**nahad**, **nahand**, **nähand**, nahe, in der Nähe.  
**namla**, nämlich, freilich **namlatwul**, besonders, wohl sehr.  
**na warla!** Ein Ausruf des Bedauerns, der Rathlosigkeit; vielleicht: ach, wahrlich, es ist so!  
**Nebelkrittu** (die), eine lange Flinte.

**nedla**, wählerisch, verwöhnt. **Der Mensch is nedla**, er mag la Baurloß.  
**Reidkrompn** (der), Geizhals.  
**nettn**, langsam, träge arbeiten, fretten, auch: nöthigen. **Zan Eßn nettn**.  
**Niaschl** (das), **Kuaschl** (der), kleiner Holztrög.  
**Nigerl** (das), ein klein gewachfener Mensch, ein niedliches Kind, auch Verkleinerung für Nicolaus.  
**Nigl** (der), **Sermnigl**, Sermkluchen.  
**ninaschl**, nirgends.  
**Nisn** (die), Eier von den Käusen.  
**nit ba sogn mögn**, völlig erschöpft sein.  
**nit schern mögn**, so viel als: sich fügen, etwas zugeben, gut sein lassen. **Ich mog miß nit schern und gib noch**.  
**nibeln**, sein regnen, auch: **nebelreißn**, auch: **niseln**.  
**Roaagl** (das), Ueberbleibsel.  
**nach**, nach. **Ich schau nach**.  
**nachtrogn**, **wos nachtrogn**, eine Beleidigung nicht vergessen, auf Gelegenheit warten, sie zu rächen.  
**nopsagn**, einschlummern, ein Schläfchen machen, auch: **nopn**.  
**noppn**, mit den Kopf schütteln. **A noppanda** Schimmel.  
**Rud** (die), in Holz ausgehöhlte Rinne.  
**nup**, brav. **Er is nit viel nup**, er ist lieberlich.

## Bücher.

**Montags-Geschichten** von **Alphonse Daudet**. (Basel, Grosse Schwabe.) Wer es wissen will, wie der große deutsch-französische Krieg in den Jahren 1870 und 1871 von französischem Standpunkte aus betrachtet ausgesehen hat, dem rathen wir ein Büchlein an, in welchem ein französischer Poet mit Meisterschaft Bilder entrollt aus dem aufgeregten Leben, dem wilden Treiben des französischen Volkes, der Pariser während des Herannahens der Preußen, während der Belagerung und während der rothen Commune. Der Dichter hat hier die Eindrücke geschildert, welche die Niederlage und Selbstschändung Frankreichs auf sein patriotisches Herz gemacht hat. Er schont dabei seine Landsleute nicht, er sagt ihnen viel Bitteres, und dennoch verläugnet keine Zeile den Franzosen.

Die Schilderungen der Natur- und Kriegsbilder sind unübertrefflich, die Charakterisirung der Personen ist mit wenigen Strichen stets treffend. In der liebenswürdig geistvollen Form und in der Gediegenheit des Inhaltes vereinigen sich sozusagen die Vorzüge französischer und deutscher Meister. Es ist uns gestattet, zwei Rabinetsstücke aus dem neuen Buche Daudet's, welches Stephan Born mit seinem Gesichte

in's Deutsche übertragen hat, den Lesern des „Heimgarten“ vorzuführen.

**Steiermärkische Geschichtsblätter**, herausgegeben von Dr. F. v. Zahn. I. Jahrgang, 1. Heft. (Graz, Bockam-Josefsthäl, 1880.) Eine höchst dankenswerthe That ist die periodische Herausgabe von historischen Actenstücken, die sich auf Steiermark beziehen, sowie von seltenen und interessanten Orts-, Geschichts- und Trachtenbildern, Autographen, alten Drucken, genauen Nachbildungen von wichtigen Originalurkunden u. s. w. — welche sich diese Zeitschrift zur Aufgabe macht. Vom Inhalte des ersten Heftes zu nennen: Wie die Herren von Riedthausen und Stubenberg vor Kaiser Friedrich Gnade fanden; Schreiben eines österreichischen Jesuitenmissionärs an den Propst zu Pöllau, betreffs seiner Reise nach Mexico und seiner Erfahrungen daselbst (lateinisch). Ferner vom Sanitätswesen, der Stadtbeleuchtung zu Graz in alter Zeit, Privilegien steiermärkischer Städte und Märkte u. s. w. Eine musterhaft ausgeführte artistische Beilage: Was vor vier und drei Jahrhunderten man sich von Steiermark erzählte, ist dem Hefte angehängt.

Geschichtsforscher wird diese Zeitschrift, der das beste Gedeihen zu wünschen ist, stets eine willkommene Handhabe sein.

**Des Dichters Alphabet**. Eine Sammlung episch-lyrisch-epigrammatischer Gedichte. Verfaßt und herausg. von Rudolf Vield. Erste Auflage. (sic!) Wien, Selbstverlag des Verfassers. Die Herausgabe von Gedichten erscheint in unserer Zeit nicht immer motivirt. Wer verlangt neue Gedichte, wer hätte an den alten nicht hinreichend genug? Oder wer dichtet sich seinen Bedarf nicht selbst? Honorar bringen Gedichte auch selten ein, im Gegentheil, das Druckenlassen kostet Geld, das Hausiren mit der Waare kostet Mühe und bringt oft nur Grobheiten ein.

Es zeugt also von einem ausgebildeten Idealismus des Autors, der trotzdem seine Poesien herauszugeben Muth und Liebe hat. Von diesem Standpunkte aus erscheint uns vorliegende Gedicht-Sammlung aller Ehren werth. Außerdem fanden wir in derselben wirklich Lieber, die zum Herzen bringen und würdig sind, in das Lieberbuch des deutschen Volkes aufgenommen zu werden. Eines davon, warm empfunden und schlicht gegeben, veröffentlicht der „Heimgarten“ in diesem Hefte. Ferner findet sich in der Abtheilung „Kenien“ mancher gute, freimüthige Spruch, z. B. ruft der Dichter den Atheisten zu: „Den ewigen Gott wollt ihr läugnen, den Vater aller Geschöpfe? — Läugnet die Mutter doch gleich — die euch gedar — noch dazu!“ Zu gewissen Geldmännchen

sagt er: „Ihr wäget den Menschen nach dem, was er hat, nicht nach dem, was er ist; und mit Allem, was Ihr habt und gehabt, erkaufet Ihr Euch nicht, was er ist.“

**Alt- und Neu-Wien.** Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Umgebungen seit dem Entstehen bis auf den heutigen Tag, geschildert von Moriz Hermann. Mit 312 Illustrationen, Bildnissen, Initialen und Plänen von hervorragenden Künstlern. (N. Hartleben, Wien.) Mit Liebe und Emsigkeit hat der Verfasser alle die schönen Perlen aneinandergereiht, welche sich in Wien seit dessen Entstehen vorfinden und man muß sagen, daß er seine Aufgabe in gelungenster Weise gelöst hat. Schon ein einfaches Durchblättern des ausgezeichneten Bilderwerkes ist überaus instructiv und die Lectüre führt uns gewissenhaft und treu durch Geschichte, Gestalt und Geist der Kaiserstadt an der Donau.

**Das Frauenleben der Erde.** Unter der Reihe der meist trefflichen populären Schriften über Erd- und Völkerkunde nimmt das soeben in N. Hartleben's Verlag in Wien, im Erscheinen begriffene Werk: „Das Frauenleben der Erde“ aus der Feder A. v. Schweiger-Lerchenfeld's einen ganz eigenen, man möchte sagen: bevorzugten Rang ein. Der Autor hat es trefflich verstanden, das scheinbar zu abgeschlossene Thema in unzählbaren Farbenbildern und Formengestalten wiederzugeben. Kaukasier und Kraber, Kirgisen, Juden, Malaien, Chinesen und Japaner, die Völker Europa's, dann die anglosächsischen und romanischen Kultur-Repräsentanten der beiden amerikanischen Continente, sowie der ganze Schwarm von afrikanischen, australischen und oceanischen Naturvölkern — sie alle weisen ihre originellen Seiten im Frauen- und Familienleben auf, in ihrem Gebahren in Steppen, Gebirgen und Niederlassungen bis zu den europäischen Kulturcentren hinauf. Die zahlreichen, höchst interessanten Illustrationen (Typenbilder, Haus- und Familienleben, Geräte, Schmuckstücke u. s. w.), sind gelungen, und so gewährt dieses Werk nicht nur eine höchst anregende Lectüre, sondern es vertritt gewissermaßen auch den Anschauungs-Unterricht, der gerade bei einem solchen Buche unerläßlich ist. „Das Frauenleben der Erde“, welches in glänzender Ausstattung, geschmückt mit 200 Abbildungen in 20 Lieferungen erscheint, sei somit der Beachtung unserer Leserinnen und Leser empfohlen!

H. Jäger'sches **Garten- und Blumen-Brevier.** Widmungsgabe für unsere Frauen und Jungfrauen. Nebst einem Gartenarbeits-

Kalender. Mit 100 Text-Abbildungen nach Zeichnungen von E. Eggel u. A. (Leipzig, Otto Spamer, 1880. (Inhalt: 1. Der Schmuckgarten und die Blumenzucht. — 2. Der Küchen- und Obstgarten. — 3. Die Blumen und der Blumenschmuck im Hause. — 4. Symbolik der Pflanzen und Blumenprache. — 5. Gartenarbeits-Kalender. Für den Familientisch und das Damenzimmer kann es kaum ein sinnigeres Werkchen geben, als Jäger's Garten-Brevier, das gerade jetzt zur bevorstehenden Sommerszeit namentlich Solchen willkommen sein dürfte, die um ein passendes Damen-Geschenkbuch als Geburts-, Braut-, Hochzeits-, u. s. w. Gabe verlegen sind.

Otto Hübner's **Kritische Tafel aller Länder der Erde** (Verlag von Wihl. Komml in Frankfurt a. M.) ist soeben in neuer (29.) Auflage erschienen. Dieselbe enthält in übersichtlicher Weise die neuesten Daten über die wirtschaftlichen Verhältnisse aller Länder der Erde, wie Größe, Bevölkerung, Ausgaben, Schulden, Heer, Kriegs- und Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, Erzeugnisse, Geld, Maß, Gewicht, Eisenbahnen, Hauptstädte u. s. w. Wir können diese kritische Tafel mit gutem Gewissen allen Freunden solcher Zusammenstellungen auf das Beste empfehlen, da sie mit vielem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit bearbeitet ist.

Eine wirklich interessante literarische Gabe erscheint in Hartleben's Verlag, Wien. Die Schauspieler des Burgtheaters in Wien haben sich nämlich vereinigt, und zu wohlthätigem Zwecke erzählt jeder von ihnen, mit der Feder in der Hand, irgend ein ernstes oder heiteres Erlebnis. Witz und Schalkheit, grazioser Muthwille und ernst reflectirender Lebenssinn, drängt sich in den Blättern des auf diese Weise entstandenen hoch originellen Werkes zusammen, welches den Titel: „**Delamerone vom Burgtheater**“ trägt und mit den Portraits und Facsimiles aller jener Künstler geschmückt sein wird, welche an dieser Schöpfung mitgewirkt haben. Wenn wir erwähnen, daß die Federn von Karl la Roche, Amalie Haizinger, Sonnenthal, Baumeister, Meizner; die Ehepaare Gabilon, Hartmann und Witterwurger, dann die Künstlerinnen Ködel, Janisch, Kupfer, Hohenfels und Heese und Kräfte wie Arnshurg, Lewinsky, Schöne, Kraftel, Reufsch, Hallenstein und Thimig u. s. w. „Delamerone vom Burgtheater“ beitrugen, jeder in seiner Weise, so bedarf es wohl kaum weiterer Ausführung, um neugierig zu machen auf die hellen Nachblumen und duftenden Geistesblüthen, welche das „Delamerone vom Burgtheater“ birgt.



Ferner dem „Heimgarten“ zugegangen:

**Die Alpenpflanzen.** Nach der Natur gemalt von Jos. Seboth. Mit Text von F. Graf. 21. Heft. (Verlag von F. Tempsky, Prag.)

**Drei Monate am Libanon.** Von Dr. Oscar Fraas. II. Auflage. (Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.)

**Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger.** Von R. Werner. (Heidelberg, C. Winter's Buchhandlung, 1880.)

**Die Entstehung des Eristostypus in der abendländischen Kunst.** Von A. Hauck. (Heidelberg, C. Winter's Buchhandlung, 1880.)

**Der Turmbau zu Babel.** Von W. Schamelt. (Heidelberg, C. Winter's Buchhandlung, 1880.)

**Ueber die Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie.** Von Dr. L. Jacoby. (Heidelberg, C. Winter's Buchhandlung, 1880.)

**Sieben Jahre in Süd-Afrika.** Von Dr. Emil Holub. 6. bis 8. Lieferung. (Verlag von Alfred Hölder, Wien, 1880.)

**Kosmos.** Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel. Herausg. von Ernst Kruse. IV. Jahrg., 1880, 1. Heft, April. (Leipzig, Ernst Günther's Verlag.)

**Aus Italien.** Von A. W. Ambros. Erster Band der nachgelassenen kleinen Schriften. (Prestburg und Leipzig, Gedonast's Nachfolger, 1880.)

**Snates Nigths.** Heitere Skizzen und Lebenserinnerungen von R. Schmidt-Cabanis. (Leipzig, Hoffmann und Ohnstein.)

**Kaiser Josef II.** Ein Lebens- und Charakterbild zur hundertjährigen Gedenkfeier seiner Thronbesteigung. Von Johann Wendimsky. (Wien, W. Braumüller, 1880.)

**Moravia.** Monatschrift für Literatur und Heimatskunde, herausg. von W. Müller. III. Jahrg., 1. Heft. Unter der verantwortlichen Redaction Heinrich Frauberger's. (Bränn, Rudolf W. Rohrer.)

**Marie Theresia und Kaiser Josef II.** in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Beitereig-

nisse geschildert von Moriz Wermann. Denkbuch zum 100jährigen Jubiläum des Regierungsantrittes Kaiser Joseph II., 1780 bis 1880. Mit 200 Illustrationen, Bildnissen, Initialen u. s. w. von hervorragenden Künstlern. Hefte 1—6. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

## Postkarten des Heimgarten:

**J. K., Jesen:** Ein fast ideales Landschaftsbild bietet sich Ihnen in Deutsch-Landsberg von der Ruine aus dar. Außerdem möge das dortige Fremdenverkehrs-Comité Ihren oberländischen Collegen zum Muster dienen.

**J. M., Wien:** Die bewußte Tragödie „Selim III.“ von Murad Efende ist vor Kurzem von Dr. Fontblont in's Holländische übertragen worden. Weiteres uns nicht bekannt.

**G. P., Würzburg:** Mit freundlichem Dank angenommen.

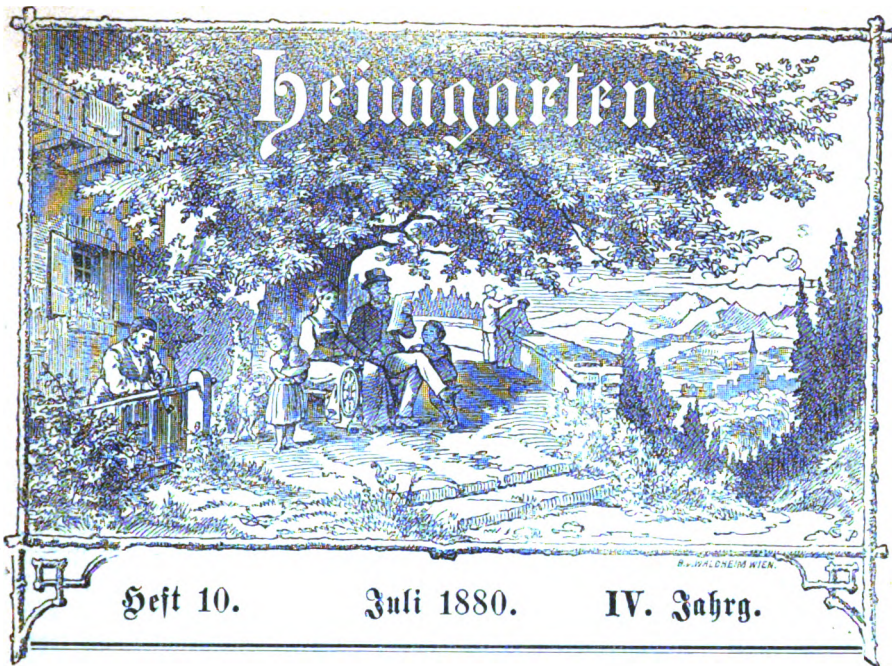
**E. S., Wien:** In der Form sehr anmuthend, aber der Stoff zu abgebraucht.

**K. J. in K.:** Wie Sie sehen, sofort mit Dank verwendet.

**M. v. Th., Wien, J. L., Graz:** Recht sinnig.

**K. Sch., Siebrabürge:**  
 Küsse mir die Augen beide,  
 Denn das Schönste sehen sie;  
 Küsse mir die Wangen beide,  
 Denn für's Schönste gläßen sie;  
 Küsse mir die Lippen beide,  
 Denn zum Schönsten sprechen sie!  
 Wahrhaftig, sinniger und wohl auch erfolgreicher kann man einem Weibe nicht schmeicheln.

Vom 1. Juni an aber die Sommer-saison bitten wir Sendungen an die Redaction des „Heimgarten“ nach **Friedlach, Südbahn, Steiermark** adressiren zu wollen. In geschäftlichen Angelegenheiten beliebe man sich nach wie vor an die Verlagshandlung in Graz zu wenden, wohin die P. T. Mitarbeiter gütigst auch die Correcturen besördern mögen.



## Der Vagabunden-Franz.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von J. A. Rosegger.

### Nächtliches Werden.

Mitten auf seinen winterlichen Sandflächen liegt der stattliche Karmerhof. Eine milde Mondnacht deckt ihn zu — er schläft.

Der Kettenhund schläft, denn es rührt sich nichts; der Brunnen vor dem Hause rieselt fast unhörbar in seinem eisigen Mantel; der rothe Schein an den Fenstern ist erloschen.

Aber traue man so einem Bauernhose nicht! Wenn er noch so still und regungslos daliegt — inwendig lebt's, wachts. Sind die Fenster auch dunkel, es kann doch was glühen, lobern und leuchten da drinnen, wenn in verschlossener Kammer die Gewalten des Herzens spielen.

Wir haben den Zauberschlüssel und dürfen hinein. Den Schnarchenden wünschen wir friedsame Ruh und schleichen vorüber, den Träumenden gönnen wir heitere Gestalten, den Weinenden lassen wir ungestört ihr Herzleid ver-

rinnen und schleichen vorüber. Wohl einen Augenblick mag unser Auge auf dem Angesichte der Glücklichen weilen, aber nicht lange und hübsch verschwiegen! Hingegen, wo die alte Thres bei der matten Ampel ihr Jöpplein fickt, daß es übermorgen zum ersten Werktag nach den Weihnachtsfesten die Kälte nicht hinein- und den Rest der lieben Wärme nicht herauslasse, da mögen wir uns nebenhin auf das Fußende ihres Bettes setzen — wenn sie's erlaubt. Sie erlaubt's aber nicht. Wer mit ihr was zu thun hätte, der möge beim hellen Tag kommen und nicht zur nachtschlafenden Stund' — sie sei in guten Sitten alt geworden.

Da weiß ich aber im Hause ein Kämmerlein, das ist gerade über der Stube, in welcher der brave Karmer mit der Sehnigen schläft; und im Kämmerlein steht ein schneeweißes Bett mit blauen Bändern in dem Kopfkissen, und da drinnen liegt Etwas, auch in guten Sitten groß geworden, das

viel jünger und anmuthiger ist, als die gute Thres und das nicht flücht, sondern an Gedanken spinn, das keine Ampel brennen hat, und doch so viel sieht. Ein sonniger Wintertag und die Leute gehen von der Kirche heim und unter ihnen geht der alte Student. Die Burschen umringen ihn, die vorwitzigen Dirndl gucken jenen unter den Schultern durch und möchten auch was sehen und hören, denn er macht ihnen wieder was vor, erzählt Geschichten, sagt ihnen neue Lieder und Sprüche — er macht sie selber, er kann so Sachen, er weiß allerhand Schwänke, daß es ein heller Spaß ist, und wenn er will, so muß den Leuten auf der Stelle das Wasser aus den Augen rinnen — er kann's. Schier fürchten muß man ihn; wenn er anfängt, da hebt's Einem inwendig ordentlich zu graben an. Kein Mensch glaubt's, was das für Einer ist! 's schickt sich gar nicht, auf dem Kirchweg so weltliche Sachen, aber man muß dabei sein und zuhören, will man oder nicht. Ich verweilt' nichts d'rauf, der Mensch kann zaubern! —

So sah es und so dachte es, das Lichtl.

Das Lichtl! So ward das Töchterlein des Karmer genannt. In der heiligen Taufe, bei der noch kein Mensch weiß, als was das Kind einst gerufen werden wird, gab man ihm den Namen Mechtildis. Raum das Mädchen aus den Kinderschuhen gesprungen war, sah man, daß der Nonnenname für dasselbe nicht passe. Auch konnte ihn Keiner künftgerecht aussprechen und die Junge der Bauersleute in der unteren Schlehne ist nicht darnach gewachsen, daß sie des Namens Mechtildis Herr zu werden vermöchte. Man weiß nicht, wie es kam, aber wie auf Verabredung nannten die Leute das Töchterlein des Karmer: 's Lichtl. Wenn man's betrachtet, es war nichts Fremdes dabei, es waren im neuen Namen lauter Buchstaben aus der Mechtildis und auch sonst:

die Jungfrau lebte so still heiter und fromm und schön für sich, als wie ein Lichtlein vor dem Muttergottesbilde. Der Vater sorgte freilich brav für den Docht der Pflege und Azung, und die stille, gütige Mutter goß täglich das Del ihrer zärtlichen Liebe dazu. Und da geschah es wohl, daß in der Gegend, die an Mädchenschönheiten nicht reich ist, das Lichtl vom Karmerhofe weithin sichtbar war und daß in den langen Nächten kein Stern am Himmel so viele heimliche Verehrer hatte, als das Lichtl im Karmerhofe. Es brannte im neunzehnten Jahre und das gibt gerade den hellsten Schein. Die größte Gluth kommt erst später.

In der Kammer des Mädchens buftete noch der Weihrauch; es war nämlich die Dreikönigsnacht, die letzte der drei „Rauchnächte,“ da man nach alter Sitte vor dem Schlafengehen alle Räume des Hofes mit geweihtem Rauche und geweihtem Wasser besegnet. Und wie nun das Lichtl auf ihrem Bette ruhte, längst mit ihrem Abendgebete fertig war und doch nicht einschlafen konnte, sondern in ihrer Seele dem Treiben des alten Studenten zusah, da hörte sie plötzlich draußen vor dem Hause Tritte knistern. Sie lugte durch's Fenster. Drei schreckbar große Männer gingen langsam auf das Haus zu und blieben vor demselben stehen. Nach genauerer Betrachtung bemerkte das Lichtl, daß alle drei oben und unten Köpfe und die Füße in der Mitte hatten. Die Hälfte der Gestalten war nicht echt, sondern nur der Schatten des Mondes, d'rum sagte ja die alte Thres immer: „Dirndl, gebt Acht, die Mannerleut', die beim Mondschein dahersteigen, sind zur Hälfte falsch!“

Sie stellten sich gerade vor das Fenster des Karmer, da hub Einer von den Dreien so an zu sprechen:

„Wach' auf, Du lieber und ehrsammer Hausvater mein, es grüße Dich das Kind Jesulein, wir stehen im Schutz und Schirm der heiligen drei

Rönige, Gott sei Lob und Ehr' und wir haben ein großes Begehr!"

Nicht lange hernach wurde hinter dem Fenster die Stimme des Karmers hörbar, diese sagte: „Manner, ich kenne Euch nicht; aber weil ihr mir den heiligen Gruß bringet, so gottwillkomm! Was ist Euer Begehr?“

Der Redner fuhr in seinem alten Spruche fort: „Gott der Herr hat einen Junggesellen erschaffen, der kann nicht wachen und nicht schlafen, der schickt uns aus zu diesem ehrsamem Haus und läßt fragen, ob er die Jungfrau Tochter zum Eheweib kunnt haben.“

Man kann sich denken, wie das Licht über diese Worte, die es deutlich gehört hatte, erschraf. Das waren die Brautwerber, wie solche nach der Väter Sitte in der Dreikönigsnacht anklopfen, um, ohne sich zu erkennen zu geben, mit den Eltern eines Mädchens vorläufige Anfrage und Verhandlung zu pflegen. Waren die äußeren Bedingungen, die man Gesicht um Gesicht so ungerne abmacht, für die Eltern oder den Vormund des Mädchens annehmbar, so erscheinien die nächstlichen Unbekannten an einem der nächsten Tage als wirkliche Werber, als welche sie erst angeben, für wen sie die Braut eigentlich begehren. Das gibt dann freilich mitunter eine höllische Ueberraschung, zumelst aber kommt die Einigung leicht zu Stande. Dieser Brauch ist in manchen Gegenden Oesterreichs heute noch üblich, so auch in der unteren Schleh, wo die folgende Geschichte spielt.

Das Licht hörchte nun, was der Vater sagen würde.

Der Vater gab nicht sogleich Antwort. Endlich aber machte er das Fenster auf und sagte: „Meine werthen Manner! Meine Tochter ist noch schier ein Kind und hat wohl bis jetzt an keinen Bräutigam gedacht. Jedochhalben weiß ich, daß Vater und Mutter das liebste Kind müssen hingeben, wenn's Zeit und Gotteswill' ist und haben die Eltern zu fragen, wer der

Tochtermann sein soll und ob er wohl im Stande ist, Weib und Kind ehrsam zu versorgen.“

Nach diesen Worten trat der Redner noch näher an's Fenster und sagte: „Der Junggesell', der uns schickt, ist ehrenwerth und wohl nicht mehr jung genug, als daß er noch länger zumarten kunnt, die Jungfrau zu begehren, die er meint. Er kennt sie seit etlichen Jahren und hat sich den Schritt wohl überlegt. Führt er sie heim, so wird er ein freudenreicher Mann sein, wird sie ihm verweigert, so will er sich als Junggesell' auf die Todtenbah' legen. Das läßt er sagen.“

„Nichts für Ungut, Manner,“ entgegnete der Karmar, „was Ihr da vorbringt, das sagt Jeder, das hat auch der Färber zu Schlehnsfeld gesagt, der sich jetzt den Ehebund mit seinem Weib wieder auseinander trennen lassen will, als wär's ein verkehrt zusammengenähter Pelz, bei dem die Wolle nach außen geht und einwendig die harte, kalte Schöpshaut ist. Ich frag', ob Euer Junggesell' ein gutes Gemüth hat?“

„Mein ehrsamer Hausvater! Unser Junggesell' ist nicht reich und nicht arm; er hat nichts, als ein kleines, leeres Haus, aber er hat den lieben Gesund und er hat den ehrlichen Namen und was den Verstand anlangt, so ist er etwan um einen Kopf größer, als manch' Anderer; und er hat viel Gemüth, ein gutes und leichtes Gemüth — das ist sein Weg und Steg. Weiter können wir nichts sagen. Wenn Eure Jungfrau Tochter nicht nach einem gar Jungen ausschaut und nicht meint, sein Gesicht müßt wie Milch und Blut sein und nicht viel auf der Leut' Neben geht, so soll sie ihn nehmen — er ist ihrer werth.“

— 's ist der Curschmied, 's ist der Timotheus! so rief es jetzt im Mädchen und es hätte am liebsten laut aufgelacht, wenn man hätte wissen dürfen, daß sie gehorcht. — Ja, ja, der Timotheus hat sein Häusel

bei Schlehnsfeld und läßt ihm Alles zu, weil er so gut Zahnreihen kam; Verstand und Humor hat er auch, sonst könnte er jetzt in seinen alten Tagen nicht auf den Gedanken kommen, zu heiraten. Jetzt wird er erst schön! Die Blatternarben sieht man vor Falten nicht mehr und die rothen Haare werden grau. Alles paßt auf ihn, es ist der Curfschmied.

Jetzt ist sie nur begierig, was der Vater auf eine solche Zumuthung für einen Bescheid geben wird. Das hörte sie bald, der Karmer antwortete: „Wenn das Alles so ist, wie Ihr sagt, so soll er am Erhardttag kommen und sich zeigen. Meine Tochter wird das letzte Wort haben und ich verhoff's, sie wird ihm's geben. Ist er brav und ihr recht, so werde ich nichts dagegen haben.“

Hierauf entgegnete der Redner: „So hätten wir in Sitten und Ehren unsere Sach' gethan' und Ihr habt uns in Sitten und Ehren empfangen. Seid bedankt, Karmer, und wir sprechen den heiligen Dreikönig-Segen über Euer Haus und Hof und rufen den heiligen Schutzengel an zur guten Nacht.“

„Gute Nacht,“ sagte der Karmer und schloß das Fenster. Die drei Männer gingen davon. Das Licht aber, das wußte sich nicht zu helfen. Zuerst war ihr, als hätte sie ein schwerer Stein auf den Kopf getroffen, die zwei Fenster ihrer Kammer huben sich an zu drehen. Als sie wieder zu sich kam, begann sie zu weinen und das war das Bescheideste, was sie thun konnte. Dabei wurde ihr leichter und enblich begriff sie, daß sie sehr albern war. Hatte der Vater nicht gesagt, daß seine Tochter das letzte Wort habe? Wo man ihr solche Dinge zumuthet, daß hier gehandelt wird, wie um eine Rag' im Sad, da ist ihr erstes und ihr letztes Wort: Nein.

Warum hat sie es nicht gleich zum Fenster hinausgerufen? Dann wäre alles überflüssige Hinundhergehen

und Hinundherreden abgethan. So fest stand ihr Nein, daß sie es mitten in der Nacht noch verkörpern wollte. Sie hob ihren Zeigefinger und schrieb mit demselben auf das schwinzende Fensterglas das Wort: Nein. Der Mond schien durch das Fenster und legte das Wort mit silberweißen Buchstaben auf die Bettdecke des Mädchens. Es war das ganze, wahrhaftige Nein, aber — umgekehrt.

### Auf Gassen und Straßen.

Als der Karmer am Dreikönigsmorgen erwachte, sah er nicht gut aus. Bei offenem Fenster kam sich der Mensch in der Nacht verkühlen. Sonst war er gewohnt, sich an jedem Sonn- und Feiertage das Gesicht zu rasiren, heute ließ er die Haare stehen, wie sie standen, so daß sein Weib ihn fragte: „Ja, Michel, willst denn Du heut' nicht in die Kirche gehen?“

„Ich bin nicht aufgelegt,“ war die Antwort.

Sie wußte recht gut, was ihn wurmte. Er war zu vorschnell gewesen. Wer weiß, was jetzt für ein Geselle vorsprechen wird! Es ließ sich nichts Rechtes vermuthen. Die nächtlichen Werber waren ihm, so viel er sie sah, unbekannt, und der Sprecher, wenn er nicht der Postmeister zu Schlehnsfeld gewesen sein sollte, so wußte er schon gar nicht. — Der Bauer hatte die Nacht über alle Häuser in der unteren Schlehns abgedacht, in keinem fand er einen heiratmäßigen Mann, der auf die Beschreibung der nächtlichen Werber paßte. Auf den Curfschmied Timotheus dachte er nur, wenn er Zahnschmerz hatte; gottlob, das war heute nicht der Fall. — Ehrenwerth, ein gutes Gemüth, ihrer werth? Der Karmer war ein Mann, der auf solche Sachen was hielt. Als er das Weib genommen hatte, war er auch nichts gewesen, als ehrenwerth, lustig und ihrer werth, und wie schön

und gut war's geworden! Sein Haus und Hof war gewachsen, seine Familie war gewachsen, schließlich war auch sein Bäuchlein gewachsen, und so hatte er wohl Ursache, der munterste und gemüthlichste Mann von der ganzen Schlehne zu sein — und er war es auch. Heute aber nicht.

Wenn er verstimmt war, pflegte er nicht unter die Leute zu gehen; er ließ sich denn heute nicht viel bliden, sondern machte sich halb auf den Weg zur Kirche. Vor ihm ging ein Trupp von Bauern; der Karmer hielt sich zurück, aber sie zogen ihn bald in ihren Kreis. Und wird auch besser sein, dachte er sich, je mehr man so einen Gedanken auseinanderzieht, desto schwerer wird er. Laßt man einen frischen Lacher drauf, so vergeht das Wehe wie der Schnee vor dem Frühling.

Bei der Bauerngruppe, die mit dampfenden Tabakspfeifen des Weges dahertrottete, gab es viel zu lachen — aber für den Karmer war doch nichts Rechtes dabei. — Sie sprachen vom Färber zu Schlehnefeld, der sich von seinem Weibe scheiden lassen wollte und da wußte der Stiegelwirth, der keine Pfeife, sondern eine Cigarre im Mund hatte und anstatt des Gutes eine Pelzmütze auf dem Kopf, eine schöne Geschichte. Hätten sich der Stiegelwirth und der Färber nicht beim neuesten Pferdehandel verfeindet, so wäre sie nicht erzählt worden.

„Der Färber zu Schlehnefeld das ist ein Hauptadul!“ sagte der Stiegelwirth.

„An ihr soll's liegen,“ bemerkte ein Anderer, „sie soll ein Band sein!“

„Was weißt denn Du!“ fuhr ihn der Wirth in die Rede. „Thät's mir nicht Leid um den Färber, ich kunnt eine schöne Geschichte erzählen.“

„Wird eh nit wahr sein,“ sagte ein Dritter.

„So!“ rief der Stiegelwirth, „wollts auch nicht glauben, wenn ich's nicht von ihm selber hätt'. Schon vor zwei oder drei Jahren, ehzeit, nachdem sie

geheiratet haben, ist's auseinander gegangen. Leicht, daß ihm was Anderes in den Kopf geschossen ist — er hat ihrer wieder lebzig sein wollen.“

„Schon dazumal?“

„Schon dazumal. Sterben wird sie nicht sobald, auf das darf er sich keine Hoffnung machen. Zur Zeit war von der neumodischen Ehe viel die Rede und von den Ehescheidungen. Das packt der Färber gleich auf, das ist seine Sach'. Aber ein gehöriger Grund muß sein, sagt der Notar. Wo eine Ursach' hernehmen? Sein Weib ist soweit brav und macht er die Ursach', so heißt's alle Kosten zahlen und Vergütung auswerfen. Das will mein Färber nicht. Ist selb' Zeit oft in mein Haus gekommen, sind ja von der Schulbank auf Cameraden gewesen. Und da sagt er mir einmal, daß ich nicht verheiratet wäre; das weiß ich, sag' ich, willst mir vielleicht die Deintige geben? Warum denn nicht? lacht er auf, nimm Dir sie heimlich. — Geht aber schon ein verdammt schneidiger Wind heut.“

„Na und nachher?“ fragte einer der Weggenossen.

„Dreikönigwind macht Lichtmeß lind,“ sagte der Karmer, um das Gespräch auf einen harmloseren Gegenstand zu lenken; ein schneidiger Wind schneidet doch keine Ehre ab.

— „Der dort vorangeht, ist es der Förster = Toni oder ist es der Waggabunden = Franz?“

„Ei, der Förster = Toni geht nicht so flink fürbaß. Es ist der alte Student, der Weltvagabund. Gehen wir voran, der muß uns was erzählen.“ Deß einigten sie sich.

Der Mann voran sah einem Waidmann ähnlich von den Wasserstiefeln bis zur Feldmütze, auf der nicht einmal das grüne Tannenreis fehlte. Auch der schöne, lange Vollbart war da und die Ablernase, wie sie Förster tragen. Nur die Locken hingen zu lang in den Nacken herab. Die beiden Hände in den Rockfäden vergraben, die Beine

sinkt vorsehend, so schritt die schlanke und doch kernige Gestalt dem Markte Schlehnfeld zu — der feinste Bagaubund, der je diese Straße unter den Füßen gehabt hat. Er war einmal Student gewesen und wollte was werden. Er ward aber nichts, sondern ist alter Student geblieben, bis er wirklich ein recht alter geworden. Im Buch, aus dem er studirte, waren Berg und Thal die Blätter, Mensch und Thier die Buchstaben, Wirthshäuser die Interpunktionen. Wenn draußen in der Universitätsstadt die Burschen lustige Kneipen hielten, da saß er mitten unter ihnen und machte die übermüthigsten Lieder. Wo sich ein Paar in Fehde und Zweikampf hineinsprühen wollte, da warf er allemal einen Schwank dazwischen, der so toll und närrisch war, daß sie auf's Schlägen vergaßen. Wo sich's um eine Liebschaft handelte, da holte er den Betheiligten die Kastanien aus dem Feuer, so daß sie ihn aus Dankbarkeit den Onkel des Cupido hießen.

Die übrige Zeit strich er im Lande herum und meinte es mit den Bauernburschen gerade so gut, wie mit den Musesöhnen. Er war selber ein Bauernbursche, drei Stunden von Schlehnfeld in einem Winzerhäuschen geboren. Weil der Knabe so aufgeweckt war und ein goldenes Gemüth bekundete, so ließ ihn der Dechant von Schlehnfeld studiren. Der Dechant starb, der arme Vater des Knaben starb, der junge Mann begann zu leben. Er legelte und kartelte so ein wenig in der schönen Welt herum, guckte hier einmal zu tief in den Krug, dort einmal zu tief in die Augen, war heute zu Gast bei einem lustigen Schloßherrs und schlief morgen in einer Scheune oder im Schatten eines Baumes. Dabei sang er Lieder, Lieder, die noch kein Mensch gehört, aber Jeder in Lust und Leid schon in sich empfunden hatte.

Vom Sonnenkönig Ezel erzählt man, daß aus der Scholle, auf welche er seinen Fuß gesetzt, kein Halme mehr

wächst. Bei unserem alten Studenten war das gerade umgekehrt, überall, wo er ging und stand, und wäre es auf feinstger Straßen oder auf Schnee und Eis, überall wuchsen Blümlein auf hinter ihm, Knospen und Rosen, und die Leute pflückten und heimstien sie, um damit ihr Leben zu schmücken.

Einmal zog er mit Volksfängern, das anderemal mit einer Schauspielerbande; dann sah man ihn an der Seite eines alten, blinden Geigers, dem seine Führerin gestorben war, und zu den Liebern, die er dichtete, strich der Geiger die Weisen — neue, seltsame Weisen, die durch Dorf und Wald klangen und nimmer verklangen.

„Ich bin ein Vöglein  
Zur Maienzeit,  
Ich flieg' umher  
Im Lande weit,  
Und süß gestimmt  
Sing' ich mein Lied,  
Daß, wer's vernimmt,  
Im Herzen glüht.“

O frohe Zeit! Je üppiger aber sein blonder Bart ward und je mehr graue Härchen in diesen Bart kamen, desto öfter setzte er auch das Folgende bei:

„Ich möchte mir bauen  
Im Strauch ein Nest,  
Von innen recht lind,  
Von außen fest.  
Da sieh', schon hocht  
Das Huhn auf dem Ei,  
So, wie frohloht  
Mein Herz dabei.  
Dann Brot, ja Brot  
Für die Brut im Nest!  
Ein Schutz, der in Noth  
Die Seinen läßt!  
Dann sing' ich dem Wald,  
Der lauschenden Welt,  
Bis Jung und Alt  
In Schlummer fällt.  
O Vöglein, wie  
So lieb und leicht,  
Was taum mit Räh'  
Ein Mensch erreicht!“

Wie lange währte das? Bald war die Wandermüdigkeit wieder weg, er wanderte wieder im fremden Thal und sang:

„Gott sei Lob und sei Dank,  
 Ich bin frei, ich bin krank!  
 Ich bin krank, ich bin frei,  
 Wie der Stein, den ich lei (werfe),  
 Wie der Schrei, den ich schrei,  
 Wie mein Zeiserl,  
 Dem ich's Häuserl  
 Aufthua und — flieg zua!

-----  
 Oelts Gott, wann s d mich bschenkt,  
 Und Gott gsegns wann s d mich bstiecht,  
 Aber gscheidter, laß s bleibn,  
 Wann s d nit ausglacht wern willst.

-----  
 Wia mehra, daß d haßt,  
 Und wia mehr, daß d verlangst,  
 Um so größer wird d Last und dei Plag  
 und dein Angst.

Wia s Haserl sei Graferl,  
 Find s Bäberl sei Diab,  
 Na, und stiechst dir a Bufferl,  
 Bist ab noh la Diab.

s Bingerl aufn Bugl,  
 A Käthl in de Händ,  
 Kul i um, wir a Kugl,  
 De s Rastn nit kennst.  
 Wir a Kügerl, a Ringads,  
 Wir a Böggerl, a Ringads,  
 Wir a Wasserl, a Springads,  
 Dem s im Wald nimmer gfallt.

Was i han, va dem is ich  
 Und gwandt mich und spiel  
 Oda trink, wann ich n Himmel  
 Auf Erdn habn will.  
 Freili, Kull va Kull hebt sich  
 Jahr aus und Jahr ein,  
 Aber s lebt sich, es lebt sich  
 Pfarr aus und Pfarr ein.

Han nia z weng und nia z viel,  
 Bin nia arm und nia reich,  
 Aber just wir ich will,  
 Ich bin krank, ich bin frei.  
 Drum Gottlob und sei Dank,  
 Daß ich frei bin und krank,  
 Daß ich krank bin und frei,  
 Zueheißa, zueheil!

So sang er — so lebte er.

Doch war einmal eine Zeit, nach-  
 dem man lange nichts vom Studen-  
 ten-Franz gehört hatte, daß er gar  
 zerrissen und zerfahren in die Schleh-  
 n heimkam. Die Stiefel thaten den Schna-  
 bel auf, der Noß grinste an den Näh-  
 ten auseinander und hing mit den  
 großen Taschen, in denen die ganze  
 Habe war, schlotternd hinab, Haar

und Bart aber waren gepflegt, wie in  
 guten Tagen und unter den buschigen  
 Brauen die großen blauen Augen wa-  
 ren noch die alten, guten, treuherzigen  
 Augen. Sie blickten wohl etwas un-  
 ruhig hin und her und wäre ihnen  
 fast lieber gewesen, keinem Bekannten  
 zu begegnen, als so vielen, wovon ihm  
 doch die meisten gerne ausgewichen  
 wären, um nicht „Grüß Gott, Franz,“  
 sagen zu müssen, „und wie geht's, wie  
 steht's alleweil?“ wo es doch der Augen-  
 schein gab, wie es ging und stand.

Er wäre nicht gekommen, aber,  
 es rief ihn Eine mit sterbendem Hauch:  
 „Nur meinen Franzl möcht' ich noch  
 einmal sehen!“ Das war ihr leises,  
 warmes Wort; und weit weg, wo er  
 weilte, mitten unter lauten, lustigen  
 Brüdern in der Straßenschänke war  
 es ihm plötzlich gewesen, er hätte sein  
 Mütterlein „Franz!“ rufen gehört.  
 Er stand auf und ging den kürzesten  
 Weg in die Schleh'n zum lieben Win-  
 zerhäuschen. Das war verschlossen. Er  
 blickte zum Fensterchen hinein. Da lag  
 auf ihrem armen Bette die Mutter  
 — o wie schmal und blaß im Ge-  
 sicht! Sie sah ihn, sie lächelte, sie hob  
 ihre Hand zu seiner Stirne und eine  
 Freudenthräne in ihrem Auge dankte,  
 daß er gekommen war. Dann sagte  
 sie, er möge nur ein klein Weilchen  
 Geduld haben, die Wärterin habe auf  
 einen kleinen Gang die Thür ver-  
 schlossen, sie müsse bald kommen. Er  
 ging einigemal ungeduldig um das  
 kleine Haus herum; da kam endlich  
 vom Nachbar her die Wärterin, in der  
 Hand einen großen Wachskerzenstock,  
 den sie geholt zu haben schien; sie  
 schloß die Thür auf, sie that einen  
 Blick nach dem Bette und eilig zün-  
 dete sie die Kerzen an.

Aber die alte Frau schlief schon  
 den ewigen Schlaf.

Sie hat noch sein liebes, schönes  
 Gesicht gesehen, aber nichts von seiner  
 äußeren Zerfahrenheit, die sich doch  
 so leicht abstreifen ließ schon an dem-  
 selbigen Tage. Im ehrsamem Zuch-



gewand seines längstverstorbenen Vaters begrub er die Mutter. — Und wenige Tage nachher sang man in der Gegend das „Lied vom Mütterlein“, wozu der Karmer die Bemerkung that: „Ich bin ein angesehenener Mann, ich hab' brave Kinder, aber Keines wird mir einen solchen Marbelstein (Marmorstein, Denkmal) auf das Grab setzen, wie dieser Weltvagabund seiner Mutter selig.“

Seither war der Student wieder lange Zeit verschollen gewesen, aber nicht vergessen. Seine Lieber lebten und manch' vornehme Kalesche fuhr in Schlehnsfeld beim Postmeister vor und die Inhaber stiegen aus und erkundigten sich nach dem Geburtsorte des Dichters. Auf einmal war er selber wieder da und heimte sich in einem Wirthshause ein und schaffte sich ein Gewand an, wie es die Förster tragen und strich in Berg und Thal um und machte Bekanntschaft und Freundschaft mit Allem, was ihm begegnete, war es Baum, Thier oder Mensch. Und wo es heiter herging, da holte man ihn herbei, da durfte der Studenten-Franz nicht fehlen.

Sie hätten ihn immerhin gern den Wagabungen-Franz geheißten, aber der Wirth, bei dem er wohnte, brachte heraus, daß er den Namen Student doch nicht ganz umsonst trage. In seiner Stube lägen allerlei Bücher und Schriften herum — die Unordnung sei höllisch groß — und das Verdächtige wäre, daß er sich bisweilen einschleife und mit Jemandem laut in einer fremde Sprache rede. Leßlich hätte er, der Wirth, ihn einmal geradaus gefragt, wer denn so oft bei ihm drinnen sei? Hätte er, der Student, geantwortet: Der Homer. — Wird ein guter Bekannter von ihm sein. —

Jetzt, am Dreikönigstage, wollten ihn auf dem Kirchwege die Bauern einholen, aber es war ganz sonderbar, heute gefellte er sich nicht zu und als sie ihm nahe kamen, schlug er einen Seitenweg ein. Sollte auch Der Müden

in den Kopf kriegen? Dann wird ein schlechtes Jahr.

Auf dem Kirchplaz übergab der Postbote dem Karmer einen Brief. Vom Karl, dem Sohn und Feldwebel aus Ungarn? Nein, vom Steueramt. Der Bauer zahlt seine Steuern gern, ja er ist der Einzige in der Gegend, der dem Steueramtsboten Trinkgeld gibt, weil solcher Bote ohnehin von anderen Seiten schmählich genug behandelt wird. Aber heute wäre ihm ein Brief von seinem Sohne lieber gewesen und hätte derselbe gleichwohl wieder eine Zehner-Banknote gekostet.

Es ereignete sich denn nichts an diesem Tage und am nächsten, was ihm den Humor wieder gebracht hätte. Mit dem Lichtl war er doppelt zart und liebevoll, aber das Lichtl wich ihm aus oder zeigte ihm ein schmolldendes Gesichtchen, so daß die alte Thres den Finger hob und lispelte: „Wie kommst denn Du mir neuzett gegen Deinen Vater vor? Lichtl, Lichtl, ich glaub', Dir thut eine Lichtpuzen Noth!“

### Sei zum Lieben mir gegeben!

Am Morgen des Erharbitages stand das Lichtl mit verweinten Augen auf. Es wußte heute nicht, wohin sich wenden. Dem Vater konnte sie nicht in das Gesicht sehen. Sie wußte nichts von der inneren Unruhe, die auch ihren Vater quälte. Sie kam sich ver-rathen und verkauft vor. Die Mutter hielt es immer mit dem Vater, zu der durfte, wollte sie heute nicht gehen. Das ganze Mädchen, wie es jetzt bestand in ihrem geschlossenen Hauskleide, mit ihren scharf geschlossenen Lippen und in der geschlossenen Kammer, war ein leibhaftiges Nein.

Es war noch nicht hoch am Tage, als der Kettenhund Fremde verkündete und an der Hausthür wurden Männerstimmen vernehmbar. Das Lichtl hielt es jetzt in ihrem Stübchen nicht

mehr aus, sie lief durch den finstern Bobengang in die Kammer ihrer Großbabe, der alten Thres.

„Du bist ja nicht geschaidt,“ sagte die Magd, „Du läuffst bigott um, wie ein verliebtes Ding! Nicht? Nu, was gehen Dich denn nachher die Bibel-leut (Brautwerber) an? Wirft gefragt, so trittst vor, bedankst Dich für die Ehr', hättest gar nichts gegen den braven So und So, wolltest aber aufrichtig sein und kurzweg sagen, Dein Herz thäte Dir nichts weissen und ohne das könntest Du nimmer in den heiligen Ehestand treten. Drauf machst Du Dein Beugerl und gehst weg.“

Im Vorhofen ging der Hausjunge um und rief das Licht, es möge eilends zum Vater auf seine Stube kommen. Sagte das Mädchen: „In Gottesnamen, so gehe ich, in fünf Minuten ist Alles vorbei!“

Liebes Licht! In fünf Minuten war Alles ganz anders, aber nichts vorbei.

In der Stube bei ihrem Vater und ihrer Mutter stand der Postmeister von Schlehnsfeld und der alte Student. Beide hatten schwarze Kleider an; der dicke Postmeister machte ein breites, lächelndes Gesicht, als das Mädchen eintrat, der Student stand ernsthaft da, sein Gesicht war braun und rauh, nur die hohe Stirne war weiß, von der die Haare rückwärts gingen, wie beim Herrn Christus. Der braune Vollbart zuckte ein wenig und sein Auge richtete sich so gutmüthig und treuherzig auf das Angesicht der Jungfrau.

Der Karmar trat seiner Tochter entgegen und sagte: „Mein liebes Kind! Diese zwei Männer, die Du wohl kennen wirst, sind Deinetwegen gekommen. Der Herr Franz hält um Deine Hand an.“

Das Licht stand da — unbeweglich und roth erglüht wie ein Flämmchen, wenn kein Lusthauch zieht. Der Franz hielt ja den Athem ein. Der Postmeister hatte das Seine bereits gesprochen, der Vater wartete auf

ihre Antwort. Aber sie schaute vor sich hin und sah nichts und schwieg.

„Daß ich es bin, nicht wahr, daß ich es bin, Du liebes Kind!“ so rief jetzt der Student aus und hielt die Hände auf seine Brust, „ich, der Mann, der nichts ist, als ein Waga-bund, der nichts hat, als ein leicht Gemüth und — graue Haare im Bart. Bierzig Jahre bin ich jetzt alt, aber zehn davon sind Dein; ich habe Dich, da Du noch ein kleines, blondes Mädchen warst, unwunden und mir verbunden in meinem Gedanken. Ich bin gegangen und habe nicht gefragt, was die Menschen meinen, nicht geschaut, ob die Sterne scheinen — Du in mir und nur Du allein! Singen und Lieben, sonst kann ich nichts, o Jungfrau, komm', sei zum Lieben mir gegeben!“

„Ist schon recht, das ist schon recht,“ beschwichtigte der Karmar den alten, überquellenden Burschen, „ich glaube es, Franz, daß Euch das Herz hat hergeführt, aber jezund muß man wohl auch den Kopf was reden lassen. Ich frage nicht: Könn' Ihr eine Familie ernähren? Denn ich weiß, Ihr könn' das und Ihr werdet es. Aber Eure Wege gehen weit herum in Land und Stadt, wird Euch meine Tochter folgen können? sie ist ein Bauernkind. Sie ist ein Bauernkind und wird nicht denken können, was Ihr denkt, und wird nicht wollen können, was Ihr wollt. Sie wird unschuldig bran sein und Ihr werdet unschuldig sein und es ist doch ein Elend.“

Sagte der Postmeister: „Das ist Alles überlegt worden. Er zieht mit seinem Weib in das Häuschen seiner Mutter, das ihm gehört, dort wird er arbeiten, wie sein Vater gearbeitet hat. Von der weiten Welt will er nichts mehr, er will daheim sein.“

Die Karmarin stand an der Ecke und that nichts, als weinen.

Der Karmar nahm seine Tochter an der Hand und sagte: „Das Begehren hast Du gehört, so gib Deine Antwort.“

Sie fiel ihrem Vater um den Hals, und schluchzte: „Ich kann's nicht glauben, daß es sein Ernst ist!“

„Haben schon gewonnen,“ flüsterte der Postmeister dem Studenten zu.

Und nach wenigen Minuten hing das Licht nicht mehr an des Vaters, sondern an des Bräutigams Brust.

„Jetzt bin ich der Narr gewesen!“ so rief Franz in seiner Freude aus, „und hab' geschwätzt von der Lieb', wie der Blinde von der Farb'.“

„Sind aber noch nicht fertig,“ sagte der Rarmer. Nun hatte auch die Mutter ihr Kind an sich gerissen und schluchzte: „Ich hab' gemeint, Du, einzige Tochter, Du müßtest mein bleiben, bis ich die Augen schließen werde. Jetzt bist auf einmal weg —“

„Nein, Mutter, so mußt Du nicht —“

„Das laß', es hilft Alles nichts,“ unterbrach sie der Vater, „Du wirst uns lieb behalten, das weiß ich. Aber gehören wirst Du ihm und er Dir und das wird immer wachsen, wachsen in Dir und endlich werden Vater und Mutter keinen Platz mehr haben. Es ist ja recht so, und wenn Du mir's anders wolltest, ich könnt's nicht gut heißen. Du trittst aus Deinem alten lieben Kreis und gehst in einen neuen ein. Es hüte Dich, es segne Dich der liebe Herrgott!“

„Und weil,“ so begann jetzt der Postmeister wieder, „unser lieber Freund Franz glaubt, bei ihm wär's schon hohe Zeit, und es auch der gute Brauch ist, daß man, wenn's einmal angefangen, nicht allzu lang herumzieht, so möchten wir es gleich der Hochzeit wegen besprechen.“

Wie da dem Licht zu Muthe war! Ist meine liebe Leserin schon in deren Lage gewesen? Dann ist mein Beschreiben überflüssig, sie möge zurückdenken an die einzigste Stunde und — weinen. Hat sie es noch nicht erfahren, dann gelingt es dem Erzähler nimmer, ihr ein Gefühl zu schildern, das die junge, liebende Braut befällt,

wenn das Erstmal von der Hochzeit die Rede ist....

„Der Hochzeit wegen, meint Ihr?“ sagte der Rarmer; „für's Erste setzen wir uns zu einem Glase Wein — man redet dann leichter.“

Und als das Haus erfuhr, es werde den Freierteuten Wein aufgetragen, da schoß Alles lichernd und flüsternd durcheinander und die alte Thres brummte: „So sind sie heut' zu Tag, da zieren und sperren sie sich — und nehmen thun sie den Ersten, der kommt!“

Wie hätte es die gute Alte wissen sollen, daß eben der Rechte kam? — Das Licht hatte doch viele Männer gesehen, junge und alte, die meisten sind artig mit ihr gewesen, manche sogar süß — aber in der Brust heiß geworden, ganz plötzlich heiß und unstät war ihr nur, wenn sie den alten Studenten gesehen hatte. Er schaute sie oft an, redete aber mit jeder Andern mehr, als mit ihr. Es gibt Männer, die mit Furchen auf der Stirne und mit grauen Haaren noch ein Kind sind, wenn sie die Liebe erfakt. So einer war der Franz. Er dachtete allerlei von der Liebe; was ihn eigentlich gar nichts anging; er war der Mund eines Herzens, das so heiß ist, so gewaltig bebt in Lust und Schmerzen und — stumm ist. Er war der Mund des Volksherzens. Und wie es ihn nun selber erfakte, da erging es ihm auch nicht besser, als Andern — er war stumm und konnte das Mädchen nur ansehen und träumen. Endlich wollten seine Pulse nicht mehr gleichmäßig schlagen — er mußte wissen, ob sie ihn lieb haben kann oder nicht.

Nun stand er aber — unverdient wie die meisten lustigen Gesellen — im Geruche der Flatterhaftigkeit; er fürchtete, das Licht würde ihm eine Liebeserklärung unter vier Augen nicht glauben wollen; sie sollte seinen Ernst sehen, und so ging er hin und warb um sie nach altem Brauch.

— Man wollte den Leuten nicht viel Zeit zum üblichen Geschwätz lassen. Die Hochzeit wurde bestimmt als am dritten Sonntag nach der Verlobung.

„Und nun will ich noch was sagen,“ ver setzte der Kärmer und schob das Weinglas vor sich hin.

„Franz, Ihr wollt' in das Häufel Eurer Mutter ziehen und arbeiten wie Euer Vater? Seht, das ist schön, aber es taugt nicht. Die Sorgen kommen später, ich möchte Euch gerne so lang als möglich davor bewahren. Man wird sich arg verwundern, daß ein Mann, wie Ihr, die Tochter eines Großbauers bekommt. Ich, der Kärmer, aber sage, ich bin stolz darauf, daß Ihr sie begehrt. — Franz, gebt mir Eure Hand, ich hab' Euch lieb. Ich halt' Euch in Ehren seit dem ersten Sang, den ich von Euch gehört hab' und seit ich Euch näher kenne, seit ich das Lied von Eurer Mutter weiß, hab' ich Euch lieb. Und wenn Ihr jetzt mein Sohn seid, so sollt Ihr wohl arbeiten im Weinberg, aber nicht wie der arme Winzer, Euer Vater selig — ich hab' ihn gut gekannt — sondern wie es der Herr Jesus meint — im Geist und mit dem Herzen. Ihr sollt Lieder machen und schöne Märchen und Geschichten, die das Herz erfreuen. Auch dazu muß wer sein und es sind doch so Wenige. Ich habe gehört, Ihr thut noch gern mit Büchern um und schreibt was Neues. So wollte ich Euch doch in meinem Haus die zwei Stuben, die gegen den Baumgarten hinausgehen, herrichten lassen und Euch bitten, daß Ihr süßlieb nehmt mit dem, was der Kärmerhof bieten kann und daß Ihr arbeitet und studirt, wie es Euch zur Freude ist. Und möchte ich wissen, ob sich der Bauernhof nicht so gut seinen Dichter halten kann, als wie das Schloß und die Stadt!“

„Kärmer! Schwieger!“ rief jetzt Franz aus und schüttelte ihm die Hand und wurde ganz roth im Gesicht vor Begeisterung und machte den Mund

auf, um seine Gefühle durch den Bart zu stoßen und brachte nichts hervor, als: „Kärmer! Schwieger!“ —

Am nächsten Tage gingen sie alle miteinander zum Pfarrer von Schlehnsfeld. Der Kärmer war wieder in seiner gewohnten Fröhlichkeit und fast vornehm ging er in seiner stattlichen Gestalt neben dem „alten Studenten“ daher. — Wo ist ein Mann weit und breit, der einen lustigen Stromer zu seinem Tochtermann machen kann? Keiner kann's. Wo ist der Bauer, der einen Liedermann zu seinem Schwiegersohne kriegt? —

Und das Licht! Was das hell brannte und rein und still und heiß! Und der sonst so kede, übermüthige Franz, wie war er so zart und schüchtern und aufmerksam, und fast ehrerbietig gegen seine schöne Braut, als wäre sie keine Bauernbirne, sondern eine Prinzessin.

Als sie an den Pfarrhof kamen, schossen aus dem Thore zwei Menschen heraus und liefen, der eine rechts, der andere links, seitab.

Der Postmeister, der als Beistandszeuge mit unserem Pärchen war, konnte es nicht unterlassen, folgende Bemerkung zu thun: „Da gehen Zwei hinein, die gerne beisammen wären, und da sprangen Zwei heraus, die gerne auseinander wären.“

Der Färber und seine Frau waren es gewesen. Sie waren beim Pfarrherrn oben, um sich gegenseitig zu verleumben und die Ehescheidung zu erwirken. Der Pfarrherr hatte ihnen einen berben Straffermon gehalten, die Scheidung rund abgeschlagen und als sie Beide gegen ihn auf waren, ihnen die Thüre gewiesen.

„Ist das ein Vorbedeuten?“ fragte das Licht den Bräutigam etwas beklommen, als die verfahrenen Eheleute vor ihren Augen auseinandergeflohen waren.

„Ja, gewiß, mein Kind,“ antwortete Franz, „wenn schon das rostige Band so fest hält, an dem zwei Bestien

nagen, wie der Hund an der Kette, wie muß erst das blanke, goldene Band halten, an welchem jeder leichte Schaden allsogleich im Liebesfeuer wieder festgeschmiebet wird."

"Du kannst Alles so schön und gelehrt auslegen," sagte sie, "ich kann mir's wohl immer denken, wie Du's meinst, aber aufrichtig, Franz, auf's Wort verstehen kann ich Dich nicht immer."

"Dann machen wir's so! Das ist die Weltsprache, die Jeder versteht." Er gab ihr einen Kuß, gerade als sie durch das Thor in den Pfarrhof traten.

"Es zeigt sich Alles gut," sagte der Postmeister zum Karmer.

"Gott sei Dank!" antwortete dieser, "aber mir thut doch das Herz weh."

\* \* \*

Am Tage der Hochzeit, als das neue Ehepaar aus der Kirche trat, hielt der Franz seinem Weibe den Finger mit dem Ehering hin und, auf letzteren weisend, murmelte er:

"Das ist der Grundstein,  
Wo d Welt drauf steht,  
Wer n rüttelt, kann machen,  
Daß d Welt vergeht!"

Die Hochzeit war ganz, wie alle Bauernhochzeiten sind, so wollte es der Bräutigam. Er lud aber keinen seiner entfernten Freunde in der Stadt und auf Schlössern dazu ein, denn so Leute blafen und spreizen sich den guten Bauernsitzen gegenüber allzugerne auf, spötteln oder deuteln und verstehen doch nichts davon.

Bei dem Gesundheittrinken, wo Jeder mit dem Weinglase in der Hand sein Sprüchlein zu sagen hat, legte der Franz seinen rechten Arm um den Nacken des Nichtl, so daß der grüne Kranz auf ihrem Haar seine Stirn berührte und lispelte zu ihr:

"Bier Viertel ist ein Ganz's,  
Und ganz Dein g'hört der Franz,  
Und —"

Das Weitere konnten die Umstehenden nicht mehr hören.

Als sie spät in der Nacht ihre Ruhe aufsuchten, sagte der Bräutigam wie zum "Gute Nacht" noch seiner Genossin:

"Leben und Sterb  
Steht in Gottes Hand,  
Aber todt und lebendig:  
Beinand, nur beinand!"

### Im warmen Nest.

Es ist nicht schön, was vom Färber und seiner Ehefrau erzählt werden muß, daher sei es recht kurz erzählt.

Zwar, es gehört nicht hierher, und doch! Neben diesem Schatten war der Liebestag des jungen Paares auf dem Karmerhofe um so schöner. Der Franz zog aus der Ehe des Meisters Färber manchen Gedanken, den er brauchen konnte und — wie der Mensch schon beschaffen ist — er fühlte sich in seinem warmen Neste um so behaglicher, je frostiger es anderswo zuging.

Die Färbersleute wollten einander ledig sein, sie wußten keine triftigen Gründe dafür und waren mit Eifer bestrebt, solche zu schaffen und zu erfinden. Und Jedes wollte die Schuld auf den Gegenpart schieben, damit es die Nachtheile einer Scheidung nicht zu tragen brauche. Nun nahm sich der Färber einen Doctor auf und die Färberin auch einen. Der Färber sagte, er verlange von seiner Frau ein Liebespfand. Die Färberin sagte, als sie im zweiten Jahre der Ehe mit Segen gegangen, da habe der Mann davon nichts wissen wollen und sie mit widerlichster Eifersucht gemartert. Da sei wie zu einer Strafe Gottes die gute Hoffnung wieder verschwunden — die gute Hoffnung nach einer glücklichen Ehe und seither nicht wiedergekehrt.

Die Leute waren wohlhabend; er war ein guter Geschäftsmann, sie eine gute Hauswirthin, aber es war ein höllisches Verhängniß: sie konnten sich nicht in's Gesicht schauen. Jedes wurde aufgeregt, trozig und gereizt, wenn

es das Andere sah, aber Jedes hütete sich, dem Andern Leides zuzufügen — denn so rieth es der Doctor zu beiden Seiten. Hingegen war es gestattet und vielleicht auch warm empfohlen, durch harmlose Mittel das Andere zu reizen, unter allen Umständen aber auf den Lebenswandel des Andern ein wachsames Auge zu haben. Leider aber war weder in seinem, noch in ihrem sittlichen Verhalten weiters ein Verstoß zu finden — es gab kein Ehepaar in der unteren Schleh, das nach außen hin sitzamer dastand, als das Färberische.

So hieß es denn in Geduld warten, bis sich was ergebe. Der Vagabunden-Franz mischte sich einmal drein und rieth dem Färber, er möge doch frischen Muth haben und — wenn er sein Weib schon nicht wolle — endlich einen massiven Scheidegrund machen, sonst sei Gefahr in Verzug.

„Welche Gefahr?“

„Daß Euch das Weisammensein zur Gewohnheit wirb. Nachher ist nichts mehr zu machen.“

Der Spötter!

Freilich, der Franz hatte leicht spotten, ihm ging's so gut! Er bewohnte mit seinem Lichtl zwei schöne Stuben mit der Aussicht in den Obstgarten und auf die walbigen Berge. Was, die Aussicht! er sah doch nicht hinaus, er sah sein Lichtl an; wie gefiel's ihm gut, wenn es ruhig brannte, und doch entsachte er es bisweilen zur Flamme, die wild und groß und gefährlich war, wie ein vom Himmel fallender Stern.

„Es ist doch um das Lieben  
Ein wonnigliches Ding fürwahr!  
Man treibt und wird getrieben,  
Nacht Karren und ist selber ein Narr.“

Das Suchen und das Finden,  
Das Wenden und das Winden,  
Das Wändigen und Binden —  
Wem das nicht tief zu Herzen ging!  
's ist doch ein wonnig Ding!“

So sang er damals.

In den ersten Monaten war sein Geist, wie betäubt gewesen, „betäubt von frischem Erdbengeruch des aufwirbelnden Herzens.“ Dann kam allmählig die milde Ruhe und die Abklärung; er ging in den sonnigen Weiten um, und dichtete, er weilte auf seiner heimlichen Stube und arbeitete. Er studirte und schrieb und der Karmer hütete seine Wohnung, daß kein Lärm und Unfrieden den Franz störe. Dem Hirten war verboten, die blölkende und schellende Herde an den Fenstern des Schaffenden vorbeizutreiben; den Knechten war an den Feierabenden — als der Zeit, da Franz am liebsten arbeitete — nicht gestattet, sich im Baumgarten herumzubalgen. Dem Lichtl fiel es auf, warum der Fuhrmann nicht mehr mit der Peitsche knatterte, wie er das sonst so gerne und lustig gethan hatte, und so kamen sie dahinter, daß ein Verbot darauf liege. Es wurde erst wieder anders, als Franz hoch und theuer versicherte, daß ihm bei Herdenschellen, Peitschenknallen und Knechtjobeln die Arbeiten, die er mache, viel besser gelängen, als in der Klosterstille.

Aber der gute Großbauer blieb unermüdblich in seiner Fürsorge, die Muse nicht zu verschonen, die eingegangen war unter sein Dach. Der Franz durste sich weder kümmern um Küche und Keller, noch um ein anderes Bedürfnis, so daß er einmal zum Karmer sagte: „Ich muß Dir zu verstehen geben, Vater, daß man Dichter nicht zu mästen pflegt.“

Auf das entgegnete der Karmer, daß es auf der Bauernschaft nicht der Brauch wäre, ein Hausgeschöpf, sei es Mensch oder Thier, Hunger leiden zu lassen. Doch werde er seinen Hammel schon ausnützen. Hernach fragte er, ob es nicht erlaubt wäre, einmal zuzuhören, wenn er — der Franz — dem Lichtl die neuen Geschriften vorlese?

Wie freute sich Franz über diese Frage und so saß denn der Bauer

manchen Abend in der Stube seines Schwiegersohnes, und dieser las seine Studien und Schöpfungen vor. Dabei schaute denn der Vater unverwandt seiner Tochter in's Gesicht und nach ihren Mienen beurtheilte er das Vor-gelesene — lachte, wenn sie lächelte, war ernsthaft, wenn sie es war. Sie — die Frau dieses gelehrten Mannes — mußte seine Schriften wohl verstehen, und begriff er sie nicht, so war er eben dafür ein Bauer, und je weniger er ein Stück verstand, um so höher und gelehrter mußte es wohl sein, und um so inniger freute er sich und war stolz auf seinen Mann. Bisweilen, so hoffte er, würde der alte Bagabund doch wieder ein lustiges Lied haben, oder eins, das zu Herzen geht. — Aber thatsächlich — der Vogel sang spärlicher, seit er bei Zucker und Brot so warm im Bauer saß.

Einmal fand das Licht auf dem Tische ihres Mannes ein angefangenes Lied:

„Mir thut das Herz so weh,  
Wenn ich der Zeit gedenk“ —

Nichts weiter. Am nächsten Tage fehlte das Blatt.

Zur selben Zeit war es, als der junge Töpfer Hieronymus aus Schlehnsfeld im Rarmethofe vorsprach. Er wendete sich vor der Hausthür an den Bauer: Ob der Herr Franz nicht daheim wäre?

„Was wollt' Ihr denn von ihm!“ fragte der Rarmer, der den Schwiegersohn eben in seiner Arbeit wußte und ihn nicht stören lassen wollte.

„Wisset, Rarmethofer,“ entgegnete der Töpfergeselle, „ich sag's nicht gern, aber — so ein Gedicht thäte ich für wen brauchen und weil der Franz so schön allerlei zusammenreimen kann —“

Da unterbrach ihn der Bauer, ob man denn glaube, sein Herr Sohn verlege sich auf das Reimefabriziren? Der arbeite nicht auf Bestellung, so wie der Schuster und Schneider, er habe was Besseres zu thun.

„Soll's ein Liebsg'angel sein?“ rief der Franz zum Fenster herab.

„Maria und Josef!“ hauchte der Töpfer, „da oben redt er ja den Kopf herfür.“

Der Franz trillerte:

„So viel, als da Wörtl  
Stehn auf dem Papier,  
So viel han ich Seufzer than,  
Seufzer zu Dir!“

Ist das recht?“

„Franzl, sing' weiter!“ bat der Töpfergeselle.

„Und mehr, als is glossen  
Tinten aufs Papier,  
Han ich Thränen vergossen,  
Schware Thränen zu Dir.“

Und wollt ich Dir sagen,  
Was ich Tag und Nacht denk,  
Hätt ich Seufzer und Thränen  
Und Tinten viel z'weng.“

„Das brauch' ich, das kann ich schon brauchen!“ jubelte der Töpfergeselle, „zuck' (höre) nur nicht auf!“

„Und wollt ich Dir Klagen  
All mein Lieb und mein Leid,  
Siebn Eln wurd er lang, der Brief,  
Siebn wurd er breit!“

Und so bschließ ich mein Schreiben  
Und peischir's mit ein Ruß,  
Und es wird Dir treu bleiben  
Dein Hieronymus.“

Der Töpfer war entzückt. Also gar auf seinen Namen lautete das Gedicht. Auf ein Blatt geschrieben trug er es nach Hause, um es sofort an die richtige Adresse zu befördern. Und zwei Wochen später war der Franz Besitzer eines kunstreichen Kruges mit weißer Glasur, zwei rothen Herzen und den zierlich geschriebenen Worten: „Dem Herrn Dichter“. Aus diesem Kruge trank Franz manches neue Lied, denn es kam eine Zeit, da er zu frohem Sange von außen hinein begeistert werden mußte.

Als der Frühherbst da war, die schönste Zeit des Wanderns, wurde der alte Bagabund in seinem frieblichen Daheim von Tag zu Tag unruhiger.

Schon früher hatte er dem Licht öfters von seinen alten Freunden und Studiengenossen erzählt, die draußen in Städten oder Märkten, oder auf Landgütern und Schlössern wohnten und ihn manche unter ihnen mit seiner jungen Frau auf einen Besuch eingeladen hätten. Das Licht hatte stets dafür gebankt, sie sei nicht für so weite Reisen, auch könne sie sich zu den Herren nicht schicken und ihr sei es am liebsten daheim. Auch der Kärmer hatte gerathen, der Franz möge für dieses Jahr sich daheim ausruhen und wohl sein lassen, und wenn er gerade einen besonders lieben Bekannten habe, so sei er jetzt ja in der Lage, ihn zu sich einzuladen, ihm, dem Kärmer, würde jeder bescheidene Gast willkommen sein. Und der goldherzige Mann verdoppelte seine Güte und Aufmerksamkeit; auch der mittlerweile auf Urlaub heimgekehrte Sohn des Bauers gewann seinen Schwager bald lieb und erwies ihm allerlei Artiges. Es waren lauter warme Herzen, die den Bagabunden-Franz umgaben.

Das Gefinde des Hofes hatte aber seine besonderen Ansichten: So was würde man nicht bald wieder finden, wie diesen Franz, zuhals Stadtherr, zuhals Bettelmann — arbeitet nichts und lebt wie ein Prinz.

„Dennoch kommt er mit nicht mehr so lustig vor, wie voreh,“ bemerkte eine der Mägde. —

Und eines Abends legte der Franz seinen Arm um das Weib und sagte: „Licht, ich mag nicht mehr.“

Sie schwieg, er auch. Nach einer Weile sagte er: „Licht, ich muß — ich muß fort. Da wird mein Blut zu Blei, des Hauses Umfriedung zu Ketten, ich möcht' schreien einen Schrei, daß sie kommen und mich retten!“

„Jesus, Maria, Mann, was hast Du für Gedanken?“ fuhr das Licht auf. Er sah sie überrascht an: „Gedanken? Hab' ich laut gedacht? Dann war's ein Gedicht.“

„Franz,“ bat sie, „sei aufrichtig mit mir, Du hast was auf dem Herzen!“

Er starrte auf den Tisch hin, seine hohe Stirne wurde roth, sein rückwärts wallendes Haar zitterte.

„Ja!“ rief er endlich, „ich will fort, ich muß fort, aber Du mußt mit mir. Wir besuchen meinen lieben, alten Freund Berger in der Arch, er hat dort ein Landgut, er hat mich schon so lange und so liebevoll eingeladen. Das ist ein prächtiger, alter Junge, er wird Dir gefallen. Und wir besuchen endlich einmal den wackeren Edelknaben, den Grafen auf Stoßberg — ich bin bei ihm wie daheim. Vor dem brauchst Du Dich nicht zu fürchten, das ist ein Ritter vom Fuß bis zum Kopf, der weiß nichts von bürgerlich und adelich, ist ein alter Student geblieben und der am besten zecht und minnt und pürscht und dabei ein ehrlicher Keel ist, der ist mein Freund. O, was freue ich mich, Dich endlich wieder zu umarmen, Du gutes, altes Haus!“

Das Licht sagte nichts. Und am andern Tage theilten sie es dem Vater mit, sie wollten eine Reise thun.

„Mein lieber Bagabund,“ sagte der Kärmer ernsthaft und hielt den Franz an der Hand, „ich laß' Euch ohne Sorgen fort, ich will mir denken, es ist die Hochzeitsreise. Aber gib Acht, daß Dich der Bagabunden-teufel nicht packt, er kennt Dich allzugut. Zu einzeln tanzt sich's lustig hin und Du, der Heimatlose, warst überall daheim, wo sie Dein gutes Wort verstanden haben. Aber zu Zweien ginge jeder Schritt in's Blaue hinein dem Verderben zu. Ich wollt's nicht erleben, meine lieben Kinder, daß Ihr noch einmal in jenem Zustand zurückkämet, in welchem Eins von Euch schon einmal heimgelehrt ist. Ich will jetzt nicht sagen: Franz, leg' ab und bleibe; ich kann mir's denken, wie Dir's um's Weite ist. Ich will auch nicht sagen: Laß' Dein Weib daheim; sie soll mit Dir auf allen Wegen, und



wär's in's Glend; Mann und Weib  
gehören zusammen, wie der Doppel-  
kern in einer Nuß. — Jetzt zählen  
wir Maria Geburt; bis zu Michel,  
verhoff' ich, halten wir zusammen das  
Erntemahl."

### Neues Vagabundenleben.

„Gott sei Lob und sei Dank,  
Ich bin frei, ich bin frank!“

So jauchzte er auf, der Vagabun-  
den-Franz, als er auf der Straße hin-  
ter Schlehnsfeld dahinschritt.

Neben ihm ging sein Lichtl. Sie  
war still. Ihr thaten schon die Schuhe  
weh, aber sie wollte es ihm nicht  
fagen, sie wollte seine Lust nicht ver-  
derben, und die Schuhe hatten eigent-  
lich noch gar kein Recht zu brüden,  
waren sie doch erst kaum eine Stunde  
gegangen.

Sie wird später ja fahren, aber  
er läßt sich das freie, echte Wandern  
nicht nehmen. Das Ranzel am Rücken,  
den Stock in der Hand und

Funknagelneue Stiefel,  
Die Taschen voll Geld,  
Und mei Vater hat gesagt:  
Bua, jetzt betrach' d' Welt!

Das Weib war halb glücklich auf  
einen Wagen gebracht. „Du Lehmborf,  
Lichtl, steigt aus, beim Fuchsenwirth  
wartest auf mich.“

„Will's schon halten. Uebergeh'  
Dich nicht, Franz!“

Der Wagen rollte voran, der Va-  
gabund pfiß und sang und trat mit  
den Füßen den Tact dazu.

„A Leb'n voller Freuden  
Führ ich auf der Welt,  
Mein Zimmer is d' Seiten,  
Mein Haus s weite Feld.“

Meine Wand, meine Fenster  
Sein die Baum grün und frisch,  
Stein und Stock meine Stühl,  
Meine Knie sein mein Tisch.

Auf dem les ich und los ich,  
Drauf is ich und schreib,  
Drauf hut'schad (schau'felle) ich die Kinder,  
Wann ich s hätt, j'sammt dem Weib.

Da Wind is mein Aecht,  
Fleißig schon, aber dumm,  
Er blattelt wohl um,  
Aber selten is s recht.

Meine Köchin d' Frau Sunn,  
Dient mir treu ohne Lohn,  
Und mein Kellner, der Brunn,  
Nimmt kein Trinkgeld nit on.

Binde Waserl, feine Graferl,  
Zum Diegn findt ich gnua,  
A gunds Fell über d' Seel,  
Mit dem hüll ich mich zua.

Statt n Spanlicht brenn ich Mondlicht,  
Statt n Kerzlicht Stern!  
Bin begierig, wann ich stirb,  
Was s mir anzündn wern.

Wer möcht sich drum kümmern  
Und wunderli sein,  
So Heiligen, wie ich  
Geben selten an Schein!“

Solche Lieber sprubelten jetzt aus  
ihm hervor — ein Quell aus dem  
Felsen, den ein Moses mit dem Wa-  
d e r s t a b berührt hat. Jetzt war Franz  
wieder in seinem Element und so ging  
es nun fort tagelang — sein Lichtl  
theils zu Wagen, theils zu Fuß —  
bis sie endlich die Arz' erreichten, wo  
der alte Jugendfreund Berger sein  
Landgut hatte.

Als sie dem stattlichen Hause nah-  
ten, sah Franz seinen Freund schon  
am Fenster stehen, er winkte mit der  
Hand hinauf: „Grüß' Dich, grüß'  
Dich, alter Freund, wir sind da!“  
Doch jener war vom Fenster zurück-  
getreten und hatte es nicht gesehen,  
nicht gehört. Sie gingen in das Haus,  
ein Diener trat ihnen in den Weg,  
was sie begehrten?

„Melden ist nicht nöthig, wir gehen  
zum Hausherrn.“

„Ich darf Fremde nicht vorlassen.“

„So sagt, der Vagabunden-Franz  
ist da — und mit ihr.“

„Jetzt paß' auf,“ schmunzelte der  
Franz zu seinem Weibe, „Der wird  
eine Freude haben!“

Der Diener kam zurück und sagte:  
„Der Herr ist nicht zu Hause.“

„Aber ich sah ihn ja vorhin am  
Fenster,“ wendete der Franz ein.

sein.“ So wird er selbster ausgegangen

„Das ist nicht möglich, wir hätten uns an der Thür treffen müssen.“

„Wenn ich sage: er ist nicht zu Hause, so ist er nicht zu Hause. Adieu!“

Da schlichen sie davon und der Franz war gar kleinlaut. Das Licht wollte ihm seine Vertrauensseligkeit verweisen, aber er dauerte sie und da hub sie an und zog höllisch gegen diesen Herrn Berger los, der seinen besten Freund in's Haus lade, um sich vor ihm verleugnen und ihm die Thür weisen zu lassen.

„Nein,“ meinte der Franz, „so ist er nicht, er mag wirklich durch eine Hinterthür davongegangen sein in die Wirthschaftsgebäude, auf die Aeder, mein Gott, so ein Mann hat auch seine Geschäfte und Sorgen. Gib Acht, Licht, er reitet uns nach oder holt uns mit dem Wagen ein — denke Dir den Spaß!“

Aber der Herr Gutsbesitzer kam weber geritten noch gefahren, sie kehrten in einer Schenke ein und es war von ihm weiter nicht mehr die Rede.

Auf derselben Straße begegnete ihnen aber ein guter Bekannter aus Schlehnsfeld — der Färber. Er reiste in die Stadt und machte ein gar fröhlich Gesicht. So fröhlich, als ob er zur Hochzeit ginge. Er ging zur Ehescheidung. Der Proceß war gewonnen. Zur Scheidung war ein triftiger Grund gefunden worden an etwas, das — nicht war. Der Franz errieth.

Als der Vagabund mit seinem geduldigen Weibe in den Marktsteden Menberg kam, erinnerte er sich, daß in Menberg sein alter Freund, der Meister Peter lebe. „Licht, den müssen wir auffuchen. Weltewig wäre mir Der böse, wenn er erführe, das wir in Menberg waren, ohne ihn zu besuchen. Meister Peter ist ein berühmter Maler; Kind, ich sage Dir, der läßt Dich nicht fort, dem mußt Du sitzen. Wenn Du nur erst die wunderprächtigen Bilder von seinen Frauen siehst!“

„Hat er mehrere Frauen gehabt?“ fragte das Licht.

„Er hat sie noch. Ja, da wirst Du lachen. Er lebt mit zwei Frauen.“

Man kann sich das Entsetzen des Bauernweibes denken.

„Zwei auf einmal! Und ist es denn möglich, daß er Beide gern hat?“

„Er hat gar keine gern. Die Einzige, die er lieb gehabt hat, mein liebes Licht, die ist ihm gestorben. Jetzt ist ihm Alles eins, jetzt laßt er sich nur mehr gern haben. Die Eine ist geschiedt, die braucht er zum Discuriren, die Andere ist schön, die braucht er zum Malen.“

„Du hast saubere Freunde, Franz,“ sagte sie.

„Wie sie Gott eben gibt.“

„Na, zu so einem Wilbling gehe ich nicht mit!“

Es kam auch nicht dazu. Als sie am Friedhofe vorbei in den Marktsteden einwanderten, begegneten ihnen die zwei Frauen des Meisters Peter; jede hatte ein schwarzes Kleid an, jede trug einen grünen Kranz mit zinnoberrothem Band. Der Peter war gestorben. Der Franz ging mit auf den Friedhof. Er konnte die Veränderung kaum fassen. Diese zwei Frauen, sonst so bissig auf einander, so feindselig, fortweg lauernd und sich überlistend und tastend, wie zwei Katzen um eine Maus, fortweg knurrend und raufend, wie zwei Hunde um einen Knochen — sie gingen jetzt so friedfertig, so theilnehmend neben einander her wie zwei Schwestern. Als sie ihre Kränze auf das Grab legten, lehnten sie sich aneinander und schluchzten und waren einig um den Todten, wie sie um den Lebenden uneinig gewesen waren.

„Trößt' uns, Franz, trößt' uns,“ schluchzte die Eine.

Hierauf sagte der Franz:

„Freud und Leid hat Als sein Zeit.  
Wie s kommt, so gehis und Reins verftehis,  
Aufs Hirn kannst hammern, ans Herz kannst  
schlagen,  
Das Gescheideft is: geduldig tragen.“

### Zuvorkünftig mit dem Licht!

Die Reise wurde von Tag zu Tag beschwerlicher. Beide hatten sonnenerbrannte Gesichter, Beide hatten wunde Füße und an Franzens Kleidern wären allerlei vagabundenmäßige Schäden bemerkbar geworden, wenn sie das Licht unter Baumschatten oder in verschwiegenen Schlaffammern nicht sorgfältig ausgebeffert hätte.

Das Licht schlug vor, umzukehren, aber der Franz bat sie, sie möge ihm die Freude gewähren, den alten, treuen Busenfreund auf Stoßberg wiederzusehen. Sie waren doch kaum mehr eine Tagreise von der alten Grafenburg entfernt. Das Licht gab sich drein und machte den Gatten nur noch darauf aufmerksam, daß die Reisecasse der Erschöpfung nahe sei.

„O, Du gutes Kind!“ rief der Franz, „das laß' Dir keine Sorge sein; überall, wo ich meinen Namen nenne, finden wir ein gedecktes Tischlein.“

Einmal wurden sie von einem Landwächter angehalten und um den Paß befragt. Das Licht schämte sich halb zu Tode — wie mußten sie schon aussehen, daß in einer so ruhigen Zeit, in einer so sicheren Gegend eine solche Frage frei war! Aber der Franz sagte: „Seit wann haben denn Vagabunden einen Paß? Na, schaut mich nur einmal recht an.“

„Ich kenn' Euch nicht,“ brummte der Landwächter.

Da begann der Franz zu trillern:

„Alleweil kreuzlustig  
Und traurig gar nie,  
Ich seh' da, wie da Kerkscham  
In ewiger Blüthe!“

„Der Franzl, der Franzl!“ rief der Landwächter aus, „Dich kennst man wie den Vogel beim Singen; aber so fein beieinander bist jetzt, daß Du völlig fremd ausschaut.“

„Aha, hier zu Land hält der Landwächter nur die feinen Leut' an.“

„Na, ist schon gut, Franz, Du brauchst keinen Paß, bist ja, wie das schlecht' Geld, überall bekannt. Wer ist denn Die da?“

„Dem schlechten Geld sein Weibel.“

Er ließ sie wandern.

„Franz,“ sagte das Licht und weinte in ihr Sacktüch, „ich komm' mir vor, wie eine verlorene Seel.“

„Daß' Zeit, bis wir beim Grafen sind,“ tröstete er sie, „dort rasten wir aus, lassen uns gut geschehen, so lang's uns freut.“

Und am selbigen Abend kamen sie auf Stoßberg an. Der Graf hatte Gäste, die schon zu den Herbstjagden angekommen waren, es ging lebhaft zu im Schloßhof, und Mensch und Hund trollte sich lustig durcheinander. Der Graf war ein Mann „in den besten Jahren,“ diese besten Jahre wahren bei Herren seinesgleichen bis das Zipperlein kommt. Edelmann, Weltmann, Lebemann, diese drei Männer hatte — wie man sagt — der Graf Stoßberg unter seinem Hütlein beisammen.

Er empfing den Franz sehr höflich und zuvorkommend, stellte ihn den Gästen als den „Liederdichter Franz von Schleichfeld“ vor; Mancher trat auf ihn zu, um ihm verbindliche Worte zu sagen; er schlug seinen gemüthlichen Ton an, wollte aber Keiner recht darauf eingehen. Der Graf wollte mit dem vor Verlegenheit überaus ungeschickten Licht ein kleines Gespräch anfangen, versuchte es in schäferndem Tone, war gar freundlich und herablassend und sagte ihr allerlei Artiges, aber sie knüpfte fortwährend an ihrem Handbündelchen und that, als wäre der Knoten an diesem Bündelchen die Hauptsache auf der Welt.

Dann wurden sie bewirthet, aber nicht mit den anderen Herrschaften, sondern im Gesinbhaus. Der Franz machte sich Hoffnung auf einen fröhlichen Abend und bereitete in sich schon allerlei Schwänke und Schmalen vor, womit er die Gesellschaft zu unterhal-

ten gedachte. Da kam ein Diener und brachte die Nachricht, daß der Herr Graf meine, die zwei Leutchen möchten von dem weiten Wege müde sein und so würde ihnen unten in der Hube eine Nachtherberge angewiesen werden.

Ein halbes Stündlein später kauerten der Franz und sein Licht in einer düsteren Scheunenammer des Bauernhauses, das am Fuße des Schloßberges stand und die Hube geheizen war. Die Kammer duftete von frischem Stroh, das an einer Wand aufgeschichtet war; auch die Liegerstätten bestanden aus Stroh, das mit grober Leinwand überzogen worden. Franz war verstimmt über diesen Empfang beim Grafen, aber als er sich zur Raft legte, sagte er: „Das Bett ist nicht schlecht.“

„Mein's daheim im Karmerhof wäre mir lieber,“ bemerkte das Licht.

„Weil Dir nichts recht ist!“ fuhr er jetzt plötzlich gegen sie auf. „Weil Du auf der Reise Ansprüche machst, als wie eine Fürstentochter und meinst, der Graf müßt' uns mit Musik in's Schloß geleiten lassen und in seinem Rittersaal unsertwegen eine Mahlzeit geben und was weiß ich für Sachen!“

„Das magst wohl Du erwartet haben, Franz, ich nicht,“ so antwortete sie und barg ihr Gesicht in das Kissen.

Als es schon finster und still war im ganzen Hause und draußen nur der Wind rauschte, wurde der Franz erst inne, daß er seinen Zorn gegen den Grafen an einer ganz Unschuldigen ausgelassen habe. Er legte seine Hand zu ihr hinüber und sagte: „Gute Nacht, Licht, morgen reisen wir heim zu.“

Sie erwiderte warmherzig das Gute Nacht — dann schliefen sie ein.

Am andern Morgen, als sie sich hastig zur Abreise rüsteten, kam vom Schlosse herab wieder der Diener: „Der Herr Graf läßt sagen, wenn der Vagabund gut ausgeschlafen hätte,

so solle er sich aufmachen und mit auf die Jagd gehen.“

„Siehst Du!“ jubelte der Franz zu seinem Weibe, „das ist mein Graf, das gemüthliche, alte Haus! Oh, er kommt auch noch drauf, daß wir Duzbrüder sind. Ja versteht sich, daß ich dabei bin. Ich laß' dem Herrn Grafen einen guten Morgen sagen und eine gute Stund', einen guten Anblick und einen guten Hund, ein gutes Pulver und ein gutes Blei. Ich komme gleich.“ —

Der Franz war über das Lebenszeichen seines alten Freundes in hellen Freuden.

„Was nur ich biweilen anfangen werde?“ meinte das Licht.

„Dir wird die Zeit zu kurz. Du schau'st Dir die Schießstatt an und die Kugelbahn; findest auch nicht bald eine, wie die da oben. Wirft an der Wand Einen aufgeschrieben sehen, der vor sieben Jahren am Jakobitag alle Neune schob! Kennst ihn gut, Denselbigen! Nachher laßt Dir im Schloß die schönen Zimmer zeigen.“

„Nicht einen Schritt in's Schloß!“ versetzte das Licht, „ich pfeif' auf Dem seine Zimmer!“

„Wirft Dich schon unterhalten, behüte Dich Gott, Schatz!“ Verließ sie und ging mit den Jägern.

Es ging lustig zu auf der Jagd. Der Franz schoß nichts, machte aber ein paar Waidmannskieder, die man im Lager bei Wein und Branntwein nach bekannten Arien sang, wo man den „ewig jungen Sohn in Apollo und Weltvagabunden“ mit rasendem Geschrei „leben“ ließ. Schade nur, daß es so nicht dauern wollte; bald zerstreuten sich die Jäger wieder im Gebirge und der Franz wollte nicht begreifen, wie ihnen die Thierbeze besser gefallen konnte, als Wein und Gesang. Ganz allein lag er nun im Waldschatten da und so blieb er liegen und schaute zwischen den hohen Tannen in den blauen Himmel hinein.

„Urgroß ist Walbesruh!“

Ganz allein lehrte er im Abenddunkel in's Thal zurück. Das lag im rothen Scheine. Am Fuße des Schloßbergs brannte das Haus. Es brannte lichterloh und die Rauchwirbel umhüllten das stolze Stosberg. Mit Löfchen befaßte sich Niemand, es war zu spät. Die Leute umstanden ein Weib, welches an einem Steine kauerte. Bei dem Scheine des Brandes erkannte der Franz sein Licht.

Er fuhr drein: was hier vorgehe?

„Sie hat die Huben angezündet!“ riefen mehrere Stimmen.

„Das ist erlogen!“ schrie der Franz.

„Mein lieber Mann,“ sagte das Licht traurig, „es ist wahr.“

„Hinweg da!“ rief er und öffnete sich mit seinen Ellbogen eine Gasse zu ihr. Er hob sie vom feuchten Boden auf, da sank sie an seine Brust und brach in ein Weinen aus, daß es allen Anwesenden an's Herz ging.

„Sei still, sei still,“ beruhigte er sie, „es ist aus Unvorsicht geschehen.“

„D nein,“ sagte sie, „ich hab's mit Fleiß gethan.“

„Licht! Bist Du wahnsinnig geworden?“

„Mir scheint es selber. Ich will Dir wohl Alles sagen, Franz, den' nur nichts Böses von mir. — Schau, daß ich so ganz allein war! — Wie es finster wird, sitz' ich in der Kammer beim Kerzenlicht und ist mir um's Herz, als wärest Du in einer Gefahr und als sollt' ich was beten. Das Haus ist so verlassen gewesen. Auf einmal geht die Thür auf und ein großer Mann steht vor mir, hat eine Larve an. Ich spring auf und frag' ihn, was er will. Steht nicht lang an, so weiß ich's. Wer hilft mir? Das Schreien ist umsonst — wie komm' ich aus! Da kommt mir der Gedanke: das Feuer muß mir helfen, lieber verbrennen! Ich fahr' mit der Kerze in's Stroh. — Er springt hinaus, ich lauf' auch davon. — Da hast

Du mich noch einmal, Franz, aber verlaß mich nimmer!“

„So wird er mit Dir in den Arrest müssen!“ drohten die Leute.

„Zehntausendmal lieber,“ rief der Franz, „als noch eine Stunde hier verbleiben!“

Ehe vom Hause die letzten Brände einfielen, kam vom Schlosse herab der Befehl: Für den Brand sei Niemand verantwortlich zu machen, aber der Landstreicher möge mit seinem Weibe sofort die Gegend verlassen, sonst könne für nichts gebürgt werden.

Jetzt hat der Franz aufgelacht — aber so selbstsam aufgelacht, daß es war, wie ein wildes, gewaltiges Lied. Er nahm das Weib an seine Seiten — dann gingen sie heim.

Bersahren und erschöpft kamen sie nach Tagen von dem Besuche bei ihren „lieben Freunden“ nach Schlehnsfeld zurück.

„Nu, wie ist's ergangen?“ fragte der Kärmer, seine Kinder mit offenen Armen empfangend, „seid wohl überall recht gut aufgenommen worden?“

Da faßte der Franz den Schwiegervater bei der Hand: „Jetzt hab' ich wieder ein neues Lied!“

„Viel g'habt habt und niz mehr,  
Das nimmt den Muß;  
Viel gewest sein und niz mehr,  
Wie weh das thut!“

Und noch eins:

Die Heimat und d'Herzen  
Reißt niz auseinander,  
Ich bau' mir mein' Himmel  
Dahem in mein' Land!“

Jetzt ging's.

In der unteren Schlehnsfeld gab's eine Neuigkeit. Die Färbersleute lassen sich nicht scheiden, sie bleiben beisammen.

Es war endlich durchgesetzt, die Scheidung konnte von beiden Theilen verlangt und vollzogen werden. Aber der Proceß hatte das Vermögen der beiden Theile verschlungen. Und nun

sie arm waren, mußte Eines ohne das Andere nichts Rechtes zu beginnen; sie bedurfte eines tüchtigen Arbeiters, er bedurfte einer häuslichen Wirthin — so blieben sie beisammen. Um das Ding aufzupuzen, sagten sie; sie hätten in Glück und Freud beisammen gelebt, so wollten sie sich in der Noth nicht verlassen.

Jetzt hatten sie andere Sorgen, als ihre Ehe, jetzt ging's. Sie wußten es nun selbst nicht mehr zu sagen, welcher Teufel sie denn eigentlich geritten hatte. Sie hätten ja gewiß gerne zusammen bleiben wollen, aber zusammenbleiben müssen, das war für zwei Troglöppe eine zu harte Sach'.

Jetzt hatten sie sich freiwillig wieder begeben, jetzt ging's — jetzt geht's.

Und unsere lieben Vagabundenleut'? Sie wollten, als der junge Karmer das Gut übernahm, in ihr Winterhäuschen ziehen, aber im Karmerhofe ließ man sie nicht fort. „Schwalben, Dichter und Störche sind für das Haus allzeit ein Segen!“ sagte der alte Karmer und der junge sagte es auch.

Im nächsten Frühjahr kam vom Landesfürsten eine goldene Ehrenmünze für den Sänger Franz von Schlehnsfeld; im nächsten Herbst kam der Storch.

Da saß die junge Mutter mit dem lieben Kind an der Brust und da neigte der Franz sich nieder, schlang den Arm um sie — und — blieb stumm.

Es gibt kein Wort, es gibt kein Lied dafür.

## Gräfin Hedwig.

Erzählung von C. Schirmer.

(Schluß.)

Zu damaliger Zeit ging es mit dem Reisen noch nicht so schnell als jetzt. Man wußte noch nichts von Dampfwagen und es war ein großes Ereigniß, wenn eine Reise in ein entferntes Bad unternommen wurde.

Die alte, große Reisekutsche war mit Koffern bepackt und außer dem Kutscher, der in seiner neuen Livrée auf dem hohen Bod paradirte, sollte uns noch ein alter, treuer Diener begleiten, der schon zu Lebzeiten des Grafen mit der Familie manche Reise gemacht hatte und überall Bescheid wußte.

Die Gräfin saß bereits im Wagen und ich reichte ihr noch einige Sachen zu, als der Kutscher mir zurief, ich solle mich zu ihm auf den Bod setzen. Im Begriff, hinaufzusteigen, kam Graf Ewald und rief schon von Weitem: „Was soll das heißen? Hedwig fährt mit uns im Wagen!“

Ich bemerkte die spöttische Miene des Kutschers und sagte deshalb: „Lassen Sie mich da bleiben, wohin ich gehöre.“ Schnell wollte ich hinaufsteigen, doch da rief die Gräfin: „Hedwig, wo bleibst Du? Komm' zu mir in den Wagen, Du fährst mit mir.“ Da war es entschieden. Ich saß bei meiner theuren Herrin, blickte in die Augen meines geliebten Ewald und gar oft berührten sich unsere Hände im stillen, verständnißvollen Druck und unsere Blicke sagten sich Alles, was die Herzen fühlten.

So fuhren wir Tag um Tag und kamen durch Gegenden, die mich entzückten. Wir machten öfter Paß, damit die Gräfin sich erholen konnte, dann streifte ich mit Ewald durch Berg und Thal.

Ich fühlte, wie die Liebe mich zu einem andern Wesen schuf und wie es nur einer Anregung bedurfte, um

meinen Geist zu bilden für andere Verhältnisse, als die waren, in denen ich meine Kindheit verbracht.

Wie entzückt lauschte ich seinen Worten, wenn er mir die Zukunft ausmalte und der Gedanke, was die Mutter zu unserer Liebe sagen würde, trat gar nicht an uns heran. Bis jetzt ahnte sie noch nichts und das Geheimnißvolle unseres Bundes erhöhte ja auch den Reiz, obgleich ich oft einen Stich durchs Herz fühlte, wenn ich bei den vielen Beweisen von Nachsicht und Güte meiner Herrin mir sagen mußte, daß ich dieselbe täusche. Mehrere Wochen waren wir schon unterwegs und die Gräfin war sehr angegriffen, als wir uns endlich dem Ziel unserer Reise näherten.

Noch eine Nacht wurde Raft gemacht und dann langten wir den folgenden Tag in Wiesbaden an.

Wenn ich jetzt zurückdenke an die ersten Tage nach unserer Ankunft in Wiesbaden, so schwebt mir nur vor, daß mich das Leben und Treiben, das viele Neue und Fremde, was ich sah, fast verwirrt machte.

Doch ich hatte nicht Zeit, mich den neuen Eindrücken hinzugeben, denn schon in der ersten Nacht erkrankte die Gräfin heftig. Der herbeigerufene Arzt fand zwar nicht unbedingte Gefahr, doch meinte er, es sei ein Leiden, das sich lange hinziehen könne, die sorgfältigste Pflege sei nothwendig und in einigen Wochen vielleicht ein Gebrauch der Badercur zu rathen.

Wange Tage und Wochen kamen jetzt, und doch trotz aller Sorge um das theure Leben so felig durch das fortwährende Beisammensein mit Ewald. Wir widmeten uns ganz der Pflege, kaum gönnten wir uns abwechselnd einige Stunden der Ruhe und Erholung. Als es mit der Kranken zur Besserung ging, brang sie selbst darauf, daß wir täglich ins Freie gingen und es waren herrliche Stunden, in denen ich mit Ewald die wundervolle Umgebung von Wiesbaden durchschweifte.

Schon freuten wir uns darauf, die geliebte Kranke nun auch bald in den milden Sonnenschein führen zu können, als uns Alle ein so harter Schlag traf, daß alle schönen Hoffnungen und Pläne auf einmal zerstückt waren. Ewald bekam plötzlich Ordre, bei seinem Regiment einzutreffen, da der Krieg, der schon längst in Aussicht stand und alle Gemüther mit Unruhe erfüllte, ausgebrochen war.

Napoleon war mit seinen Heerschaaren in Deutschland eingebrungen und die deutschen Söhne wurden gerufen, ihr Vaterland zu vertheidigen. Ueber Ewalds Gesicht blitzte es wie freudiger Muth und als ich zum schweren Abschied an seiner Brust lag, da wünschte ich mir, ein Mann zu sein, um auch mit in die Reihen der muthigen jungen Kämpfer zu ziehen und das Joch abschütteln zu helfen, das auf dem theuern Vaterlande lag.

Ich war aber ein schwaches Weib, niedergedrückt von dem Schmerz des Abschieds, und meine Thränen floßen unaufhaltsam.

Ewald hing mir das goldene Kreuz um den Hals, das mich seitdem nicht verlassen hat, wir schworen uns ewige Treue und gingen dann zur Mutter. Sie mußte wohl längst unsere Herzen durchschaut haben, denn sie legte segnend die Hand auf uns, als wir vor ihr niederknieten. Dann eine stumme Umarmung und fort eilte Ewald, denn die Trompete rief ihn zu Sturm und Schlacht.

\* \* \*

Mehrere Wochen waren vergangen, als endlich ein Brief von Ewald eintraf und uns mit großer Freude erfüllte. Er war gesund und heiter, hatte mehrere Schlachten mitgemacht und hatte die besten Hoffnungen für die Befreiung des Vaterlandes. Doch dann kam eine lange, lange traurige Zeit. Wir hörten nichts von Ewald. Deutschland seufzte unter dem Druck der Fremdherrschaft

und hatte noch nicht die Kraft, das Joch abzuschütteln.

Napoleons Schaaren zogen nach Rußland, nachdem sie Deutschland geknechtet und ausgezogen hatten. Aus Zeitungsberichten erfuhren wir, daß auch das Regiment, bei dem Ewald stand, auf dem Wege nach Rußland sei, eine weitere Nachricht bekamen wir nicht, denn die Briefbeförderung war damals so unsicher, daß nur in seltenen Fällen Briefe an ihre Adresse gelangten.

Nach der Heimath konnten wir nicht zurück, da es mit der Gesundheit der Gräfin immer mehr bergab ging und oft sah ich mit Entsetzen und Angst in das theure Antlitz, das täglich bleicher und magerer wurde.

Was sollte aus mir werden, wenn sich die Augen meiner geliebten Wohlthäterin schloßen? Diese Gedanken zogen durch mein beängstigtes Herz, als ich vor ihr kniete und ich legte meinen Kopf in ihren Schooß und weinte bitterlich.

„Meine arme Hedwig,“ sagte sie matt und mit bewegter Stimme, „verzage nicht, sondern vertrau Deiner Jugend und Deiner Kraft. Bald werde ich von Dir gehen und Du wirst dann hier ganz verlassen sein. Wenn ich todt bin, nimm dieses Päckchen und diesen Beutel mit 100 Rthlr. und sieh, daß Du Ewald auffindest. Nur in seine Hand gibst Du das Päcket. Ich sehe meinen Sohn nicht wieder, diese Papiere enthalten meine letzten Wünsche, die er heilig halten wird. Die kleine Gelbsumme wird Dich vor dem ersten Mangel bewahren und es Dir hoffentlich erleichtern, Ewald zu finden, wenn er noch unter den Lebenden weilt.“

Sollte er todt sein, dann möge Gott Dich schützen, liebes Kind! Du bist gut und brav und wirst wieder eine Stätte finden, die Dir das Glück bringt, das ich Dir nicht mehr schaffen kann.“

Ein entfernter Verwandter der Gräfin, der ihre Besorgung verwaltete,

hatte ihr seit unserer Abreise fortwährend Berichte gesandt, die so trostlos wie möglich lauteten, jetzt traf er selbst in Wiesbaden ein, um Instruktionen für sein Verhalten von der Gräfin einzuholen.

Die Felber waren verwüftet, die Gebäude zerstört, das Vieh fortgetrieben und geschlachtet. Alle nur irgend brauchbaren Männer hatte man zum Kriegsdienst gepreßt und da in der Wirthschaft und den Fektern nichts gethan werden konnte, hatte sich Baron F. auf die Reise begeben, um der Gräfin mündlich den Stand ihrer Angelegenheiten mitzutheilen.

Das waren allerdings trostlose Nachrichten, doch es schien, als ob die Gräfin schon mit allen irdischen Dingen abgeschlossen hätte, so gleichgiltig nahm sie Alles auf.

Schon den folgenden Tag lag ihre erstarrte Hand in der meinen und ich war der Verzweiflung nahe und warf mich immer wieder über die entseelte Hülle meiner theuren, geliebten Herrin. Ich konnte nicht fassen, daß sie wirklich todt war, daß sich ihre lieben Augen für immer geschlossen hatten und daß ich nun so ganz allein und verlassen in der Fremde dastand.

Die Wirklichkeit trat denn auch so rauh wie möglich an mich heran. Kaum wurde mir gestattet, meine wenigen Sachen in ein Bündel zu schnüren und fortwährend war ich den größten Demüthigungen ausgesetzt.

„Woher ist das Mädchen?“ hatte der Baron gefragt und der Bediente hatte ihm höhnisches geantwortet: „Es ist eine Dorfbirne, die bei uns zu Haus die Gänse gehütet hat, sich aber bei der Gräfin einzuschmeicheln wußte. Nebenbei versuchte sie, dem jungen Herrn den Kopf zu verbrehen.“ Ich wußte, daß ich bei diesem Menschen kein Mitleid zu erwarten hatte, schlich noch einmal in das Sterbezimmer und nahm dann mein Bündel zur Hand, um mich auf den Weg zu begeben, der unbekannt vor mir lag.



Wohin sollte ich mich wenden? Ich mußte Ewald suchen, doch wo sollte ich ihn finden? Das Regiment, bei dem er stand, war nach Rußland marschirt und es war wohl für ein junges Mädchen ein tollkühnes Unternehmen, dahin zu Fuß wandern zu wollen, wo der Krieg mit allen seinen Schrecken wüthete. Doch davor hatte ich keine Furcht, mir schwebte nur immer die Hoffnung vor, Ewald wiederzusehen, und die weite Entfernung, sowie die Ungewißheit des Wiederfindens konnten mich nicht zurückhalten, mich muthig auf den Weg zu machen.

Da stand ich auf der Landstraße und sah mich um, die Stadt lag mir bereits im Rücken und ehe ich weiter wanderte, wollte ich wenigstens wissen, welche Richtung ich einzuschlagen habe. Ein Bauer kam des Wegs daher, er sah recht gutmüthig aus und konnte mir vielleicht Auskunft geben. Ich grüßte ihn freundlich und fragte: „Wo geht der Weg nach Rußland?“ Er riß vor Verwunderung die Augen weit auf und statt einer Antwort fragte er zurück: „Nach Rußland? Ja, die Mamsell sieht doch ganz vernünftig aus, was soll es aber heißen, so ein junges Frauenzimmer kann doch nicht nach Rußland gehen?“

„Und doch ist es so, lieber Mann, ich muß meinen Bruder auffuchen, also sagt mir, ob dies der rechte Weg nach Rußland ist.“

„Ja, ja, nur immer geradeaus; ach daß sich Gott erbarm', so ein junges Blut!“

Ich dankte ihm und ging dann wieder weiter. Als ich mich noch einmal umwandte, stand der Bauer noch auf demselben Fleck, er murmelte einige Worte und schlug das Kreuz. Offenbar hatte er mich für verrückt gehalten.

Was soll ich Dir nun sagen von den unenblichen Wegen, den wunden, mühen Füßen, die mich kaum noch weiter tragen konnten, als ich Tag um Tag weiter wanderte. Des Nachts

sah ich stets ein Unterkommen in einem Bauernhause, einer Dorfschenke, einer verlassenen Scheune, ja einige Mal in einem schönen Walde. Furcht kannte ich nicht, wer sollte mir denn etwas zu Leide thun? Oft fragte ich noch nach dem Weg nach Rußland und stets begegnete ich dann scheuen, mitleidigen Blicken, man glaubte es mit einer Geisteskranken zu thun zu haben.

Endlich kam ich nach einer großen Stadt und sah hier die ersten Kriegstruppen. Meine müden Füße nöthigten mich, einige Tage auszuruhen, ich fühlte mich unsäglich matt und mein Muth war schon recht schwach geworden. Ich hatte aber noch ziemlich viel Geld und konnte es dadurch möglich machen, eine Herberge aufzusuchen und wieder frische Kräfte zu sammeln. Nach langem Suchen fand ich eine solche, aus der mir helles Lachen und Gläserklingen entgegenlachte. Der Wirth stand in der Hausthür, sah mich aber auf meine Frage nach einem Nachtquartier von Kopf bis zu den Füßen mißtrauisch an und rief dann barsch: „Für herumbettelnde Dirnen gibts bei mir kein Quartier.“

Mir traten die Thränen in die Augen und ich wollte mich schon wenden, da trat ein aufgepuztes Frauenzimmer mit hochroth geschminkten Wangen aus der Hausflur in die Thür und rief: „Ei, Herr Wirth, die Kleine behalten wir hier, sie kann mit in meinem Zimmer schlafen. Seht doch, sie ist ja zum Umfallen müde. Wenn sie sich erholt hat, ist sie vielleicht gut zu gebrauchen. Komm', liebes Kind, wohin willst Du denn mit Deinem Bündelchen?“

„Ich will nach Rußland gehen,“ sagte ich leise und schüchtern.

Da lachte das Frauenzimmer so laut und heftig, daß ich mich fast vor ihr fürchtete, der Wirth lachte auch und sagte: „Na, Minna, das gibt einen schönen Spaß, da kann sich ja die kleine Mamsell auf ein Husarenpferd setzen und mitreiten.“

Wäre ich nicht gar zu müde gewesen, dann hätten mich wohl die frechen Worte wieder aus dem Hause getrieben, so aber ließ ich mich willig von dem Frauenzimmer, die der Wirth „Minna“ nannte, in ein Dachstübchen führen und sank hier fast besinnungslos auf einem Lager nieder. So widerwärtig mir Minna im ersten Augenblick erschienen, so mußte ich doch erkennen, daß sie ein sehr gutmüthiges Geschöpf war. Sie zog mir die Schuhe aus, machte mir das Lager bequem, brachte mir eine Tasse Kaffee und sagte mir dann, ich solle nur ganz ruhig liegen bleiben, bis sie mich wecke, ihre Pflicht rufe sie jetzt.

Ueber die Art dieser Pflicht nachzudenken und sie darnach zu fragen, dazu fühlte ich mich zu erschöpft, es war mir auch ganz gleichgiltig, meine Gedanken verwirrten sich vollständig und ich schloß die Augen. Wie lange der tiefe Schlaf, in den ich gesunken war, angehalten hatte, weiß ich nicht und dem vollständigen Erwachen ging ein Träumen voran, das nur von einem wirren Geräusch, das an meine Ohren drang, geföhrt wurde.

Ich war aber wie betäubt und mein Körper schwer wie Blei, so daß ich nicht im Stande war, mich zu erheben. Endlich kehrte doch die Besinnung zurück und mit ihr auch die körperliche Kraft. Ich lauschte und hörte deutlich unter mir Musik, unterbrochen von Lachen, Gläserklingen, lauten Stimmen und einem Gewirr, als wären viele Menschen beisammen. Ich erhob mich und ging zur Thür, die ich leise öffnete und nun deutlicher das Geräusch vieler Stimmen und auch Waffengeklirr hörte.

Mein Herz schlug laut und doch war die weibliche Neugier stärker, als die Furcht. Ich mußte wissen, wo ich mich befand und wenn Minna nicht bald kam, mußte ich selbst dahinterkommen, wohin mich mein Geschick geföhrt. Der Mond schien hell in das kleine Dachstübchen, das, wie ich ja

schon am Tage gehört hatte, Minna's Wohnung war.

Bunt genug sah es hier aus. Da hing überall an den Wänden allerhand Flitterkram. Röcke und Mieder mit Silber und Gold benäht, Turbans und viele glänzende Sachen, die ich nicht einmal dem Namen nach kannte. In einer Ecke lagen eine Menge künstlicher Blumen, dabei verschiedene Instrumente, kurz, in dem Stübchen war kaum ein Plätzchen, das nicht mit Sachen bedeckt gewesen wäre, die meinen Augen noch nie vorgekommen waren. Die Stimmen und das Geräusch aus den untern Räumen drang immer stärker zu mir, ich öffnete wieder die Thür und befand mich nun auf einem Bodenraume, der vom Mondlicht schwach beleuchtet war. Ich ging vorsichtig weiter und immer lauter drangen die Stimmen und die Musik an mein Ohr. Da kam ich an eine Bretterwand, durch die ein Lichtschimmer drang und nach einigen Schritten entdeckte ich eine kleine Klappthür, groß genug, meinen Kopf durchzustechen. Die Thür war wahrscheinlich angebracht, um in den darunter liegenden Saal frische Luft strömen zu lassen, denn als ich sie zurückklappte, war es mir zuerst nicht möglich, vor Tabakrauch und heißer Luft irgend etwas zu sehen. Doch dann steckte ich den Kopf durch die Oeffnung und hatte nun den Anblick eines Bildes, welches mich in die größte Aufregung versetzte.

Gerade unter mir befand sich ein ziemlich großer Saal, der mit Militär überfüllt war. An allen Tischen, sogar auf denselben, auf Bänken und auf dem Fußboden saßen und lagen Soldaten. Sie tranken, sangen, spielten Karten; und zwischen den rauhen Männerstimmen hörte ich auch weibliches Lachen und Richern. Auch Minna's Stimme vernahm ich.

„Minna soll singen!“ riefen mehrere Stimmen wiederholt und ich sah, wie Minna auf eine Art Bühne trat. Sie war sehr phantastisch gekleidet und

machte auf mich einen so widerwärtigen Eindruck, daß ich kaum hinsehen mochte. Sie nahm nun eine Guitarre zur Hand und sang mit frecher, lauter Stimme ein Lied, das an Gemeinheit Alles überstieg, was ich bisher für möglich gehalten hatte.

Die Soldaten jubelten und klatschten Beifall, sie ließ sich umarmen und küssen, und obgleich sie offenbar schon berauscht war, trank sie unaufhörlich Bier und Brantwein. Mich wiberte dies Treiben auf das Entsetzlichste an und eine unbeschreibliche Angst schnürte mir die Brust zusammen. Ich schlich wieder in mein Kämmerchen zurück, setzte mich auf mein Lager und fing bitterlich an zu weinen.

Ich fühlte mich unbeschreiblich verlassen und unglücklich und wäre sicher davon gelaufen, wenn die körperliche Schwäche nicht so groß gewesen wäre.

Es mochte wohl mitten in der Nacht sein, ich war in einen Halbschlummer gesunken, als Minna eintrat. Ich erhob mich sofort, um ihr Platz auf dem Lager zu machen, doch sie bemerkte mich kaum und war so betrunken, daß sie nicht mehr bei Besinnung zu sein schien.

Sie riß sich einige Kleidungsstücke herunter, die sie auf den Boden schleuderte und dann warf sie sich auf's Bett und sank sofort in tiefen Schlaf.

Ich lauerte in einer Ecke, bis der Tag zu grauen anfing und da ich sah, daß Minna wohl noch lange schlafen würde, wollte ich mich heimlich aus dem Hause schleichen und meine Wanderung fortsetzen.

Doch ein tiefes Mitleiden erfaßte mich, als ich meinen Blick auf das Mädchen warf, das bei aller Verworfenheit doch noch Herz besaß und ohne welches ich vielleicht auf der Landstraße umgekommen wäre. Nein, so konnte ich sie nicht verlassen, ich mußte ihr wenigstens danken. Ach, und vielleicht konnte ich ihr den Liebesdienst in irgend einer Weise vergelten.

Als es hell wurde, sah ich mich in dem Dachstübchen um und fing dann an, unter den wild umherliegenden Sachen etwas Ordnung zu stiften. Dann setzte ich mich an das Bett und betrachtete das Mädchen genauer.

Minna mochte ungefähr 30 Jahre zählen und war sicher in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen, doch jetzt war sie entstellt von Leidenschaft und durch den Ruß und die Schminke sah sie noch widerwärtiger aus.

Noch war Alles still im Hause, ich konnte mich vielleicht unbemerkt hinauschleichen, ich griff schon nach meinem Bündel. Da schlug Minna die Augen auf und sah mich verwundert an.

„Willst Du Dich fortmachen, Kleine?“ sagte sie, „nun ich kann's Dir eigentlich nicht verdenken, aber rathen möcht' ich's Dir doch nicht.“

„Nein, Minna, ich will nicht fort, ohne Dir zu danken. Halte mich aber nicht auf, ich habe noch einen weiten Weg zurückzulegen.“

„Und meinst Du wirklich den Weg nach Rußland zu finden? Wie willst Du, unschuldiges Kind, durch all' das Militär kommen, das von hier an auf allen Wegen zu finden ist? Willst Du es so machen wie ich? Dazu bist Du mir viel zu schade mit Deinem glatten Gesicht und Deiner Jugend.“

Sie sah traurig vor sich nieder und ich ergriff ihre Hand und sagte: „So gib dies Leben auf, Minna, komm' mit mir, laß' uns fliehen, Dein Herz ist gut! Du wirst eine Stelle finden und Dir durch Arbeit bessere Tage schaffen, als jetzt.“

„Arbeiten?“ fiel sie mir in's Wort, „Kind, Du verstehst nicht, was es heißt, von der Lust und Wonne meines jetzigen Lebens gepackt zu sein. Der Teufel hat mich bereits fest in seinen Krallen und das bißchen Dasein, das mir noch vergönnt ist, will ich genießen.“ Ein Lied trällernb, sprang sie vom Lager auf und ich betrachtete sie voll Mitleid und Schauer.

„Nun, was karrst Du mich so an? Sei vergnügt und nun laß Dir sagen, Mädchen, wenn ich auch die verworfenste Creatur auf Gottes Erdboden bin, so will ich Dich doch schützen und wehe dem, der Dich berührt. Deine Jugend und Schönheit dauert mich, deshalb sollst Du bei mir bleiben. — Ja, ja, fürchte Dich nicht,“ fuhr sie fort, als ich scheu zur Thür entwich, „wenn Du nicht bei mir bleibst, bist Du verloren, denn die Soldaten, die Du nach wenigen Schritten triffst, würden Dich nicht weit kommen lassen.“

„Aber ich muß nach Rußland,“ bemerkte ich.

„Darüber sprechen wir später,“ erwiderte Minna, „für jetzt sei zufrieden, wenn ich Dir sage, daß Du unter meinem Schutz einen Theil Deines Weges zurücklegen kannst, wenigstens bis zur Grenze. Wohin Du Dich dann wendest und was Deine Absicht ist, darum kann ich mich nicht kümmern. Komm' jetzt mit.“

„Willig folgte ich ihr in das veräucherte Gastzimmer, wo sie ein Frühstück bestellte. An einem Tisch saß eine Gesellschaft von mehreren Männern, Frauen und Kindern, denen Minna zuknickte und die mich neugierig ansahen.

„Was hast Du denn da für einen Vogel erwischt?“ fragte der eine der Männer und machte Miene, an mich heranzukommen.

„Nichts für Deinen Schnabel,“ erwiderte Minna und setzte sich zu mir.

Ich hörte nun aus den Gesprächen, daß ich in eine herumziehende Truppe von Schauspielern gerathen war. Minna war erste Sängerin und wurde von der ganzen Gesellschaft mit einem Respect behandelt, der mir wunderbar vorkam nach alledem, was ich bis jetzt von ihr gehört und gesehen. Doch bald wurde mir klar, daß sie durch ihr vielseitiges Talent die Gesellschaft zusammenhielt und daß sie wohl Alle verhungert wären, wenn sie

nicht das meiste Geld verdient hätte. Nachdem wir geküßt hatten, stand Minna auf und stellte mich der Gesellschaft vor als eine Verwandte, die sie zufällig hier getroffen. Sie verlangte, daß ich mit Achtung behandelt werde, sonst sollten Alle ihren Bohnen fühlen. Ob ich brauchbar für die Gesellschaft und für die Kunst sei, müsse sie erst mit der Zeit sehen, für jetzt bliebe ich bei ihr und würde sie nach Rußland begleiten.

Was die Gesellschaft dachte und was sie von Minna's Worten glaubte, war mir ganz gleichgiltig, ich achtete auch nicht auf die spöttischen Blicke und Bemerkungen, sondern hatte nur das eine Wort gehört, daß sie nach Rußland wollten und diese Gewißheit gab mir allen Muth und alle Freudigkeit wieder.

Von den nun folgenden Wochen und meinen Erlebnissen könnte ich Dir tagelang erzählen, die Zeit war so ereignisreich und bunt, daß ich damit ein ganzes Buch ausfüllen könnte, doch ich will schnell darüber hinweggehen, da die nächsten Wochen nicht gerade von Bedeutung für mein Schicksal waren.

Wir zogen von Ort zu Ort, trafen überall Militär, so daß es oft schwer hielt, Quartier zu bekommen. Doch immer gelang es Minna, die Gesellschaft unterzubringen und des Abends durch eine Vorstellung noch so viel zu verdienen, daß wir unser Dasein weiter fristen konnten. Meine Baarschaft war fast verbraucht, denn da ich der Gesellschaft durch keinerlei Kunstfertigkeit nützen konnte, zahlte ich für meinen Unterhalt, so lange meine Casse vorhielt.

Hier und da hatte ich Erkundigungen eingezogen nach dem Regimente, bei dem Ewald stand und hatte stets gehört, daß es die Grenze nach Rußland überschritten habe.

Ach, und die Grenze war noch so fern und meine Baarschaft ging zu Ende!

Ich war wieder einmal recht zweifelt, zumal ich mich in meiner Stellung, der Schauspielergesellschaft gegenüber durchaus nicht wohl fühlte. Minna war nach wie vor freundlich gegen mich und schützte mich in jeder Weise; doch in den letzten Tagen hatte ich bemerkt, daß sie mich mitunter von der Seite eigenthümlich und mißtrauisch betrachtete.

Daß der Grund hierzu Eifersucht von ihrer Seite war, ahnte ich nicht, doch sollte es mir nicht lange verborgen bleiben. Das eine Mitglied, „der lange Georg“ genannt, war Minna's erklärter Liebhaber. Trotzdem hatte er nichts dagegen, wenn sie mit andern Männern verkehrte und auf jede nur mögliche Weise Geld zu verdienen suchte, welches größtentheils ihm in die Tasche floß und von ihm verspielt und vertrunken wurde. Der lange Georg war mir eine höchst unangenehme Persönlichkeit und wurde mir noch widerwärtiger, als er anfang, sich mir zu nähern und mich mit seiner Zuneigung zu belästigen. Ich suchte ihm zu entfliehen, wo ich nur konnte, doch immer wieder war er an meiner Seite und kümmerte sich um Minna viel weniger als sonst. Daß diese hierdurch zur Eifersucht gereizt wurde, sollte mir bald klar werden. Wir befanden uns in einer kleinen Stadt an der polnischen Grenze und ich war, während Minna sich zu einer Abendvorstellung schmückte, in der Nebentammer beschäftigt, einige Schäden an meinen Kleidungsstücken auszubessern. Da hörte ich durch die Bretterwand, daß Georg bei ihr eintrat und ohne daß ich beachtete, zu lauschen, mußte ich doch das ganze Gespräch zwischen Weiden mit anhören.

Es war für mich nicht gerade erfreulich, zu vernehmen, wie über meine Person verhandelt wurde und doch war es mir lieb, die Erklärung für die mißtrauischen Blicke, die mich verfolgt hatten, zu finden. Ebenso war ich froh, zu hören, daß die Liebe, die mir Georg

gezeigt und vor der ich mich fürchtete, nur vom Eigennuz hergeleitet wurde. Er wußte Minna's Eifersucht zu beschwichtigen und verlangte nur, daß ich nun endlich mit meinen „Künften“ hervorkomme und auch zeige, daß ich der Gesellschaft, zu der ich doch jetzt gehöre, auch etwas nützen könne.

Denselben Abend noch hatte ich mit Minna eine Unterredung und da meine Cassé zu Ende ging und ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte, warf ich mich der Verzweiflung, aber auch dem Leichtsinne in die Arme. „Wozu immer den Kopf hängen und verzagen!“ so hatte Minna gesagt und ihr Wort fiel in meinem jungen unerfahrenen Herzen auf guten Boden. Ich gerieth in einen wahren Taumel, als ich einmal anfang von dem leichtsinnigen Leben zu kosten und mit Schauern denke ich daran, wie manches junge Wesen schon zu Grunde gegangen ist, dadurch, daß ihm Niemand die Hand reichte und es emporzog aus dem Schlamm, in dem es immer mehr und mehr versinken mußte. So versank ich von Tag zu Tag mehr, ohne es zu merken, denn dazu blieb mir ja nicht Zeit. Ich wurde bald der Stern der Gesellschaft, lernte tanzen, singen und wußte mich so schön zu schmücken, daß ich, sobald ich die Bühne betrat, einen Beifallsturm hervorrief und Jeder in Entzücken ausbrach über meine Erscheinung.

Ueber mein Leben nachzudenken, dazu blieb mir gar keine Zeit, denn wenn ich spät Abends das Lager aufsuchte, war ich todtmüde, so daß ich sofort in festen Schlaf versiel. Und der Tag ging hin in Arbeit und Jubel. Minna schüttelte manchmal den Kopf, wenn sie mich betrachtete und meinte eines Tages: „Kind, Du übertreibst, es wird Dir so gehen, wie mir, auf solche Weise kannst Du Dein Leben nur wenige Jahre genießen.“

Ich sah Minna an und bemerkte zum ersten Mal, wie ihre Gestalt zusammengesunken war und wie elend

ihre Gesicht, trotz der Schminke, aus-  
sah. Auf meine besorgte Frage, erwi-  
derte sie lachend: „Es geht, so lange  
es geht! Wenn das Leben zu Ende  
ist, nun, was habe ich da verloren!  
Kind, sieh dich nicht so betrübt an,  
das kann ich nicht extragen.“

Sie ging fort und lebte weiter  
und ich — lebte auch weiter in Lust  
und Freude.

Ob ich damals wohl glaubte, daß  
es immer so weiter gehen könne? Ach,  
daran dachte ich gar nicht und selbst  
der Gedanke an Ewalb trat allmählig  
in den Hintergrund und trieb mir  
kaum noch das Roth der Scham in's  
Gesicht.

\* \* \*

Inzwischen verzeichnete die Zeit  
die großartigsten Begebenheiten in dem  
Buche der Weltgeschichte. Die Kriegs-  
ereignisse rollten über die Erde und  
erschütterten alle Verhältnisse. Des  
Königs Ruf an sein Volk erklang durch  
ganz Deutschland und begeisterte Jeden,  
dazu beizutragen, seine Nation von der  
Fremdherrschaft zu befreien.

Wir waren ganz nahe der russischen  
Grenze, als die Schaaren der aufge-  
riebenen Truppen sich zurückschleppten  
von dem entsetzlichsten aller Feldzüge.

Jetzt tauchte bei mir wieder die  
Sehnsucht nach Ewalb auf und ich  
forschte, etwas über den Verbleib seines  
Regiments zu erfahren. Ich hatte das  
Vermächtniß seiner Mutter, das kleine  
Büchlein treu verwahrt, doch mit tiefer  
Bekümmerniß mußte ich mir gestehen,  
daß ich die Treue gegen Ewalb nicht  
so fest gehalten, und daß ich ihm nicht  
ohne zu erröthen vor die Augen treten  
konnte.

Ich war durch die Noth ein leicht-  
sinniges Geschöpf geworden und nicht  
werth, Ewalb wiederzusehen.

Aber erfahren wollte ich, wo er  
geblieben und, wenn er noch lebte,  
ihm das Büchlein zustellen.

Eines Tages stand ich am Fenster  
des Wirthshauses einer kleinen pol-

nischen Stadt, als ich viele Menschen  
laufen sah und als ich vor die Thür  
trat, einen großen Zug Soldaten be-  
merkte. Sie kamen aber nicht mit  
klingendem Spiel und in Marsch-  
ordnung, sondern sie schlichen matt und  
zerlumpt einher. Nur Feszen waren  
von den Uniformen übrig und die  
Gestalten sahen elend und herabge-  
kommen aus.

Das waren die Reste der stolzen  
Armee, es war ein jammervoller Anblick  
und zu allem Unglück war der Ort  
schon so ausgehungert, daß es den  
Bewohnern nicht möglich war, die  
armen Soldaten aufzunehmen.

Der Anblick war mir entsetzlich,  
und ich ging zum Wirth, bot ihm  
meine ganze Baarschaft und bat ihn,  
doch nur einigen der zum Tode er-  
matteten Soldaten Quartier zu geben.

Er wollte erst nichts davon hören,  
war aber ein gutmüthiger Mensch und  
folgte mir vor die Thür.

Da saßen auf der Schwelle und  
auf der Erde mehrere Soldaten und  
ich schrie laut auf vor Schreck und  
Freude, als ich trotz Staub und  
Feszen die Uniform von Ewalbs Regiment  
erkannte.

„Diese hier,“ sagte ich zum Wirth,  
„nehmt diese auf,“ und darauf richteten  
die armen, matten Leute ihre Bitten  
an den Polen, der aber erklärte, nur  
für einige Platz zu haben. Sechs  
Soldaten nahmen wir mit ins Haus,  
was aus den anderen geworden ist,  
und wie lange sie sich noch weiter  
geschleppt haben, weiß ich nicht. Mir  
lag nur daran, dafür zu sorgen, daß  
meine Landsleute gestärkt wurden und  
daß ich dann etwas über den Verbleib  
des Regiments erfuhr.

Ich ging selbst nach der Küche,  
und durch meine Bitten und Hilfe  
hatte ich bald eine kräftige Mahlzeit  
für die armen ausgehungerten Menschen  
hergestellt, über die sie gierig herfielen,  
um nach erfolgter Sättigung eines  
stärkenden Schlummers zu genießen.

Mit unbeschreiblicher Aufregung wartete ich auf ihr Erwachen, doch sie lagen wie todt bis zum anderen Morgen.

Ich hatte von Minna und meinen Collegen viel auszufragen, daß ich mich der Soldaten so angenommen, ich mußte daher suchen, mich ihnen im Verborgenen zu nähern, denn hätten die Schauspieler von meinem Verhältniß zu Graf Ewald erfahren, dann hätte ich mich endlosen Redereien und Bemerkungen ausgesetzt. Anfänglich hatte ich zwar öfter erwähnt, daß ich meinen Bruder in Rußland aufsuchen wolle, doch seit ich mich in das leichtsinnige Leben gestürzt, hatte ich nichts wieder von dem Bruder erwähnt und so war es in Vergessenheit gekommen. Als endlich die Soldaten erwachten, kamen sie in das große Wirthszimmer, wo wir uns auch befanden.

Bald ging es ans Erzählen und auf ganz unbefangene Weise warf ich ab und zu eine Frage ein, durch die ich meinen Zweck zu erreichen hoffte. So erfuhr ich, daß das Regiment, von dem ich hier einige Trümmer sah, nach Rußland marschirt und daß es, nachdem es tapfer gekämpft hatte, durch die gräßlichen Strapazen aufgerieben war.

„Weshalb fragst Du denn so viel nach diesem Regiment?“ warf Minna ein und ich antwortete anscheinend ruhig, obgleich mir das Herz klopfte: „Du weißt doch, Minna, daß ich bei der Gräfin F. Kammerjungfrau war, ihr Sohn hat den Felzbzug mitgemacht . . .“

„Ach, Graf Ewald,“ rief einer der Soldaten.

„Ja, so hieß er,“ erwiderte ich schnell, „was ist aus ihm geworden?“

„Er ist schwer verwundet ins Bazareth nach Königsberg geschafft, wo er entweder noch liegt, oder inzwischen gestorben ist.“

„Was ist Dir, Hedwig?“ rief Minna und griff nach meiner Hand, „Du bist eiskalt und siehst Leichenblau

aus. Was geht Dich der Graf an, wenn er sterben muß, kannst Du ihm doch nicht helfen.“

„Laß mich, mir ist nicht wohl,“ sagte ich und lief hinaus, um in der frischen Luft mich zu sammeln.

Dann ging ich auf meine Kammer und packte soviel von meinen Sachen in ein Bündel, als ich tragen konnte. Darauf ging ich zur Hinterthür durch den Garten und stand auf der Landstraße.

Dort unten an der Walbede hatte ich einen Wegweiser gesehen, als wir nach dem Ort zogen, darauf stand: „Nach Königsberg 5 Meilen.“

Wieviel war ich schon in der Welt umhergeirrt, da konnte ich doch wohl die kurze Strecke Wegs zurücklegen, um endlich zum Ziel zu kommen.

Als ich am Wegweiser stand und nun weiter wandern wollte, kam eine unendliche Bangigkeit über mich und mit verzagtem und reumüthigem Herzen sank ich auf die Kniee und bat Gott inständig, mir meinen Leichtsinn zu vergeben. Ich faßte den festen Entschluß, ein anderes Leben zu beginnen, wenn ich nur Ewald wieder sehen konnte.

Aber wie? konnte ich ihm denn überhaupt vor die Augen treten? O, hätte ich doch die Erinnerungen daran und mit ihnen die Tage aus meinem Leben vernichten können!

Ich war ein verworfenes Geschöpf geworden und verachtete mich selbst zu sehr, als daß ich dem, der mich wegen meiner Unschuld und Keinheit geliebt hatte, in die Augen blicken konnte.

Aber war ich nicht entflohen? Konnte ich nicht ein neues Leben beginnen? Also vorwärts denn Hedwig, sieh, ob du ihn, der dich treu geliebt, noch unter den Lebenden findest.

Es war ein recht kalter rauher Wintertag und meine Kleidung schützte mich wenig gegen den scharfen Wind und gegen die Schneeflocken, die er mir wie Nadeln ins Gesicht wehte.

Ich fühlte meine Glieder erstarren, trotzdem aber brannte meine Stirn und mitunter zuckte mir ein stechender Schmerz durch den Kopf.

Es fing schon an zu dunkeln und noch war ich nicht weit gewandert, denn eine Müdigkeit befiel mich, die mich kaum die Füße fortschleppen ließ.

In der Ferne sah ich Lichter auf-tauchen, war das Königsberg? Ich wußte es nicht und habe es auch nie erfahren. Einen Wagen hörte ich hinter mir und blieb stehen, um vielleicht einen Platz zu erobern. Es mußte wohl ein Handelsmann sein, der mit seinen Wägelchen durchs Land fuhr und der Erbarmen hatte, als er mich dem Umsinken nahe sah. Das Rütteln und Stoßen des Wagens erhielt mich bei Besinnung und verschonte den Schlaf, außerdem ging mir ein Schauer und Prickeln durch die Glieder, abwechselnd wurde mir heiß und kalt, so daß ich mich der Ueberzeugung von einer ernstern Krankheit heimgesucht worden zu sein, nicht länger verschließen konnte. Als wir an einem großen Hause hielten, rief mich der Fuhrmann an, vom Wagen zu steigen, doch ich konnte kein Glied rühren und war vollständig kraftlos. Ich sagte ihm, ich fühle mich sehr krank, doch er meinte, das komme mir so vor bei der Kälte, ich solle nur in die Stube kommen und mich erwärmen.

Eine mürrische Frau öffnete und sah mich mißtrauisch an, als ich mühsam und halb von meinem Begleiter getragen zur Thüre hereinwankte.

„Das fehlte noch, daß Du mir eine kranke Person ins Haus bringst, marsch fort damit, solch Gefindel kann man jetzt jede Stunde auflesen, wenn man Lust dazu hat.“

Der Mann schien an die Reden seiner Frau gewöhnt, denn er lehrte sich nicht daran, sondern setzte mich in die warme Ecke am Ofen. Er sagte, ich solle nur ruhig bleiben, bis er ausgespannt habe. Als er hinausgegangen war, zeigte sich die Frau

gar nicht so böse, als ihre Reden sie erscheinen ließen. Sie brachte mir eine Tasse Kaffee und legte eine warme Decke über mich und fragte dann, ob ich mich schon etwas erwärmt habe.

Ja, warm war mir, aber nur im Kopf, der mir glühte, als ob er zerspringen sollte, meine Gedanken verwirrten sich und nur mit Mühe konnte ich die Fragen der Frau beantworten. Als ihr Mann kam, meinte sie, es wäre doch besser, einmal den Nachbar Barbier zu rufen, der so viele Mittel wüßte, wenn eine Krankheit im Anzuge.

Der Mann ging sogleich und es dauerte nicht lange, da kam er mit einem kleinen alten Männchen zurück, der eine Art Wunderdoctor zu sein schien.

Als er mich starr ansah und mir den Puls fühlte, dann über die Stirn strich und die Hand auf meinen Kopf legte, kam er mir so possirlich vor, daß ich fast laut gelacht hätte, aber der Schreck sollte mir das Lachen vertreiben als der Barbier sagte: „Bringt sie halb aus dem Hause, wenn Ihr Euch nicht anstecken wollt, sie hat die Blattern.“

Die Frau schrie laut auf und ich dachte schon, sie würde mich gleich auf die Straße werfen, da sagte sie aber: „Lieber Nachbar, es wäre zu große Sünde, das arme Ding bei der Kälte fortzutreiben, dafür würde uns der Herrgott strafen, geht doch und seht, daß Ihr einen Platz für sie im Lazareth findet.“

Der Barbier lief fort und ich blieb in einem unbeschreiblichen Zustand zurück. Das Fieber schüttelte mich und nur mit Mühe erhielt ich mich aufrecht, ich fühlte, wenn ich mich niederlegte und die Augen schloß, war es mit der Besinnung vorbei.

Daß ich auf ein Tragbett gelegt und fortgebracht wurde, wußte ich noch, ebenso hörte ich, wo ich übergetragen wurde oft die Worte: „Da tragen sie einen Blatterkranken



ins Lazareth," dann war es aber vorbei und mein Bewußtsein schwand.

\* \* \*

Wie lange ich krank gelegen, weiß ich nicht, doch sind es wohl viele Wochen gewesen und als ich endlich so weit hergestellt war, daß ich meine Umgebung erkannte, da war das Erwachen zum Bewußtsein auch nicht geeignet, mich freudig zu stimmen. Ich lag in einem großen Saal mit vielen Kranken beisammen, deren Stöhnen und Aechzen mir grauig in die Ohren klang. Da ich großen Durst empfand, richtete ich mich auf, um mich nach Wasser umzusehen, und da ich Niemand in der Nähe bemerkte, versuchte ich, aus dem Bett aufzustehen, um mir einen in der Nähe stehenden Krug zu holen. Ich fühlte mich fast gar nicht schwach und ging einigemal zwischen den Krankenbetten auf und ab. Da blieb ich plötzlich stehen und mußte mich vor Schreck an den nächsten Tisch halten, denn fast wäre ich umgefallen, als ich meinen Blick in einen Spiegel warf.

War ich denn das wirklich? War das die Hedwig mit dem glatten rothigen Gesicht und den schönen blonden Flechten?

Ich hatte ein grauenvolles Spiegelbild gesehen, ein dickgebunzenes, blau-rothes Gesicht mit unförmiger Nase, tiefenden Augen und fast kahlem Kopf. Als ich meine Hände betrachtete, sah ich, daß sie auch mißgestaltet, dick und roth waren. Also ich hatte wirklich die Blattern gehabt und war für das ganze Leben gekennzeichnet durch die schrecklichen Spuren! Ich warf mich auf mein Bett und weinte bitterlich.

Es dauerte lange, ehe meine Kräfte wiederkehrten, die böse Krankheit hatte mich zu sehr mitgenommen und dazu fühlte ich mich auch geistig so zerrüttet und niedergedrückt, daß ich von Tag zu Tag tiefsinniger wurde.

Endlich erklärte mich der Arzt für hergestellt, ich sollte das Krankenhaus verlassen, doch wohin sollte ich mich wenden, was sollte aus mir werden? In einen Dienst zu gehen, fühlte ich mich noch zu schwach und außerdem war es auch fraglich, ob eine Herrschaft sich finden würde, für eine durch die Blattern so entstellte Person.

Es war die letzte Nacht, denn in der Morgenfrühe mußte ich das Haus verlassen, da bereits andere Kranke angemeldet waren. Die Sorge ließ mich nicht schlafen, ich stand auf und blickte vom Fenster zu dem Mond und den Sternen empor. Die Hände gefaltet sandte ich Gebete zu dem Höchsten und flehte um seinen Schutz in meiner tiefen Noth.

Da hörte ich leise die Bitte: „Wasser, Wasser, ich verschnachte,“ die Stimme kam von dem einen Bett. Ich trat schnell heran und gab einem Kranken den Labetrunk. Dann ging ich zwischen den Betten auf und ab und beschäftigte mich, meinen bisherigen Gefährten noch einige Liebedienste zu beweisen. Hier legte ich die Kissen zurecht, da labte ich die lechzenden trocknen Rippen und gewiß war es auch nöthig, Diesem und Jenem von der neben dem Bett stehenden Arznei zu geben, doch keine Wärterin war in der Nähe, die ich hätte befragen können.

Endlich ging der Wächter, der zu controliren hatte, durch den Saal, er kannte mich und glaubte, ich hätte eine der Wärterinnen abgelöst.

Als ich ihm sagte, daß ich die Frauen noch gar nicht gesehen habe, und daß sie wahrscheinlich eingeschlafen seien, meinte er: „Ja, ja, es ist schlimm, die Frauen sind übermüdet, es ist zu viel Arbeit für so wenige Wärterinnen. Sie können die Kranken nicht Alle im Auge haben und wer nicht eine gute Natur hat, muß ins Gras beißen.“

„Aber mein Gott,“ sagte ich, „weßhalb werden nicht mehr Frauen

angestellt, es würden doch gewiß passende zu finden sein."

"Das wohl," erwiderte er, "aber die Meisten fürchten sich vor den ansteckenden Krankheiten."

"Ich fürchte mich nicht," rief ich, "und ich werde mich melden zum Dienst als Krankenwärterin."

"So, das ist brav, Mädchen, Gott sei mit Dir und schenke Dir Segen zu Deinem Entschluß."

Der Alte reichte mir die Hand und von da an hatte ich an ihm einen treuen Freund und Beschützer, mit dem ich manche Stunde der langen Nächte an den Krankenbetten verbrachte.

Der Director des Lazareths hatte Nichts dagegen, daß ich als Wärterin eintrat, ich fand mich auch bald in meinem neuen Amte zurecht und fand viel Arbeit, denn durch den Krieg waren schreckliche Krankheiten eingeschleppt.

\* \* \*

Viele, viele Wochen waren vergangen, seit ich mich in dem Lazareth in Königsberg befand, daß ich endlich an dem Ziel meiner Wünsche, an dem Ort, wo sich Ewald befinden sollte, war, wußte ich schon seit meiner Krankheit. Aber der leidenschaftliche Wunsch, den Geliebten wiederzusehen, war der Demuth gewichen, in die mich die Krankheit versetzt hatte. Ich fühlte mich unwürdig, ihm vor die Augen zu treten, er sollte mein Bild in der Erinnerung behalten, wie er mich zuletzt gesehen, in jugendlicher Schönheit und Unschuld.

In Pflichttreue verwaltete ich mein Amt und fand den besten Lohn in der Zufriedenheit meiner Vorgesetzten und den dankbaren Blicken der mir anvertrauten Kranken. Unermüdblich ging ich von Bett zu Bett und hatte eine Kraft und Ausdauer, über die ich selbst oft staunen mußte. Währenddem hatten sich die Ereignisse in der Welt vollständig verändert. Deutschland war frei, und der Tyrann von der Höhe

gestürzt, auf die er sich in maßlosem Frevel geschwungen. Nur ab und zu waren die Nachrichten vom Kriegsschauplatz in mein Asyl gedrungen, und so sehr ich mich früher dafür interessirte, so gleichgiltig ließ es mich jetzt, ob Krieg oder Frieden sei. Mein Herz war abgestorben und mir war oft, als sei ich in eine andere Welt versetzt und als wären meine Jugendjahre von einer ganz anderen Person erlebt.

Eines Abends mußte noch schnell ein Krankenzimmer eingerichtet werden, da mit einem Transport kranker Soldaten auch ein höherer Officier erwartet wurde, der in Folge einer Amputation ganz besonderer Pflege bedurfte.

Der Oberarzt fragte nach einer sehr zuverlässigen Wärterin, und da ich ihm als solche empfohlen wurde, übergab man mir den Kranken in Pflege.

Als ich in das Zimmer kam, wohin er transportirt war, kamen mir gerade die Männer entgegen, die ihn auf einer Tragbahre dahin geschafft hatten und der eine drehte sich zu mir um und sagte: "Da werdet Ihr nicht mehr viel zu pflegen haben, mit dem ist es bald zu Ende."

Ich hatte so viel Leiden gesehen, war so oft an einem Sterbebett gewesen, daß ich fast gleichgiltig die Worte anhörte und mich an das Bett des Kranken setzte, um nach Vorschrift des Arztes Compressen auf die Stirn zu legen.

Eine wachsbleihe Hand lag auf dem Deckbett, doch nur eine, der andere Arm fehlte. "Der arme Mensch!" dachte ich und legte meine warme Hand auf die feine, um zu fühlen, ob wirklich noch Leben sei in dem so regungslos dahingestreckten Körper.

Da fühlte ich, daß er zusammenzuckte und ganz leise sagte: "Wasser!" Ich nahm die Compressen von der Stirn und versuchte den Kopf ihm etwas aufzurichten, um ihm Wasser einzufließen, aber fast schrie ich laut auf,

als ich in das bleiche Gesicht blickte und Ewald erkannte!

Ich stöhnte und hielt noch immer das Glas in der Hand, ohne daran zu denken, ihn zu erquicken. Er schlug die Augen groß auf, griff nach meiner Hand und bat noch einmal um Wasser. Da konnte ich die Thränen nicht zurückhalten und große Tropfen fielen herab aus meinen Augen als ich ihm die trocknen Lippen nekte.

„Sie weinen?“ sagte er, „ich glaube, die Thränen wären verfliegt, nach dem vielen Leid, das Deutschlands Frauen mit angesehen.“

„Sie brechen hervor, wenn man den Einzelnen auf dem Schmerzenslager sieht,“ erwiderte ich.

„Er sah zu mir auf und sagte dann leise: „Diese Stimme — — fast könnte ich mich der Täuschung hingeben, doch nein, nein — — es ist ja nicht möglich — — bitte, sprechen Sie noch mehr, Ihre Stimme ruft mir liebe Erinnerungen wach.“

Ich hätte aufjubeln und mich über ihn stürzen mögen, um mich zu erkennen zu geben, doch jede Aufregung konnte ja für ihn den Tod zur Folge haben. Mein Gesicht erkannte er auch unmöglich, es war ja entsehrlich verändert durch die Blattern. Er sollte es auch nicht erkennen, nein; er sollte durch meine Stimme nur an die Jugenbeliebte erinnert werden, ich wollte ihm dadurch wieder die Tage vorzaubern, die wir in der Seligkeit der jungen Liebe miteinander verlebte, weiter wollte ich nichts und weiter verdiente ich nichts. Ich bekämpfte also meine fürchtbare Aufregung, und obgleich meine Stimme wohl etwas bebte, sprach ich doch ganz ruhig zu ihm und er schloß dann die Augen, lächelte so glücklich und ergriff meine Hand.

„Wie heißen Sie?“

„Schwester Marie werde ich hier genannt.“

„Ich möchte Sie Hedwig nennen, es ist der lieben Erinnerungen wegen,“ setzte er hinzu und sah mich bittend an.

„Ja, ja,“ rief ich freudig, „nennen Sie mich Hedwig, auch mir ist das sehr lieb, da meine beste Freundin diesen Namen führte.“

„Erzählen Sie mir von dieser Freundin, doch nicht heute, ich fühle mich sehr schwach. Vielleicht habe ich morgen mehr Kraft.“

Das „Morgen“ kam noch nicht so bald, denn durch den Transport und die erst vor Kurzem erfolgte Amputation trat ein erneutes Wundfieber ein und eine so große Schwäche, daß der Kranke fast immer mit geschlossenen Augen dalag. Alles was er in seinen Fieberphantasien sprach, bezog sich auf die Vergangenheit und die Zeit unferes Liebeslebens, und was ich dabei empfand, vermag ich nicht zu schildern.

So vergingen Tage und Wochen und Ewalds Zustand veränderte sich wenig. Der Arzt gab wenig Hoffnung und auch ich sah, wie das Leben immer schwächer wurde und wie ich mit der treuesten, aufopferndsten Pflege doch das Schicksal des theuren Kranken nicht zu ändern vermochte.

Noch einmal flackerte das Lebenslicht auf und täuschte mich mit einem Hoffnungsstimmer. Es war ein wunderschöner sonnenheller Maitag, so warm und mild wie heute. Durch die geöffneten Fenster blickte der blaue Himmel und die Sonnenstrahlen huschten durch das Zimmer, als wollten sie dem Kranken noch einmal ihre goldene Pracht zeigen.

„Hedwig, ich möchte noch einmal die grünen Bäume sehen, frage doch den Arzt, ob ich ins Freie gebracht werden darf?“

Er nannte mich stets „Hedwig“ und „Du“ und schien fast daran zu glauben, daß ich seine Hedwig sei. Dann sah er mich jedoch oft so entseht an und schüttelte den Kopf und ich wagte nicht, ihm die Wahrheit zu gestehen.

Der Arzt hatte nichts dagegen, dem Kranken noch eine letzte Freude

zu bereiten, er wurde auf ein Ruhebett gelegt und ins Freie unter die grünen Bäume getragen.

Mit tiefen Zügen athmete er die erquickende Luft ein. Dann erzählte er mir von dem Park in seiner Heimat, wo ich ja jedes Plätzchen kannte, er sprach von seiner Mutter, deren Tod er erst kurz vor seiner Verwundung erfahren. Und als er sich in Erinnerungen vertiefte, fragte er plötzlich: „Ja, was ist aus Hedwig geworden, Du wolltest mir von ihr erzählen, lebt sie noch?“

Ich wollte ihm sagen, daß Hedwig todt sei, doch die Lüge konnte nicht über meine Lippen. Er sah mich fragend an, dann nahm ich das Kreuz vom Halse, legte es in seine Hand und erzählte ihm meine Erlebnisse.

Ganz still hatte mich Ewalb angehört, nur mitunter fühlte ich seinen Händedruck. Als ich geendet, ließen ihm die heißen Thränen über die abgezehrten Wangen. „Hedwig, Hedwig, ja Du bist es, ich wußte es ja gleich, jetzt erkenne ich auch Deine lieben Augen. Wieviel hast Du für mich gelitten und wie trostlos ist der Gedanke, daß ich Dir Deine Liebe nie vergelten kann!“

Ich sagte ihm, wie sehr ich Gott danke, daß ich ihn gefunden und daß ich ihn nun noch pflegen könne.

„Nicht mehr lange,“ sagte er mit einem Blick zum Himmel.

Der Arzt trat zu uns und blickte verwundert auf unsere verschlungenen Hände.

„Schwester Marie ist eine Jugendbekannte von mir,“ sagte Ewalb, die langen Jahre der Trennung machten ein Erkennen unmöglich.“

„Wie lange habe ich noch zu leben?“ fragte er den Arzt, und als dieser zögerte, eine Antwort zu geben, fügte er ruhig hinzu: „Ich bitte Sie darum, mir die Wahrheit zu sagen. Daß ich nicht mehr lange lebe, weiß ich, vorbereitet bin ich, nur möchte ich wissen, wie lange dieser schwache

Leib noch allen Kämpfen Trotz bieten wird.“

Der Arzt ergriff Ewalbs Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Die Frühjahrsluft, die Sie jetzt anscheinend erquickt und die für jeden Genesenden zur Erholung dient, wird Sie ermatten und auf den Bäumen, die jetzt in der Blüthe prangen, werden Sie nicht mehr die Früchte reifen sehen.“

„Ich wußte es,“ sprach Ewalb leise.

Ich war neben ihm niedergekniet, seine Hand lag auf meinem Kopf und die Verzweiflung zog wieder einmal durch mein Herz und wollte es zerreißen.

„Warum, warum?“ fragte ich immer wieder, „warum schickte Gott so grenzenloses Leid über uns? War es ein Verbrechen, daß wir uns geliebt hatten?“

Ewalb sah meine Kämpfe, er sah meine Thränen, doch er war stärker als ich, obgleich sein Körper so schwach und elend war.

„Hedwig,“ sagte er, „wollen wir Gott nicht dankbar sein, daß er unsere Wege noch einmal so wunderbar zusammengeführt hat? Laß uns die kurze Zeit noch miteinander genießen und mit Ruhe dem Augenblick der Trennung entgegengehen.“

„Was soll ich Dir nun noch erzählen?“

In Ewalbs Herz war eine Ruhe und Ergebung gezogen, die auch auf mich nicht ohne Einfluß blieb und die mich endlich dahin führte, alle Trübsal und allen Kummer Dem anheim zu stellen, der ja unser Geschick stets in seiner Hand hat und es auch tragen hilft, wenn wir ihm nur recht vertrauen. Das Päckchen, welches mir Ewalbs Mutter übergeben, enthielt eine Selbssumme, von der Ewalb mir einen Theil übergab, der mir die Reise in die Heimat ermöglichen sollte. Das übrige Geld hinterließ er dem Krankenhause. Außerdem fanden sich in dem Päckchen Briefe seiner Eltern und deren Trauringe, sowie

ein Miniaturbild von Ewald, das ihn als frischen Jüngling darstellt und das ich noch besitze.

In Ruhe und Frieden floßen uns die Tage hin und ruhig und frieblich schlummerte Ewald hinüber um auszuruhen von allen Leiden des Erdenlebens.

\* \* \*

Als ich den Geliebten zur letzten Ruhe unter Blumen gebettet hatte, nahm ich Abschied von der Stätte, auf der ich so viel verloren, aber auch viel gefunden hatte. An inneren Frieden und Gottvertrauen reich, wanderte ich fort, der Heimat zu. Meine Jugend lag hinter mir, dazu hatte mich die Krankheit entstellt, und als ich hier ins Dorf trat, erkannte Niemand in mir die schöne, blühende Hedwig, als die ich fortgezogen. Vor dem Lehmhäuschen, das Du noch gekannt, saß meine Mutter. Sie war erblindet und von hohem Alter zusammengeschrumpft.

„Mutter!“ rief ich und sank vor ihr nieder. „Gott sei Dank, daß ich Dich noch am Leben finde.“

„Wer bist Du?“ sagte sie mit zitternder Stimme, „ich glaubte, meine Tochter zu hören.“

„Ja, ja Mutter, ich bin es, Deine Hedwig ist da und bittet Dich auf ihren Knien um Verzeihung für allen Kummer, den sie Dir gemacht.“

Da legte die Alte ihre Arme um meinen Nacken und jubelte laut, daß sie ihr so lange entbehrtens Kind wieder hatte.

„Hedwig, meine Tochter! bist Du endlich da? Ach, ich kann Dich nicht sehen, aber Deine Stimme ist es, laß mich Deine Flechten fühlen — ach, sie sind dünn geworden, ja Deine Jugend ist dahin, wirst Du mich auch nun nicht wieder verlassen?“

So plauderte das alte Mütterchen immer zu und dann gingen wir ins kleine Stübchen, wo ich sofort anfang die Herrschaft zu übernehmen, um meiner alten Mutter Alles bequem zu

machen. Bald hieß es im Dorfe: „Die Hedwig ist wieder da, die Gräfin,“ wie sie mich höhntsch nannten.

Einer kam nach dem Andern, um mich anzustarren; der Schulze war einer der Ersten, doch sprach er nur wenig, es schien fast, als ob etwas wie Mitleid durch seine Seele zog, als er mich so verändert wieder sah.

Meine Mutter hatte das Häuschen von der Gemeinde zugewiesen bekommen und hatte dafür die Gänse gehütet und mancherlei Dienste verrichtet. Doch seit ihrer Blindheit war sie ganz auf die Milthätigkeit der Dorfbewohner angewiesen. Jetzt benutzte ich meine ganze Baarschaft, um uns das Stübchen etwas behaglicher einzurichten und für ein Bett und einen warmen Anzug für meine Mutter zu sorgen. Ihre Hirtendienste übernahm ich und bekam dafür die Zusage, Zeitlebens in dem Häuschen bleiben zu können. Du weißt, wie mir das Versprechen gehalten wurde.

Noch manches Jahr konnte ich meine alte Mutter pflegen, und war glücklich, wenn ich sie im Sonnenschein vor der Thür oder im Zimmer am warmen Ofen sitzen sah.

Endlich schlug auch ihre Stunde und dann blieb ich allein in dem Lehmhäuschen, in dem auch ich meine Tage friedlich zu beschließen hoffte. Du, liebes Kind, warst stets meine Freude, deshalb habe ich Dir jetzt am Ende meiner Tage meine Geschichte erzählt, die viel Trauriges enthält, Dir aber durch den Schluß bewiesen hat, daß man durch viel Trübsal eingeht zu hoher Freude und zum Frieden und Gottvertrauen.“

\* \* \*

Der Hollunderbaum stand in voller Blüthe, als Hedwig fühlte, daß ihr Ende herannah. Sie hatte bereits von uns Allen Abschied genommen, als sie sich umsah und dann den Wunsch aussprach, den Schulzen noch einmal

zu sehen. Mein Vater ging selbst, um ihn zu holen und bald trat der Mann ein, der Hedwig so sehr geliebt und sie dann die ganze Lebenszeit hindurch mit seinem Haß verfolgt hatte.

Still und ernst trat er an das Sterbebett. „Es konnte anders sein Hedwig,“ sagte er mit bewegter Stimme. Sie reichte ihm die Hand und sprach: „Verzeiht mir, ich habe den Leichtsinm meiner Jugend abgebüßt und ich hoffe, daß ich bei Gott längst Verzeihung gefunden und ruhig vor sein Angesicht treten kann.“

Große Thränen rannen über des Schulzen Gesicht, als er sich von Hedwig wandte.

Auch wir umstanden bewegt und still das Sterbebett. Ich lief hinaus und holte einen großen Strauß Hollunderblüthen, womit ich Hedwigs Bett schmückte. Sie sprach nicht mehr, dankte mir aber mit einem herzlichen Blick. Noch einmal hob sie die Hände wie zum Segen und schloß dann die Augen für immer.

Auf ihr Grab pflanzte ich einen Hollunderzweig, der jetzt als Baum den Hügel beschattet. Nur Wenige werden sich der Gräfin Hedwig erinnern, doch ich gedenke oft ihrer Erzählung und habe manche stille feierliche Stunde auf dem Hügel unter dem Hollunderbaum verlebt.

## Gedenktafeln.

Von Emanuel Seibel.

Das magst Du selbst am Kleinsten spüren:  
Wo die Schuld gegangen hinaus,  
Immer durch dieselbigen Thüren  
Tritt die Duse zu Dir in das Haus.

Schreibe mit unbedachtem Stift  
Kein leichtes Wort an die leere Wand!  
Daß keinen Reim Dir eine Geisterhand  
Darunterschreibe, der in's Herz Dich trifft.

Wenn, was Gott Dir zur Freude bescheert,  
Deine Thorheit in Leid verkehrt,  
Wird er Dich künftig der Müß' überheben,  
Und das Leid Dir schon fertig geben.

Wie sollen die Freuden Dir wiederkommen,  
Wenn Du sie rucklos aufgenommen!  
So manche trat zu Dir in's Haus,  
Und ging als Sünde wieder heraus.

Büße, wie sie schlau sich hütete,  
Bricht am Ende stets das Wein;  
Kannst Du wahr nicht sein aus Güte,  
Lern' aus Klugheit wahr zu sein.

Bist Du betrübt, beseligt, Herz,  
So meide der Gesellschaft Fragen;  
Dein höchstes Glück, Dein tiefster Schmerz  
Sind ihnen nichts, als Stoff zum Schwätzen.

Was Du gründlich verstehst, das mache,  
Was Du gründlich erfuhrst, das sprich!  
Bist Du Meister im eigenen Fache,  
Schmäht kein Schweigen im fremden Dsch.  
Das Reden von Allem magst Du gönnen  
Denen, die selbst nichts machen können.

## Der falsche Profet.

Eine Betrachtung von **Jans Malfes**.

Vor einiger Zeit las ich ein Buch über die jetzige Menschheit. Es war eigentlich eine grauenhafte Lectüre; das Buch schien im Wahnsinne der Verzweiflung geschrieben. Zehnmal rief ich während des Lesens aus: „Nein, nein, das ist nicht wahr!“ und ich schleuderte das Buch doch nicht aus der Hand.

Dort hieß es: „In der heutigen Menschheit ist eine Gährung, aber nicht die des Moses, dem der klare Wein folgt, sondern die des Reichnams. Sie ist nicht sterbenskrank, nein, sie ist verurtheilt und in ihrem Hirne tobt die wilde Orgie des Hinzurichtenden. Man sagt, vor einem großen Unglücke pflege eine seltsame, wirre Ahnung den Menschen zu ergreifen. So ist es heute, die Menschheit beelit sich, sie fiebert und bangt. Man denkt nicht mehr an die Entelkinder, man denkt nur mehr an sein Ich, an seinen Tag. So der Einzelne, so die Nationen. Das Volk will sich nicht mehr befreien, es will genießen; nicht mehr die Gleichheit wird angestrebt, sondern der Umsturz, was oben ist, soll unten, was unten ist, soll oben sein. Der Priester, der Pädagoge will reich werden. Der Abel will applaudirt werden, der Künstler will Orden tragen, der Minister will pensionirt sein und der Ruhe fröhnen. Der Student will sich schlagen, der Soldat träumt von Kosmopolitismus. Der Gelehrte ist intolerant, die Masse ist indifferent.“

„Das heitere Leben der Griechen, der düstere Ernst des Mittelalters ist jetzt eine Burleske geworden. Und das ist das Grauenhafte, daß die Menschheit nicht mehr an das glaubt, was sie thut, gleichsam irrsinnig das thut, was sie verleugnet. Sie wollen keine Herrscher und treiben Chauvinismus und Byzantismus. Sie wollen

keine Kriege und zahlen dafür die ungeheuerlichsten Steuern. Sie wollen die Vorurtheile austilgen und leben sich immer neue und größere an. Der Dienende verachtet den Herrn, aber er dient, er verspottet ihn, aber er kriecht vor ihm; der Schwörende verachtet den Schwur, aber er schwört. Es ist im Kleinen wie im Großen daselbe: eine grenzenlose Heuchelei und Feigheit. Ueber jeglicher Reformation steht Eins: Der Egoismus, über jeglichem Ideale steht Eins, der Egoismus, über jegliches Gesetz steht Eins: Der Egoismus. Aber nicht der edle, erhaltende, aufbauende Egoismus, sondern der niederträchtige. Der Süddeutsche haßt das Preukenthum, aber er hebt vor dessen kirrenden Waffen und schreit die Phrase vom einigen, deutschen Reiche. Fast ganz Oesterreich ist katholisch und fast jeder „Katholike“ höhnt die Unfehlbarkeit des Papstes. Man läßt sein Kind taufen und leugnet die Gottheit Jesu, zu der man wieder betet und winselt, wenn das Kind im Sterben ist. Man will für den Todten geweihte Erde und leugnet die Unsterblichkeit. Man hat keine Opposition mehr, als die geschriebene und gedruckte. Wie steht noch das vorige Jahrhundert gegen das jetzige da! Es hatte seine Ideale. Schiller glaubte an Freundschaft, Goethe glaubte an das Gnabenthum Gottes. Die Welt war darum nicht dümmer, sondern schöner.“

„Wer glaubt heute an Freundschaft? Die Welt beweist ja, daß Alles Egoismus ist. Wer denkt heute an edle Liebe, die Wissenschaft sagt ja, daß Alles thierisch ist. Wer ringt heute nach Schönheit? Die moderne Aesthetik lehrt ja, daß nur das Wahre schön ist. Das Wahre in einer solchen Welt ist aber die Materie, die Sünde, das Elend, die Verzweiflung. Wer

strebt heute nach Vollkommenheit, wo Pfaffen des Materialismus prebigen: Alles vervollkommene sich unwillkürlich und bis zu einem gewissen Grade, und das Ende sei Niedergang und der Mensch sei ein Thier und das Thier sei Roth.“

„Bettelarm stehst du jetzt da in dieser Welt, nach so vielen Errungenschaften und Erfindungen — bettelarm!“

„Kultur und Fortschritt! Schlagworte, hohle Worte, die so wenig Seele haben, als nach moderner Forderung der Mensch. Sind wir auf gesellschaftlichem, auf politischem Wege einem menschlichen Ideale näher gekommen? Wir haben die Ideale nicht erreicht, sondern verloren und tanzen nur mehr um das Ideal. Es gibt eine Civilisation der Formen, aber keine des Gehaltes. Es gibt einen Fortschritt in Beherrschung der Materie und der Naturkräfte, aber keinen zur Erreichung inneren Gleichgewichtes, inneren Friedens. Die humanitären Anstalten von heute? sind sie dem Feingefühle, dem Mitleide, dem Wohlwollen entsprungen! Einer Zeit, die dem Gefühlleben so abhold ist, trauen wir nicht zu, daß sie mit Gefühlen Polizeiinstitute, Krankenhäuser und Affecuranzgesellschaften gründet. Diese Schöpfungen sind entsprungen dem kalten Egoismus des Staates, oder dem Ehrgeize mächtiger Personen. Unsere Gesetze sind nicht für die Menschen gemacht, sondern für den Staat und der Staat ist jederzeit bereit, im Interesse des sogenannten Ganzen einzelne, ja tausende von Menschen zu opfern.“

„Wie viele Weltweise haben herrliche Theorien aufgestellt, um die Menschen besser und vollendeter zu machen. Die Menschen haben den Adel dieser Lehren empfunden, in sich aufgenommen und verbreitet — und sind dieselben geblieben. Die Arbeit der Jahrtausende wirkte nicht zur Veredelung der Seele, sondern zur Vervollkommnung des Comforts. Das Mengengemüth ist der starre, ewig un-

fruchtbare Felsen der Parabel. Nur der menschliche Gaumen ist lernbegierig und der menschliche Magen ist entwicklungsfähig. Die französische Küche ist Thatsache geworden, die Bergpredigt Jesu ist Wort geblieben. Den Mord und den Diebstahl haben schon die uraltesten Völker verdammt und noch heute existirt der Krieg, nur, daß er — wie die Leute sagen — nicht so grausam sei, als einst, wahrscheinlich weil die Kanone und die Mitrailleuse auf einen Schlag Hunderte statt Einen von dieser Welt befreit. Und so unsäglich verblendet ist die Menschheit, daß sie den Krieg nicht bösen Gewissens, wie eine Sünde begehrt, sondern in demselben noch zu Gott im Himmel ruft um Beistand und Glück im Rauben und Morden. Ewig baut der Nationalitätenhaß an dem babylonischen Thurm. „Mit vereinten Kräften!“ heißt eines edlen, constitutionellen Herrschers Wahlspruch, aber die Völker kennen nur den partikularen Egoismus.“

„Aus den ersten Tagen der Erde berichtet uns die Schrift, daß Adam und Eva aus Genußsucht frevelten; Cain den Bruder aus Neid erschlug, dann betrog Jakob den Bruder aus Eigennutz, dann verkauften die Söhne Israels den Josef aus Gewinnsucht. Was hat Homer verschönt, Jesus gebessert, Goethe geklärt, Columbus bereichert, Gutenberg erfunden! Ist etwas erreicht?“

„Es waren göttliche Keime da, aber sie sind in der Pflege des Menschen zum Giftbaum geworden. Die Religion der Liebe hat die Scheiterhaufen der Inquisition entzündet; die Weltweisheit hat zu den verderblichsten Trugschlüssen geführt, die Entdeckungen und Erfindungen sind zur Fröhnung menschlicher Begierden mißbraucht worden. Heute hat sich der enttäuschten Welt eine entsetzliche Frivolität bemächtigt. Das Kind, welches in seinem Vater einen Verbrecher kennt, ist verloren; wie sollen wir aufwärts streben,



wenn wir nichts Höheres über uns sehen!“

„Ihr weist auf die wilden, culturlosen Völker und sagt, wir wären fortgeschritten. Menschenfresser sind wir nicht, aber die gebildeten Spartaner haben ihre Schwächlinge umgebracht; die Jesuiten haben Ketzer gebraten, die Tyrannen haben Tausende und Tausende zur Schlachtbank gehehrt. Unsere Industrie fordert in ihren Establishments unzählige Opfer, lockt die Menschen aus ihrem gesunden, ländlichen Leben, rafft sie in jungen Jahren hin. Die Todten zerstückeln wir im „Interesse der Lebenden,“ die Reste wollen wir verbrennen, damit sie keinen Platz mehr brauchen, ja es ist von Seite der Wissenschaft schon die Frage aufgeworfen worden, ob man die Knochen nicht für praktische Zwecke benutzen wolle? — Das ist die Menschenfresserei der Civilisation.“

„Vernunft! Vernunft! Aber neben Vernunft hat der Mensch auch ein Herz, neben dem trostlosen Materialismus, dem Seelen- und Gottesstödter steht die Wiege, neben dem Esprit die Unsicherheit seines Geschicks. In diesem Conflicte steht der heutige Mensch und kreischt auf: Ich kann nicht leben und will nicht sterben! Ich kann nicht glauben und will nicht verloren sein!“

„O Sohn der Zeit! Deine Rettung heißt: Menschenliebe. Diese macht die Richter und Advocaten und Kriegsminister entbehrlich, aber sie sollen darum nicht verhungern, sie sollen unsere Gäste sein. Und kannst Du die Liebe nicht, so lerne den Muth, so zu thun, wie Du denkst. Sei gottlos, aber sei ehrlich, sei roh, aber sei nicht falsch.“

Wie dieses eine Buch, so sprechen heutzutage viele Bücher und viele Jungen. Erst vor Kurzem überraschte uns in einem der Wohlthätigkeit gewidmeten Festblatte ein bekannter Schriftsteller mit folgendem „Autograph“: Unserer fortschreitenden Cultur ist nicht unbedingt zu trauen. Wir sehen, was sie thut: sie macht die Menschen wohl

feiner, aber nicht gesünder, wohl gescheidter, aber nicht weiser, wohl klüger, aber nicht besser, wohl genussüchtiger, aber nicht glücklicher. Diese Wege der Welt sind mir unheimlich.

Die Erscheinung ist wunderbar. Wo will das hinaus? Will man eine Rückkehr zur ländlichen, patriarchalischen Einfachheit? Ja, sie wäre gewiß heilsam, wenn sie möglich wäre. Für das unendlich viele und gewaltige Können der Menschheit hat sie sich leider den Einen begeben: sie kann nicht mehr zurück. Alles, was die Menschen treiben, ist Fortschritt, auch die Reactionen sind es, denn sie entstehen von Zeit zu Zeit in dem natürlichen Entwicklungsgange des Menschengeschlechtes. Wir können etwas verlieren, was wir besessen haben, aber wir können nicht etwas vergessen, was einmal Eigenthum des menschlichen Geistes geworden. Wenn heute durch ungeheure Umwälzungen alle Eisenbahnen, Maschinen, Telegraphenleitungen und Bibliotheken der Welt zu Grunde gingen, so würde unser wissendes Haupt ruhelos sein, bis sich endlich Alles wieder daraus entwickelt hätte, und zwar in ähnlicher Gestalt, wie es früher gewesen. Und hätte sich Alles entwickelt, so würde der menschliche Geist noch immer ruhelos sein, wie er heute ruhelos ist und wie er ruhelos bleiben wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß wir mit der Einfachheit unserer Bedürfnisse unendlich viel verloren haben, aber es ist auch nicht zu leugnen, daß uns die Cultur außerordentliche Mittel zur Verschönerung und Verbesserung des Lebens in die Hand gelegt hat. Wenn der Statistiker beweist, daß die Menschheit trotz dieser Mittel nicht ein einziges Jahr des durchschnittlichen Einzellebens gewonnen hat, wenn er beweist, daß in den Städten der Glücklichen und Zufriedenen weniger gezählt werden, als auf dem Lande und in der Abgeschiedenheit, gut, so ist etwas gesagt. Aber es ist damit

nicht bestritten, daß das menschliche Geschlecht wirklich reicher geworden ist, als es war. Wir haben die Vortheile des Landes und die Vorzüge der Stadt, wir haben die Bequemlichkeiten des Verkehrs, durch welchen uns die Vereinerung materieller und geistiger Güter möglich ist. Die äußeren Bedingungen, um glücklicher zu sein, als einst, sind da, es liegt am Menschen, ob er dieselben sich nutzbar zu machen weiß, oder nicht. Die ungeheure Mehrzahl allerdings läßt sich durch äußere Erscheinung, durch heiße Sucht nach Befriedigung sinnlicher Wünsche irreführen, heßt sich in ein Wirrsal von Arbeiten, Begierden, Genüssen und Conflicten hinein, ringt und streitet, erschöpft sich, klammert sich an alle Hebel der Cultur, aber diese brechen in der Hinführung zu falschen Zielen und der Arme geht unter mit dem gebrochenen Klageschrei: Diese Welt habe kein Glück.

Wahrlich, die Erscheinung, daß das Leben der großen Massen immer unruhiger wird, immer hastiger und gemüthsleerer, immer gottloser und göhnenreicher, weil man seine Ideale nur mehr aus Erde formt — diese Erscheinung spricht nicht für den Segen der Cultur, und so meint es wohl auch jener Mann, dem solche Wege der Welt unheimlich sind. Jedoch, der Segen der Cultur liegt wo anders, zu finden nur von den wenigen Ausgewählten, die den Zweck dieses Lebens niemals außer Augen lassen. Sie genießen die Vortheile einer hochentwickelten Cultur, verzichten auf nichts, was schön und groß ist und führen ein schlichtes, einfaches, patriarchalisches Leben im Frieden ihres Hauses und mit den Augen echter Weisheit scheint ihnen diese Welt so schön und licht, das Elend und die Irthümer der Menschen dünken ihnen nicht so trostlos, als daß man darob verzweifeln müßte, und kommt über sie selbst Unheil, so tragen sie es wie Philosophen und Helben. Eine solche Cha-

rakteranlage ist allerdings zumeist ein göttliches Geschenk der Natur, oft aber ist die glückliche Weltanschauung wirklich ein Resultat der Erziehung, der Studien, der günstigen materiellen Verhältnisse und der Einflüsse edler Kunst- und Dichterwerke.

Da es nun einmal so weit ist, daß die Menschen gescheit und klug sind, so wird es auch so weit kommen, daß sie weise und gut sind. Jedes Zeitalter, jede Entwicklungsperiode braucht ihre eigene Philosophie. In unserem schaffensfreudigen, erfolgreichen Jahrhundert kann doch unmöglich der Pessimismus die richtige Weltanschauung sein. Es ist eine dem überreizten Geistesleben entsprungene ephemere Erscheinung, ich möchte sagen, jener falsche Prophet, der von den Weisen, sowie von der Einfalt vorausgesagte Antichrist, dessen Reich nur eine kurze Weile währen wird. Aus den Errungenschaften der Cultur, wenn sie wirkliche Errungenschaften sind, muß und wird sich eine andere Weltanschauung herausbilden, und zwar eine sehr zuversichtliche und heitere — ein modernes Hellenenthum. Aus dem crassen Egoismus kann sich daselbe allerdings nicht entwickeln, Der ist das Mißheer des Pessimismus und aller geistigen Seuchen der Zeit. Aber der forcirte Materialismus wird Bankrott machen und dann werden die inneren, die moralischen Güter in ihrem Course wieder steigen.

Mit diesem Troste habe ich auch jenes Buch aus der Hand gelegt, jenes herzerreißende Buch, welches so viele Wahrheiten enthält, gleichwohl es gottlob nicht wahr ist. Wahrheit mag sein, daß der Pöbel aller Stände des Himmelslichtes und seiner wunderbaren Pracht auf Erden nicht würdig ist; aber daß das Himmelslicht auf Erden nicht hohe Seelen zu zeitigen vermöge, das ist nicht wahr. Ich gebe zu, daß du in einer Million von Menschen jene obersten zehntausend Ritter des Geistes nicht findest, aber

Du findest in ihr die zehn Gerechten. So schätze ich Europa auf mindestens 3000 echte, feilisch vollendete Menschen, und ich recrutire sie nicht aus den unschuldigen Kindern, nicht aus den duldbenden, opferwilligen Weibern, nicht aus den resignirten Greisen, sondern aus thatkräftigen Männern, die im Stande sind, Staaten zu lenken, Bestien zu bändigen und eine junge Generation zu leiten. Diese Dreitausend retten Europa.

Zugegeben allerdings, daß es verzweifelt ist, wenn Leute herrschen und den Ton angeben, die weder Liebe zur Menschheit, noch Glauben an ihre hohe Sendung haben, die mit ihren Leidenschaften und Lastern in Glanz und Ruhm leben, während sie — in der Tiefe stehend — mit denselben Leidenschaften und Lastern in's Zuchthaus oder auf den Galgen gelangen würden. Doch das sind immerhin Ausnahmefälle, deren die Geschichte nicht allzuvielen aufweist. Zumeist ist man von bester Absicht beseelt, aber die entsprechende Weltanschauung fehlt, eine falsche Philosophie und Theorie verwirrt die Köpfe. In obigem Buche heißt es, philosophische Systeme seien auf die Menschen und ihre thierischen Neigungen ohne Einfluß geblieben. Das ist nun aber nicht wahr. Gerade oft die unsinnigste und widernatürlichste Philosophie hat ganzen Völkern und Jahrhunderten ihre unglückselige Richtung gegeben. Ist denn Ascetismus der Natur und den Leidenschaften der Menschen angemessen? Gewiß nicht. Und das ganze Mittelalter ächzte unter Selbstepeinigung; noch heute leben in Asien ganze Völker, die ihr fröhnen und unser moderner Pessimismus und Nihilismus — er ist die Ascese, die Selbstabtödtung in feinsten Form. Wenn nun solche Lehren ihre Millionen und Millionen von Anhängern finden, warum soll nicht auch eine der Natur entsprechende heitere, lebensmuthige Weltanschauung wieder Platz greifen können? Die Vorstellung, daß

alles Bestehende so unfelig sei, daß man es — der natürlichen Entwicklung vorgreifend — gewaltsam ändern oder vernichten müsse, ist eine Geisteskrankheit, eine fixe Idee. Und zugegeben, es sei auch die Vorstellung von irdischem Glücke und ewiger Seligkeit eine fixe Idee, so wird doch letztere tausendmal günstiger auf unser natürliches Befinden wie erstere wirken, so wie ein anmuthiger Traum für den Schlafenden erquickender ist, als ein beängstigender.

Aber die Wahrheit, die Wahrheit! schreien sie und weisen auf die Epitapher und Kerker und Schlachtfelder. Ja, die Wahrheit! rufen auch wir und weisen auf die harmlosen, glücklichen und reinen Gemüther, die überall zu finden sind, außer dort, wo sie der Bahn oder das Laster zerstört hat.

Es ist eine wunderliche Erscheinung, daß ein Zeitalter, welches mit all' seinen geistigen Kräften nach der Wahrheit zu streben vorgibt, so viel auf äußere Form und Decorum hält. Das aber ist die Ursache der Enttäuschungen, des Unmuthes und der Irrthümer. Es ist gut, die Wahrheit zu suchen, aber es ist besser, wahr zu sein. Und hier ist der Punkt und der Keim, aus dem die bessere Zukunft wachsen muß. Du willst leben, so verwirfe die Lehre vom Tode, du willst Freude haben, so ignore die Lehre vom unenblichen Glücke und dein Leben und deine Freude kann wohl durch vorüberziehende Wolken getrübt, aber nicht durch die Nacht einer unheilvollen Vorstellung vernichtet werden. Dir sei einzig maßgebend die gesunde Natur eines wohlorganisirten Menschen — in der ist die Wahrheit. Dieser Wahrheit sei getreu und habe den Muth, so zu thun, als du denkst, so zu scheinen, als du bist — denn du bist mehr und du vermagst Größeres in dir, als du glauben willst.

Glaube es, Verzweifelnder, nur die Bitterkeit deines Herzens wirf von dir und das Leben ist wieder dein.

## Gardasee.

Ein Gedicht von Karl Walpurg.

„Der Du mit Fluthen des Meeres und Geräusch auffschämst, o Venacus,“  
 Also hat, blauender See, einst Dich der Dichter begrüßt,  
 Welchem die Sonne von Rom im Zenith zu schauen vergönnt war —  
 Ein Jahrtausend seitdem, bald schon ein zweites versank.  
 Unsere Welt zeigt gänzlich verwandeltes Antlitz; Virgilius'  
 Götter und Völker sind todt, lebend nur blieb sein Gedicht.  
 Aber es ließ am See, den er liebte, gar heiter sich wohnen,  
 Als noch den blühenden Strand Roms Glückssonne beschien.  
 Zwar an des Nordrands dunkeln, mit Eis umpanzerten Bergen  
 Drohte kimmerische Nacht, wilder Barbaren Gefahr.  
 Fromm zur Abwehr stellte der Römer die schützende Göttin  
 Auf den thürmenden Fels, der, von den Fluthen umrauscht,  
 Weit vorspringet im Süd; der Volksmund nennt ihn noch heute  
 Cap der Minerva, ob auch längst schon ihr Tempel zerbrach.  
 Dort jungfräulich und hehr stand weitausschauend die Göttin,  
 Welche gewaffnet beschirmt Fleiß und erfindsamen Geist.  
 Dankbar aus nördlichster Ducht zur Tochter Jovis herüber  
 Grüßen die Zweige des Baums, welchen vor allen sie liebt,  
 Heiligen Delbaums nährende Zweige, die nirgends auf Erden  
 Vor sich wagen soweit nach dem umfüllmeten Nord.  
 Hier doch beschirmt mild leuchtend der Göttin Aug' sie; die ganze  
 Droht ferntragenden Wurfs jeglichem Räuber den Tod.  
 So Jahrhundert' entlang am Hochgestad des Venacus  
 Hält Minerva die Wacht; Adria's ähnlichen Sohn  
 Schützend; gezwungen dereinst verließ ihn die heftige Mutter,  
 Als vor undenklicher Zeit Trod'nes und Feuchtes sich schied  
 Und sie zurückwich höh'rer Gewalt, da emporstieg das Festland.  
 Nun umhegt ihn das Land, hält den Gefang'nen ihr fern,  
 Sie jedoch sendet ihm tägliche Botenschaft, schickt ihm den Südwind,  
 Freudig jauchzet er auf, wenn er den Boten empfängt,  
 Siehst Du den silbernen Streif im See am Monte Castello?  
 Langsam rückt er von fern, bald doch beschleunigten Laufs,  
 Nah und näher blinkt er heran — auf hüpfen die Wogen,  
 Plötzlich in jubelndem Tanz wallen die Töchter der Fluth.  
 Reize rauscht es im heiligen Delwald; älteste Stämme  
 Fühlen, so scheint es, im Mark wärmende Schauer des Glücks.  
 „Südwind, der unsere, ist da,“ so flüstern silberne Zweige  
 Und im munteren Chor rufen's die Wogen an's Land.  
 Leben kommt und Gedeih'n mit dem Südwind; glühend im Laube  
 Winkt die Granate, vom Duft würz'ger Citronen erfüllt  
 Weiset die Luft, von Baum zu Baume verschlingt sich die Rebe  
 Traubenbesäwert und es spannt Feigenbaum schattig sein Zelt.  
 Cleander bestreuen die Fluth mit rothgen Blüten,  
 Dankbar dem feurigen Hauch, der sie zu Bäumen erzieht.  
 Dreifache Enten gewährt die Campagna, die rüstigen Stiere  
 Ziehen noch emsig den Pflug, ging schon die Sonne zur Ruh'.  
 Paradiesisch Gefild und laulich schäumende Welle,  
 Sagt, wie ertrugst es Ihr, als Euch die Sturmfluth erfaßt,  
 Jene lebendige Sturmfluth, vom Nord herdrausend, verschüttend  
 Ewig gewährten Bestand, Götter und Völker und Staat?  
 Denn es nahe die Zeit, die grimmes Verderben erzeugte,  
 Unwiderstehlich herein brachen die Eöhne des Thors.  
 Niesigen Leibes und trunken von Kampflust, feurigen Weinen

Zugethan und dem Gold, welches das Weltreich gehäuft,  
 Drängen herab sie vom hohen Gebirg, aus endlosen Wäldern  
 Strömen sie zahllos heran, stark wie die Eichen im Saft.  
 Ja sie durchschiffen sogar furchtlos die zornigen Meere,  
 Welche den eisigen Strand Thules verderblich umdroh'n.  
 Sich zu stürzen auf Rom, auf Italiens Wundergestirbe  
 Treibt sie ein innerster Zug, hartes Gesetz der Natur.  
 Durch den Paß des schroffen Gebirges die Pfade sich öffnend  
 Wird Wegweiser für sie Wildbachs stürzender Lauf.  
 Bald am Gestade der Etsch, von Südluft weichlich umfächelt,  
 Sehen sie Feigengebüsch, Myrte und Lorbeer zuerst.  
 Wie im Halbrausch drängen sie vorwärts, finden am Wege  
 Seitlich den köstlichen See, wallend in purpurnem Blau.  
 Garba, die strahlende Burg, ward sich manch' trotzigem Herzog,  
 Welcher die Schätze der Räh' rafft in's gewölbte Verließ.  
 Jeglich Gebilde zerschlug der Barbar, selbst Berge und Flüsse  
 Wechselten Namen, als Herrn wechseln mußte die Welt.  
 Hochberühmt ward die Burg bei den harten Söhnen Thuislons,  
 Oft zu lärmendem Fest schiffen sie fröhlich herbei.  
 Was war den Wilden Catull und Virgil? Sie kannten nur heute,  
 Kämpften und zechten; im Rausch glaubten sie ewig ihr Glück.  
 So ging endlich Dein Ruhm und Name verloren, Venacus,  
 Und Du wurdest und bliebst Garbafee fortan genannt.  
 Romas riesiges Erbe theilten indessen die Sieger,  
 Fürstenthümer wie Pilz' schossen empor über Nacht,  
 Eben so bald wie ein Traum zergingen Kön'ge; die Fremde,  
 Was man von ihr auch gewann, heimlich stahl sie's zurück.  
 Kraft, auf sich selber gestellt, schmolz Schneegleich im treibenden Senze,  
 Sterbend erkämpft sich der Held selbst nicht den Platz für sein Grab.  
 Nicht im heimischen Nebel verdämmende Göttergestalten  
 Liehen Schutz; was vermag jenseits der Alpen noch Thor  
 Und was Wotan? Verländeten ihm in Asgard die Raben,  
 Wie sein muthiges Volk zahllos dem Südwind erlag?  
 Warum, ihr Helden der That, vermochtet ihr nur zu zerstören!  
 Wer erbaut aus dem Schutt neu die geordnete Welt?  
 Wer entfacht die geläuterte Flamme auf behütetem Herde,  
 Seit mordbrennerisch Glüh'n Tempel verfehrt und Altar?  
 Ach, die Fadel erlosch, die so lang war Leuchte der Menschheit!  
 Bögern verglimmte sie, lang währte der Kampf mit der Nacht.  
 Altem heiteren Glauben an heitere Götter versagte  
 Nahrung die grimmige Noth, wie sie das Chaos gearb.  
 Noth lag schwer auf dem Erdkreis, Nacht auf den Geistern,  
 Hoffnungslos — wo oder wann könnte ein Morgen ersteh'n? —  
 Sieh', ein Fünklein östlich entglomm, ein verachtetes Fünklein,  
 Nährte sich gut oder schlecht, wurde zur Flamme und gab  
 Klarheit und Wärme zurück auf's Neu' der darbenenden Menschheit —  
 Sei mir heiliges Licht, christlicher Glaube begrüßt!  
 O wie zerschmolz dein Strahl die eisige Rinde der Herzen,  
 Rang um das tödtliche Erz oft mit dem Sieger umsonst!  
 Doch der blutigen Hand entsant allmählig die Waffe  
 Und die stolze Stirn beugte sich, wenn es erklang:  
 „Ehre sei Gott in der Höh' und Friede den Menschen auf Erden!“  
 Ueber die Sieger der Schlacht hat der Messias gesiegt.  
 Nicht in Purpur geboren, kein Heerführer, arm und unschuldig  
 Trug er die Sünden der Welt, farb, sie erlösend, am Kreuz.  
 Wonniige Botenschaft, von Sklaven zuerst geglaubt und verbreitet:  
 „Er entrang sich dem Tod, lebet und herrschet mit Gott!  
 Ihm, dem Sohn, ward gegeben zu richten Lebend'ge und Todte,  
 Ja am Ende der Zeit kehrt er als König zurück  
 Und die Menschen sind Brüder“ — so lautet die göttliche Lehre  
 Allen verkündigt — der Welt neu Ideal ist enthüllt.  
 Ihm nachstrebend erfüllen Jahrhunderte reich sich mit Leben  
 Und dem göttlichen Geist weihet sich die nordische Kraft.  
 Sieh, da treibt in der Seele der Völker ringende Sengnacht,

Eigene Wege versucht wieder erwachet die Kunst.  
 Tempel um Tempel erseht; es weist wie ein Finger nach Oben  
 Bierlich gegliedert der Thurm, der uns mit Glockengeläut'  
 In das Heiligthum ruft; wie mächtig erbrauset die Orgel!  
 Und wie ein himmlischer Chor schwebt es um Säul' und Altar:  
 „Benedictus qui venit in nomine domini! Selig  
 Fühle der Mensch sich fortan, welchen sein Schöpfer geliebt.“  
 Von der Liebe Gewalt durchschüttert, der ewigen Wahrheit  
 Buseschworen, beginnt eifrig sein Tagwerk der Mensch.  
 Flügel erwachsen dem Geist; der Natur verborgenste Kräfte  
 Zwingt er an's Licht und dient ihm die dämonische Macht.  
 Er erfasset der Erde Gestalt, die entferntesten Meere  
 Schließt er sich auf und besigt gänzlich als Wohnhaus die Erd'.  
 Ja des Himmels Gesetz zu ergünden wagt er, die Sphären  
 Räthen dem forschenden Aug' selbst ihr Geheimniß vertraun.  
 Wie er die Räume durchmisst, so lernt er auch sie bemeistern  
 Und dem flücht'gen Moment gibt er der Jahre Gewicht.  
 Schaffenslust, unsäglicher Drang zur Arbeit ergreift  
 Ein und das and're Geschlecht; stets in erweitertem Kreis  
 Wirten Will' und Gedanke — o sagt, bis wohin ihr Gesirne?  
 Welches herrlichste Ziel ward uns erreichbar gesteckt?  
 Reist zur Vollendung heran der Menschheit prächtige Blüthe?  
 Oder folgt jeglichem Lenz winterlich tödlend ein Grab?  
 Schuld und Elend und Noth, die tausendköpfige Hyder,  
 Ob sie wohl menschlicher Muth je zu bewält'gen vermag?  
 Keine Antwort vernehm' ich; der Sterne wandelnder Reigen  
 Zieht, wie Aeonen zuvor, stumm die unendliche Bahn.  
 Unbeirrt rinnet indessen die Zeit, es schwinget ihr Pendel  
 Auf und nieder ohn' End' zwischen Tod und Geburt.  
 An der Marke des Festlands naget die Fluth wie vor tausend  
 Jahren, mit Schutt des Gebirgs füllen die Flüsse das Meer.  
 Ewiger Wechsel im ewigen Kreislauf! Könnst' es sich fügen,  
 Daß der Geist Dir entschlüpft, wo Du das Weltall regierst?  
 Wie es auch sei, es hoffet der Mensch; er begehret der Dauer  
 Für sein Bestes, erkrebt kühn sie in Worten und That.  
 Noch erklingen für uns die Saiten Homer's, und Aeneas'  
 Boos, wie Virgil es erzählt, bildet des Jünglings Talent.  
 Und so find' ich mich wieder an Deinem Strand, o Venacus,  
 Des Mantuaner's Gesang lockt mich zur blauenden Fluth.  
 Seit Catull nicht mehr schertz und die Leier Virgils ist verstummet,  
 Hat auf Dir mächtig der Blick späterer Dichter geruht.  
 Dante kannte Dich wohl, der Mann unsäglicher Tiefe,  
 Der mit dem knappesten Wort ew'ge Gedanken umspannt,  
 Der wie ein Markstein ragt an der Grenze der Neuzeit, wendend  
 Rückwärts und vorwärts den Blick, Richter zugleich und Prophet.  
 Aber uns vom germanischen Stamm ist näher ein and'rer  
 Herrlicher Sohn des Apoll; sähnend die That der Gewalt  
 Seiner Ahnen, die wild im Uebermuthe der Jugend  
 Einst entfügten die Welt, schuf er ein keusches Gedicht,  
 Welches den Glanz zerfallener Tempel und Helden uns auffrischt.  
 Hier war's am glücklichen Strand, wo er voll Wohlklang begann  
 Also: „In euren Schatten ihr uralte heiligen Wipfel“  
 Und Iphigenien's Geschick rührt und erhebt uns auf's Neu.

## Die Söhne der Wildniß.

Eine ethnographische Skizze aus Australien nach Richard Oberländer.

Die australischen Weltausstellungen, die zu Sydney, sowie die zu erwartende in Melbourne, haben in unseren Tagen das Interesse für den fünften Welttheil neuerdings wachgerufen. Australien ist rasch in die Reihen der Culturländer getreten: neu für uns mag daran das Alte, Ursprüngliche, bereits im Untergehen Begriffene sein. Wir wissen, daß der allergrößte Theil, das ganze Innere des Continents eine ungeheure wasserlose Wüste ist und nur die Küstenstriche und einzelne Flußgebiete bewohnt sind. Diese Küstenländer hat der Weiße den Eingebornen abgenommen. Die Wilden führen nur noch ein engbegrenztes und stetig bedrohtes Buschleben. Ihr Wesen und Leben, wovon uns R. Oberländer in seinem ausgezeichneten Werke über Australien (Dito Spamer, Leipzig) ein klares, abgerundetes und nach den neuesten Forschungen gewiß verlässliches Bild gibt, halten wir für interessant genug, daß es hier zur Anschauung gelange.

Der Australier ist durchschnittlich nur klein und von verhältnißmäßig schwachem Gliederbau; auffallend ist der Mangel an Waden. Die Schädelbildung ist bei den Männern immer schöner als bei den Weibern; im Ganzen ist sie schmal und länglich. Die Stirn ist oft hoch und gerade. Die Augen sind groß, glänzend und ausdrucksvoll. Die Nase ist an der Wurzel schmal, wodurch die Augen zusammengebrückt erscheinen, gegen unten zu wird sie breit und eingedrückt; die Zähne sind stark und weiß, der Mund ist groß, das Haar dunkel, glänzend

und etwas gekräuselt, ohne jedoch wollig zu werden. Viele Männer haben lange, glänzende, gelockte Bärte, die den Neid manches Europäers erwecken würden. Die Haut ist nicht schwarz, sondern von dunkler Kupferfarbe. Der Gebrauch von Fett, Holzkohle und Ocker indessen, obgleich von Nutzen gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen, hat ihre Farbe anscheinend verdunkelt.

Die Stämme der Eingeborenen sind im Allgemeinen wenig zahlreich, viele bestehen nur aus 50 bis 60 Personen und scheinen oftmals mehr eine Art größerer Familie zu bilden, obgleich dieselben wenigstens in vielen Fällen, Oberhäupter (gewöhnlich der Älteste des Stammes) besitzen. Aber auch das Familienleben ist nur äußerst nothdürftig ausgebildet, und in einzelnen Gegenden ist schon der Anfang der Ehe mit grauenhaften Rohheiten verknüpft. Jedenfalls geht immer noch die Sage, obwohl dem von anderer Seite widersprochen wird, der Mann schlage das Mädchen, welches er zu seiner Frau nehmen will, mit der Keule nieder und schleppe sie dann in sein Lager. Wie aber der Anfang auch sein mag, der Fortgang des Familienlebens ist nichts als eine einzige Kette von Grausamkeiten gegen die armen Geschöpfe von Weibern, welche nur die Sklaven und die Lastthiere ihrer Männer sind. Um die Kinder bekümmert sich zwar die Mutter in den ersten Jahren noch etwas, später hört aber jeder familienartige Zusammenhang auf, und zwar so vollständig, daß Eltern und Kinder ihr gegenseitiges Verhältniß entschieden vergessen.

Indeß mag hierbei Folgendes berücksichtigt werden, einmal, daß die Australier sehr schnell wachsen und mit 10 bis 12 Jahren erwachsen sind und zweitens, daß der Kreis der intellectuellen Entwicklung zu klein ist, als daß nicht ein halberwachsenes Kind eben so weit fortgeschritten sein könnte, wie der Älteste im Stamme. — Sie zählen z. B. nicht weiter, als bis vier, alles Andere ist „Viel“. Die Zeitrechnung wird bei vielen Stämmen nur nach „Schläfen“ gemacht, so daß bei ihnen nicht einmal von Mondwechseln und noch viel weniger von Jahreszeiten die Rede ist.

Gewisse Eigenthümlichkeiten aber, die bei anderen Völkern nur der Kindheit angehören, werden bei den australischen Schwarzen, auch wenn sie erwachsen sind, nie abgelegt. Die Lust an kindischen Tändeleien und Spielen, an endlosen Pöffen hängt sicherlich mit der unbegrenzten Sorglosigkeit zusammen, mit der sie in der Gegenwart stehen, vollkommen unbekümmert um Alles, was außer derselben liegt. Vergangenheit und Zukunft sind Begriffe, welche die Australier nicht fassen können, die für sie nicht existiren. Ein besonders großes Talent besitzen sie für Mimik und einen scharfen Sinn für äußere Lächerlichkeiten. Nicht leicht entgeht ihrer Kritik eine Sonderbarkeit des Betragens und sie cariciren augenblicklich, was ihnen als sonderbar auffällt, Stimme, Haltung, Gang, Geschicklichkeit u. In einer Menge Eigenschaften sind diese Söhne der Wildniß den Europäern überlegen; dies fühlen sie sehr gut heraus und machen die stumpfen Sinne der Weißen zum Gegenstande ihres Humors. Die Art, wie sie die Chinesen cariciren, ist unübertrefflich! hier ist es die übertriebene Beweglichkeit und die Geschwätzigkeit, die ihnen im Contraste mit ihrer eigenen gemessenen Haltung lächerlich erscheint. —

Die Sprache der Australier, die allem Vermuthen nach vor langen

Zeiten für jede der zwei großen Gruppen von Einwanderern eine gemeinsame gewesen ist, hat sich in so viele Dialekte aufgelöst, daß die meisten Australier und manchmal nahe beisammen wohnende Stämme sich nicht verstehen. Nur wenige Worte kommen unverändert in mehreren oder allen Dialekten vor. Uebrigens sind die Sprachen der Australier wohlklingend für das Ohr des Europäers.

Der Charakter der Eingeborenen Australiens ist voller Widersprüche. Im Ganzen gutmüthig und friedfertig, wenn man sie nicht reizt, sind sie ohne erklärliche Ursache unter Umständen eben so freitsüchtig, verschlagen und hinterlistig. Diebisch sind sie Alle, aber die Habsucht ist selten bei ihnen so groß, daß sie deshalb einen Todtschlag begehen. Für empfangene Wohlthaten sind sie dankbar und erkenntlich, und rührend ist ihre Gutmüthigkeit gegen Hresgleichen, mit denen sie den letzten Bissen theilen. Um so viel unerklärlicher ist aber der in ganz Australien herrschende Brauch, die Kinder zu ermorden, sowie die wenigstens bei einer Anzahl von Stämmen vorkommende entsetzliche Unsitte, Menschenfleisch zu verzehren. Der Kindermord wird zwar damit zu entschuldigen gesucht, daß die Beschaffenheit der Lebensmittel der Eingeborenen für ganz kleine Kinder unpassend wäre, und diese deshalb zwei- bis dreimal so lange Zeit von der Pflege ihrer Mütter abhingen, als bei den Europäern. Es ist aber auf der andern Seite wiederholt behauptet worden, daß die Eltern ihre ermordeten Kinder verzehrt hätten, und dann ist bekannt, daß der fürchterliche Aberglaube bei ihnen herrscht, daß Einer sofort die Körperkraft eines Andern erhalte, wenn er ihn umbringt und verspeißt.

In diesem gräßlichen Wahne hätten die Eltern zweier Söhne den jüngeren davon erschlagen und den älteren ermahnt, recht viel Fleisch von seinem Bruder hinabzuwürgen,



damit er dessen Kraft zu der seitigen bekomme!

Daß die Schwarzen sowohl in den nördlichen als in den südlichen Gegenden des Landes Cannibalen sind, ist durch zahlreiche Beweise ganz außer Zweifel gesetzt; sie machen auch gar kein Hehl daraus und beschreiben sogar ganz unbefangen die Zubereitung des Mahles.

Dr. Thomson in Geelong schickte den Kopf eines gerösteten Kindes an das Museum in Debinburgh, und einer Engländerin in Melbourne, welche das besondere Vertrauen der Schwarzen genoß, wurde einst von einem eingeborenen Weibe ein Stück gebratenes Menschenfleisch gezeigt, ihr aber dazu gesagt, sie möge nichts davon erzählen, damit der Stamm, dem das Schlachtopfer geraubt worden, nichts davon erfahre und sich ein Mitglied ihres Stammes dagegen hole. In den südlichen Gegenden Australiens, namentlich am Alexandria- und Albertsee, haben die Ureinwohner sogar ausgehöhlte Menschenschädel als Trinkgefäße im Gebrauche, gewiß das einzige Beispiel, daß ein Theil des menschlichen Skelets eine Verwendung als Geräthe findet. Jedes Weib hat früher ein solches Trinkgeschirr besessen und dasselbe gewöhnlich selbst ausgehöhlt, geräuchert und zubereitet. Im Museum in Sydney werden mehrere dieser schauererregenden Gefäße aufbewahrt. —

Aus der öfter berührten großen Armuth des Landes an Nahrungsmitteln läßt sich bereits ein annähernder Schluß auf die Art derselben bei den Eingeborenen ziehen. Die Schwarzen verschmähen in der That keine Speise, nichts, was nur immer eßbar ist; Fische, Muschelthiere, Schildkröten, Eidechsen und Schlangen, Säugethiere und Vögel, so viel ihrer zu erlangen sind, aber auch Schmetterlinge und Käfer, sowie deren Larven, die Wurzeln, die jungen Blätter und Triebe verschiedener Pflanzen, der Ho-

nig der Bienen und Blumen, sogar das den Bäumen entquellende Harz, Alles dient, um den Hunger zu stillen. Wenn man sich aber dabei der Leistungen Wylie's im Essen erinnert, so wird unschwer zu erkennen sein, daß bei der Schwierigkeit, viele der vorhin genannten Nahrungsmittel zu erlangen, die Zeit der Eingeborenen, welche sie nicht verschlafen, vollständig in Anspruch genommen wird von dem Auffuchen aller der Dinge, die ihnen zur Speise dienen sollen.

Die Kochkunst steht bei den Schwarzen auf einer äußerst niedrigen Stufe. Viele Nahrungsmittel werden roh verschlungen, Fische und andere Thiere werden auf dem Feuer oder in den Kohlen geröstet, oftmals nur halb gar gemacht oder kaum durchgewärmt. Eine bessere Art, das Fleisch zu bereiten, findet sich wiederum nur auf der Nordostküste, wo auch die Australier das durch ganz Polynesien bekannte Baden auf heißen Steinen in einer in die Erde gemachten kleinen Grube kennen und anwenden. Das Feuer, das nur mit großen Schwierigkeiten durch Reiben von leicht entzündlichem Holze hervorgebracht werden kann, wird von den Eingeborenen zu unterhalten gesucht. Selbst auf den Wanderungen pflegen sie brennende Holzstücke mitzuführen, deren Verlöschen sie sorgfältig verhüten.

An Orten, an welchen sich die Eingeborenen wegen des zeitweisen Ueberflusses gewisser Nahrungsmittel länger aufzuhalten pflegen, werden wohl auch Hütten errichtet (Wylie oder Gunjah genannt), die einige Monate im Jahre bewohnt sind, sonst aber leer stehen. Besonders in Mittelastralien ist die Zahl dieser Hütten bedeutend und gibt in Verbindung mit der Menge von Fußspaden der Gegend das Ansehen, als sei sie bewohnter, als es wirklich der Fall ist. Einzelne Reisende, z. B. Stuart am Darling, fanden schon solche verlassene Dörfer von siebzig Hütten, gewöhnlich stehen

jedoch nur zehn bis zwanzig beisammen. Ihre Form ist nicht ganz übereinstimmend; in Ost- und Mittelastralien ist es diejenige eines spizen, auf der Erde ruhenden Daches, etwa bis zu vier Meter lang, zwei Meter breit und sehr niedrig, aus Zweigen geflochten, mit der Rinde der Eukalyptusbäume bedeckt und an einer Seite offen. Wenn die Hütte bewohnt ist, brennt vor dieser Oeffnung das Feuer. In Westaustralien sind die Wyrle's mit einer bogenförmigen Oeffnung von etwa einem Meter Höhe versehen und so eng, daß ein Mann sich nicht ausgestreckt darin niederlegen kann. Dennoch fassen sie zwei bis drei Personen, die sich darin zusammenlauern. Manchmal begnügen sich die Eingeborenen schon mit einer Art Schirm, einem Stück Rinde, welches auf der Windseite an einige Zweige angelehnt wird, oder mit einem flachen Dache von Rinden und Zweigen. Noch andere Formen von Wohnungen finden sich; indessen nur an der Nordküste sind sie etwas zierlicher und besser gebaut.

Benachbarte Stämme veranstalten manchmal eine Zusammenkunft, um eine Lustbarkeit, eine Rängurujagd oder dergleichen abzuhalten. Der Ort solcher Zusammenkünfte ist in der Regel in der Nachbarschaft eines kleinen Flusses oder Sees, jedenfalls in einer wild- oder fischreichen Gegend. Die Jagd oder der Fischfang werden gemeinschaftlich betrieben; dann kehren Alle in das Lager zurück und essen, tanzen und schlafen, bis der Hunger zu einer neuen Jagd zwingt. So würde Alles gut und freundschaftlich vor sich gehen, wenn nicht häufig ein ärgerlicher Zwischenfall den fröhlichen Unterhaltungen ein unliebsames Ende machte. Da gibt es irgend einen alten Streit zwischen zwei Stämmen zu schlichten, oder man erinnert sich eines noch nicht gefühnten Unrechtes; es kommt von Worten zu Thätlichkeiten, und der Kampf wird allgemein, da nicht nur die Freunde einander bei-

stehen, sondern auch die Weiber Theil daran nehmen, die sich gegenseitig durch Spottreden so lange erbittern, bis sie über einander herfallen und sich mit Stöcken und Knüppeln schlagen. Selten jedoch nehmen diese Gefechte — auch diejenigen der Männer — einen so schlimmen Ausgang, daß dabei Jemand getödtet würde. Es scheint sogar, daß es bei allen solchen feindlichen Zusammenstößen nie auf arge Verwundung abgesehen ist. Die Hauptsache ist ein großer Earm, der dabei geführt wird. Dennoch hat man öfter, auch in den bestedelten Gegenden, Gelegenheit, die Wunden am Kopfe sowie an den Armen und Beinen, die es bei einer solchen Schlacht gegeben, zu sehen. —

Im Allgemeinen sind die Eingeborenen im Stande, mit ihren Waffen, wenn diese auch von sehr einfacher Beschaffenheit sind, dem von ihnen ausersehenen Opfer mörderische Wunden zu versetzen, da die Speere oftmals mit scharfen Muscheln oder Quarzstücken besetzt werden, die mit Baumharz angellebt oder mit Thiersehnen festgebunden sind, und die Wilden außerdem ein sehr großes Geschick in der Handhabung ihrer Waffen besitzen. Die größten Speere, bis zu zwei oder gar drei Meter Länge, werden mit einem besonderen Wurfbrett (Wamera) geschleudert. Dasselbe hat gewöhnlich eine Länge von  $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$  Meter, besteht aus einem Stück harten, flachen Holzes und ist an einem Ende mit einem Haken versehen, während an dem anderen ein Stück Baumharz und ein Büschel Dpossumhaare befestigt wird, letzterer, um zu verhindern, daß der Wamera beim Schleudern des Speeres aus der Hand fährt. Der Haken — gewöhnlich ein Ränguruzahn — wird in ein am unteren Ende des Speeres befindliches Loch gelegt und Wurtholz und Speer mit den verschiedenen Fingern der rechten Hand gehalten. Ist die Waffe nun in die Höhe des Auges gebracht,

so kann sie geworfen werden, und das Wurfbrett, welches dem Speere die Richtung gibt, verstärkt durch seine hebelartige Wirkung die Kraft des Wurfes bedeutend. — Diese Vorrichtung ist um so charakteristischer, da sie sich nirgendß sonst auf der Erde findet.

Nicht weniger eigenthümlich als das Wurfbrett ist eine andere, jedoch weitaus bekanntere australische Waffe, der Bumerang (Wagno, Kilen, Bomoran), in dessen Verfertigung sie einzig in ihrer Art bestehen.

Die Australier verfertigen ihn aus den Aesten oder Zweigen der *Acacia pendula*, oder aus einem anderen Baume von ähnlicher Art des Wuchses, denn die Krümmung muß so gewachsen sein. Bekanntlich fliegt der Bumerang, sich um sich selbst drehend, nachdem er sich eine Strecke weit vorwärts bewegt hat, zu dem Standpunkte seines Schleuders zurück. Nicht dann natürlich, wie die irrige Angabe einiger Mittheilungen ist, wenn er nach einem bestimmten Ziele geworfen worden und dies trifft, denn dann fällt er zu Boden. Ein erfahrener Werfer kann dieser Waffe fast jede beliebige Richtung geben; zur Verstärkung des Schlags wird sie indeß gewöhnlich flach gegen den Erdboden geschleudert, von dem sie abprallt und sich zu bedeutender Höhe erhebt.

Die Eingeborenen sind im Stande, mit dem Bumerang Vögel oder kleinere Säugethiere bis zu der bedeutenden Entfernung von ungefähr 200 Schritten zu erlegen. Im Kriege ist diese Waffe besonders dadurch gefährlich, daß es fast unmöglich ist, in dem Augenblicke, in welchem man sie in der Luft erblickt, zu beurtheilen, welchen Weg sie nehmen oder wo sie niederschlagen wird.

In mehr oder weniger allgemeinem Gebrauche sind noch die folgenden Waffen: der Katta-Twiris, eine Art zweischneidiges Schwert, fürchtbar durch die Quarz- und Muschelschärfe,

welche die Ränder der Wunde zerreißen, und der Wirri, ein kurzer mit eisförmigem Knoten, der im Feuer gehärtet wurde, also eine Art Todtschläger; ferner der Waddy, ein starker keulenförmiger Stock; endlich der Tomahaw, der eigentlich aus einem scharfen Stück Quarz bestand, welches an einem Stöcke mit Harz zc. befestigt wurde, in neuerer Zeit aber durch ein gewöhnliches Beil ersetzt wird, das besonders dazu dient, Einschnitte in die glatten und starken Stämme der Bäume zu machen, welche von den Eingeborenen mit außerordentlicher Fertigkeit erklettert werden. Die Art, wie die Australier klettern, ist durchaus eigenthümlich. Der australische Wilde gebraucht nämlich dazu eine Art Tau, aus einer wilden Rebe oder aus anderen jähen Zweigen bestehend, von drei bis vier Meter Länge. Dasselbe wird um den Stamm geworfen und während er nun die beiden Enden fest in den Händen hält, geht er mit kurzen Schritten, sich gegen den Baum stemmend, hinauf, wenn der Stamm nämlich rauh genug ist oder bereits die erforderlichen Einschnitte von einem früheren Kletterer gemacht worden sind. Fehlen diese Einschnitte, so macht sie der Wilde, indem er das eine Ende der Rebe, das zu diesem Zwecke mit einem Ringe versehen ist, zum Fuße hinunterführt, von dem er die große Zehe in die Schlinge steckt und dadurch die Hand frei macht, mit welcher er das in einer Art Gürtel getragene Beil faßt und damit etwa anderthalb Centimeter tiefe Stufen einhaut, so weit er am Stamme hinanreichen kann. Man muß sicherlich gestehen, daß diese Art Bäume zu erklimmen, eine außerordentliche Gewandtheit und Muskelkraft voraussetzt, denn minutenlang ruht das ganze Gewicht des Körpers auf der einen, in eine schmale Stufe eingesetzten Zehe!

Die einzige Vertheidigungswaffe der Australier ist ein Schild von hartem Holze oder Rinde,  $\frac{3}{5}$  bis  $1\frac{1}{10}$

Meter lang und etwa  $\frac{1}{10}$  Meter breit, roh geschnitten und nur selten etwas bemalt. — Alle übrigen Geräthe der Australier beschränken sich fast nur auf Netze zum Fisch- oder Vogelfang, aus Baumrinde oder einer Art Flachsbast verfertigt, und auf Gefäße von Holz oder geflochtene Körbe zum Tragen von Lebensmitteln und Wasser. Erstere werden aus Rinde oder Blättern gemacht oder es werden Muscheln dazu verwendet. — Die Rindenlähne sind äußerst primitiver Natur. Sie bestehen nämlich aus nichts Anderem, als aus einem einzigen Stück Baumrinde von etwa vier bis fünf Meter Länge, dessen Enden zusammengezogen und gebunden werden, während der mittlere Theil durch einige Stücke Holz auseinandergehalten wird.

Solche Rähne und eben so schlecht gebaute Flöße von höchstens vier Meter Länge bildeten die einzigen Fahrzeuge, welche den Eingeborenen vor Ankunft der Europäer im Lande bekannt waren, und nur die auf der Northalbinsel gebauten Kanoes aus Baumstämmen lassen sich einigermaßen mit den zierlichen Booten vergleichen, die man jenseits der Torresstraße antrifft. —

In den Viehzüchtereien werden viele Schwarze beschäftigt, und dieselben zeigen sich im Allgemeinen willig und geschickt zu der ihnen aufgetragenen Arbeit: Eintreiben von Vieh und Zähmen von Pferden, zwei Beschäftigungen, die ihrem wilden Geschmack ganz besonders zusagen. Daraus darf man freilich keinen Schluß auf die Bildungsfähigkeit dieser Menschen ziehen. Man hatte jahrelang in Queensland, wie in Victoria und in Südaustralien alles Mögliche angewendet, um den Schwarzen praktische Kenntnisse und religiöse Begriffe beizubringen, allein ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Man hatte versucht, kleine Kinder in den Städten nach europäischer Weise zu erziehen, nachdem sie von ihrem Stamme vollständig getrennt waren. In einzelnen

Fällen war man auch so glücklich, daß dieselben den Elementarunterricht mit Nutzen beendigten, aber die heranwachsende Jugend litt es nicht in der städtischen Umgebung, der Wald war ihre Heimat, und sie lehrten in diese ihre Wildniß zurück, um frei und unabhängig das jammervolle Leben ihres Stammesgenossen zu theilen. Als Feldarbeiter sind die Schwarzen ganz untauglich. Außer als Schäfer und Viehtreiber haben die Eingeborenen eine Zeit lang nur noch als Mitglieder der sogenannten „Schwarzen Polizei“ gute Dienste geleistet, einer von der Colonialregierung organisirten Miliz, gut bewaffnet und beritten, welche meistens zur Verfolgung von Verbrechern aufgeboden ward, wozu die Eingeborenen wegen ihrer bekannten Fähigkeit, Spuren aufzufinden und zu verfolgen, sehr geschickt sind. Der Verfasser war zwei Jahre lang als Führer der schwarzen Polizei angestellt, und hatte Gelegenheit deren Unzuverlässigkeit auch hierin zu bemerken. Der größte Uebelstand lag darin, daß sie über ihre Stammesgrenze nicht hinauszubringen waren, und oft ging deshalb die „schönste Spur“ verloren. Aus diesen und andern Gründen ist das genannte Corps inzwischen auch aufgelöst worden.

Von ihren Tänzen nennen wir den Korrobori als den bemerkenswertheften. Den Tag über bringen die Männer, hinter Gebüsch versteckt zu, um sich zu diesem festlichen Tanze würdig vorzubereiten, d. h. von ihren Frauen sich mit Fett einreiben und mit Farben schrecklich bemalen zu lassen. Wenn es dunkel geworden, zünden die Weiber (Wubras) ein mächtiges Feuer an und setzen sich in einiger Entfernung davon auf den Boden, fangen ein eintöniges Getrommel auf einem über die Kniee ausgespannten Dpossumfelle an und singen dazu eine eintönige Weise. Kurz darauf erscheinen die Tänzer, mit Speeren und Fackeln, d. h. flam-

menden Feuerbränden, in den Händen, die Knöchel mit Bündeln von Gummiblättern umwickelt, und beginnen mit grimmigen Geberden ihren Tanz, der zuletzt in ein wildes Rennen und Jaggen im Kreise oder in verschiedenen Richtungen vor- und rückwärts ausartet, wobei sie phantastische Stellungen ausführen. Von Zeit zu Zeit stoßen sie ein wildes Geheul aus, schlagen die Speere gewaltig an einander und stoßen die Fackeln auf die Erde, daß die Funken weit umhersprühen. Man behauptete sonst, diese Tänze, die übrigens bei allen Stämmen durch ganz Australien in Gebrauch sind, würden nur zur Zeit des Vollmondes aufgeführt; es ist dies indessen nicht die Regel. Das ist aber richtig, daß sie nur des Nachts getanzt werden. Die eigentliche Bedeutung dieser mit den mannigfachsten Variationen aufgeführten Tänze ist noch ganz unaufgeklärt. Namentlich muß dahingestellt bleiben, ob die darin unzweifelhaft vorhandene allgemeine Tradition einen religiösen Hintergrund hat; wenigstens ist sonst bei den Australiern von einer Götteridee oder dergleichen nicht die geringste Spur zu finden, man müßte denn den Glauben an Zauberei und an einen bösen Geist, der in den dunkelsten Wäldern sein Wesen treibt, dahin rechnen. Eben so wenig ist ein anderer weit verbreiteter, wenn auch nicht allgemeiner Brauch aufgeklärt, der eine symbolische Bedeutung zu haben scheint, nämlich das Ausschlagen einiger Vorderzähne. Dieser Operation müssen sich die Knaben im siebenten oder achten, bei anderen Stämmen im elften oder zwölften Jahre unterziehen, und es finden dabei viele Feierlichkeiten statt.

In allen Theilen Australiens, so weit es von den Weißen besiedelt ist, geht übrigens die eingeborene Race ihrem Untergange mit Riesenschritten entgegen. Die zusammenwirkenden Ursachen sind sehr verschieden: der Branntwein und von

Europäern mitgebrachte Krankheiten, wie die Pocken, haben dazu beigetragen; aber alle diese Ursachen können wohl kaum größere Verheerungen unter den Söhnen der Wildniß Australiens, als seinerzeit unter den Indianern Amerika's angerichtet haben. In der That trägt in Australien ein ganz anderer Umstand die Schuld an dem raschen Verschwinden der eingeborenen Race, nämlich der, daß die Ansiedlungen der Hirten große Räume Landes für die Herden in Beschlag nehmen und ganze Stämme auf einmal ihrer Opoffum- und Känguru-Reviere beraubt werden.

Das geschieht jetzt noch eben so wie früher und wird an den Grenzen der Colonien stets von Neuem Veranlassung zu Conflicten geben, die erst mit dem Aussterben der Eingeborenen ihr Ende erreichen.

Die Art der Besitznahme von neuen Weideplätzen ist aber auch keineswegs dazu angethan, bei den Eingeborenen irgend eine Sympathie für die Europäer zu erwecken. Denn nicht als Erbe oder durch Kauf wird das Land erworben, sondern nur durch ein allmähliges Zurücktreiben der Eingeborenen. In dem Maße, in welchem sich die Herden vermehren und die weiße Bevölkerung zunimmt, wird ein verhältnißmäßig größerer Raum nöthig und beansprucht, und die eigentlichen Eigenthümer des Bodens werden ohne Vertrag, ohne Handel, selbst ohne Entschädigung, weiter hinein in's Innere gebrängt. Sobald irgend ein frischer Weideplatz zufällig oder durch danach suchende Hirten entdeckt ist, brechen auch schon die Weißen mit ihren Herden auf, ihn in ihren Besitz zu nehmen. Die Regierung gibt ihnen Erlaubnißscheine für die neue Strecke; „Stationen“ werden erbaut und die Eingeborenen aus der Nachbarschaft verjagt. Das Wild wird von den Europäern zusammengehoffen, von ihren Hunden gehezt und niedergerrissen. Die Gräber der Vorfahren des

vertriebenen Stammes tritt der Europäer rücksichtslos mit Füßen, und doch hängt dieses Volk eben so an dem Boden, den es Vaterland nennt, wie andere Menschen. Mit der Vertreibung der Wilden ist es aber noch nicht einmal gethan. Dadurch, daß ein Stamm von seinem Jagdgrunde vertrieben wird, geräth er in Feindschaft mit anderen Stämmen, in deren Gebiet er einzubrechen gezwungen wird, und so beginnt nun auch schon zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen ein Vernichtungskrieg; der eingebrochene Stamm muß nicht nur für seinen Lebensunterhalt, sondern auch für sein Leben selbst kämpfen.

Wen kann es nun wundern, daß sich der mißhandelte Eingeborene an den Schäfen und Kindern seiner Bedrücker schablos zu halten sucht? Eine Herde wird überfallen und ein Theil davon weggetrieben. Darauf vereinigen sich die Aufseher und Schäfer der Nachbarschaft und verschaffen sich eine zeitweilige Ruhe vor den Räubern, indem sie eine Anzahl davon nieder-schießen und den Rest zerstreuen. Zugend ein anderer Schäfer oder Hüttenwächter, der mit der Sache vielleicht gar Nichts zu thun hatte, muß dann mit seinem Leben den ausgeführten Raubzug büßen, seine Hütte wird von den Schwarzen niedergebrannt, er selbst erschlagen. Pferde und Rindvieh, Alles wird zersprengt und der Grimm des Eigenthümers gewedt. Jetzt rüden die Viehzüchter von verschiedenen Bezirken aus, geführt von einem, dem verfolgten Stamme feindlichen Schwarzen, und mekeln nieder, was sie erreichen können. Ganz eben so, wie auf Tasmanien, ist „Vernichtung!“ das

Lösungswort, und gegen die überlegenen Waffen der Europäer können sich die schwarzen Barbaren ohnehin nicht vertheidigen. Wohl haben die australischen Zeitungen mehr als einmal entsetzliche Berichte über solche kaltblütig begangene Mordthaten gebracht, aber die Regierung blieb in der Regel taub, und es gab sogar Polizeidirectoren und angesehene Ansiedler, welche das Vorkommen solcher Thaten rundweg leugneten, so lange es nur ging, d. h. so lange die Verbrechen nicht gar zu himmelschreiend wurden.

Dann und wann drang das Gerücht auch über den Busch hinaus, daß „die schwarzen Bursche wieder einmal eine Dosis bekommen hätten!“ Und in der That sind viele Schwarze dadurch ermordet worden, daß man ihnen mit Arsenik vergiftetes Brot in den Weg gelegt hatte! Man hat die „Dampfer“ gesunden, dieselben geprüft und das Gift darin entdeckt; darauf hat man auch „Untersuchung“ geführt, aber man konnte keine weißen Zeugen finden, und schwarze sind — nach den Gesetzen — nicht zulässig.

Man kann sehr gut zugeben, daß derartige Nichtswürdigkeiten in den letzten Jahren nicht mehr vorgekommen sind; sie sind eben nicht mehr notwendig, denn das Aussterben der Schwarzen geht jetzt auch ohne solche Nachhilfe rasch genug von Statten. Man fängt bereits an, wenigstens Sammlungen ihrer wenigen Werkzeuge, Waffen und Geräthe zu veranstalten, damit später doch noch mühsam eine Spur ihrer ehemaligen Existenz aufgewiesen werden kann!

## Heber Dorfkomödien und Bauernkomödianten.

Von J. A. Kögger.

Giazt hörts amol zua.  
 Wan uns in da Gmoan  
 Is s da Brauch, daß mir  
 Häufti Komödie spieln thoan.  
 Meintswegn in an Sunta;  
 In da Frua steht mar auf,  
 Ma löst sih schön Zeit,  
 Ist a Kasupp'n drauf,  
 Ist bolbirt ma sih stob,  
 Legt sei Feiertagwond on,  
 Stopft a Pfeiferl Tabak  
 Und loandlt davon.  
 Aufn Kirchplog, do plauscht ma,  
 Geh't drauf in die Predi,  
 Und Nochnittog nochha,  
 Do spieln ma Komödie.

So leitet ein feirisches Gedicht die Schilderung ein, die es gemüthlicher Weise von einer Bauernkomödie gibt.

Das vorige Heft dieser Schrift hat uns Einiges von der „Kreuzschule“, dem Passionsspiele der Oberamer-gauer erzählt. Schlichte Bauersleute haben sich der dramatischen Kunst ergeben, und zwar nicht aus Gewinn-sucht, Ehrgeiz, Passion zu ungebundenem Leben, oder wie die Triebfedern heißen mögen, die heutzutage so viele Unberufene dem Theater zuführen; auch nicht der Liebe zu dieser Kunst willen, die Liebe allein wäre hier zu wenig, wie viele Dilettanten gibt es, und ihre schöpferische Kraft ist nichtig! Die Bauern von Oberamergau haben ihr Pfund von anderswo. Ihr Spiel ist ein religiöses Gedächtniß- und Dank-opfer, sie spielen das Leiden und Sterben des Heilands so gläubig, wie der Priester die Messe liest.

Die Mutter der Kunst heißt Be-geisterung, meinetwegen! aber die Groß-

mutter der Kunst heißt Religion. Und von dieser haben es die Oberamer-gauer — ihr Werk entspringt der frommen Einfalt, es ist ein Gottesdienst, in seinem hochpoetischen Wesen auch den blasirten Zuhörer und Bibelspötter mächtig ergreifend.

Wäre hier die Darstellung nicht merkwürdig, so wäre es zum Mindesten der Darsteller. Dieser ist so fromm und einfältig, daß er ganz und gar in seiner Rolle aufgeht, so sehr darin aufgeht, daß er vielleicht auch außer dem Proscaenium in seiner Rolle zu wandeln scheint und zum Mindesten von den Fremden als Petrus, Jo-hannes oder gar als Christus ange-staunt wird.

Selbstverständlich stehen die be-rühmten Volksspiele an der Amer nicht vereinzelt da, aber diese wuchsen als edler, hoher Stamm hervor aus dem Gestrüppe des spiellustigen, zu drama-tischen Darstellungen stets geneigten, an kirchliches Gepränge gewohnten Volkes der Alpen. Im Mittelalter haben sich auch die Klöster ange-legen sein lassen, diese Neigung des Volkes zu cultiviren und haben ihm biblische Stoffe zurecht gemacht zur dramatischen Darstellung und die Leute sagten: „A guati Komödie is ma liaba, wir a Predi.“ Aber die profane Menge hat die kirchlichen Dramen allmählig umgedichtet, daß oft tolle Ungeheuer daraus geworden sind und so haben die Priester diesen Cult nicht mehr unterstützt, sondern unterdrückt. Daher ist im Ganzen die Zeit der Bauern-Komödien vorbei, gleichwohl

in den versteckten Bergdörfern von den Gletschwässern der Schweiz bis zu den klaren Waldbächen der Steiermark hin allfort noch ein wenig Komödie gespielt wird.

Es sind viele Hindernisse da. Erstens sind die Spiele beschränkt auf eine gewisse Jahreszeit. Im Advent, in der Fastenzeit bis zum weißen Sonntage kann zur Darstellung aus der heiligen Geschichte keine Lizenz erteilt werden, weil die heiligen Geschichten allemal in unheilige auszuarten pflegen. Ferner verbietet sich's zu Zeiten, da die Scheunen voll Heu oder Stroh sind, von selbst, da ja die Schauspielhäuser fehlen. Erst im Frühjahr, wenn Garben und Heu dahin sind und zwischen den Bretterfugen die Sonne zur einen Seite hinein, zur andern herausschimmert, kommt die Zeit zum Komödiespielen. Die lustige, die erbauliche, die gräuliche Zeit!

Jetzt sind seltene Gäste da. Grafen und Könige mit funkelnden Säckeltrönen und blutrothen Mänteln gehören noch zu den Gewöhnlichen, es müßte denn einmal ein Wütherich dabei sein, wie der Ezel, der da senzen, brennen, köpfen und spießen läßt, was beim Thalwirth an Lämmern, Schweinen oder Geflügel zu haben ist. Da aber häufig die echten Fürsten kein Geld mehr haben, so kann man's den unechten nicht für Uebel halten, wenn sie „pumpen“ oder beim Wirth am Freitisch sitzen. Der Wirth hat von ihnen ja doch seinen Gewinn.

Mehr Aufsehen im Dorfe, als die Könige, machen jedoch der „bairische Hiesel“, die „Genovefa“ mit ihrem „Schmerzenreich“ und der schauerliche „Gollo“, der „Hans Wurst“, die „Adam und Eva“, der „Lucifer“ und gar der „Gott Vater“. Auch diese Herrschaften haben zumeist Freitisch.

Die seltenen Gäste sind aber nicht weit her. Wer steckt dahinter? Das erzählt uns der Dorfdiöchter:

„Da Nochtwochta spielt in Erzengel mit Muath,  
In Lucifar, den mocht mei Weib so guat,  
Nau, und ih Spiel in Gottvoda;  
In Tod dabei, den gibt da Boda.  
Van boarischen Hiasl spielt n Rauba  
Da Herr Notar Zwid wulta jauba.“

Der Erzengel Michael trägt aber verwunderlicher Weise einen Schnurbart, daher vor dem Beginne die Ansprache: Man möge Nachsicht haben, denn der Schnaubart gehöre nicht dazu, aber man wolle bedenken, so ein Ding wachse nicht so rasch, als es weggeschnitten sei. Am leichtesten zu besetzen sind die Rollen des Adam und der Eva; Leute, die gerne in den Apfel beißen, finden sich immer.

Das Mysteriöse der heiligen Schauspiele ist heute schier verschwunden, hingegen kommt in denselben viel spaßhaftes Element vor. Der Fremde würde Manches für eine Parodie auf die Bibel halten können.

Von einer köstlichen Natvetät sind die in diesen Volksspielen vorkommenden Anachronismen. Das „Krippelg'spiel“ ist die dramatische Darstellung der Geburt Christi. Hier sind z. B. Maria und Josef in steirischer oder tirolischer Tracht, die Hirten von Detlehem reden im steirischen Dialekt, die heiligen Engel singen Almjobler, die heiligen drei Könige schmauchen gemüthlich aus kurzrohrigen Pfeifen ihr Kraut.

„Willt Du auch Tubal han?“ fragt der Schwarze unter ihnen leutselig den heiligen Josef.

„Bedank' mich,“ sagt dieser, „ich nit Tubal rauchen kann.“

Im „Passionspiel“ kommt Judas der Erzschelm zur Thür herein und redet so die Phariseer singend an: „Gelobt sei Jesu Christ, ihr lieben Herrn!“

„In Ewigkeit, Judas, was ist Dein Begehren?“

„Ich will Euch verrathen den Herrn Jesum Christ, der für uns am Kreuz gestorben ist.“



Nach dem Lobe Jesu kommt der heilige Gabriel zum Gott Vater und meldet, daß eben Christus gekreuzigt worden wäre. Gott Vater springt von seinem Throne auf. Da fragt der Engel verwundert: „Ja, ist dem Herrn das etwas Neu's?“

„Hol' mich der Teufel!“ ruft jener, „wenn ich ein Sterbenswörtlein davon weiß!“

Das sind der Proben nur etliche von dieser Art Volksdichtung. Doch wird derlei heute mehr und mehr gestrichen, es ist aber schade d'rum, denn was übrig bleibt, ist oft faßes, inhaltsloses Wortgeklingel, das die Schauspieler nur durch Extemporiren mit allerlei Spaß und Spott zu beleben wissen. Das Würdigste und Ergreifendste ist immerhin das Passionspiel, welches sich textlich an die Evangelisten schließt. Dieses Passionspiel bleibt dem Darsteller stets ein hochheiliger Gegenstand, den er mit frommer Seele erfaßt, ihn vergeistigt und sich in ihm thatsächlich oft hoch über sich selbst zu heben vermag. Da wird die Dorfscheune zum Del- und Calvarienberg und die Darstellerinnen der Maria, der Magdalena sind nicht mehr blöde Bauernmädchen, sie sind Schwärmerinnen und Hellscherinnen und zeigen eine wunderbar ergreifende Frauenhaftigkeit. Christus, zum Ecco homo ausgestellt voll Ergebung und dann vor den Richtern und dann an's Kreuz geschlagen der blasse, edelgeformte Leib, der sein dunkelgelocktes Haupt gegen Himmel hebt: „Vater, in Deine Hände lege ich meinen Geist!“ — und zur Brust neigt: „Es ist vollbracht!“ — wer sähe es diesem Christus an, daß er gestern Abends als übermüthiger Bauernburche im Wirthshause der Liebsten wegen einen artigen Kaufhandel gehabt hat! — Man sieht hier, was edlere Begeisterung auch aus dem rohen Menschen machen kann.

Die Ausstattung ist auch bei den Passionspielen einfach genug; doch ließ sich eine Gemeinde dafür immer-

hin gerne etwas kosten. Es lebte der Glaube, daß in Gegenden, wo des Jahres wenigstens einmal das „Leiden-Christi-Spiel“ aufgeführt wird, die bösen Wetter den Feldfrüchten nicht Schaden thun mögen.

Ferner beliebt sind das „Schäferg'spiel“, „der bairische Hiesel“, der ägyptische Josef“ u. s. w. Die Künstler dazu finden sich stets. Sie leben zerstreut in der Gegend ihrem Berufe und versammeln sich alljährlich ein paarmal zu Proben. In Jahreszeiten, da die Arbeit nicht dringend ist, thun sie sich zusammen und bilden eine kleine Wandertruppe für die nächstliegenden Dörfer. Sie setzen dabei gewöhnlich auch „ihre Sach' zu“, denn die Einnahmen („der Zuschauer gibt, was guter Will', hat er wenig nicht, so geb' er viel“) decken die Auslagen nicht. Selbst der Liebling des Publikums, der Lustigmacher, trägt einen fadensteinigen Rock.

Der Gebirgsbauer ist, wie bereits angedeutet, überhaupt geneigt zu dramatischen Scenen; wo eine lustige Gesellschaft beisammen ist, da wird gerne etwas dergleichen hervorgeholt oder improvisirt. Viele der altberbrachten Gesellschaftsspiele haben dramatische Form (siehe z. B. das „Reistanzspiel“, beschrieben von Dr. A. Schloßfar, „Heimgarten“ IV., 1. Heft); die meisten derselben beschäftigen sich mit religiösen Dingen. Wer das „Bischof einweihen“, das „Lazarusbegraben“ einmal mitangesehen, oder gar eine „Faschingspredigt“ gehört hat, der könnte glauben, diese Leute seien die verbissensten Antichristen, welche Bibel und kirchliche Ceremonie mit Hohn und Spott bedecken. Aber das sie dem Darsteller nicht im Entferntesten ein; er, dessen ganzes geistiges Leben fast nur in den kirchlichen Erscheinungen wurzelt, kennt eben für seine künstlerischen Bedürfnisse kaum eine andere Form, als diese religiösen Gegenstände.

In den Oberamergauer Spielen steht das dramatische Künstlerthum des

Bauers in schöner Vollendung, sonst nirgends mehr. Die tirolischen Passionsspiele halten mit jenen keinen Vergleich aus. Derlei sinkt heutzutage in den Grund. Der Geist der Zeit, oder besser, „der Herren eigener Geist“, der Alles gleich machen will, wie der Tod, duldet keine solchen Abnormitäten mehr. Die Leute, theils gedrückt durch die wirthschaftlichen Zustände, theils aufgeregt oder zerstreut durch allerlei Neuerungen, theils von ihrer Priesterschaft im Saume gehalten, haben keine rechte Freude mehr am Fabuliren und Spielen. Das Fabuliren überläßt man den „Großvaterleuten“, die beim Ofen sitzen, das Spielen den Kindern. Die wirklich Thatkräftigen setzen sich — wollen sie ein Vergnügen haben — in's Wirthshaus zum Kartenspiel oder poltern auf den Regalbahnen, oder verlangetweilen sich den Sonntag in irgend einem Winkel, wo sie die Weine von sich strecken und gähnen.

Und führen ein paar „Conservative“ doch in irgend einer Scheune ihr „Komödie'spiel“ auf, so werden sie von Denen, die abwesend bleiben, verspottet, von den Anwesenden heimlich belächelt oder hell ausgelacht.

„Die aber spotten und lachen, können es selber nicht besser machen!“ sang da in Wensgau einmal der „Narr“ auf der Bühne; da riefen sie ihm zu, er solle den Mund halten, heutzutage brauche man zum Belehren keinen Gemeinde-Narren mehr, es sei sich Jeder selber genug.

Aus diesem Wensgau wäre überhaupt in unserer Sache Manches zu erzählen. Es existirt dort nämlich eine wunderliche Art des „Paradeisg'spiel“, welche sich vorthellhaft von dem landläufigen (im „Helmgarten“, I. Jahrgang, mitgetheilten) Texte dieser Komödie unterscheidet. Ich habe seinerzeit auch in meinen „Geschichten aus den Alpen“ (Gustav Heckenast, Preßburg) Gelegenheit genommen, das Wensgauer Paradeisg'spiel, mit welchem sich eine fröhliche Dorfgeschichte

verbindet, zu behandeln; vorliegende Erörterung erheischt es, daß ich hier noch einmal darauf zurückkomme. Die Geschichte ist charakteristisch in mancher Hinsicht. Daß „Wensgau“ ein erfundener Name ist, mag wohl sein; vielleicht wollen die Leute, die dort noch leben, nicht gern laut gemacht werden.

Wensgau ist gelegen in einem Hochthale der Alpen. Die Bauern von Wensgau tragen silberne Knöpfe an den Westen und silberne Schließen an den Hüften. Und die Bäuerinnen von Wensgau tragen Goldhauben und Sammtjoppen und Taffetschürzen und noch andere sehr werthvolle Dinge. Die Aida trägt heimlich gar ein goldenes Ringlein am Finger.

Wer ist die Aida, weshalb trägt sie das Ringlein? und von wem? und seit wann? Ja, lieber Leser, das ist eben die Geschichte vom Paradeisg'spiel.

Da vom Paradiese die Rede sein soll, so bringt es schon die Sache mit sich, daß wir mit dem Gott-Vater beginnen. Und der Gott-Vater zu Wensgau war der Großbauer Kirchrigler. Er war als Dorfrichter grau geworden. Wohl hatte der Kirchrigler erst seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert, und dennoch hatte er nicht allein schon einen Sohn, der beim Militär war, sondern auch bereits eine erwachsene Tochter. Der Kirchrigler war vor mehr denn sechzig Jahren am 29. Februar geboren. Aber der Kirchrigler behauptet, er hätte von Natur aus noch nicht graue Haare, doch das Richteramt sei so voll Sorge und Kummer, daß hätte ihm kein gutes Haar auf dem Kopfe gelassen. Der Kirchrigler ist das Haupt der Gemeinde. Der Pfarrer ist nur ihre rechte Hand, der Schulmeister ihre linke, der Erzengel-Vater ihr rechter Fuß und der Lucifer-Schneider ihr linker. Die absonderlichen Namen kommen vom Paradeisg'spiel, welches seit undenklichen Zeiten in Wensgau aufgeführt wurde und wobei der Vater den Erzengel Michael und der

Schneider den Lucifer gab. Der Baber kam bei dieser Namensaneignung vortheilhaft weg; denn eigentlich hatte er den Namen Esel-Baber bekommen, weil er, da er schwach zu Fuß war, stets auf einem Esel zu seinen Klienten reitet. Hingegen trägt der Schneider außer seinem schwarzen Bühnennamen den wohlklingenden Titel: „Himmelherrgottschnneider“. Dieser Titel kommt lediglich von seinem Ehrenamte, denn der Schneider ist Kirchenpropst zu Wensgau und hat als solcher die Messgewänder, Fahnen, Altartücher und den „Himmel“ (Walbachin) in gutem Stande zu halten, respective in guten Stand zu setzen. Zwar schafft er nebst solchen göttlichen Dingen wohl auch Weinkleider und Zoppen für gebrechliche Menschentinder, doch ist er zu obigem Titel eines himmlischen Hofschnegers wohl berechtigt, und der Lucifer läuft nur so neben mit her und ergreift bloß einmal des Jahres vollständigen Besitz von dem Schneider, nämlich zur Zeit des „Paradeisg'spiels“.

Dieses Paradeisg'spiel war sehr alten Ursprunges. Es ging die Sage, unsere ersten Voreltern Adam und Eva seien nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese in dieses Thal von Wensgau her veretzt worden, hätten hier gelebt und alljährlich zur Erinnerung an das Paradies ein Spiel aufgeführt, in welchem die Erschaffung der Welt, die Empörung der hoffärtigen Engel, der Paradiesgarten und der Sündenfall dargestellt wurden.

Und so sei das Paradeisg'spiel entstanden und im Gebrauche geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Aufführung fand hier gewöhnlich zur Winterszeit, am zweiten Weihnachtstage statt; da hatten die Mitwirkenden Zeit, sich gebührend vorzubereiten, und die Leute der Umgebung sich in Wensgau zu versammeln.

Der Kirchrigler gab seit vierzig Jahren den Gott-Vater und hatte sich

so lange weiße Locken angeklebt, bis ihm endlich selbst welche wuchsen. Mit solchen Rollen ging es freilich; der Gott-Vater und der Teufel sind nie zu alt und nie zu jung; der Erzengel Michael hilft sich zur Noth mit Schminke; ganz anders aber steht's mit den Hauptpersonen, mit Adam und Eva. Eine und dieselbe Eva taugt nur für ein oder zwei Jahre, dann ist sie verheiratet und ein für allemal keine Eva mehr. Es ist noch nicht vorgekommen in Wensgau, daß eine Eva lebzig geblieben wäre; es liegt auch in der Natur der Sache — Eva im Paradeisg'spiel kam nur die Schönste sein.

Jedes Jahr eine neue Eva, ein neuer Adam; das brachte die Direction, und diese war der Lucifer-Schneider, oft in eine große Verlegenheit.

Für dieses Jahr, von dem die Geschichte erzählt wird, hatte sich der Lucifer-Schneider wohl schon ein Pärchen zusammengesucht. Da war Alex, der Schulmeisterssohn, ein hübscher und lustiger Student, der für die Feiertage auf Vacanz daheim war: und da war Aba, die heitere, bildsaubere Tochter des Kirchriglers. Das war dieselbe Aba, die zuweilen heimlich das goldene Ringlein am Finger trug, so an Sonntagen, wenn ihre Hand keine Arbeit hatte und unter der Schürze sein konnte. An dem goldenen Ringlein hingen, wenn auch unsichtbar, zahllose andere, eine ganze Kette, und das letzte Glied an der geheimnißvollen Kette war wieder ein sichtbares goldenes Ringlein, und das selbe steckte am Finger des Schulmeisterjohnes. Sie hatten es so eingerichtet, und das war der Fehler an dem Wensgauer Gott-Vater, daß er nicht allwissend.

Zum Glücke wußte der alte Kirchrigler von diesem seinem eigenen Fehler nichts und er meinte, es müsse Alles geschehen, wie er es wolle und nicht anders. War er doch Richter und Gott-Vater seit vierzig Jahren.

Heute, es war ein Sonntag-Nachmittag im Advent, saß der Kirchrigler in seinem Stübchen und blätterte in der Bibel. Seine Tochter war in der Christenlehre.

Draußen vor der Thür klöpfelte sich Jemand den Schnee von den Schuhen. Der Lucifer-Schneider trat ein: „Gelobt sei Jesus Christ! — Fleißig, fleißig, Kirchrigler?“

„Swar nit gar recht viel, nur daß ich ein wenig in's Büchel gud'. — In alle Ewigkeit, Amen! — Steigst auch daher, Schneider?“ so entgegnete der Alte und legte seine unbändigen Augengläser zwischen die Blätter.

Der Angekomme, ein schlanker, hagerer Mann mit einem blonden Spitz- und Badenbart, setzte sich so gleich zum Tischchen. „Der Pfarrer soll sich den Chorrod selber über den Kopf streifen, wenn er mit seiner Christenlehr' fertig ist!“ sagte er. „Unserins hat jetzt anderweitig zu thun. Der Wirth-Franzel läßt schon die Tanzstuben ausräumen, der Schulmeister den Engelmarsch einüben, der Bader malt ein neues höllisches Feuer; keh' die Hand um, werden die Weihnachten da sein, und ich hab noch keinen Adam und keine Eva. Kirchrigler, ich kann Dir nit helfen, Deine Tochter muß her — den Adam will ich nachher schon aufstreiben.“

Der Richter hatte es gehört und trommelte mit den Fingern auf dem Buchdeckel. Er trommelte einen Marsch, und als er ihn ausgetrommelt hatte, schloß er die Finger gemächlich in die Faust hinein und hob ein wenig den Brautopf. „Schneider,“ sagte er bedächtig, aber mit einem Tone, der den Director nicht allzuviel hoffen ließ, „das Parabeisg'spiel ist in Rechten und Sitten aufgetommen, und ich halt' was d'rauf und ich den', so lang ich der Gott-Vater bin, wird der Namen Gottes nicht eitel genannt werden bei unserm ehrsamem G'spiel. Der Erzengel Michael hält sich gleich-

wohl auch brav; über den Lucifer läßt sich auch nichts Uebles sagen, nur thußt mir mannigsmal die Zungen ein wenig zu viel hervor. Das darf nit sein, Schneider; der Lucifer ist ein Engel Gottes gewesen, und ist er gleichwohl durch seine Sünd' häßlich geworden, so lese ich doch nirgenbs in der heiligen Schrift, daß er deswegen die Zungen heraushängen hat lassen. Nachher, Schneider, thußt mir auch mit der glühenden Ketten ein wenig zu viel herum, daß man oft sein eigen Wörtel nit versteht. Nur daß ich Dir's sag', kannst es dessentwegen halten, wie Du willst, machst sonst Deine Sach' recht brav. — Ist so weit Alles in der Ordnung, — bis auf die Adam und Eva, das aber ist Dir ein leichtsinnig Volk! Weist ja, wie er allfort Gallotria treibt, wie er sie halt. Freilich, 's ist so das alt' Hertommen, und man kann's nit ändern, darf's nit ändern, jedochhalben meine Tochter geb' ich nit her dazu.“

„Wenn ich aber einen recht sittsamen Adam thät wissen?“ bemerkte der Schneider.

„Ist der Adam wie er will, meine Tochter geb' ich nit her!“

„Aber Eine muß doch wohl sein, Nachbar. Und wenn ich, so was man sagt, der Spieler = Hauptmann bin, so kann ich doch hergehen und kann Dich anreden: Gott-Vater, jetzt aber gleich auf der Stell erschaff' mir eine Eva!“

Der Dorfrichter lächelte ein wenig, fuhr dann aber gleich wieder ernsthaft fort: „Na, na, Schneider, geschaidterweise; wenn Ein's auch das Gallotria nit abbringen kann und das Halsen, und was noch so mitgeht, und was die jungen Leut leicht auf zeitlich und ewig verführen kunn', so läßt sich das Ding doch anders machen. Und so sag ich Dir Eins, wenn ich Dir nit Zwei sag': Meine Aida kannst haben als Adam; für eine Eva dazu sorgst Du; nachher sollen sie machen all Zwei, was sie wollen.“

Jetzt trommelte der Schneider. Und als er eine Weile getrommelt hatte, stand er auf und sagte: „Wie Du meinst, Richter. Wenn, da wir's vierzig Jahr' in Fucht und Ehren mitgemacht haben, jetzt das alt' Herkommen auf einmal nit mehr fittsam genug ist, so — — und daß g'rad Deine Tochter um so viel besser als wie Andere, daß — — und Du glaubst, daß Einer mit so zwei Mädeln als Adam und Eva vor der Leut' Augen Wohlgefallen findet, wem — — je nu, meinewegen.“

„Schneider,“ versetzte der Kirchrigler darauf, „verdrießlich darfst mir deshalb nit werden. Einer so heiligen Sach' wegen heben wir keine Feindschaft an, und ob der Adam so ein Halterbub, oder ob's ein Mädell ist, das wird den Leuten jußt gleich sein.“

„Glaub's nit,“ entgegnete der Schneider, „will aber sehen, ob's geht; ich thu', wie ich kann; und Dank Dir Gott, daß ich mich auf Deine Tochter verlassen kann, so oder so. — Gelobt sei Jesu Christ!“

Der Schneider war fort. Der Dorfrichter schmunzelte ein wenig. So hatte er wohl auch das durchgesetzt, seine Tochter konnte mitspielen und war ungefährdet. Mit sich zufrieden, zwickte er die Augengläser auf die Nase, schlug das Buch auf und sein Auge fiel auf den Vers: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen formen nach unserm Ebenbilde. Und Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde. Als Mann und Weib erschuf er sie.“

Da kam Aba von der Christenlehre heim. Sie war hold und frisch, ein aufblühendes Kösslein mitten im Winter. Als sie durch die Stube ging, hatte sie die rechte Hand verborgen unter der Schürze.

„Nu, Mädell, was hat er heut' gesagt?“ fragte der Alte.

„Zum Kammerfenster thät er mit kommen —“

„Wer, der Pfarrer?“

Der Schreck stieß dem Mädchen schier das Herz ab in diesem Augenblicke. O Gott, sie hatte an ganz jemand Andern gedacht, wie Ein's nur so gedankenlos was daherreben kann.

„Nu, weißt es schon,“ fuhr der Vater fort, „in's Paradeisg'spiel kommt heuer hinein. Nicht Dir ein weißes Höselein zusamm'!“

Aba war verwirrt; sie glaubte den Vater nicht verstanden zu haben; ein weißes Höselein trug in diesem Spiele doch nur der Adam.

Dem Schauspieldirector selbst lag daran, daß er den Leuten bewies, der liebe Gott sei ein Schneider gewesen und habe gleich die ersten Menschen mit einem neuen, schneeweißen Leinenanzug bedacht. —

Die Zeit nahte. In der großen Tanzstube des Wirth-Franzel wurden Proben gehalten; allein der Kirchrigler ging nicht zu den Proben; er wußte seine Rolle auswendig von Wort zu Wort, er war seiner Sache sicher. Er kümmerte sich auch sonst nicht um die Vorbereitungen, nur Aba frug er ein paarmal, wie der Adam gehe. Nun, der ging gut; eine Eva war auch gefunden, und so übten sie sich Tag für Tag, und dann kam St. Michael mit dem flammenden Schwert und trieb sie hinaus von der Bühne und hinein in die Kumpellkammer zu den alten Pferdegeschirren und zum rostigen Eisen.

Der Lucifer-Schneider und der Erzengel-Bader waren unermülich thätig. Es galt neue Decorationen aufzustellen und neue Costüme zu bereiten. Für St. Michael war aus dem Kreisbüttchen eine Feuerwehraube verschrieben worden. Zu einem Schilde wurde ein mächtiger Blechhasenbedel tauglich gemacht, auf welchen der Bader mit rother Farbe den „ süßen Namen“ malte.

Der Schulmeister drillte seinen Chor, denn es sollte sowohl Gesang bei offener Scene als Musik in den Zwischenacten sein. Der Adam selbst

hatte im Paradiese eine Hymne und zwei Vierzeilige zu singen, und dazu kam ihm Ada's liebliche Stimme wohl zu Ratten.

Die Tochter des Dorfrichters war ja Kirchenfängerin zu Wensgau, und auf ihren holden Tönen glitten an den Sonn- und Feiertagen die gottseligen Gedanken aller Männer und jungen Bursche in den Himmel hinein. Wenn oben gesagt worden ist, wer den Kopf und die Glieder der Gemeinde vorstellte, so muß hier nachgetragen werden, wer ihr Herz war. Und das Herz der Gemeinde, an das sich all das junge Blut heranbrängte und von dem aus alles Gute und zarte kam, war Ada, die Kirchenfängerin, die allgeliebte und viel umworbene Tochter des Dorfrichters.

Alex, des Schulmeisters Sohn, hatte drin in der großen Stadt viele Mädchen gesehen, aber keines war ihm in seinen Studien so hinderlich, als Ada von daheim. Es ging mit sonderbaren Dingen zu, in allen Büchern und Schriften, aus denen der strebsame Student mathematisches und technisches Wissen schöpfen wollte, war Ada, die Dorfrichters-Tochter. Er hatte einmal in den Ferien auf dem Chore ihren Gesang mit der Geige begleitet, und seither begleitete seine Seele das Gedenden an sie auf allen Wegen.

Dann hatten sie die Ringlein getauscht und — doch jetzt ist das Christfest da und der Tag zum Paradeisg'spiel, jetzt ist keine Zeit für solche Geschichten.

Schon am Christtage Abends kamen Weiber und Kinder aus den Nachbarorten an und nahmen Herberge in Wensgau bei Bekannten und Verwandten.

Nach dem Segen in der Kirche schleppten die Musikanten Pauken und Trommeln, Bassgeigen und Blechinstrumente in das Wirthshaus. Wer aber sonst auf den Tanzboden wollte, der wurde zurückgewiesen. Es war die

Generalprobe und Adam und Eva spielten in ihrem neuen Costume.

Der Kirchrigger ging, eine Pfeife rauchend, die Dorfgasse auf und ab. Er wollte zeigen, daß er nicht einmal auf die Generalprobe ansehe, daß der Gott-Vater bereits in sein Fleisch und Blut übergegangen sei. Dann setzte er sich in das Saßzimmer zum Herrn Pfarrer und redete mit vielbedeutendem Kopfnicken davon, wie das wohl was Großes und Ehrenbes sei für Wensgau, daß das Gedenden an die ersten Tage und Dinge der Welt alljährlich so würdig begangen werde. — „Das wird Einer nirgends so finden und da mag Einer gehen schon gleich so weit als er will. Und wollten sie das Paradeisg'spiel auch wo anders aufführen, so dürfen sie's gar nit, der Bischof erlaubt's nit, gelt? — weil's halt nirgends so schön und feierlich g'halten werden thät, wie da bei uns in Wensgau.“

Deß stimmten wohl Alle ein, die an den Tischen herum saßen.

Der andere Tag begann in neuer Erwartung. Der Vormittags-Gottesdienst war kurz und theilnahmslos, der nachmittägige Segen fand gar nicht statt.

Mit lustigem Geschelle kamen Schlitten von den Nachbarbüchern und von weiter her, und die Gaststuben des Wirthshauses füllten sich, und endlich drängte sich Alles über die Stiege hinauf in den großen Tanzboden.

Der Eintritt war frei. Vor Jahren fiel es einmal dem Krämer Louis ein, man könne ja zum Paradeisg'spiel Eintritt zahlen lassen, das gebe gewiß eine bedeutende Summe, womit man einen großen Theil der Gemeindegeldauslagen bestreiten könne. Auf diesen Vorschlag entgegnete der Dorfrichter: „Sind wir denn eine Bettelkomödianten-Gemeinde! Das alte, ehrwürdige Herkommen, das Erbe von unsern Vorfahren für Geld verschachern! Das wär' doch ein ewiger Schandfleck für Wensgau! So ein Krämerjud' thät gar den Adam und die Eva im Pa-

rabeis verkaufen und den lieben Herrgott noch dazu!“

Der Lucifer-Schneider stieß den Krämer heimlich, daß er still sein möge, und so ist Thür und Thor zum Parabeisg'spiel offen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Vor Allem waren alle Dorfsthühle und Bänke versammelt auf dem Tanzboden des Wirth-Franzel. Gegenüber von der Thür ging ein dunkelrother Vorhang nieder, auf welchem verschiedenartige und planlose Flecken und Fliden wohl das Chaos versinnlichen sollten, das vor der Schöpfung herrschte. Durch ein paar Dachfensterchen fiel noch ein wenig Tageslicht, doch waren die zwei Kerzen nicht überflüssig, die vor dem Vorhange brannten und unter der Aufsicht zweier Jungen standen, die mittelst eines weißen Schirmes je nach Bedarf Licht und Schatten auf die Bühne bringen sollten.

Unmittelbar hinter diesen Kindern des Phöbus kamen die Jünger Polyhymnia's — der Schulmeister mit seiner singenden, klingenden Schaar. Und an diese drängte sich, nach möglichst vortheilhaften Plätzen ringend, das Publikum in Haufen.

Zur selben Stunde noch schleppten drei bereits halbcostümirte Männer eine bauchige Getreibewindmühle durch den Zuschauerraum und hinter den Vorhang. Kein Mensch wußte, wozu hier dieses Geräthe dienen sollte, nur der alte Schuster Wenz behauptete, die Windmühle brauche der Gottvater zum Windmachen, und den Wind zum Wettermachen, und aus dem Wetter entstände Luft und Wasser und Alles, und nicht das Wort war im Anfange, sondern die Windmühle.

Der Zuschauerraum hatte sich gefüllt und man war halb und halb zur Ruhe gekommen; die Leute flüsterten erwartungsvoll oder machten gar heimlich Späße, oder schwiegen. Der Herr Pfarrer und die Vornehmer aus den Nachbarschaften saßen in der vorbersten Bank; die

Großen von Wenzgau waren noch kaum gesehen worden; ihre Thätigkeit war ja hinter dem Vorhange. Der Kirchrigger war noch gar nicht da, und die Musikanten hatten schon den dritten Marsch gespielt, als er, in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt, durch den Saal schritt. Alles drängte sich, ihm eine Gasse zu machen; Viele grüßten, die Meisten blickten ihn still und ehrfürchtsvoll an; er sah weder nach links noch nach rechts, er fühlte bereits den Gottvater in sich, und unter dem eng zusammengezogenen Mantel trug er den langen, weißen Bart und das göttliche Kleid. Er hatte sein Costüme zu Hause, zog sich stets zu Hause an; es schien ihm entwürdigend, bei den Andern in der Garderobe sich vorzubereiten. Er mußte sich immer und allerorts als ganz und vollständig zeigen, seiner erhabenen Rolle wegen sowohl, als wegen seines Dorfrichteramtes.

Hinter dem Vorhange klingelte es, da schwieg die Musik. Es war lautlose Stille, die Rückwärtigen standen bereits auf den Beinen und dehnten ihre Häse.

Es klingelte wieder, und der Vorhang schrumpfte nach aufwärts zusammen.

Den Augen der Zuschauer bietet sich nichts Geringeres dar, als der Himmel. Der Hintergrund ist blau und mit Sternen besetzt; vor demselben steht der goldene Thron Gottes, er ist leer, aber drei Kerzen brennen an seinem Fuße. Ganz im Vordergrund auf Wolkenballen liegen mehrere kleine und erwachsene Engel in Strumpfhosen und mit goldenen Flügeln an den Schultern. Einige schnarchen, Andere erwachen eben, richten sich halb auf und reiben sich die Augen.

„He!“ schreit Einer, „heut' ist blauer Montag; wer nit aufstehen will, der bleib' liegen!“

Ein Anderer: „Wenn's der Gottvater sieht, so werden wir unsere Fetten kriegen.“

Der Erste: „Der Gott Vater ist heut' nit zu Haus, der ist auf die Ster gegangen aus; der ist gegangen die Welt erschaffen, und will mit Himmel und Erden noch bis Samstag fertig werden.“

Alle erheben sich in toller Freude: „Nachher haben wir nicht vonnöthen, den ganzen Tag zu singen und beten, nachher laßt uns jubiliren und musciren und hallobdiren, und schieben wir geschwind die Wolken zusammen, daß wir einen schönen Tanzboden kriegen, in alle Ewigkeit, Amen.“

Der Erzengel Lucifer tritt auf mit goldenem Spieß und Schild und schwarzen, fliegenden Haaren; das Antlig ist scharf und dämonisch, obwohl man hinter der kühnen Malerei das harmlose Gesicht des Schneiders nicht ganz vermischt.

Der Erzengel Lucifer: „Da habt ihr Recht, ihr englischen Brüder, tanzet und spielt und singt lustige Lieder. Wenn ich Euer Herr und Gott-Vater wär': alleweil lustig thäten wir sein, gebrat'ne Hendln und den besten Wein und Feigen und Sibeben wollt' ich Euch geben. Aber der alte Herr ist ein Brummbar, der kiefelt alleweil an seinem weißen Bart —“

Und so geht es fort. Lucifer zettelt gegen Gott-Vater eine Empörung an. Als Zwischenspiel kommt ein englisches Knäblein dahergeflattert und erzählt mit geflügelten Worten die Geschichte der Schöpfung und wie „mitten im Parabeis steht ein einsichtiger Mann, der mag sich die Zeit nit vertreiben, eine Ripp' hat er, die er nit brauchen kann, damit thut ihn Gott-Vater be-  
weihen“.

Aber der Aufrstand wächst, denn Lucifer verspricht auch den Engeln im Himmel daselbe, was Gott-Vater im Paradiese dem Einsichtigen thut, und da entsteht ein wildes Gesehle; eine schrille Musik fällt ein und Lucifer setzt sich stolz auf den göttlichen Thron.

In demselben Augenblicke hört man ein dumpfes Donnern, die Lichter

am Throne verlöschen und im Hintergrunde zeigt sich im Glanze mit wallendem Haar und Silberbart hoch und hehr — Gott-Vater. Er steht auf Wolken; er ist gehüllt in ein weißes langes Kleid, sein Haupt strahlt, sein Auge leuchtet, aber er spricht noch kein Wort; langsam erhebt er seine rechte Hand und winkt. Da erwacht von neuem das Donnern — es ist das Rollen der Windmühle; es blitzt, denn die zwei Lichtnaben vor der Bühne säkeln mit ihren Schirmen. Da naht der Erzengel Michael mit dem flammenden Schwerte, dem Hafenedelschild und der Feuerwehrhaube, und verstoßt Lucifer mit seiner aufständischen Schaar aus dem Himmel in die unterste Hölle. Dann setzt sich Gott-Vater auf seinen himmlischen Thron und begrüßt mit tiefer, grollender Stimme, die durch den Bart fast erstickt wird, seine Getreuen, und verkündet, daß „die Welt fertig mit Sonne, Mond und Stern', und morgen ist Ruhetag, der Tag des Herrn!“

Da singen die Engel im Chor: „Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohn, und dem heiligen Geist im höchsten Thron; Lob und Preis sei der heiligsten Dreifaltigkeit von nun an bis in Ewigkeit.“

Damit schließt der erste Act.

Manch' Knäblein oder altes Weiblein unter den Zuschauern hat während des Spieles vor Nührung geweint, oder wohl auch gekichert über das Treiben der Engel, über so manch' spaßhaftes Wort, das im Himmel gesprochen worden. Nun sind sie Alle wieder ruhig und in neuer, andächtiger Erwartung. Wieder spielt die Musik, wieder tönt das Klingeln, und wieder schrumpft der Vorhang zusammen nach aufwärts.

Adam steht mitten in den Rosensträuchen des Paradieses. Er hat ein schneeweißes Beinkleid und ein kurzes Zäckchen an. Das junge Gesicht ist wie Milch und Blut, die blauen Augen lächeln so unschuldig, die dunkeln Locken wallen lose über die Achseln



nieder. Es ist ein schöner Jüngling, man merkt es gleich, daß ihn der liebe Gott selbst erschaffen hat als Musterbild für die Tausend und Millionen Andern.

„Das ist die Ada, des Kirchriglers Ada!“ flüstert Alles. Wer wird aber nun die Eva sein?“

Adam singt zuerst, dann spricht er laut mit sich selbst, und nennt die Blumen und Früchte, die um ihn sind, und eine Anzahl Thiere. Man hört verschiedene Vogelstimmen, den Kukuk, die Amsel, die Wachtel, den Finken; man hört aus der Ferne das Bellen der Hehe; man hört das Rischen der Schlangen, das Weifen der Habichte; man hört das Säufeln des Windes in den Gebüsch und das Rauschen eines Wasserleins.

Adam treibt Spiele mit den Blumen; er zerfrittert ein Maßliebchen, rupft die Blüthenblätter aus und sagt dabel: „Soll ich? soll ich nicht?“

Da theilt sich plötzlich ein Rosenbusch, Gott-Vater steht da und ruft: „Adam, bist Du allein, wo ist die Eva Dein?“

„Herr, sie schläft dort hinter dem Strauch, ich weiß nicht, soll ich sie wecken auf.“

„Wenn sie schläft, so laß sie schlafen, sie wird dir schon noch geben zu schaffen. — Adam, ich bin da als Dein Herr und Gott, und daß ich mich überzeug' von Eurer Treu', so trag' ich Euch auf ein Gebot. Siehst Du, dort am Wiesenbaum, Adam, steht ein Apfelbaum. Davon müßt Ihr kein Äpflein brechen, die Stengel thun stehen, die Frucht ist der Erkenntniß Sam', der Unschuld Tod und des Lebens Noth, die thät Euch schauderlich machen erbrechen.“

Adam verspricht, daß er schon aufpassen werde. Hierauf gibt ihm Gott-Vater noch einige väterliche Lehren, die in diesem Falle eigentlich mehr auf die Dorfjugend im Allgemeinen gemünzt sind, als auf den durchwegs noch harmlosen Adam.

Die Thierstimmen schweigen, man hört wieder den Engelchor und Gott-Vater verschwindet hinter dem Rosenbusch. Nun geht Adam dennoch, die Eva zu wecken; man hört sie flüstern hinter dem Strauch. Der Vorhang fällt.

Da tritt jetzt der Lucifer-Schneider zum Gottvater und indem er sich für seine nächste Scene zwei Hörner am Haupte befestigt, sagt er: „Kirchrigler, weil's schon spät wird und Du's nit gewohnt bist, so lang im Wirthshaus zu bleiben, und Du etwa gerne nach Haus gingst, weil Dein Weib, hör' ich, auch nit ganz wohl ist, so spiel ich im letzten Act Deinen Auftritt, wenn's Dir recht ist; es sind nur ein paar Worte zu sagen, und ich hab' selbunter sonst auch nichts mehr zu thun.“

„Ich spiel' meine Rolle, wie's der Brauch,“ entgegnete der Kirchrigler.

„Deine Tochter thät ich Dir nach dem G'spiel schon in's Haus begleiten,“ sagte der Schneider.

Da sah ihn der Bauer befremdet an: „Was hast denn? Ich spiel' meine Rolle wie's der Brauch!“

„Rechtschaffen schön, Dorfrichter,“ versetzte der Spielhauptmann etwas verwirrt, „aber — wenn was sein sollt', weißt, übel aufmessen thu' mir's nit; ich hab mir einzig nit anders zu helfen gewußt — und das müßt bedenken, ich hab' gethan, wie Du's hast haben wollen.“ Die Hörner saßen fest, es klingelte, der Schneider eilte davon; der Gott-Vater sah ihm nach und schüttelte seinen eisgrauen Kopf.

Der Vorhang zuckt krampfhaft empor, da geht eine Bewegung durch das Publikum. Der Rachen der Hölle hat sich vor ihm aufgethan. Ueberall ist schwarzer Rauch, sind blutrothe Flammen, Drachen, Kröten und andere Unthiere, phantastisch gemalt von dem sehr talentvollen Erzengel-Vater. Mitten in der Hölle steht eine schraubende Esse und eine glühende Fleischbank mit Haken, Zangen und Messern. Von allen Seiten hört man heulen und

zähnlappern, und die Lichtjungen vor der Bühne haben die weißen Schirme gegen rothe verwechselt. Unter fürchterlichen Misttönen trappelt nun eine Schaar von Teufeln heran, mitten unter diesen der Fürst der Hölle, Lucifer, der sich sofort auf seinen Thron, die glühende Fleischbank, setzt. Er sieht ganz anders aus, als weiland im Himmel; die Farbe seines phantastischen Anzuges ist tohlschwarz und blutroth, um die rollenden Augen ziehen sich ein par schwarze Ringe, und um das wüste Haar mit den wildragenden Hörnern schlingt sich eine goldene, scharfgeackte Krone. Die linke Hand schleppt eine mächtige Kette, die rechte hält als Scepter eine dreispießige Ofengabel.

Die Teufel umschwärmen seinen Thron und bedrängen ihn, sein im Himmel gegebenes Versprechen zu halten: „Verbrannt sind die Hendlin, im höllischen Feuer gebraten, der Wein ist hier auch nicht gerathen, 's ist eine viel zu heiße Zeit, und verdorben ist uns alle Lustbarkeit.“

„Der Alte, Eisgraue oben ist Schuld,“ entgegnete der Lucifer mit rauher, schraubender Stimme, „aber nur Geduld, Leuten, nur Geduld; gibts schon in der Hölle nichts zu lachen, so fahen wir in's Paradies, dort lebt ein Männlein und ein Weiblein, die sollen uns Unterhaltung machen. — Die Eva ist die Aepfel gern.“

Nun wird der Beschluß gefaßt, das Menschenpaar im Paradiese zu verführen. „Wer kann gut kriechen, hat eine glatte Haut und schmeichelnde Augen? — „Ich Herr!“ rufen Alle. — „So mag wohl Einer als Schlange taugen. Leicht braucht sich Einer nit viel zu strapazir'n, die Eva läßt sich gern verführ'n.“

Zuweilen hüpfst ein leichtfüßiger Lustigmacher hervor und gibt Schwänke zum Besten, die sogar zweideutige Anspielungen auf mißliche Gemeindefustände zu Wensgau enthalten. Soll

nicht sein das, und der Gott-Vater in seinem Winkel ist sehr ärgerlich darüber. Mit dem Schneider wäre er heute zufrieden, der hütet sich sorglich vor aller Uebertreibung. — Ein recht braver Teufel diesmal, sagt er zu sich selbst, aber den Lustigmacher häßt' ich gute Lust davon zu jagen.

In der Hölle wird noch eine Weile Spectatel getrieben. Im Vordergrund ist ein Teufelchen, das rührt in einem Kessel Schwefel und Pech durcheinander und denkt sich dabei die sieben Todsünden aus. Und wie es sie fertig hat, theilt es dem Höllenfürsten seine Erfindung mit. Lucifer entgegnet: „Deine Erfindung wird werden probirt bei den Menschen auf Erden, und schlägt sie ein, so sollst Du in der Hölle mein Minister sein.“

Mit einem fürchterlichen Lobgesang auf den Höllenfürsten schließt der Act.

Das Publikum ist sehr befriedigt und Alles, auch der Theil, der die Komödie schon ein duzenmal mit angesehen, ist gespannt auf den „Ausgang“. Die Burschen interessiren sich sehr für die bisher noch räthselhafte Eva; Andere freuen sich auf die Schlange und auf die Aepfelgeschichte, und die ältern Männer und Weiber harren der Scene, wo Gott-Vater im heiligen Zorn den Adam ruft, den Fluch des Elends und des Todes ausspricht, und wo St. Michael kommt und das gefallene Menschenpaar, das nun mit Schrecken die Blößen bemerkt, die es sich gegeben, aus dem Paradiese treibt. Dann kommt zuletzt noch in biblischer Darstellung das Thal von Wensgau, in welchem die Verstorbenen, Adam und Eva, sich ein Haus bauen — das erste Haus zum Dorfe Wensgau!

Gott-Vater rüstet sich hinter seiner Leinwandblache zur großen Scene. Der göttliche Zorn wird ihm heute nicht schwer werden, denn nicht allein die Anzüglichkeiten des Lustigmachers haben ihn verstimmt, sondern viel mehr noch ein kleiner Verstoß, den er

selbst im Spiele gemacht. Er hatte statt Adam einmal Aha gesagt und dadurch unter den Zuschauern ein Gelächter erweckt; er trug das m wohl durch einige hm! hm! nach — aber es war und blieb fatal, und einem Gott-Vater wie der Kirchrigler'sche sollte so etwas nicht passiren.

Nun kam der Erzengel Michael von der eigentlichen Garderobe auf Gott-Vaters Seite herüber, denn das war die himmlische, von wo aus die Beiden aufzutreten hatten. Der Richter zankte noch mit dem Vater der Feuerwehraube wegen, die er nicht für passend fand, als sich der Vorhang aufthat.

Das Paradies mit dem Rosengarten und in der Mitte ein Apfelbaum. Wieder die Thierstimmen und das Wasserrauschen. Adam und Eva treten, sich umschlingend, auf. Die Eva ist eine schöne, schlanke Gestalt in einem zarten, weißen Ueberwurf; ihre Wangen sind blüthenroth, ihre Locken sind blond, und ihre dunklen Augen blicken innig und sehnsuchtsvoll dem Adam in die seinen.

Die Zuschauer sind überrascht — das ist ein ganz fremdes Mädchen, kein Mensch kennt es. Der Gott-Vater guckt wohlgefällig zwischen den Tuchwänden hervor.

Eva steht still und blickt gegen den Apfelbaum. Adam will weiter: „Komm, meine Süße, es singen die Vöglein, wir wollen mit ihnen loben den Herrn!“

„Adam, ein Frühstück hatt' ich gern,“ entgegnet Eva. Der Kirchrigler knust ein wenig über die schöne, fast männliche Stimme.

Eva fährt fort: „Ei, schau, lieber Mann, wie sind die Äpfel so weiß und roth!“

„D komm' mit mir, es ist ein Verbot! Wer von diesem Baum genießt, der ist den Tod.“

„Das konnt ich nit glauben auf alle Mittel und Weis'.“

„Gott hat's selber gesagt, ihm sei Ehr' und Preis!“

„Aber wenn ich Dich bitt', wenn ich Dich gar schön bitt', ich weiß, Adam, so versagst mir's nit!“

Der Dorfrichter hinter den Vorhängen spitzt die Ohren und macht immer größere Augen. Das Ding kommt ihm jetzt gar nicht richtig vor.

„Stehst Du,“ fährt Eva fort, „da oben die schöne Schlangen! die thut uns ein Äpfelchen brocken.“

„D Eva, liebste Eva mein, laß Dich mir nicht fangen!“

„Die Schlange lacht so süß herab.“

„D Eva, liebste Eva mein, so laß Dich doch nicht verlocken!“

„Und wenn ich Deine liebste Eva bin —“ sie blickt den Adam schmachtend an.

Dem Dorfrichter geht es heiß und kalt über den Rücken. „'s wär doch aus der Weis',“ murmelt er, „wenn er's richtig thät sein.“

„Und wenn Du meine liebste Eva bist,“ sagt Adam, „so laß ich Dich nimmer verderben.“

Da lispelt die Schlange: „D esset, Ihr Kinder, esset die Frucht, Ihr werdet deswegen nit sterben.“

„Und wenn ich Deine liebste Eva bin —“ versetzt diese wieder und neigt sich zu Adam, und ihre Lippen berühren die seinen.

„Du Lotter, Du Schulmeisterischer!“ fährt jetzt der Kirchrigler los, reißt dem Erzengel das rothe Schwert aus der Hand stürzt mit demselben wüthend auf die Bühne: „Ist mir das eine Art, Ihr nichtsmüthig Volk! Auseinander! Ich leid's nit, und eher hau' ich das ganze Paradies'spiel zum Teufel!“

Die beiden jungen Leutchen fahren erschrocken in die Kumpelkammer hinein; im Zuschauerraum ist eine mächtige Unruhe, ein Geflüster und Gelächter und bald darauf ein gellendes Gelächter.

„Wart' Schulmeisterhub! Wart', Du Himmelherrgotts-Schneider, Dir

meß' ich's!" ruft der Erzürnte und poltert den Fliehenden nach. In demselben Augenblicke werden die Lichter ausgeblasen; da sitzt der Gott-Vater im Finstern an die Windmühle, an den himmlischen Thron und an die höllische Fleischbank, an alles Mögliche, und die Bedrohten gewinnen Zeit sich in Sicherheit zu bergen. —

Die Komödie war aus; sie war noch nicht aus, aber sie war aus.

Es war ein unsägliches Geheß und Gelächter im Dorfe Wensgau. Der Gott-Vater war vernichtet für immerbar, allein dieser Umstand sollte der Herrlichkeit des Dorfrichters nichts anhaben.

Der Kirchrigler hatte in derselben Nacht kein Stünlein geschlafen, und am andern Morgen noch vor dem Frühstück ließ er seine Tochter zu sich beschreiben.

„Hast mir eine saubere Ehr' gemacht gestern!" fuhr er sie an; „hast es brav heimlich gehalten, was Du für eine Eva sollt'st haben; und das ganz' Dorf, die halb' Welt hat's gestern gesehen, was Du für ein leichtsinnig Ding bist — nit so viel (er zeigte auf die Spitze seines Fingernagels), nit so viel besser wie die Andern. — Dirn', ich straf' Dich! — Ehr und Rechtschaffenheit muß sein in meinem Haus, und was unrecht ist geschehen, das soll zu Rechten werden. Heiraten mußt ihn, den Schulmeisterischen!"

„Jesus Maria, Vater!" rief das Mädchen und fiel dem Alten um den Hals, „ich dank' Euch zu tausendmal.“

„Was," sagte der Alte, einen Schritt zurücktretend, „Du willst ihn heiraten, den Bettelstudenten, den Stadtpagen! — Du die einzige Tochter des Kirchriglers von Wensgau!"

„Aber auch Alex ist mein einziger Sohn," rief die Stimme des Schul-

meisters durch die halbgeöffnete Thür herein, und nun kam gar der Schulmeister selbst festtäglich gekleidet nach, und an seiner Seite der Pfarrer und der Schneider. „Mein einziger," fuhr der Schulmeister fort, „für den ich meinen ganzen spärlichen Erwerb eingesetzt habe, daß er was Rechtes hat lernen können. Gott sei Dank, fleißig, brav ist er geblieben. Die Studienzeit ist für ihn nun zu Ende; gestern erhielt er das Anstellungsdecret als Ingenieur bei der neuen Eisenbahn. Kirchrigler, ich bin hier, daß ich Euch für meinen Alex um die Hand Eurer Tochter bitte.“

War ein Ausweg? Hatten sie es nicht gehört, wie er zu Ada rief: „Heiraten mußt ihn!"? — Zudem wird sein Hans halb vom Militär zurückkehren und Haus und Hof übernehmen; der bildet sich zuletzt gar was ein auf seine Schwester, die Frau Ingenieurin.

Der Dorfrichter ließ den drei Herren Wein und Brot bringen, aber er sagte nicht Ja.

Er sagte aber auch nicht Nein. Er sagte: „Wollen schon noch reden davon. Daß ich der Sach' nachgerade entgegen wär', dasselb' ist just nit. — Dir, Schneider, aber sag ich's: Das letztemal ist's g'wesen; das Paradeisg'spiel wird nit mehr aufgeführt!"

„Hi, hi, jetzt erst recht!" lächelte der Lucifer-Schneider.

Er hats aber anders gemeint. Es geschah thatsächlich der Wille des Alten, das Spiel ist öffentlich seitdem nicht mehr gegeben worden.

Der Dichter bedauert es und ruft zum Schluß aus:

„Komödiepieln, das is mei Rebn!  
 Mei Rebn und mei Sterbn,  
 Und ih hoff mirs für gwiß,  
 Daß ah s Sterbn, wans schon sein muoß,  
 A Komödiegspiel is.“

## Kleine Laube.

### Eine statistische Plauderei.

Von Zeit zu Zeit halten wir gerne eine kleine Rundschau auf dem Ballen, dessen über 9 Millionen Quadrat-Meilen große Oberfläche dem menschlichen Geschlechte zum Tummelplatz bestimmt ist.

Das Stete daran haben wir allerdings schon in der Schulbank erfahren und was die Meere etwa an dem einen Erdtheile abreißen und an dem andern ansetzen, oder inwieferne der eine Welttheil tiefer in das Wasser sinkt, der andere sich höher daraus hervorhebt, das wird uns kaum bewegen, die neueste Auflage der topischen Geographie in die Hand zu nehmen; auf etliche hundert Meilen Land mehr oder weniger kommt es uns nicht an. Wir wissen, daß Europa täglich zur Zeit der Ebbe des Meeres um 17 Quadratmeilen größer ist, als zur Zeit der Fluth, doch fühlen wir uns zur Zeit der Fluth nicht minder groß, als wenn „die Wasser sinken.“

Wir wissen, daß Europa 179.833 Quadratmeilen groß ist und erwägen: das gibt immerhin einen ansehnlichen Spielraum für dessen 309 Millionen Bewohner, die in 15 Staaten freundschaftlich neben einander leben und sich seit den letzten dreißig Jahren unserer Hochkultur bloß in sieben großen Krieger- und drei Volksrevolutionen befähigten. Und doch würden die Bewohner von ganz Afrika viermal genommen das kleine Europa, welches in Afrika dreimal Platz hätte, nicht so dicht bevölkern, als es heute bevölkert ist. In Amerika könnte man vier Europa hineinlegen und es würde noch nicht voll,

während Oesterreich-Ungarn, das deutsche Reich und Belgien allein so viel Bewohner haben, als ganz Nord- und Südamerika zusammen, nämlich 85 Millionen. Der größte Fleck ist Asien. Wenn man Europa viermal nimmt und auch noch den ganzen australischen Continent dazulegt, so hat man beiläufig die Größe Asiens. Die asiatische Bevölkerung steht heute auf 824 Millionen, eine Ziffer, welche alle Bewohner von Europa, Afrika, Amerika und Australien zusammen noch lange nicht erreichen.

Das chinesische Reich allein zählt 424 Millionen Bewohner, beherbergt also weitaus das größte unter allen Völkern der Erde. In diesem Volke, welches sich instinctiv der europäischen Cultur verschlossen hält, liegen die Spuren einer wunderbaren Vergangenheit und vielleicht die Keime einer wunderbaren Zukunft, die sich mit unseren modernen Idealen wohl kaum jemals parallelstren wird.

In Asien, der „Wiege des Menschengeschlechtes“ wohnt demnach heute noch weit über die Hälfte der gesammten Menschheit. Und doch sind ungeheure Strecken Asiens absolut menschenleer.

Daß es aber weder auf die Ausdehnung noch auf die Einwohnerzahl ankommt, beweist das herrschende Europa. Auf Asien und Europa weit hingestreckt, sein Haupt auf letzteres lehrend, liegt Rußland wie ein ohnmächtiger Bär. Das gesammte russische Reich hat eine Ausdehnung, wie das übrige Europa und Asien zusammen. Die österreich-ungarische Monarchie mitsammt Bosnien und der Herzegowina hätte im russischen Reiche nicht weniger, als 41 Mal Raum und

doch zählt Rußland kaum um 40 Millionen Einwohner mehr, als das 37,350.000köpfige Oesterreich. Dieses Oesterreich hat hinwiederum einen größeren Flächeninhalt als das ganze deutsche Reich und zählt mehr Einwohner, als Frankreich, es hat deren um etliche tausend mehr als Schweden, Norwegen, Dänemark, Niederlande, Belgien, Luxemburg, Schweiz, Montenegro, Serbien, Bulgarien, Rumänien, Griechenland und die europäische Türkei zusammen. Selbst das Fürstenthum Liechtenstein, diesen Staaten beigeschlossen, vermag mit seinen 8000 Bewohnern nicht, die Zahl gegen Oesterreich voll zu machen. Spanien und Portugal vereint messen sich nicht mit den 27 Millionen Italienern. Großbritannien zählt in England, Schottland, Irland und seinen außereuropäischen Besitzungen an 45 Millionen Bewohner. Diese Zahl steht nicht im Verhältnisse zum ungeheuren Uebergewicht, welches England in der Weltwage besitzt. Die englische Sprache beherrscht Nordamerika und ganz Australien nebst einem Theil von Afrika und zahlreichen Insel-Colonien. Und wie ist diese Macht geworden? Durch den Muth des Forschers und Entdeckers, durch den Geist des Erfinders, durch die Weisheit des Staatsmannes. Mit dem Schwerte und der Kanone erobert man wohl Provinzen, aber nicht das Weltmeer und nicht die Welt. Wer leugnet, daß London die Herzammer der Continente ist? Diese Riesin unter den Weltstädten zählt vier Millionen Einwohner, das ist so viel, als der ganze Welttheil Australien mit samt seinen wilden Volksstämmen an Bewohnern hat. Laßt Paris, Constantinopel, Petersburg vier Millionen Einwohner haben, es stirbt und verdirbt! — London befindet sich wohl.

Die Städte wachsen nur, bis zu einer gewissen Größe, darüber hinaus verkommen sie. Die Städte, die über eine Million Einwohner aufweisen, sind leicht zu zählen. Das chinesische Reich hat allein deren allerdings sieben, worunter Peking mit zwei Millionen als das London,

Canton mit ein und ein halb Millionen als das Paris Axiens. Paris zählt nicht ganz zwei Millionen; nach ihm kommt Berlin mit einer Million 85 Tausend, dann Newyork mit einer Million und 46 Tausend, hernach Wien mit einer Million und 20 Tausend, endlich Calcutta mit einer Million Einwohnern. Manche dieser genannten Städte, die heute stolz niederblicken auf die Ruinen Babylons, Athens und Roms, dürfte ihren Höhepunkt erreicht haben und sinkt zu Grunde, während andere dem Ruhme eines künftigen Jahrhunderts entgegen wachsen, vielleicht als einstige Leuchte der Völker, vielleicht als ein Geschwürspunkt der Menschheit — wer weiß es, ob große Städte der wahren Entwicklung des Menschengeschlechtes günstig sind?

Nach diesen, neuesten Daten entnommenen, statistischen Betrachtungen wäre es allerdings noch lehrreich, z. B. die Studenten, die Miliz, die Industrie, den Handel, die Staatseinnahmen und Ausgaben verschiedener Länder vergleichsweise anzugeben, würde uns dieses nur nicht zu weit führen. Allein maßgebend wären uns statistische Tabellen über die Glücklichen und die Unglücklichen unter verschiedenen Staatsverfassungen, Religionen und philosophischen Systemen. Wer sagt uns, in welchem Lande die meisten uneigennütigen Großthaten, die meisten selbstverschuldeter Bankerotte, die meisten Verbrechen aus Temperament oder aus gesellschaftlichen Mißständen, die meisten zu Ehren gekommenen, die meisten verkommenen Genies zu finden sind? Wer vermag eine solche Statistik zu geben? Wir wissen, daß in Frankreich 35 Millionen Katholiken, im deutschen Reich 26 Millionen Evangelische, in Rußland 56 Millionen griechische Christen, in Oesterreich ein und einhalb Millionen Juden leben, aber das beweist uns gar nichts. Tiefer greift die Ziffer der Trauungen, Geburten und Sterbefälle und hier finden wir, daß in Oesterreich-Ungarn die meisten Trauungen, im deutschen Reich die meisten Geburten und in Spanien die meisten

Sterbefälle vorkommen. — Eine interessante Ziffer weist der Stand der Elementarschüler. Im deutschen Reiche kommen auf je 1000 Menschen 154, in Oesterreich-Ungarn 89, in England 100, in Frankreich 127, in den Niederlanden 91, in Belgien 123, in den vereinigten Staaten 127, in Italien 70, in Spanien 50, in Rußland 15 Schüler. Nach diesen Ziffern läßt sich aber der absolute Stand der Schülerzahl vergleichend nicht controliren. Es müßte uns gesagt werden, wie viel Kinder von 6—14 Jahren überhaupt in jedem dieser Länder vorkommen, nach diesen ließe sich dann der Stand des Schulbesuches erst genau überblicken.

Bei statistischen Vergleichen ist Vorsicht nöthig, die Ziffern sagen oft nur eine relative Wahrheit, welche man erst durch das Erwägen aller, scheinbar auch nicht einschlägigen Verhältnisse zur absoluten machen muß. Wir wissen nun z. B., daß im deutschen Reiche täglich, mit Ausnahme der Ferientage, 6,468.000 Volksschüler auf der Schulbank sitzen, aber wir wissen nicht, ob auch Alle was lernen!

### Auf der Hochzeitreise.

Von Emil Laubert.\*)

#### Nächtliche Fahrt.

Noch schwirren im Ohr der Gäste  
Getämmel und Gläserklang:  
Das Brautpaar hält Siehe  
Im Wagen, verträumt und bang.

Auf erzenen Schienen gleiten  
Sie hinaus in die Frühlingsnacht:  
Der Liebsten Augen streiten  
Mit funkelnder Sterne Pracht.

\*) Diese Verse entnehmen wir dem wunderlieblichen, an die Poesie von Chamisso's „Frauenliebe und Leben“ gemahnenden Nieder-Cyclus, welcher in der „Deutschen Dichterschule“ von Ernst Eckstein erscheint. Die genannte Zeitschrift liefert überhaupt mit jeder Nummer einen neuen Beweis, daß trotz alledem auch heutzutage noch echte Lyrik erblüht, eine würdige Stätte und ein dankbares Publikum findet.

In Glück und Kausch versunken,  
Hinaus in den wonnigen Mai:  
Am Fenster regnen die Funken  
Des sprühenden Schlot's vorbei.

So regneten Scheideworte  
Und zärtlicher Küsse Thau  
An des Mutterhauses Pforte  
Und erloschen im Abendgrau.

Vor dem Fenster zittern und schwanken  
Die Drähte von Pfahl zu Pfahl,  
Drauf tausend süße Gedanken  
Sich schaukeln in Luft und Dual.

Der Mutter Schluchzen und Winken,  
Des Vaters bewegter Laut,  
Sie folgen und nicken und blinken  
Durch's Fenster der weinenden Braut.

Sie wiegen sich auf dem Drahte  
Und flattern zum Wagen herein —  
Im weißen Brautnachtstaate  
Flimmert der Mondenschein.

Fort über Gebirg und Matte!  
Heimzog wohl der Gäste Schwarm —  
Das Liebchen fröstelt, der Gatte  
Hält sie im weichen Arm.

Fort küßt er, in ahnendem Schrede,  
Der perlenden Thräne Thau,  
Und hüllt in Mantel und Decke  
Die Kleine, die fröstelnde Frau.

Und kändelt mit ihren Locken,  
Und nestelt an Gurt und Haar —  
Sie zittert, selig erschrocken,  
Als droht' ihr süße Gefahr.

„Wie schnell, wie schnell! Entgleisen  
Wird jäh noch der tolle Zug.  
Der Mond und die Sterne reisen  
Mit uns in taumelndem Flug.“

Er flüstert: „Hinjagen die Meilen  
Und tragen zum Ziel uns schon!  
Mag Handel und Wandel enteilen —  
Die Liebe macht Station.“

Auf unserer Lebensreise  
Ist jeglicher Ruß ein Halt;  
Aus trägem Alltagsgleise  
Auffschüttelt der Liebe Gewalt!

Daß brausen die Räder, laß schwanken  
Die Drähte im Mondenschein: —  
Sie holen nicht uns're Gedanken,  
Nicht unser Verlangen ein!“

• • •

## Veränderung.

Ist's denn dieselbe Sonne,  
Die gestern ich geschaut?  
O wunderbarste Wonne:  
Zur Gattin ward die Braut!

Wie ganz die Welt verändert,  
Wie hehr der Fels und groß!  
Die Brücke, morsch geländert,  
Weißt mir der Tiefe Schooß.

So tief ist nun mein Minnen,  
So rauscht der Liebe Fluß:  
Den Abgrund meiner Sinnen  
Schließt, Liebster, nur dein Kuß.

Laß uns zur Höhe steigen,  
Du heißgeliebter Mann!  
Gestürzte Blöde zeigen  
Waldeinfamkeit uns an.

Dort über Bergeszinnen,  
Verstürmten Wolken nah,  
Dort laß mich steh'n und sinnen,  
Was Wunders mir geschah.

Ich späht' vom schroffen Gipfel  
Im Thal das Häuschen aus.  
Wie raunten rings die Wipfel,  
Als schau ich trat hinaus!

Mit grünen Fingern zeigte  
Ein jeder Baum auf mich,  
Daß ich die Augen neigte —  
Ich weint' — und küßte dich.

Des Vaches Wellen riefen  
Geschwähig Wort sich zu.  
Wie selig wir ent schliefen —  
Mich aber küßtest du.

Laß uns zur Höhe steigen  
Den einsam wilden Pfad;  
Die lahlen Häupter schweigen  
Und üben nicht Verrath.

Und mit uns steigt die Sonne  
Und flammt und funkt und sprüht.  
Ach, heißer brennt die Wonne,  
Die meinen Leib durchglüht!

## Marienbild.

Dort auf der Höh' in Duft und Gluth  
Ragt ein Marienbild:  
Sie sagen, daß es Wunder thut  
Und alle Leiden stillt.

Ein Frauenbild voll Gnaden, ragt  
Auch du, geliebte Maid:  
Seit du an meinem Herzen lagst,  
Bin ich gebenedeit.

## Eine Brigantengeschichte.

Skizze „Aus Italien“ von A. W. Ambros.

Deutschland genoß eben seinen Nachwinter und Italien seinen Vorfrühling des Jahres 1866, als zu Florenz in der Via degli Albizzi im Hause des wohlhabenden Bankiers \*\*\* ein behagliches Diner einen kleinen Kreis von Bekannten des Hauses vereinigte. Unter den Geladenen befand sich auch ein Signor T—i, einer jener feinen, für die gute Gesellschaft in Italien charakteristischen Männer, welche, über die erste Jugend hinaus, eine gewisse jugendliche Lebhaftigkeit mit dem weltklugen Benehmen des gereiften Mannes in sehr anmuthiger Weise zu vereinigen wissen. Wurde einst Kant's Aufmerksamkeit durch das Fehlen eines Knopfes am Rocke eines seiner Zuhörer so gefesselt, daß der große Philosoph von Königsberg die ganze Lehr- und Vortragstunde hindurch die Augen nicht von der Rücke wegwendete, so war es der Tischgesellschaft in der Via degli Albizzi noch weniger zu verargen, wenn bald Dieser, bald Jener das rechte Ohr des Herrn T—i in's Auge faßte — es fehlte, schräg geschnitten, fast die Hälfte davon, die Ränder ließen eine nicht längst geheilte Wunde erkennen. Als im Laufe des Diners Fräulein Sophie R., eine lebenswürdige junge Dame aus Frankfurt am Main, ihre germanisch-blauen Augen eben wieder sinnend auf dem verstümmelten Ohre ihres Tischnachbarn ruhen ließ, ergriff Herr T—i endlich das Wort. „Mein Ohr“, fing er mit graziossem Lächeln an, „welches gleich manchem holländischen Ducaten mit einem beschnittenen Rande prangt, erregt, wie ich wohl merke, die Neugier der werthen Gesellschaft. In Ihrem Vaterlande, Signora (wendete sich Herr T—i zu seiner blonden Nachbarin) — oder war es in England? — schnitt ehemals die Justiz, die Beschützerin ehelicher Leute, den Spitzbuben zur Strafe die Ohren weg — heutzutage ist die Welt



verkehrt, ein mondo a rovescio, und folgerichtig schneiden jetzt die Spitzbuben den ehrlichen Leuten die Ohren ab. Mein Ohr, wie Sie es da sehen, ist ein Andenken an einen wochenlangen Aufenthalt unter den Briganten im Neapolitanischen.“ Man drang in Herrn T—i, sein Abenteuer zu erzählen, was er auch mit jener lebendigen und anziehenden Weise that, wie sie gebildeten Italienern eigen ist. Ich will es versuchen, seine Erzählung wiederzugeben, so gut ich es vermag.

Herr T—i reiste mit der Diligence nach Neapel (er nannte den Ort woher er, er ist jedoch meinem Gedächtnisse entfallen, ich glaube, es war von der Seite von Massa her). Die Reisegesellschaft war zahlreich, guter Dinge und ahnte nichts Schlimmes. Desto größer war der Schrecken, als unvermuthet der Wagen von einer wohlbewaffneten Bande Briganten am lichten hellen Tage angehalten wurde. Die Räuber waren zahlreich, der Ueberfall geschah plötzlich, an eine Gegenwehr war nicht zu denken. Die Reisenden wurden kurz, aber nicht gerade unhöflich aufgefordert, auszustiegen, und die Räuber hielten nun Musterung, wer in die Berge mitzunehmen sei und wen man laufen lassen könne. Die Wahl fiel auf Herrn T—i, einen zweiten Herrn und einen jungen, kaum zwanzigjährigen Venetianer. Der arme junge Mensch zitterte wie Esphenlaub, was die Briganten ordentlich übel nahmen. „Ma che!“ riefen sie, halb tröstend, halb ärgerlich, „che paura! Siamo cristiani! Fate coraggio, non siamo ladri, siamo briganti!“ Die drei erlesenen Opfer wurden nun angewiesen, die Bande in die Berge zu begleiten, den Uebrigen wurde glückliche Reise gewünscht, sie stiegen wieder ein und fuhren weiter — mit erleichterten Herzen und Taschen; den „faccia in terra“ hatten sie alle machen müssen und waren im Handumdrehen mit einer virtuosenhaften Präcision ausgeplündert worden, welche von Seite der Plünderer auf bedeutende Studien in diesem Fache

schließen ließ. Ungleich schlimmer war das Loos der drei Gefangenen. Zwar wurden sie ganz gut behandelt, mußten aber die Kreuz- und Duerzüge der Briganten durch alle Schlupfwinkel der Berge und Wälder mitmachen. Die Lebensweise war voll Mühseligkeit und Strapazen, und die Verpflegung herzlich schlecht: Brot, Käse und geringer Rothwein. Die Briganten selbst waren freilich auch nicht besser daran, worauf der Hauptmann die Herren ausdrücklich und gleichsam entschuldigend aufmerksam machte. Nur zwei- oder dreimal setzte es ein Gericht von Fleisch — wenn nämlich die Bande in einsam gelegenen Höfen von Possidenti zusprach, welche mit ihr, wie die Gefangenen wahrnahmen, in der vollkommnen Entente cordiale standen. Uebnachtet wurde unter freiem Himmel, zuweilen bot eine der Höhlen, wie sie da und dort im Gebirge zerstreut sind, Unterkunft und Schutz. Weibliche Wesen wurden gar nicht sichtbar. Eine Art militärische Disciplin und rohe Zuchtlosigkeit in seltsamem Vereine zeigte sich in der ganzen Organisation der Bande, in ihrem Thun und Treiben. Dem Hauptmanne wurde unbedingter Gehorsam geleistet, sonst that Jeder, was ihm beliebte. Der erste Marsch von der Landstraße, wo der Raubanfall geschah, in die Berge war ein athemlos rascher und langer. Endlich wurde auf einem freien Platze zwischen immergrünen Eichen Halt gemacht. Man breitete vor den drei Gefangenen einen wohlversehnen Schreibapparat auf einem Felsenblocke aus. Sie mußten an ihre Angehörigen um Lösegeld schreiben, dessen Summe nicht gerade niedrig gegriffen war. Die Briefe wurden einem jungen Briganten zur Bestellung übergeben, dann ging es weiter. Nach einigen Tagen mußte ein zweiter, bringender Mahnbrief folgen. In diesem schrieb nun Herr T—i zur Beruhigung der Seinen, daß er ganz gute Behandlung erfahre. Der Hauptmann war damit sehr unzufrieden. „Schreibt,“ rief er, „daß wir Euch ent-

seglisch mißhandeln, jammert, sagt, daß wir fürchterliche Kerle sind, non cristiani, ma bestie, malt Euer Loos in den schwärzesten Farben, hört Ihr?!“ Herr T—i schrieb einen zweiten Brief, allein auch in diesem waren dem Hauptmann die Farben noch nicht „schwarz“ genug; ein dritter Brief gerieth endlich leidlich nach Wunsch und wurde expedit.

Abermals vergingen Tage — das Lösegeld kam nicht. Da kündigte der Hauptmann eines schönen Morgens den Gefangenen an, man werde jedem von ihnen ein Stück Dhr abschneiden und als nachdrückliche Mahnung an die Säumigen schicken. Herr T—i besah das zur Operation bereit liegende Messer. „Was“, rief er, „mit diesem elenden, stumpfen Messer sollen wir uns martern lassen? Hat nicht Beppo (ein jüngerer Räuber) kürzlich ein gutes Rasirmesser bekommen?“ Aber Beppo protestirte, es sei höchst indiscret von den Herren, zu verlangen, daß er sein Rasirmesser an ihren Dhren verderbe. Nach vielem Hin- und Herreden willigte Beppo ein, das Rasirmesser that seine Schuldigkeit; das Blut wurde mit aufgelegtem Zunder gestillt, den Wunden ein Verband angelegt und die Dhrenabschnitzel an ihre Adresse befördert. Wieder vergingen Tage, der Hauptmann fing schon an, allerlei bedenkliche Worte von Erdolchen und Kopfab schneiden hören zu lassen. Als aber das Lösegeld kam, rief der Hauptmann: „Meine Herren, Ihr seid frei! Hier sind die Quittungen über Euer Lösegeld, bewahrt sie wohl, es wird Euch ersetzt werden, wenn die alte Ordnung der Dinge wiederkehrt. Habt Ihr Söhne, die Soldaten werden wollen, so rechnet auf unsere Protection, denn ich und meine Leute da werden ohne Zweifel eine bedeutende Stellung einnehmen — Officiersstellen können uns nicht fehlen. Jetzt aber geht in Frieden. Dieser Weg führt Euch nach etwa vierstündigem Marsche zur nächsten Eisenbahnstation. Löset Euch dort Karten bis Neapel, Ihr findet dort auch eine Re-

stauration, erquickt Euch, denn Ihr habt Euch bei uns herzlich schlecht befunden.“ Herr T—i machte gegen diesen wohlgemeinten Rath nur die bescheidene Einwendung, es sei etwas schwer, Eisenbahnbillete zu lösen und sich zu restauriren, wenn man keinen Solbo in der Tasche behalten. „Ihr habt Recht“, sagte der Hauptmann; „he, Cassier, gebt jedem der Herren ein Zwanzigfrankenstück!“ Dies geschah, die Erlösten erreichten glücklich die Eisenbahnstation und mit dem nächsten Zuge Neapel, und so kam Herr T—i bei der ganzen Geschichte mit einem blauen Auge, oder richtiger mit einem halben Dhre davon.

### s Traunstoanhamweh.

Im Garten steht an alter Dam,  
Da halt i oft mei Ruah,  
Da steh i oft als wie im Tram  
Und woaß nôt was i thua.

Und d Bögrel singan voller Freud,  
Das is mei liebster Platz,  
I stach in Traunstoan von der Weit,  
Das is mei alter Schatz.

Wia oft, wie oft hat d Ahnl gsgt:  
„Du wirst lan Fried nôt gebn,  
Bis daß Di s Traunstoanhamweh packt,  
Das bringst nôt los Dei Lebni!“

I habs nôt glaubt, i hab ma dentt:  
„Die Alte is a Narr,  
Sie want und hats ia Seel nôt kränkt“ —  
Jazt waß is, es is wahr. —

Und recht hats ghabt — o, i habs gspürt!  
Da draußten in der Welt —  
Gern hätt is weggadisputirt —  
Mir hat der Traunstoan gschlht.

Jazt bin i da! i bin daßam!  
Dort steht er, hoch und groß,  
Jazt bin i da, es is ia Tram,  
I laß an Suchzer los.

Und wie si d Traunstoannebel hebn  
Und s Wasserl rauscht und fliaht,  
Da glaub i grad, i stach mei Lebni,  
Wias Abschied nimmt und grlaßt.

Der Traunstoan war mei erster Schatz,  
Da war i nu a Bua,  
Der Traunstoan wird mei letzter Platz,  
Da hab i gwiß a Ruah!

Franz Reim.

## Dialektwörter.

Von R. J. Schröder.

„Beangn,“ Péank, der —: „Krüppel“. Ich kenne das Wort in der Bedeutung: grober, derber, dicker Mensch. Schmell. 1, 394 (287). Dazu gehört: der Pünker Astwurzel; punkert knollig. Schmell. a. a. D. Dunkel: Stoß, aufgedunsener Körper. Gr. Wtbch. 2, 525; auch „beangt“ spr. péankab „verkrüppelt“. — Bei Bunge die Trommel. Gr. Wtbch. 2, 524 wird eine Berührung angenommen zwischen *bingan* und *biukan* (daher Pauke). Eine Nasalirung des *bin*! — daraus *biank* wäre denkbar. Dennoch ist der Doppellaut *éa* in *peank* nicht ganz klar. Vgl. *Réanken* = Ranken, Renken, Runken. *Péanken*, die: eine Art Rüben, s. Schmell. a. a. D. *Péank*, der: Finke; tschechisch *penkawa*, magy. *pintyöke*.

*Peech*, das —: *Pech*; *Pechhaden*, der *Pechhader*, *Pechbrenner*, *Pecher*, *Pecherer*, *Pechöl* (als Heilmittel gebraucht. *Alpengeschichten* 2, 192), *Pechölbrenner*, *Pecherhütte*. Alle diese Bezeichnungen, die keiner näheren Erörterung bedürfen in *Rosegger Alpengesch.* 2, 192. 191. 249. Gestalten 132. Einöb 302. — Bemerkenswerth ist noch *Pecherei* f. (spr. *pécharai*) a. a. D. 249.

*peden* „mit gespitztem Werkzeug etwas lässig haden“; auch mit dem Schnabel biden. Altes verbreitetes Wort, das auf latein. *beccus*: Schnanschnabel zurückgeht.

„bebeut“ *petait* deutlich — „wenn der Pfarrer predigen thut, so schön bebeut ausgeführt und so eine laute Stimm“ *Rosegger Gest.* 311.

„beibeln“ *paidln*: beuteln, d. h. schütteln, das allgemein verbreitete Wort hat diese Bedeutung in der Sprache der Müller erhalten. Da

ist Beutel ein Sack, durch den der Mehlstaub geschüttelt wird.

„Beinl“ *Pain*, die: *Viene*; *Painl*, das *Vienlein*. — Die österreichische Form *bein* weist auf das mittelhochdeutsche *diu bin* zurück. Häufiger war die Form *bin* daher *Viene*. „Beischl“ *Paischl*, das *Bäuschel*, das *Gekröse*. Ein besonders in *Baiern* und *Oesterreich* bekanntes Wort s. *Grimm Wtb.* 1, 1199.

*beisamm* insgesammt. In dem *Wunsche*: „schön gesund bleiben *beisamm!*“ *Rosegger Sonderlinge* 2, 154.

*Beiszer*, der —: starker *Branntwein*. *Rosegger Alp.* 11. *Grimm's Wtb.* verzeichnet unter *Beiszer* 3) die Bedeutung: scharfe *Weine* (ohne Beleg).

„belugen“ wird *belugsen* und *beluchsen* geschrieben und bedeutet nicht nur *übertreiben*, sondern *ursprünglich*: mit *Luchsaugen* betrachten, vgl. *ablugen*, *abluchsen*. Allgemein verbreitet s. *Gr. Wtb.* 1, 75. 1455. *Weigand* 2, 69.

*Belz*, der: übertragen für *Rauhheit* im *Halse*. „'s wär' schon not, 's thät mir einer den *Belz* aus dem *Halse* ziehn.“ *Alp.* 2, 96. — *Belz* ist ein *alteingebürgertes* *Fremdwort* aus *mittelateinisch pellicia* (lat. *pellis*), *franz. pelisse*, *althochdeutsch peliz*.

*belzn* (spr. *pelzn*) *pfropfen*. Das Wort ist mit dem vorigen verwandt, aber die *Verwandtschaft* wird nur in den *romanischen Sprachen* deutlich; sie ist auch in den *Wörterbüchern* von *Grimm* und *Weigand* nicht angegeben. Aus *lat. pellis* ist entstanden *provenzalisch peleta* *Haut*, *Rinde* *provenzal. = catalonisch empoletar, empeltar: pelzen*. *Diez roman. Wtbch.* 2, 274. — *anpelzen* im *obscönen* *Sinn*, den *Rosegger* in seinem *Wörterverzeichnis* angibt, ist ein *verständlicher Tropus*.

*benzen* (spr. *penzn*) *drängen*, *mahnen*. Ein bekanntes Wort, auch in *Grimm's Wtbch.* angeführt, wo das

angelsächsische *benzan*: flehen, das schon Schmeller anführt, als „zu weit abgelegen“ bezeichnet wird. Schmeller kennt auch eine Nebenform *benzen*, die er (1<sup>2</sup>, 250) auf *bang* zurückführt.

**Ben**, *ben* — Netz zum Fischfangen. Bekanntes Wort, das in Gr. s. Wtb. unter *Bärn*, *Beern* und *Ben* (1, 1127. 1244. 1485) verzeichnet ist.

**Beere**, *bie* — in der Mundart: das *Pia*, Mehrzahl die *Pia*. In der Zusammensetzung *halb — pia*, *halb — per*, *pa*: das *Erpa* die Erdbeere, *Wainpa* Weinbeere. — Mittelhochb. *daz ber* Mehrz. *diu ber*, aber schon mittelhochb. kommt es vor, daß die Mehrzahlform *diu ber* als weibliche Einzahlform angesehen wird. Dennoch hält sich bei uns noch das *Weinper* in der Mundart u. dgl. m.

**Bete**, *bie* — (*pettn*): der Rosenkranz, die Betschnur. In dieser Bedeutung ist das Wort auch im Erzherzogthum Oesterreich, in Kärnten, in Tirol und in der Schweiz bekannt s. *Leyer* Kärnt. Wtb. 23, *Höfer* 1, 80, *Schöpf* 38, *Stalder* 1, 144. „*Hing der den großen Rosenkranz, die Hausbeten wieder an die Wand.*“ *Rosegger* Geschichten 145.

**beten** (*pettn*): in der Bedeutung für aus dem Gedächtniß hersagen: „da wird noch das *Einmaleins* gebetet“. *Rosegger* Gestalten 27. Im ungarischen Bergland kommt das Wort *beten* vor in der Bedeutung für *lesen* s. *mein* Nachtr. S. 17. *Darft*. 185. Dort heißt auch die Schrift: die *Leser*. An ersterm Ort kann man *lesen*: „In *Mänichwies* ist die Bevölkerung unvermischt deutsch. Weiber und Kinder verstehen nichts slovakisch. Nur die erwachsenen, meist vielgereisten Männer sprechen es. Dennoch ist der Gottesdienst da slovakisch und die Kinder müssen in ein slovakisches Dorf in die Schule gehen, wo sie slovakisch *lesen* lernen.“ Sie kennen keinen anderen Gebrauch

des *Lesens* als *den* zu *beten*, d. h. aus ihrem slovakischen Gebetbuch zu *lesen*. Der Ort hat 1600 Einwohner und gehört dem *fundus studiorum*! — So werden deutsche Colonien im 19. Jahrhundert in der österreich.-ungar. Monarchie gehalten und das große deutsche Volk nimmt nicht einmal Antheil an dem Jammer. Wie würden sich andere Nationen in ähnlichem Fall der *Thrigen* annehmen!

Fortsetzung des Alphabets von *Rosegger*.

Ö.

**oa**, *oaha*, *herab*. *Steig oa von Bam.*  
*oagusta*, zu eigen, ureigenst, besonders. *Was ih oagusta woaf, lof ih ma nit ostreitn.*  
*oanagln*, das pridelnde Gefühl in den Fingerspitzen, wenn man von großer Kälte plötzlich in die Wärme kommt.  
**Oangort** (*die*), einsame Gegend, Einsicht.  
**Oangshicht** (*die*), Einsicht, Einsamkeit.  
*oanlaf*, eifl.  
**Oastl**, *Oswalb*.  
**Obrandla** (*der*), ein durch Brand Verunglückter.  
*obruna*, abgebrannt.  
**Ogn** (*Thorn*).  
**Ohsnagna** (*die*), hartgefottene Eier in Essig und Del.  
**Ohtin** (*die*), Achtung.  
*oda was beifit mi!* eine gebräuchliche Verneinung. *Wch, gib ma was Gnats!* — *Jo, oda was beifit mi!*  
*odehln*, *hinwerden*, *verwelfen*.  
**Oderu**, *Rattern*.  
*odraht*, *verschlagen*, *verschmigt*.  
*ofenstern*, *zornig poltern*, daß die Fenster klirren.  
**Ofl** (*der*), eine krankhafte Erhigung eines Körpertheiles, Entzündung einer Wunde.  
**Ofn** (*der*), *Felswand*.  
**Ofnlof** (*die*), ein im Ofen gebadener Kuchen.  
**Ofnzsmolln**, Ausdruck für *Kiedertunft*, *Kindbetten*.  
**Ojassa** (*das*), so viel als *Taugenichts*, *Früchtel*.  
**oftn**, *dann*, *nachher*. *Hofit mi! geru, oftn hon ih Di! of geru.*  
**ogella**, *abstracheln*, *Fehlschlag* mit dem Hammer.  
**ohaufn**, *jammern*, *untröflich klagen*, auch *abwirthschaften*.  
**ohazu**, *ächzen*.  
**Ohnewell** oder **Ohneweigl** (*der*), *Gespentk*.  
*ohneweigln*, *gespenstern*.  
**Ohrhölz** (*die*), *Zangenstafel*, *Ohrwurm*.  
**Ohrwaschl** (*das*), *Ohr*.

**oi**, hinab, auch: **sichi**.  
**otragln**, umbringen, auch: **omurtfn**.  
**oüi Bot**, alle Augenblicke. **Oüi Bot valuis**  
**ih an Knopf**.  
**oüs meh**, viel mehr.  
**oüsmol**, anderswo.  
**Oüraufsch** (der), Alpenrose.  
**oüka**, als **oüka gonzo**, ganz, ungetheilt,  
**oüka grossa**, unverkleinert, **oüka schöna**,  
 im Zustande der Schönheit. **Geini kint**  
**mei Dna oüka schöna** (im schönen Ge-  
 wand).  
**Oüta** (das), Altar.  
**oütweltasch**, alterthümlich.  
**Om** (das), Spreu beim Haser.  
**onbompsu**, überfüllen, zu viel essen.  
**ondauchn**, anschieben, andrücken.  
**Ondrapperl** (das), ein halbblöder Mensch.  
**onsoaln**, anbieten.  
**onfrima**, bestellen, etwas anschaffen.  
**ongehn**, etwas anfangen.  
**ongroda**, sich etwas vornehmen, auf etwas  
 erpicht, veressen sein. **Giaz grodt er**  
**af mei Kopf an**, jetzt will er durchaus  
 mein Pferd haben.  
**onholtn**, erjuchen, bitten. **Er holdt on um**  
**a kloans Stüdel Brot**, fü **ih und**  
**fü feini drei Kinderlein roth**, wer  
**kunt eahm s kloan Stüdel basogn?**  
 (Volkslied.)  
**onkentu**, anzünden.  
**onkrat**, verhegt sein.  
**onlangn**, anlangen, ankommen.  
**onnaru**, nachäffen, nachspotten.  
**onoafn**, Jemandem etwas abnötigen.  
**onrula**, Jemand scharf ansahen, anschreien.  
**onshmirn**, betrügen, hintergehen.  
**onshoppn**, anstopfen.  
**onshridn**, anspringen, einen Sprung be-  
 kommen.  
**ont thoon**, etwas ungewohnt sein, sich nach  
 einem alten Zustand, nach einer ver-  
 gangenen Sache zurücksehnen. **Wir**  
**thuats ont um mei Wuada**.  
**Ort** (das), für Platz angewendet. **Ich hon**  
**koon Ort zan Blegn**. Auch so viel als  
 Rand, Ende eines Körpers. **Greif in**  
**Stedn ban Ort an**.  
**Orwafn**, Erbsen.  
**oshadn**, Jemanden hintergehen, betrügen.  
**oschnoppn**, sterben, verenden. **Der ost Giasl**  
**is wulta lek**, er wird bol **oschnoppn**.  
**oschüttn**, abschütten, etwas unterwegs ver-  
 lieren.  
**oschla**, **ostka**, sonderlich, ungewöhnlich,  
 ungeschickt.  
**Osu** (die), Gerüste in der Küche zum Troc-  
 nen des Holzes.  
**Ossad** (das), Eßgeschirr.  
**otodna**, todtwerden. Man sagt es zumeist  
 von einem in nassem Holze verlöschenden  
 Feuer.  
**oweili**, langweilig.  
**Owoastl** (das), Krüppel, Cretin.

**owoafta**, mißlungen, verkommen, ein widri-  
 ges, langweiliges Gebahren.

## P.

**Paß**. **Auf da Paß sein**, auf der Lauer sein.  
**Pechmandl** (das), der sich anmeldende Schlaf.  
**s Pechmandl kint**, **s solln ma schä**  
**d Augn zus**.  
**Pfeninfuz** (der), Spottname für einen  
 Knauer.  
**pfiat Dich!** behält' Dich Gott.  
**Pfif** (der), ein halbes Seidel.  
**Pfingsta** (der), Donnerstag.  
**pfnaufn**, pusten, keuchen.  
**Pfoad** (die), Hemd. **rufiani Pfoad**, grob-  
 leinenes Hemd.  
**pfodern**, das Brodeln in einem siedenden  
 Topf.  
**Pfrenge** (der), ein eingezäunter Platz auf  
 Almweiden, um in demselben das Vieh  
 zusammenzutreiben.  
**pfudisch sein**, verloren, hin sein.  
**pfugazn**, kichern.  
**pfuschn**, etwas schlecht machen, in einer  
 Arbeit ungeschickt sein.  
**Pistwurn** (der), Stechbremse, welche an som-  
 merheißen Tagen die Herden anzufal-  
 len pflegt, so daß diese sich mit wil-  
 den Sprüngen und gehobenen Schweif-  
 fen in das Dickicht flüchten. **D Ochs**  
**pihn**.  
**pleangazn**, schimmern, funkeln.  
**politisch**, schlau, hinterlistig (wird nur in  
 diesem Sinne gebraucht).  
**Poschaun** (der), an **Poschaun hobn**, sich ein  
 Ansehen geben.  
**pranktern**, sich in die Brust werfen.  
**pröfln**, prasseln, auch prassen, großthun,  
 übermüthig aufhauen.  
**pumpen**, pochen.

## R.

**radh**, beinstreif, bei Pferden angewendet.  
**Rachschel** (das), Schießgewehr.  
**Rabl**. **Um a Rabl z viel hobn**, sagt man  
 von einem überspannten Kopf.  
**radla**, hinlänglich, ohne Mangel haben.  
**radshn**, schnarren beim Sprechen, **Radschn**,  
 Charfreitagklapper.  
**Ramsamperl** (der), Spottname für einen  
 tollwüthigen Menschen, der aus Luft  
 und Uebermuth Alles in Unordnung  
 bringt; kommt vielleicht von **ramsti**  
 oder **gramsti**, aufgeräumt, sint.  
**Rand** (der), **Randl** (das), als Zeitmaß, so  
 viel als eine Weile, ein Weilschen.  
**A Randl onstehn**, ein Weilschen dauern.  
**rauti**, länger während, auch: statt-  
 lich. **A rantig Weil**. **Sich an Rand**  
**nehma**, einen raschen, muthigen Ent-  
 schluß fassen.  
**Ranzubart** (der), Badenbart.

**raß**, ranzig.  
**Rauba** (der), Nebendocht bei einer Kerze.  
**raunzn**, wimmern, ächzen, klagen; auch der schrille, durch Reibung erzeugte Ton. **Ein Bognrod raunzt, wans nit gschmiert wird.**  
**Raunzn** (der), ein großes Stück Brot.  
**rebi**, rauh.  
**Regerl**, Regina.  
**Reihl** (das), drehbarer Riegel an der Thür.  
**Reim** (der), gefrorener Thau, **oreiwa.**  
**Reingl** (der), ein in der Reim gebadener Kuchen.  
**reißn**, die Kohle von einem brennenden Span wegzwicken.  
**Reita** (die), ein großes Sieb zum Sieben des Getreides.  
**rekn**, die Empfindung, welche dem Erbrechen vorausgeht.  
**renna**, schnell laufen.  
**rensa**, sich dehnen.  
**repfatsn**, unzufrieden murren, fortwährendes Schimpfen.  
**reru**, weinen (man sagt es von Menschen und allen Wiederkäuern.)  
**reßn**, kernig, geradweg in moralischer Beziehung. **Ein reßs Brot**, ein Brot mit hieharter Rinde.  
**Reßerl**, These.  
**ribeln**, anhaltend und stark reiben, auch Jemand heruntermachen, **Den hon ih gribelt!**  
**Ridschad** (das), Mißmach.  
**rifert**, rauh.  
**riffeln**, den Flachß durch einen Eisenkamm ziehen, um die Samentöpfe abzustreifen.  
**Rigl** (der), Vogel, Anhöhe, Hügel.  
**rigln**, etwas bewegen, rühren, schütteln,  
**riglsam**, rührsam fein.  
**roadln**, durch einen Drehhebel etwas fest zusammenbinden.  
**roasn**, sich fortrollen. **geh roas!**  
**roasn**, rechnen, nachsinnen, grübeln. **Er hot a Roasin**, er hat eine Kümmerniß, ein Anliegen. **Er baroadt sih**, er wird vor lauter Grübeln ein Narr.  
**rodln**, rötheln.  
**röserlab**, rosig.  
**rogl**, etwas leicht, zart (rogl) anfassen, **a rogl's Blut**, ein leichtes Blut.  
**romschlad**, schwarzbraun. **Ein romschladi Raa.**  
**Ronen**, (die), rotthe Rüben.  
**Rosß** (der), ein Merkblattchen, in welches durch kleine Einschnitte Aufzeichnungen gemacht werden. Bei Kohlenbauern in Anwendung, um die abgelieferten Kohlenfuhrer anzumerken.  
**rosßbn**, nach etwas schnell greifen, **jsom-rosßbn**, etwas hastig einstreichen.  
**Rosß Gottes**, Anspielung auf den Esel, auf welchem Christus in Jerusalem einzog.  
**Rothbir** (die), Erdbeere.

**Rowell** (der), Rebellion, auch: ein Getöse machen.  
**ruachn**, geruhen, etwas lebhaft wünschen. **Er ruacht nm an liabs Gsund.**  
**ruadan**, unbehagliches Hin- und Herrutschten beim Sitzen oder Liegen.  
**ruasam**, geruhsam, man sagt es gerne von einer milden, wind- und sonnlosen Witterung.  
**Rumel** (der), Aufruhr, Rumor, auch: Krieg. **Da Franzosenrumel in Kennasjahr.**  
**rumpeln**, durch Rollen dumpfes Getöse machen.  
**Rupfn** (der), grobe Leinwand, als Gegensatz zur feinen, welche **Reißn** (die) heißt.

### Erinnerung.

Wie stehst du einsam, kahler Baum,  
 Rings ist nur Schnee zu schauen,  
 Und in dem weiten Himmelsraum  
 Die Wolken nur, die grauen.

„Bin nicht so einsam, wie du meinst.  
 In all' den Winterwettern  
 Denk' ich der Träume, die bereinst  
 Gerauscht in meinen Blättern.“

Karl Schrattenthal.

### Bücher.

**Gedichte in oberösterreich.** Volksmundart von Cajetan Roglgruber. 2. Aufl. (Wien, Braumüller.) Im Lesen dieser Gedichte wird Einem zu Muthe, als sähe man bei einer frühlichen Prälantenafel Oberösterreichs, wo in gemüthlichem Dialekte und zumeist witziger Form allerlei gute Sprüche, Geschichten, Anekdoten und Schnaken, schließlich auch kleine Liedchen u. s. w. zum Besten gegeben werden. Und thatsächlich, Cajetan Roglgruber ist im Refectorium des Stiftes Schlägel in Oberösterreich nicht fremd, denn er ist dieses Stiftes waderer und heiterer Sohn. Roglgruber steht als Dialektdichter am besten neben Kaltenbrunner, er gehört also zu den ersteren dieses Genres in Oberösterreich. Gleich im ersten Stück der Sammlung besingt er das gebirgige Mühlviertel und meint: „s Buglabsein is foa Schand für mei liabs Hoamatland.“ Das Lied vom unschuldsvollen Jüngling erklärt das fortwährende Mitsammengehen eines Burfchen und eines Mädchens, wie folgt: Er hat ein Regendach, sie hat einen Sonnenschirm: „So muach halt, wans stark regna thut, sie untastehn bei mir, und wan drauf wieder d Sun ausscheint, natürlich

ih bei ihr.“ Ein anderer ruft aus: „Wan ih nur nit gheirat hätt!“ und will mit dem Pfarrer „grein und handeln, weil er die Reut so zsam thuat handeln.“ Für die schönste Bauernmusik hält der Dichter das Kornausdreschen auf der Tenne, wobei es widerhallt: „Daldidi, daldidi, daldidi, auffspring, auffspring, auffspring, Rörndl, liabs! s tagli Brot, s tagli Brot wiederbring, wiederbring, wiederbring.“

Ein anderes Stückchen erzählt, wen man im Mühlviertel ultramontan, liberal und neutral nennt:

A Kutscher, der hoamsföhrt an behmischen Pan,  
Is drent über'n Gaagerberg ultramontan,  
A Wirth, der, wann g'rauft anstatt tanzt wird am Ball,  
Schlög' austhoalt in Massa, der is liberal;  
Wer zuaschaut und Roan hilft, dem's ganz is egal,  
Wann Alle daschlag'n wern, der is neutral.

Höchst lehrreich ist die Geschichte vom Hirtenknaben, der den Pfarrer nicht erkannt hat. Der Pfarrer (ohne geistliches Anzeichen) kommt auf die Weide und redet den Knaben an:

So fruah' schon heut' in Thätigkeit  
Du kloaner, junger Held?  
Bist g'wiß vom Dorf da Hirtabua,  
Weißt Samperl treibst auf's Feld?

Der Hirtabua.

Ja, böfter Herr! es is a so,  
I bin der Hirtabua,  
Treib' alle Tag' mei Herd' auf d' Woad'  
Und zwar in aller Fruah;

Do is das, Herr! das glaubt's mir g'wiß,  
A G'schäft, daß Gott erbarmt!  
Es tragt ja leider fast nig ein,  
Bin d'rum no bettelarm.

Der Pfarrer.

Was 's G'schäft betrifft, mei lieber Dual!  
Da sand wir wohl hübsch gleich,  
I bin so guat, wie du a Hirt,  
Do aber schon hübsch reich.

Der Hirtabua.

Ihr werd'ts halt selber Schöffelr hab'n,  
Dd g'walkt sich vermeh'r'n,  
Und werd'ts die guaten Dingerl a  
Recht oft und grünblt scher'n.

Mit diesen kleinen Auszügen mag die heitere Seite des Büchleins angedeutet sein. Die ernste möge sich der Leser selber suchen.

Ans Italien. Von A. W. Ambros.  
Erster Band der nachgelassenen kleinen Schriften. (Prestburg und Leipzig, Gustav

Hedenast's Nachfolger R. Drodtleff, 1880.) „Es ist eine alte Erfahrung, daß man Leuten, welche eben aus Italien zurückkehren, daß Zintensaß einsperren muß,“ meint Ambros zu Anfang seines Buches und weist somit auf die mächtigen Eindrücke hin, welche dieses wunderbare Land in den Köpfen seiner Besucher hinterläßt. Neues ist über Italien kaum mehr zu sagen und trotzdem wären neue Schriften über dasselbe kein Unglück, wenn sie nur von dem längst Besagten so durchgeistigt und für den Leser so anregend wären, als das Ambros'sche Reiseverf. Dieses behandelt die Hauptstädte Venetiens, behandelt Rom, Florenz, Neapel u. s. w. und bringt weit tiefer in die Gegenstände der Kunst, in die Eigentümlichkeiten der Städte, in die Verhältnisse des Landes und in den Charakter der Bewohner ein, als so viele andere solchen Stoff behandelnde Schriften. Das Buch ist lehrreich und unterhaltend zugleich. Besseres läßt sich von einem Werke dieses Genres nicht sagen. Die zwei weiteren Bände von Ambros werden musikalische Auffätze, Studien über bildende Kunst und Biographisches über diesen vor wenigen Jahren verstorbenen, bedeutenden Aesthetiker enthalten.

Lieder aus Anffer. Von Johann Rain.  
(Wien, L. Rosner, 1880.) Auf dem schönsten Fleck der Steiermark, in Altauffee, haust der Bachwirth Johann Rain. Er schenkt frisch Wein und Bier, spielt seinen Gästen auf der Guitarre lustige Lieder vor, die er selbst gedichtet hat, und sein Wahl-spruch heißt:

„Nicht der, der viel besitzt  
Und viel genießen kann,  
Nur der, der stets zufriednen lebt,  
Ist erst ein reicher Mann.“

Er ist zwar, wie er in dem Eingangsb Gedicht seines vor Kurzem im Druck erschienenen Büchleins selbst erzählt, ein „Haderer“, das ist ein Mann, dem alle seine Unternehmungen mißlingen, aber wenn er dann weiter singt, wo er schon überall gewesen ist, was er schon gethan und genossen hat und wenn man all' seine heiter-gemüthvollen Lieder anhört, so kann man ihn gerade nicht einen Haderer nennen.

Da finden wir eine Art von Bauern-Couplets, wenn mir dieser ungereimte, aber bezeichnende Ausdruck gestattet wäre, in welchen der Dichter die Fehler seiner Landsleute humorvoll und auch seine eigenen Mängel mit liebenswürdiger Selbstironie beleuchtet. Wir finden lebendige Schilderungen aus dem Volksleben, wie z. B. „Die Heimfahrt von der Alm“, die unsern Lesern nicht vorenthalten bleiben soll; wir finden endlich — und das ist der werthvollste

Theil — einen Lobgesang über das herrliche „Auffeerlandl“, der so wahr und echt und schön ist, daß er dem Dichter ein bleibendes Gedächtniß im Oberlande sichert, wie dieses Lied ja heute schon im Volksmunde lebt und ein Lieblingslied der Ennsthaler geworden ist.

Das vorliegende Büchlein eignet sich besonders zur Popularisirung der Lieder, denn es ist mit Singnoten nach meist bekannten Arien versehen worden.

Daß die Form der Gedichte Manches zu wünschen übrig läßt, daß Manches vielleicht trivial klingt, ich leugne es nicht — aber wie soll es anders sein? Wir haben es hier mit einem echten Bauernphilosophen und Bauernsänger zu thun, einem Naturdichter, der dem Volke jene Lieder gibt, die es brauchen kann.

**Judwig Kossuth: Meine Schriften aus der Emigration.** Deutsche Ausgabe. 1. u. 2. Heft. (Preßburg und Leipzig, C. Stempel, 1880.) Das Endziel der Thätigkeit Kossuth's, heißt es, sei die Befreiung Ungarns. Kossuth's Schriften kämpfen gegen die Dynastien zu Gunsten der Nationalitäten. Auch wollen sie die Länder der ungarischen Krone, untereinander geeinigt, selbstständig machen. Als ob nicht gerade diese Länder das größte Conglomerat aller möglichen Nationalitäten wären! — Man mag gespannt sein auf die Fortsetzung dieser jedenfalls interessanten Schriften.

**Jahrbuch des Oesterreichischen Touristen-Club pro 1879.** 1., 2. und 3. Heft. Redigirt von Edmund Graf. (Verlag von A. Hölder.) Dasselbe bietet ein außerordentlich reichhaltiges und ausgewähltes Material und liefert neuerdings den Beweis, daß der Club nicht nur die praktische, sondern auch die populär-wissenschaftliche und literarische Seite seines alpinen Wirkens mit Erfolg zu pflegen bestrebt war. Zwei in der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannte Namen eröffnen das erste Heft. Professor Fr. Toula liefert eine sehr instructive, dem touristischen Bedürfnisse angepasste „Uebersicht über den geologischen Aufbau der Ostalpen“, während Professor Hanns Höfer in höchst anziehender Weise eine Episode aus seinen arktischen Reisen unter dem Titel: „Eine Gletscherfahrt in Spitzbergen“, erzählt. Aus dem zweiten Hefte ist namentlich der Artikel vom Redacteur der „N. D. Alpenzeitung“, Richard Fhler „Tage der Arbeit in den Felsenwildnissen des Triglav“, hervorzuheben. Der als Alpinist ersten Ranges bekannte Verfasser schildert darin in brillanter Schreibweise ein bisher nahezu unbekanntes, großartiges Gebiet (bei den sieben Seen des Triglav) und seine im Auf-

trage des Club dort durchgeführte umfassende Wegmarkirung. In die Unterwelt führt uns Franz Kraus mit seinem Aufsatz: „Ueber alpine Höhlen.“ Ueberaus anmuthig erzählt und stellenweise von dramatischer Wirkung ist „Eine Alpenfahrt in das Hochland Südböhm. Tirols von J. Král, A. Obermüller und R. Fhler beschriebene Reise aus den Tauern in die Dolomiten und die durch Fhler nach dreimaligem Anstieg gelangene Erstbesteigung der stolzesten und beschwerlichsten aller Zinnen dieses Gebietes, welche vor ihm erst einmal bezwungen worden war.

Das dritte Heft enthält unter Anderm eine Biographie P. C. Thurwieser's, von Dr. H. Wallmann, welche anregend geschrieben, viele interessante, zum Theil ganz neue Daten über das Leben und Wirken dieses berühmten Alpinisten bietet. Weiters finden wir darin von Dr. L. Schiefl ein Rückbild über das Wirken der alpinen Vereine im Jahre 1879. Eine nahezu vollständige Zusammenstellung der alpinen Literatur des vorigen Jahres liefert E. Brand. Der übrige Theil des Jahrbuches ist vorwiegend internen Angelegenheiten gewidmet. Ueberaus reich ausgestattet ist das Jahrbuch mit werthvollen Beilagen. Derselbe Verein bietet uns Panoramen vom Hochschwab, vom Leopoldsberg und Hermannskogel bei Wien mit überraschenden Fernsichten.

**Unkritische Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung.** Von Otto von Leizner. Mit jedem Schritte, welchen das Werk zurücklegt, treten die Vorzüge desselben heller und wirksamer hervor. Wiederum sind nunmehr fünf neue Lieferungen, 17—21, erschienen, deren innere und äußere Ausstattung gleiche Anerkennung verdienen, wie die der früheren Lieferungen. Mit besonderer Liebe sind in den vorliegenden Abschnitten das Wirken und Schaffen Lessing's und Herder's, zuletzt die vollendeten Dichtungen Goethe's gewürdigt. Dazwischen finden aber auch die Lyrik des Göttinger Hainbundes, die kosmopolitische Muse Wieland's, das kraftgeniale Drama der Stürmer und Dränger und sonstige hervorragende Erscheinungen jener vielbewegten Zeit der letzten Decennien des 18. Jahrhunderts volllauf genügende Beleuchtung.

**J. Hermann's klassische Dichterwerke aus allen Literaturen, auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert.** (Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.) Der rühmlichst bekannte Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, einem gebildeten Leserkreise die klassischen Dichtungen der Weltliteratur in ihrem Ideengehalte vorzuführen. Er will



dieselben „kritisch durchmustern und ästhetisch erläutern“. — Der uns vorliegende erste Band behandelt in überaus anziehender Weise: Sophokles, Antigone, Dante, Göttliche Komödie, Camoëns, Die Lusitaden, Calderon, Das Leben ein Traum, Milton, Das verlorene Paradies, Molière, Tartüffe, Gogtow, Uriel Acosta.

Die Harmonie und Charakteristik der Farben mit besonderer Anwendung auf Costumirung. Ein Vortrag mit freier Benützung von Goethe's Beiträgen zur Farbenlehre von Edmund Wallner. Zweite vermehrte Auflage. (Verlag von Fr. Bartholomäus in Erfurt.) Ein inhaltsreiches Werk, worin der Verfasser sich auf die Farbenlehre Goethe's und die Beobachtungen Julius Kühner's, Rudolf Adams und Anderer stützend, mit Deutlichkeit die Bedeutung der Farbenlehre für die Costumirung, speciell für das Theater darstellt, so aber, daß man auch gute Anweisungen für die Toilette finden kann. Manche seine Andeutung für diese in den oft sehr treffenden Anmerkungen, welche das Buch enthält, zu finden und wir empfehlen es auf das Wärmste der Aufmerksamkeit unserer geehrten Leser.

### Postkarten des Heimgarten:

S. W., Würzburg: Bitten, zu bedenken, daß eine Monatschrift kein Tageblatt ist, dessen nächste Nummer schon einen bestimmten Beitrag zu bringen vermag. Die Nummer einer Monatschrift bedarf für Vorbereitung, Druck und Versendung auf Buchhändlerwege circa zwei Monate Zeit. Ein am 30. Juni eingelangter Beitrag kann im günstigsten Falle erst im Septemberhefte erscheinen. Außerdem müssen in jeder Nummer der Raum, das inhaltliche Ebenmaß, die Saison, Zeitfragen u. s. w. in Betracht gezogen werden.

S. J., Budapest: Geradezu ein Plagiat. Bei Ihnen heißt es:

Er sang sein Schwanenlied,  
Dann fiel das Aug' ihm zu.  
Wohl dem, der nimmer sieht,  
Er schläft in Ruß.

Theobald Kerner singt dem Dichter Grafen Alexander von Württemberg folgende Strophen nach:

Dies war dein letztes Lied,  
Dies war dein Schwanenlied;  
Dann fiel dein Auge zu —  
Wohl dem, der nimmer sieht!

O du in kühler Gruft,  
Könn' ich heut' wecken dich,  
Ich würd' es nimmer thun —  
Gut schläft's bei Todten sich.

Und sind die Todten kalt,  
Die Lebenden sind's auch —  
Todt und vergessen sein,  
Das ist ein alter Brauch.

Derlei Nachäffungen kommen uns wiederholt zu. Wir werden gezwungen sein, die vollen Namen der Thäter zu veröffentlichen.

Nachtrag, Prag: Wir rathen Ihnen Richard Schmidt-Cabanis': „Buntes Nichts“ (Leipzig, Hoffmann & Ohnstein) zur Lectüre an. Lesen Sie in diesem lehrreichen Büchlein die Aufsätze über „den Schneidergesellen Friedrich Reids contra dem Regimentschirurg a. D. Friedrich Schiller“, ferner über „die Iphigene Louise und Hugo den Dichter ohne Mittel“ und endlich über den „Schwan von Briegen an der Oder“ und denken Sie sich dabei Ihren Theil. Was dort über die Louise gesagt ist, paßt nachgerade genau für Ihre eigenen „Poetien“. Wir sind der Polemiken gegen derlei Einfendungen satt.

Fragesteller Feldbach: Boccaccio's hundert Erzählungen der Decamerone sind illustriert von Wagner. — „Mann und Weib“ erschienen in der Manz'schen Hofbuchhandlung Wien. — Modelle für Segelschiffe dürften auf Bestellung bei Mechanikern in Triest zu haben sein.

M. W., Prossdorf: Recht freundlichen Dank!

Der Abdruck des angekündeten Romans: „Der Gottsucher“ von P. R. Rosegger beginnt mit dem fünften Jahrgang des „Heimgarten“, Octoberheft, 1880.



## Verloren.

Eine Erzählung aus fernster Zone von **Jans Malfer**.

Im Staatsgefängnisse zu Sydney saß ein merkwürdiger Mann. Seine knöchigen, sonnengebräunten Glieder waren nur zum geringsten Theile mit armseligen Lappen bedeckt. Sein Haupt war wirt umwuchert von Haar und Bart, zwischen welchen ein Paar scharfe Augen glühten, wie die Lagerfeuer von Wilden im Busch. Der Mann war am Murrayflusse mit einer Meute von Wilden gefangen worden. Er schien ihr Häuptling gewesen zu sein, so wie er an Gestalt und Kraft seine Genossen überragte, einen längeren Wurfspieß und ein sorgfältiger geschmücktes Kängurusfell trug, als die Uebrigen. Er war auch der Muthigste gewesen; alle Anderen stoben vor dem ersten Schusse der Engländer auseinander, er trotzte und suchte die Rote zum Angriff zu führen. Aber diese suchte zu fliehen, was ihr mißlang. Der Häuptling wurde niebergeschlagen und gefangen. Er stieß brüllende Töne aus und biß wüthend mit den Zähnen um

sich; später jedoch, als er in festem Gewahrsam saß, stellte es sich heraus, daß er mit großer Geläufigkeit englisch, deutsch und französisch spreche.

Da sagte er aus, daß er sich niemals zu Troze gestellt, sondern mit seinen Gefährten geflohen wäre, wenn er nicht vermuthet hätte, die Engländer führten mehr Gold als Pulver mit sich. Dann begann er zu rasen, sich und das Gold zu verfluchen und als man dran ging, ihm den Proceß zu machen — denn es hatten sich seltsame Sachen herausgestellt — wurde er gefaßt und verlangte einen Priester. Man sandte ihm einen Pastor, den schickte er wieder zurück — er sei ein geborner Irländer, also Katholik.

Als der katholische Priester zu ihm in das Gefängniß trat, lag er ausgestreckt auf der Erde und verbarg sein Gesicht in das Ziegelpflaster und rief: „Kannst Du es glauben, Du, einer von denen, die mich getauft haben: ein wildes Thier bin ich geworden!“

Der Priester suchte ihn zu beruhigen, aufzurichten. Der Wilde grinst ihm in das Gesicht und schrie: „Stehe mir nicht so würdevoll da. Was, wenn ich jetzt Du wäre und Du das verdammte Menschenthier, das ich bin?“

„Komme zu Frieden,“ sagte der Priester, „ich will die Würde des Dieners Gottes gerne ablegen, wenn sie Dich blendet, ich will mit Dir sein, wie ein Mensch zum Menschen. Du bist unglücklich, aber Du gehörst zu uns. Bist Du strafbar, so strafe Dich das Gesetz, nicht der Mensch, der bleibt bei Dir und verläßt Dich nicht in Deiner größten Noth und nicht in Deiner letzten Stunde. Er bittet Dich nur Eins: Sei auch Du menschlich und mache Dein Herz auf, damit Dein Bruder Frieden hineinlegen kann.“

„Ich bin braun, nicht wahr?“ fragte der Gefangene und wies auf seinen halbnackten Körper, „das hat die Sonne gethan und der heiße Wind im Strub. Und mein Herz, das Du haben willst, ist nicht braun, das ist schwarz wie die schwimmende Hölle, die mich hergebracht hat; wer es schwarz gemacht, das sollst Du hören. Es soll aber noch einmal roth werden, bevor ich todt bin.“

Der Priester setzte sich auf die steinerne Bank und sagte nun: „Damit Du siehst, daß ich Dir gut bin und vertraue, so schicke ich den Soldaten davon, der zu meinem Schutze dort an der Pforte steht.“

„Das ist muthig, Mylord,“ versetzte der Gefangene mit finsternem Auge. „Ich habe an den Händen keine Ketten und könnte Dich erwürgen.“

„Was würde Dir das nützen?“

„Was würde es mir schaden?“ lachte der Wilde, „um Einen mehr, das wiegt nicht viel und es könnte sein, es ginge mir gerade noch nach einem katholischen Priester. Doch nein, laß' den Soldaten gehen oder stehen, ich pflegte nur um Gold zu morben, aus Rache nicht.“

„Wie sollte ich, der ich Dich heute das erstemal im Leben sehe, ein Gegenstand Deiner Rache sein können?“ fragte der Priester.

„Du hast Recht. Du bist als Mensch gekommen und nicht als Geistlicher. So kann ich Dir nur sagen, daß ein Geistlicher die Angel geschoben hat, die jetzt so grob geschlagen, so grob, daß ich aus Verzweiflung einen Schrei thun möchte, der die Welt könnt' erzittern machen. — Nun, Du sollst es hören.“

Er erhob sich nicht vom Pflaster, die schweren Verletzungen bei seiner Gefangenahme hatten ihn körperlich arg entkräftet. Er kauerte da und redete.

„Ich bin der Sohn eines Schäfers in Irland,“ begann er, „meine Eltern waren fromme und sogar ehrliche Leute. Auch ich war beides und ich hatte einen phantastrenden Sinn, wie ihn die Hirten oft haben auf ihren stillen Weiden; dann war ich ehrgeizig und strebte dem Höchsten zu, was ein Hirtenjunge kennt auf dieser Welt, ich wollte Bischof werden. Von Gold und Edelstein habe ich damals noch nicht viel gewußt, ich wollte nur Bischof werden. Der Pfarrer von unserer Gemeinde — der gute alte Mann! — der rieth mir nicht dazu, er meinte, man könne als armer Hirte ebenso gut selig werden, denn als Erzbischof. Aber mir wäre es doch als Erzbischof lieber gewesen. Der Pfarrer nimmt sich meiner an und sein gutes Herz ist mein Unglück geworden. Er fängt an, mich zu unterrichten und schickt mich nach Dublin in eine geistliche Anstalt, wo ich kostenfrei aufgenommen werde. Ich studire dort etliche Jahre, steige rasch aufwärts und wenn es in solcher Art fortgegangen wäre, so könnte ich heute zum mindesten Erzprobst zu Cork oder Waterford sein. Da bringt mir eines Tages einer meiner Studiengenossen ein Werk von dem gottlosen Franzosendichter Voltaire. Kennst Du den? Ich auch nicht, weiß

mur, daß er gottlos war, mag metnetwegen in der untersten Hölle brennen. Mein College ermuntert mich, ich solle das Buch lesen, aber heimlich, denn es wäre verboten. Verboten? das ist immerhin eine Empfehlung. Ich nehme das Buch mit zu Bette, bin aber schon bei der zweiten oder dritten Seite eingeschlafen. Am Morgen, als der Präfect kommt, um zu wecken, findet er auf meiner Bettdecke den Voltaire. Er confiscirt ihn und confiscirt auch mich — stecht mich auf vierundzwanzig Stunden in den Carcer. Im Carcer habe ich genügend Zeit nachzudenken, was denn in jenem Buche enthalten sein mochte, daß das Lesen desselben solche Strafen nach sich ziehe. Meine Reugierde steigt von Stunde zu Stunde und als ich wieder frei bin, ist mein Trachten, mich unbemerkt in die Präfectur zu schleichen und das confiscirte Buch wieder zu erhaschen. Das gelingt mir. Ich verfüge mich an einen sicheren Ort, um ungestört der Lecture nachhängen zu können; aber der Teufel hol' mich noch vor dem Gehen, wenn ich daraus klug geworden bin! Nicht einmal den Titel dieses Buches habe ich mir behalten. Was ist das Ende? Ich werde auf meiner Heimlichkeit entdeckt und auf der Stelle relegirt. — So, das war das erste Capitel.“

Schier wunderbarlich war's, wie das der halbwilde Mensch halb in Grimm und halb in Selbstironie erzählte.

„Mein Lebenslauf,“ so fuhr er dann fort, „ja, das wäre was für einen Voltaire oder einen andern Gottlosen — wie sie sagen, gibt es heute deren genug — zum Erzählen. Hundert Bände, wenn er wollt' — mein Lebenslauf ist dazu geschaffen, in Bänden zu sein. Du verstehst mich. — Ich habe mich wohl noch einmal an die Direction des geistlichen Institutes gewandt, in Demuth bittend um Wiederaufnahme. Vergebens, sie wurde mir versagt. Ausgeschlossen und versagt. — Nun, jetzt bin ich ein freier

Mann in der großen Stadt Dublin. In's Gebirge zurückkehren und meinen boshaften Landsleuten sagen: Ich habe wollen ein hochwürdiger Herr werden, aber sie haben mich verjagt und jetzt bin ich wieder da. — Nicht um Altengland! So habe ich mich herumgetrieben, so lange es ging, habe mich als Führer und Lastträger nützlich machen wollen, aber es war kein Erwerb. Ich war ein Gassenjunge mit zwanzig Jahren, aber viel unbeholfener und blöder, als Andere meinesgleichen. Ich habe den Gedanken gefaßt, in einer andern Stadt Aufnahme zu suchen, um meine Studien zu beenden, aber ich fand bereits zu tief, hatte nicht mehr den Muth. Ein Kleidungsstück um's andere habe ich verkauft, in Branntweinhöhlen habe ich gekartelt und in einer Nacht hat mich die Polizei von der Gasse aufgehoben und in Gewahrsam gebracht. Im Acreß macht man interessante Bekanntschaften, nicht wahr? Nun, ich habe von ihnen profitirt; ich habe erfahren, wie sich der Laugenichts Geld erwirbt und wo die sichersten Spelunken sind. Als sie mich auf meine Bethenerung, ein arbeitsames Leben beginnen zu wollen, frei lassen, verlege ich mich sofort auf die Bauernfängerei. Dieses Geschäft gelingt mir besser, als den Andern, denn ich kenne die Bauern. Anfangs treibe ich es zahm und begnüge mich mit einer Pause, führe sie in der Stadt eine Stunde herum, bis an ein kaum fünf Minuten entferntes Ziel, um ein größeres Stück Geld verlangen zu können. Endlich gehe ich weiter und führe sie in die Spielhöhlen. Ich bin respectabler Falschspieler, finde aber meinen Meister und in einer Nacht verspiele ich Leib und Leben. Leib und Leben! Wir spielten darum. Ich hatte keinen Heller mehr in der Tasche, keinen Knopf mehr am Leibe, der mir gehört hätte. „So gilt's um Deine Haut und was dazugehört!“ sagte mein Partner. „Es gilt,“ sagte ich. In einer Minute

darauf gehöre ich ihm. „Jetzt habe ich das Recht, Dich zu erdroffeln,“ sagte mein Herr. „Das hast Du,“ antwortete ich. „Das wäre doch ein schlechtes Geschäft,“ lachte er, „Du bist ein schöner, junger Mann und hast ein Gesicht, wie ein junger Heiliger — Dich verwerthe ich besser. Wir reisen nach London, dort blüht unser Weizen und sollst Du nicht allein das Stroh davon haben. Zeigst Du Dich verwendbar, so wird es Dein Schade nicht sein.“ — Es ist gut, denke ich, in London kann ich vielleicht meine theologischen Studien fortsetzen — daraus siehst Du, was ich für ein naiver Junge gewesen bin. — Wir fuhren dann über die See und von Liverpool nach London. Dort begann mein Ruhm. Vom Geheuler zum Taschendieb, zum Einschleicher und Einbrecher ist für ein Talent kein langer Weg. Ich übergehe die Helldthaten, sie sind Dir und mir langweilig, sie sind tausendmal dieselben. Ich stieg auf meiner Stufenleiter so hoch, bis ich eines Tages Polizeibeamter der Sitt war. In der That, ja! Es sind mir — ich war stets der treue Diener meines mächtigen Herrn — Papiere verschafft worden, mittelst welcher ich Priester der heiligen Themas wurde. Du kannst Dir denken, welche Vortheile daraus unserer Sache erwachsen. Es waren unser eine wohlorganisirte Bande von viertausend Köpfen, die meisten derselben trugen Seidenhüte, viele davon wurden von manchem ehrsamem Bürger Londons unterthänig begrüßt. Unsere Hauptverbündete war die Themse, sie verbarg unsere Töbten. In den ersten Jahren, selbstverständlich vor meiner Polizeiperiode, saß ich ein paar Mal kurze Zeit, später wohnte ich nur mehr als Gentlemen, bezog einen anständigen Gehalt vom Staate, aber noch einen dreifach größeren von unserer Verbindung. Da kam ein Tag, und es war plötzlich aus. Ein Einbruch in den Tower, um eines unserer Häup-

ter aus dem Gefängniß zu befreien, mißlang. Nun war es mein Amt, dasselbe auf diplomatischem Wege zu befreien; da durchbrach ein vermalebeter Profos das Gewebe, womit wir die Londoner Polizei so sinnig umspannen hatten, ich war entlarvt und leider auch gleichzeitig gefangen. Ich war gefaßt auf zwanzig Jahre Kerker, aber England dachte seinem emeritirten Polizeibeamten eine Vergnügungsreise zu. England besitzt in Australien eine Sträflingscolonie — also nach Australien.“

Nach einer Weile, während sich der Erzähler zu sammeln schien und auf ein Crucifix blickte, das an der Mauer hing, sagte er:

„Morgen will Neu-Südwaales eine schöne Ausnahme vom britischen Gesetz machen und Einen hängen, weil seine Bande den Reisenden Ludwig Reichhardt umgebracht haben soll. Ich sage Dir, Priester, ich habe Dich nicht rufen lassen, daß ich mich vor Dir vertheidige, aber das wiederhole ich Dir, wie ich es dem Gerichtshofe wiederholt habe, an dem Morde Reichhardts bin ich so unschuldig, als wie der Schächer am Kreuz an Christi Tod. Du weißt etwas von Dismas? mir ist auch noch davon im Kopf geblieben, er war unschuldig und war doch ein Uebelhäter. Ich will nicht gehentt sein, das ist etwas für gemeine Gänche. Ich will, daß sie mir den Kopf abschlagen; mein Blut soll nicht im Körper erstarren, es soll auf den Erdboden rinnen; das Ungeheuerliche soll mit dem Blut gelöscht werden. Es soll, es muß!“

Er schwieg hierauf lange. Der Priester ermahnte ihn, fortzufahren.

„Sehr gern,“ versetzte der Gefangene, „wenn ich nur zerknirscht sein könnte! Ich fühle in mir nicht genug Reue, mir ist, als hätte es so sein müssen und lebe ich wieder, so handle ich vielleicht wieder so. Darum muß ich aus der Welt gebracht werden, ich selbst beantrage es. — Der

Dampfer, auf welchen wir eingeschifft wurden, hieß „Irland“. Mir zum Hohne der Name meines Vaterlandes. Wir nannten ihn aber die schwimmende Hölle. In Wahrheit, das war er. Unser sind an Dreihundert gewesen, lauter Verbrecher aus England. Die Aufseher haben uns, um sich auf dem Schiffe der Sorglosigkeit hingeben zu können, in den tiefsten Cajüten mit Ketten zusammengeschmiedet. Wir sahen viele Wochen lang kaum einen Sonnenstrahl, unsere halbblinden Rundfenster waren meist unter Wasser. Keine Luft und die kümmerlichsten Nationen Nahrung, leider noch zu viel zum Verhungern. O Voltaire! Hätte Dich im Mutterleib der Blitz erschlagen, ich stünde im Dom und trüge prächtvollen Ornat, anstatt in dieser Pestgrube auf dem Weltmeer zu verderben. Mir zur Linken der Nachbar wurde typhuskrank und starb. Wir verheimlichten den Aufsehern seinen Tod, um seiner Portion Nahrung nicht verlustig zu werden, die wir Nächstehenden uns als Erbschaft theilten. Aber der Todte, der nicht zu ihren Ohren kam, kam zu ihrer Nase und wir wurden auf einige Tage gelüftet. Im indischen Meere ging es ein wenig unstät her und wir wurden durch Stürme südlich, ich glaube gegen die Kerguelen, verschlagen. Das Schiff mußte an einer öden Insel landen, um Wasser zu schöpfen. Hier gelang es Dreien von uns, zu entkommen. Ich war mit ihnen. Es war aber ein böser Gewinn. Wir durchirrten die unfruchtbare Steinwüste. Einer von uns, der nach der finsternen Cajüte das grelle Licht und das heiße Sandwehen nicht ertragen konnte, erblindete. Wir hatten Keulen bei uns, um Thiere zu erschlagen und von ihrem Fleische zu leben. Aber die Gegend war todt und starr, so weit das Auge spähte, der Hunger drohte uns wahnsinnig zu machen, da erschlugen wir unsern Blinden.... Nach einigen Tagen, als der Vorrath bereits alle oder verdorben war, sann ich nach

einer Gelegenheit, auch meinen andern Genossen umzubringen und derselbe hat später kein Hehl daraus gemacht, daß er einen gleichen Anschlag gegen mich im Schilde führte. Wir trauten Einer dem Andern nicht; wir hatten in der fürchterlichen Wüste Niemand, als uns allein, und wir waren unsere gefährlichsten Feinde. Endlich wurden wir von unseren Soldaten wieder glücklich eingefangen und, beim heiligen Gott, wir setzten uns nicht zur Wehr. Wir kamen endlich nach Australien und landeten in Van Diemens-Land — wir nannten es das Teufelsland, aber im lustigen Sinne, denn in demselben regierte Vater Howe.“

„Howe,“ unterbrach ihn der Priester, „so hieß ja der berühmte Mäurerhäuptling in Tasmanien.“

„Ganz richtig, Mylord, eben derselbe. Ein Landsmann von mir — hatten ähnliche Schicksale und ich war entschlossen, um jeden Preis unter seine Fahne zu kommen und wie er ein gefürchteter Bandenführer zu werden. Aber man war schlau und ahnte, daß Howe's Schaar auf uns neue Einwanderer eine große Anziehungskraft haben dürfte, wir wurden nach Neu-Südwaless eingeschifft. Und in diesem Lande erging es mir so wunderbarlich, wie sonst nirgends. Wir Sträflinge wurden freigelassen und arbeiteten theils an Häfen, Canälen, Straßen und Eisenbahnbauten und am Aufbaue der Stadt Sydney. Ich sah halb ein, hier war die Stufenleiter wieder eine andere und ich richtete mich darnach. Ich arbeitete und heuchelte und war auch fleißig in der That und war verwendbar und machte mich verlässlich. Nach einem Jahre war ich Arbeitsaufseher, nach drei Jahren gaben sie mich und einige Andere, die sich brav gehalten, frei. Jeder von uns erhielt ein Stück Land mit Schafen und Pferden. Ich verstand was davon und der Hirte aus Irland wurde ein Squatter am Darlingflusse. Ich baute mir ein Haus auf

der Station und baute mir ein Haus in der Hauptstadt. Ich war ein reicher und somit ein ehrenwerther Mann. Ich lebte auch darnach und hatte eine laute Stimme in unserem Parlament. Es war gut, ich könnte heute Bürgermeister von Sydney sein; mancher der Deportirten hat es hoch gebracht. Vor Allem reich sein, das ist die Hauptsache. Darnach handelte ich und wie ist es geworden? — Daß ich heimlich einen schwinghaften Rumschmuggel betrieb — Du weißt, daß Rum bei uns verboten war — und daß ich selbst auf meinem Landgut eine Branntweinbrennerei besaß, hätte nicht geschadet, wenn es nur nicht an den Tag gekommen wäre. Mir kostete die Sache mehr als die Hälfte meines Vermögens und ich mußte trachten, dasselbe wieder zu ergänzen. Und nun beging ich die größte meiner Thaten.“

„So erzähle sie,“ sagte der Priester, „aber fasse Dich kurz.“

„Kurz? Hast Du keine Zeit?“ fragte der Gefangene, „Du willst Dich beklagen und ich zähle mein Leben nur mehr nach Stunden.“

„So erzähle, wie Du willst. Hauptsache ist hier die Erleichterung Deines Herzens.“

„Es wird nun vom Gold die Rede sein,“ fuhr der Irländer fort, „und das ist ein böses Thema. Es war zur Zeit, als Australien auf war, um Gold zu graben. Der Squatter wie der Bornehme, der Fischer wie der Beamte, Alles grub Gold. Alle aus der alten Welt anlangenden Schiffe brachten Goldgräber. Viele wurden reich, Viele gruben sich das Grab. Noch mehr wurden elend. Auch ich habe gegraben, aber die Lohnarbeiter haben mich betrogen und für meine Person war mir die Wählerlei nicht amüsant genug. Es gibt bessere Mittel, um reich zu werden, als die Arbeit der Hand. Die Speculation, Du erräthst es ja. Ich sah, wie sich die goldsuchenden Menschenmassen immer

mehr in das Binnenland zogen, während die Lebensmittel, je mehr von der Küste entfernt, desto kümmerlicher und ungenügender wurden. Ich verkaufte mein Haus in Sydney und kaufte ganze Schiffsladungen mit Nahrungsmitteln und schaffte sie in Gegenden, in welchen große Goldfunde vorausgesehen werden konnten. Aber die Berichte von neuen Goldgruben schwankten hin und her und die Goldgräber zogen der Fata Morgana nach, gleich viel, daß Viele in den wasserlosen Wüsten und im Strub verschmachteten. Ein großer Theil meiner Waaren lag an einem Nebenflusse des Murray und lief Gefahr zu verderben. Diese Waaren mußten an Mann gebracht werden. Aber wie? Die Gegend war wieder öde geworden, nur die Känguru's und die Dingoshunde durchstrichen den Strub. — In denselben Tagen war's, daß ein Squatter, nennen wir ihn John Peal, von seinem Bruder am Murrumbidgeflusse ein Schreiben erhielt, daß in seiner Gegend, westlich der blauen Berge, ein unbeschreiblich reiches Goldlager entdeckt worden sei. Ich selbst sah den Brief und machte ihn bekannt. Allsogleich große Aufregung in den Küstenprovinzen und die Leute eilten herbei, um sich bei John Peal des Näheren zu unterrichten. Peal kündigte an, daß er gesonnen sei, an einem der nächsten Tage Früh mit großen Waarenladungen von Lebensmitteln nach dem Murrumbidgeflusse aufzubrechen, wer wolle, der könne sich dem Zuge anschließen. Und siehe, an dem bestimmten Morgen, kaum die Elster ihr Lied sang, war eine große Anzahl von Männern mit Grabseil und allerlei Arbeitsgeräthe zusammengelommen, um sich dem Zuge anzuschließen. Zwanzig Paar Ochsen waren an schwer beladene Wagen gespannt und diesen schwerfälligen Fuhrwerken folgten die Goldgräber, junge, kräftige, lebenslustige und arbeitsmuthige Leute, heiter und hoffend, und so bewegte sich

die Caravane den neuen Goldfeldern entgegen. Es war im Jänner, also mitten im Sommer. Die Gegend war heiß und wurde von Stunde zu Stunde öder. Das Gras an der Wurzel war zu Heu geworden, die Bäche waren vertrocknet, kaum daß in einzelnen schlammigen Dämpfen Menschen und Thiere ihren Durst zur Noth löschen konnten. Die fahlen Blätter der Gummibäume hingen weß herab, gaben aber keinen erquickenden Schatten. — Ich erzähle Dir diesen Zug genau, wie er in meiner Erinnerung ist, weil er mir von allen meinen Wegen heute am schwersten auf dem Herzen liegt. Der Weg hatte über unwirthliche Gebirgskämme und rauhe Steinflächen geführt, auf denen wir zwar fortkamen — ich war auch dabei, das merke Dir — die Döfen dagegen aber harte Mühe hatten, die schweren Wagen weiterzubringen. Wir mußten Sandanlegen, jetzt vorwärts-schieben, jetzt zurückziehen und dann wieder um die Lasten vor Umsturz in die Abgründe zu bewahren. Einige hatten dem Fuhrwerk bereits auch ihre mitgeschleppten Habseligkeiten aufgebürdet, wofür sich Mister John Peat wacker bezahlen ließ. So hatte die Reise bereits vier Tage gewährt und wir befanden uns nun in einer vollständigen Wildniß, wo weit und breit keine Ansiedlung war, ein dürrer, trauriger Boden, den wohl noch niemals die Füße eines Europäers betreten hatten.

Der fünfte Tag war ein Sonntag, da wurde Raft gehalten. Es ist aber keine Sonntagsruhe gewesen, die Leute waren unzufrieden und drangen in John Peat, ihnen doch endlich mitzutheilen, wann diese trostlose Gegend ein Ende nehme, wo die Goldfelder wären. John Peat hatte die Ungeduligen zu vertrösten gewußt von Tag zu Tag und jetzt entgegnete er unwirsch, ob sie den glaubten, daß er das Goldland herbeizaubern könne? Ob nicht auch er selbst, seine Leute und sein

Vieh von dem Ungemache der Reise zu leiden hätten, ob er sie denn gebeten habe, mit ihm zu kommen, ob es nicht reine Gefälligkeit von ihm gewesen wäre, sie mit sich zu führen? Das sprach er vernünftig. Es ließ sich laut nichts darauf entgegenen, jedoch hinter seinem Rücken begannen die Männer zu murren: „John Peat hat den Weg verloren und will es nicht gestehen.“ Ob er sich seiner Sache gewiß sei? wurde er befragt. Das wäre er. Er solle noch einmal den Brief seines Bruders zeigen? Er zeigte den Brief und da stand: Am Murrumbibischfluß ein unbeschreiblich reiches Goldlager gefunden. Der Fluß mußte ja in dieser Gegend sein, nur war er unter anderen Schrunden, die sich im wüsten Grunde hinzogen, schwer zu erkennen, da er ausgetrocknet sein konnte. Sie beruhigten sich also wieder. Die Menge der Goldsucher war bereits bis zu tausend Köpfen gestiegen. Das Lager wurde nicht abgetroffen, John Peat sandte Leute aus, angeblich nach der Besizung seines Bruders. Mittlerweile zehrte die Menge von seinen Vorräthen und zahlte ihm hohes Geld. So ging ein Tag um den andern hin und nun erhob sich eine Unruhe im Lager, die nichts Gutes ahnen ließ. Der Argwohn war da: Die ganze Goldgrubengeschichte wäre erfunden. John Peat habe die Leute in die Wüste verlockt, um seine Lebensmittel zu enormen Preisen zu verkaufen. Und in der That, die Lebensmittel wurden von Stunde zu Stunde knapper und stiegen im Preise, so daß Viele, deren Baarhaft zu Ende ging, bereits Hunger litten. Einzelne trennten sich von der Menge los und irrten in Sand und Strub umher, in der Hoffnung, auf die geträumten Goldfelder zu stoßen. Man soll nichts mehr von ihnen gehört haben.

Im Lager wuchs die Aufregung, es kam zu einer Volksversammlung, in welcher die Vermuthung des Verrathes offen ausgesprochen wurde.



Nach einer fürmischen Stunde schien es sicher gestellt, daß die Menge nur in diese Eben geführt worden war, um dem Squatter die bereits im Verderben begriffenen Lebensmittel zu consumiren. Um aber dem Manne nicht Unrecht zu thun, sondern vollständige Gewißheit zu erlangen, wurde beschloffen, auf Kosten der Versammlung eine Expedition auszuschicken, den vorgeschätzten Bruder oder die Goldlager zu finden. John Peal sollte bis zur Rückkehr der Männer strenge bewacht werden.

Am folgenden Morgen wurde die Expedition, mit Lebensmitteln und guten Pferden versehen, abgelassen. Sie durchstrich die rothbraunen Flächen, fand weder Vegetation noch Wasser, weder Weg noch Steg, überall nur die nackten Granitfelsen, stellenweise knietiefen Sand und wirbelnden Staub. So weit das Auge reichte, kein grünes Blatt, kein Grassalm, nach allen Seiten hin nichts, als grauer Himmel und brauner Sand. Heiße Winde aus Nordwesten bliesen da und dort ein finstres Gewölke heran, aber es waren nicht die willkommenen Wasserbünste, es war glühender Staub. Die Expedition soll viel gelitten haben, stieß aber am dritten Tage auf eine kleine Dase, wo sich eine Schafzucht befand. Es war genau die Gegend, wie sie von John Peal als der Wohnort seines Bruders verzeichnet worden. Die Männer fanden bei den Hirten freundliche Aufnahme; sie zogen ihre Erkundigungen ein und erfuhren erstens, daß hier kein Mensch wohne, der einen John Peal zum Bruder habe, und erfuhren, daß in dieser Gegend von einem Goldlager niemals weder eine Spur, noch eine Rebe gewesen sei.

Die Expedition hatte ihren Zweck erreicht und trat die Rückreise an. Um der gefürchteten Sandwüste zu entgehen, wollte sie eine andere Richtung einschlagen, stieß aber auf grundlosen Morast des Murrumbidjchi und auf undurchbringlichen Strub. Von der Ex-

pedition erlagen zwei Mann. Auf der wieder betretenen Sandwüste stand eine weitere Ueberraschung bevor. Eine Anzahl von Raubvögeln umflatterten drei menschliche Leichen, welche auf dem Rücken lagen und ihr starres Antlitz gen Himmel gerichtet hatten. Gen Himmel, zum gerechten Gott, Mylord. Sage mir, ist es, gibt es wirklich einen Gott?"

„Das menschliche Gewissen ist der beste Beweis davon,“ antwortete der Priester.

„Das wäre fürchtbar, fürchtbar!“ rief der Gefangene und erfaßte den Geistlichen mit beiden Händen.

„Das sind wieder Drei, die zum Himmel schreien!“ fuhr er dann fort. „Sie hatten sich vom Lager des John Peal losgelöst, hablos, vom Hunger daraus vertrieben, und waren in der heißen Wüste verschmachtet. — Endlich nach einer fürchterlich harten Wanderung sahen die Männer der Expedition die weißen Zelte des Lagers. Bei den Zurückgebliebenen war die Aufregung bereits auf das Höchste gestiegen. Die Nahrungsmittel waren bis zu den höchsten Preisen emporgeschraubt worden, das lange Ausbleiben der Expedition und anderer Davongezogenen hatte sie tief beunruhigt; Viele waren kaum mehr von einer Gewaltthat an John Peal zurückzuhalten.

Die zurückgekehrte Expedition machte Bericht, daß weit und breit kein Bruder des Squatter und keine Spur einer Goldmine entdeckt worden sei. Da brach in der Menge ein Gemurmel aus, das war wie ein Erdbeben. Dann geriethen sie in eine heiße Wuth und kaum gelang es den Besonnenen, John Peal nothdürftig vor den Rasenden zu schützen. „Lynchjustiz! Lynchjustiz!“ riefen sie; so schickte man sich an, ihn auf der Stelle zu richten. Unter den Goldgräbern war ein Mann, der in England einst eine höhere Justizbeamtenstelle bekleidet hatte; der wurde fast einstimmig zum Richter erwählt. Ein Anderer wurde zum öffent-

lichen Ankläger ernannt. Ferner wurde nach der Vorschrift des Gesetzes ein Geschworenengericht von zwölf Mann gebildet. Aus Steinen und herbeigeholten dünnen Baumstrünken errichtete man die Sitze; nun nahm der Gerichtshof Platz und um ihn gruppierte sich die Versammlung.

Der gefangene Squatter wurde vorgeführt und aufgefordert, sich einen Vertheidiger zu wählen. Der Mann heuchelte Fassung und behauptete, daß er unschuldig sei.

Ohne auf diese Behauptung zu achten, wiederholte der Gerichtshof die Aufforderung, sich einen Vertheidiger zu wählen.

Er verzichtete darauf und wählte keinen.

Jetzt wurde in die Mitte des Kreises ein leeres Rumfäßchen gerollt — Priester, ich habe darauf das eingebrennte Zeichen meiner Firma erkannt! — auf dieses mußte sich der Angeklagte stellen, daß die Erde von seinem Fuße nicht entweiht werde. — Mylord, ein solches Gericht in der weiten Wüste ist so schrecklich, wie das Gericht Gottes!

Nun wendete sich der Richter zu den Geschwornen und zum Volke und eröffnete seine Ansprache: „Männer! Es ist sonst gegen das Princip, daß das Volk sich selbst Recht verschaffe und seine Hände erhebe zur Ausführung des Gesetzes. Unter den obwaltenden Umständen aber und weil die bestehende Obrigkeit von uns nicht erreicht werden kann, sind wir gezwungen, uns selbst Hilfe und Recht zu verschaffen. Es ist überflüssig, das Verbrechen des Mannes, der vor uns steht, näher darzulegen, jeder der Anwesenden fühlt es in sich selbst und andere unserer Genossen irren durch seine Schuld weiter hin in den Wüstenen um, oder sind bereits erlegen. Und dennoch bitte ich Sie, daß Sie sich nicht von Haß und Rache leiten lassen, daß Sie bedenken: es ist ein Mensch, den wir Menschen richten und

daß Sie einst vor einem höheren Richterkuhle Rechenschaft ablegen werden über diese Stunde. Nun gebe ich dem Ankläger das Wort.“

Der Ankläger trat vor und rief mit leidenschaftlicher Stimme: „Sein Name ist John Beal, ein Engländer von Geburt, ein importirter, vor Jahren freigelassener Verbrecher, nun Squatter in der Colonie Neu-Südwales. Er hat uns durch Vorspiegelungen in diese Wüste gelockt, um uns das Geld abzupressen, es ist der raschnirteste Raub, der vollführt werden kann. Fünf Mann sind durch seine Schuld bereits todt, siebzehn andere sind in Verluft gerathen und ich sage, wir dürfen die Mehrzahl derselben auch zu den Todten zählen. John Beal hat den Brief seines angeblichen Bruders selbst geschrieben, um uns in eine Wüste zu leiten, deren Schrecken wir vor Augen haben. Gott mag uns weiter führen. Auf den gewissenlosen Mann aber fordere ich die ganze Strenge der göttlichen und menschlichen Vergeltung. Er soll sterben.“

Als Belastungszeuge stand die ganze Versammlung da. Aus ihr traten zwölf Männer hervor, schworen auf die Bibel und bestätigten die Worte des Anklägers.

Der Richter wandte sich zum Angeklagten und sagte: „John Beal, vertheidigen Sie sich!“

Der Angeklagte gab zur Antwort: „Was man aus Neid und Mißgunst gegen mich vorbringt, ist nicht wahr, ich bin unschuldig. Ich habe sie nicht aufgefordert, mir in diese Gegend zu folgen; ich habe sie nicht gezwungen, mir die Lebensmittel um gutes Geld abzukaufen. Sie haben mich darum gebeten, beschworen. Große Nachfrage vertheuert die Waare in der ganzen Welt, warum nicht auch hier in der Wüste? Oder wäre es besser gewesen, man hätte die Lebensmittel billig haben können und schon in der ersten Zeit verzehrt? Jeder Capitän verringert die Rationen, wenn die Fahrt sich verzögert oder das Schiff auf einer

unfruchtbaren Insel strandet. Glauben Sie, daß mir um das Geld zu thun war? Ich wollte durch die Steigerung den Vorrath bewahren, so lange es möglich.“

„Sie vertheidigen sich in einer Sache, in der Sie nicht angeklagt sind,“ unterbrach ihn der Richter. Sie haben diese Versammlung aus selbstsüchtigen Gründen, durch lügenhafte Vorspiegelungen in diese Wüste gelockt. An tausend Menschen haben Sie unsäglichen Mühen und Gefahren ausgesetzt, denen bereits Mehrere unterlegen sind. Dessen sind Sie angeklagt, dessen haben Sie sich zu rechtfertigen.

„Ich bin unschuldig,“ wiederholte John Peal.

„Und sonst haben Sie nichts vorzubringen?“

„Ich bin unschuldig.“

„Dann, Ihr Männer, waltet Eures Amtes,“ sagte der Richter zu den Geschworenen. Aber bedenkt noch einmal die Verantwortung, die Ihr übernehmt und prüft noch einmal mit Ernst die Sachlage. Die Schuld dieses Mannes scheint allerdings vollkommen bewiesen zu sein, scheint, sage ich, aber oft trägt der Schein. Ist es absolut unmöglich, daß in diesen Strichen ein Bruder des Angeklagten existirt? Ist es absolut unmöglich, daß in diesen Strichen Gold vorkommt? Wie, wenn der Angeklagte geopfert ist und es erscheint der Bruder und es offenbart sich die Wahrheit des Briefes, dessentwillen wir John Peal gefolgt sind? Ich beschwöre Sie noch einmal, Männer des Gottesurtheiles, wenn der geringste Zweifel an seiner Schuld in Ihnen lebt, wenden Sie ihn zu Gunsten des Angeklagten.“

So sprach der wackere Mann und die Geschworenen zogen sich hinter ein Gebüsch zur Berathung. Auf dem Platze war ein düsteres Gemurmel. Keiner verhehlte sich, was der Ausspruch der Geschworenen und das richterliche Erkenntniß sein werde. Der Angeklagte zweifelte daran am wenigsten.

Nach einer Weile erschienen die Geschwornen wieder in ihrem Kreise und der Vormann wandte sich mit blassem Angesichte an den Richter.

„Was ist die Erkenntniß?“

„John Peal ist schuldig.“

Die Geschworenen traten zurück und verloren sich in der Menge.

Der Richter fragte den Verurtheilten, ob er noch was vorzubringen habe.

Der Mann hat geschwiegen.

Und der Richter hat noch die folgenden Worte gesprochen: „John Peal ist schuldig des Todes. Er ist dazu verurtheilt, am Halse aufgehängt zu werden, bis er todt, todt, todt ist. Ohne Haß und Stoll übergeben wir ihn seinem Geschicke, möge der himmlische Herr Gnade haben mit seiner Seele! — Eine Stunde ist ihm gegönnt, um sich auf sein Ende vorzubereiten. Diese Stunde sei sein eigen. Ich fordere die Versammlung auf, jetzt im Frieden auseinander zu gehen; möge Keiner im Leben vergessen, an welch' ernstest Handlung er heute Theil genommen.“

Mit diesen Worten gab der Richter seine Gewalt wieder ab und stieg zur Menge nieder. In dieser erhob sich nun aber plötzlich ein lautes Geschrei. Der aufgeregten Menge hatte man vor das Zelt, in welchem Peals Waarenlager sich befand, ein Faß Num gerollt, den Boden eingeschlagen und Alles drängte sich vor, einen Becher des Getränkes zu erlangen. Bald war das Faß leer und auch ein zweites, ein drittes, dann wurde mit wildem Lärm das Waarenlager erfüllt und Jeder nahm, was ihm das Nächste war. Der Eine trug einen Sack Reis fort, der Andere einen Sack Zucker, der Dritte eine Kiste Thee; Andere Mehl, Butter, Schinken, Tabak. Jeder wollte sich nun entschädigen, sich einen guten Tag machen, und es ging toll zu im Wüstenlager.

Als man sich endlich nach dem Verurtheilten umsah, um ihm zur Krone des Festes sein Recht anzuthun,

war der Vogel ausgeflogen. — Ein schlauer Freund hatte die Plünderung in Scene gesetzt und dem Verurtheilten zur Flucht verholfen. Jetzt sahen sie den Flüchtling auf flüchtigem Renner über die weite Ebene dahinjagen.“

So der Gefangene.

„Ja,“ versetzte nun der Priester, „ich habe seinerzeit von dieser Geschichte vernommen. Aber warum erzählst Du nicht von Dir?“

„Ich erzählte ja von mir,“ sagte der Gefangene, „hast Du in John Peel denn nicht mich erkannt? Nicht wahr, Dir graut? Mir auch, Mylord, mir auch, meine Haut schaudert, daß ein solcher Teufel in ihr steckt.“

„Nun bist Du wohl zu Ende?“

„Fast. Was jetzt noch kommt, ist zahm. Ich floh zu den Wilden. Da ich schon früher ihre Sprache erlernt hatte, sie aber in jenem Strub an mir das erstemal einen Weißen sahen und sich vor mir fürchteten, so gab ich mich für den Geist ihres Stammvaters aus, der aus der andern Welt zu ihnen zurückgekehrt sei, um ihnen zu verkünden, daß ein fremdes, furchtbares Volk gegen sie über das Meer heranziehe, welches den Blitz des Himmels und den Donner bei sich hätte, und um sie im Kampfe gegen diese fremden Ungeheuer zu stärken. Sie haben mir geglaubt, haben mich in ihrer Weise angebetet, haben mich in eine große Höhle geführt und mir dort ihre Opfergaben zu Füßen gelegt. Merkst Du den bösen Witz des Schicksals? Nun war ich's, was ich einst auf den Heiden Irlands sein wollte: ein Prophet, ein Priester, ein Erzbischof. Aber wo? — Sie brachten mir das Beste, was sie hatten, es war für mich kaum genießbar; ich sagte, ich sei bei Speise und Trank die Zubeereitung der andern Welt gewohnt und bereitete sie, wie es die Weißen thun. Ich suchte die Wilden für meine Zwecke zu erziehen und galt als ihr Häuptling und Gott, gleichwohl Manche unter ihnen waren, die mir nicht zu trauen

schienen. Die Furcht hielt sie im Zaume. Ich suchte sie mit dem Speer, mit dem Bumerang, mit der Keule im Kampfe zu üben, um mir ein streitbares Heer gegen meine eigene Race heranzubilden. Ich wußte wohl, daß ich für alle Zeit aus der menschlichen Gesellschaft verbannt sein mußte, aber ich wollte sie nicht aufgeben, ich ging mit dem Plan um, die Wilden Australiens zu sammeln, um mit ihnen gegen die englischen Colonien zu ziehen und Alles zu zerstören, was an Europa und Cultur erinnerte.

So groß war in mir, dem unseligen Missethäter und Auswürfling, der Haß geworden gegen die Sitte und Ordnung, gegen die menschliche Gesellschaft. Nun war ich der Teufel. — Mein Vorhaben, die Wilden zum Kriege zu erziehen, war aber nicht durchführbar. Und weißt Du, wer mich bei meiner Gefangennahme am Murray niedergeschlagen hat? Der Wilden Einer, mein eigener Waffenträger. Er hätte mich gewiß getödtet, wenn ich ihm nicht von den Soldaten entrisen worden wäre. — So bleibt es doch Dir, mein alter Vaterstamm, anheimgestellt, an mir, dem unseligsten, dem ärmsten Deiner Kinder, Dein Richteramt zu vollführen. Jetzt entweiche ich nicht mehr auf flüchtigem Renner, jetzt leugne ich nicht mehr, daß ich schuldig bin, jetzt will ich nur Eins, o Menschen, nur dieses Eine versagt mir nicht!“

Mit diesen Worten war der Mann laut wimmernd auf den Pflasterboden hingefallen. Der Priester hob ihn auf und fragte, was denn sein letzter Wunsch sei, er solle ihm gewährt werden.

„Könnt Ihr das auch, Ihr Menschen, mir, mir, mein letztes, einziges Bitten zu erfüllen. Nun seht, das ist's: ich will nicht erwürgt werden mit dem Strick, ich möchte langsam, langsam sterben und mein Blut sehen. Ich möchte dabei sein und mich ergötzen an der Todesqual dieses Thieres.“

Mit geballter Faust schlug er an seine Brust, daß es dröhnte. Er brach in eine Art von Wahnsinn aus. Die Gefängniswärter kamen und legten ihm die Fesseln an. Der Priester ging davon, der Gefangene starrte ihm hohl-ängig nach.

Am nächsten Morgen, als der rothe Schein lag über den unermesslichen Wässern des Ozeans, wurde der Gefangene aus dem Kerker geholt und in den Hof des Gerichtsgebäudes geführt. Dort erwarteten ihn die Richter und der Priester. Dieser sprach ihm Trostworte zu und betete.

Als der Todgeweihte mitten im Hofe den Galgen sah und den Henger daneben, rief er aus: „Versagt! Verloren!“ Mit diesem gräßlichen Schrei stürzte er sich kopfüber auf das Steinpflaster — und das rothe Blut entströmte dem zerschmetterten Haupte.

Einer der Richter trat hin und beugte sich über die Leiche zum Kuß, als Zeichen, daß die Menschheit nun mit ihm veröhnt sei.

Hoch über den Dächeln des Gebäudes flogen die Tauben — lieblich schimmerte ihr Gefieder im Glanze der aufgehenden Sonne.

## Chi sa?

Mein Junge, zieh' die Bretter  
Nur erst auf's Land herein —  
Dann sag mir: was für Wetter,  
Meinst du — wird morgen sein?

Zum Himmel schlägt er guckend  
Die Augen auf und spricht:  
„Chi sa?“ Die Wäseln zuckend,  
Mit lächelndem Gesicht.

Schwarzäugiger Schifferjunge  
Du bist ein Philosoph!  
O was von deiner Zunge  
Für hohe Weisheit trost!

Was immer ich möchte fragen  
Die Weisesten fern und nah —  
Sie konnten zur Antwort sagen  
Nichts Besseres, als: Chi sa?!

Ernst Raupach.

## Eine glückliche Ehe.

Novelle von Luise Leher.

### Brantschan.

„Ein interessanter Kopf!“

„Eine prächtige Figur!“

„Ein wirklich schöner Mann!“ —

Von drei Paar frischen Mädchenlippen bestätigt: an solchem Urtheile muß etwas Wahres sein.

Nur die Vierte, die, welche das Aniebild bedächtig in Händen wiegte, hielt ihre Meinung noch zurück. Paßte diese nicht mehr für die neugierigen Ohren der Freundinnen, oder stimmte sie der allgemeinen Bewunderung nicht bei und sollte bloß unnützer Streit vermieden werden?

„Auf dieser majestätischen Stirne müssen Gedanken ihren Sitz haben. Die Augen tief und ernst, dahinter wohnt keine niedere Seele.“

„Und dann betrachte die Schultern, den Brustkasten, ich wette, der mißt seine sechs Schuh zumindest.“

„Ich nähme ihn auch sofort auf sein bestechendes Aeußere hin, ohne zu fragen wer und was er ist.“

Die begeisterten Preisrichterinnen gingen ans Abschiednehmen. Man sah, gerne hätten sie insgesammt das fesselnde Thema des Weiteren besprochen, allein die junge Hauswirthin machte keine Miene, ihren Besuch aufzuhalten. So flüsterte jedes der Mädchen nur noch ein paar kurze Worte ins Ohr der Zurückbleibenden.

„Träume süß von künftigen Wonnen der Liebe.“

„Denke nur, eine wahre Reden-  
gestalt.“

„Zugreisen, flink zugreifen; dem fehlt es nicht an Partien.“ —

Längst waren die drei Freundinnen hinter der Thüre des kleinen Salons

verschwunden und noch immer stand die Besizerin des verführerischen Conterfei's in der Fensterische, die Augen auf das Bild geheftet.

Auch ein Brief lag bei. Doch schien er in seiner lakonischen Form keine der Fragen genugsam zu beantworten, welche dies Männerbildniß angeregt.

### „Verehrtes Fräulein!

Es war ein Dieblingsgebante Ihrer verstorbenen Tante, mein Fräulein, aus uns ein Paar zu machen. Ich, der ich dieser Dame viel Liebes und Gutes schulde, fühle mich verpflichtet, meinerseits Alles anzubieten, um diesen letzten Wunsch einer sorgenden Freundin zu erfüllen, umsomehr, als es durchaus nöthig ist, in meiner Stellung als Arzt eine Frau zu nehmen. Ich brauche wohl nicht erst zu betonen, mein Fräulein, daß mein Einkommen ein gesichertes ist. Wer gleich mir, von früher Jugend an auf eigenen Beinen stehend, thatkräftig gerungen, wird nicht daran gehen eine Familie zu gründen, ehe er dieser Halt und Stütze zu sein vermag. Solchen Halt und solche Stütze nebst einem unverdorbenen Herzen bietet Ihnen, mein Fräulein

Ihr ergebener

Karl Ritter.“

Vom Brief zum Bild, vom Bild zum Brief: der Eindruck beider schien eher widersprechende als ergänzende Gefühle hervorzurufen. Dennoch lautete die Antwort folgendermaßen:

„Mein Herr!

Sie haben Recht. Auch meinerseits wäre es böser Unbakt gegen

die Verstorbene, nicht wenigstens den Versuch zu wagen, uns zu verständigen. Meine Tante hinterließ mir ihr kleines Vermögen mit dem ausdrücklichen Wunsche, Ihnen dasselbe zuzubringen. Kommen Sie denn! Sehen Sie selbst, wie das Mädchen beschaffen, das Ihre Freundin Ihnen sozusagen testamentarisch vermachte. Wie ich Ihrem Schreiben entnehme, halten Sie eine leidenschaftlich gefärbte Neigung nicht für nöthig zum Heil der Ehe. Ich bin zwanzig Jahre alt geworden, ohne eine solche Leidenschaft empfunden zu haben, aber ich dachte anders als Sie — bis jetzt. Doch gehöre ich nicht zu jenen Starren, die ihren Ansichten Unfehlbarkeit zuschreiben. Gelingt es Ihnen demnach, mich zu der Ihrigen zu bekehren, so bin ich willig, mich zu fügen. Bis dahin

Bertha Sahr."

Eine Woche nach Austausch dieser Briefe herrschte gewaltige Aufregung im Hause des Professors Mayerhoff. Es war ein lustiges, leichtlebigenes Bälldchen, unter dem die schöne Bertha aufgewachsen. Selbst die Waise eines nicht unbedeutenden Malers, lebte sie bei ihrem unverheirateten Oheime, der gleichfalls mit dem Pinsel hantirte und das Mädchen mit mehr als väterlicher Zärtlichkeit erzogen hatte.

Leben und leben lassen, so lautet zumeist des Künstlers Devise. Da gilt kein hausbackenes Vorsehen und Vorbauen auf Zeiten der Arbeitsnoth oder Krankheit, und ein Sparpfennig ist ein ganz unerhörtes Ding. Rasch, unerwartet krönt ein plötzlicher Erfolg, ein glänzender Coup den kahlen Musensohn mit Ehren und verschafft den schönben Mammon, der eben so behende unter seinen olympischen Fingern zerfließt. In largen Zeiten wird dann flott darauf losgepumpt, wo nur immer Credit zu finden. Und merkwürdig, dieser kommt dem Künstler fast entgegen und herrscht zumeist ein recht gemüthliches Verhältniß zwischen Gläu-

biger und Schuldner. So existiren simple Zahlkellner, die einem langbe-  
lodten, schönredenden und viel bier-  
vertilgenden Jünglinge, bloß auf sein  
versprechendes Exterieur hin, in die  
Hunderte creditiren; Schuster und  
Schneider, welche, stolz auf des Künst-  
lers Händedruck, jahraus, jahrein keine  
Rechnung senden; vor Allem jedoch  
begeisterte Kunstfreunde, die mit Tact  
und Partsim Daranzahlungen auf Ge-  
mälde leisten, welche vorerst nur im  
Kopfe des künftigen Raphael ein ziem-  
lich verworrenes Ideenleben fristen.  
Und dann, wie collegial, wie urge-  
müthlich weiß Einer dem Anderen be-  
zuspringen.

"Du Eduard, hast Du noch Cassa?  
Ich glaube meine Zechen beträgt an die  
zwei Florins?"

"Ich Cassa? Wo denkst Du hin?  
Kennst Du mich so wenig?"

"Teufel auch, das kann fatal wer-  
den; wir sind fremd in diesem Local.  
Was beginnen?"

"Ohne Sorge Freund. Dort unten  
sitzt der Gustav. Der Glücksvogel hat  
gestern eincaßirt und wird wohl noch  
ein paar Banknoten übrig haben."

"Reinst Du? Nun, dann können  
wir getrost vom Bier zum Wein über-  
gehen, er soll hier ganz trinkbar sein."

Zwar hat der Gustav, welcher vor  
vierundzwanzig Stunden baare fünf-  
zeshundert Gulden eingenommen, keine  
fünfzehn mehr in seiner Brieftasche,  
aber er übernimmt auf die erste An-  
beutung hin die Rechnung der beiden  
zahlungsunfähigen Kameraden. —

So und ähnlich wird gewirth-  
schaftet und sind unter den also in  
den Tag Hineinlebenden auch Ehe-  
männer und Familienväter, und dero  
Gemalinnen und Töchter wissen es  
nicht viel anders einzurichten oder sind  
auf bestem Wege, die Gewohnheiten  
ihrer Herren und Gebieter anzunehmen.  
Nicht bloß etwa eine Chinafilber-  
garnitur oder ein Porcellainservice  
macht oftmals die Kunde bei verschie-  
benen Gastmälern, es wandert selbst

manches Prachtstück der Garderobe von einem Hause zum andern; ja besonders wirthschaftliche Capacitäten der Frauenwelt wissen stets genau, wo just frischgebrannter Kaffee zu haben, besonders feingeläutete Ballhemden zu finden oder einem scharfen Tranchirmesser und dergleichen nützlichen Geräthschaften nachzufragen sei. —

Es gehörte viel Muth dazu oder viel Unverstand, ein Kind dieser Kreise in das engbeschränkte Getriebe kleinrädtigen Pfablbürgerthums als Hausfrau verpflanzen zu wollen.

Dr. Karl Ritter, dessen Ankunft bei Mayerhoffs erwartet wird, scheint keine der beiden genannten Eigenschaften in auffallender Weise zu besitzen.

Er war ein großer, schöner Mann, das hatten die Freundinnen unwiderwillig festgestellt. Er war aber, seinem Werberbriefe nach, ein ruhiger, nüchterner Charakter, das mußte sich Bertha selbst gestehen, mit einem Seufzer zugeföhren.

„Nun, wir werden ja sehen,“ meinte die angehende Braut, als sie, eine frische Theerose in den glänzend schwarzen Flechten befestigend, ihre schlank, hohe Gestalt im Spiegel mufterte.

Professor Mayerhoff öffnete die Thür und fragte: „Kommst Du endlich, Kind? Dein Freierrmann ist da und wir erwarten Dich Alle.“

Er trat vollends herein, als er seine Richte zögern, ja beinahe zittern sah.

„Wie bleich Du bist, ich glaube gar Du fürchtest Dich. Soll ich ihn fortjücken? Ich thue es mit Wonne.“

„Was fällt Dir ein Onkel, welche Thorheit.“

„A bah, mir gefällt er gar nicht. Ein leberner Patron, oberflächlich und eingebildet. Na, es war nicht anders zu erwarten von dem Sünfling meiner verstorbenen Schwägerin. Alle Teufel, ich habe der ganzen Geschichte von Anfang an mißtraut. Ein Mädel wie Du und dieser Provinzdoctor! Und Alles um des schönen Rammons willen. Laß ihm das Geld und bleibe frei.“

„Beruhige Dich, Onkelchen, wir werden ja sehen.“

Sie nahm des Professors Arm und betrat den kleinen Salon.

Da ging es bereits recht lebhaft her und es mochte allerdings keinen angenehmen Eindruck machen auf einen ernstern, gefesteten Menschen, der gekommen, seiner künftigen Lebensgefährtin zu begegnen, dieser inmitten einer Schaar unbekannter, ihn völlig gleichgiltiger Personen entgegenzutreten. Doch war es Dr. Ritter's eigene Schuld. Ohne hinreichenden Grund hatte er sein Erscheinen um drei Tage verzögert und mußte sich nun heute wohl oder übel drein ergeben, seine Dame ihren Freunden und Freundinnen freitrag zu machen. Das war nicht eben leicht, denn Bertha galt als die Seele des intimen Circels, der sich jeden Samstag im Hause des Professors versammelte. Und nun gar heute war man allseits gespannt, den vorwitzigen Fremdling, bereits der schöne Provinzdoctor, die Philisternase betitelt, kennen zu lernen, welcher sich erklähnen wollte, das vielgefeierte Mädchen so mit nichts dir nichts in eine engbeschränkte Häuslichkeit zu entführen. Jetzt, wo der Platz besetzt schien, meinte mehr als Einer von Denen, so das Fräulein umschwärmten und hofirten, aber in kluger Junggefellenvorsicht jeder bindenden Erklärung ausgewichen, selbst auf diesen Platz hinzugehören, glaubte sich mancher unreife Draufkopf verlegt, wo nicht gar getäuscht, und die Gesinnung war männlicherseits keine freundliche, welche man Herrn Doctor Ritter entgegenzutrag.

Anders die Frauen. Wo wäre die Coatochter zu finden, die einem wohlgepflegten Bollbart, einer distinguirten männlichen Haltung, verbunden mit frischer Rüstigkeit, gegenüber ganz unbestochen bliebe?

„Er ist interessant.“ Damit war Alles gesagt, was man füglich nach so flüchtiger Prüfung sagen konnte.



Rasch kispelte die sentimentale Helene der eintretenden Freundin ins Ohr: „Er spricht wenig, doch seine Stimme ist sanft und zum Herzen dringend. Ach Bertha ich beneide Dich.“

Auch die erfahrene Rosa schien entzückt: „Größe, Gestalt, Contrast der Augen und Haarfarbe: Alles stimmt. Ich freue mich auf Eure Kinder!“

Die muntere Emilie jedoch meinte bedenklieh: „Er ist nicht übel. Etwas kühl zwar und zurückhaltend. Vielleicht ist es übrigens nur Schüchternheit. Weißt Du, unter uns ist es nicht eben leicht zur Geltung zu gelangen, Du nimmst ihn doch?“

Die Freundinnen hatten es eilig, den Bund zu segnen.

„Wir werden ja sehen,“ sagte Bertha zum dritten Male, ehe sie ihrem Bewerber entgegnetend die Hand zum Gruße bot.

Sie fühlte seinen Blick auf ihrem Antlitz ruhen, auf welchem die Farbe kam und ging. Doch ihre Hand blieb kalt, das Auge niedergeschlagen. Bertha wußte, sie sei schön: sie war ihrer Macht gewiß. —

Ueber den ersten ziemlich gleichgiltigen Worten der jungen Leute stutete die Conversation lebhaft weiter fort. Laut und lärmig war er allezeit, der Ton bei Mayerhoff's, und der Professor selbst war keiner der Gesehtesten der meist jugendlichen Gesellschaft. Trotz seiner fünfzig Jahre, trotz seiner akademischen Würde bewegte sich der Oheim Bertha's unter seinen Schülern mit einer gutmüthigen Nonchalance und Collegialität, die den fremden Gast mit Staunen, mit Unbehagen fast erfüllte. Dr. Ritter war gewöhnt, seinen Vorgesetzten mit mehr Unterwürfigkeit zu nahen als hier im Verkehr überhaupt hervortrat und schrieb nun die Vertraulichkeit zwischen dem Lehrer und den Lernenden auf Rechnung der mangelnden Würde dieses Ersteren. Daß man auf seine Würde zuweilen ver-

geffen könne, ohne deshalb derselben verlustig zu werden, daß man im sicheren Bewußtsein dieser Macht sich jeden Moment getraue, nöthigenfalls diese nur bei Seite gelegte Würde mit all ihrem äußeren Pomp wieder hervorzulehren, dafür mangelte dem jungen Arzte jedes Verständniß. Dazu noch schreckte den sittenreinen und sittlich dressirten Diebermann jene unver-schleierte Natürlichkeit der Ausdrucksweise, wie sie gang und gäbe ist unter diesen ewig gährenden, unruhig flackernden, oftmals in eiser Selbstüberhebung sich verpuffenden Naturells. Was wird in diesen unfertigen Sprudellöpfen im Verlaufe eines kurzen Abends nicht Alles gestürmt und verthimmelt, verrissen und verherrlicht! In Frist weniger Stunden hatte man heute von allen vier Belrichtungen aus an dem Räthsel des Daseins gerüttelt; dazwischen über den modernen Realismus der Kunst und die Monde des Mars, die Rechte der Frauen und die natürliche Zuchtwahl, das letzte Costüme-fest und den letzten Grund des Lebens die widersprechendsten Ansichten ausgekramt.

Sonst war Bertha stets mitten drin im heißesten Wortgeachte. Sie hatte so ihre aparten Gedanken über mancherlei Dinge, die nicht gerade jedes Mädchen beschäftigen; sie wußte ihre Meinung mit Geschick durchzusetzen und ihr Panier siegreich über der Geschlagenen Haupt zu schwingen. Aber heute war es vergebliche Mühe der Herren, die Haus-tochter ins allgemeine Gespräch zu ziehen. Bläß und still saß das Fräulein neben Herrn Dr. Ritter und schien kaum zu hören was vorging ringsum. Ja, selbst als ein gothisch gewachsener Nazarener, einer der gebuldeten Externen unter den einheimischen Jüngern des Meisters Mayerhoff, gemäß seiner Kunstrichtung die Dreieinigkeitsdoctrin für das erhabenste Wunder der Schöpfung erklärte, als die losen Spottvögel den begeisterten Jüngling reden und beweisen

ließen, um die Schweigsame zum Widerspruch zu reizen, blieb Bertha ruhig und erwiderte auf die Bemerkung des Herrn Doctor, daß er sich von der Reise sehr ermüdet fühle, mit freundlichem Lächeln, sie könne das nur begreiflich finden.

Etwas fleißlebern nahm er sich bei näherem Zusehen nun freilich aus, der schöne Provinzdoctor, und die scharfsichtige Emilie hatte mit ihrer etwas arrogant klingenden Bemerkung den Nagel auf den Kopf getroffen. Es war schwer zur Geltung zu kommen unter diesen Menschen, deren sich jeder zumindest ein ganzes Original dächte. Zudem waren die angeschlagenen Gesprächsstoffe dem jungen Arzte total ungeläufig, noch ungeläufiger jedoch die Art und Weise, wie diese problematischen Genies mit Gott und Welt, Sitte und Sägung, Kunst und Wissenschaft umzuspringen wagten. Wenn er ja einmal bei irgend welchem Thema behutsam Anker zu werfen versuchte und mit einem langsamen, selbstgefälligen: „Ja wissen Sie, ich muß gestehen, wenn ich meine Ansicht in dieser Frage sagen sollte“ — — — so flatterte das übermüthige Gesicht bereits wieder in anderen Regionen und hatte, ehe der arme Doctor nur die einleitenden Phrasen erlebte, das nächstbeste welterschütternde Problem nach seiner Art complet gelöst oder rücksichtslos über Bord geworfen. —

Nach dem Souper bildeten sich Gruppen in den Fensternischen und Divaneden.

„Sie nimmt ihn nicht, sie kann den Hohlkopf nicht nehmen“, betheuerte der Nazarener, die gelben Haarsträhne, welche er als Kopfschmuck trug, genial schüttelnd.

Ein bartloser Jüngling mit etwas verlebten Zügen und dem Anfluge einer Glase meinte hingegen: „Nah, lerne mich die Weiber kennen. Die beurtheilen uns nur nach dem Haarwuchs; je länger die Mähne, je kürzer der Verstand. Das gibt die bequemsten Ehemänner.“

„Bequem der? Hast Du den Blick gesehen, mit dem er ihre Gestalt musterte? Das ist nicht der Liebende, welcher erhebt unter dem Reize holder Weiblichkeit, nicht der Künstler, der schwelgt in der Ahnung nahezu vollendeter Formen, das war der Arzt, der Anatom, der nüchtern Speculirende, der sich die gesundheitversprechende Mutter seiner Kinder wählt. Und zu solchem Loos wäre dies anmuthige, lebensprühende Geschöpf verdammt?“

Diese hochtrabende Rede sprach ein junger Mann mit einem à la Raphael frisirten Kopfe und einem schwärmerischen Augenaufschlage, den er für unwiderstehlich hielt. Das Schweigen der Anderen für Zustimmung nehmend, setzte er selbstgefällig hinzu: „Es reuet mich jeder Seufzer, für den ich wohl einen Kuß hätte haben können.“

„Hättest können? Sieh doch, wirklich, hättest können? Bist Du dessen gewiß?“

So höhnte ein geketzter Jüngling mit treuherziger Miene, der bisher als der begünstigste von Bertha's Courmachern gegolten und deshalb den Spitznamen „der Sties“ bekommen hatte. Der Nazarener rief jedoch in vollster Entrüstung: „Ich glaube gar Du gönnt sie der Philisternase?“

Gelassen, ernsthaft erwiderte der Sties: „Ich gönne ihr vor Allem eine ruhige, geordnete Häuslichkeit und seid gewiß, die mag sie finden an der Seite dieses sogenannten Philisters. Was wollt Ihr denn? Wir lumpigen Phantasten und zweifelhaften Genies, wir taugen nun einmal nicht, den Familienpatriarchen zu spielen. Dazu gehört eine gewisse Hausbadenheit und Sparfreude, ein genügsamer, um nicht zu sagen beschränkter Sinn. Hols der Kukul, selbst ein Mädel wie die Bertha will zuletzt ihren blanken Herd, ihr schneeiges Weißzeug, ihren brallen Säugling, um zutrieben zu sein.“

Der Professor hatte sich während dieser Rede des Sties den jungen Männern genähert und schnitt den un-

gestüm Protestirenden das Wort ab: „Zugegeben, lieber Freund; All' das, was Du da sprichst, hat seine Richtigkeit. Doch zu diesem an sich ganz respectablen Patriarchenthum muß Bertha's künftiger Ehgemahl noch die Fähigkeit besitzen, seinem Weibe die ideale Richtung zu geben und zu erhalten, deren jedes edlere Geschöpf bedarf zum vollen Lebensgenuß. Denn sehet, Kinder, das, was man bei den Frauen den idealen Zug benamset, das ist, selbst bei den Tüchtigsten weiter nichts, als ein Schwärmen ins Blaue hinein. Nur der Mann hat ein bestimmtes, klares Bild von seinem Ideal, bestehe dies nun in der Pflege von Kunst oder Wissenschaft, in Hochhaltung nationaler oder freiheitlicher Gesinnung, meinethalben in religiösem oder sonstigem Fanatismus, aber irgend etwas muß da sein, was die Frau an ihrem Herrn schätzt, verehrt, ja fürchtet, soll er ihr Herr bleiben durch ein Menschenalter hindurch, ohne daß sie ihre Unterordnung als Unrecht, gar als Schmach empfinde und gedankenloser Vergnügungsjagd, wohl Schlimmerem noch verfiere. Längst erzieht man unsere Mädchen nicht mehr für die Familie; von ihren Gatten muß ihnen daher jene Stütze kommen, die sie hält und hebt in den aufreibenden Sorgen, welche die Frau, die Mutter insbesondere niederbrücken. Und diese Stütze — ich fürchte sehr, wird Doctor Ritter seinem Weibe niemals bieten.“

Ueber diese warme Rede ihres Meisters gerieth die kleine Gruppe aus dem anfangs gedämpften Tone immer mehr ins gewohnte Schreien. Dabei bemerkte es keiner der Herren, daß der nicht eben sehr lieblich besprochene Provinzdoctor in der anderen leeren Fensternische hinter einem Blumenkorbe Platz nahm und von nun an jedes Wort hören mußte.

„Ich will nie wieder an den Geist eines Weibes glauben, wenn sie den Hohlkopf heiratet.“

So der Nazarener; doch der Sties rief entgegen: „Ich mache jede Wette, daß sie ihn nimmt und ganz glücklich wird.“

„Das Erstere fürchte ich selbst“, meinte der Professor traurig, „das Letztere bezweifle ich. Weiß der Teufel, es ist wie eine ansteckende Krankheit, die alle Mädchen ergreift, welche das zwanzigste Jahr überschritten haben. Aber ich wollte beinahe schwören, sie hält es nicht aus neben dem Patron und in einem Jahre haben wir meine Nichte als geschiedene Frau wieder hier.“

Seufzend setzte er hinzu; dem Sties zugewendet: „Hättest Du doch zugegriffen, altes Haus; Dir gönnte ich sie noch am ehesten.“

„Wirklich,“ rief der Sties und seine Augen wurden feucht. „Glauben Sie, verehrter Freund, sie hätte mich mögen? Wandelt Bertha doch unter uns Taugenichtsen wie ein Bild ohne Gnade; nicht ich oder ein Anderer, der sich rühmen dürfte, ihr nur ein kleines Zeichen von Herzensheilnahme abzurufen. Sie lacht und scherzt, disputirt und philosophirt mit uns, und gähnt, sobald wir gefühlvoll werden; sie erglüht für jede neue Idee und bleibt kalt jedem Manne gegenüber.“

„Das ist auch mein Trost,“ betonte der Professor noch einmal. „Sie wird, sie muß uns wiederkehren.“

„Sie wird ihm einen ganz spießigen Korb flechten.“

Der Nazarener verfocht seine Ansicht, aber auch der Sties blieb bei der seinigen: „Sie nimmt ihn und wird glückliche Mutter von zwölf Kindern.“ —

Die jungen Leute brachen auf, ohne den Doctor hinter dem Blumenstische bemerkt zu haben.

Der blieb noch ein Weilchen sitzen und blickte gedankenvoll in den Rauch seiner Cigarre. Dann erhob er sich, strich einige Male durch sein wohlgepflegtes Haar, räubte einige Aschen-

reißten von seinem tabellosen schwarzen Rode und suchte nach seinem Gute.

„Sie speisen doch morgen bei uns,“ fragte der Professor als gewissenhafter Vormund mit sauersüßer Miene. Selbst ohne das frühere Gespräch gehört zu haben, hätte Doctor Ritter fühlen müssen, wie erwünscht dem alten Maler eine Ablehnung gewesen wäre. So wandte er sich gegen Bertha, aus ihrem Auge etwas wie Aufmunterung zu empfangen. Vergebens; sie hielt den Blick gesenkt als sie dem Doctor wortlos die Hand hinreichte. Er behielt dieselbe länger in der seinen als just nothwendig war dieselbe an die Lippen zu ziehen; er fühlte, daß diese Hand zitterte und nahm die Einladung für morgen an.

Vor dem Hause angelangt, wischte sich Doctor Ritter doch den Schweiß von der Stirne. Hatte Bertha's Erbeben, gleich einem elektrisch wirkenden Strome auf den sonst so nüchtern calculirenden Mann gewirkt? Wenigstens wollte er sich nicht eingestehen, daß ihn dies Mädchen befremde und anziehe, erschrecke und fessle. Wie bescheiden Bertha ihm gegenüber aufgetreten, es war etwas in ihrem Wesen, das sich seinem Gesichtskreise entzog und dabei wollte es ihm bedünken, als habe sie das Bewußtsein davon und suche es ihm ängstlich zu verheimlichen, daß sie es habe.

Doctor Ritter war ein Mensch, der nie erfahren, was innerer Zwiespalt sei. Eine gewisse eigennützig berechnende Schlaueit verband sich bei ihm mit sehr ehrenwerthen Grundsätzen, ein freundliches Wohlwollen gegen Andere mit stark ausgeprägtem Selbstgefühl. Gerade, redlich, ausdauernd, so war er von frühesten Jugend auf seines Weges gegangen, hatte schwer gelernt und schwer entbehrt, ohne deshalb Verbitterung zu fühlen, denn er hielt das mühsam Erreichte auch für das höchste zu erringende Ziel. Daß es Menschen gäbe, die einer Art Inspiration folgten, beinahe spielend in glücklichen Stunden mehr geleistet als er durch jahrelange

Nachtwachen, Hunger und Entbehrung, das vermochte er nicht zu erfassen und mußte demgemäß auch Alles unterschätzen, was nicht die langsam reifende Frucht von handwerksmäßigem Fleiße war.

„Ein Künstler, ein Bump!“ Ihm galt's dasselbe.

Und doch war er gekommen, mit der festen Absicht, den Wunsch seiner verstorbenen Wohlthäterin zu erfüllen. Er wollte kein Erbschleicher heißen und wenn er die Hand des Fräuleins ausschläge, so bliebe ihm laut testamentarischer Verfügung ein Theil des Vermögens von Bertha's Tante. Das widersprach seinem Rechtlichkeitsfinn. Dazu war das ihm zugedachte Mädchen hold und begehrenswerth und — man spottete bereits über den ihm zugedachten Korb.

„Na wartet, Ihr sollt Euch Alle täuschen.“

Er hatte das Zittern von Bertha's Hand im Sinne, als er diese Worte in die kühle Abendluft hinausrief.

Es gibt Menschen, die sich im Leben nicht zu finden wissen, wohl aus gewichtigen Gründen. Im Traumland jedoch begegnen sie sich vielleicht, und der schneidende Gegensatz ihres Naturells spricht dann symbolisch zu den halbgefesselten Sinnen.

Der Traum der ersten Nacht an fremdem Orte hat für Leute, die selten ihr Dabeim verlassen, eigene Bedeutung. So heißt es zumindest im Volksmunde.

Auch der junge Arzt träumte: Ihm war's, als läge Bertha's Körper vor ihm auf dem Secirtische, die schönste Mädchenleiche, die je eines Anatomen Messer berührt. „Wenn Du das Herz herauslösest, so wird sie leben, ein treues, ein zufriedenes Weib Dir sein.“ So sprach's in ihm. Aber seine Hand zuckte, vor den Augen begann ein Flimmern, er konnte das Herz nicht finden unter dem zarten Busen, den sein Messer zerfleischte.

Es war ein tödtlich marternber Traum und kalter Angstschweiß perlte auf der Stirne des Erwachenden.

In derselben Nacht, in derselben Stunde wand auch Bertha sich stöhnend auf ihrem Lager.

Sie vermeinte in einem Sarge zu liegen, geschmückt wie zur Hochzeit. Und der Bräutigam nahte und — deckte das Leichentuch über die Braut. Ein kaltes, schweres, feuchtes Tuch. Sie wollte schreien, sie lebte ja. Sie wollte fliehen, sie war ja nicht todt. — Umsonst! Mit fester Hand drückte der Unbarmherzige das Tuch über ihren Mund, der Athem versagte — — — das, das war die erste Begegnung der Beiden im Traume! —

### Der Kampf um die Individualität.

Drei Tage nach jenen Träumen hatte Dr. Karl Ritter das Jawort des Fräulein Bertha Sahr erhalten und ein Vierteljahr später war der schöne Provinz-Doctor zum zweiten Male erschienen, seine Verlobte heimzuführen.

Darauf ist es stille geworden im Hause des Professors, still und trübe. Von Bertha aus hatte sich Heiterkeit und Helle verbreitet: sie ging und es ward einsam um ihren alternenden Ohm. Dies Kind seiner früh verstorbenen Lieblingschwester war dem Hagestolzen Alles gewesen, was er von Familienfreunden gekostet. Heißblütig und ehrgeizig lebte er seiner Kunst vorab; doch selbst der befriedigte und von Jahr zu Jahr erneuerte Ruhm ließ Raum für andere Gefühle und je kürzer und oberflächlicher einige leichtgeschürzte und leichtgelöste Bande den Lebemann beschäftigten, je inniger hatte er sich seinem emporblühenden Pflegekinde zugewandt, dasselbe mit halb väterlicher, halb verliebter Bärtlichkeit hegend und pflegend.

Nicht begreifen, nicht erfassen wollte es der ewig jugendlich fühlende Mann,

daß sie, die ihm gewesen wie eine Blume, welche nicht ahnt, wie hold ihr Anblick, wie ein übermüthiges Vögelchen, das singend von Baum zu Baum hüpfend sich der Stunde freut und des goldenen Sonnenscheines, unbekümmert um ein zweifelhaftes Morgen, daß sie nun auch wie die meisten heiratsfüchtigen Gänselein, eine solide Versorgung, eine sogenannte Partie vorgezogen dem freien, frohgemuthen Leben in seinem Hause, das er seit Jahren nach Bertha's Geschmack und Laune von unterst zu oberst lehrte auf einen Wink von ihr.

Trübfinnig schlich der Professor umher und beantwortete alle Fragen nach seiner Nichte mit verdrossener Einsylbigkeit.

„O ja, glücklich, sehr glücklich ist das Mädl.“ Der Ton widerlegte der Worte Sinn. Doch hatte er keinen Anhaltspunkt für seine tristen Vermuthungen, denn Bertha's Briefe, obschon kurz, betheuerten schriftlich das Gleiche, was er mündlich ihren Freunden und Bekannten. So mußte er sich vorläufig bescheiden mit seinen Ahnungen und Befürchtungen, die von Woche zu Woche festere Gestalt gewannen.

Eines war sicher: die fehlende Lust und Freude im Hause des Professors, sie hätte naturgemäß in doppelter Helle ausleuchten müssen in des jungen Arztes Heim bei Bertha's Einzug. Sonderbar, von Lust und Licht war nicht allzuviel zu sehen im neugegründeten Haushalte. Zwar weiß und hell waren die schneeweißen Gardinen, spiegelblank die Scheiben, leuchtend die Frühlingssonne, welche ihre reinen Strahlen auf das herrliche Menschenpaar ausgoß, das zum ersten Male selbst am eigenen Frühstückstische saß.

Schön waren sie Beide, und die Schönheit ist eine wichtige Mitgift für Mann und Weib.

Eine liebliche Röthe flammte auf den Wangen der Jüngstvermählten,

so oft des Gatten Auge das ihrige suchte. Befriedigung leuchtete aus seinem Blicke, wenn er am Antlitz seines Weibes hangen blieb.

Das Frühstück war beendet; allein Doctor Ritter hat trotz aller zärtlich getauschten Blicke den Kaffee nicht auf der Höhe der Situation gefunden und bei der dritten Tasse bemerkt: „Es dürfte angezeigt sein, liebes Kind, künstlich um einige Minuten früher aufzustehen und die Bereitung des Kaffees gründlicher zu überwachen.“

Bertha nickte gefällig. Was ist einer Liebenden Gattin ein Viertelstündchen Schlafes gegen das Vergnügen, den feinen Geschmacksinn ihres Eheherrn befriedigen zu können. Auch war ein Kuß der Lohn dieser raschen Zustimmung.

Sodann ging der Doctor an's Toilettemachen.

Er brauchte ziemlich lange, gewiß länger, als seine flinke Frau zu der ihrigen. Denn erstens weiß jaft ein Arzt am besten, was die Haut, die Haare, die Zähne ganz besonders conservirt, und der schöne Provinz-Doctor hielt große Stücke darauf, sich zu conserviren, zweitens war er doch nicht bloß Armen- und Gerichtsarzt in Brandeß, sondern auch wohlgeleit und wohlgehalten in den ersten Familien der Stadt. In diesen aber gab es nervöse Damen, die gar keine Näschen für gewisse Todtenbeschauergerüche, hingegen Vorliebe für den und jenen Parfum bezeigten und Dr. Ritter hatte es im Laufe seiner Praxis bereits erfahren, wie sehr es dem Patienten nützlich, dem Heilkünstler förderlich sei, auch durch das Sympathische seiner Persönlichkeit eher anziehend, denn abstoßend zu wirken.

Bertha sah verwundert dieser höchst umständlichen Schönheitspflege zu. Auch in ihrer Sphäre war die Schönheit hochgehalten als kostbare Naturgabe. Doch ging ein großer, künstlerisch gebildeter Zug durch diesen Cultus, eine Freude an der Form in

der Vollenbung ihres mangellosen Seins, eine Verhimmelung der menschlichen Gestalt, bis an die äußerste Grenze des geschmackvoll Möglichen gehend — ob jedoch eine Pomade den richtigen Beilichendust habe, ob Seifengeist oder Alkohol den Leint glatter präparire, darnach hatte keiner der Jünger auf der Mayerhoff'schen Kunstschule je gefragt.

Doctor Ritter belehrte seine unerfahrene Frau eines Besseren und gestattete ihr, die verschiedenen Tiegel und Fläschchen, welche seinen Waschtisch garnirten, nach Belieben zu benützen.

Bertha dankte und versprach seinem Rathe Folge zu leisten. Hierbei kam ein eigenthümliches Fältchen um die feinen Nasenflügel und rothigen Mundwinkel zum Vorschein, ein Fältchen, in dessen Schatten es von ironischen Teufelchen spukte. Aber nur einen Augenblick; als Doctor Ritter sein Weib zum Abschied küßte, verschwand Falte und Schatten, und als Bertha ihrem Gatten beim Fenster stehend nachblickte, da war vor Allem Stolz auf den Jüngen der jungen Frau zu erspähen.

Um zwei Uhr präcis wünschste der Hausherr die Suppe auf dem Tische zu finden. Er liebe Pünktlichkeit in Handel und Wandel und halte etwas darauf, schon am ersten Tage sein Familienleben in aller Form und Regel zu eröffnen.

Bertha sah nach der Uhr. Kaum die zehnte Morgenstunde war verstrichen, so blieb noch einige Frist bis es galt, in die Küche zu treten. Sollte sie ihre Kisten auspacken, einräumen, ordnen? Bertha hatte keine große Lust hiezu; sie fühlte sich müde und abgesehen. Waren sie doch gestern Morgens, unmittelbar nach vollzogener Trauung aufgebrochen und bis zur Tagesneige mit dem Sitzzug gefahren. Zu einer eigentlichen Hochzeitsreise fehlte Zeit, und, wie der Doctor behauptete, auch Geld. Er war gewöhnt, das Seine zusammenzuhalten und

nannte es unsinnige Verschwendung im Verlaufe weniger Wochen so viel auszugeben als sonst wohl in einem Jahre. Des Weiteren ging seine Meinung dahin, die Frau gehöre zunächst in ihr Haus und es taue schlecht für dieselbe, die ersten Eindrücke des Ehelebens in Hotels und auf Bahnhöfen zu empfangen.

„Mit Ernst und Vorbedacht, nicht mit Leichtsinne und Verschwendung wollen wir den Grundstein legen, Fleiß und Sparsamkeit will ich Dir lehren, liebes Kind, denn ich brauchte wahrlich keinen großen Scharfsinn, um zu merken, wie wenig Du das Geld zu schätzen weißt. Wir dürfen nie mehr als zwei Dritttheile meiner Jahreseinnahme verbrauchen, das dritte aber zu dem Capitale und dessen Zinsen schlagen, welches die Tante uns hinterlassen. So werden unsere Söhne bereinst weniger zu darben und zu kämpfen haben als ich, und unsere Töchter eine solidere Stellung in der Welt einnehmen als Du.“

Bertha fuhr auf bei dieser Wendung. „Wie meinst Du das? Meine Stellung als Mädchen war eine frohe und glückliche.“

„Glücklich? Und mein Antrag war der erste, den Du überhaupt erhalten und der wäre unterblieben, hätte nicht die Tante die Idee gehabt.“

„Besteht also nach Deiner Ansicht das Glück junger Mädchen in der Zahl der Körbe, welche sie auszutheilen Gelegenheit finden? Am einen Heiratsantrag zu stellen, gehören immer Zwei, der Fragende und der Befragte, der Winkende und der Entgegenkommende. Kein Mann, der ohne deutliche Anforderung glattweg spräche: „Wollen Sie mich heiraten?““ Kein Mädchen, das nicht genau wüßte, wann und von wem es solche Frage erwarten dürfe. Allerdings, es gibt schöne Damen, die darin Lust und Befriedigung suchen, in Männerherzen Erwartungen zu erregen und dann den Betrogenen erbarmungslos abzutrupfen. Ich habe der-

gleichen herzlose Coquetten stets verachtet und es ist mein Stolz, unter so viel Männern ohne weiblichen Schutz gelebt zu haben und nie, nicht ein einzigesmal dessen inne geworden zu sein.“

Es war auf der Fahrt im Coupé, wo diese Erörterungen stattfanden. Doctor Ritter hatte während der eifrigen Rede seiner Frau eine Cigarre angezündet und als Bertha zu Ende gekommen, fragte er sehr ruhig: „Wie aber wäre die Sache geworden, wenn Du mich mit einem Korbe heimgeschickt hättest, als ich auf Deine Erlaubnis in persona erschienen war?“

Sie wurde sehr roth. „Du?“ — das Du kam noch etwas schüchtern über die Lippen. „Du, Du wärst nicht daran gestorben. Hast Du doch unsere Heirat sehr — sehr geschäftsmäßig behandelt.“

„Geschäftsmäßig? Nun, allerdings im Gegensatz zu der hyperromantischen Art der Ritter Deiner Tafelrunde. Ich bin eben ein Mensch, der vorerst denkt, dann handelt und zuletzt erst seinen Gefühlen erlaubt mit dreinzureden. Ehen, mit dem Kopf geschlossen, sind die einzigen, die zum Heile führen.“

„Und das Herz?“

„Ist ein Muskel mit Blut gefüllt, weiter nichts.“

„Wohl! doch dies Blut in diesem Muskel pulsirend, treibt und drängt uns himmelan oder höllenab; es läßt uns fehlen und sündigen, lieben und weinen, jauchzen und verzweifeln, es kettet den Menschen an den Menschen durch Freundschaft und Sympathie und sollte kein Factor werden im Bunde der Geschlechter?“

Doctor Ritter mußte die Cigarre weglegen vor Lachen; als er aber Bertha's bestrebete, ja beleidigte Miene sah, nahm er ihre beiden Hände in die seinigen und sprach begütigend: „Siehst Du liebes Kind, das Alles ist recht hübsch gesagt, doch sieht man, daß Du von der Physiologie nicht

ein Jota capirft. Heißes Blut, kaltes Blut, das find Abkufungen, die eigentlich nur in der Phantafie überfpannter Dichterlinge exiftiren. Dank diefen, haben leichtfinnige Menfchen fich gewöhnt, jede Thorheit mit ihrem Herzen, jede Verirrung mit ihrem heißen Blute zu entſchuldigen. Und was das Gefchäftsmäßige unferer Eheſchließung betrifft," er zog Bertha's Finger an die Lippen, „fo war es im gegebenen Falle meine Pflicht, für die Zukunft bedacht zu fein; da Dein charmanter Onkel in grandiofer Genialität keinen Finger rührte, Dich warm und ſicher zu betten, fo mußte ich es thun. Geſetzt den Fall, ich fürbe morgen, fo könnteft Du als meine Witwe ſofort eine behagliche Exiſtenz führen."

"Sie find — Du biſt ſehr ſorgſam und ich werde Dir auch dankbar ſein — nach Deinem Tode."

"Biſt Du getränkt? Ueber meine Aengſtlichkeit, meine Liebe?"

"Liebe, ja mein Kind. Die Liebe des Ehenmannes iſt verſchieden von der des Liebhabers."

"Das merke ich. Auch will ich meine verpönte Romantik künſtlichin nach dem Canon Deines Nützlichkeitsprincipes überall beſchneiden und eindämmen, wo dieſelbe Dein Ideal der Ehe zu ſehr überragen ſollte."

Sie ſagte das ſehr bitter und entſchieden. Aber der Herr Gemal ſchien dieſesmal nicht ganz zu verſtehen wie ſie's meinte; wohl nur, weil die Locomotive eben pfeifend einfuhr im Brandecker Bahnhofe.

Die Erinnerung an dies bedeutungsvolle Geſpräch, eines der gründlichſten, das ſie bisher mit dem ihr angetrauten Manne geführt, zog jezt umdüſternd durch Bertha's Gemüth. In die Divanede gebrückt, verſolgte ſie in Gedanken die einzelnen Wendungen deſſelben, die kleinen, grauen Wölkchen gleich durch das ſonnige Zimmer ihre Schatten zogen. Bald

aber ſchüttelte ſie's ab, was ſie be-laſten wollte, und ihr Ahnen und Sehnen wandte ſich anderen Dingen zu, Dingen, deren geheimnißvolle Bedeutung traumhaft ihren Sinn umkoſten, ungelöst und unverſtanden ihre Phantafie erfüllten. Sie dachte an die Pflichten und Freuden, die Schmerzen und Hoffnungen des Weibes, das ſie nun geſtern geworden. Ach, ihr Herr und Gebieter ſchien die Pflichten gar ſtreng zu nehmen, den Freuden keinen übermäßigen Spielraum zu geſtatten.

Wie matt ſie ſich fühlte, wie ruhebedürftig. Erſchöpft ſanken die Lider herab, ein Gähnen folgte dem anderen und nun gar als Bertha an das bald herzuſtellende Diner, an den morgigen Kaffee zu denken verſuchte.

Und draußen auf dem Lindenbaume, da zwifcherten und ſchnäbelten die Schwalben. Auch die waren inſgeſammt jung verheiratet, auch denen machte der ſolide Bau des Neſtes nicht wenig zu ſchaffen, aber nichtsdeſtoweniger fand das Wölkchen Zeit zum Hofiren und Sponſiren und ein überleedes Pärchen, wahrſcheinlich auf die bisherige Einſamkeit der Stube pochend, machte ſich in aller Gemüthlichkeit breit auf dem einen inneren Fenſterflügel und Bertha konnte, zwifchen Wachen und Schlafen hindämmern, Zärtlichkeiten belauſchen, die traulich ähnelnde Stimmungen in ihrer Seele erweckten. Sie vergaß über die Ungenirtheit der Vögel auf Suppe und Kaffee, gerieth alſobald aus verworrenem Denken in noch verworreneres Träumen — ſie ſchloß die Augen, das Köpſchen ſank zurück, weich lag's gebettet auf dem runden Arm — ſie ſchlieft.

Sie ſchlieft und träumte in den hellen, heißen Mittag hinein. —

Ein ſcharfer Riſſ an der Thür-glocke weckte die junge Frau. Erſchrocken fuhr ſie empor.

Das zärtliche Schwalbenpaar, deſſen Gezwiſcher noch in Bertha's Ohren tönte, war verſchwunden. Die Uhr



neben dem Fenster aber zeigte die zweite Stunde nach Mittag. Doctor Ritter's Uhren waren pünktlich, wie er selbst, denn nur des Herrn Hand durfte so energisch an der Klingel rühren.

Doch konnte Bertha's Schreck nicht andauern, Ihre Lage kam ihr zu brotlig vor. Diese lähmende Schlaftrunkenheit, des Gatten ernstverzogenes Gesicht, die böhmische Dienstmagd, welche den ungedeckten Tisch, den kalten Herd mit tragikomischer Erklärung zu entschuldigen versuchte, dies Alles bildete einen so drastischen Gegensatz zu dem kleinen Pech der unerfahrenen Hausfrau, daß Bertha's Humor die Oberhand gewinnen mußte über ihre Verlegenheit. Sie rieb sich den letzten Schlaf aus den Augen und brach in Lachen aus: „Ja, das ist unverzeihlich von mir, meine ersten Pflichten so schandbar zu versäumen. — Ich denke, ich bekomme eine gar strenge Buße? — Aber wie, gerade weil's mein erstes Fehl, wird mir Gnade vor Recht werden, nicht? — Aber willst Du schelten? — Morgen, das verspreche ich Dir, sollst Du Alles in schönster Ordnung finden. — Gewiß in schönster Ordnung.“

Die Kunstpausen zwischen den kurzen Sätzen wurden immer länger, denn stets wartete die Sünderin auf einen Scherz, eine launige Unterbrechung von Seite ihres Eheherrn. Aber beileibe nichts dergleichen kam. Der Herr Doctor war entschieden verstimmt mit der ihm bereiteten Ueberraschung, als der kleine Unfall vordiente. Abgewandten Antlitzes stand er beim Fenster und trommelte an den Scheiben. Es ward doch einigermaßen peinlich für den stets verwöhnten und bewunderten Liebling Professor Mayerhoff's, dessen Laune Bertha Zeit ihres Lebens nach Wunsch und Willen gelenkt. Sie verbiß ein vorbringliches Thürächchen und sprach endlich mit erzwungenem Gleichmuth: „Nun, dann bleibt uns wohl nichts übrig, als etwas Schinken oder Salami

holen zu lassen und mit kalter Küche verlobt zu nehmen.“

Doctor Ritter schien vollkommen verblüfft über den vorgeschlagenen Ausweg und sprach achselzuckend: „Du nimmst Alles sehr auf die leichte Achsel, liebes Kind. Bedenke nur, welch' ein Gerebe es gebe in der Nachbarschaft. Ganz Brandeß sieht auf Dich und unsere neue Wirthschaft; man weiß, daß ich um zwei Uhr zum Speisen heimgegangen, daß die Magd einkaufte, daß“ — —

Nun riß Bertha die Augen noch größer auf als ihr Gatte zuvor die seinigen.

„Also ein löbliches Inquisitionsgericht controllirt mein Thun und Treiben bis auf dergleichen Nichtigkeiten hin? Nun, das mag ja ganz interessant werden!“

Dyne Bertha's gereizten Ton zu beachten, entgegnete der Doctor ernst und würdevoll: „Du wirst es eben lernen müssen, Dich derart zu benehmen, daß Niemand Stoff zum Klatschen finde. Wir leben hier nicht in der Metropole Wien, wo es die unglaublichsten Unterhaltungen gibt, sondern in einem kleinen, aber soliden Städtchen, darin man vor Langeweile fürbe, lieferte nicht Eines dem Andern manche ergötzliche Abwechslung; wir befinden uns auch nicht unter dem sorglosen Künstlerproletariat, der sogenannten Bohème, sondern in einer festgegliederten, standesbewußten Gesellschaft. Ein Schritt aus dem Dir gebührenden Range heraus, und Du bleibst für immer dort stehen, wohin Du Dich in einem leichtsinnigen Augenblick gestellt. Ich weiß nicht ob Du verstehst, wie ich's meine?“

Der Ton war noch immer scharf, mit welchem Bertha erwiderte: „Du scheinst Willens, aus einer kleinen Vernachlässigung meiner Obliegenheiten ein grausam absprechendes Urtheil über mein sämmtliches Können zu ziehen. Sei gewiß, ich werde mich weislich hüten, die Annalen des hie-

figen Stadtklatsches durch meine Thätigkeit zu bereichern.“

Der Doctor fand Bertha's gewaltsame Ironie noch weniger nach seinem Geschmacke als das fehlende Diner, und so dauerte es bis in die späten Nachmittagstunden, ehe seine Laune sich nach einem von Bertha eilig improvisirten, aber höchst schmackhaften Schmause ein wenig klärte.

„Nun wollen wir aber auspacken, was Du mir da mitgebracht hast.“

Er deutete auf einige Kisten und Koffer, die Bertha's Effecten enthielten und noch verschlossen im Schlafzimmer standen. Die sämmtliche Einrichtung des Hauses war nämlich von den Ersparnissen des Doctors, nach seinem Geschmacke angeschafft und längst in schönster Ordnung an ihrem Platze.

Mit sinker Hand warf Bertha einige Päckel Haus- und Leibwäsche in die leeren Commoden, deren tiefe Fächer zumindst sechsmal soviel Material bedurft hätten, um einigermaßen reputirlich auszusehen. Der Gemal sah neugierig zu, seine Pfeife dampfend. Bertha meinte leichtthin: „Du hast viel zu große Kisten für meinen Bedarf an Wäsche. Ich hasse nämlich dies Aufspeichern von Weißzeug um der leidigen Schrankparade willen, und. pflege mir von Jahr zu Jahr das Fehlende zu ersetzen.“

Der Doctor schnitt ein langes Gesicht: „So, dies wäre also Dein ganzes Um und Auf an Linnen. Und was, wenn man fragen darf, birgst Du da in den anderen Kisten?“

Stolz entgegnete Bertha: „Da drinnen sind meine Bücher.“

„In drei Kisten? So hättest Du dreimal so viel Bücher als Wäsche?“

„Oh, ich habe fast die Hälfte zurückerlassen und mich auf das Nothwendigste beschränkt. Doch von diesen Büchern kann ich kein Heftchen entbehren. Wir arme Frauen besitzen leider eine so lüdenhafte Bildung und müssen, gilt es nur halbwegs ernst

Studien, einen ganzen Stoß von Nachschlagebüchern zur Hand zu haben.“

„Ja, sage mir nur, all' das Zeug da willst Du lesen, erkläre mir nur einmal wann?“

„Wann? Mein Gott, die Wirthschaft wird mich doch nicht gänzlich absorbiren. Und selbst, geschähe dies tagüber, bleiben mir nicht die Abendstunden?“

„So, die Abendstunden? So hätte ich gehetratet, um meine Abende etwa in dem langweiligen Casino zuzubringen? Ich dächte, Deine Abende gehörten von nun an mir.“

„Alle? Alle Abende bleibst Du bei mir?“

War mehr liebende Freude, war mehr Staunen in Bertha's Stimme bei dieser verwunderten Frage? Der Doctor schien nur das Vergnügen herauszuhören, wie doch nahe lag; er beugte sich herab, seine Frau auf das Haar zu küssen. Bertha kniete vor der Kiste und hielt den Schoß voll Bücher, die er ihr nun abnahm. Sie schmiegte sich an den Gatten, da ließ er die Last fallen und über die zerknüllten Bände hinweg, schien sich in zärtlichem Gelose der getrübe eheliche Himmel vollends zu erheitern. Endlich erhob sich Bertha rothglühend und augenstrahlend und rief in hellem Lachen: „Aber, wie ich sehe, hast Du nicht einmal an einen Bücherkasten gedacht? Also auch der gestrenge Herr Doctor kann auf Nothwendiges vergessen!“

„Vergessen? Hm, das wohl nicht liebes Kind, aber mir genügte von jeher die kleine Stellage ober meinem Schreibtische. Ich lese täglich meine Zeitungen, die wandern in den Papierkorb; ab und zu einen neuen Roman zum Einschlafen: den kauft man doch nicht, sondern leiht ihn von einem Bekannten aus. Ich werde doch kein Geld für Bücher hinauswerfen.“

Jetzt war bloßes Staunen, nicht eine Spur von Liebesfreude in Bertha's Stimme, da sie rief:

„Wie, Du liest nichts als Zeitungen und moderne Romane? Du

besitzt nicht einen einzigen Lieblings-Autor unserer Classiker, den Du besonders verehrt und stets zur Hand führst, betreibst nicht ein wissenschaftliches Fachstudium, dessen Literatur Du verfolgst, kein“ —

Sie rothete; ihre Wangen waren roth wie ehuvor, doch war es nimmer die verschämte Blut magdlicher, sondern einer ganz anders gearteten Scham. Allein der Doctor hatte keinen so feinen Blick um das herauszufühlen und spöttelte mit sicherer Ueberlegenheit die Titel der Werke mustern, die er seiner Frau abgenommen.

„Und Du hast da Karitäten, die Du gewiß kaum angesehen, darauf mache ich jede Wette. Mommsen, Buckle, Spinoza's Ethik, Gnad Gott, nun gar in fremder Sprache etwas: „La divina comedia“, die hast Du nun einmal sicher nicht durchgelesen!“

„Zum Durchlesen ist Dante's großes Epos nun freilich nicht gemacht. Vielleicht aber zum Studiren, zum Vernen. Ich habe, ungeschickt genug vom praktischen Standpunkte aus, denn das moderne Idiom löst sich bei Dante nur mühsam aus den Fesseln des Lateinischen, ich habe an der göttlichen Komödie italienisch gelernt, denn ich lernte es diesem großartigen Werke zuliebe.“

„Von diesem ausgesprochenen Blaustrumpfthum hast Du mir nichts merken lassen, als ich Dich kennen lernte.“

„Ich halte es nicht für schicklich, wenn Mädchen mit dem, was sie wissen, prunken und renommiiren. Auch bezeugtest Du wenig Interesse für ein ergründenderes Gespräch.“

„Du sprichst also italienisch?“

„Sprechen, das nun eben nicht; aber ich verstehe jedes noch so schwer geschriebene Buch.“

„So, ich möchte Dich doch nicht auf die Probe stellen. Auch muß ich Dir kurzweg gestehen, daß mir nichts verhaßter ist, als falsche Gelehrsamkeit. Und nun gar bei Frauen wird

jedes Ueberschreiten des Gewöhnlichen geradezu widerlich. Speichere nun meinethalben Deine Scharteken, da sie nun einmal hier sind, in dem leer geliebeneu Wäschekasten auf. Willst Du mir aber etwas zu Gefallen thun, so verliere den Schlüssel zu Deiner Bibliothek so bald als möglich. Laß mich Dich sehen ohne blaue Brillen auf der Nase, ohne einen Folianten im Schooße und Tintenklecksen an den Fingern, laß mich Dich sehen im duftigen Spitzgehäubchen, ein Schürzchen vorgebunden, an meiner Seite sitzend, den Abend über mit einer Handarbeit beschäftigt, indeß ich meine Pfeife rauche; dann lehnt Du wohl von Zeit zu Zeit Dein Köpfcchen an meine Schulter, wir besprechen dies und jenes aus dem Bereiche unserer Häuslichkeit, tauschen ab und zu einen Kuß, einen Händedruck, sieh, das taugt allein für eine junge, brave, für eine zufriedene Ehefrau.“

Bertha war dagestanden mit abgekehrtem Antlitze. Ihre Bücher, die Genossen so vieler traulich-stillen Mädchenstunden, ja mehr, ein Stück ihrer selbst so zu schmähen, nicht zu glauben an den Werth, an das Bedürfniß derselben, oh, es that weher als alles Andere, das sie seit vierundzwanzig Stunden erfahren.

Aber er soll's nicht merken, sie biß die Lippen zusammen einer vorbringlichen Thräne zu wehren, er hielt wohl auch ihren Schmerz für Affectation, wie ihre Studien.

Es hätte geringeren Aufwandes bedurft: wer gewohnt ist nur an sich selbst zu denken, braucht starker Mittel, um Leid und Freud seiner Mitmenschen nachzuempfinden; Doctor Ritter merkte nichts. Als er herantretend Bertha's Sinn zu sich emporhob, da schlang sie leidenschaftlich beide Arme um seinen Hals und that in aller Stille bei sich ein Gelübde, das ihr mehr kostete als ihres Mannes nützlicherner Herz zu ahnen vermochte.

(Schluß folgt.)

## Glossen.

Von Robert Hamerling.

In den meisten Dingen erscheint mir die Natur so ziemlich respectabel. Aber daß sie die Maus durch die Kage nicht bloß auffressen, sondern auch quälen läßt, daß sie die Instincte einer höchst überflüssigen Grausamkeit in Kagen, Tiger, Weiber und viele andere Naturwesen pflanzt, das hat mir noch keine „Theodicee“ begreiflich zu machen gewußt.

Es ist hohe Weisheit, zu begreifen, daß das Menschengeschlecht trotz seiner herrlichen Fortschritte doch nicht besser geworden. Aber es ist noch höhere Weisheit, zuzugeben, daß es auch nicht schlechter geworden.

Der Anfang aller Menschenkenntnis und des wahren psychologischen Tiefblicks liegt nicht darin, daß man Andere, sondern daß man sich selbst beobachtet. Wer seine Regungen, sein Thun und die Motive desselben zuweilen mit unparteiischer Objectivität sich klar macht, der wird mit Staunen finden, daß Dinge, die ihn bei Andern empören, ihm selbst auch ganz merkwürdig nahe liegen. Nur wer sich selbst kennt, weiß, was er von Andern zu erwarten hat und wundert sich über nichts mehr in der Welt.

Man spricht von Gedichten, von Liebern, die „voll warmer Empfindung sind“, die „vom Herzen kommen und darum zu Herzen gehen“ und wieder von andern, die „gemacht“ sind, weil „nicht empfunden“, und daher auch keinen unmittelbaren, tiefen Ein-

druck hervorbringen. Diese Auffassung ist, wiewohl eine allgemein verbreitete, doch von sehr zweifelhafter Richtigkeit. Ob ein Gedicht den Eindruck des Empfundnen mache, ob es „zu Herzen gehe“, ist nicht Sache der persönlichen Empfindung des Dichters selbst, sondern seines lyrischen Talents, seiner angeborenen Gabe zu singen und zu sagen. Es gibt Dichter, welche bei der tiefsten und lebhaftesten Erregung des Gemüths doch nichts unmittelbar Ergreifendes zu Stande bringen und welchen die Wärme der Empfindung gleichsam auf den Lippen erkaltet; es gibt Andere, von der Natur begnadete, welche ohne viel dabei zu denken und zu empfinden, Verse von so frischer Unmittelbarkeit und Eigenthümlichkeit hinzuzuworfen im Stande sind, daß sie alle Herzen rühren und bezaubern. Jeder Poet fühlt es oft selbst recht gut, daß ihm einmal ein höchst wirksames Gedicht gleichsam spielend gelingt, während er ein anderesmal vergebens nach Worten ringt, um sein tiefstes Empfinden auszusprechen und seine Stimmung dem Hörer mitzutheilen. Wir sind Menschen vorgekommen, welche von nüchternen und geradezu poesieloser Natur, und doch im Stande waren, recht gemüthliche Verse zu schreiben.

Betrachtet man eine Madonna Raphaels, so wird es einem fast unmöglich erscheinen, sich diese ideale Gulbgestalt in einer irdisch-erotischen Situation zu denken. Und doch würde das Kind auf ihrem Schooße zunächst eine solche voraussetzen lassen, so lange man sich nicht besinnt, daß in dieser

Situation kein Widerspruch, kein Fehler, sondern vielmehr die glücklichste Lösung der gestellten künstlerischen Aufgabe vorliegt. Ist doch das Madonna-Ideal eben die Vereinigung von Mutter- und Jungfrauschaft; und diesem Ideal entsprechen die Bilder Raphaels insbesondere darin am Schönsten, daß sie die beiden Gegensätze von Jungfrauschaft und Mutterchaft nicht unvermittelt neben einander, sondern in einer wunderbaren idealen Durchbringung und Verschmelzung, und gleichsam nur das Göttliche von beiden, mit Abstreifung des Irdischen, zeigen.

Wenn ein Selbstmörder, der einen abgelegenen Ort aufsucht, um sich zu erschießen oder zu erhängen, auf dem Wege dahin in's Wasser fiele, so würde er, falls er schwimmen kann, mit aller Anstrengung seiner Kräfte das Ufer zu erreichen und sein Leben zu retten suchen.

Wir klagen oft unser Geschick an, wo nur unser Ungeschick die Schuld hat.

Schauspieler entwickeln sich wie gewisse Pflanzen besser und rascher, wenn sie während des Wachstums öfter versetzt werden.

Weil Du mit dreißig Jahren für einen Lieblingsdichter oder sonst etwas nicht mehr schwärmt, wofür Du mit zwanzig Jahren geschwärmt hast, so meinst Du, Du seiest klüger geworden? Lieber Freund, so entschieden ist das nicht; es wäre auch möglich, daß Du einfältiger und beschränkter geworden! Die Jahre, in welchen Du für Dies und Das geschwärmt hast, waren vielleicht nicht Deine schlechtesten, waren vielleicht Deine besten. Es ist durchaus keine Nothwendigkeit vorhanden, anzunehmen, daß der Mensch mit den Jahren nur immer geistig-reicher, tüchtiger, geschickter wird. Das Kind von

drei Monaten hat etwas, dem frischen Urhorn der Natur Entflammendes, „übermenschlich Kluges“ in seinem Blicke, in seinem Lächeln, von welchem bei dem zehnjährigen Knaben nichts mehr zu spüren ist. Ich habe Knaben von 5—6 Jahren prächtige, originelle Reime machen hören, und als sie es im Alter von 10—12 Jahren wieder versuchten, fielen die Reime stümperhaft und leberrn aus. Der zwanzigjährige Jüngling hat Ideale, die er dann als Philister belächelt, und meint dabei gewachsen zu sein und gewonnen zu haben, während er thatsächlich eingeschrumpft und verkümmert ist.

Manche Jungfrauen gleichen als solche ein wenig den Büchern, die im Buchladen zur Ansicht entlehnt, hie und da an der Seite aufgeschnitten und wieder zurückgestellt worden sind.

Gutherzige und zum Geben geneigte Personen haben es an sich, daß sie eben so leicht und ohne Umstände nehmen als geben, und so kommt ihnen die Freundschaft der Freigebigen oft theurer zu stehen als die der Aukauser.

Das Höllfeuer unterscheidet sich von jedem andern Feuer dadurch, daß es nicht leuchtet. Es ist ein dunkles Feuer — ewige Glut, vereinigt mit ewiger Finsterniß.

Wenn jeder Mensch nicht bloß nach seinen Werken, sondern auch nach seinen Gedanken gerichtet würde, so bliebe Keiner ungehungen.

Nichts ist leichter, als fliegen — im Traum!

Die plumpe Viehmagd gleitet im engen Stalle behend wie eine Schlange zwischen den Hörnern ihrer Rube hin, während eine Ballettänzerin, in glei-

cher Situation, sehr unbeholfen aus-  
sehen und vielleicht aufgespießt wer-  
den würde.

Ein gewisser Ausdruck lächelnder  
Geiterkeit ist das Prærogativ der Ver-  
nunftsbegabten. Ein Anliß, auf wel-  
chem er bis auf die letzte Spur erlo-  
schen ist, das einen tiefen, unerschüt-  
terlichen, gedankenlosen und apathischen  
Ernst zur Schau trägt, erregt Schau-  
der und bildet ein hervorstechendes  
Symptom des Irrens. Nichts ist  
ergreifender, mitleidswürdiger anzu-  
sehen, als diese stille, leidenschaftslos  
vor sich hinstarrende Melancholie in  
den Zügen des Wahnsinnigen.

Dem Lyriker muß es erlaubt sein,  
heute Optimist und morgen Pessimist  
zu sein. Der Lyriker spricht nur Stim-  
mungen aus, nicht Ueberzeugungen.

Der Lorbeer hat eine „Fibrosyn-  
krasie“ gegen üppiges Lockenhaar: er  
rankt sich lieber um kahle oder er-  
graute Häupter und am liebsten sind  
ihm nackte Lobtenschädel.

Spür' ich die Schläge darum we-  
niger, wenn einer Sammthandschuhe  
anzieht, bevor er mich prügelt?

Man kann immer annehmen, daß  
ein Zeitalter, in welchem ein großes  
und allgemeines Geschrei gegen den  
Wucher erhoben und die Wiederein-  
führung der Wuchergesetze mit Unge-  
stüm verlangt wird, ein verlottertes,  
oder auf dem Wege zur Verlotterung  
begriffenes ist. Das beste Mittel, die

Wucherer unschädlich zu machen, wäre,  
wenn Diejenigen, welche gegen den  
Wucher eifern, sich's zum Gesetz machen  
wollten, creditlosen und verlumpten  
Individuen Geld gegen fünf Percent  
zu leihen. — Warum thun sie es  
nicht? Genau aus demselben Grunde,  
aus welchem es auch die Wucherer  
nicht thun: weil sie nämlich ihr Geld  
nicht auf's Spiel setzen wollen, ohne  
die Möglichkeit eines Gewinnstes, des-  
sen Größe mit der Unsicherheit  
desselben und mit der Größe des mög-  
lichen Verlustes im entsprechenden Ver-  
hältniß steht.

Pomeranzensaft ist süß, Citronen-  
saft ist sauer. Wenn aber der Citro-  
nensaft mit Zucker gemischt wird, so  
gibt das eine Art von Süßigkeit, die  
köstlicher ist, als die der schon ursprüng-  
lich süßen Orange. Immer ist das-  
jenige besser und in seiner Art voll-  
kommener, was seinen überwundenen  
Gegensatz in sich aufgenommen hat.

„Quod capita, tot sensus“ —  
„So viele Köpfe, so viele Meinungen,“  
oder, wie es der Volksmund übersetzt,  
„viel Köpfe, viel Sinne“. Aber wenn  
der Kopf die Menschen trennt, soll  
das Herz sie wieder vereinigen. Hart  
ist das Haupt von der Natur gebil-  
det, aber weich das Herz.

Die Moral hört bekanntlich auf,  
wo die Aesthetik anfängt, und der  
vollendete Stylist wird unbedenklich  
seinen Nebenmenschen einen Stümper  
oder einen Schuft heißen, wenn es  
die bessere Abrundung der Periode so  
verlangt.

## Die Anbetung des Teufels.

Eine psychologische Studie von Heinrich Noë.

Unter den mannigfachen Versuchen, das Uebel in der Welt zu erklären, ist die Unterstellung, daß es ein Wesen gäbe, das mit Gott Krieg führe, mit dem Anfang und Urheber des Guten im Kampfe liege, sehr volkstümlich geworden. Ein solcher Erklärungs-Versuch hat den Vorzug der Einfachheit für sich. Man steht etwas Greifbarem gegenüber. Alle Naturgewalten sind personificirt worden, warum sollte man einer der mächtigsten unter ihnen nicht das Gleiche anthun?

Der Teufel wird als „Fürst dieser Welt“, das heißt, der von Gott abgewendeten Sinnlichkeit bezeichnet. Es kann deshalb als nützlich gelten, ihm zu dienen. Hiobs Weib hätte, wie arabische Schriftsteller erzählen, das ganze frühere Besitztum ihres Mannes zurückerhalten, wenn sie auf die Forderung des Teufels, ihn anzubeten, eingegangen wäre. Herrschaft über die ganze Welt wurde unter der gleichen Bedingung dem Heiland vom Satan zugesagt.

Die rohe Auffassung des Wilden begegnet sich mit dem raffinierten Besessenen der nervösesten Gehirnentwicklung in einem Punkt: darin, daß beide das Uebel in der Welt als überwiegend anerkennen. In der Anwendung dieser Ueberzeugung und in den Schlussfolgerungen gehen aber Beide wieder auseinander. Der Wilde meint, es rentire sich für ihn, dem bösen Geist Ehrfurcht zu bezeigen, der moderne Philosoph dagegen schreibt melancholische Bücher, in welchen über das Elend und die Schlechtigkeit der Welt gejammert wird.

Der Wilde, der den Teufel, habe er irgend welchen Namen, und seine nicht minder vielbenamten Trabanten durch Gebete und Opfer versöhnt, gleicht dem Reisenden, der durch eine gefährliche Gegend zieht und sich mit den Räubern, welche dieselbe unsicher machen, vorher durch ein Lösegeld abfindet. Er steht in dem Causalneus der Welt, im Gewirre der Möglichkeiten und Zufälle, die ihm Schaden bringen können, eine Art von Samorra der verschiedenen Naturgewalten, mit welcher er sich auseinanderzusetzen hat.

Der Hauptgrund, aus welchem er die Natur von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, liegt darin, daß er selbst ein Teufel ist. Er reißt seinem Gefangenen die Brust auf und schmirt sich mit dessen Nierenfett ein; er zieht ihm die Haut ab, salzt das zuckende Fleisch ein und röstet den Körper; er erkaufte Hunderte in einem Blutsee. Indem er allenthalben den Spuren des Mordens begegnet, im Urwald, der vom Gebrüll raubgieriger Thiere beunruhigt wird, in den Flüssen, aus denen das Krokobil seinen Kopf herausstreckt, in der Asche niedergebrannter Dörfer, in welcher Menschenknochen herumliegen, vor dem Palaß seines Häuptlings, der mit Schädelpyramiden geziert ist, findet er nur Eins: Das Schmerzbringende, das Böse.

Einer der ersten Götzen der Kalmücken schaut so aus: In einer seiner acht Hände hält er einen Totenkopf und ein Totenkopf grinst aus dem Feuerkranz heraus, welcher sein Haupt umgibt. Ein Rosenkranz von Totenschädeln hängt ihm auf den Bauch herab. In sämtlichen Händen hält

er Folterwerkzeuge, vor ihm liegt ein Weib, dem er den Kopf abzuhauen im Begriffe steht. Er ist von Flammen umringt, durch welche er diejenige verbrennt, denen er naht.

Was über solche Gehirn Macht hat, das erkennt man an der Verehrung, welche sie dem Gyal und der Riesenschlange, dem Moloch und dem Fliegen-Baal widmen.

Der Teufel ist Herr, wo die Bestialität Herr ist. Sowie wir zu Menschen gerathen, in denen mildere Gefühle sich mit der uranfänglichen Thierähnlichkeit mengen, wird ihm alsbald ein Gegenherr gegenüber gestellt. Den Persern erscheint der Riesenschlange, dem Ariman, gegenüber der Stier, das nutzbringende Geschöpf, als Ormuzd. Es ist eine Zweiherrschaft hergestellt. Mit der weiteren Zunahme an Feinfähigkeit (ein wesentliches Element im sogenannten „Fortstreiten der Civilisation“ muß offenbar in der sich steigern den Wehleidigkeit liegen) verliert der schwarze Herr immer mehr an Macht. Gegenüber der seligen Götterwelt der Griechen schon zerfasert sich seine Gestalt in mehrerlei Zerrbilder, die aber alle zusammen nicht so viel Gewalt haben, als einer der bösen Dämonen des Ötens. In den Titanen, im Pluto, in der Hekate steckt so etwas, aber es macht sich nicht recht breit. Auch im Lichte derjenigen Weltanschauung, der wir das Neue Testament verdanken, erscheint seine Herrlichkeit wesentlich beeinträchtigt. Die Hauptmacht ist ihm schon durch Christus gebrochen und endlich wird, nach Vorherfassung der Apokalypse, Sog und Magog, der Antichrist und das Große Thier — und wie die ganze Sippe heißt — gänzlich überwunden.

Es ist möglich, sehr verschiedene Meinungen über das Mittelalter zu haben. Immerhin aber müssen wir in ihm ein abermaliges Anwachsen von Rohheit erkennen. Es steht auch nicht in den Sternen geschrieben, daß die Besitzung wie nach einem festgesteckten

Lothrechten Faden fortwährend sich weiter bewege, fortschreite. Rückfälle, Atavismus, kommen in der Weltgeschichte vor, wie sie in der physischen Gestaltung einzelner Menschen vorkommen. Und, siehe da, kaum sich diese in Faustrecht und Aberglauben geltend gemacht, so gelangt der Schwarze wieder zu Ansehen. Diesmal ist es der Diabolus, eine schwarze, bodenähnliche Figur, mit einem Ruchschwanz und einer spitzigen Nase. Er ist der Herr der Kezerei, der Pest, der Landplagen, der Hexen, hat also, in Anbetracht der Wichtigkeit, welche diesen Dingen im Mittelalter zukam, schon wieder eine höchst bedeutende Domäne. Wer wissen will, wie fest die Anerkennung seiner Gewalt (negative Verehrung) begründet war, schaue sich die Gestalten der spanischen Inquisitoren an, eines Cisneros, Diego Perez, Torquemada. In den von der landläufigen Aufklärung dictirten Büchern ist es freilich herkömmlich, alle diese Leute als die niederträchtigsten Henker und scheußlichsten Bluthunde hinzustellen, welche jemals das Menschengeschlecht verunzierten. Auch Maler (Kaulbach) haben sich an der Darstellung solcher Auffassungen betheiligt. Abgesehen jedoch davon, daß im Namen der Vernunft und Freiheit, wie das Beispiel der französischen Geschichte beweist, eine nicht geringere Anzahl von Menschen um's Leben gebracht worden ist, erscheint es unpsychologisch, in jedem der Kezer- und Hexenrichter einen Mann zu sehen, der mit Bewußtsein grausam handelt. Es liegt viel näher, anzunehmen, daß Solche in den Handlungen, über welche sie zu richten hatten, die unmittelbare Wirksamkeit des Teufels erblickten — bekam doch jeder Verurtheilte ein mit Teufeln bemaltes Hemd angezogen — und demgemäß mit Chirurgen verglichen werden können, welche durch eine blutige Amputation ihrem Kranken zu Hilfe kommen. So hielt sich Torquemada gewiß ebenso für einen Gesell-



schäfts-Netter wie Kobespiere. Offenbar fanden auch jene Richter, die in dem durch Manzoni und Cantù bekannt gewordenen Proceß der Mailänder Salbenschwierer (untori di Milano) das Urtheil zu fällen hatten, die Hand des Satans, umsomehr, als viele der Angellagten ohne vorhergängige Folter aussagten, die Salbe unmittelbar vom Teufel erhalten zu haben, um damit die Pest zu verbreiten.

Wenn die Alchymisten das Zinn den Teufel unter den Metallen hießen, weil es, mit denselben legirt, sie spröb macht, also verdirbt, so dachten sie im gleichen Sinne, wie die symbolischen Bücher der Protestanten, die Schmalkaldischen Artikel, in welchen der Papst als das erste Werkzeug des Teufels hingestellt wird. Auch in dieser Anschauung, welche wir leidenschaftslosere Spätlinge als Unsinn bezeichnen, begegnen sich die Zeloten der Dogmatik mit den nachgeborenen Eisernen für Aufklärung, wie in der Gesellschaftsrettung die Inquisition und der Wohlfahrts-Ausschuß. In vielen unserer „populär-philosophischen“ Bücher wird die Gottes-Idee als das größte Unglück für die Menschheit hingestellt — ein Paradoxon, welches sich würdig neben den Respect vor dem Teufel stellen läßt.

So treibt denn das ganze Mittelalter hindurch der Teufel sein Wesen. Seine Gewalt wird allenthalben anerkannt. Er ist der „Oberherr“ zahlloser Weiber (deren lateinische Bezeichnung femina der Dominikaner Jacobus Sprenger, der im Auftrage des Papstes Innocenz VIII. Zauberer auszuspähen hatte, aus fe, Glaube und minus, weniger, demnach als „Wesen, die weniger Glauben haben“, erklärte), er gibt wie ein Fürst Hoffeste und hält große Tafel, an welchen Theil genommen zu haben beispielsweise in Arras Hunderten von Menschen das Leben kostete. Manchmal verwandelt er sich in menschliche Gestalt und nimmt die Umrisse eines Mächtigen

an. So wurden hintereinander Nero, Muhammed, Napoleon für Incarnationen des Teufels, für den Antichrist, gehalten und in neuester Zeit hat man mehr als einem Bauerngehirn beigebracht, daß dieser dormalen als Bismarck aufgetreten sei. Auch die Rabbiner kennen eine derartige Figur. Es ist Armillus, gezeugt von einigen Heiden und einer weiblichen Marmorstatue. Ihm schreiben sie die Zerstreuung der Juden durch alle Länder zu.

Dem Teufel entrinnen wir nirgends. Sein Name haftet an Berg und Thal, am Wasser, an Pflanzen, Thieren und Menschen. Es ließe sich ein großes Verzeichniß anlegen. Ich gebe nur je ein Beispiel aus Hunderten für die erwähnte Verquickung und Zueignung. Es gibt Teufelsberge, Teufelsgründe, Teufelsmoore, Teufelsmühlen, Teufelspiegel, Teufelsabbis, Robert, der so prächtig und mächtig war, daß man ihn den Teufel nannte.

Einen schlimmen Feind traf der schwarze Herr im Humanismus, der Renatssance, der Aufklärungsperiode. Er wurde zusehends schwindsüchtig. Man trat ihm mit Dichtung und Wissenschaft, mit den schönen Künsten nicht ohne Erfolg entgegen. Bald war er bis zur Allegorie abgemagert und jeder Scribent warf mit seinem Tintenfaß nach ihm.

Wir sind damit in eine Periode eingetreten, in welcher der depofitbirte Gewaltige in ähnlicher Weise zerpfückt wurde, wie es im Verwitterungsproceß von Staaten, Mythen und Religionen zugeht. Aus einer großen Monarchie werden Satrapien. Zuerst kommen kosmogonische Sagen, ein oder mehrere, wenige Götter, Verkörperungen von „Prinzipien“ und Elementen. Späterhin wächst ein ganzer Olymp heran. Zuerst ist es eine Dreiheit, auf die man sich verläßt, die man anbetet, dann fällt sich der Himmel mit einer Menge von Heiligen, die, wenn auch nicht nach den

Lehren der Kirche, doch im Bewußtsein des Volkes, mehr vermögen, als ihr Herr und Gebieter. Der Schuttpatron Oesterreichs ist der heilige Leopold, der Frankreichs die Heiligen Michael und Dionysius, der Böhmens der heilige Nepomuk. Malern hilft der heilige Lukas, Studenten der heilige Gregorius. Wer an Zahnschmerzen leidet, ruft die heilige Apollonia an, wer Handel treibt den heiligen Frumentius. St. Leonhard ist für Pferde, der heilige Gallus für Gänse „gut“. Und so weiter.

Ein ähnlicher Zerfall traf das Reich des Satans. Schon im sechzehnten Jahrhundert, als der Fürst des Weltreiches immer schwächer wurde, theilten sich die Diabolen in seine Provinzen. Unsere deutschen Moralisten erfanden für einzelne Leidenschaften, Gebrechen, Laster vicarirende oder selbstherrliche Specialteufel. Schauen wir uns einmal die Titel von Büchern an, mit welchen die Autoren von damals das Volk ebenso aufzuklären vermeinten, wie heutzutage die Verfasser von Kraft- und Stoff-Pamphleten und welche auch gewiß, gleich den Letzteren, in „keiner gebildeten Familie fehlen durften“.

Im Jahre 1563 erschien zu Eisenach von einem gewissen Westphalen der „Faulteufel“. Ihm folgten der Ehe-, Bettel-, Fastnachts-, Lügen-, Sauf- und Huren-Teufel von Musculus, Bape, Luberti, Porta, Hartmann, Hoppenrod. Außerdem gibt es einen Spiel-, Sorgen- und Soldaten-Teufel, nebst vielen anderen.

Unsere leichtlebigen Nachbarn jenseits der Vogesen kümmerten sich den Teufel um derartige Satane, sondern puzten sie salonfähig heraus und machten sie zu interessanten Causeurs, die kraft ihrer dämonischen Allgegenwärtigkeit allerlei Pitantes aus den Coulissen der Gesellschaft zu erzählen wußten. Diese laukischen Beobachter schauten durch Dächer und Mauern, in Douboirs und hinter Bett-Gardinen.

Der einst Allgewaltige wurde Reporter und Lieferant der kleinen Chronik. Als solcher trug er verschiedene Namen. Er trat als Diable boiteux, hermite, bossu, pendu et dépendu vor seine Barriere und einmal wurde er la Diable femme — nicht die wenigst lohnende seiner Masken.

Ich habe oben angedeutet, daß der Teufel im Allgemeinen ein precäres Dasein führt und in Wirklichkeit ein armer Teufel ist, weil er nicht bestehen kann, wenn wir ihn nicht leben lassen. Ja, noch mehr, es ist ihm nur in Gesellschaft anderer Bözen wohl.

Man hat die Entwicklungsgeschichte der Gesittung oft mit einer Spirale verglichen und dadurch angedeutet, daß das Menschengeschlecht nicht geradlinig fortschreitet, sondern häufig in der Richtung früherer Stadien zurückzugehen scheint. Ich werde mich, um das deutlicher zu machen, einer andern figürlichen Darstellung bedienen. Angenommen, man will aus winterlichem Thale in den sonnigen Süden, dem Lichte entgegen, hinüber steigen, so geräth man auf eine Alpenstraße, welche in Windungen (giravolte) zur Höhe sich emporhebt. Eine Anzahl dieser Wegstrecken geht unmittelbar dem Ziele zu, auf anderen aber schreitet der Wanderer wieder rückwärts, dem Norden zu und schaut in die Stätte hinein, die er gleichwohl verlassen will.

Eben so ergeht es dem Menschengeschlecht. Es scheint, wir befinden uns abermals auf einer dieser rückläufigen Windungen. Die Humanitätsperiode liegt unter uns, wir schauen auf sie von unserem erhöhten positiven Standpunkte als auf eine in idologischem Dufel zurückgelegte Wegstrecke herab. Auf derjenigen aber, die wir eben durchschreiten, stehen wieder Phantome da, welche uns an Idole erinnern, von denen wir uns auf einer früheren Strecke schon entfernt zu haben wähnten.

Man hat zu allen Zeiten Krieg geführt und überall haben sich Menschen bewaffnet, um einander zu tödten. Unsere heutige Soldaten = Aera aber erscheint uns unheimlicher, als die früheren. Ersülich ist dem Kriege der Hauch von Ritterlichkeit entschwunden, welcher ihn heiliger Sänge werth machte — es kann keinen Hector, keinen Leonidas, keinen Roland, keinen Bayard, keinen Winkelried, ja nicht einmal einen Latour d'Auvergne mehr geben. Das Schlachten ist in mathematische Formeln gebracht. Nicht die Arme der Helben, sondern deren Füße entscheiden, und wo an einem Punkt mit Uebermacht eingebrungen wird, dort wird gesiegt. Alle Wissenschaften helfen zusammen, die Faust zu unterstützen. Sodann ist der Gegensatz zur menschlichen Kultur größer, giftiger, als vordem. Während man auf der einen Seite in Liebesdiensten, in Unterricht, in Aufklärung, in der Pflege Verlassener Dinge leistet, die früher nicht da waren, fährt man in der Anwendung von Gewaltmitteln gerade so fort wie die Tartaren, die Schlangen-Indianer, die Niam-Niam. Die Trümmer eines Sprenggeschosses machen einen traurigeren Eindruck, als die Wurfskeulen der Kaffern. Das ist das dritte Phantom, man nennt es Militarismus.

Zu allen Zeiten herrschte das Gold. Schon im alten Egypten saß das Kind, dessen Blöken als Orakel galt, in einer vergoldeten Kammer. Der universelle Cynismus aber, mit welchem heute Reichthum angestrebt und festgehalten wird, ist vordem in gleicher Art nicht dagewesen, wenigstens stand er nicht in so widerwärtigem Gegensatz mit der heuchlerischen Selbstegefälligkeit, die vom Jahrhundert der Geistesthaten und der Aufklärung spricht. Früher ist nicht gesagt worden, Bildung macht frei, während Jeder weiß, daß dies nur das Geld thut. Das ist das zweite Phantom — der Apisdienst des neunzehnten Jahrhunderts.

Das dritte Phantom, das sich wieder auf dem Wege breit macht, sei kurz genannt, es ist der Servilismus. Ueber diesen Punkt Worte zu verlieren, ist überflüssig. Der Wissende versteht ohnehin, was damit gesagt sein soll und den Anderen blieben sie unverständlich.

Unsere Wegstrecke ist in einigen Worten Lamartine's (Les destinées de la poesie) beschrieben: „Die mathematischen Männer, die das Wort haben, sagen: „Liebe, Philosophie, Enthusiasmus, Freiheit sind Träume. Berechnung und Kraft, Zahlen und Schwerter, darum handelt es sich. Wir glauben, was bewiesen werden kann, wir fühlen, was sich greifen läßt.“ Alles ist organisiert gegen die Auferstehung des sittlichen und poetischen Gefühles, es besteht eine Verschwörung des mathematischen Wissens gegen den Gedanken. Die Zahl allein ist erlaubt, geehrt, beschützt, belohnt. Die Zahl raisonnirt nicht, sie ist das passive Instrument jeglicher Tyrannei.“

Da wir nun diese Phantome sehen, so ist auch eine neue Metastase des Teufels-Wahnes nicht ausgeblieben. Die Götzen sind da, der Teufel ist auch da. Diesmal heißt er Pessimismus.

Der Pessimismus ist, kurz gesagt, der Glaube, daß die Welt des Teufels sei. Es braucht nicht ausgeführt zu werden, wie verbreitet er ist, dieser neu erstandene Glaube. Aber auch von diesem Gespenst gilt, wie von allen seinen Vorgängern, die Wahrheit, daß es nur so lange besteht, als wir wollen. Im Pessimismus ist ein Rückschlag des menschlichen Gedankens in der Richtung gegen die Dämonenfurcht der Wilden hin eingetreten — es ist eine atavistische Rückbildung.

Gegen ihn müssen wir Krieg führen. Er ist ungerecht, er ist einseitig. Viel des Unheiles gibt es und die genannten drei Götzen fordern viele Opfer. Aber wie können wir ableugnen, was auf der andern Seite geschieht? Wie

viele arme, bedrückte Männer arbeiten an der Befreiung ihres Geschlechtes — wie viele Thaten der Hingebung und Aufopferung geschehen täglich unter der Sonne — wie viel Güte, Liebe und Geist wird ausgegossen! Alles das muß am Ende Erfolge erringen. Und in dieser Hinsicht wollen wir uns die Allegorie vom Teufel gefallen

lassen; denn in jeder ihrer Formen wird ausgesprochen, daß er schließlich unterliegt, und dem unheimlichen Wahn von einer dämonischen Welt wird es nicht anderes ergehen, als es Belial und Belzebul gegangen ist, wir können sie absetzen, vernichten und die verbannten Götter aus ihrem Exil wieder heimtufen.

## Die Vögel in Mythe und Dichtung.

Von J. Chiavari.

Unter allen Wesen, welche die unerschöpfliche Natur im Laufe der Zeiten gebirgt, sind die Vögel mit der größten Fülle von Gaben, mit den wirksamsten Organen zur Erfüllung ihres Lebenszweckes ausgerüstet. Stünde die Krone der Schöpfung, der Mensch, nicht vermöge seiner geistigen Fähigkeiten, hoch über allen seinen Mitgeschöpfen, so müßte den gefiederten Bewohnern der Lüfte der erste Rang in der Reihe der Lebewesen zuerkannt werden.

Mit neidischem Blicke betrachtet der ewig mit dem Gesichte grollende Mensch jene freien und glücklichen Geschöpfe, die sich behaglich im Aether wiegen, während er selbst, wie ein unbehilflicher Wurm an die Scholle gebannt, sich seit Jahrtausenden das Gehirn zermartert, wie er durch seine Erfindungskraft jenes Organ ersetzen könne, das die Götter, dem stolzen Menschen zum Hohne, an inferiore Geschöpfe so freigebig verliehen. Von Dädalus, dem erfindungsreichen Meister der Künste, der seinen eigenen Sohn Ikarus ein Opfer seiner trügerischen Erfindung werden sah, bis auf den Schneider von Nürnberg mußten alle Versuche als gescheitert betrachtet werden, ein Organ zu ersetzen, dessen mühlosen Besitzes sich jeder Sperling erfreut. Hätte Prometheus, da er den ersten Menschen formte, noch ein Wischen

Lehm auf ein Paar Flügel verwendet, so wären wir heute die seligsten Bewohner der Lüfte, und Eisenbahnen und Dampfschiffe und Luftballon und Briestaube wären wohl nie in dem Gehirne eines Menschen ausgebrütet worden.

So aber hauchte er der ruhelosen Menschheit durch den olympischen Brand ein heißes Sehnen nach jenen unnahbaren Räumen ein, und während der unbehilfliche Lehmklöß von Scholle zu Scholle kriecht, strebt der göttliche Funke auf den Flügeln des Gedankens nach der Vereinigung mit dem ewigen Lichte, von dem er ausgegangen. Der Geist durchfliegt die Räume des Universums und mißt die fernsten Welten und rechnet die Hitzegrade des Sirius aus — der Leib muß nach wie vor einen Fuß vor den anderen setzen, wenn er den kleinsten Raum durchmessen will. Die Sehnsucht nach dem blauen Aethermeere über uns, nach dem Raume, welchen sich die kindliche Phantasie der Völker von Wesen höherer Art bewohnt dachte, nach jenen Sternen, die nach Hesiod doch nur wenige Meilen von der Erde entfernt sind, erweckte in allen Naturvölkern die ungestillte Begierde, es jenen gefiederten Geschöpfen gleichthun zu können, welche sich mit frohem Gesange von der Erde zum Himmel schwingen.

Diese Sehnsucht drückt Faust mit den wunderbar schönen Worten aus:

Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht  
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.  
Doch ist es Jedem eingeboren  
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts bringt,  
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,  
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,  
Wenn über schroffen Fichtenhöhen  
Der Adler ausgebreitet schwebt  
Und über Flächen, über Seen  
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Was Wunder, wenn die Phantastie jene bevorzugten Wesen in irgend einen Zusammenhang mit der Geisterwelt brachte, wenn sie sich dieselben als Vermittler zwischen den göttlichen Bewohnern des Aethers und den Menschen, als Götterboten zwischen dem Lichtumstrahlten Olymp und den Gefilden der Erde dachte?

Daher spielen die Vögel in den Mythologien fast aller Völker eine hervorragende Rolle, sowohl als Boten des Himmels, wie auch als Wesen höherer Art; ihr Flug ist von schicksalschwerer Bedeutung und ihre Sprache für den Eingeweihten voll hoher Weisheit. Der räthselhafte Wandertrieb gewisser Arten gab den Völkern vergangener Zeiten viel zu denken; die große Intelligenz, welche andere Arten besaßen, die Leichtigkeit, mit der man einigen von ihnen abgerissene Wörter beibringen konnte, gab zu der Sage Veranlassung, die Vögel hätten eine eigene Sprache, und Derjenige, welcher die Kenntniß dieser Sprache besäße, könne von ihnen geheimnißvolle Weisheit lernen.

Es gibt keinen Mythentkreis, in welchem dem Vogel nicht eine bedeutungsvolle Rolle zugebacht wäre, und dem Adler Jupiters, welcher dem göttertrognenden Prometheus an der Leber frist, liegt ein ebenso erhabener Sinn zu Grunde, wie dem ägyptischen Phönix, der verjüngt aus seinem Flammengrabe ersteht. Schon Herodot berichtet über den wunderbaren Vogel Phönix, erzählt viele abenteuerliche Einzelheiten von ihm, fügt aber hinzu, daß

man ihm Alles dies nimmer glauben machen werde. Tacitus berichtet ebenfalls Ausführliches und sagt unter Anderem:

„Daß dieses Thier der Sonne heilig und durch Kopf und Farben seiner Federn von allen Vögeln verschieden ist, sagen Alle, die seine Gestalt beschrieben haben. Von der Zahl der Lebensjahre sind die Erzählungen nicht einstimmig, die gemeinste setzt sie auf 50. Einige versichern aber, daß seine Epoche allemal 1461 Jahre dauere und von den vorigen Phönixen soll der erste unter Sesostris', der zweite unter Amasis' Regierung gegen die Stadt Heliopolis geflogen sein unter einem großen Gefolge anderer Vögel, welche die neue Gestalt bewunderten. Er soll nämlich, wenn die Zahl seiner Jahre voll ist und der Tod sich nähert, sich in seinem Lande ein Nest bauen und dasselbe befruchten, so daß ein junger hervorkommt, der, sobald er groß wird, zuerst besorgt ist, seinen Vater zu begraben, und das nicht aus bloßem Instinct; sondern er hebe erst, sagt man, ein Bündel Myrrhen auf, mache damit einen langen Weg zur Probe, und wenn er sich dann der Last gewachsen und zur Reise kräftig finde, so lade er des Vaters Leichnam auf sich, bringe ihn auf den Altar der Sonne und verbrenne ihn da. Dieses ist ungewiß und hat dichterischen Zusatz; daß übrigens dieser Vogel in Egypten sich sehen ließ ist außer Streit.“

So Tacitus. Heute ist es freilich außer Streit, daß dieser Vogel sich in Egypten nicht sehen ließ. Nichts desto weniger verdient diese Sage doch alle Beachtung, da sie ohne Zweifel eine von den ägyptischen Priestern verbreitete Allegorie auf die Zeit und speciell auf das große ägyptische Sonnenjahr war. Die Sothisperiode ist nämlich ein Zeitraum von 1461 Jahren, nach welchem der Sirius wieder zum ersten Male vor der Sonne aufgeht. Genau dieser Zeitraum wird

aber als die Lebensdauer des wunderbaren Vogels angegeben. Und womit könnte man die Zeit, die sich ewig aus sich selbst gebiert, besser vergleichen, als mit diesem Wundervogel? Sauft sie nicht auf unsichtbaren Schwingen heran und ist sie nicht schon entschunden, bevor wir ihrer noch recht gewahr geworden? Und läutet eine Zeit nicht der anderen zu Grabe, und trägt sie sich nicht selbst den Scheiterhaufen zusammen aus dem dürren Holze des Aberglaubens, der Vorurtheile und des Raffengeistes, bis die lobende Flamme der Aufklärung wie Jovis Blitz herniederfährt und den Schutt und Moder der Vergangenheit verzehrt und der Lichtumstrahlte Phönix einer großen Zeit, eines neuen Sonnenjahres daraus erkeht? —

Die nach dem Höchsten ringende Menschheit ist im Prometheus verkörpert. Angeschmiedet seit Jahrtausenden an die Scholle des Gemeinen mit den Fesseln des Aberglaubens, der Vorurtheile, wird ihr Innerstes zerfleischt und durchwühlt von quälenden Gedanken, trostlosen Schlüssen der unerbittlichen Vernunft, die einen Trost nach dem anderen, eine Hoffnung nach der anderen zernagt, zerfasert, vernichtet. Steigt der Gedanke des Menschen nicht in unmeßbare Weiten und fürzt er sich, nachdem er in der ungeheuren Leere vergebens die Antwort auf die ewige, bange Frage gesucht, nicht gleich jenem Vogel des Zeus immer wieder auf den Erdenkloß, um mit grausamem Behagen in seinen Eingeweiden zu wühlen?

Ein anderes Fabelthier des Alterthums, von welchem schon Hesiod und Herodot erzählen, ist der Vogel Greif. Die Greife waren in den Sagen als furchtbare Wächter des Goldes erwähnt, welches ihnen die eindäugigen Arimaspen jedoch raubten. Dieser Vogel spielt in vielen Erzählungen des Morgenlandes eine bedeutsame Rolle, und selbst im Abendlande glaubte man noch lange an die Existenz der Greife.

Heutzutage begegnet man ihren Abbildungen auf Wappenschildern und Bau-Ornamenten.

Zu den abenteuerlichsten Geschöpfen, welche die griechische Mythologie aufzuweisen hat, gehören die Stymphaliden; diese waren furchtbare Raubvögel, Kinder des Stymphalus und der Ornis, mit ehernen Federn, welche sie gleich Pfeilen abschließen konnten und gegen welche der stärkste Panzer nicht schützte; sie waren gefährlich, weil sie nicht nur Thiere, sondern auch Menschen anfielen. — Die Aehnlichkeit dieser mythischen Ungeheuer mit einer gewissen Gattung von Geschöpfen unserer Tage ist auffallend. Auch sie sind Raubthiere, und oft von der schlimmsten Sorte, und wenn sie ein unglückliches Mitgeschöpf mit ihren „ehernen Federn“ angreifen, so schützt der Panzer des Gleichmuths und des guten Rechtes wenig; unbarmherzig wird dann das zappelnde Opfer gerupft, und der stolzeste Pfau wird oft als der elendeste Hans Hudebein aus ihren Klauen gelassen. Gefährlich ist es auch bei ihnen, daß sie sich nicht mit dem niederen Gethier begnügen, sondern ungeschont auch nach dem Abler ihre „giftgetränkten Federn“ senden.

Von dem monströsen Geflügel der Mythe sind die Harpyien die scheußlichsten an Gestalt und galten als die furchtbarste Heimsuchung für diejenigen Sterblichen, welche den Zorn der Götter erregt hatten und zur Strafe für ihr Vergehen von den Harpyien überfallen wurden. Diese waren Töchter des Thaumas und der Elektra, einer Oceanide. Bei Homer sind sie blos Sturmgöttinnen, schnell aber schön; auch bei Hesiod sind sie schön gelochte Göttinnen. Bei Aeschylos jedoch sind sie häßliche geflügelte Unholdinnen; sie wurden später als Raubvögel mit Mädchengesichtern dargestellt, auch zuweilen mit menschlichen Armen und Schenkeln, welche aber in Klauen und Hühnerfüße endigten, oder als Mäd-

den mit abschreckend häßlichen Extremitäten und Flügeln. In dieser scheußlichen Gestalt wurden sie von den Göttern zur Strafe gegen Verbrecher ausgeschiedt; so wäre Phineus verhungert, wenn die Söhne des Boreas ihn nicht von den gefräßigen Ungeheuern befreit hätten, welche ihm alle Speisen verzehrten oder mit ekelhaftem Unrath besudelten.

Wie jede Religion ursprünglich in der Verehrung von Naturkräften bestand, die sich bei manchen Völkern auch auf die dem Menschen nützlichen Thiere erstreckte, so genos auch der Vogel schon wegen seiner Nützlichkeit ein großes Ansehen, das sich sogar mitunter bis zur göttlichen Verehrung steigerte. Unter anderen Thieren, welche den Egyptern heilig waren, wurden auch dem Ibis, einem storchartigen Wandervogel, göttliche Ehren erwiesen. Jedemfalls hatte sich dieses Thier durch die Vertilgung von Ungeziefer und Schmarozern, welche im schlammigen Nilsthale so häufig der Vegetation gefährlich wurden, nützlich gemacht und die schlaue Priesterschaft, welche wußte, wie wenig der große Haufe auf Vernunftgründe gab, schützte diesen Vogel durch mythische Ausschmückung, indem sie vorgab, der Ibis tödte geflügelte Schlangen, welche alle Jahre von Arabien her nach Egypten flogen. Diese geflügelten Schlangen waren wohl ein Herrbild der Heuschreckenschwärme, die so häufig die gesegneten Fluren des Nillandes verwütheten. Um also diesen nützlichen Vogel vor Verfolgung zu schützen, wurden ihm eigene Tempel erbaut und war auf die Tödtung dieses heiligen Thieres die Todesstrafe gesetzt. Wenn ein Ibis starb, wurde er von den Priestern einbalsamirt und in eigenen Todtenstätten beigelegt. Noch heutzutage findet man Tausende von Ibis-Mumien in diesen Grabdenkmälern.

Auch in der römischen Mythologie nehmen die Vögel eine Vermittler-

stellung zwischen der Erde und den lustigen Höhen des Olymp's ein. Da das Auge des Menschen ihnen gerne in jene Höhen folgte, welche für den Menschen unerreichbar waren, so hatte man Muße, Betrachtungen über die Art und Weise ihres Fluges anzustellen, und wollte aus der Richtung oder Schnelligkeit ihres Fluges Consequenzen für wichtige Ereignisse, wie das Gelingen einer Schlacht oder günstiges Wetter für eine Seereise zc., ziehen. Unter den vielen mißlungenen Deutungen gab es natürlich auch einige, welche zutrafen, und da der Mensch immer den Kindern seiner Phantasie Concessionen macht, so kam die Vogelschau bei den alten Römern bald zu hohem Ansehen und eine eigene Priesterschaft, die Auguren und Haruspices, war bestimmt, die Zeichen des Vogelfluges zu erklären oder aus den Eingeweiden wahrzusagen, wobei natürlich die bequeme Sprache des Delphischen Orakels mit großem Geschicke nachgeahmt wurde. Fast bei allen höchwichtigen Gelegenheiten in der Geschichte Roms erscheinen Vögel, meist als ein günstiges Augurium. Schon bei der Gründung Roms entschied die Vogelschau zu Gunsten Romulus'. Jeder der beiden Brüder stand auf einem Hügel, um nach einem günstigen Zeichen zu spähen. Da sah zuerst Remus 6 Geier, bald darauf Romulus 12. Nun entstand ein heftiger Streit zwischen Beiden; Remus behauptete, ihm müsse die Herrschaft zuerkannt werden, da er zuerst ein günstiges Zeichen erblickte, während Romulus sich wieder auf die doppelte Zahl der erschienenen Vögel berief. Jeder wurde von seinen Kampfgenossen als König begrüßt und es kam darüber zu einem blutigen Kampfe, in welchem Romulus Sieger blieb. —

Besonders der Adler, der Vogel Jupiters, stand bei den Römern in hohem Ansehen und galt bei den meisten Völkern als günstiges Augurium. Sein Bild wurde den römischen Cohorten voran-

getragen und Hunderte von unterjochten Völkerschaften mußten sich vor diesem Siegeszeichen neigen.

Ein unscheinbarer Vogel, dessen Diminutiv gewöhnlich als scherzhafter Beinamen besonders geschwätziger, jüngerer Individuen des schwächeren Geschlechtes gebraucht wird, galt in der Sage als Netter Roms. In einer finsternen Nacht nämlich versuchten die das Capitol belagernden Gallier, die Beste von der Seite des tarpejischen Felsens zu erklettern. Schon waren einige der kühnsten Krieger auf die Mauer gestiegen, als der Consul Marcus Manlius, der nachher den Beinamen Capitolinus führte, durch das Geschrei der der Juno geweihten Gänse erwachte und die auf der Brüstung erscheinenden Barbaren über den tarpejischen Felsen stürzte. Bald kamen andere Römer an die gefährdete Stelle und schlugen den Angriff vollständig zurück.

Wie wir oben sahen, war die Gans der Göttin Juno geweiht; diese hatte aber noch andere, ihr speciell geweihte Vögel, so den prächtigen Pfau, der auch auf vielen Statuen der Juno zu sehen ist, ferner die Krähe und den Kukul.

Der Lieblingsvogel der Minerva war die Eule, wovon noch heute das Sprichwort: „Es hiesse Eulen nach Athen tragen“ herrührt. Da nämlich Athen der Pallas Athene geweiht war und dort auch ihr Lieblingsvogel in zahlreichen Exemplaren gepflegt wurde, so wäre es nutzlos, noch weiter Eulen nach Athen zu tragen, — also eine überflüssige Sache zu verrichten. Dem Apollo sind der Schwan, der Habicht, der Greif, der Rabe, der Hahn; dem Mercur der Kranich; der Venus die Taube, der Sperling, die Schwalbe geweiht. Man sieht aus diesen Beispielen, daß durch diese Vögel hervorragende Eigenschaften der Gottheit symbolisch bezeichnet wurden.

Die Götter wählten auch oft die Vogelgestalt als Verkleidung, wenn sie eine Mission auf Erden zu erfüllen hatten. Wie anrühlig ist nicht der sonst so unschuldige Schwan durch die etwas lieberliche Liebesgeschichte Jupiter's mit der schönen Leda geworden!

Es kommt auch vor, daß die Vögel den Menschen in manchen nützlichen Dingen unterrichten. So erzählt die Sage von dem oben erwähnten ägyptischen Vogel Ibis, daß er die Menschen zuerst die Anwendung des Klysters gelehrt habe, indem er sich selbst ein solches mit seinem langen Schnabel hebringen soll. Noch origineller dürfte aber die Anschauung der Japanesen sein, nach welcher ein Vogel, Ibi Talaki genannt, die Menschen zuerst durch sein Beispiel die Fortpflanzung gelehrt, für welche Gefälligkeit er gewiß, sofern wir nicht Anhänger Schopenhauer's sind, unseren Dank verdient.

Selbst in den Legenden der Bibel spielt der Vogel eine nicht unbedeutende Rolle; ich erinnere nur an die Friedensstaube, welche der Arche Noach's entsendet wurde, an die Raben, welche den Elias mit Speise versahen, an die Wachtelschwärme, welche das israelitische Volk in der Wüste vor Hunger schützten.

Die uralte, schon in den indischen und assyrischen Mythen angeedeutete Dreitheilung der Gottheit, unsere christliche Dreifaltigkeitslehre, wendet einen Vogel als Symbol der dritten Person, des heiligen Geistes an. Die nach ewigen Gesetzen waltende Natur, sowie die das All' durchdringende Liebe, sie wurden darge stellt als verklärte menschliche Gestalten; der Geist jedoch, der sich erhebt über Menschen und Dinge, die Erkenntniß, welche uns die Wesenheit der Dinge lehrt, mußte mit Schwingen abgebildet werden.

Die Völker des grauen Alterthums beteten zum Vater aller Dinge. Die gewaltige Natur und ihre hehrsten Geschöpfe, Sonne, Mond und Sterne



galten ihnen als unmittelbare Verkörperungen Gottes — die nach Gesetzen wirkenden Kräfte galten als Willensäußerungen der Gottheit. —

Das Christenthum betete auch zum Vater, dem Schöpfer aller Dinge, erkannte aber als das erhaltende Princip den Sohn, die ewige Liebe an. Ein hohes Sittengesetz brachte diese Lehre von der Liebe in die Welt. — Die dritte Person, der Geist, welcher vom Christenthum zwar ebenbürtig anerkannt war, aber ohne Einfluß auf Lehre und Dogma blieb, war lange nur ein bloßer Begriff. Die Liebe war Mensch geworden und hatte die sündige Menschheit erlöst, und alle Verehrung und Anbetung galt der zweiten Person!

Unsere Zeit feiert aber die Menschwerdung des heiligen Geistes; immer mächtiger greifen die Fittige des verklärten Vogels aus, die Taube ist zum Adler geworden, wir erkennen den alten Liebling Jupiters, das zweite Erlösungswerk der Menschheit, die Befreiung aus den Banden der Unwissenheit und des Aberglaubens naht immer mehr der Vollenbung. Wann werden die Fesseln des Prometheus fallen, wann wird sich der Adler des Donners besänftigt zum Olympos schwingen?

In den germanischen und skandinavischen Mythen erscheint der Vogel häufig als ein mit Vernunft und Sprache, ja sogar mit Allwissenheit ausgestattetes Geschöpf. Die Skandinavier verehrten den Adler als des höchsten Gottes Lieblingsvogel und auf der Esche Ygdrasil, auf dem Lebensbaume, sitzt ein allwissender Adler. Wie leicht konnten auch sinnige Naturvölker zu einem solchen Schlusse kommen? Sahen sie den Adler sich in die Wolken erheben und gleich darauf aus ungeheurer Höhe auf die Deute stürzen, so bekamen sie einen hohen Begriff von den scharfen Sinnen dieses Thieres; und da die Welt ihrer Begriffe oft nicht weiter ging, als der Horizont, welchen der Adler von seiner Höhe aus beherrschte, so konnten sie

leicht annehmen, er überfähe die gesammte Welt.

Die Gabe der Sprache und der Allwissenheit hatten auch Obins Raben, Hugin und Munin. Diese sitzen auf des Gottes Schultern und sagen ihm Alles, was auf der Welt vorgeht, daher Obin auch der Rabengott genannt wird. Diese Mythe hat dem Raben wohl nachher auch zu dem Ansehen verholfen, welches er später in den Märchen und Sagen des deutschen Volkes genoss. Uebrigens verdient der Rabe durch die Intelligenz, welche ihn vor anderen Vögeln auszeichnet, eine größere Beachtung. Das hohe Alter, welches er gemeiniglich erreicht, mochte auch zur Erhöhung seines Ansehens beitragen. Schon Hesiod sagt: Neun Menschenalter überlebt die Krähe, vier Krähenalter der Hirsch, drei Hirschenalter der Rabe, neun Rabenalter der Phönix und zehn Phönixalter die Nymphe. — Ehemals soll der Rabe weiß gewesen sein, aber da er dem Apoll einst eine schlechte Nachricht brachte, schwärzte ihn dieser zur Strafe dafür.

Im Munde des Volkes entstanden schon in den ältesten Zeiten Sprichwörter und Redensarten, welche aus der Beobachtung der Eigenschaften und Gewohnheiten der Vögel abgeleitet wurden. Diese Eigenschaften entsprangen entweder dem innersten Wesen des betreffenden Vogels, oder sie waren von Alters her demselben angebichtet und allgemein bekannt. So sprachen die Fabeldichter aller Zeiten vom stolzen Adler, der sanften Taube, der diebischen Elster, dem kühnen Falken, der geschwätzigen Krähe, und gewisse Sprichwörter haben seit Jahrhunderten das Bürgerrecht in unserem Sprachgebrauche: „Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus, eine Schwalbe macht keinen Sommer, der Sperling im Sack ist besser als die Taube am Dache; wo Tauben sind, fliegen Tauben zu,“ und viele andere sind Sprichwörter, welche in Jedermanns Munde leben und Vergleiche

wie: „Stolz wie ein Pfau, lech wie ein Spatz, schwatzhaft wie ein Papagei, gebrauchen wir unbewußt. „Zum Kutuk“ wünscht Derjenige, welcher jedem sündhaften Fluche gerne aus dem Wege geht, eine mißliebige Sache; „das weiß der Geier,“ behaupten wir mit großer Bestimmtheit, wenn unsere eigene Weisheit uns auszugehen droht; warum gerade der Geier es wissen soll, ist mir unbekannt; vermuthlich wegen seines scharfen Gesichts.

Der Besuch des Storch es kommt oft ungelegen genug; ein geradezu gefährlicher Gast ist aber der rothe Hahn; während die fette Henne als harmloses Küchengewächs mehr Anspruch auf unsere Sympathien hat.

In Kaffeehäusern und auf Spieltischen treibt sich ein beschaulicher und harmloser Vogel herum, der nur mitunter etwas aufdringlich wird, es ist der „Kibiz.“ Der „Selbschnabel“ drückt auch beim Menschen eine noch nicht fertig gewordene Entwicklungsstufe aus.

Wir alle haben als Kinder den Storch für ein äußerst nützliches Thier gehalten und noch heute erfüllt uns die drollig steife Gestalt dieses klappernden Gesellen mit Behagen und erinnert uns an bunte Bilderbücher mit zungenbrecherischen Versen und an eine fröhliche, gläubige Kinderzeit. Heute freilich glauben wir nicht mehr an die segenbringende Mission des Storch es; dafür versucht es ein anderer Vogel, von Zeit zu Zeit unseren gläubigen Sinn zu bethören. Dieser Vogel, eine Pseudo-Brieftaube des politischen und wirthschaftlichen Verkehrs, vermag durch sein plötzliches Auftreten viel Schaden anzurichten. Man weiß nie, von wannen er kommt und wer ihn ausgesandt und sein Gefieder ist dem der anderen Vögel so täuschend nachgemacht, daß er immer zu spät als arglistiger Eindringling erkannt und behandelt wird. Der Kobold der uns alle schon genedht, der seinen Spuk mit scherzhaften und ernstern Dingen treibt, heißt — „die Ente.“

(Schluß folgt.)

## Ein Curort-Feuilleton.

Von J. J. Kosegger.

Uns sind die Curorte das, was unsern Vorfahren die Gnadenorte waren. Diesen Ausdruck unterschreibe ich nur dann, wenn die Gnadenorte nicht im Sinne unserer, sondern in dem ihrer Zeit gedacht werden.

Unseren idealeren Vorfahren ging es noch um den Frieden der Seele, und den fanden sie an ihren Wallfahrtszielen; uns geht es zuvörderst um das persönliche Behagen, um das Wohlbefinden des Körpers und zumest finden wir das in unseren wohlorganisirten Curorten. Die Frage unserer künftigen Seligkeit beunruhigt uns nicht so sehr, als die unserer körperlichen Gesundheit und in den Curorten gibt es Priester Aesculaps, denen wir unsere Anliegen beichten, die durch die heilsame Ruhe, welche sie uns in den Medicamenten, Molkten, Gesundheitsbrunnen, Bädern und allerlei Diät auferlegen, beruhigen und somit die erste und wichtigste Bedingung zu körperlichem Wohlfühlen spenden.

Was Curorte! höre ich rufen, wo Einen die Kranken und die Bademusikanten und die Modegeden beiderlei Geschlechtes und die hohen Preise erst recht nervös machen! Bei guter Luft und vernünftiger Diät wird mir überall wohl sein, brauche dazu nicht erst einen Curort aufzusuchen. Sehr vernünftig! So ist es, bei guter Luft und rechter Diät schlägt's überall an. Jedoch, wie Wenige vermögen sich an ihrem freigewählten Erholungsorte zu einer strengen, geregelten Cur zu entschließen, so lange sie sich halbwegs wohl fühlen und geht's ihnen schlecht, dann wissen sie erst nicht, was sie wollen und sollen, verstehen es nicht,

ihre Natur einer strengen Prüfung zu unterziehen, versuchen das und das, und in der Absicht, Diät zu halten, werden sie in ihrer Lebensweise unstäter und regelloser, als je.

Endlich entschließen sie sich auf Anrathen ihres Arztes für einen Curort. Curorte liegen stets in einem gegen bestimmte Leiden gewählten, günstigen Klima. Das ist Eins voraus. Dann ist das Wasser, sind die Specialärzte für bestimmte Gebrechen, sind allerlei Anstalten und Einrichtungen zur Beseitigung der Uebel, zu deren Bekämpfung Natur und Menschenschaft sich vereinigen. Und nun geht's an die systematische Ausbesserung der Gesundheit. Leichte Anregung, süßes Nichtsthun und heitere Zerstreuung wirken das Ihre. Da kommt nun das Bewußtsein, daß alle, dem Zustand ungünstigen Einflüsse beseitigt sind, die Scrupel in Bezug auf die Diät hören auf, der Glaube an eine heilsame Wirkung tritt ein. An den Gnadenstätten macht der Glaube felig, an den Curorten macht er gesund.

Das gilt im Allgemeinen, selbst auch für bloße Mode-Curorte.

Wenn nun aber ein Erdenwinkel so gesegnet ist, daß er reine Luft, mildes Klima, Gesundheitsbrunnen mit landschaftlicher Schönheit vereinigt, und wenn die Menschen zu diesem Erdenwinkel vorzügliche Straßen angelegt, denselben mit Comfort, Kunst und Luxus und Allem, was den ländlichen Aufenthalt angenehm macht, ausgestattet haben, so ist es kein Wunder, wenn er zu einem Gnadenorte wird, wo die Natur ihre Wunder wirkt.

Meiner Anlage nach bin ich kein Freund von Curorten, wenn ich es auch nicht ganz mit jenem Landsmanne halte, der „die Bäder für sehr ungesunde Aufenthaltsorte hielt, weil er, so weit er auch in der Welt herumgekommen, nirgends so viele Kranke habe umherwandeln gesehen, als in den Bädern.“ Ich will mich auf die Heilwirkung der Curorte auch gar nicht weiter einlassen, sondern hier das touristische Interesse eines Badesortes erwähnen — in den ich so zu sagen, zufällig oder, wenn man will, nothgedrungen versetzt worden bin.

Männiglich weiß ja, was wir Bewohner der „gemäßigten Zone“ mit unserem Frühling für ein Elend haben! Das ist ein tückischer Wicht! Mit seinem jungen Grün und seinen hellen Blümlein sucht er die Leute unter den Rasen zu locken. Man sagt, es sei eine heimliche Rache. Vor Zeiten haben die Dichter den Mai besungen, aber die heutigen Recensenten sagen, es wäre abgeschmackt, noch immer den Mai zu besingen, und die Lyriker lassen sich das gesagt sein, nur die Anfänger machen noch Verse auf den Frühling. Des ist der sich seines alten Ruhmes wohlbewusste Junge nicht zufrieden und weil man ihn nicht lobt, so mag er auch nicht mehr brav sein; wie verzogene Kinder schon sind, sobald man sie nicht mehr zärtelt, werden sie boshaft. Die Kirschbaumblüthen vermischt er mit Schneeflocken; statt „Jauchzen aus freier Brust“ hört man das Husten der Bronchial-Katarrhe. In der Stadt wirbelt der Nordwind die Staubwolken auf, überall die Unlust der ersterbenden Winterfaison und die Unruhe der anzuhoffenden Sommerszeit. Aber auf den Bergen ist noch Schnee und im Süden sengt schon die Hitze. Wohin also? Welche Gegend schützt uns vor dem Frühling?

Ich fand die Gegend.

Wenn man in der mittleren Steiermark sein Auge über das weite Hügel-

land schweifen läßt, so stößt es gegen Südosten an eine ätherblaue Pyramide mit zwei Spitzen. Das ist der Aufbau eines Vulcans, der in uralter Zeit das liebliche Thal der Raab und die unteren Gebiete der Mur mit seinen Aschenwolken bedeckt haben soll. Der Felskegel, auf dem heute die alte Kiegersburg steht, hat einst im Widerscheine eines feuerspeienden Berges geleuchtet, und die Erdbrühe, die bei solchem Herde gekocht, ist heute noch nicht ganz ausgekühlt, sondern fließt in der 13 Grad warmen Constantinsquelle des Gleichenberger Brunnenhauses aus dem Felsen.

Die ätherblaue Pyramide mit den zwei Spitzen ist nämlich das weithin grüßende Wahrzeichen des im letzten Jahrzehent zu so großer Berühmtheit gelangten Curortes Gleichenberg.

Dorthin zog mich denn im Wonnemonat Mai, zu sehen, ob vielleicht der von Vulcanus geheizte Ofen noch warm sei.

Fast war es so. Oder vielmehr, die Lage des Ortes und die üppigen Wäldungen schützen vor kalten Winden und Frösten und fangen die liebe Sonnenwärme auf und vertheilen sie so, daß es in keiner Stunde des Tages zu heiß und auch in keiner zu kalt ist. Am Fuße des Gleichenberges in einem wahrhaftigen Naturpark liegt das freundliche Villenstädtchen und schaut gegen Mittag. — Hier läßt sich minnen mit dem Mai.

Gleichenberg lächelt. Man hat Vertrauen zu ihm, so bald man es nur sieht. Versteckt in den Büschen und zwischen herrlichem Baumschlag stehen die Häuser, Höfe und kleinen Paläste, und zu allen Fenstern schaut das frische, kühlende Grün herein. Und am Grunde der Hügel, unter einem großen Baldachin rinnen die vier Brunnen, die unter einander verschieden sind, wie die vier Lebensalter, und doch zusammenstimmen. Zur Constantinsquelle kommen die von Krankheiten der Athmungs- und Verdauungs-Organen Be-

hafteten herangekeucht und trinken Wasser des Lebens. An der Emmaquelle laben sich hysterische Frauen. An der Klausen-Stahlquelle trinken Blutarme Eisen und Kraft in sich. Der Johannisbrunnen erfrischt Herzen und Nieren und bringt das Blut in einen fröhlicheren Lauf und entzündet mit seiner Kohlsäure die Phosphorlämplein des Gehirnes, daß es nur so glitzert und leuchtet in dieser schönen Welt. Wie manches verwellende Weltkind hat an diesen vier Brüsten von Gleichenberg sich wieder rothe Lippen, volle Backen und helle Augen angesogen! Zur weiteren Erquickung hat man in den Inhalationskäl die Essenzen der heilsamen Salze und selbst der würzigen Waldblust unserer Fichtenwälder bereitet und öffnen flinke Jünger Posejdon's warme, kalte und aller Art präparirte Bäder und credenzen reizende Heben Molken und Milch, und wer recht auf das Unmittelbare geht, der mag, wie meine resolute Engländerin, mit eigenen Lippen aus dem Euter der Ziege ihr Heil saugen.

Es wird energisch vorgegangen. Darum beklagen sich ja die verschiedenen Krankheiten und Siechthümer, die in Mitternachtstunden auf dem nahen Hochstraden als Hezen zusammen kommen, daß sie nirgends so schlecht gehalten wären, als in Gleichenberg, wo man ihnen schon höflich zusehe. Am liebsten möchten sie sich an den alten Vulcanus wenden, daß er Gleichenberg noch einmal in Lava begrabe oder zum mindesten durch ein tüchtiges Erdbeben seine Brunnen verschütte.

Nun, wir betrachten den Curort und seine Umgebung ja mit dem Auge des Touristen, und da ist es doppelt schön. Vor Allem besuchen wir den freundlichsten Bau Gleichenbergs, die mit Kunstwerken verschiedener Art ausgestattete Villa Widenburg, den lieblichen Wohnsitz des Begründers Gleichenbergs, des hochverdienten Grafen

Constantin Widenburg. Als sechsundachtzigjähriger Mann erfreut er sich, nach einer bewegten und ehrenvollen Laufbahn, hier des ländlichen Lebens, umgeben von seinen Kindern und Enkeln, angebetet von der Bevölkerung in weitem Umkreise und verehrt von Allen, die kamen, um von seinem Gleichenberg Genesung zu erlangen.

Obzwar die Heilquellen schon von den Römern benützt wurden, fielen sie später doch in Vergessenheit, bis in den Dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts auf Anregung des Grazer Arztes Dr. Werlé Graf Widenburg als damaliger Statthalter von Steiermark mit Zuziehung mehrerer Patrioten die Quellen fangen, den Sumpfboden entwässern, Wege, Bauten und Pflanzungen anlegen ließ, und so aus einer Einöde die Anstalt in's Leben rief, welche heute unter einer umsichtigen Leitung zu den ersten und besuchtesten Curorten des Reiches zählt. Kein Wunder, daß sich der eble Stifter hier, inmitten seines großen blühenden Werkes das Heim für den Nachsommer aufgeschlagen hat.

Wir berühren das stattliche Vereinshaus, das wohlgelegene und comfortabel eingerichtete Curhaus, das Theater, den in altdeutschem Style erbaute Hubertshof, die schönen Villen Höflingers, Süß, Triestina, May, Franzensburg, nicht zu vergessen des Brännerhauses mit seiner freien Aussicht nach dem nordwestlichen Thale und des malerischen Schlosses Gleichenberg; und schon gar nicht zu vergessen auf die Schmelzerei, die mit ihren hundert sinnigen Sprüchen ein offenes Buch im Grünen ist.

Wer vom Brunnenhaus wenige Schritte durch die Waldschlucht hinaufgeht, der steht auf einmal in einer veritablen Wildniß. Altes, verkorrtes Nabel- und Laubgehölze, Felsblöcke, ein wildberriffenes Rinnsal, dem nichts fehlt, als der gischende Wildbach, der sich nach heftigen Gemittern auch einzustellen pflegt. Und diese finstere Wald-

landschaft liegt mitten im lachenden Curort und ist mehr Menschenkunst, als Naturwerk. — Als einer der reizendsten Spaziergänge, von dem es mich nur wundert, daß er nicht längst der Corso des Badeortes geworden ist, und an dem es mich sehr freut, daß er es nicht geworden ist, weist sich die Straße von der „Stadt Venedig“ durch das Albrechtswäldchen (benannt nach dem Dichter Grafen Albrecht Widenburg, Sohn des Gründers von Gleichenberg) am Walbhaufe und dem Subertshofe und Brünnerhaufe vorbei, auf welcher man innerhalb zehn Minuten mannigfaltige Landschaftsbilder genießt.

Auf der Promenade ist ein Waldhügel und auf demselben steht eine Hütte, aus Tannennrinde gebaut, in welcher eine alte, weltberühmte Wunderdoctorin ordinirt — die Mutter Gottes Maria. Mancher, der mit düsteren Gedanken umherwandelt, steht hier im Waldesdunkel sinnend still. Er hatte von jeher kein besonderes Vertrauen auf die Heilkünste alter Frauen, aber er hat nun auch keines zu den studirten Herren, denen es auf die Länge nicht gelingen will, den Stein, der auf seiner Brust liegt, wegzuschmerzen. Nun sieht er da vor der Waldkapelle und denkt: 's ist nur ein Bild. Aber hinter diesem Bilde steht eine Idee und in dieser Idee liegt eine Kraft, eine Naturkraft, wie sie im sprudelnden Brunnen ist, eine Heilahnung, aus der ganze Völker ihren Trost und ihren Halt geschöpft haben — mit zitternden Füßen kniet er hin und betet. Der Atheist, der Skeptiker, der Pessimist, er wird hier zum Befenner seiner Gefühle und seine Religion heißt: Ich will leben!

Rührend ist es zu sehen, wie sich die Menschen, die in Gefahren schweben, hier an das Leben anklammern. Und selten vergebens. Die Meisten, die als Curgäste ankamen, verlassen Gleichenberg als Touristen.

Nun auf unserem Rundgange weiter.

Auf den Curort leuchtet von ihrem Hügel die Kirche nieder. Wer innerhalb derselben steht und durch die Kirchenthür herausblickt auf die Gegend mit den Staffagen ihrer Thürme und Willen, der hat ein an die schönsten Striche Italiens gemahnendes Landschaftsbild vor sich. Und Gleichenberg selbst ist ein Bild, wie es lieblicher kaum gedacht werden kann.

Hat aber einen Mangel.

Wie ist einem, wenn man ein herrliches Landschaftsgemälde vor sich hat, und die Leinwand hat dort, wo der schöne, dunkelgrüne Wald in den blauen Himmel hineintragt, ein Loch? — Ein solches Loch hat Gleichenberg an seinem häßlichen Steinbruch, der in der Brust der wunderschönen Albrechtshöhe gerissen worden ist. Freilich, dort haben sie die Häuser herausgegraben, die hier so gastfreundlich winkten. Wie aber, wenn dort die Bahnen niedersahren in die Schlucht, wenn die entwaldete Blöße dem kalten Nordwind eine Thür aufmacht in den Curort? — Als ich eines Tages auf den Gleichenbergerkogel ritt und hinüberschaute auf das wüste Loch im schönen Bilde, wurde mir darüber das Herz so schwer, daß der Esel unter mir zu leuchten und zu stöhnen begann und nicht mehr weiter konnte. Erst als ich durch den Gedanken, sie würden wohl Alles daran setzen, dieses Loch wieder so gut als möglich zu verkleben und die liebe grüne Farbe junger Büsche darüber zu streichen, wieder erleichtert war, stieg mein Esel auch wieder stink anwärts.

Die Spitzen der Gleichenberger Kogel bieten die erhoffte Aussicht nicht. Selbst wenn sie vollständig entwaldet wären, stünde der eine dem anderen im Wege. Nach Süden zeigt die Stelle des Mühlsteinbruches an der halben Höhe des Berges Alles, was zu zeigen ist. Ueber der Gloriette der Albrechtshöhe herüber blaut der durchaus bewaldete Hochstraden, der steirische Bloßberg, wo sich einst die

Herz versammelten und ihren wilden Spuk trieben. Das Schloß Gleichenberg, dessen grauer Herzenturm dort über den hellen Buchen aufragt, birgt wunderliche Urkunden, Urkunden, die unsere Vorfahren nicht ins beste Licht stellen. Die letzte hier verurtheilte und verbrannte Hexe hat drüben auf der Nieggersburg gehaust. Es war eine Gärtnerin, die im Winter frische Blumen hatte. Zudem soll sie auch einmal beim Bettstange auf dem Hochstraben gesehen worden sein. Diese Thatfachen kosteten ihr das Leben. So sah es noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts hier aus.

Dort draußen auf dem Hügel, von ferne wie eine große Festung zu sehen, steht das alte Straben, ein kleiner Ort mit vier Kirchen, wovon zwei übereinanderstehen, und zwar die eine im ersten, die andere im zweiten Stock eines festungsartigen Gebäudes. Am Fuße von Straben liegt das Quellenhaus und die wohlverwaltete Füllanstalt des delicates Johannesbrunnen. Weiter draußen deutet ein leichter Dunststreifen, der über dem blauenden Hügelande schwebt, den Lauf der Mur an, wo demnächst das Dampfschiff ziehen soll? In jenem Dunststreifen erstirbt die deutsche Zunge. Weit hinter den windischen Büheln steht wie ein mattes Wölklein am Himmel der Donatiberg bei Rohitsch. Links davon die blauen Berge Croatiens, rechts ziehen sich der Wotsch, der Bacher, die Karawanken und die Kärntneralpen. In diesem weiten Halbrunde liegt das Hügeland bis zu unseren Füßen her, wo wir das anmuthige Trautmannsdorf und den Curort haben.

Diese Aussicht nach Süden wird noch weit übertroffen durch jene nach

Norden, vom nordöstlichen Abhange des Gleichenbergerkogels, dem „Bauern-Hansel,“ aus. Dort fliegt der Blick zwischen dem Schödel und Wechsel weit ins obersteirische Gebirge hinein und rechts dehnen sich wie ein blaues Meer die Ebenen Ungarns aus, deren weiße Schlösser und Thürme wie Segelschiffe stehen. Aber unser Auge wird gefangen gehalten von dem riesenhaften Felsenlöwen, der dort lauert und mit seinen ehernen Mähnen hoch über den Hügeln aufragt. Die Nieggersburg.

Ueber Gleichenberg, seine geologischen Verhältnisse und seine Umgebung wäre ein großes Buch zu schreiben. Aber wer es schreiben wollte, der müßte länger in dieser gesegneten Gegend leben können, als mir es gegönnt war.

Während diese Zeilen in die Welt gehen, fluthet dort die Hochsaison. In allen möglichen Sprachen singen die Curgäste das Lob Gleichenbergs und der Curort läuft von Jahr zu Jahr mehr Gefahr, ein „Modobad“ zu werden, in welchem blasirte Leute das Vergnügen suchen an den geheiligten Stätten, wo Andere um Gotteswillen nur das Eine erwünschen und erstreben — die verlorene Gesundheit.

Vielleicht zur herbstlichen Zeit wenn die Trauben reifen, die ich keinen sah, suche ich den lieblichen Landwinkel wieder auf. Nichts ist so schön, als wenn über den belebten Weinbergen und über den gilbenden Buchenwäldern die Herbstsonne ihre stillen Fäden spinnt. Jedenfalls aber, wenn mir Gott das Leben noch länger leiht, im Mai! Schön sind die thaufrischen Gaine in den jungen Lenztagen, aber noch schöner sind die vom Sange der Nachtigall durchflungenen Frühlingsnächte Gleichenbergs.

## Bummel - Studien.

Von Friedrich Schlegel.

### Amerket Reisende.

Man reist bekanntlich aus verschiedenen Zwecken; eine Wahrnehmung, auf deren Großartigkeit des Gedankens ich mir nicht allzuviel einbilde. Ich wollte auch nur erinnern, daß, eben des Zweckes wegen, auch die Arten der Reisenden verschieden und daß unsere sieben Coups-Nachbarn von sehr heterogenen Absichten und Tendenzen erfüllt sein können. Da sitzt mir zur Rechten z. B. ein Wein- oder überhaupt ein „Geschäftsreisender“, zur Linken ein Sichelkranker, der Heilung in einem Badeorte sucht, mir vis-à-vis ein junges Ehepärchen, das auf einer Hochzeitsreise begriffen, der in der anderen Ecke, der so schweigsam sich gibt und ein riesiges Zeitungsblatt vor das Gesicht hält, vielleicht als Wechselschuldner auf der „Durchbrennerei“ nach Bremen und dann weiter, und nur der Nest etwa reißt des „Vergnügens“ wegen. Des Vergnügens! Ja, da liegt's: was der Mensch lust „Vergnügen“ nennt. Beschäftigen wir uns also diesmal nur mit letzterer Sorte, mit den „Vergnügungs- und Erholungs-Reisenden.“

Ihr nennt diese Species „Touristen?“ Ach Gott, wie summarisch ist diese Bezeichnung und in welche endlose Serie von Varietäten zerfällt die Gattung! Vorerst wilde und z a h m e Touristen: Spizengürmer, Focherkletterer, Höhlenjäger, Gletscherwanderer, Pässebezwinger und was der waghalsigen „Kraftmeier's“ mehr sind. Unten im Thale, auf ebenen Straßen, ausgetretenen Fußsteigen und schön gepflegten Feldwegen trottet, das

grünleberne Ränzlein am Rücken, den Schattenspender über dem Haupte, der friedsame „Grasläufer“, der sich nicht minder an den landschaftlichen Reizen der „Gegend“ delectirt und erfreut, während sein bequemerer Gefinnungs-genosse die ähnlichen Strecken im offenen Wägelchen durchrollt und den Herrn der Heerschaaren gleichfalls über seine gelungene Schöpfung lobt. Mit all' diesen Leuten, die jeglicher Originalität entbehren und von hundert Copien begleitet sind, habe ich nichts zu thun; ich lernte auf meinen vielen Wanderzügen drastischere Exemplare aus der Branche der „Vergnügungs-Reisenden“ kennen, die den ausgiebigsten Stoff zu lehrreich-lustigen Betrachtungen liefern.

Vor Allem den T a u s e n d s c h w e r e n ö t h e r,“ den touristischen Don Juan, der alljährlich auf ein Paar Wochen seinem häuslichen, ehelichen, elterlichen, amtlichen oder geschäftlichen Joche zu entfliehen weiß, um — den „amorosen Teufelskerl“ zu spielen. Er charmirt mit sämmtlichen Kellnerinnen und „Zimmerinnen“, kneipt die Dorfschönen in die Wangen, hofirt den schmierigsten Schwaigbirnen, und kann bei seiner Heimkehr im Kreise vertrauter Freunde, denen bei diesen Erzählungen der Mund wässert, nicht genug von seinen Erfolgen auf erotischem Gebiete, von seinen überreich belohnten Abenteuern in den Alpenregionen zc. berichten. Er reißt, um sich auszutoben, d. h. „auszulieben“ und in der Erinnerung an diese Genüsse elf Monate lang zu schwelgen. Was kümmert ihn die Scenerie der Berge, was schiert ihn das Paradiesische der Landschaft, ach,



was für ein „Wettermädl“, für eine schmutze Maid war die Biesel, die Crescenz, die Wabi, die Kathi, die Mariebl, die Nani u. s. w.!

Für ländliche Schönheit ist auch sein Freund und Reisetumpan nicht blind und unempfindlich, aber den wahren Hochgenuß bei alpinen Excursionen und Gebirgsmärschen findet er doch nur im Anhören eines Original-Jobler's bei — wenn auch primitiver — Zither-Begleitung, und deshalb kann er zeitweilig die bravourosen Leistungen der eidevant liebenswürdigen Holzinger Fanny von Gmunden, der Rosel vom Aflwirth auf der „hohen Salve“ nicht vergessen, er wird in wortreicher Eloquenz von dem freilich unvergleichlichen Zauber unausgesetzt sprechen, der in den Stanzeln und Liedern des unglücklichen Schosser Toni aus Sosenstein lag, wenn die Sali oder die Hanni, oder die Zulerl auf der X-Alpe bei qualmigstem Talglichte die „aller-tiafften“ losgelassen und die urwüchsigigen Hymnen mit einem lauten Zuchazer schlossen. Nun hörte er auch noch die merkwürdige Mathilde, beim Postwirth im bairischen Mittenwald, ihr berühmtes „Hoch vom Dachstein“ fingen, der classische junge Schandl begleitete sie auf der Zither, und nun begriff er erst, daß „das Leben doch schön,“ obwohl der bekannte Dichter, der dies der Welt versicherte, die interessante Mathilde nie gehört und den fünfzigjährigen unbändigen Buchwieser den „Schuhplattler“ nicht tanzen gesehen. Das ist denn auch das Thema, mit dem er seine Umgebung an den Wirthstischen, auf dem Verdeck der Seedampfer, im Waggon und auf dem Carriolsitze zu unterhalten sucht, und er kehrt heim und hat von den entzückenden Panoramen, die sich vor seinen Augen hundertfältig entfaltet, nichts gesehen oder wenigstens keine Eindrücke behalten, er hat nur „jodeln“ gehört.

Zu diesen enthusiastischen Ausbrüchen des Dublerei-Ideologen schweigt sein dritter Gefährte, der mehr für materielle Genüsse schwärmt und in „landesüblichen Delicatessen“ seine Reiseerfahrungen macht. Er ist tagsüber wortkarg und erkundigt sich bei den Conducteurs nur um die „Haltestellen“ und was es da an Würsten zc. besonders gäbe. Remmelbach mit seinen ausgezeichneten Mayer'schen „Frankfurtern“ war ihm stets ein Lieblingsstation und er freut sich schon im Schmelzer Westbahnhofe im Voraus des ersten Paares, das seine Vergnügungstreife schön inaugurriren soll. Auch Dir, freundlicher Leser, munden diese köstlichen Producte der raffinirtesten Würstfabrikation? Nun, kommst Du auf seiner Retourfahrt an die Seite des begeisterten Würstforschers, so sei überzeugt, daß er Dich mit grünlichsten Nachrichten von seinen Erlebnissen genügend versorgt, und Du hast Gelegenheit, den Unterschied zwischen den „Weißwürsten“ im Salzburger Stieglkeller, den „grünen Würsteln“ beim Innsbruder „Bierwastel“, den „Bockwürsten“ im Münchener Hofbräuergarten und den geräucherten Selchwürsteln in Traunstein kennen zu lernen. Der eifrige Berichterstatter kam diesmal weit herum, aber von einer Glyptothek, Pinakothek, einem Antikensaal, Landes-Museum, einer National-Galerie und wie das Zeug sich Alles benennt, mit dessen Besichtigung man nicht fertig würde, hörst Du kein Sterbenswörtlein; wenn Dir aber der Mann sagt, daß das Bier beim Spaten und beim Eberl und der Schomlauer beim Lentzsch in München gut sei, daß man im Augustiner Bräuerei, sowie beim Sternbräuerei in Salzburg vortreffliches Märzen, bei Lektorem auch noch exquisiten Spießbraten bekäme, daß das Zipfer diesmal gerathen und das Kreuthner Bier in Bozen auch nicht zu verachten sei, so kannst Du ihm unbedingt glauben

und vertrauen, denn der Zeuge hat Alles gewissenhaft erprobt. Mehr fordern von ihm nicht zu erfahren.

„Gut essen und trinken“ ist auch kein leerer Wahn, ergänzt der Vierte und kommt auf das Tapet der besten Einkehrwirtshäuser. Der Mann ist dankbaren Gemüthes und er bewahrt treu im Gedächtnisse die Namen der todtten und lebenden Wohlthäter, wie er sie ganz richtig titulirt, in deren gastlichen Herbergen es ihm zur vollsten Zufriedenheit ergangen. Wie glänzen seine Augen, wenn er der edlen Pötsbacher in Loser, der wackeren Tiefenbrunner in Ritzbüchel, der unermüdblichen Emma in Niederndorf, der rührigen Flunger in Innsbruck gedenkt, wenn er von der aufmerksamen Bedienung des Hoteliers Desterreicher in Trient und des Posthalters Neuner in Mittenwalb, wo man an beiden Orten wie im Elternhause aufgehoben, spricht, und welch' lobenswerthe Züge in Zusammenstellung der Menu's weiß er von einzelnen Bahnhof-Restaurationen, wie z. B. jenen in Linz, Innsbruck, Graz zc. zu erzählen, was man hier und dort für einen Gulden Alles bekäme, wie die ambulanten Dejeuners und Diners, mit denen man in Triebau begonnen, bald ihre vernünftigen Nachahmer gefunden, und daß die Zeit nun so ziemlich um sei, wo man sich fürchten mußte, irgendwo ein belegtes Schinkenbrod zu essen. Der Glückliche hat ebenfalls keine anderen Wahrnehmungen gemacht, als die vorcirtirten, dann, daß es vortheilhafter sei, auf dem Rigikulm „table d'hote“ statt „à la carte“ zu speisen, und man in Triest in den Ofterien klug thue, die Fische sich selbst auszufuchen. Mit diesem Gesprächsstoffe reicht der touristische Gourmand von Aoricourt bis Wien aus, und da er nebenbei noch geheimer Amateur von „Nationalgerichten“ ist, es liebt, den Dreifchern, Holz knechten und Salzarbeitern bei ihren

Mahlzeiten „kostend“ zu assistiren, so weiß er auch in solchen exclusiven gastronomischen Fächern Bescheid und kann Dir außerdem verrathen, daß die „Strauben“ beim Lukas Hansl in der Ferleiten, die „Schwarzreuter“ beim Gosauer Schmied, die „Lebernickl“ bei Jopp in Goisern, die „Hasenöhrl“ in Abtenau am besten bereitet werden, daß in Golling ein Steinklopfer ihm Mehlnocken, die er in einem Strahentessel abgeschmalzen, vorgelegt habe, die alles Aehnliche, das er im Binnzgau, Lungau und Pongau gefunden, wo doch die Mehlnocken zu Hause, weitaus in den Hintergrund drängen. Dir schwindelt bei dieser bunten Nomenclatur und Du bekommst Magendrücken, indem Du im Geiste an das Verdauen dieses gebratenen, gebadenen und gesottenen „Raschernats“ denkst? Der Eckplauderer ist ja noch nicht fertig mit seinen Mittheilungen! Nun folgen erst die „weltberühmten“ Specialisten: Seeauer in Hallstadt, Schramml am Grundlsee mit ihren Forellen, Bartholomä auf dem Königssee mit seinem Gernsbraten, Weissenbach am Attersee mit in Unterach geräuchertem Bachs u. s. w., all' das kennt er aus eigener Erfahrung. Der Mensch muß eben mit Nutzen reisen.

So reitet denn Jeder sein Stedenpferd und hat Jeder seine specielle Inclination. Sei sie ihm ungestört belassen, aber schone man die „Andersgläubigen.“ Doch das geht wie eine Windmühlklapper, ohne Raft, ohne Ruh, ohne Rücksicht auf die Geduld und Ausdauer des für die Sache völlig uninteressirten aber gezwungenen Zuhörers: das platteste Geträttsche, leer und inhaltslos, nichts als die Bekenntnisse einer Frefferseele. Und solche Leute kommen von den romantischsten, idyllischsten oder grandiosen Zielpunkten ihres Ausfluges und können nur bestätigen, daß das Sternchen „\*“ im Bäckler beim Ramfauer oder Straubinger oder Moser

oder bei der Scholastika oder bei der Krone, bei der Sonne, beim Mohren, beim Kreuz, beim Adler, beim Hirschen, beim Ochsen, beim Lamm, beim Luchsen, beim Roß, beim Schaf, beim Bären, beim Elefanten zc., ein verbientes sei, denn an den bezeichneten Orten, wäre es „wirklich gut!“

Man nickt zu dem Geplauder gleichgiltig mit dem Kopfe und schaut zum Fenster hinaus. Die Bergkoloße fliegen wie Gespensterriesen vorüber. Dieser Anblick löst einem Andern die Zunge, um dessen Mundwinkel es schon längst gezuckt, und der sichtlich etwas auf dem Herzen hatte. Nun entwickelt sich der hartnäckige Schweiger plötzlich als hitziger Redner, er spricht von der Zwieselalm die prächtigste Aussicht sei; er hätte die Schmittenhöhe und die Gütteneckeralm auch besucht, aber über die Zwieselalm gebe es nichts, über die Zwieselalm lasse er nichts kommen, auf der Zwieselalm fände er Alles, was eine Aussicht lohnend mache, zudem sei der Aufstieg auf die Zwieselalm ein viel mühseliger und deshalb könne er die Zwieselalm Jedermann anempfehlen, und ist es geradezu unbegreiflich, daß die Zwieselalm von Vielen gar nicht gekannt sei, während eben die Zwieselalm jene Vorzüge in sich vereine, die auf anderen Aussichtspunkten nur einzeln zu finden. Zeugen wolle er übrigens nicht, daß vielleicht hier und dort, namentlich in der Gletscherwelt, möglicherweise Stellen zu treffen, wo der Ausblick ein großartiger sei, trotzdem wäre ihm die Zwieselalm unvergesslich, und wenn er im nächsten Jahre Zeit habe, sei sein Erstes, wieder auf die Zwieselalm zu steigen. „Ach, die Zwieselalm! Nichts Schöneres auf der Welt!“ ruft mit Emphase der Glückliche. „Kennen Sie die Zwieselalm? Waren Sie schon auf der Zwieselalm?“ fragt er weiter. Ich antworte kurz: „Ja wohl!“ erhebe mich und trame in meinem Roffer nach einer Lectüre. „Ist das

etwas über die Zwieselalm?“ „Nein!“ „Schade, ich dachte, es wäre über die Zwieselalm. Hätte gerne Ginges gelesen über die Zwieselalm! Wunderbar, diese Zwieselalm!“ Und so fort, mit Grazie in's Unendliche. Sie werden nicht fertig, diese Leute, wenn sie sich einmal eines Stoffes, resp. eines „Gedankens“ bemächtigen. Ein Räthsel im ewigen Einerlei!

Da ist doch jener Mann dagegen fast küßenswerth, der in Loosdorf ein- und in Seefirchen ausstieg und während der ganzen Fahrt nur in der Nähe Timmellam's zu der Bemerkung sich hinreißen ließ: „*S' R d r n d l steht heuer schön!*“ Wie dankte ich dem Herrn im Stillen für diese Wortökonomie des hiebereien Landökonomen, der ich nachmals von den contrastirendsten Exemplaren viel zu leiden hatte, namentlich, als ich im Dolomitenrayon mit einem passionirten Geo- und Mineralogen zusammentraf, einen vollen Tag mit und neben ihm zu wandern das Geschick hatte und ich, stumm wie ein Fisch, seinen Explicationen von: „Rautenspath, Nergel, Chloritschiefer, Breccit zc.“ horchen und außerdem einen Curfus über „Glimmer, Gneiß, Hornblende, Trachyt, Kalk, Magnesia“ u. s. w. bestehen mußte. Beim Brennerbad trennten wir uns und ich schüttelte ihm gerührt die Hand — aufathmend — als sich schon wieder ein anderer Fremdling zu mir gesellte, der sich anfänglich recht harmlos hielt, bald aber — es fiel das Wort „Brennersee“ — als der wüthendste „Seefez“ sich erwies, der alle Seen der Schweiz, Tirol's, Kärnten's, Krain's, Baiern's und des Salzkammergut's abgelaufen oder vielmehr abgerudert, das Flächenmaß jedes Einzelnen auswendig wußte, die Farbe und Figuration beschreiben konnte und eben daran war, auch den Plattensee kennen zu lernen, denn einen ungarischen See habe er noch nicht gesehen und er schwärme nur für Seen. Natürlich rieth ich ihm

die Reise dringend an und empfahl mich bei der ersten Straßentheilung.

Wohin nun? Allesins, nur befreit von dem Wortgetöse, Wortgeplätscher eines Special-Enthusiasten, der sich aus dem ungeheuren Samarium der Lebensgenüsse und Lebensfreuden ein Blättchen, ein Zweiglein ausgesucht, für die Mehrheit und die Gesamtheit blind ist und nur Sinn und Auge für das Nebensächliche behalten, das ihm aber in seiner Herzensneigung zur Hauptsache geworden.

So entsteht der „Fex“, der allerdings nur belächelt zu werden verdient, den jedoch der Erfahrene vorsichtig meidet und flieht, da er in unaufhörlicher Anpreisung und Vertheidigung seiner (manchmal sogar unbegreiflichen) Liebhaberei für die übrige Menschheit zur verübelsten Folter werden kann. Ich lasse meinestwegen den „Aussichtsfex“ gelten, auch noch den „Klammfex“, wenn er von den Wildnissen und Schauerlichkeiten der Seisenberger-, Riechtenstein-, Schwarzenberg-, Kettenbachklamm u. s. w. die farbenreichsten und grotesksten Bilder entwirft, habe vor Jahren selbst einen Tunnelfex zu finden das barocke Vergnügen gehabt, der sich fast heifer rebete in Detaillirung säumlicher Längen, Höhen, Durchmesser und sonstigen Baueigenthümlichkeiten all' jener Tunnels, die er schon durchfahren, der den Mont Genis-Tunnel für die erhabenste Menschenleistung erklärte und den Schöpfer bat, ihn nur noch die Vollenbung des Gotthard-Tunnels erleben zu lassen. Heil dem Genügsamen, wenn es ihm gelungen! Ich habe dem Tunnelfanatiker die paar Stunden längst verzeihen, die ich seinen meterreichen Erörterungen damals widmen mußte, aber das Ungeheuerlichste erwartete mich erst heuer, als ich im bairischen Weilheim mit Oberammergau-Reisenden zusammentraf und den „Anschlußfex“ kennen lernte.

Ein „Anschlußfex“ Ist es zu glauben? Mein Ehrenwort! Er sah in Person an unserem Tische und später als Fahrttheilnehmer im Postwagen. Der Wundermann hatte nicht nur den Waldheim'schen Conducteur, er hatte auch den dickleibigeren Gentschel'schen Courier im Kopfe, er wußte alle Winter- und Sommer-, so wie die Interims-Fahrordnungen auswendig, er kannte die Post-, die Personen-, die Schnell- und die gemischten Züge und warnte unaufhörlich vor gewissen Stationen, in denen keiner oder ein später „Anschluß“ sei. Von Kiel bis Palermo, von Cherbourg bis Mehadia war er im Stande, Bescheid und Auskunft zu geben. Wenigstens war er mit seinen Rathschlägen nach allen Seiten flugs zur Hand, als die kleine Gruppe zusammengewürfelter Reisender von ihren Plänen nach Beendigung der Oberammergauer Expedition sprach. Der Eine mußte nach Hamburg, der Zweite wollte nach Rom, der Dritte nach Paris, der Vierte Wien und der Fünfte Genf besuchen. Das war der Moment, wo der Herrliche in seinem vollen Lichte glänzen konnte. Da gab es in Magdeburg und in Florenz, in Straßburg, in Simbach und in Constanz Züge, die man zu vermeiden hatte, wollte man den „Anschluß“ erreichen, ansonst man hier eine halbe Nacht, dort einen ganzen Vormittag auf dem Bahnhofe „ver sitzen“ müsse, um den nächsten „Anschluß“ zu erwarten. Ich war starr vor Staunen und fragte den Gedächtniskünstler, ob er vielleicht ein höherer Eisenbahnbeamter, ein Generalbevollmächtigter des internationalen Bahnvereines sei, worauf der Räthselhafte erwiderte: „Nein, ich bin Privatier und reise zu meinem Vergnügen, ich reise viel und reise gerne, und reise seit Jahren in die Kreuz und Quer und überhaupt in der Welt herum, da ich Zeit — und dem Himmel sei Dank! die Mittel dazu habe. Und da ist es nun meine

Passion, die „Anschlüsse“ zu studiren, d. h. jene Züge, mindestens auf den Haupttrouten, für welche regelmässige „Anschlüsse“ bestehen, also fahrplanmässig normirt sind. Leider spottet der Zufall oft den genauesten Berechnungen und gibt es namentlich einige ausländische Bahnen (er nannte sie auch) bei denen Verspätungen gar zu häufig eintreten, von einem richtigen „Anschlusse“ demnach sodann keine Rede sein kann. Wo aber richtige „Anschlüsse“ zu benützen sind, möge man sie benützen, denn Zeit gewonnen, Alles gewonnen, selbst bei „Vergnügungstouren!“ Ich verneigte mich, thatsächlich ergriffen von der Größe der Aufgabe, die sich dieser Mann gestellt. Er reist also „zum Vergnügen!“ Vielleicht aber doch nur der combinirbaren „Anschlüsse“ wegen? Deren Kenntniß ist wohl von unbefrittener Wichtigkeit, aber ich glaube, sie war auch seine einzige, denn weiter wußte er von der „Welt“, die er gesehen, nichts zu erzählen und überhaupt nichts zu sprechen. Der leidhaste „Anschlusser!“

Ah, weshalb, warum, wozu und — wie reisen doch so Viele, die es angeblich nur des Vergnügens und der Erholung wegen thun! Ich zeigte bei Einigen, worin ihr eigentliches „Vergnügen“ besteht, und was der wirkliche Endzweck ihrer Rundtouren ist. Das Register dieser Sonderlinge ist nicht complet und ich könnte noch Duzende solcher „Specialisten“ vorführen, fürchtete ich nicht, den theuern Leser zu ermüden. Was für närrische Käuze sind nur allein die „Sammler“, die, ohne es sich zu gestehen, doch nur im Interesse ihrer Lieblingsneigungen ihr häusliches Nest verlassen und irgendwo ein „Stück“ zu acquiriren hoffen, das eine Zierde ihres Faches und der bezüglichen Schublade sein könnte. Diese Opfer

ihrer Leidenschaft genießen im Grunde genommen ebenfalls blutwenig von all' ihren oft umständlichsten Ausflügen, sie spähen nur nach den erträumten Karikaturen und Kostbarkeiten, wählen, während ihr Gefährte als enragirter „Kunstfreund“, im Schweiße gebadet, die Galerien durchläuft, im alten Gerassel und Geräusch, in Kellern und Dachböden und bei sämtlichen Trödlern und kommen nach sechs Wochen heim, ohne etwas anderes gesehen zu haben, als eben den rostigen Plunder und wurmfressige Schartelen.

Und 's ist doch so schön und von so überwältigender Erhabenheit, was dem Schauenden, dem Sinnenden und Empfindenden die gütige „Natur“ zu bieten hat! Aber da traf ich einst Einen auf dem Wiener Schneeberg, der 43 Mal ihn erkriegen, weil — beim Baumgartner der beste Kaiserschmarn zu finden und es sich so angenehm — schlafen lasse, wenn nicht das verdammte Getrappel der Frühauflöser dazwischen kommt. Dieses Faible war mir neu, aber ich sollte noch eines Besseren belehrt werden. Ich fand nun im Kammergut einen jungen, lebenswürdigen, „studirten“ Mann von etlichen zwanzig Jahren, aus distinguirtester Familie, der reist, nach eigenem Geständnisse, ebenfalls nur um sich — auszuschlafen! Zu Hause weckt ihn die „Mama“ manchmal schon um neun Uhr Vormittags, ist er auf Reisen, kann er gemächlich und gemütlich bis 10 und 11 Uhr im Bette bleiben.

Draußen ist goldiger Sonnenschein und würziger Blumenduft, der tiefblaue Spiegel des See's erglänzt, zwischen den Schroffen der Felsen schimmern in blendender Weiße die Schneefelder, die Vögel jubiliren auf den Bäumen — der Edle aber schnarcht drinnen unter der doppelten Wolldecke. O Gott! Ihr Götter! . . .

## Die Gefahren der See.

Von J. Werner.

Gewiß schwebt ein Hauch düstiger Poesie über dem Meere! Den Einwirkungen seiner erhabenen Majestät — möge sich dieselbe in gewaltigem Sturmessbrausen offenbaren oder im lieblichen Frieden der Natur, wenn die Strahlen der Sonne sich in den tiefblauen Schooß der von keinem Windhauch getrübbten Spiegelfläche des Oceans senken — diesen Einwirkungen vermag sich auch das Gemüth des ungebildeten Matrosen nicht zu entziehen und er fühlt sich dann der Gottheit näher — aber trotzdem gibt es wohl keinen Beruf, der mehr von Gefahren aller Art bedroht wäre, der mit mehr Recht ein beständiger harter Kampf um das Dasein genannt werden könnte, als der des Seemanns.

Auf seinem schwankenden Schiffe trennt den Seemann nur eine schmale Planke von dem offenen Grabe, das neben ihm gähnt, und Niemandem tritt das memento mori so beständig und in so vielfacher Gestalt entgegen wie ihm. Ein einziger Fehltritt in der Takelage, und er liegt mit zerschmetterten Gliedern auf dem Verdeck oder ist von den dunkeln Fluthen verschlungen, die wogend über seinem Haupte zusammenhängen.

Mag sein Fahrzeug noch so stark und kräftig erbaut, mag es von den tüchtigsten Männern geführt und bemant sein, mag es bei dem schönsten Wetter und linder Brise in scheinbar völliger Sicherheit sich auf den Wellen wiegen — wo ist die Gewißheit, daß nicht schon in der nächsten Stunde der stolze Bau mit allem Lebenden, das er trägt, der Vernichtung anheimfällt?

Ein plötzlicher Nebel senkt sich herab; des Himmels Blau verschwin-

det und mit ihm der Sonne Licht. Eine graue Wolkendecke hüllt das Schiff in einen undurchdringlichen Schleier und legt sich feucht und kalt auf die Seelen der Menschen. Vorsichtig werden Segel geborgen oder die Maschinen in langsameren Gang gesetzt, um die Fahrt zu hemmen; Nebelhorn und Glocke geben Warnungszeichen und Aller Augen suchen das umgebende Dunkel zu durchbringen, um rechtzeitig dem Gegensegler auszuweichen — da taucht plötzlich in unmittelbarer Nähe ein gespenstiges Wesen riesengroß aus dem Nebel auf.

„Ein Schiff, ein Schiff!“ rufen Hunderte von Stimmen zugleich und „Auf mit dem Ruder!“ ertönt im selben Augenblicke das Commando, um durch schnelle Wendung dem drohenden Unheile zu entgehen — doch wehe den Unglücklichen, es ist bereits zu spät!

Ein dumpfes Krachen erfolgt; es splintern Masten und Maaen, der Bug des fremden Seglers bricht in die Flanken des verkehrten Schiffes eine gewaltige Oeffnung und brausend bringen die Wasser in sie ein.

Ein Schrei der Verzweiflung ringt sich zum Himmel empor — dann wird es still, und die graue Wolkendecke weht sich zum Leichentuch von Hunderten, die der erbarmungslose Ocean aus dem blühenden Leben riß, um sie zu den vielen Tausenden zu betten, deren Gebeine zwischen Muscheln und Corallen auf seinem Grunde bleichen.

Lassen Sie mich Ihnen ein anderes Schiff vorführen. Es hat die Heimat verlassen, um im fernen Indien die Schätze des Handels und der Industrie auszutauschen und eine größere Zahl Passagiere ist auf ihm eingeschifft. Es

trägt eine kostbare Ladung; schon Monate lang ist es unterwegs und hat Tausende von Meilen zurückgelegt. Das Glück scheint sich an seine Fersen geheftet zu haben; ununterbrochen war es von Wind und Wellen begünstigt. Kein Sturm, kein Nebel hat es aufgehalten, mit außergewöhnlich schneller Fahrt ist es seinem Ziele zugeflogen und wird es voraussichtlich in wenigen Wochen erreicht haben.

Der Pyramidenbau seiner Segel ragt schlanke und grazios in die Lüfte empor; der milde Hauch des Passatwindes schwellt sie in hauchiger Rundung und ihre schneeige Fläche hebt sich leuchtend gegen das tiefblaue Firmament ab. Der scharfe Kiel theilt wie ein Messer die durchsichtigen Wellen und perlender Silberschaum krönt ihre Häupter. Leise rauschen sie an Bug und Seiten des Schiffes hinauf und mit sanftem Schwanken zieht der Segler durch sie dahin.

Goldenes Sonnenlicht, Leben und Frohsinn überall — da droben im wolkenlosen Aether, hier unten auf der Azurfläche des wallenden Meeres und auch in den Herzen der Menschen, die heiter mit einander plaudern und scherzen und sich vertrauensvoll in der Hoffnung wiegen, nun bald den ersehnten Hafen zu erreichen.

Da unterbricht die friedliche Stille auf einmal ein Schredenstuf, furchtbar genug schon auf dem Lande, weit furchtbarer noch auf See!

„Feuer!“ gellt es in die Ohren der nichtsahnenden Besatzung und eine dicke Rauchsäule quillt Unheil verkündend aus der hintern Luke hervor. Sie wirbelt schwarze Wolken in die Luft und verdeckt die strahlende Sonne, die nur noch hier und dort wie ein blutrother Ball durch sie leuchtet.

Einen Augenblick hält der Schreck Alle gebannt — dann bringt das von Erregung freie und klare Commando des Capitäns wieder Alles in das Gleichgewicht und ein Jeder eilt blitzschnell auf den ihm angewiesenen Po-

sten, um den grausamsten aller Feinde zu bekämpfen und um das eigene Leben mit ihm zu ringen.

Die Segel werden fortgenommen, um das Schiff am Winde liegend zum Stillstande zu bringen und das Feuer vom Bordertheile des Schiffes abzuhalten. Mannschaften und Passagiere besetzen die Spritzen und bilden Ketten mit Eimern und andern Gefäßen. Bald ergießen sich strömende Wassermassen von allen Seiten auf den Herd des Feuers und was Menschen vermögen, das geschieht.

Sie arbeiten mit verdoppelter Kraft, doch schon nach wenigen Minuten brängt sich ihnen die vernichtende Ueberzeugung auf, daß Alles vergebens ist. Das Feuer ist in der Spirituskammer ausgebrochen. Dampf tönen die Explosionen der Fässer herauf. Ihr Inhalt gibt dem verderblichen Elemente immer neue Nahrung und mit rasender Geschwindigkeit strömt die flüssige Blut durch das ganze Schiff.

Sie entzündet überall die leicht brennbare Ladung und nur zu bald dringen Rauchwolken auch aus den übrigen Luken, gefolgt von lodenden Flammen. Wie feurige Schlangen züngeln sie am Latelwerk empor, höher und höher bis zu den Spitzen der Masten; ihr sengender Athem verzehrt Tauen, Segel und Holz, und das ganze Schiff ist damit unrettbar dem Verderben geweiht.

Der Capitän sieht, daß Alles verloren ist. „In die Boote!“ befiehlt er; sie bilden das letzte Heil und keine Zeit ist mehr zu verlieren, denn eines von ihnen ist bereits vom Feuer ergriffen und nur noch drei sind unverfehrt.

Es gelingt sie zu Wasser zu lassen. Frauen und Kinder werden zuerst hinein gebracht; mit ruhiger Energie leitet der Capitän das Ganze, er bewahrt Ordnung und Disciplin bis zum letzten Augenblicke und verläßt selbst als Letzter das Schiff. Doch bevor noch sein Boot aus dem Bereiche

des Schiffes kommt, da stürzt eine schwere, brennende Kaa aus der Höhe auf ersteres herab. Die beiden andern Fahrzeuge eilen sofort zu Hilfe — aber nur Trümmer schwimmen auf der Fläche. Die Menschen, mit ihnen der Capitän und sämtliche Frauen und Kinder, sind zerschmettert in die unergründliche Tiefe gesunken.

Das Schiff brennt bis zur Wasserlinie nieder — dann stützen die Bogen brausend und zischend herbei; sie verlöschen die Flammen und wölben ein dunkles Grab über dem verkohlten Rumpfe. Die Sonne strahlt wieder goldig herab vom blauen Himmel, eine weiße Dampf Wolke zerfließt in der Luft, und mit ihr verschwindet die letzte Spur des traurigen Opfers.

Die letzte? Leider nein; die Tragödie hat noch ein grauerregendes Nachspiel.

Mit starrem Blick sehen die Ueberlebenden das Schiff versinken, dann denken sie an sich selbst — aber welchem Gesichte gehen sie entgegen? Mit achtzig Menschen in zwei gebrechlichen Booten zusammengedrängt, die bei bewegter See ihre Last mit Sicherheit nicht zu tragen vermögen, Hunderte von Meilen vom nächsten Lande entfernt, ohne einen Bissen Brod, ohne einen Tropfen Wasser! Oh wären die Unglücklichen doch mit hinabgesunken und begraben in den Wellen, wie viel günstiger hätte sich ihr Loos gestaltet!

Stumme Verzweiflung bemächtigt sich der Verlassenen, doch die Liebe zum Leben überwiegt und sie ist so stark, daß sie den Versuch machen, das nächste Land zu erreichen. Mit Gewalt weisen sie den Gedanken von sich ab, daß dieser Versuch scheitern muß, scheitern an der Entfernung, scheitern an der schwindenden Kraft. Sie greifen zu den Rudern — Segel sind nicht im Boot, es fehlt die Zeit, um sie mitzunehmen — sie arbeiten in Ablösungen, doch schon nach wenigen Stunden sind die Muskeln erschlafft.

„Wasser, Wasser!“ seufzen sie; die lechzende Zunge klebt am Gaumen und die brennende Sonne verbort das Mark in den Gebeinen.

Ein Tag ist verstrichen. Langsam und bleischwer schleicht die Zeit dahin. Es wird zum zweiten Male Abend, aber er bringt keine Hilfe. Das Rudern ist längst aufgegeben; es mangelt die Kraft und die Boote schwanzen, sich selbst überlassen, steuerlos auf der öden weglosen Meeresfläche. Ein Windstoß kommt daher gebraust und trennt in der Nacht die beiden Fahrzeuge. Von dem einen, mit 42 Seelen an Bord hat man nie etwas vernommen; vielleicht hat eine Woge Erbarmen geübt und ihm bald in ihrem Schooße ein Grab bereitet.

Das zweite schwimmt einsam weiter auf den rauschenden Wellen. Wieder und wieder taucht die Sonne aus dem Meere empor, um glühend heiß herniederzubrennen und nach vollendetem Kreislauf sich wieder hinabzusenken in die blaue Fluth.

„Wasser, Wasser!“ röcheln die Sterbenden, und der Tod hält furchtbare Ernte.

„Wasser, Wasser!“ tönt es heiser aus dem Munde der Wahnsinnigen, und sie stürzen sich in das Meer, um ihren Durst zu löschen — für ewig!

Der sechste Tag bricht an. Von neununddreißig sind noch acht übrig geblieben. Ein matter Hoffnungschein leuchtet eine Zeit lang in dem glanzlosen Auge der Schiffbrüchigen auf. Im Dämmerlicht des Tagesgrauens kommt ein Schiff in Sicht; nur wenige Hundert Schritte entfernt zieht es an ihnen vorüber, doch es ist noch zu dunkel. Das Boot wird von dem Fremden nicht gesehen, ungehört verhallen die schwachen Rufe der unglücklichen Insassen im Brausen des Windes und der Wellen, und wiederum sind sie allein auf dem weiten Meere.

Der siebente Tag ist gekommen. Abermals hat der Wahnsinn drei der kleinen Schaar erfaßt — sie haben



Seewasser getrunken. Die übrigen fünf fristen ihr Leben durch die Lobten, sie trinken ihr Blut, sie essen ihr Fleisch.

Am achten Tage hat endlich Gott Erbarmen; ein Schiff bringt Rettung und nimmt die Ueberlebenden auf. Sie werden mit aller Sorgfalt und Pflege umgeben, doch nur drei genesen, die beiden andern erliegen den ausgekauften übermenschlichen Leiden.

Was ich hier vorgeführt habe, ist nicht etwa ein Gebilde der Phantasie, sondern nur eine der vielen traurigen Thatfachen, aus denen sich die Lebensgeschichte der Schifffahrt zusammensetzt, und das Erzählte steht noch hinter der Wirklichkeit zurück.

Ein Tagebuch schildert diesen furchtbaren Fall. Es wurde von dem zweiten Steuermann des englischen Schiffes „Cospatrick“ geführt, das am 19. November 1874 im indischen Ocean verbrannte. Der Steuermann war einer der drei Geretteten und hatte die Notizen während der grauenvollen Bootfahrt niedergeschrieben. Sie enthalten nur wenige einfache Worte, aber wie unendlich Vieles, wie unendlich Schreckliches berichten sie trotzdem. Gestatten Sie, daß ich ihren erschütternden Inhalt hier wörtlich mittheile.

Donnerstag den 19. November. Feuer im Schiff, flüchteten in die Boote und blieben beim brennenden Schiffe, bis es sank.

Freitag. Schönes Wetter, nichts in Sicht. Die Leute verlangen nach Wasser. Abends 9 Uhr verloren in einer Bö das andere Boot aus den Augen.

Samstags. Schlimmes Wetter, hohe See.

Schwere See, drei Mann starben.

Montag. Sturm, schwere See; fünf Tode. Zerschnitten zwei derselben wegen des Blutes und der Leber.

Dienstag. Sturm, vier Mann todt.

Mittwoch. Leichte Brise, furchtbare Hitze. Viel Tode; wir sind noch acht, davon drei wahnsinnig.

Damit schließt das Tagebuch. Am 26. war der Steuermann zu elend, um zu schreiben, am 27. erschien das rettende Schiff „the British Sceptre“.

Ein anderer Feind des Seemanns, wenn auch freilich nicht immer so mit-leidslos und grausam wie das Feuer, ist der Sturm. Wenn das Schiff gut und fest gebaut ist und sich in freiem Wasser befindet, ohne die Küste oder Untiefen in der Nähe, so ist nicht so viel von ihm zu fürchten. Wohl be-darf es für den Seemann immer star-ken Muthes, sachmännischer Tüchtig-keit und ausdauernder schwerer Arbeit, um den Sturm zu besiegen, doch ge-lingt dies in den meisten Fällen, wenn der Sieger auch mehr oder minder stark verlegt aus dem Kampfe hervor-geht und einzelne Menschenleben ihm zum Opfer fallen.

Man sollte es oft kaum für mög-lich halten, daß ein Schiff den ent-fesselten Gewalten der Elemente wider-stehen könnte, und doch ist es die Re-gel, wenigstens bei den gewöhnlichen Stürmen, wie man sie allgemein kennt.

Allerdings gibt es auch Stürme, von deren Macht und Wuth sich Nie-mand, auch nicht der erfahrene See-mann eine Vorstellung machen kann, wenn er sie nicht selbst erlebt hat, und deren Beschreibung bisweilen un-gläubigem Lächeln begegnet. Wie un-wahrscheinlich klingt es z. B., daß ein solcher Sturm aus einer Land-Bat-terie mehrere 24-Pfünder-Kanonen auf-nimmt und sie Hunderte von Schritten weit durch die Lüfte mit sich führt, oder daß er aus den größten und stärksten Kriegsschiffen die durch mehr als zwanzig armbide Drahttaue ge-stützten Masten geradezu herausweht und sie abknickt wie ein schwaches Rohr! Und doch hat man es hier nur mit Thatfachen zu thun, die sich in ähnlicher Art mehrfach wiederholt haben.

Glücklicher Weise beschränken sich solche außergewöhnliche Phänomene auf eine verhältnißmäßig kleine Zone des Erdkreises, auf West-Indien, die

Ostasiatischen Gewässer und einen Theil des Indischen und Stillen Oceans, wo man sie als Orkane und Tefune bezeichnet, während sie in unseren Gewässern nicht vorkommen.

Was ihnen einen besonders gefährlichen Charakter für die Schifffahrt verleiht, ist nicht sowohl ihre directe Gewalt, als ihre drehende Bewegung, in Folge deren man sie auch Wirbelstürme oder Cyclone nennt.

Um ein Centrum, von dessen Beschaffenheit der Late das verständliche Bild durch den Anblick einer der häufig auf dem Lande vorkommenden Windhosen erhält, und innerhalb dessen ein außerordentlich niedriger Luftdruck herrscht, kreisen die Winde, indem sie zum Ausgleich von allen Seiten darauf hinströmen und an Intensität zunehmen, je mehr sie sich dem Centrum nähern, während in demselben, das mehrere Meilen Durchmesser haben und ebenso hoch sein kann, verhältnismäßige Windstille ist.

In Folge dieser abnormen Zustände wird in der Nähe des Centrum eine furchtbare See ohne alle Regelmäßigkeit aufgewühlt. Sie thürmt sich zu kolossalen Bergen mit steilen Wänden und gerade diese werden in Verbindung mit ihrer Regellosigkeit den Schiffen verderblich. Bei gewöhnlichen Stürmen laufen die Wellen alle in derselben Richtung und wenn sie auch noch so hoch sind, so kann man sie in den meisten Fällen doch für das Schiff unschädlich machen. Man legt letzteres unter kleinen Sturmsegeln an den Wind, wodurch die Wellen etwas schräg von vorn gegen das Schiff drängen. Dieses wird dann vom Winde langsam seitwärts abgetrieben, glättet mit seinem Rumpfe das Wasser an seiner Windseite, und an dieser glatten Fläche zertheilen sich die anstürmenden Wellen, ehe sie das Schiff bedrohen können. Denselben Zweck suchten schon die alten Phöniciere und Griechen dadurch zu erreichen, daß sie Del an der Windseite in das Meer gossen, das sich

mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf dem Wasser ausbreitet und dadurch ebenfalls eine glatte Fläche schafft.

Kommen dagegen solche Brecher, wie die Seeleute sie nennen, bald aus dieser, bald aus jener Richtung, so vermag sich das Schiff nicht dagegen zu schützen und kann durch eine solcher Sturzseen erdrückt werden.

Bis vor 25 Jahren kannte man die Natur dieser Wirbelstürme noch nicht und sie forderten deshalb sehr viele Opfer. Jetzt hat man, Dank unserem großen Physiker Dove und Anderen, die Gesetze ergründet, denen sie unterworfen sind, und sie haben dadurch, wenigstens für die Seeleute civilisirter Nationen, die diese Gesetze studiren, viel von ihrer Gefährlichkeit verloren. Für die in vieltausendjähriger Tradition erstarreten und jeder Neuerung unzugänglichen Chinesen werden sie jedoch auch jetzt noch oft verhängnißvoll. In den letzten Jahren ist es vorgekommen, daß in einem Tefune 800 chinesische Dschunken verloren gingen und damit nahe an 10000 Menschen ihr Leben einbüßten.

Das Centrum eines Cyclons dreht sich nördlich vom Aequator, unmittelbar von rechts nach links, d. h. gegen den Zeiger einer Uhr und südlich mit demselben, also von links nach rechts, und die herbeiströmenden Winde wehen tangential auf den wirbelnden Mittelpunkt, der sich seinerseits mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit fortschreitend bewegt.

Aus dieser Gesetzmäßigkeit kann der Seemann zunächst durch die Windrichtung feststellen, in welcher Gegend er das Centrum zu suchen hat, und sodann in Verbindung mit Beobachtung des Barometers wissen, ob jenes sich ihm nähert oder sich entfernt, je nachdem das Quecksilber fällt oder steigt und sich die Richtung des Windes hierhin oder dorthin ändert.

Diese Daten setzen ihn dann meistens in den Stand, durch Aenderung des Courses dem Cyclon auszuweichen

oder wenigstens die unheilbringende Nähe des Centrums zu vermeiden. Immer gelingt dies freilich nicht; oft treten die Nähe von Land oder andere Umstände hindern dazwischen, und wenn der Mittelpunkt eines schweren Cyclons auch nur in der Entfernung von 8—10 Meilen an einem Schiffe vorüberzieht, so kann es Gott danken, wenn es nur mit dem Verlust der Masten davonkommt.

Der Seemann erlebt Hunderte von Stürmen. Wenn er ein gutes Schiff unter den Füßen und freien Seeraum hat, so sechten sie ihn wenig an, obwohl sie ihm andererseits kein besonderes Vergnügen gewähren, aber an einem Wirbelsturme der obigen Art hat er für sein ganzes Leben genug, und der Gedanke, noch einen zweiten durchzumachen, erfüllt ihn mit Schauern. Der Aufruhr in der Natur ist ein so gewaltiger, daß er den Muthigsten erzittern läßt.

Der Himmel bezieht sich mit bleifarbigem Grau. Anfänglich schimmert noch bleich und strahlenlos die Sonnenscheibe hindurch; doch bald verschwindet sie und die Wolkendecke wird dichter. Am Horizont in der Richtung des Centrums ballen sich schwere Wolken. Wie starre Gebirgsmassen lagern sie dort, und ihre rostbraun gefärbten Kuppen grenzen sich scharf gegen den übrigen Himmel ab. Langsam und drohend ziehen sie herauf, und an ihren Rändern flammt hin und wieder der matte Schein eines Wetterleuchtens auf. Die Luft ist schwül und lastet mit unheimlichem Drucke auf den Menschen, Schaaren von Insecten schwirren unstill umher, Wasser- und Landvögel umkreisen mit ängstlichem Geschrei die Bemastung, als suchten sie Schutz vor einer Gefahr, und die Fische springen hoch aus dem Wasser. Die See wird unregelmäßig und beginnt wirr durcheinander zu laufen; mit hohlem Rauschen bricht sie zusammen und der Barometer fällt schnell. Noch ist der Sturm nicht da, aber er

wirft bereits seine finsternen Schatten voraus. Die Warnung bleibt nicht unbeachtet und an Bord trifft man sorgsam die nöthigen Vorbereitungen. Alle Gegenstände werden doppelt befestigt, die Laterniergänge bis auf einen schmalen geschloffen, um den überbrechenden Sturzseen den Eingang zu wehren. Zur Erleichterung der Takelage werden die oberen Stengen und Raaen an Deck genommen und die Leute arbeiten mit Umsicht und Eifer — sie wissen, daß eine geringe Versäumniß verhängnißvolle Folgen nach sich ziehen kann, und wenn erst der Orkan über sie herabgebrochen, dann ist es zu spät. Gleich bei den ersten Vorboten ist die Lage des Centrums ermittelt, doch seit Stunden hat sich bei stets fallendem Barometer die Richtung des Windes nicht verändert. Das ist ein schlimmes Zeichen, der Cyclon lenkt seine verheerenden Schritte gerade auf das Schiff zu und es gilt jetzt, ihm zu entfliehen. Der einzig sichere Weg führt im rechten Winkel von seiner Bahn ab, der Wind dafür ist auch günstig, doch gerade dort lauern tödtliche Klippen auf ihre Beute und sie haben noch weniger Erbarmen, als der Sturm. Nur schräg seitwärts von ihnen kann man vorbeisteuern und dieser Kurs führt nahe am Centrum vorbei. Immerhin muß es gewagt werden; mit fliegender Fahrt und unter so viel Segeln, wie es zu tragen vermag, gleitet das Schiff dahin durch die brausende Fluth, doch der Sturm ist schneller. Die starre Mauer am Horizont steigt höher zum Zenith empor; einzelne ihrer Theile lösen sich und jagen wild und zerrissen über den Himmel. Das Wetterleuchten wird heftiger und grelle Blitze zucken hernieder.

Wind und See wachsen zusehends, ein Segel nach dem andern muß gehoben werden; ein zischendes Geräusch fährt über das Wasser und in der Ferne grollt es dumpf wie Donner — der kommende Orkan kündet seine

Nähe. Er schnellt die Bogen zu drohender Höhe; gleich einer Schaar gigantischer Kasse sausen sie über die Tiefe, ihre weißen Mähnen flattern im Sturm und peitschen als blendender Gischt himmelan. Bis ein geheuztes Wild flieht das Schiff vor ihnen; seine Masten und Raaen biegen sich wie schwankte Betten, es erzittert der ganze Bau und droht jeden Augenblick sich aus seinen Fugen zu lösen.

Immer stärker wird der Wind, immer lauter tobt das Meer, im Titanenkampf ringen die ohne Schranken entfesselten Elemente mit einander; das Wasser brodeln in lodendem Schaum, aus den geöffneten Schleusen des Himmels stürzt wolkendurchartig der Regen hernieder, in den Lüften flammen unaufhörlich die Blitze, und mit dem Losen des Orkans und der See mischt sich das Brüllen des Donners — ein graufiges Chaos und inmitten desselben das gebrechliche Fahrzeug.

Vorwärts, vorwärts in wilder Jagd — es geht auf Leben und Tod — Gott erbarme sich seiner!

Da ertracht es in den Lüften wie ein Kanonenschuß; das einzige Segel, welches noch geführt werden konnte, hat der Gewalt des Windes nicht länger widerstehen können und ist zerrissen. Einige Augenblicke peitschen seine Streifen an der Raa, dann fliegen sie, zu Atomen zerfetzt, hinaus in die Lüfte.

Ein anderes Segel zu setzen ist undenkbar; die Macht der Menschen hat überhaupt aufgehört, sie können sich nur noch demüthig in das fügen, was Gott über sie verhängt.

Immer noch stürmt das Schiff dahin, Masten und Takelwerk wirken als Segel, aber sie können erstem nicht mehr so viel Fahrt geben, um schneller als die Wellen zu sein, die immer drohender von allen Seiten auflaufen. Bereits haben einige das Fahrzeug erreicht; sie haben die Verschlingung und die Boote zertrümmert — da rollt wieder eine heran, diesmal jedoch so wild und gewaltig, daß der Besatzung das Blut in den Adern erstarrt.

Näher und näher wälzt sie sich und schwillt zu immer größerer Höhe. Wie ein unheimliches Gespenst der Tiefe streckt sie ihre Tiefenarme aus, um ihr Opfer zu verschlingen, mit donnerndem Losen stürzt sie sich auf dasselbe und begräbt es in ihrem Schooße!

Kurze Zeit noch ragen die Mastspitzen aus dem Schaummeere des überbrechenden Wellenkammes — dann sind auch sie verschwunden und Alles ist vorbei.

Monate vergehen, Jahre schwinden dahin — sie bringen keine Kunde von dem verlorenen Schiffe. Seine Grabchrift ist ein einziges trauriges: „Verschollen!“ Verschollen wie so viele Hunderte vor ihm und nach ihm.

## Aus der Chronika von Lebenberg.

Von G. Jahlke.

Es ist ein kleines Städtchen tirolischen Landes, dem die alte Residenz am Passerflusse zum Mittelpunkte dient, und das zugleich den Stammsitz der heimischen Fürsten — das Bergschloß Tirol — umschließt; allein Mähr und Sage, die Poesie der Romantik und ruhmvolle Erinnerungen der Geschichte haben mit der Pracht der Alpenwelt und dem Glanze des südlichen Himmels die gesegneten Gefilde des Burggrafenamtes mit paradiesischen Reizen geschmückt. Den Denkmälern einer glorreichen Vergangenheit reiht sich auf rebenbekränztem Hügel eine Feste, die von dem ritterlichen Geschlecht der Lebenberger ihren Namen trägt und in dem Zinnenthurm das Wahrzeichen gewaltiger Dynastien dem lebenden Geschlechte als ernste Mahnung vor das Auge stellt. Imposant aus der Ferne durch den großartigen Anblick der Außenseite, welche die terrassenförmig abgestuften Dächer mit dem Kühnauftretenden Pfeiler betrönt, anmuthig in der Nähe, wo Baum- und Pflanzengrün die starren Kanten des architektonischen Gefüges umfließt und des Nußbaumes Krone nicht die blauen Fernen des Südens, nicht die braunen Firne im Norden verdeckt, — darf Lebenberg dem Alpenfahrer als treffliche Warte zur Umschau über das Etstal empfohlen werden.

So klein der Rasenplatz, von dem man auf und ab durch Weingelände und den Wald der Halbe steigen oder längs dem Saum des Gehölzes zur nahen Mühle gelangen kann, und so eng das Gärtchen mit der hochwipfeligen Cyresse und dem Rieselfbrunnen, eben so reich der Frucht- und

Blüthenschmuck edler Gewächse und des Rosmarins Gestrüpp, das den Südhang des Felsensockels umzieht. In diesem stattlichen Schloß, das allezeit als ein freies und frohes Haus des Lebens sich erwiesen, hatte ein Poet des Vaterlandes in bedrängten unruhigen Tagen ein Asyl gefunden und die Stunden der Muße zu farbiger Verzierung der Gemächer wie zur Niederschrift der Chronika von Lebenberg benutzt. Verse, Schildereien und Bildnisse im Dichtezimmer erschließen die poetische Begabung einer schöpferischen Natur, die in dem stillen Frieden der verschwiegenen Klausel das Glück als Traum und Wirklichkeit des Erdenbaseins empfand. Während sein Auge immer wieder von dem Wald- und Wiesengrunde zu dem Blatt- und Nadelgezwige der Halbe, von Burgen, Bauerhäusern und epheumspinnenen Trümmern verblichener Herrlichkeit zu den sonnbeglänzten Gipfeln der Alpenwelt sich hob, umfaßte sein Herz mit wachsender Liebe das Land Tirol und seine Phantasie schuf in wehevoller Begeisterung werthvolle Erzeugnisse dichterischer Kraft.

Wer je einmal das Haus auf dem Berge inmitten grüner Nebengewinde betritt, der wird in dem Arbeitszimmer des Chronisten die Sehnsucht des Verbannten nach dem Horte des Ostertages, aber auch das Hochgefühl der Befriedigung erweisen, als ihm wieder verstattet war, Denkwürdigkeiten der Vergangenheit und Gegenwart in die Chronik einzutragen, Blatt um Blatt mit den Gestalten der Dichtung und Wirklichkeit zu beleben. Schauten nicht von den Wänden ein selbstbewußter

Vertreter des Ritterthums — Franz von Sickingen — im knappen Waffenkleide, die Rechte vor der Brust, die Linke an dem Griff des Schwertes .. und das Abbild holder Weiblichkeit, Kennzeichen von Charau, im blonden Haartranz, mit dem Briefe des Geliebten in der Hand, auf den Poeten? trägt nicht zur Linken des Fensters, dessen Rahmen einen malerischen Ausschnitt des Nebenlandes mit dem Wetteranzeiger der Mendola, den Gipfeln des Weiß- und Schwarzhorn am Avisio umspannt, der gefeierte Sänger deutscher Liebe und deutscher Frauen — Walther von der Vogelweide — den Eichenkranz auf blondem Lockenhaar, indes zur Rechten Noah der Patriarch, der Urahn aller Nebenzüchter, im Arbeitschurz, das Glas eigenhändig gekelterten Weines vor das Auge hebt, als wolle er am Porphyrsteine, an der Poesie des goldigen Traubenblutes Sinn und Seele berauschen .. und ergänzen diese Zier nicht an der Seitenwand die Büsten eines Freundespaars: Erneu von Casaulz und Friedrich Lentner, dessen umschattete Augen die ganze Frömmigkeit und Tiefe eines zartbesaiteten Gemüthes offenbaren?

Nicht minder als der Bilderschmuck dieser Klausel hat die „wahrhaftige Geschichte und Beschreibung von der Feste Lebenberg im Etschlande zu Tirol“ Hunderte von Alpenfahrern ergötzt, die in dem Folianten außer der Historie des Lebenberger Schlosses mit allen Begegnissen und Abenteuern, so dort sich zugetragen, aller Verennung, Sturm und Belagerung der Burg, den Nachweis fanden, welche edlen Geschlechter drinnen Recht und Brauch geübt und aufgerichtet hatten. „Sintemalen es männiglich bekannt, daß schon in alter Zeit als fromb, gut und löblich Werk gegolten, wichtige Begebnisse aufzubewahren in Schrift und guter Red, damit die Nachkommen lesen mögen, in welcher Weis ehdem die Welt ist besser und klüger geworden

ober nit —, darum han ich Friedrich Lentner, Jungherr ze Peitengau im Schwäbischen Lechrain, Burgsaz ze Meran, in diesem Buch alles treu beschriben, was ich an alten Geschichten über das Schloß ze Lebenberg gelesen und was ich selber gesehen, und hab alles gesehet nach der rechten Ordnung von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag für meinen lieben Herrn Carol Kirchlechner, so man heißet den Graf, weil er inne hat die Güter und Gülden zu Lebenberg.“

Wie das phantastisch entworfen, in anmüthigem Wechsel von Bild und Wort ausgeführte Programm den ersten Zug der Zeit nach Befreiung des Völkerebens — das Ringen des Menschengemüthes nach Verwirklichung der hohen, ewig gültigen Ideale des Rechts und der Wahrheit — enthüllt, das läßt ein Blick auf die stimmungsvolle Einleitung: des Otertages Frühlingsfahrt durch das Alpenland, und auf das Titelblatt erkennen, dessen genrehafte Figurengruppe den bedeutsamen, humoristisch gefärbten Gehalt der Schrift vortrefflich charakterisirt. Man sieht den Pilger mit Waiberstab und Kürbissflasche, statt des niederhängenden Gutes einen Kranz von Rosen auf dem Scheitel, jugendfrisch zur Feste eilen, aus deren Thurm ihm der Burgherr beide Hände zu freudigem Willkomm entgegenstreckt, steht im Vordergrunde einen Bürger mit Kinderspielzeug in den Armen schlafen, ohne den Einzug des Geistesfrühlings zu vernehmen, sieht Vater Cochem, auf Folianten hochend, mit Vibius Egnatius Tartuffius und einem Polizisten auf der Wacht, ohne den Schritt des Freiheitsboten zu hören, der ungefährdet durch das graue Thor der Fasten und das wüste Bintlsgauer Wärenquartier zu den lieblichen Gefilden der Passerthald und den grünumlaubten Höhen ob Marling gelangt, während Wald und Haide, Berg und Thal seiner Ankunft lauschen. Nur die frommen Väter vom weisen Rath der

Stadt hießen den Pilger weiter gehen  
 oder die lachenden Augen klar mit dem  
 Rosenkränzelein im krausen Haar ver-  
 reden in einer Kapuzgen — nit so pran-  
 gen und trugen.

Der Oftertag der macht sich auf,  
 Ihm lachen die Blumen alle zu Haus,  
 Er zieht hinaus auf einen Berg,  
 Allwo die Reben im grünen Kranz  
 Zu allererst sich regen. — —  
 Und spricht: „Ein Pilgram steht havor,

Ihm laßt die Weite und Freie,  
 Die Blüthen jung' und neue:  
 Da ist ein Schloß gelegen,  
 Im frischen Maienjonnglanz,  
 Er klopf von außen an das Thor,  
 Um Herberg' drinn' zu bitten.“

Ein Hauch ahnungsvoller Begei-  
 stering durchweht diese Blätter, in  
 denen der Dichter weder seine Um-  
 gebung für die idealen Güter der  
 Menschheit, noch die milde Auffassung  
 der wirklichen Zustände verleugnet und  
 den jugendlichen Gerold der neuen  
 Zeit, wie die Frühlingslandschaft von  
 Meran, mit dem Duft der Poesie  
 verklärt. Allen Freunden humort-  
 stischer Weltanschauung dürfte die Nach-  
 richt willkommen sein, daß die Chronika  
 nunmehr, von den Professoren Ignaz  
 von Jingerle und Franz Defregger  
 durchgesehen, mit ihrem farbigen  
 Silber Schmuck durch den Buchhändler  
 Fridolin Plant zu Meran in würdigem  
 äußeren Gewande herausgegeben wor-  
 den ist und den Verehrern des Dichters,  
 der im Morgenblatte und in der All-  
 gemeinen Zeitung zuerst den Ruhm  
 des Burggrafenamtes begründet hat,  
 in dieser schönen Gabe ein Andenken  
 an die berühmte Feste von bleibendem  
 Werthe geboten wird. Wenige An-  
 deutungen über Inhalt und Weise der  
 Darstellung werden genügen, das In-  
 teresse für eine Schöpfung zu wecken,  
 deren schalkhafte Figuren den Tiefblick  
 ernster Lebensanschauung, deren köstliche  
 Bilder den ernststen Sinn ihres Ur-  
 hebers nicht verbergen. Mit welcher  
 Gewissenhaftigkeit der Chronist seine  
 Aufgabe begann, ergibt schon der Rück-  
 blick auf die Erschaffung der Welt und die

Sintfluth, nachdem an's Licht gekommen,  
 daß der Wein von den Lotten von  
 Lebenberg genau dem Saft der ersten  
 Rebe gleiche, die Vater Noach aus dem  
 Paradies erhalten hatte. Wie damals  
 die Menschen im Stande der Unschuld  
 des Umganges mit Affen sich erfreuten,  
 so wird heute noch jeder Fecher in das  
 gesegnete Eben versetzt, zum Beweise,  
 daß die Arche Noach nicht im Lande  
 der Türken, so keines Weines würdig,  
 sondern auf dem Lebenberger Böhel  
 aufgefessen, wie auf dem Wilde der  
 zweiten Seite klar zu schauen. An  
 den Styl der Historie streift die Er-  
 zählung von dem Einfall unbändig  
 trutziger Germanen in den Nebengau  
 und die Mähr, wie Ritter Fuchs den  
 tapferen Schloßherrn überlistete, mit  
 Sturm die Feste gewann und der be-  
 trübten Wittib des letzten Lebenbergers  
 aus dem Stamme Noach Herz und  
 Hand zum Pfande neuen Glückes über-  
 ließ, um selber das kraftlose Gerfen-  
 wasser seiner bayerischen Spießgesellen  
 mit dem feurigen Saft der Traube  
 zu vertauschen.

Gleiche Liebe, gleiche Sorgfalt ver-  
 rathen die Skizzen aus der Gegenwart  
 und das Porträt seines Schirmherrn  
 und Freundes Kirchlechner, den er mit  
 ritterlichem Federbarett und phylister-  
 hafter langer Pfeife auf seinem Klepper  
 zur Hauptstadt des Burggrafenamtes  
 retten läßt. Es fehlt nicht die Ge-  
 schichte eines Zuges, welchen Carl von  
 Jallinger, als Hauptmann zu Meran,  
 an der Spitze auserwählter Schaaren  
 kriegesmuthiger Männlein und Fräu-  
 lein gegen die Feste unternahm, von  
 dem Grafen Herberge und Pflege für  
 alle Wandbergenoffen zu heißen, nicht  
 das Verzeichniß der Helbenthaten, die  
 Hans Firmian von Kronmez im Singen  
 wälcher und deutscher Weisklein rühm-  
 lich vollbracht, und die Feder hat  
 ebenso treulich den Jubelchor der neuen  
 Musik, unter deren Klängen das  
 Schloß 1846 mit Sturm genommen  
 wurde, als die wundersamen Scenen  
 verzeichnet, in denen Junkher Burgel

burger auf dem Stegereif geritten oder beim Stecken eines Hinterhaltes in den Bach gefallen war; dem Einfall eines Bären in die Weingelände des Schlosses, Lustbarkeiten, Schwänke und den beklagenswerthen Tod eines Hais angereicht, den die Tugenden der Entbehrung und Arbeitsamkeit der Unsterblichkeit würdig erscheinen ließen.

Unter den Gästen, die von Nah und Fern zum Schlosse kamen, war nach dem Abzuge des wohlweisen Magisters der Münchener Liebertafel ein Ritter von Regensburg im ungarischen Zottelpeiz, mit Spitzhut und einem Gesicht wie ein Feld voller Teufel gen Meran gekommen, um sich als gewaltiger Reifiger und zungenfertiger Prebigermönch der christlichen Lehr von Wein, Wein und Gesang die Achtung aller Stehweinbrüder zu erringen und im Eschlande den Ruhm seines Schutzpatrons durch tiefstimmige Sprüche zu verbreiten, deren Reimen Jung und Alt mit gleichem Wohlgefallen lauschten.

Der heilige Sanct Hubert hat a Büg g'habt,  
Aber a Stoanfeuer drauf, ' hat's allmal  
verjagt.

Der heilige Sanct Hubert hat a an Tabak  
brennt,  
Wenn's n ausg'loshen is, hat er's wiew'rum  
ankentt.

Der heilige Sanct Hubert hat a adiem  
dürst,  
Wie's n andern a geht, der im Holz uma-  
pürsch.

Dann hatte Maximilian, der Bayernherzog, den Schlossherrn wie dessen Schübling mit allen Beweisen fürstlicher Guld ausgezeichnet und des Chronisten hochherziger Söhner, Erzherzog Johann, am 30. Mai 1861 Raft in Leoben gehalten, um auch dem Schlosskeller verdiente Ehre zu erweisen; aber lebhafter ward die Phantastie des Dichters angeregt, als die Wiederaufrichtung des „Stehwein“ dem Bundesbruder Anlaß gab, die historische Entwicklung dieser Brudergemeinschaft mit allem Scharfsinn classischer Gelehrsamkeit und allem

Frohfinn übersprudelnder Laune nachzuweisen.

Wer wollte denn auch zweifeln, daß Moses der Aufrichter des Stehwein gewesen, zumal der Pentateuch bekundet, daß die Juden beim Passahfest stehen und stehend getrunken haben; daß der olympische Bacchus einen Feldzug in das hintere Indien zu Ehren des Weins unternommen, Nestor, Doyffeus und dessen ehrwürdiger Freund Cumäus Mitglieder des Stehwein gewesen seien, für dessen Bund Anakreon die ersten Lieder dichtete! Mußte Lentner unentschieden lassen, ob Horatius bei seinen Capiteln Rückelberger oder Dognier Leitacher getrunken, so sind doch seinem Scharfblicke nicht die Urkunden, nach denen des heiligen römischen Reiches erster deutscher Kaiser eine Stehwein-Brüderschaft aus zwölf Genossen mit dem Helben Roland gebildet hatte, und die Ritter der Tafelrunde unter ihrem milden Weingrafen Artus als edle Brüder des Stehwein Ehre und Ruhm erwarben, nicht die Thatsachen entgangen, daß zu Maja bei Meran die Herberge des tirolischen Bundes unterging, während in Jugelheim die älteste deutsche Genossenschaft zur Blüthe gelangte, und arme Klosterbrüder hier wie dort neben Kunst und Wissenschaft die Regeln und Gesetze des Stehwein weiter auszubilden sich bemühten. Doch erst unter König von Dehaim, der alle Bundesgesellen aus dem Burggrafnamte zur Uebung des schönen Brauchs in die Halle der Rosenburg berief, und unter seiner Tochter Margaretha, die Jahr für Jahr auf ihrem Schlosse Maultasch bei Terlan inmitten der edelsten Reben zum Cultus des Stehwein erschien und sterbend ihren Vesper dem Vereine zum Andenken hinterließ, begann die goldene Zeit des Bundes, der die besten Helben und Weisen jedes Jahrhunderts als treue Förderer und Pfleger seiner Gemeinschaft verzeichnen darf.

Wie unter Lentner's Führung ein Fähnlein erprobter Kriegsgesellen die



Hauptfeste Lebenberg und das Schloß Winkel besetzte und im Sinne der Losung: in vino veritas regelmäßige Caputeltage in der „Sonne“ hielt, um in den aschfarbigen Zeiten der Duskprediger, Weltverbesserer und Seligmacher der Freiheit eine Stätte zu bereiten, des Lebens Ernst durch heitere Lust zu mildern; wie dann der Sänger selber als Geächteter aus dem Alpenlande fliehen mußte, weil die allgewaltige, harmloser Lebensfreude abholden Gegenpartei kein Mittel zur Entfernung ihres ritterlichen Widerjachers scheute, und die Bundesgenossen — als Gottesfrevler und Hochverräter mit Verlust von Amt und Ehre bedroht — an einem düsteren Winterabende, trauernd ob der Zeiten Mißgeschick, die Wappenschilder von den Wänden nahmen und das Bundesbanner begruben — das hat der Chronist, „erfreuend neue Freude zu zeugen und das Gedächtniß an trübe Stunden zu bewahren“, mit markigen Feder- und Pinselstrichen in die Blätter des Buches gesetzt.

Von dem Schmerz des Dichters bei der Trennung von Lebenberg zeugt seine wehmuthsvolle Klage, zeugt der tiefempfundene Abschiedsgruß, den er nach dem letzten Ausblicke aus den Fenstern seines Stübchens auf den Nebengau am Dreifaltigkeits-Sonntage 1847 niederschrieb: „Lebe wohl, mein theures Lebenberger Schloß und bleibe eine Burg der Freiheit und des Friedens; sei gesegnet vom First bis zum Grunde für Alles, was ich in Deinen Mauern fand; lebe wohl auch Du, Urkunde so vieler freude- und schmerzvoller Tage meines Lebens!“ — Trostesworte treuer Freunde und die Verwendung einflussreicher Gönner ermunterten zu neuer Hoffnung das tiefgebeugte Gemüth; und als im Weinmonat desselben Jahres ein kaiserlicher Spruch den Bajowaren von Damm und Acht befreit, zu ehrenvoller Rückkehr nach der Feste aufgemuntert hatte, da hoben sich noch einmal die Schwingen seiner Phantasie zum Fluge in der

Dichtung geheimnißvolles Reich. Ob auch der Traum des Völkerrührlings nur zu bald verrann: der Heimgekehrte durfte doch den Siegestrausch des deutschen Volkes im Jahr der Freiheit mitempfinden, durfte wieder die Gegensätze einer stürmisch bewegten Zeit hier mit geistigem Bände zusammenfassen, dort in Wort und Bild einander gegenüberstellen, an dem Schattenriß spießbürgerlicher Einfalt sich erfreuen und mit der Poesie des Liebesfrühlings, der in dem Burgfrieden Knospen und Blüten getrieben, des Herzens wiedererwachte Lust erklingen lassen. Da trieb es ihn, den obern Gaden des Grafenschlosses mit Szenen aus dem Leben und Schauerfagen des Degen Fuchs, die Wände der untern Räume mit Sprüchen zu verzieren und das Geheimniß seines Minnelebens den Blättern anzuvertrauen. War es doch des Schloßherrn Schwesterkind, des gelehrten Doctoris Waibl schöne Tochter Anna, die dem Chronisten vor der Verbannung Treue gelobt, nach der Heimkehr die Hand zum Bunde für das Leben dargeboten hatte.

Dann kam ein wunderschöner, lieblicher Morgen: in goldenem Gewande und strahlendem Glanze stieg die Sonne über das Sarner Joch, einen milden St. Martinustag voll Licht und Herrlichkeit dem Burggrafenamt, einen Freudentag für die Getreuen der Burg zu bringen. Unter dem Klange des Kirchenglöckleins führte der Dichter die ernstgestimmte, mit Lebenberger Myrte geschmückte Braut vor den Altar, vernahm beseligt ihren Schwur, dem Schweregeprüften alles Leid durch Liebeszauber zu vergüten und sah vom Thurm das stolze Banner, glückverheißend flattern. Wie das Fest weihewoll begonnen, Freude, fröhlichen Genuß den Gästen, Ehre, Ruhm dem Neuvermählten gebracht, so fand es seinen feierlichen Schluß, als stiller Friede Berg und Thal, das Schloß und des Chronisten Klausur umfing.

Leider rauschten die Wellen des Glücks so flüchtig vorüber, daß der Historiker nur wenige Schaumkronen der trügerischen Fluth zu schöpfen vermochte und bei der Ankunft eines Freundes aus der Landeshauptstadt die Chronik mit einem Strich in der Absicht beschloß, im nächsten Jahre einen neuen Abschnitt anzuheben. Wenige Wochen später hatten sich die hellen Augen des Boten deutscher Völkerfreiheit für immer geschlossen, aber aus den Bildern und dem Dramament des Gebetbuchs bliden sie noch heute glanz- und seelenvoll auf den Leser, und der Text in seiner mittelalterlichen Fassung läßt mit den humoristischen Zügen der Illustrationen die Gemüthsinnigkeit, Gedankentiefe und heitere, dann und wann schwermüthig angehauchte Laune eines Dichters erkennen, der mit feinem Sinn für die Schönheit des Alpenlandes das tieferrnste Streben auf Befreiung seiner Bevölkerung von dem Drucke hierarchischer Gewalten verhand.

Nachdem auch sein Schirmherr, Carol der Graf, von dem Schauplatz unsterblicher Thaten geschieden, hat die Schloßfrau des Klausners Heim zum Aufenthalte für Freunde des Nebenlandes eingerichtet, die hier gastlichen Empfanges sicher sind. Wen lockte es nicht zur Umschau in dem dämmerigen Saal, wo Meister Friedrich des Ritters Spulgestalt im Mondenschein und seine Abenteuer mit Fritz von Greifen auf die Wände gemalt, wo Degen Fuchs als Minnesinger um die Gunst des Edelfräuleins Frundsperg von Annenberg wirbt und im Eck, geheimen Sinnes voll, gar wunderfame Köpfe von Schriftkundigen auf geheime Widersacher des Künstlers gebeutet worden sind; wer ließe nicht mit Vergnügen das Auge über das

Thürmlein der Kapelle und drinnen über die Bilder jenes mächtigen Geschlechtes gleiten, dessen Ahnherr, Ritter Ulrich Fuchs, unter Ludwig dem Brandenburger nach Tirol gekommen war, dessen Glieder in der Jausenburg größeren Einfluß gewannen! Vom Siebelfenster des süblichen Flügelgebäudes ist mit dem Fernrohr die Ruine des Jausenschlosses zu erschauen, das als Mitgift der vielumworbene Barbara von Passer in den Besitz der Lebenberger kam. Wenn drüben der Burgherr bei festlichen Gelagen auf den Söller trat, um seinen Becher auf des Hauses Wohl zu leeren, dann gab eine Fahne vom Thurme dem Lebenberger das Zeichen zur Erwiderung.

Im Laufe der Zeiten sind die letzten Sprossen jenes Stammes verdorrt, Fuchsberg und die Jausenburg verfallen; aber hoch und hehr ragen noch die Zinnen von Lebenberg über den Buchenhain, der an der Schattenseite des Gemäuers seine Gitterneze um die Fensterkreuze webt: wie zu des ersten Wingers Tagen blinken auf Noah's Hügel goldene Trauben in dunkeltem Grün, beschatten Nußbaum- und Kastanienkronen den Rasen, wenn heiteres Sonnenlicht des Jfingers Pyramide und der Mendola brohende Felsenstrn verklärt. Aber während mit der sinkenden Sonne die Wiesen gebreiten und des Stromes Silber Spiegel verblichen, färbt sich der Horizont im Süden mit flammendem Roth, bis die Dämmerung ihren Zaubermantel über Höhen und Tiefen breitet und alle Herrlichkeit der Alpenwelt in jenen halbdurchsichtigen Duft verhüllt, der mit dem Reiz des Ungewissen und mit der Ahnung des Unenblichen die Phantasie und das Gemüth erfüllt.

## Kleine Laube.

### Aegidi.

Ein Capitel aus der Legende.

Zu Athen in Griechenland lebte im siebenten Jahrhundert eine hochadelige, mit Gütern reich gesegnete Familie. Sie stand an der Spitze der vornehmen Gesellschaft des Landes und genoß hohe Vorrechte und lebte im Vollgenusse der irdischen Freuden. Sie war zum Christenthum übergetreten, denn das Gebot: „Liebe deinen Nebenmenschen wie du dich selbst liebest!“ gefiel ihr gar sehr. Sie fühlte sich durch die neue Lehre doch nicht so außerordentlich verpflichtet; die Familie Aegid hatte nicht gar viele Nebenmenschen, sie stand ja zuhöchst in der Gesellschaft und die Bewohner des Landes waren ihr nicht bei-, sondern untergeordnet. Und den Untergeordneten gebietet das Christenthum: „Ehre deine Obrigkeit und sei ihr gehorsam!“ — So waren die Satzungen der großen Lehre dem Hause Aegid wie aus der Seele gesprochen.

Diese Familie hatte einen einzigen Sohn — einen Knaben von großen Geistesgaben und wunderbarer Schönheit. Schon in seiner frühesten Jugend wurde er im Christenthume erzogen. Und der junge Aegidi vertiefte sich so sehr in diese Lehre, daß er, was Keinem seines Stammes noch gelungen, ihr auf den Kern kam. Der Stifter war offenbar ein Freund des Volkes gewesen — „Ihr Alle seid Brüder und Kinder Eines Vaters, der im Himmel ist!“ — Als Aegidi siebzehn Jahre alt war, hub er an, diesen Satz zu verstehen, denn zu der Zeit hatte er ge-

funden, wie eng und einförmig der Kreis war, in dem er sich auf der „Höhe und Spitze der Gesellschaft“ bewegen konnte. Wohl stand den Bedürfnissen seines Körpers bisher eine unendliche Auswahl von Mitteln und Gütern zu Gebote, wohl fehlte nichts, was zur Bildung und Pflege seines Geistes nöthig war; auch war für Belustigungen vornehmer Art, als: Reiten, Jagen, Ringen u. s. w., hinreichend gesorgt. Allein plötzlich wachte des Jünglings Herz auf und hatte einen Wunsch, einen sehr angelegentlichen, heißen Wunsch — und in Sachen dieses Gegenstandes war die Wahl in Aegidi's Kreisen gar armselig klein.

Es war nicht zu leugnen, daß es in den wenigen hohen Adelshäusern schöne Jungfrauen gab; aber unten bei den Soldaten, bei den Gewerbetreibenden, bei den Landleuten, Hirten und Fischern gab es, wenn nicht noch schönere, so doch gewiß der Schönen mehr — das war nicht zu leugnen und nicht zu verachten. So stieg Aegidi mit seinen großen gluthvollen Augen, mit seinen langen, braunen Locken und in seiner ganzen herrlichen Jugendgestalt denn herab zu den Töchtern des Landes, die nach des Meisters Lehre mit ihm den Einen Vater im Himmel hatten. Und er liebte sie und bethörte sie durch seine wunderholde Erscheinung, und als ihn sein Vater darüber eines Tages streng zur Rede stellte, entgegnete Aegidi, er suche den Willen Gottes zu erfüllen.

Darob ergrimmt der alte Patri-  
cier, schlug die Pforte dem Jünglinge

vor der Nase zu und sagte: „Ich habe keinen Sohn mehr.“

Legibi aber versetzte laut: „Ich habe einen Vater, der im Himmel ist!“

Und von nun an trieb er sich im Lande herum, hütete mit den Hirten und fischte mit den Fischern und hielt Gemeinschaft mit diesen Menschen in allen Dingen.

Als aber eine Zeit kam, da sein Leib abgezehrt war und ihm die Kleider von den Gliedern fielen, da erinnerte er sich an die Geschichte von dem verlorenen Sohne, und er lehrte reumüthig zurück zu der Hofe seines Vaterhauses. Doch wurde kein Kalb geschlachtet, denn sein Vater war todt. Dagegen hatten große Reichthümer auf den Wälderkehrenden. Der Worte des Lehrers aber auch jetzt gedenkend, nahm Legibi diese Reichthümer und vertheilte sie an die Bettler des Landes; und als er nichts mehr hatte, ging er demüthig zu den Bethelken und bettelte um ein Stück Brot. Da thaten die Leute, nannten ihn einen Verschwender und Narren und unter Männern auch noch was Anderes.

Nun erinnerte sich Legibi an den Ausspruch des Propheten, daß Alles eitel sei. Der Verachtetsten Einer verlieh er das Land. Ein Schiffer nahm ihn auf; dem hand er die schadhafte Lame und flüchte ihre Segel. Viele Monate lang waren sie auf hohem Meere und in den Stunden des Sturmes war Legibi vergnügt, gedachte des Schiffleins Petri und murmelte: „Unser Herr und Meister schläft nicht; laßt es gehen, wie es geht, Jesus wird uns beschützen.“ Und als der Capitän in einer ungestümen Nacht sah, daß Legibi still lächelte und seine Hände in den Schooß legte, da that Alles aus vollen Kräften arbeiten sollte, um das Fahrzeug zu halten, so rief er: „Du Laugewicht, Du Lugebiel!“ Daß war Legibi ganz zufrieden; auch der Herr und Meister mußte Schmach erdulden.

Aber als des andern Tages das Schiff an einem Inselstreifen vorüber-

glitt, da setzte der Capitän den Mann auf's Land und fuhr weiter.

Darüber war Legibi nun allerdings ein wenig verblüfft, denn die Insel war nicht verheißend, und im Evangelium fand er keine Stelle, die er auf diese seine neue Lage beziehen konnte. Indes schritt er weiter und vertraute auf Gott. Und siehe, Gott wollte es, daß die vermeintliche Insel nur eine Halbinsel war und mit dem Festlande zusammenhing; und Legibi wanderte in das Festland hinein, sang unterwegs Frösche und Heuschrecken, wie der heilige Johannes in der Wüste gethan hatte, und kam endlich in eine tiefe, dichtbewachsene Wildniß.

Er fand eine Felsenhöhle und in dieser Felsenhöhle lebte er nun als heiliger Einsiedler. Eine Hirschkuh, die er zahn zu machen verstand, war seine Gefährtin und Mäherin; und in der Ruhe des Waldes und durch die Milch der Hirschkuh hub der noch junge Mann wieder an zu gedeihen.

Um dieselbe Zeit trug es sich zu, daß die Fürstin dieses Festlandes, eine schöne junge Witwe, eine große Jagd abhalten ließ, um sich über den Verlust ihres unerforschlichen Gatten zu trösten. Sie trug ein schwarzes Kleid, ritt auf einem hohen schwarzen Schimmel und schwan den Musspieß. Ihre glänzend schwarzen Locken wehten um das blasse, wunderbar holbe Antlitz; die weißen Bähnen schimmerten zwischen dem Abspennpaare der Rippen; ihr Auge brannte vor Feuer und Begierde, denn sie verfolgte eine Hirschkuh. Ihrer Begleitung war sie in solchem Eifer davongeritten und tiefer und tiefer kam sie in die Wildniß hinein, und das verfolgte Thier war nicht zu erreichen.

Wüthlich aber, als Wald und Jäger einen Wald von Dickicht und Gestrüppe hinter sich hatten, verschwand die Hirschkuh in einer Felsenhöhle. Und als die Jägerin danor hielt und ihr Auge in die Vertiefung senkte, da schrak sie hoch zurück. Nicht die Hirschkuh allein, auch ein anderes Thier war da drin verhor-

gen — vielleicht ein gefährlich' Thier; sie sah zwei große Augen sprühen in der Dunkelheit. Und endlich wurde ein verwildertes Rodenhaupt sichtbar, und eine hohe Mannesgestalt, nur spärlich bekleidet durch ein Bärenfell, trat langsam hervor.

Da wollte die junge Fürstin vom Pferde sinken vor Schreck. Noch zu rechter Zeit fing sie Aegidi auf in seinen Armen, daß diese schöne Gestalt den harten Boden nicht sollte berühren.

„Wer seid Ihr, fremder Mann?“ vermochte die Fürstin endlich zu fragen.

„Ich bin ein Knecht des Herrn, der in der Einsamkeit seinem Gotte und seinem Seelenheile lebt.“

Auf diesen Bescheid wurde das Weib ein wenig ruhiger. Jedoch Aegidi wendete den Schimmel, daß der Schweif an dem Felsen säckelte und der Kopf der Seite zugekehrt war, von wannen er gekommen.

„Und Ihr wollt mir nicht erlauben, Mann Gottes, daß ich mich von dem scharfen Ritze und von dem großen Schrecken auf diesem Roosse ein wenig erhole?“ so sagte nun die Fürstin.

„Ei, ei,“ versetzte der Einsiedler, „ich habe von einem Eremiten gehört, dem ist der Teufel erschienen in Gestalt eines Weibes.“

Da lachte die Fürstin und frug, ob er nicht einen frommen Spruch wisse, um sie zu beschwören.

„Wohl, wohl!“ sagte Aegidi rasch; dann breitete er seine Hände aus und rief: „Wenn Du etwan nicht ein menschlich Weib, sondern der leidige Böse selber bist, so beschwöre ich Dich bei dem gekreuzigten Jesus, fahre hin!“

Das Pferd stampfte einmal mit dem Vorderfuß, aber es fuhr mit seiner Last nicht hin.

„So seht Ihr,“ lachte die Reiterin, „daß ich ein menschlich Weib bin und den heiligen Namen wohl vermag zu ertragen. Wollt Ihr mir nun erlauben, daß ich den Rücken meines Thieres verlasse und ein wenig auf Euerm Roosse raste?“

Da reichte ihr Aegidi die Hände und hub sie vom Pferde und führte sie zur Rasenbank und brachte Früchte und Milch und verschwand plötzlich in der Höhle und lämmte mit den Fingern seinen langen vollen Bart zurecht. Dann kam er wieder und setzte sich zu seiner Gastin auf die Rasenbank und freute sich innig, wieder einmal ein menschliches Wesen in seiner Nähe zu haben.

Die Fürstin war eine fromme Frau und küßte das Crucifix, welches der Einsiedler um den Hals trug; da sagte Aegidi: „Ich verehere Gott in seinen Geschöpfen,“ und küßte ihr die Hand.

Nun erhob die Fürstin ihre Stimme und pries den süßen Namen. Und Aegidi sagte: „Ich verehere die Lippen, die den Namen Gottes so süß wissen auszusprechen!“ und er küßte sie auf den Mund.

„Mann Gottes,“ versetzte das Weib, „wo habt Ihr so prächtig küssen gelernt?“

Die Hirschkuh kam herbei und leckte dem Einsiedler aus der Hand und beleckte die junge, schöne Fürstin. Und das Weib streichelte das Thier.

Das Pferd hub zu grasen an auf dem Waldbanger, und als es satt war, ging es hinab zur frischen Quelle und trank...

Spät kehrte die Fürstin zu ihrem besorgten Gefolge zurück. Ihr Auge strahlte seltsam, ihre Wangen waren hochroth; mit heller Begeisterung erzählte sie, sie habe in der Wildniß einen heiligen Einsiedler entdeckt, an dem der Herr sein Wunder übe, da er ihm durch eine Hirschkuh das Brod vom Himmel sende.

Und auch die hohe Frau beschloß, ihr Leben von nun an dem Herrn zu weihen. Oftmals verließ sie ihren Palast und pilgerte in die Wildniß, um sich von dem frommen Eremiten in dem Dienste Gottes unterrichten zu lassen. Und endlich baute sie unweit der Felsenhöhle ein Kloster und Aegidi war Abt in demselben, nahm eine Anzahl junger Männer als Jünger auf und

gab ihnen die Regeln des heiligen Be-  
nebist.

Die Fürstin selbst, sagt man, sei  
in den heiligen Mauern verblieben und  
die Hirschkuh sei ihr und dem Abte  
Megibi auf Lebenslang eine treue Freun-  
din gewesen.

Megibius wird heute noch als Pa-  
tron der Jäger und Witwen gläubig  
verehrt. M.

### Eine Stunde ohne Gott.

Von A. Hyrtl.

Es steigt im Morgen-Sonnenstrahl  
Ein Knabe rasch hinab zu Thal;  
Ein frohes Lied er leise singt,  
Mit dem von Stein zu Stein er springt.  
O Gott, wie's in der Tiefe grollt,  
Das Wasser rauscht, die Welle rollt.  
Der Knabe fürchtet nicht Gefahr,  
Der Blick ist hell und fest und klar,  
Und leicht berührt der Fuß den Steg,  
Der über'n Abgrund führt als Weg;  
Gar muthig springt er d'rüber hin,  
Kein Zagen kommt ihm in den Sinn.  
Er weiß es ja, das jederzeit  
Ein Engel Gottes gibt s'Geleit.  
Da hält er an im raschen Lauf,  
Vom Thale tönen Gloden auf,  
Die laden Alle, Groß und Klein,  
In's Gotteshaus zur Messe ein.  
Nun eilt er um so schneller fort,  
Sein Ziel ist auch der heil'ge Ort.  
Es trug ihm ja die Ahne auf,  
Geweihtes Wasser bring' herauf.  
So tritt er in den stillen Hain  
Der Lebensmüden schnell hinein;  
Doch eh' er in die Kirche eilt,  
Er sinnend an dem Grabe weilt,  
Wo seine theure Mutter ruht.  
Ein Sträußchen steckt er ab vom Gut,  
Das senkt er in den Hügel ein —  
„Bist lang bei Gott, wirst glücklich sein.“  
Das Wort sich kaum der Brust entringt,  
Da eine Stimme zu ihm dringt;  
Die spricht im ernsten, rauhen Ton:  
„Es gibt ja keinen Gott, mein Sohn!  
Ist Alles nur der Menschen Wort,  
Der unten liegt, der bleibt auch dort.“  
Entsetzen packt den Knaben an,  
Er wendet sich, da steht ein Mann  
An einem eingesunk'nen Grab,  
Ein alter Mann, ihn stützt ein Stab.  
Noch vieles hat er ihm erzählt,  
Was nun das arme Herz ihm quält.  
Da endlich stürzt der Knabe fort,  
Als wär' verdammt der ganze Ort —

Es ist ja Gott, sein Vater todt,  
Der Helfer in Gefahr und Noth.  
Er sieht nicht mehr die Blüthenpracht,  
Die überall entgegen lacht,  
Er hört nicht, wie's im dunklen Wald  
Von tausend Viedern wiederhallt.  
So träge steigt er heut empor,  
Es kommt der Weg zu steil ihm vor,  
Und als er an dem Abgrund steht,  
Gar wunderbar es ihm ergeht.  
Er setzt den Fuß auf's schwankte Brett,  
Als wenn's ihn nie getragen hätt',  
Er rüttelt, schüttelt, klopft daran —  
Das hat er früher nie gethan.  
Doch endlich faßt er Muth, er geht,  
Und als gesund er d'rüber steht,  
Da muß er in die Tiefe schau'n,  
Die eben ihn erfüllt mit Grau'n.  
Die Ahne findet heut im Haus  
Nicht Raß, noch Ruh, sie tritt hinaus,  
Sie ruft auch in den Wald hinein:  
„Wo bleibt er nur, was fällt ihm ein?“  
Da steht sie, wie so schwer er steigt,  
Sie hört kein Lied, wie sonst, er schweigt,  
Und als sie recht ihn angeschaut,  
Die Thräne ihm vom Auge thaut.  
„O! komme doch, es steht bereit  
Dein Lieblingsmahl schon lange Zeit;“  
Doch er berührt nicht Speiß', nicht Trant,  
Er setzt sich traurig auf die Bank.  
Der Alten ist das Herz so schwer,  
Sie denkt hin und denkt her,  
Dann ruft sie ernst: „So beten wir!“  
Dann wendet er sich schnell zu ihr  
Und klaget all' die bittr'ge Noth,  
Erzählt vom lieben Gott, der todt.  
Da preßt sie ihn mit Lieb und Lust  
An's warme Herz, die treue Brust  
Und führet sanft ihn an der Hand  
Zum Fenster, zeigt hinaus in's Land:  
„Ach! Kind, besteh Dir doch die Welt,  
Den Wald, die Höhen, Flur und Feld,  
Die Blumen alle, klein und groß,  
Auf Waldesgrund das zarte Moos,  
Und über uns in dunkler Nacht  
Der tausend Sterne gold'ge Pracht.  
Ach! sage, wer hat aufgestellt  
Und wer so schön geschmückt die Welt?  
O! Kind, er lebt ja fort und fort  
Der große Gott, ist unser Hort;  
Ein Jeder ihn auch anerkennt,  
Nur daß er anders ihn benennt.  
Und weil er lebt, laß' froh uns sein,  
In meine Lieber stimme ein.“  
Da lönt zu Gottes Ehr' ein Lied,  
Das jauchzend auf zum Himmel zieht.

## Die Araberin im Palast und Zelt. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld.\*)

Unsere heutige Kenntniß von den arabischen Zuständen zeigt eine wunderbare Mischung von Dichtung und Wahrheit. So tritt beispielsweise der Rückschritt aller Cultur und Sitte gerade bei dieser edlen Race greifbarer hervor als bei irgend einem anderen Volke, das sich zum Islam bekennt; noch immer aber haftet der Glanz einstiger Herrlichkeit an Allem, das sich auf arabisches Leben bezieht, trotzdem hierbei eine wohlberufte Täuschung unterläuft. Wenn man heute von Bagdad oder Damascus spricht, so sind diese Städte räumlich unserem Blicke viel zu sehr entrückt, als daß wir uns nicht von herrlichen Erinnerungen gefangen nehmen ließen, obgleich diese alten Culturstätten den denkbar traurigsten Anblick gewähren. Auch das arabische Volk von heute läßt sich kaum in ein günstiges Licht stellen, ganz abgesehen von der in die Augen springenden Verschiedenartigkeit in ethnischer und cultureller Beziehung, welche uns die einzelnen Stämme und Gruppen (Nord-, Central- und Süd-Araber) verschiedenwerthig auf die stets wechselnde Bildfläche bringt.

Es fehlt uns natürlich der Raum, um den Culturwerth des arabischen Volkes, die ethnischen Momente an demselben und den gesammten Apparat, der mit solch' geographischen Studien in Verbindung steht, auch nur skizzenhaft hier zur Geltung kommen zu lassen. Es ist das Weib, mit dem wir uns zu beschäftigen haben, und auch in dieser Richtung gäbe es mehr zu erzählen, als die wenigen Seiten unserer Schilderung enthalten. Hat doch gerade das arabische Frauenleben von Anbeginn her die wunderbarsten Wandlungen gemacht. Eine reiche Typen-Sammlung taucht aus dem

Strome der Zeiten, der über den glühenden Boden Arabiens meist mächtig gefluthet hat. Wir begnügen uns, einen Besuch der modernen Araberin „im Palast und Zelte“ abzustatten.

Kehren wir vorerst im Zelte ein... In ihm haben sich die ursprünglichen Lebensanschauungen, altväterische Sitte und urwüchsiges Romantil noch am besten conservirt. Berühmte Kenner des Beduinenlebens, wie Burckhart, behaupten, daß bei den Nomaden Arabiens das Liebesleben sich in einer ursprünglichen Reinheit zu erhalten wußte, wie bei keinem anderen Volke des Orients. Dies geht auch aus der Dichtepoesie hervor, welche von seltener Gluth durchhaucht ist und von einem warmen Idealismus zeugt, ganz im Gegensatz zu den Lebensanschauungen in den Städten, wo alle edleren Regungen mit der Zeit in dem Sumpfe roher Leidenschaften erstickt sind. Ein beduinisches „Kriegslied“ läßt sich also vernehmen:

„Mutter, reiche meinem Füllen gutes Futter!  
Treuulos haben sie uns den Vertrag gebrochen,  
Blutig will ich färben meiner Banze Ring,  
Für das Aug' des Mädchens mit der knospenden schönen Brust.“

Gewöhnlich sagt der Araber seiner Herzensfreundin, wenn er in den blutigen Strauß zieht: „Ich gehe deinen Augen zu Liebe in den Kampf und Tod.“ . . . So ist's heute Sitte im Beduinenzelte und so war es in uralter Zeit, denn eines der ältesten arabischen Lieber aus der „Hamäsa“, dem zu Anfang des neunten Jahrhunderts von Abu Temmam gesammelten Lieberbuche, gibt hierüber in höchst origineller Weise Kunde. Es ist eines jener Lieber, von denen schon Rückert so trefflich sagte:

„Die Poesie hat hier ein dürft'ges Leben  
Bei durst'gen Herden im entbrannten Sand,  
Mit Blütheneskmud und Schattenduft umgeben,  
Mit Abendthau gelöscht den Mittagsbrand,  
Versöhnt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben,  
Durch's Hochgefühl von Sprach- und Stammverband,

\*) Aus dessen interessantem Werke: „Das Frauenleben der Erde.“ (A. Hartleben's Verlag.

Und in das Schlächtenrauen Liebe selbst  
gewoben,  
Die hier auch ist, wie überall, von oben...

Das bewußte Liebeslied des Kriegers  
aber lautet:

„Dein gedacht ich, als die Lanzen  
Zwischen uns im Schwunge bebten,  
Und die graden braunen Schäfer  
Unser Blut zu trinken strebten.“

Wahrlich, nein, ich kann nicht sagen,  
Was von Dir mit solcher Stärke  
Mich ergriffen; ist es Krankheit,  
Oder sind es Zauberwerke?

Sind es Deine Zauberwerke,  
Werb' ich wohl Entschuld'ung finden;  
Ist es aber sonst ein Uebel,  
Muß ich Dich der Schuld entbinden.“

Es darf indeß nicht vergessen werden, daß der poetische Furor der Beduinen sich lediglich auf das unverheiratete Mädchen, nicht aber auf die Frau erstreckt. Die Stellung dieser letzteren ist nämlich nichts weniger als günstig, denn sie unterliegt der gleichen unausgesetzten häuslichen Plage wie alle übrigen islamitischen Weiber. Der Nomade zeigt in der Regel weit mehr Liebe für sein Pferd, als für seine legitime Gattin. Für jenes hat er zahllose Rosenamen; er herzt und schmückt es, plaudert mit ihm und singt ihm uralte Fehde-Lieder vor, und nach schwerem Ritze wendet er vorerst alle Sorgfalt für das edle Thier auf, während sein Weib erst in zweiter Linie bedacht wird. . . . Indes läßt sich auch hinsichtlich der Mädchen bei den verschiedenen Stämmen nicht gleich Günstiges sagen. Bei den etwas nüchternen speculativen Schomeren werden die heiratsfähigen Mädchen von ihren Müttern oft kurzweg dem Erwählten zugeführt und förmlich aufgedrungen. Als Heiratsabfertigung werden hierbei nur geringfügige Summen beansprucht, und wenn es dem so gewaltsam Vertrauten einfällt, sein junges Weib innerhalb vierundzwanzig Stunden wieder zu verlassen, so kostet dies nicht eine einzige Thräne, denn die mehr berechnende als zärtliche Mutter weiß gar rasch

einen zweiten, und wenn es nothwendig ist, einen dritten und vierten Gatten aufzutreiben.

In der Regel nimmt eine Beduinen-Hochzeit folgenden Verlauf: Nach erfolgter Werbung, welche meistens von Seite eines Freundes bei dem Vater des betreffenden Mädchens stattfindet, wird der Tag der Vermählungsfeier — gewöhnlich fünf bis sechs Tage nach der Zusage oder Verlobung (Talab) — festgesetzt. Dann finden regelmäßige Bolterabende statt (Talilat), an denen sich namentlich die Jugend stark betheiliget und welche damit angezeigt werden, daß man vor dem Zelte der Braut große Feuer anzündet und Musketen abfeuert. Alsbalb heben die schrillen „El mutawabat“, die weithin tönenden Lieder der Frauen an, jede Strophe von der „Sagruta“, einem eigenthümlichen Jubelrufe, begleitet. . . . Es ist ein köstliches Nachbild, das sich nun vor unseren Blicken entfaltet. Das tremolirende li-li-li-li der Sagruta trällert weithin über die Steppen und lockt, sowie das flackernde Brautfeuer, selbst die entferntesten Zeltbewohner an. Diese geben überdies mit dem Rufe „zum Zug“ (Jaru!) die Botschaft weiter, und bald umwogen singende Weiber, Männer und Kinder das Brautzelt, und das braune Wüstenkind mag sich starker Nerven rühmen, wenn es das infernalische Musketengeknatter ohne Erregung auszuhalten vermag. Natürlich sind zu solchem Zwecke eigene Lieder — meist anmuthige Reimspielerei — vorhanden, deren Rhythmus im frischen Marschtacte fließt. So singt ein Chor:

„Ich fürchte mich nicht und zieh' in der  
Nacht und fürchte mich nicht,  
Ich verzichte nicht und begeh'r mein Lieb  
und verzichte nicht;  
Wie ein nächtlicher Dieb und komm' über  
sie wie ein nächtlicher Dieb;  
Der Gürtel ach, ihr gekochener Gurt, und  
des Mädchens Flechten so lang wie  
der Gurt.“

Ist die Schaar vor dem Zelte angekommen, dann ergözen sich die Alten bei Kaffee und Tabak, während die



Jugend den Reigen schließt und die Frauen die ohrenerschütternde Sagrauta in die Nacht hinausträllern . . . Der eigentliche Hochzeitstag wird bei manchen Beduinenstämmen durch die etwas romantische Komödie ausgefüllt, daß die Braut von ihrem Freier gewaltsam aus ihrem Zelte entführt wird. Entweder erhascht er dieselbe daheim, oder in einem anderen Zelte oder vollends, wie bei den Sinai-Beduinen, im Gebirge, wo sie sich verborgen hält. Auch das Entlaufen aus dem Hause des Bräutigams gehört hin und wieder zum guten Tone, nicht minder aber das jungfräuliche Sträuben der Neuvermählten im Zelte ihres nunmehrigen Herrn und Gebieters. Im Uebrigen ist den Beduinen-Mädchen der freie Entschluß nach erfolgter Werbung seitens ihres Anbeters mehr gewährt als den arabischen Städterinnen. Spröde Zurückhaltung oder Mangel jeder Zuneigung seitens der Wüsten-Schönen, hat schon manchem behenden Delul-Reiter argen Kummer bereitet.

Des Beduinen höchste Auszeichnung, die er einem Mädchen zukommen lassen kann, ist die, daß er es bei einem Kriegszuge zur „Hadijah“ erwählt. Die Hadijah ist das Palladium eines Stammes und es begleitet denselben auf bunt aufgeputztem Kameele reitend, auf allen Kriegspfaden. Obwohl diese Auszeichnung, wie man sieht, nicht ganz ungefährlich ist, so würde ein Mädchen seine Wahl zur Hadijah niemals ausschlagen; mit einem stolzen Siegeslächeln geht sie freiwillig in den Tod. Gewöhnlich wird die schönste Tochter des Stammes-Scheichs außerwählt. Eine an Vergötterung gleichende Verehrung hebt sie hoch über das gewöhnliche irdische Gewürm, und wo der Beduine den Rnauf des Palankins seiner Hadijah sieht, da wird aus dem jaghaftesten Streiter ein Hero. Ihr Verlust durch feindliches Geschloß oder ihre Gefangennahme bereitet stets Verwirrung und Panik unter den Kämpfenden. So manche Schlacht am „Strome der Araber“ (Schat-el-Arab) oder in den Dattel-Landschaften des mittleren

Euphrat ging für den einen oder den anderen Großstamm verloren, wenn das Flammenauge der schönen Scheichstochter brach oder wilde Arnauten sie als Siegesbeute in's Lager des türkischen Paschas schleppten.

Welch' ein scharfer Contrast tritt uns gegenüber dem ursprünglichen Beduinenleben in dem Augenblicke entgegen, wo wir das Familienheim des arabischen Städters betreten!... Es ist auch in unserer Zeit noch viel von den Paradiesesfreuden des gartengeschmückten Damascus und der Romantik der palmengezierten Chalifenstadt am Tigris gefabelt worden, aber das ist Alles grobe Täuschung, absichtliches Hineinspintifiren farbigen Lebens in die prosaische Existenz des heutigen Bagdadiners und Damasceners. Was heute die Schönen in den vielgepriesenen Frauenkäfigen der Chalif-Epigonen für ein beneidenswerthes Leben führen, das wird man sofort begreifen, wenn man erfährt, daß der bagdadinische Eheherr sich als ein Geschöpf höherer Ordnung betrachtet und den weiblichen Theil der Familie selbst vor dem ungezogensten Duden bloßstellt. Wenn sich einer dieser letzteren an seiner eigenen Mutter vergreift, dann klatscht der Vater Weisfall und ruft: „Aferin!“ (Bravo!) Von Erziehung ist keine Spur. Die kaum den Kinderschuhen entwachsenen Knaben tummeln sich tagelang auf der Gasse umher, oder zeichnen sich durch rohe, böswillige Streiche aus, die ihnen von den zärtlichen Vätern als außergewöhnliche Proben von Lebensfreudigkeit ausgelegt werden. Die Frauen wieder, die früh, oft im Alter von zehn Jahren, heiraten und rasch verblühen, werden zwar von ihrem Gebieter eifersüchtig überwacht, doch genießen sie unter der Vermummung, die sie Jedem gegenüber unkenntlich macht, eine weit größere persönliche Freiheit, als den Herren der Schöpfung, welche am Tigrisgestade das große Wort führen, lieb sein dürfte. Von besserem Zeitvertreib in den Harems ist natürlich keine Rede. Die einstigen Dichter und Rhapso-

hat man vergessen, und keine der Frauen würde heute Auskunft über jene herrlichen Chalifen-Gefährtinnen zu geben vermögen, die vordem die poetischen Traditionen der Araber vom Persermeere bis zu den Taurus-Gipfeln hinauf ausfüllten. Gesang und Musik sind gleichfalls verstummt; es fällt uns schwer, die Körperverdreungen weiblicher Sklavinnen und ihr heiseres Gemeder besonders hoch anzuschlagen. Daraus geht hervor, daß die noch immer verbreitete Fabel, als sängen die modernen Bagdadinerinnen wie einst in der Chalifenzeit zur Guitarre zarte Minnelieder, nichts weniger als Berechtigung hat.

Ist das Eheleben ohne Abwechslung, ohne Reiz, so läuft auch alles Uebrige, was demselben vorangeht oder mit demselben in Verbindung steht, so ziemlich nach der Schablone. Bei dem arabischen Städter ist der Koran so gut maßgebend, wie bei den übrigen ansässigen islamitischen Völkern. Die bei Verlobungen und Hochzeiten in Uebung stehenden Gebräuche sind immer die gleichen, was bekanntlich in dem vielsprachigen Abendlande, trotz der Gemeinsamkeit in religiöser Beziehung, keineswegs der Fall ist.

Mehr als Alles gilt der Araberin von Stand der Puß. Es werden von Seite der Ehemänner oft die fabelhaftesten Summen aufgewendet, um den Ansprüchen ihrer Gattinnen zu genügen. Bei der immerwährenden Rivalität der Frauen in dieser Richtung wandert oft ein ganzes Vermögen, häufig auch das sauer Erworbene in die Taschen der Juweliere, welche perlenbesetzte Arm- und Knöchelspangen, Ohrgehänge, Strähne, Diademe, blinkendes Lodengesmeide, kostbare Amulette, Halscolliers und Gürtel in stets wechselnder Façon, immer aber von hohem Werthe, zu liefern haben. Natürlich bekommt man auf der Gasse diese Herrlichkeit nicht zu sehen, denn die Frauen sind, sobald sie in's Freie treten, bis zur Unkennlichkeit verummumt. Die Vermummung besteht zunächst in der Gesichtsmaske. Sie ist aus Pferdehaaren geflochten, durchsichtig und bedeckt

das Gesicht vollkommen. Durch diese Maske ist auch nicht ein Zug des Gesichtes zu erkennen. Den Körper hüllt der sogenannte Tschartschaf ein; es ist ein Weites, aus zwei Theilen quer zusammengenähtes Stück Zeug, dessen einer Zipfel mittelst eines Gürtels an der Taille oder mittelst einer Agraffe an den Schultern befestigt wird. Dieser sackartige Mantel wird um den Körper und über den Kopf geschlagen und vorne so zusammengefaltet, daß nur die Gesichtsmaske frei bleibt. Auch die Hände müssen verborgen werden, denn es gilt als unanständig, dieselben zu zeigen.

Scharfe Beobachter und Reisende, die sich lange in den großen arabischen Städten aufgehalten haben, wollen die Wahrnehmung gemacht haben, daß diese Maskirung nichts weniger denn den beabsichtigten Zweck erfüllt. Eine Ueberwachung der ziemlich frei mit einander verkehrenden Frauen ist nämlich nicht möglich, und es braucht die eine oder andere nur den Tschartschaf mit dem einer guten Freundin zu vertauschen und weder Mann noch Vater erkennt sie, wenn er ihr auf der Straße begegnen sollte, wieder. Die vornehmen Damen gehen übrigens nur selten aus, und wenn sie ihr Heim verlassen, so reiten sie am liebsten auf weißen buntgeschmückten Eseln und lassen sich von zahlreichen Dienerinnen begleiten.

Die gewöhnliche Haustoilette der arabischen Städterin höheren Standes erfordert keine eingehende Beschreibung. Sie besteht der Hauptsache nach aus einem Hemd von rother, weißer oder blauer Seide und gleichen Huderhosen, die bis zu den Knöcheln herabfallen und dort zugeschnürt werden. Darüber wird eine Art Talar aus sehr durchsichtigem Stoffe geworfen und derselbe mittelst eines meist sehr kostspieligen Gürtels zusammengehalten. Eine beliebte Zierde sind auch die Knöchelspangen, welche bei den Vornehmen aus einem massiven goldenen, bei den minder Bemittelten aus einem silbernen Ringe bestehen. Diese Ringe sind nicht

ganz geschlossen, sondern besitzen eine ziemlich breite Oeffnung, um sie ausdehnen zu können. Als Ohrgehänge sind ferner schwere Triangel mit allerlei Anhängseln, als Halscolliers Perlen-schnüre, beliebt. Die Frauen der ärmeren Classe und die Fellah-Weiber tragen als Halschmuck Glascorallen, und auch die Armringe bestehen aus solchen. Das stereotype Hauptkleid der Fellahin ist das blaue Hemd, welches überall, am Tigris, im arabischen Hochlande, in den Steppen, zu Damascus, am Sinai und am Nil im Gebrauche steht. Beduinen-Frauen pflegen auch Nasenringe oder Nasentkämpfe anzulegen, und heiratsfähige Jungfrauen spinnen ein rothes Tuch um ihre blauschwarzen Locken.

Im Allgemeinen finden sich unter den Bagdaderinnen viele Schönheiten; das Wohlleben verschafft ihnen aber frühzeitig eine gewisse Körperfülle, die den Schönen des Orients ebenso unwillkommen ist, wie den unserigen daheim. Die Beduinen-Frauen hingegen bleiben zumeist mager, ja schwächlich, was schon die Lebensweise, die ange strengte häusliche Thätigkeit und der ununterbrochene Aufenthalt im Freien mit sich bringen. Beduinische Schönheiten sind übrigens unter den Wanderstämmen nicht zu zahlreich gesäet; doch preist das Wüstenlied die „gazellen-äugige braune Maid“, und manche Rababuts-Tochter im einsamen Wasen-Sanctuarium ist den modernen Rhapsoden als Modell gesehen. Die schönsten Frauen leben in Oman, dem bekannten Küstenreiche im äußersten Osten der arabischen Halbinsel. Dort genießen sie eine so weitgehende Freiheit, daß es Niemand tabeln wird, wenn die braunen Schönen der trans-akhdar'schen Wasen bis in's Jelt des europäischen Reisens den eindringen und mit demselben allerlei vorlaute Späße treiben. Dafür steht die Omanitin allerdings bei den übrigen Arabern in nichts weniger als tabellosem Ruf.

## Der Schwärmer.

Gedicht von Franz Freihelm.

Wenn an ein Wesen ich gedenk,  
Dem treu mein Herz ergeben,  
Erwacht in mir der stille Wunsch,  
Für sie nur stets zu leben;  
Da denk ich oft: „Könnt zaubern ich  
So nach der Kunst der Alten,  
Ich wärd' für sie verwandeln mich  
In allerlei Gestalten.“

Ich würde eine Rose sein,  
Die ihr die Brust soll schmücken,  
Und ließe mich mit hoher Lust  
Von ihrer Hand dann pflücken.  
Ich würde auch ein Spiegel sein,  
In dem sie täglich blühet,  
Damit ihr lieber, sanfter Blick,  
Schon Morgens mich beglücket.

Als eine Uhr im Zimmer wärdt  
Ich die Gestalt auch wählen,  
Daß meines Herzens Schläge sie  
Dann immer möge zählen.  
Als Nadel dient ich gern auch ihr,  
Die nicht zerbricht noch rostet.  
O Lust für mich, wenn sie sich rüht!  
Und ich ihr Blut gekostet.

Als Rissen, kaumig weich, wärdt' ich  
Ihr liebes Haupt auch tragen,  
Da wärd' ich ihr im Traume dann  
Den Wunsch des Herzens sagen.  
Als keuscher Mond, der sie bescheint,  
Wärdt' Nachts ich ihr gehören,  
Da küßt ich Mund und Wange ihr,  
Sie könnte sich nicht wehren.

Lust wär's für mich, ein Brief zu sein,  
Durchweht vom Geist der MUSEN,  
Da wär mein Platz, der Welt verborgen,  
An ihrem keuschen Busen.  
Dem Herzen nah, wärd' leise ich  
Sie dann beschreiben fragen:  
„Wann darf mein armes, treues Herz,  
Auf Dich zu hoffen wagen?“

Wenn grausam sie mein Herz verkannt,  
Wärdt' ich ein Thierchen werden,  
Nicht sei mit Namen es genannt,  
Stolz ist sein Reich auf Erden;  
Ich ließ von ihr mich fangen gleich,  
Droht mir auch das Verderben,  
Denn Seligkeit wärd' es für mich,  
Von ihrer Hand zu sterben.

Wia mei Rothkröpfel sein Geiſt auf-  
gebn hot.

Vöglſonga bin ih koana. Und denah  
noh gfoltt ma däs gſedabi Völlerl ſo guat.  
— Daſs ſ' äba mei Haus ſtiagn und  
in Wold auffi und daſs ſ' koani Stiefl  
gtretn, wan ſ' ins Auslond roaſn, zwegn  
den bin ih eahna nit neidi, zwegn den  
richt ih koani Follan auf; und daſs ih  
ſ' eper in an eiſnas Gader einſpirad,  
ſe that ih ſcha gor nit — für woſ  
hät'n ſ' dan d' Flüg'n? Woſ koani  
Flüg'n hot, woſ ſchlecht, aſ wir a  
Fuchs, woſ kriacht, aſ wir a Wurm -  
däs ſul mar einſpirn, wult ih moan.

Ih, wan ih Vögerln will ſehn und  
hör'n, ſo geh ih holt auffi auf d' Weid;  
mei Voglſteign is die gonz Welt, und  
Du konſt ma gor koan Vogl nenna,  
den ih nit in mei Steign hät.

Ober immeramol häſt doh auf mein  
koan Fenſtabantl ſo a Vögerl ſehn ſina,  
a Rothkröpfel — ſe nämlich, va den  
ih da heunt woſ dazähl'n will. Da-  
zähl'n, wias is gwen und wias wul öfta  
mog ſein, wan da Menſch Augn hät  
dafür.

's muas long ſchon umanondagflogn  
ſein in mein Hof; auf'n Bam va mein  
Haus is s oft gſeff'n und hot ma zu-  
gſchau't han Gulzkiabn und Graſshof'n.  
Aft hot s mar immer a Diabl vofungen,  
— ſe Diabl hot miſ ollamol gmaunt  
auf mei Diandl, däs ah ſo ſchön ſinga  
lon und däs a roths Kröpfel hot, wias  
Vögerl auf n Bam.

Aft hon ih gern Brotbröſerler und  
Gobalröndler auf s Fenſta glegt, und  
in da Fräa, wir ih munta worn bin  
und d' Sunn aufgongen is, ſteht s  
Rothkröpfel ſchon auf n Fenſtabantl, ſingt,  
daſs in Gortn völli olli Bloamen und  
Roſan munta worn ſein und daſs mei  
Bluat grech'n zan tonzn onghebt hot, va  
lauta Luſtigleit — jo, und aft bed'ts  
die Bröſerler und die Röndler auf,  
und wias ſiati is damit, bed'ts  
noh a wend' auf die Glosſcheib'n, wia  
won s a ſih bedont'n wult ba mir; ih  
moan, wan ih s Fenſter aufgmocht hät,

s war einigflogn zu mir ins Beterl und  
umaghupft auf da Hüll — mei Vö-  
gerl! —

So hobn ma s in gonzn Summa  
trieb'n; ober eh s noh da Hiabſt is  
ſeman, is s onderſcht worn.

Zu Baſchlmei wars. A hoaffa Tog  
is gwen und auf d' Nocht, wias finſta  
worn is, hots zan himlazn und zan  
Dunern onghebt, daſs s a Graus is  
gwen. Drauf mocht's auf oamnal an  
Schepera, daſs ih gmoant hon, d' Welt-  
lugl ſpringt mitn auſanonder und aft  
— is s ſtill gwen. 's Monſcher is  
aufgongan; ih hon noh mei'n Broſan  
und Röndler auf s Fenſta glegt und  
bi ſchloſn gonga.

Ober in noan Tog drauf, wia d'  
Sunn aufgeht, kint mei Rothkröpfel nit  
aufs Fenſtabantl wia ſiſt, und die  
Broſan bleib'n liegn, bis Mittag. Ih  
denk noh: Nau, wo is dan heunt mei  
Vögerl? 's wird doh nit ſcha fuat-  
gſog'n ſein, ſelm häts ma lacht doh  
auf'n Glosſcheiberl noh a Biatdihgott  
gſogt. Leicht is s bidln gonga, denk  
ih ma, und auf d' Leſt bringts a jungs  
Weiberl hoam, daſs n für'n Winta nit  
kolt und nit die Zeit lont wird; kon  
ſein, daſs ih s ah a ſo moch.

In der Roatin geh ih Nomittag  
Zuabamah'n. Wir ih oba zan Bam kim  
und d' Sengs weyn will, woſ ſiach ih  
do z' Fläſſ'n? Mei Rothkröpfel ſiach ih  
liegn auf'n grean Wofn, über und äba  
ſtar, s Röpfel inta ſih drein und die  
Kramperla noh um a Bamzweig'l ghaglt,  
aſ wia wan däs obn broch'n war und  
s Vögerl koani Flüg'n ghobt hät zan  
Doniſſiagn. — Wir ih ober auf'n Bam  
auffi ſchau, mei, do ſiach ih s, wias  
hergongen is; a gonzi Spoltn Gulz hot  
s auffa griſſ'n ghobt — in Bam hot in  
da naſt Nocht da Bliz eingſchlog'n.

Du orms Vögerl du, denk ih, du  
biſt mei liabaſts Thierl gwen; woſ ih  
da gebn hon, ſe zohlt ſih nit aus, daſs  
ma redt davon, du hoſt ma vielmächti  
mehr Freud gmocht; mei Diandl hoſt a  
lent und ih moan, wan ih s ſcha gheirat  
hät, du warſt noh auf d' Hohzat mit-

gflagn. Oba nau, weils nit sein hot beafn, weil 's d so gah dein Geist aufgeben host müassn, so will ih dih ah christlich begrobn! — Drauf, wir ih miß hul zu mein Bögerl — Dua, was hon ih do gsehn? A gonza Schipl Käfa sein umaglaßn ums tobtii Thierl und hobn grobn in der Erbn; gleim nebn an Leicherl hobn s' a tiafs Loch gmocht, bis s Rothkröpfel in s se eini- luglt is. Daweil is nebn an Bam a Glocnbleamerl gstonbn, und das hot ollaweil gschuablt und gschuablt, as wia wann s läutn wult zan Begräbnuß, und a kuhlschorza Weinsolter is daher gflagn und hot sih grob nebn an Glocnbleamerl und nebn an Graberl auf an Grosholm gsetzt. Noçha, wias Bögerl glegn is intn in sein tiafn Det, sein die Käfa her und hobn s zuagmocht — und hiazt wa mei Rothkröpfel begrobn. Die Käfa sein sih valaßn in Gros, s Glocn- bleamerl hot zan läutn aufgehört und da schworz Weinsolter is longsum davon gfloderzt umi üba d Wiefn und eini in Wold. — Grob ih bin noh long gstonbn ban Grob und hon ma denkt, wias ban doh sein mog auf da Welt, s lustigast Bögerl in Lüftn muas oba, und fogor in Sond die Käfa wiffns, wo s hinghört.

Hiazt schloßts. Ober ih denkt — und ih bit ent, losstis ma den Glauben! ih denkt, mei Bögerl wird wieda munta.

Fortsetzung des Alphabets von Kosegger.

### S.

saggern, Fluchwort, so viel als: Saferment. Du Saggern heißt: Du Ber- suchter, nur in etwas milderer Kuan- cirung.

Sappel (der), Holznechts-Werkzeug, ein an einem Stiel befestigter Eisenhaken zum Anhalten und Ziehen der gefällten Bäume.

sanglogguläuta, unehrbare Gespräche führen. Saunoga (die), Schimpfwort für einen unreinlichen oder unzüchtigen Menschen. schandau, Schneerutschen, das Schlittchen- fahren der Kinder.

Schanda (der), dichtes, verwirrtes Haupt- haar.

schebern oder scheppern, einen schrillen Ton geben.

Scheer (der), Maulwurf.

scheltn, grauen. Wan ih üban Freitshof geh, scheltns miß.

schelch, schief.

schias, scheu, auch: häßlich, wild, zornig. Miß geht da Schias an, ich fürchte mich.

schiaßn, spielen.

Schibel (der), an olta Schibel, ein alter, mühseliger Mann, auch: Schopf. Ih nim Dih ban Schibel!

schichti, wild, zornig.

schiedn-läuta, verschieden-läuten, unmittelbar, nachdem Jemand gestorben ist; es untercheidet sich vom Zügen-läuten während des Sterbens und vom Leich- ausläuten nach dem Begräbnisse.

schintn, sich abmühen, abradern.

schlazi, schläpfrig.

schlels, schlels! ein Ausbrud von Schaden- freude, so viel als: lede das Bittere nur auf!

schlewi, die Zähne lang werden, das Empfin- den in den Zähnen nach dem Genusse von saurem Obß.

schlaffen, auch: schluffn, schläpfen.

schliggrament, auch: siggera, Fluchwort, milder wie saggerra.

Schlorspa (die), ein Wagen mit zwei Rädern voran und zwei Schlittenbäumen rückwärts.

schmedn, riechen. Ih schmed a Brandln, ich rieche Brandgeruch. ja schmeds! ja, wittere es.

Schmeis (der), Reinschnürchen am Ende einer Peitsche, zum Behufe des Anhaltens.

Schmelshu (die), Halm vom Federgras.

schmentn, schellen, fluchen.

schmiragln, ein beliebtes, aber äußerst un- grazioses Gesellschaftsspiel mit einer großen Kugel, die man auf Regeln hinwirft.

schmunzn, schmunzeln.

schnaura, schnarzen.

schnegan, spielweise schnitzen, aus Holz in freien Stunden allerlei Kleinigkeiten verfertigen.

Schneidaseel (die), Schmetterling, auch: Flebzau oder Weisfahda.

schneidi, scharf, mutzig. Oß a Schneid, Dua? ih wa rafferi!

schneppln, fieberhaft hastendes Hinundher- schiefen.

schnipfn, Rehlen im Kleinen.

Schnitga (der), scharfes, großes Brotmesser.

schnoaffn, sich winden, zusammenringeln.

Schnoasn (die), lange Reihe von Menschen oder an einer Schnur zusammenge- faßte Gegenstände. auffschnoasn, an- fassen.

schnoatn, Aeste vom Stamm haden, gras- schnoatn.

**schoban**, brodeln, auch: geschwätzig, rasch sprechen.

**schoppn**, Aniahschoppn (die), das Schwäche- und Schmerzgefühl in den Knien beim Abwärtssteigen.

**schozla**, an etwas lauen, durch Speichel weichmachen und saugen.

**schogaga**, scharren, schrillen, ächzen. Er **schogagt** mit n **Zähndu**. Da **Wogu** **schogagt**.

**Schoatu** (die), Span von zugehacktem Holze, **Sogischontan**, Sägelpläne.

**scholl**, armfelig, schlecht.

**Schovidl** (die), Nachteule.

**Schrid** (der), Sprung an einer Mauer, einem Gefäße.

**schuadln**, schauteln.

**schumeln**, fortschieben, fortbrängen. **Au orms** **Wassl** **schumeln** f von **oau** **Haus** **jan** **oudan**.

**Schupfn** (die), Schuppe, Scheune.

**schupfn**, schleudern, schnellen.

**se**, **se**, auch **Ratt**: ihnen. **Bin** **ba** **se** **gwen**, **bin** **bei** **ihnen** **gewesen**. **s** **se** **is** **gor** **in** **Sohn**, **das** **ist** **gar** **kein** **Zweifel**.

**Sehta** (der), Kübel, Schöpfegelte.

**seidi**, sättig, stark, viel. **Da** **Duna** **hot** **seidi** **trocht**.

**Seel** **aus** **da** **Haut** **joga**, Jemand heftig erschreden.

**sei**, in bestimmten Fällen **Ratt**: **se**. **Sei** **hou** **ih** **gern**, **sei** **hou** **ih** **gfrogt**, **aber** **nicht** **etwa**: **sei** **is** **mei** **Wei**. Rächerlich unrichtig ist das von Dialektbüchern mitunter angewandte: **die** **Sei**, was so viel als **se** oder **das** **Cheweid** heißen soll.

**seisn**, plaudern.

**Seitupseisn** (die), Flöte.

**selm**, dort, dann, so, damals. **Selm** **steht** **a** **Dam**. **Wank** **brav** **bist**, **selm** **hou** **ih** **Dih** **gern**. **Selm**, **wir** **ih** **jung** **bi** **gwen**, **hot** **miß** **s** **Lebn** **grent**.

**sempan**, langweiliges Brummen und Rausonniren.

**serbn**, kränkeln.

**sid**, **sida**, seitdem, seither.

**Sidl** (die), Behnstz auf einer Truhe.

**sindla**, traurig, betrübt. **Er** **is** **sindla**, **weil** **n** **d** **Muader** **is** **ghorbn**.

**sindn**, Seufzen, Stöhnen der Kranken.

**ist**, sonst.

**soda**, so viel wie: also, nun ist's fertig.

**so** **holt**, sagt der Bauer, wenn er befragt wird, warum er das oder das gethan habe, und er weiß sonst keine Begründung vorzubringen.

**spazi** **hobn**, eine Zeit frei für sich haben.

**speanzln**, liebäugeln.

**Spekagga** (der), hausfrender Bettler.

**spekn**, sich einen Holzsplitter in das Fleisch stecken. **Da** **Nonn** **Dua** **hot** **siß** **gspellk**.

**spet**, bitter, abelschmedend.

**spiazln**, spuden.

**Spin** (die), Milch der kinderfügenden Frauen.

**spona**, etwas ahnen. **I** **hou** **s** **gspon**.

**spreizn**, sich weigern. **Spreiz** **Dih** **mit** **a** **Beil** **und** **richt'** **Dein** **Orbat**.

**stod**, langsam. **Geh** **stod** **!** **ein** **gebrauchlicher** **Gruf** **des** **einen** **Andern** **Einholenden** **auf** **dem** **Wegen**.

**Stamperl** (das), Gläschen für Brantwein.

**stanzln**, stolpern.

**stedi**, wild, unbändig geworden. **Da** **Stter** **wird** **stedi**, **wankt** **n** **;** **viel** **schlogk**.

**Stehwein**, guter Wein, den man vor dem Fortgehen noch stehend trinkt.

**Steggn** (der), dürrer Aß.

**Stier** (die), das Handwerken in fremden Häusern.

**Stiehl** (das), Büschchen von Astersedern.

**stidl** **steil**.

**Stiegl** (die), Steigbrett über einen Holzjaun.

**stiftn**, Feuerzahlen.

**stirzn** **gehn**, feiner Arbeit, Obliegenheit ausweichen.

**stousteirisch**, ursteirisch.

**stodad**, untersetzte Gefalt.

**Strandn** (die), Speise aus Semmel, Eiern und Schmalz gekocht.

**Straukn** (die), Schnupfen.

**stresn**, das vom Winde gepeitschte Regnen.

**strigln**, abklammern und abschaben der Haus-thiere mit Striegeln, Eisenschaben.

**stuzgn**, stottern, auch **Ratt**: schnadzen. **s** **Schnagerl** **stessn**.

**Stuiffn** (der), dürrer, hervorkehender Aß, hervorkehender Gegenstand, an den man sich stoßen kann.

**stuma**, klagen, über etwas brummen.

**sunpan**, schrillen.

**Sunawendkränzl** (das), Kraut, welches um die Sonnenwende gepflückt, getrocknet und geweiht wird, gegen böse Wetter und vermeintliche Hexereien verwendet.

**T.**

**Tafasomsta** (der), Tauffamstag, Charfamstag.

**tamisch**, schwindelig.

**telkn**, das stille, rauchende Berglimmen eines feuchten Holzes.

**terisch**, taub.

**tefschn**, zsmetzschn, plattbrücken, zerknittern.

**Thürwagl** (der), Thorwart.

**Tilla** (die), Hülse.

**togagn**, toben, pochen.

**Tomerl** (der), eine Art Rehlkuchen.

**tohn**, taßen.

**tonzn**, dort, **da** **tonzi**, derselbe.

**Tragatsch** (der), Schubkarren.

**treda**, eher, früher.

**Tremel** (der), Prügel.

**Trez** (der), eingefriedeter Raum zum Melken der Rüche auf der Weide.

**tristan**, das Zuden und Hüpfen eines Kindes, auch: **tredlagn**.

**Tromppa** (der), großer, schwerer, unförmiger Schuß.  
**troß**, tollkühn. **Wauß anzu Dam steigt**, so sei mit Gott; **troß**, sich konnt owa-solln.  
**troweiß**, wahnwitzig, die Geistesföderung im Fieber.  
**Trum** (das), großes Stück. **U Trum Speck-tuschn**, poltern, **a Tuschn**, ein Knall.

### M.

**Maha** (das), auch: **Ura**, Sauerteig.  
**Uebagsglas** (das), Obergeschöß der Ställe, Scheune.  
**Uebareita** (der), Zoll-Grenzwächter zur Zeit der ungarischen Grenzsperr.  
**übaschatai**, die verlängerten Schatten gegen Abend.  
**übaschahui**, der schiefe Blick eines nach aufwärts schielenden Kurzsichtigen.  
**uich**, statt: euch. **uicha**, euer.  
**Umageha** (der), Hausfuxer.  
**umi**, hinum.  
**umsteden**, seinen Sinn ändern.  
**umstehn**, verenden.  
**um und um**, ringsherum, in der Runde.  
**Umurku** (die), Gurke.  
**Uuend** (der), ein tollwitziger, Uebermüthig lustiger Mensch.  
**Uufurm** (der), die Unart.  
**Uufrust** (das), Ungeziefer.  
**ungsonzt**, ungezogen.  
**uraffen**, an etwas Eksthemem wühlen, pressen, von etwas muthwillig das Schlechtere ausscheiden.  
**Uras** (das), das Ausgeschiedene. **urass-gessn hobn**, sich an etwas Ueberfättigt haben.  
**Urtaub nehma**, sich verabschieden.

### N.

**nabradn**, Pulver unnütz verschicken.  
**nahökt**, gemildertes Fluchwort für: höllisch.  
**najauka**, verjagen.  
**najant**, verjagt.  
**najura**, lustig verspielen.  
**baliasn**, **baluisn**, verlieren.  
**banuzin**, Jemanden schlechtmachen, etwas machen, was mißrath.  
**baredu**, sich etwas verschwören.  
**barcuna**, sich auf dem Wege ein wenig verirren.  
**Biana** (das), Vortuch, Schürze.  
**birí**, nach vorwärts. **Geh birí zur Oka**, gehe vor zum Altar.

## Bücher.

Die Gefahren zur See und die Rettung Schiffbrüchiger. Unter den zahlreichen schätzenswerthen Arbeiten, welche die von Frommel und Pfaff bei Carl Winter in Heidelberg herausgegebene Sammlung von Vorträgen enthält, ist K. Werner's Brochure über die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger von hervorragendem Interesse. Dieselbe schildert mit packender Lebendigkeit (wie der unserm Geste einverleibte Auszug zeigt) die Gefahren, welche den Seefahrer bedrohen, sowie in instructiver Weise das an den englischen Küsten seit langer Zeit ausgebildete, in Deutschland stets wachsende Rettungswesen für Schiffbrüchige. Den englischen See-Rettungsanstalten verdanken an 25.000 Menschen ihr Leben, aber auch das junge deutsche Institut hat heute schon mehr als 1000 Personen dem sicheren Tode entrisen. Werner deutet die Organisation solcher Anstalten an, schildert die Construction der Rettungsboote und plaidirt mit berechneten Worten für die weitere Ausbildung dieses segensvollen Institutes, das wir wohl auch für unsere österröichischen Küsten anstreben sollten.

Es ist uns leider nicht möglich, auf jedes einzelne dieser Hefte zurückzukommen. Doch hätten wir auf die Schriften: „Ueber Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Sprache“, „Die Entleerung des Christostomus in der abendlündischen Kunst“, „Tod und Ewigkeit in den Liedern der Kirche“ und besonders auf den Vortrag von A. Schaefer: „Goethe's Stellung zur deutschen Nation“ gerne hingewiesen.

Oberamergauer Passionsbriefe von Ferdinand Groß. (Leipzig, BernhardSchilde.) Viele Schriften kursiren über Oberamergau und sein merkwürdiges Myrterium, aber die ist der besten eine. Sie ist kurz und sachlich, humorvoll, warmherzig, aber auch kritisch, kritischer, als man es in dieser Sache gewohnt ist. Groß betrachtet die Oberamergauer Künstler nicht als Protestantent, auch nicht als Leute, welche im Passionsspiele eine Art von Gottesdienst begehren, sondern als Berufschauspieler, welche eine von Generation zu Generation gekommene Ueberlieferung von Jugend auf studiren. Freilich nur zum Selbstzwecke und aus ethischem Grunde: um das Gelübbe zu lösen, denn Geschäfte wollen sie mit ihrer Kunst nicht machen und dieser eine Umstand erhebt die Oberamergauer Ueber andere Künstler. Es sind arme Leute, wovon durch Bildschönigerei der Eine für sich und Familie täglich nicht viel Ueber einen Gulden verdient; aber sie verschmähen den Judaslohn für das Passionspiel und

begnügen sich gerne mit dem geringen Antheil, der kaum ihr Leben frißt. Der Christusdarsteller, als der erste und ange strengteste Künstler erhält für die Spiele des ganzen Sommers 350 Mark.

Groß' Passionsbriefe sind ursprünglich für die „Frankfurter Zeitung“ geschrieben worden, aber sie sind thatsächlich eines weitern Besekreises werth.

**Kleine Führer.** I. Ampezzo und seine Dolomite, von H. Ros. II. Gastein und seine Nebenthäler, von demselben. Mit je einer Karte der österreichischen Alpenbahnen. (Verlag von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.) Jeder, der bescheidenste Spaziergänger wie der kühnste Bergsteiger findet in diesen Hefen seine Ansprüche berücksichtigt und eine Reihe von Touren verzeichnet, welche mit äußerst praktischen Angaben über Wegentfernungen, Preise, Kost und Wohnung versehen sind. Die Brochüren unterscheiden sich nicht nur dadurch rühmlich von Werken ähnlichen Schlages, sondern auch durch die klare, frische Schreibweise des Verfassers, den die Leser des „Heimgarten“ ja schon kennen und lieben haben. Man findet in ihnen nicht nur interessante Daten über verschiedene Ortsnamen und deren allmälige Verballhornung durch den Landesdialekt, sondern auch kleine, ganz beachtenswerthe nationalökonomische Winke. Dem Schriftchen über Gastein liegt eine Tabelle der lohnendsten Spaziergänge sammt Rängenangabe bei, jenem über Ampezzo ein Verzeichniß über die beliebtesten Ausflüge von Cortina aus, nebst verschiedenen Höhenmessungen der Berge im Ampezzaner Thale und dessen Umgebung. Diese Reiseheftchen sind allen Touristen auf das Wärmste zu empfehlen. Wir wünschen nur, daß weitere Ausgaben bald folgen mögen; wir wüßten ja doch keinen besseren Führer, als den vielgerühmten, geistvollen Schriftsteller und ausgezeichneten Kenner der Alpen Heinrich Ros.

**Im hoher Fluth.** Gedichte von Georg Freiherrn von Dyherrn. (Wreslau, Adolf Kiepert, Hofbuchhändler.) Den Eingang des Buches ziert das Bildniß des zu früh dahingegangenen Verfassers mit dem schönen Spruche: Eher sterb' ich, als ich untreu bin! — Was die Gedichte selbst betrifft, halten wir es mit H. Gottschall's Worten: Die Dyherrn'sche Poesie ist eine echt aristokratische, in des Wortes bestem Sinne.

Touristen., welche die Schweiz besuchen wollen, machen wir auf die im Verlage von Orell Füssli & Co. in Zürich erscheinenden „Europäischen Wanderbilder“ aufmerksam, welche sich dem Besten, was auf dem Gebiete der illustrierten Reiseführer je geleistet, zur Seite stellen dürfen. Der Text spricht sehr an und die Illustrationen sind in jeder Beziehung kleine Meisterwerke.

Dem „Heimgarten“ sind ferner zugekommen:

**Der Touristenverkehr und die Mittel zur Förderung desselben.** (Verlag von Orell Füssli & Co. in Zürich.)

**Alpine Chronik des österreichischen Touristen-Clubs.** Red. von Edm und Graf. 1. Jahrgang, 1880, Nr. 1 und 2. (Wien, 1880, L. C. Zamarski.)

**Die musikalische Praeludation.** Dargestellt an der Hand der Entwicklungsgeschichte des deutschen Gesanges. Musikalisch-philologische Studie von Wilhelm Rienzl, Dr. Phil. (Leipzig, Verlag von Heinrich Neittes, 1880.)

**Deutsche Landschaften,** herausgegeben von J. Rodenberg. 6. Jahrg., 9. Heft, 1880. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

**Mythen und Sagen aus dem heidnischen Hochlande.** Gesammelt und herausgegeben von Johann Krausz, 3 und 4. Heft, 1880. (Brud a. M., Verlag von Karl Jilg.)

**Hartleben's Handlexikon des ganzen kaufmännischen Wissens.** Herausgegeben von Prof. Dr. M. Gaushofer, Prof. Dr. Feischtinger, Handelskammer-Secretär Dr. J. Sandgraf und Anderen. 3.—7. Lieferung. (Wien und Pest, A. Hartleben.)

**Deutsche Landschaften für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts. 9.—10. Heft, 2. Jahrg. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

**Das Innereleben der Erde.** Von A. von Schweiger-Kerckenfeld. Mit 200 Illustrat. 4.—6. Lief. (Wien u. Pest, A. Hartleben.)

**Sieben Jahre in Süd-Afrika.** Von Dr. Emil Holub. 9.—14. Lief. (A. Hölder, Wien, 1880.)

Hallberger's „Illustrated Magazine“. Founded by F. Freiligrath. Nr. 7—10. (E. Hallberger, Stuttgart.)

**Neuere Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- u. Hauswirthschaft.** Herausgegeben von Dr. Th. Koller. VII. Jahrgang, 6. und 7. Heft. (A. Hartleben in Wien.)

**Drei Hüfte.** Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Fr. C. Schubert. (Leipzig, C. Neuge.)

**Gedichte von Sophie Gräfin Rinsky-Börner.** (Graz, im Selbstverlage, 1879.)



**Jesus Christus.** Eine Dichtung von Oskar Linke. (Bremen, J. Rühmann's Buchhandlung.)

**Ins zwei Joux.** Rumänische Cultur- bilder und novellistische Skizzen von Marca Brociner. (Verlag von J. Rühmann's Buchhandlung, Bremen 1880.)

**Inchlandsnovellen** von Georg Freiherrn von Dyherrn. (Adolf Riepert, Breslau, 1880.)

**Oesterreichs Janier.** Gedicht von Ludwig Germonit, in Musik gesetzt von Max v. Weinzierl. (Eigenthum des Componisten, Wien, Buchholz und Diebel.)

**Kosmos.** Zeitschrift für einheimliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel. Herausgegeben von Dr. Ernst Rause. IV. Jahrg., 3. Heft. (Leipzig, E. Gänther's Verlag.)

**Moravia.** Eine Monatschrift für Literatur und Heimatskunde, herausgegeben von W. Müller. III. Jahrg., 1. Heft. (Verlag von Rudolf M. Rohrer, Brünn, 1880.)

**Pariser Kirchenlichter.** Didon. Boyson. Skizzen von M. G. Conrad. (Zürich, Verlags-Magazin.)

**Gedichte** von Robert Weber. Fünfte unveränderte Auflage. Erster Theil. (Basel, Selbstverlag des Verfassers, 1881.)

**Ludwig Kosuth: Meine Schriften aus der Emigration.** 3.-4. Lieferung. (Prestburg und Leipzig, C. Stampfel, 1880.)

**Majer Franz.** Roman von Frau Bosboom-Louffaint, deutsch von St. Vorn. (Leipzig, Verlag von Schulze & Co.)

**Maria Theresia und Kaiser Josef II.** Von M. Hermann. 7.-10. Lieferung. (Verlag von A. Hartleben in Wien.)

**Die Jouxan von ihrem Ursprung bis an die Mündung.** Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes. Von Alex. F. Hefsch. Mit 200 Illustrationen. In 25 Lieferungen à 30 Kr. = 60 Pf. Lieferung 19-25. (A. Hartleben in Wien.)

**Zwei Frauenherzen.** Charakterbild von Balista Callwig. (Verlag von Adolf Riepert, Breslau, 1880.)

**Národ sobě. List pamětní vydaný ve prospěch českého divadla národního pěti umělecké besedy.** Květen, 1880.

## Postkarten des Heimgarten:

**„Erreuer Abonent“, Prag:** Dürfen uns eine bestimmte Antwort zu geben, nicht erlauben.

**Suidoni.** Ein geistvolles Lob des Todes. Aber wir mögen den Rühmlichen und Selbstmordsbeflissenen die Siebe nicht thun, diesen Aufsatz abzubringen.

**E. J. . . ke, Triest:** Tausend Dank! Endlich einmal ein classisches Gedicht. Selbstverständlich drucken wir es ab:

### Liebesmacht.

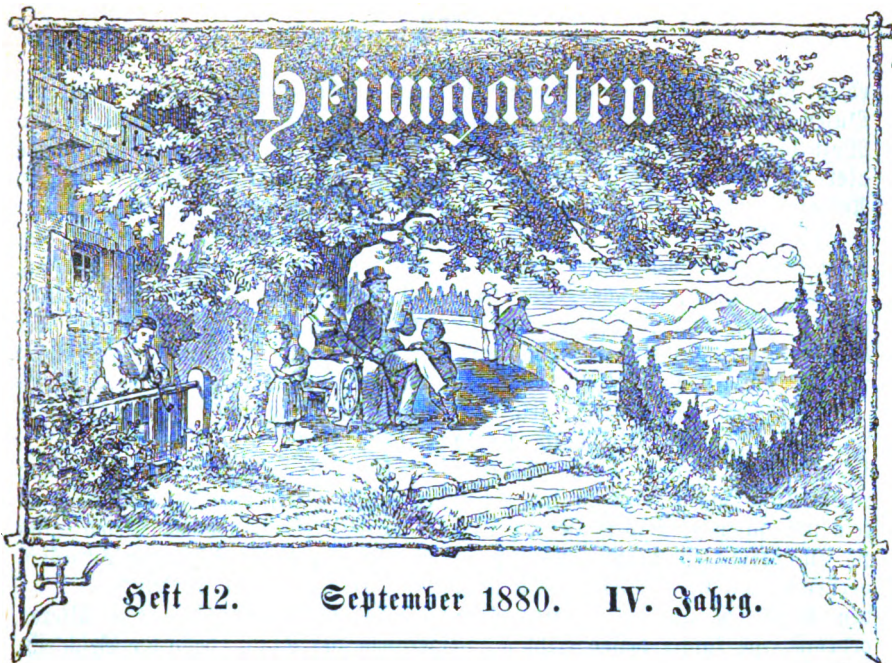
Nicht der Körper schlanke  
Der Augen Himmels-Glanz  
Oder 's Gold der Flechten,  
Rein „Nizi“ ist es ganz;  
Die mit Falschen, Echten;  
Die mit Fehler, Tugend;  
Mit Gut'n oder Schlechten,  
Im Alter wie 'n Jugend  
Mich ganz gefangen hält.

Schicken Sie uns doch bald wieder was.

**Heimgartenfreund, Pflagenfurt:** Die „Gottesmörder“ von E. M. Vacano. Verlag Hedenast's Nachfolger, Prestburg.

**J. S., Innsbruck:** Der Grillparzer-Berein in Wien wird demnächst die Gedichte Fercher's von Steinwang herausgeben. Somit ist Ihrem Wunsche begegnet.

**Ch., Siegedin:** Allerdings, wenn nicht jeder von uns beim A.-B.-C. anfangen müßte. Auch sind wir der Anschauung, daß, wenn im Menschengeschlechte die intellectuelle Thatkraft beim Einzelnen nur um zehn Jahre länger anhalten würde, als es der Fall ist, wir in wenigen Jahrhunderten ungeahnte Siege über die Materie erringen würden. Nicht daß der Geister zu wenige sind, sondern daß sie zu kurz leben, ist zu bedauern.



Heft 12.

September 1880.

IV. Jahrg.

## Eine glückliche Ehe.

Novelle von Luise Leher.

(Schluß.)

Ueber eine Woche war verstrichen und die Wirthschaft ging fortad wie am Schnürchen.

Der Kaffee delicat, das Mittagmahl vorzüglich und allabends saß Frau Bertha im coquetten Spitzenhäubchen, ein weißes Schürzchen vorgebunden, mit einer Stickerie beschäftigt, neben ihrem Manne, der behaglich seine Pfeife schmauchte und zwischen Wachen und Schlafen in den Zeitungen blätterte.

Die feinen Finger Bertha's zuckten mehrmals in nervöser Hast bei dieser harten Geduldprobe, der Faden riß auch öfter als zum Gedelien der Arbeit förderlich war, aber ihre Miene blieb heiter und sanft; nur das große, dunkle Auge richtete sich von Tag zu Tag fragender, erwartungsvoller auf ihres Mannes Angesicht.

An einem besonders schwülen Nachmittag war der Doctor vollends entschlummert. Man hatte ihn Nachts

aus dem Bette zu einem Kranken gerufen und so holte er das Versäumte nach und schlief bis in den kühlen Abend hinein.

Als er endlich erwachte, fehlte seine Frau auf dem gewohnten Platz an seiner Seite auf dem Divan. Dr. Ritter erhob sich gähnend, um zu sehen, wo Bertha geblieben.

Rüßig stand sie im Nebenzimmer beim Fenster, bei demselben Fenster, auf dem vor ungefähr zwei Wochen die Schwalben gekost, und blickte träumend in's verglühende Abendroth.

Langsam und feierlich war sie hinabgestiegen, die Spenderin des Lichtes, grellrothe Strahlen schossen hinter den Baumgruppen und Häusercontouren flimmern hervor und verbleichten allmählig zu mattem Glanz am reinen Blau des Sommerhimmels.

Frau Bertha fierte unbeweglich und stumm in dies Meer von Gluth und Farbenpracht. Starr waren die

eblen Büge, aber fieberhaft wogte ihr Busen: Wozu dies wunderreiche Leben? Wozu dies Sprühen und Glühen, wenn alsbald die rauhe Nacht den ganzen Aufwand von Licht und Glanz begräbt? Wozu, ach, der Brand tief drinnen im Menschenherzen, wozu? —

Eine warme, weiche Hand legte sich auf ihre Augen. Sie wandte sich herüber, einen Jubelschrei ausstoßend, sie lag an der Brust ihres Mannes.

Sollte das die Antwort sein auf ihre bange Frage? Oh, hätte sie es sagen können, mit einem Seufzer, einem Kusse sagen, was in ihr arbeitete und fürchte, was ihr fehlte, was sie zu vernichten drohte. Würde er verstehen, wie sie es meinte? Sie hielt den Kopf fest an des Gatten Herz gedrückt, sie fühlte dessen Schlag, so nah, so nahe — und stand ihm fern, so fern, wie dem Mann im Monde.

Doctor Ritter lachte und gähnte dann wieder dazwischen: „Nun glaubte ich Dich wahrhaftig mit Deinem göttlichen Dante oder ethischen Spinoza beschäftigt. Statt dessen langweilst Du Dich da eben so gründlich wie jede Eva-tochter, der ihr Adam fehlt. Sage mir einmal, was Ihr Weiber ohne uns anfinget.“

Er war nach dem erquickenden Schläfe sehr gut gelaunt, der Herr Doctor; er machte sogar einen Versuch, geistreich zu sein und hoffte auf Anerkennung. Aber Bertha hatte seine Worte kaum gehört, sie lauschte noch immer dem Schläge seines Herzens. Ihre Stimme war weich und losend, ihre Augen feucht, verklärt, als sie leise und innig anhub: „Karl ich — ich habe den Schlüssel zu meinem Büchertasten verloren.“

Wenn er das Opfer anerkennt, dann soll es keines sein. Aber wehe, wenn nicht.

Es ist die gewöhnliche Logik nervöser Frauen. So stand es auch vor Bertha's Seele.

Karl jedoch unterdrückte wiederholtes Gähnen und sprach: „Wah,

meinst Du, ich hätte jemals geglaubt an Deine sogenannten Studien? Natürlich, als Du sahst, daß dergleichen Prahlereien bei mir nicht verfangen, warst Du eigentlich froh, Deine Scharfzaken mit Anstand zu pensioniren. Na, nichts für ungut, zieh Dich jetzt an, wir gehen heute in's Casino. Dort producirt sich ein Taschenspieler, der ganz famose Kunststücke ausführen soll. Ich mache rasch ein paar Stankelbesuche und hole Dich in einer Stunde ab.“

Er küßte sie warm auf den Mund; er fühlte nicht, wie kalt der ihre war.

Eine Stunde später jedoch ging Bertha mit ihrem Manne in's Casino.

„Er soll nichts merken.“

Sie saß da zwischen den älteren Frauen der Stadt, denn die Geschlechter gingen hierorts so getrennt als möglich den Vergnügungen nach. Die Herren politisirten und tranken sehr viel Bier, die Damen klagten vor dem Souper über ihre Diensthoten, während des Soupers über die theuern Zeiten mit einer medisirnden Abschweifung nach dem actuellen Tagesklatsch und nach dem Souper über die Ehemänner. Das war sozusagen feststehendes Programm. Man speiste an getrennten Tischen, in getrennten Sälen, und galt es in Brandes männlicherseits durchaus nicht als guter Ton, an solchem Damenabende von einer Frau, geschweige der eigenen, Notiz zu nehmen. Freilich das junge und jungseinwollende Volk, denn in solchen Fällen altert man rasch, entschädigte sich für diesen Zwang durch heimliche Intriguen, die just nicht immer ganz harmlos verliefen.

Bertha's Ungezwungenheit einerseits, ihre großstädtisch einfache Elegance andererseits neben den verschiedenen Pfauenrädern, die aus überreichem Schmuck, falschen Haaren und enblosen Seidenschleppen geschlagen wurden, erregte manch' spitze und mißgünstige Bemerkung, selbst am Herrentische.

Auf dem Heimwege sagte Doctor Ritter zu seiner jungen Frau: „Du wirst Dich gewöhnen müssen, mein Kind, für unsere Casino-Abende eine etwas pompösere Toilette zu machen. Besitzt Du denn gar keinen Schmud?“

„Ich trage keinen. Mir gefällt weder die barbarische Mode durchstochener Ohren, noch mag ich es leiden, eine Hand, die mit dem Kochlöffel und dergleichen handtirt, mit Ringen und Armbändern zu beladen. Schmud ziemt den Fürstinnen, Schauspielerinnen, und ich meinte gerade Dir, der Du überall dem Einfachen, Ungekünstelten hulbigst, auch ohne jenem Tand zu gefallen, einem Flitter, der, nebenbei bemerkt, auch ein gut Stück Geld kosten würde, ohne mir die geringste Freude zu machen.“

„Wie Du nun wieder in's Doctoren geräthst über eine rein praktische Frage. Ich wollte ja durchaus nicht Deine paradoxe Ansicht über einen allgemein angenommenen Brauch zu hören kriegen, sondern Dich einfach veranlassen, neben den andern Frauen eine weniger armselige Figur zu spielen. Auch werde ich die nächste außergewöhnliche Einnahme zur Anschaffung der hierzu nöthigen Kleinodien verwenden.“

„Wenn ich Dir ankündige, daß ich solches Zeug nicht tragen würde, so bin ich doch schuldig, meine Weigerung durch Gründe zu motiviren. Nicht?“

„So, Du wirst nicht tragen, was ich, Dein Gatte, Dir zum Geschenke mache?“

„Du würdest dies Geschenk ersparen, wenn Du meine Gründe zu Ende hören wolltest.“

„Ah bah, ich kann sie widerlegen, ohne sie gehört zu haben. Alle Damen Deines Standes tragen Schmud, und man schließt sich bei so allgemeinen Gewohnheiten nicht aus. Eine Frau hat selbst den Schein jeder Originalität zu melden. Muß ich meinen Wunsch in die Form eines Befehles kleiden?“

Bertha seufzte. Sie wählte ausgekämpft zu haben durch Verleugnung jedes individuellen Gefühles, und aus den geringfügigsten Kleinigkeiten erwachsen immer und immer wieder neue Differenzen. Sie sprach kleinlaut: „Ich werde mich fügen, wie jeder Deiner Anordnungen.“

„Es wäre klüger, Du hättest es etwas weniger unliebenswertig. — Seht mir einmal das entsetzliche Dpfer, ein Armband, eine Kette anzulegen. Geh' mir doch, mit solchem Gezier imponirt Du mir nun ein für allemal gar nicht.“

Einige Tage nach diesem Gespräche legte der Doctor mit wichtiger Miene ein Etui auf Bertha's Nähtisch. Sie dankte kalt, aber freundlich.

„Du magst gleich morgen mit der Broche paradiiren. Es ist nun schon der dritte Sonntag, den wir hier sind und daher die höchste Zeit, einmal in der Kirche zu erscheinen.“

„Ich soll zur Kirche, weshalb denn?“

„Weshalb? weshalb? Mein Gott, hier läßt sich alle Welt zuweilen in der Kirche sehen; man macht das eben mit, wie andere Bräuche.“

„So mache Du ihn mit; ich dünke mich zu gut, um religiöse Gefühle zu heucheln, die mir fremd sind, respectire jedoch die meiner gläubigen Mitmenschen zu sehr, um ihren ernstgemeinten Cultus durch eine leichtsinnige Komödie zu entweihen.“

Der gewisse spöttische Zug, so lange in ihres Mannes Gegenwart zurückgehalten, legte sich diesmal prägnant um Bertha's Mundwinkel.

Aber auch des Doctors Gebulb schien dem Ende nahe; er rief in förmlicher Entrüstung: „Nun hör' einmal, das übersteigt alle Grenzen. Du hast da einen unausstehlichen Brauch, jede Wichtigkeit zu einer förmlichen Principienfrage aufzubauschen, nur um einige Deiner hochtrabenden Phrasen anzubringen, über welche Du so geläufig verfuhrst. Thust Du jetzt doch wieder, als wollte ich Dich bei

den Haaren in die Kirche schleppen. Es ist ein gelegener Spaziergang, weiter nichts, die Fällung einer mäßigen Sonntagsstunde, zugleich befriedigt man mit der kleinen Concession die Vorurtheile mancher Leute — — nun, was siehst Du mich denn wieder an, als wolltest Du mich verschlingen?“

Diesmal war Bertha tiefer getroffen durch ihres Mannes Oberflächlichkeit, als damals selbst, wo er ihrer Bücher, ihrer Studien spottete. Schwer holte sie Athem, wie zum letzten, zum entscheidenden Kampfe, ehe sie begann: „Lieber Karl, Du machst es mir zum stehenden Vorwurfe, daß ich, vermöge Charakteranlage und Erziehung, von manchen Dingen geringer denke, als Du. Ich habe mich zu fügen getrachtet, so weit — weiter vielleicht, als recht und billig genannt werden könnte, habe Deiner besseren Einsicht blind vertraut, selbst dort, wo ich dieselbe nicht herauszufinden vermochte, denn wehe der Frau, die sich weiser dünkt als der Mann, dem sie angehört. Ich weiß und fühl' s, bei noch so regem Wissensdrange, bei noch so stetigem Fleiße, stehen wir hinter Euch zurück, in Allem, was mit des Geistes Vermögen zu bewältigen ist. Doch hier haben wir ein Feld betreten, auf welchem wir Frauen, kraft den Mächten des Gemüthes, auf denen doch vorzugsweise das religiöse Bedürfnis beruht, mitreden dürfen, denn wir fühlen ja auch mit. Erlaube mir daher meine Ansicht zu vertreten, die weder aus Gleichgiltigkeit, noch Frevolität entsprungen, in mancher stillen, weihewollen Stunde der Selbsteinkehr mit Ernst bedacht, mit Innigkeit umfaßt wurde. Höre mein Glaubensbekenntniß an — —“

„Meiner Frau, das fehlte mir noch! Wahrlich, nun habe ich Deine Extravaganzen wirklich satt. Das ist mir die unleidlichste Gewohnheit an einer Frau, jeden kleinen Wortstreit zum tragischen Conflict aufzuschrauben. Ein für allemal, ich will Herr

sein in meinem Hause und mein Urtheil soll gelten von dem, was schicklich und passend ist. Du begleitest mich morgen in das Hochamt; denken und fühlen magst Du hiebei, was Dir beliebt, nur mich verschone mit der Mittheilung Deiner sublimen Empfindungen. Und nun genug!“

### Das Martyrium einer Frau.

Es war der letzte Streit gewesen im Hause Doctor Ritters; von da an fügte sich Bertha widerspruchslos in jeden Wunsch ihres Mannes. Sie saß, nach Brandes'scher Mode gepußt, strickend unter den Damen im Casino, sie las nichts, nicht einmal die Zeitungen, und ihre Rede war: Ja, ja, nein, nein. Sie kochte, nähte, ging am Arme ihres Mannes zur Kirche oder auf der Promenade spazieren, schlief, aß und athmete, weiter war von besonderen Lebensäußerungen nichts an ihr wahrzunehmen. Sie war schön, aber ihre lebhaften, leicht erregbaren Züge schienen zu erstarren, sie war nun wirklich ein Bild ohne Gnade geworden. Aber merkwürdig! Doctor Ritter hielt sich nun für den beneidenswertesten aller Ehemänner und die in Monatsfrist so grünlich vollendete Erziehung seiner jungen Frau für ein Meisterstück ehemannischer Taktik. Auch nach Außen galt seine Ehe für eine glückliche und wohlgerathene.

Nur fern, im hettern Wien, da schüttelte Einer gar seltsam das Haupt, wenn er von der glücklichen Ehe seines Kindes hörte. Und nun erst, als Bertha's Briefe, von Fall zu Fall kürzer werdend, endlich ganz ausblieben. Dieser Eine, der kannte sie, kannte dies zwar überspannte, aber durch und durch rebliche Gemüth; er wußte, was Bertha's Schweigen zu bedeuten hatte. Doch erwiderte Professor Mayerhoff auf alle Anfragen und Anspielungen mit einer schneidigen Bestimm-

heit: „Glücklich, sehr glücklich ist das Mädl.“

Als aber ein Vierteljahr verstrichen war, ohne daß er ein Sterbenswörtlein von dem jungen Ehepaare zu hören bekommen, da packte er eines Abends, mitten im ärgsten Novemberstürme, seinen Handkoffer und erschien, nicht eben durch die Elegance seines Reisepelzes in Brandes Aufsehen erregend, im Hause des Doctors.

Es war gegen Mittag. Bertha stand bei ihrem häuslichen Herdfeuer, dessen lustig flackernder Schein auf ihrem Gesicht des Professors besorgtes Auge im ersten Augenblicke täuschte.

Doch als sie ihn erblickend mit einem Schrei in seine Arme stürzte, als sie wie leblos an seinem Halse hing und endlich in krampfhaftes Schluchzen ausbrach, da fühlte er, wie begründet seine quälenden Ahnungen gewesen.

„Du bist nicht glücklich — armes, armes Kind.“

Bertha rang nach Fassung: „Du irrst, Onkel, Du mißdeutest meine Thränen. Es ist die Freude des Wiedersehens, sonst nichts, gewiß, gewiß weiter nichts.“

„So — hm — und Dein Mann — er wird sich wohl freuen, mich zu sehen?“

„Warum sollte er nicht?“

Es war schwerer, als sie dachte, dem väterlichen, eh' so vertrauten Freunde ihre verzweifelte Stimmung zu bergen. Sie traten in's Zimmer; Bertha nahm dem Oheim seinen Pelz ab und machte sich eifrig um seine Bequemlichkeit zu schaffen. Der Professor ließ es geschehen; doch als er endlich auf dem Sopha zur Ruhe gekommen und das Gespräch von einer Minute zur andern in's Stocken gerieth, da fragte er kurzweg: „Du willst mich also als Fremden behandeln, mich abspeisen, wie den nächsten Eindringling? So habe ich die beschwerliche Reise umsonst gemacht und kann noch in dieser Stunde wie-

ber gehen. Ich will Dein — Glück nicht weiter stören.“

„Onkel, wüßtest Du, wie weh Du mir thust.“

„Kind, nicht weher als Du mir, da Du mir beweisen willst, Dein Loos sei ein zufriedenes an der Seite dieses — Schwächlings.“

Bertha fuhr heftig auf; es war ein Unwetter im Anzuge auf der schönen Stirne; ihre Mundwinkel zuckten und um die Nasenflügel legte sich jener Zug von höhnischem Trotz, den sie stets so energisch dem Doctor gegenüber niedergekämpft hatte. Doch suchte sie so ruhig als möglich zu erwidern: „Bist Du gekommen, meinen Mann zu schmähen, so wäre es wahrhaftig besser gewesen, Du wärest daheim geblieben. Du warst ihm Feind von Anfang her, Du kannst nimmer Karl's Richter sein.“

„Also brauchst Du doch einen Richter? Ja, ich war ihm abgeneigt von der ersten Stunde, da ich ihn gesehen. Ich erkannte, daß Ihr nicht für einander tauget. Auch habe ich meinerseits gethan, was ich konnte, Dich von der Heirat abzubringen. Noch mehr, ich bin sogar jetzt noch entschlossen, Dich von Deinem Joche zu erlösen und nicht zu weichen, bis ich Dich befreit.“

„Du beurtheilst die Verhältnisse ganz falsch, lieber Onkel; Du kennst meinen Mann nicht, kennst meine Lage nicht. Ich bitte, ich beschwöre Dich daher, bringe nicht in mich mit Deinen — oh, ich weiß es wohl, gut gemeinten Rathschlägen. Ich weiß, was Du mir sagen könntest. Habe ich mir doch Alles selbst gesagt und einsehen gelernt, es sei nicht zu ändern. Was soll daher die unnütze Marterei?“

„Was sie soll? Dich erretten, ehe es zu spät, ehe Deine Ehe mit Nachkommenschaft gesegnet und schwerer trennbar würde. Du sollst mit mir zurückkehren in jene Kreise, denen Du nun einmal angehörst durch Geburt

und Erziehung, durch Temperament und Neigung. Man resignirt sich nicht in Deinem Alter, in einer verfehlten Existenz seine Tage zu verkümmern, wenn man nicht muß. Und Du, Du mußt wahrlich nicht. Lasse ihm jenes unselige Geld, welches Dich zu der Heirat verlockte, setze Dich hinweg über das Peinliche der Trennung und komm mit. Ich bin noch rüstig und schaffensfreudig; wir Alle, Deine Freunde alle, sie wünschen Dich, sie werden Dich mit Jubel empfangen."

Noch war Bertha ruhig, aber das Unwetter nahte immer drohender: „Und den Ersatz für den liebenden Gatten hast Du wohl auch schon in Bereitschaft für mich, ausgesucht und gestempelt?"

„Dein Mann ist kein liebender Gatte, sondern ein hartgesottener Egoist, ein beschränkter Kopf, ein Ignorant, ein —“

„Dunkel, Du sprichst von meinem Herrn!"

„Sage lieber gleich von Deinem Tyrannen!"

„In seinem Hause zumindest sollst Du ihn nicht schmähen, so lange ich darin walte!"

Sie stieß es hervor mit leidenschaftlichem Groll in der Stimme, mit thränenüberströmtem Antlitz. Der Professor aber war keiner von denen, die weiblichem Zorne nicht zu trotzen wissen. Er hielt es für seine Pflicht, hier einzuschreiten, ehe es zu spät. Er trat auf seine Nichte zu, nahm ihre beiden Hände in die seinen und sprach mit jenem milden, weichen Tone, den er stets angewandt, wenn er den harten Eigenwillen seines verzogenen Lieblings suchte: „Mein einziges, mein herrliches Mädchen, denn ein solches bist Du mir geblieben, trotz dieser unseligen Heirat. Du mühest Dich als tapfere Seele vergebens, mir die erbärmliche Beschränktheit Deines Mannes zu bemänteln. Ich sehe in Deine

Augen und fühle, wie sehr Du leidest, und so wahr ich Deiner sterbenden Mutter vor halb zwanzig Jahren zugeschworen, über Dich zu wachen, wie über mein eigenes Kind, so wahr gehe ich nicht von dannen, bis ich klar gesehen, wie Dir zu helfen ist."

Vor diesem Ton, vor diesen Worten wich der Trotz von Bertha's Jüngen. Sie suchte sich zu fassen, wischte die Thränen von den Wangen und lehnte diese, wie sie oft als Kind gethan, an die Schulter ihres Freundes und Beschützers. Eine Weile saßen sie so, Beide schweigend, neben einander. Allmählig aber schien es fast, als wolle ein Lächeln, ein wahres Liebeslächeln unter dem unheilvollen Gewölke der schönen Stirne auftauchen und sie begann mit wehmüthiger Trauer: „Dunkel, Du hast Recht gesehen und ich will Dir Alles sagen, Alles, meinen ganzen Jammer, meine bittere Enttäuschung. Aber dann, wenn Du meine Lage begriffen, dann wende Dich von mir, gehe Deines Weges und kreuze den meinen nimmermehr, denn ich, ich bin verloren."

Sie schwieg, von Schluchzen übermannt. Sie rang nach Worten und konnte keine finden. Staunend, stumm saß der Professor da. Er fürchtete, durch einen Laut, eine Bemerkung, Bertha's vertrauliche Stimmung zu stören. Nach einer Pause fuhr die Frau mit matter Stimme fort: „Gewiß, mein Leben ist die reine Hölle. Ich bin fremd in meinem Hause, fremd an der Seite meines Mannes. Ich wage nicht zu lachen und nicht zu weinen, wie ich möchte, und Du weißt, wie gerne ich lache, wie leicht ich weine. Karl hat bestimmte Regeln für Alles, eine Norm der Schicklichkeit, von der er keine Abweichung duldet. Man thut, man soll, man muß! Dieses entsehlische, jedem energischen Charakter widerstrebende „man“, diese Schablone aller Schablonen zum Handgebrauch unselbstständiger Naturen, es ist sein Ideal, was

sage ich Ideal, sein Götz, mir das zuwiderste aller Götzenbilder!

„Nun also, so hatte ich ja Recht und Du lehrst mit mir zurück in die Freiheit, in das Leben?“

„Oh, frohlocke nicht, Onkel; ich sagte nur einen Theil meiner Beichte. Betrachte die Verhältnisse auch von der andern Seite, trotz des gewaltigen Schattens, den Deine Liebe für mich auf diese andere Seite wirft. Laß mich ein Wort sprechen zu Karl's Entschuldigung, zum Verständniß seines Wesens. Sieh, Onkel, er ist nicht der Hohlkopf und gemeine Egoist, den Du in ihm sehen willst, mir zu Gefallen sehen willst. Stelle Dich einmal unparteiisch auf seinen Standpunkt. Aus niedern, engen Verhältnissen emporgestiegen durch eigene Kraft und Ausdauer, durch eine Kraft, die nicht wie die des Künstlers oder des Gelehrten in einem positiven Ueberschreiten des Durchschnittsmaßes besteht, sondern in einer Art negativer Stärke und Zähigkeit der Resignation, des Unterordnens und Sicheinsügens in die Vorurtheile und Schwächen seiner Umgebung. So hat er sich gewöhnt, seine Mitmenschen nach jenem Maßstabe zu messen, den man stets an ihn selbst gewandt. So ist er zum Kleinlichen Bestimmten geworden, der weder über die Grausamkeit der Natur oder die Schlechtigkeit der Menschen höhnt, aber kindisch greint, wenn einmal die Suppe nicht gerathen oder ein unzeitiger Regen eintritt. Zwischen gemeiner Sorge, niedern Gefühlen und erbärmlichen Alltäglichkeitsgenüssen rinnt unser Dasein hin; er entbehrt nichts, denn die Flügel wurden ihm beschritten als unreifer Knabe; ich aber habe sie bewegt und gebraucht, ich fühle, wie etwas in mir verschrumpft und verkümmert unter diesem eintönigen Leben; oh, glaube mir, Onkel, die arme Gefangene im feuchten Thurmverließ ist freier als ich, denn er hat sogar meine Phantasie in Fesseln geschlagen, ich möchte auf und davon eilen, möchte —“

Vertheidigen hatte sie wollen und war nun neuerdings in's Anlangen gerathen; sie beugte sich tief herab, daß die dunklen Flechten über die weiße Stirne niederhängen und stammelte kaum hörbar: „Und doch, und doch — —“

„Und doch?“ fragte der Professor in höchster Spannung.

Ganz barg sie nun das Haupt in den Rissen, das Geständniß dächte ihr entehrend: „Ich kann und will meinen Gatten nicht verlassen, weil — weil ich ihn liebe!“

Der Professor fuhr entsetzt in die Höhe: „Kind, Kind! Bedenke, was Du redest, Du täuschst mich, täuschst Dich, Du kannst — Du kannst diesen Menschen nicht lieben!“

„Das sage ich mir täglich selbst, sobald er den Rücken gekehrt. Mein Stolz, meine freigelegte Organtisation, mein individuelles Bewußtsein bäumt sich auf gegen die Fesseln, die seine Gegenwart um mein ganzes Sein geschlagen, denn ihn sehen und lieben war Eines. Ja sogar schon sein Bild hatte es mir angethan. Es war ein Mann, der mich umfing, dessen ich mich nicht erwehren konnte mit allen Kräften des Verstandes. Auch dachte ich ja damals aufzublühen unter dem Augenstrahl dieses Mannes. Alle goldenen Träume meiner Mädchenjahre hofft' ich der Erfüllung nahe bei seiner Werbung. — O wie anders, wie ganz anders ist mir geschehen. Sieh, Oheim, zuweilen meine ich, sie müsse trotz all' dieser Enttäuschungen einem eblen Feuer entstammen, die Gluth, die mich verzehrt im Dunskreis seines Athems; dann aber schaudere ich wieder vor mir selbst und es macht mich fast wahnsinnig das Bewußtsein, einem Zauber unterthan zu sein, dem ich mit allem Aufgebote moralischen Muthes nicht entinnen kann — und dies Schwanken und Ringen, dies Glühen und Erstarren, dies Verzweifeln und Verlangen, es wird mich aufzehren,“



es wird mich tödten. Umsonst, daß ich mir sage: Des Weibes Liebe, die nicht aus Verehrung entsprungen, ist eine unwürdige, nichtsnutzige Leidenschaft, deren Keim zertreten, deren Wurzel vertilgt werden muß. Da zerre ich denn an meinem armen, thörichten Herzen — Du ahnst es nimmer, Onkel, mit welchen Qualen — und wenn ich meine, es sei gelungen, wenn ich mich schüttele wie nach langem Fieberfrost, dann — dann tritt Er zu mir und streicht mit seiner Hand über meine Augen oder lehnt seine Wangen an die meinen und ich, ich liege an seiner Brust und nur ein Gefühl ringt sich los in dem Gedanken: Ich liebe ihn und ich bin sein Weib! — — Du siehst mich ungläubig an, Du begreifst das nicht, mein Freund? Du wirfst es auch nie begreifen mit Deinem klaren, harmonisch gebildeten Mannesfinne. Auch Karl würde mich nicht verstehen; doch er möchte mich verachten, wohl gar verachten. Du aber, das weiß ich, Du thust es nicht. Du weißt, Alles was existirt im Umkreis der Natur und in den Herzen der Menschen, hat seine Berechtigung: es wird sie auch der Zwiespalt meiner Seele haben. Ich werde ihm erliegen, hoffentlich bald erliegen, das ist das Ende. Meine ich doch stets, wir Weiber seien eben keine vollmenschlichen Wesen wie Ihr Männer. Wir sind halb und halb noch Pflanzen, abhängig vom Odem des Mannes, haften an unsrer Mutter Erde, jener Allgebärerin, der Ihr zwar auch entstammt, aber vermöge Eures Geistes Freiheit entwachsen seid. So will ich denn bulden und tragen, was mir beschieden; eine Stimme sagt mir, ich werde bald erlöst werden, ich werde sterben an dieser unglückseligen Liebe!“

Völlig rathlos stierte der alte Maler noch immer darein, als Bertha längst nimmer sprach. Er begriff als feinführender Mensch zwar ihre Seelenpein, nicht aber ihre hoffnungslose

Verzweiflung. Männer gehen, selbst im gefährlichsten Sturm der Sinne, nicht unter in dem Aufzuge elementarer Wallungen; sie vermögen puren Reiz von Achtung, flammendes Begehren von Anbetung zu trennen. Nimmermehr das Weib, so lange es nicht moralisch verkommen ist, und Bertha's sensitive Natur zumal mußte erliegen in dem aufreibenden, sich stets erneuernden Seelenkampfe.

Der Professor wollte fort, fort noch in derselben Stunde. Da war nicht zu helfen, das sah er deutlich ein. Auch Bertha machte keine Miene, ihn aufzuhalten; sie fühlte, wie peinlich dem lebhaften alten Manne eine Begegnung mit dem Doctor werden mußte.

Doch blieb ihm dieselbe nicht erspart. Schon stand der Professor auf der Schwelle, da erschien der Hausherr. So mußte der Maler anstandshalber wenigstens bis zum Abend, bis zum nächsten Zuge bleiben.

Doctor Ritter schien sehr erfreut, seinen lieben Onkel zu sehen und merkte, wie gewöhnlich, nichts von Bertha's Aufregung. Er verstand es hingegen vortrefflich, den liebenswürdigen Wirth zu spielen, er posirte höchst geschmackvoll als glücklicher Ehemann, lobte die wirthschaftlichen Bemühungen seiner Frau bei wenig solider Erziehung, rühmte aber auch nach Gebühr das eigene Verdienst, diesen Mangel bei Zeiten erkannt und durch consequente Behandlung und die nöthige Strenge wettgemacht zu haben.

Die junge, die glückliche Frau hörte bleich und still dem Allem zu, und wenn ihres Oheims Unbehagen sich in einem allzu ungläubigen „Oho“ entladen wollte, dann warnte ihn ein stehender Blick der schönen Augen, die auf ihn noch nichts von ihrer ehemaligen Macht verloren hatten.

Erst auf dem Wege zum Bahnhof, den die beiden Männer in später Abendstunde, ohne Frau Bertha, zurücklegten, wagte der Professor einen Versuch, dem Doctor die Augen zu öffnen.

„Sie sind zufrieden mit Ihrer Wahl, lieber Doctor?“

„Gewiß, Bertha ist ein sanftes, ein stilles Weib geworden.“

„Und halten Sie auch Ihre Frau für glücklich? Scheint sie Ihnen nicht etwas gar zu still?“

„Zuviel in dieser Richtung steht den Frauen desto besser. Ich liebe das.“

„So, auch wenn es nur eine erzwungene, eine unnatürliche Ruhe wäre?“

„Ah bah, lieber Professor, das sind lauter Subtilitäten, die bei mir nicht gelten. Gott sei Dank, ich habe mir mein Weib erzogen, wie ich es zu haben wünsche und hindere Niemand, mit dem feintigen das Gleiche zu thun.“

Damit schieden die beiden Männer; auch zwischen ihnen war kein Verständniß möglich. — —

Als der Professor nach der Resignation zurückkam, verrieth er keiner Seele, wo er gewesen, und gab auf alle Fragen nach seiner Nichte Wohl- ergehen erst recht die stabile Antwort: „Glücklich, sehr glücklich ist sie verheiratet.“

Die Freunde und Freundinnen, sie vergaßen allmählig auf die, die nichts von sich hören ließ im angeblichen Egoismus ihres ehelichen Glückes.

Nur der alte Maler vergaß nichts. Er erwartete Heil und Rettung von der Zeit; er hielt Bertha's kleinen Salon in Stand, wie sie ihn als Mädchen gehalten, er hoffte, noch einmal das helle Lachen, die muntere Stimme seines Lieblinges darin zu hören.

Doch die Zeit verging und Bertha kam nicht.

Ueber's Jahr aber, da kam eine Nachricht von ihrem Gatten. Ein schwarzgeränderter Brief. Er meldete kurz und bündig, Frau Bertha sei im Wochenbette, drei Tage nach der Geburt eines tohten Kindes verschied.

„Schade, wie schade,“ lamentirten Alle, welche sie gekannt hatten, in Wien sowohl, als in Branded. „Eine so entschieden glückliche Ehe, eine so beneidenswerthe Frau. Jung, schön, wohlhabend, geliebt. Ja, das ist die Ironie des Schicksals. Wie schwer mag sie gestorben sein.“

So klagte Alt und Jung, der trauernde Witwer an der Spitze. Doctor Ritter ging mit der Ueberzeugung herum, sein Weib durchaus beglückt zu haben.

Als der Professor einmal seine Schüler Bertha's Tod beklagen hörte, schüttelte er betrübt sein weißes Haupt.

„Kinder, man muß die Dinge nicht nach dem Scheine beurtheilen; es sieht manches aus wie Glück und ist das Gegentheil.“

„Oho,“ rief der Sties, „wollen Sie etwa jetzt plötzlich behaupten, Ihre Nichte sei beklagenswerth gewesen?“

„Wollen Sie behaupten, sie habe ihren Mann nicht geliebt? Einen so schönen Mann?“

So frant die Freundinnen.

Der Professor aber entgegnete düster: „Sie hat ihn geliebt, leider Gottes, nur allzusehr. Statt ihn zu beherrschen, an sich heranzuziehen, ist sie in ihm aufgegangen in weiblichem Opfernuth.“ Er wischte sich die Augen und die Freundinnen rissen die ihren groß auf. Doch setzte er rasch hinzu: „Na, lassen wir das erste Frühlingsgras wachsen über Bertha's Grab, dann erzähle ich Euch vielleicht einmal eine Geschichte, wie man als Weib seines Geliebten am gebrochenen Herzen stirbt.“

Der Professor sagte das sehr ernst; aber der Sties schüttelte ungläubig das Haupt: „Die Geschichte bilden Sie sich ein, Professor; ich bleibe bei meiner Ansicht, es war eine glückliche Ehe.“

## Alte Bekannte.

Erinnerung von J. J. Kefegger.

Im Schatten der grünen Bäume,  
Da sit' ich so gerne allein,  
Da fallen mir goldene Träume  
Der fernern Vergangenheit ein.

Die ersten Vacanzen waren kaum zu erwarten.

Man sollte meinen, ein lernbegieriger Mensch, der sich so spät und so schwer in die Lehrsäle fand, wäre aus denselben kaum mehr herauszubringen gewesen. Und rietzen mir ja meine Freunde, ich sollte über die zwei Ferienmonate hübsch in der Stadt bleiben und den erst vor wenigen Monaten begonnenen Unterricht durch Privatlehrer an mir fortsetzen lassen. Der Rath war gut, aber er machte mir übel bis in den Magen hinab, denn das Heimweh war in dem zweiundzwanzigjährigen Waldbauernbuben unendlich größer, als die Lernlust. Wenn meine Freunde und Lehrer nicht Seelenkennner gewesen wären und es nicht so eingetheilt hätten, daß ich mitten in meinem grünen Heimatlande und selbst in den Waldbergen lernen konnte, ich wäre ihnen entlaufen, ich wäre daheim ein verkommener Mensch geworden und es wäre ein Elend gewesen.

Nun, die ersten Vacanzen waren endlich da, ich nahm meine Bücher in eine große Seitentasche und eilte aus der heißen, blendenden Stadt in die kühlen Berge, in deren Thälern der Duft des jungen Heumahdes war und über deren Höhen der hochsommerliche Julihimmel lag.

Das Haus stand noch auf den Matten zwischen den Wäldern und es hatte sich in demselben gar nichts verändert, als daß die Schmalben wieder um die grauen Bretterdächer schwirrten, auf welchen bei meinem Fortgehen der Schnee gelegen war. Selbst-

verständlich, es war eine große Freudigkeit, als der Student, einkehrte und meinem Vater kam ich ganz besonders recht. Es war die nöthige Zeit, ich sollte zu den Heuschöbern oder zum Vieh, was ich am liebsten wollte — so einem angehenden „Herrn“ da muß man schon die Wahl lassen.

Es war ein böses Ding. Denn ich wußte, die Herren Professoren würden mich zum Beginne des neuen Schuljahres nicht nach Heu und Vieh fragen, sondern nach den Grundsätzen der deutschen Sprachlehre, der Rechenkunst u. s. w. Und wie auch sollte ich es von meinem Vater verlangen können, daß er mir Dach und Tisch gebe, und ich leistete nichts dafür! Dann die Nachbarn: Jetzt ist er schon wieder daheim und arbeitet nicht; der bringt seine Eltern noch an den Bettelstab!

Verstimmt ging ich über den Berg Rücken nach Hauslein hinaus. Der dicke, joviale Hausleiner Wirth, Herr Lorenz Haas hieß er, ein Mann, weit und breit bekannt wegen seiner Herlebigkeit, denn er warf jeden Gast, der ihm nicht zu Gesichte stand, zur Thür hinaus — wegen seiner Gutmüthigkeit, denn er verließ und verschenkte allmählig den größten Theil seines Vermögens an die Leute — wegen seiner Wohlbeleibtheit endlich, denn in seinen besten Jahren mußten wir Schneider um ihn herumlaufen, wie um die alte Dorflinde, wollten wir ihm einen Rock anmessen — Herr Lorenz Haas ließ mir jetzt zum erstenmale das Glas Bier auf einer blechernen Ehrentasse vorstellen und

that die Bemerkung, ich hätte als Schneidergeselle ein lustigeres Gesicht gemacht, denn jetzt, als Studiosus.

Da vertraute ich ihm denn, daß der Studiosus auf seinen Vacanzen kein Dach und Fach habe und sich werde bequemen müssen, seine Studien auf der Gutweide fortzusetzen.

Sagte Herr Lorenz: „Das wäre nicht übel!“

Sagte ich: „Es ist aber sehr übel.“

Hierauf ließ er sich seinen feingeschliffenen Weinstuben zur Hälfte mit Wein, zur andern Hälfte mit Wasser füllen; dann sagte er rasch und schnarrend, als wäre es ein Befehl: „Ich wüßte Dir ein Logement.“

„Am besten wäre es, wenn ich in meiner Dachkammer zu Graz verblieben wäre,“ meinte ich.

„Das wäre gut gewesen,“ sagte Herr Lorenz Haas, „aber noch besser ist, daß Du über die acht Wochen zu uns heraus gekommen bist. Eine Wohnung weiß ich Dir. Da steht ein Bett und ein Tisch und ein Schrank drinnen, und zu den großen zwei Fenstern winken die grünen Birkenzweige hinein. Wenn Dich nur die Nachbarschaft nicht genirt.“

Deß wäre ich nicht heikel, meinte ich, Lärm mache mir nichts.

„Meine Laskerne oben auf dem Föhrenriegel, die kennst?“

„Ja, recht gut,“ sagte ich „bin in ihr ja einmal vier Wochen in die Schule gegangen, zum Firmunterricht.“

„Jetzt ist schon lang keine Schule mehr in meiner Laskerne, jetzt steht sie leer. In der früheren Schulstube hat der Küster das heilige Grab stehen, welches am Charfreitag in der Kirche aufgerichtet wird, und die Wahrstangen, glaube ich, und anderes Kirchengeräthe. Und im Stüblein, wo der Schulmeister gewohnt hat, hätte jetzt prächtig so ein fleißiger Studiosus Platz. Die Aussicht ist auch nicht übel.“

„Ja, über den Kirchhof hin,“ sagte ich.

„Macht Dir das was?“ fragte Herr Lorenz.

„Das macht mir nichts,“ antwortete ich, „aber der Miethzins?“

„Der wird Dir auch nichts machen. Mich soll es recht freuen, wenn Du Dich in meiner Laskerne einlogirst, und zum Essen hast nur einen kleinen Weg herab in mein Haus. An einem Tisch, wo für zehn gekocht ist, wird für den Eilsten auch noch ein Teller sein. Mach' Dir nichts draus, Waldbauernhub, ich hab' Dich allfort gern gehabt, und jetzt sei bei mir daheim.“

's war doch ein guter Mann. Und jetzt hatte ich eine Stunde von meinem Vaterhause eine ruhige Wohnung, wo ich unbeirrt von Heu und Vieh meinen Studien obliegen konnte.

Ich vergesse es auch nicht mehr, das Stübchen in der Laskerne zu Hause. Wenn ich des Morgens in meinem schneeweißen Linnen erwachte, war das eine Fenster voll von Wald, wie er jenseits des engen Thales am Berge stand. Das Dörrstein tief im Thale, das sah ich nicht, es war versteckt unter den hellen, quellenden Büschen und unter den alten Ahornen und Linden. Und am andern Fenster zitterten die Schatten der Birkenzweige und zwischen den Birkenzweigen schimmerten die bemoosten Steine des Föhrenriegels und die wettergraue Wand des Kirchturmes, hinter dem die Sonne aufstieg, die so rein, wie ich sie seither nirgends mehr gesehen, durch die großen Glascheiben auf die weißen Dielen meiner Stube fiel.

Und zwischen meiner Laskerne und der Kirche lag ein grüner Anger, der ein wenig uneben, hie und da ein wenig ausgetreten und mit einer niedrigen Mauer umgeben war. Die Mauer hatte jene wettergraue Farbe, wie die Kirche, war aber mit manchem freundlichen Busch bestanden und dort und da war ein Holzkreuzlein an sie geheset, das eben so grau, wie hier Alles grau dämmerte, was nicht grün war. Wo es aber grün war, da glitzerten

die Thautropfen, und hinter der Kirchhofsmauer standen junge Tannenwipfel und Birken empor, und Alles war so frisch buchtig und sonnig, und wenn ich das Fenster öffnete, strömte eine kühle, Vogelklang durchflungene Waldjugend herein. —

In der Pfarre Hauslein sterben jährlich bloß vier oder fünf Menschen — und diese nicht einmal gern. Und der Boden des dortigen Kirchhofs ist so festgetreten und hat einen so dichten Rasen, daß man, darauf wandelnd, nicht jenes seltsame Gefühl hat, wie auf andern Friedhöfen, wo mit jedem Schritte der Boden zu wanken und zu sinken scheint.

Meine Stube war in Ordnung. Die Bücher hatte ich schön hingestellt in den Schrank und das weiße Papier hingelagt auf den Tisch. Als ich jedoch das Erstmal zum Frühstück hinabgefliegen war in's Haus des Herrn Lorenz Haas, da sagte ich: „Zum Studiren will sie mir nicht passen.“

„Wer,“ fragte Herr Lorenz.

„Die Lasterne. Das ist ein so freundliches, stilles, einsames Haus, daß ich fast glaube, in ihm werde ich dichten.“

„In Gottesnamen, so dichte.“

Als ich wieder zurückkam in meine Stube, war das Bett und Alles hübsch in Ordnung gebracht; da setzte ich mich an den Tisch und schaute zu den Fenstern hinaus, einmal in den besonnten Wald, das anderemal auf den behauten Kirchhof, und in mir war das Gefühl des lieben, heimatischen Friedens, der mit gleicher Größe ist über der lebendigen Welt und über dem Rasen der Schläfer.

In der Morgenstunde stieg auch der Pfarrer zur Kirche herauf und las sein Amt. Die Orgel klang sanft zu meinem Stübchen herüber. Dann schritten die wenigen Kirchengänger an meinem Fenster vorbei und guckten wunderöhalber auch ein bißchen herein auf diesen jungen Menschen, der auf der Welt so eigen herumregiert, jetzt

als Waldbauernbub, jetzt als Schneibergesell, jetzt als Stadtsudent und jetzt wieder wie ein Einsiedler bei den Todten — man kennt sich nicht aus, wie es mit seiner Seele steht — ist so nahe an der Kirche und geht nicht hinein.

Dann ging vielleicht einmal ganz langsam und bescheidenlich die Thür auf und meine Mutter kam herein und schaute, ob ich in meiner neuen Wohnung wohl Alles habe, was ich brauche, machte sich etwas zu schaffen, daß es mir gut sei und sagte dann gegen das Kirchhoffenster deutend: „Das Fenster ist Dir einmal gesund, kannst schön auf's Sterben denken.“

Ein andermal kam mein Jugendfreund Gustach, der gab sich laut und lustig, und wenn ich ihm mit meiner Kirchhofspoese anhub, lachte er mich aus und sagte, ich wäre ein Student, der auf die Todtengräberei studire. Der gute, lebenslustige Bursche! Heute ist er Moder, aber nicht auf dem friedensstillen Gottesacker zu Hauslein, sondern im weiten, dürren, staub- und lärmumbrausten Leichenfeld einer großen Stadt.

Als er hörte, mir ginge es gut und ich gedächte noch sein, kam er mir nach in die Stadt und ging in eine Fabrik. Von Woche zu Woche wurde er blässer; wenn wir am Sonntage miteinander gingen, rieth ich ihm stets, er solle wieder heimkehren zur gesunden, ländlichen Arbeit in der Waldblust. Er antwortete: nein. Und als ich ihn fragte, warum er nicht mehr heim wolle, antwortete er noch entschiedener: nein. Erst im Spitale gestand er mir, er möchte wohl sein Heimatsthal noch einmal sehen, aber er wolle der Leute Spott nicht hören. Er hätte bei seinem Fortgehen gesagt, er käme nur als „Herr“ wieder zurück aus der Stadt; nun sei er aber noch ärmer geworden, als er gewesen, und die böshafsten Leute, die seinen Fortgang verhöhnnten, würden seine Rückkehr noch mehr verhöhnnten. Da sterbe

er lieber in der Fremde. Ich kam hierauf noch drei Tage nacheinander zu seinem Lager, wo er so emsig beschäftigt war Athem zu holen, daß er dazwischen kaum noch einige Worte zu sprechen vermochte. Am vierten Tage war sein Bett leer und mit der Decke zugehüllt. Der Wärter bedeutete mir, er sei in der Nacht fertig geworden. Ich ging in die Leichenhalle, sah lauter fremde Gesichter, aber das seine nicht. Ich ging in den Secirsaal und hatte mit den Herren einen Streit. Der Leib meines Freundes wurde unverlezt aufgebahrt und in christlichen Ehren bestattet.

So ward es später mit Eustach, der meine stille Laskerne am liebsten zu einem Tanzboden umgestaltet hätte. Er blieb selten lange bei mir und dann war ich allein den langen Tag, nur daß draußen mitunter der alte Bettler-Giesel vorüberwankte, den die Leute so viel Almosen gaben, weil sie ihn so sehr fürchteten. Der Bettler-Giesel that nämlich solche Leute, die ihn zu wenig gaben, „in die Höll' hinabbeten“. Das heißt, er hub mit seiner dumpfen, eintönigen Stimme langsam an zu fluchen, und wankte so, mit entblößtem weißen Haupt, tiefgebeugt am Stabe, leise und beharrlich stöhnend um das Haus, bis alle Einwohner mit Haut und Haar in die unterste Hölle verwünscht waren. Er that Jeden einzeln ab und nahm stets auch dessen Vater und Mutter und ganze Verwandtschaft mit, sie mochten noch leben, oder schon im Grabe ruhen. Gewöhnlich geschah es dann, daß ein Nachtrags-Almosen aus dem Hause kam, was die Folge hatte, daß der Bettler anhub, die in die unterste Hölle Verwünschten in die mittlere, von da in die obere Hölle heraufzubeten und von dieser sie endlich in den Himmel emporzusegnen. Beides, nach unten und nach oben hin, that er ohne Haß und ohne Liebe, nur mit Hinblick auf das Almosen. Er trieb auch sonst allerhand sonder-

bare Stücklein und die Leute nannten ihn einen Halbnarren, weil er ihnen für einen ganzen zu närrisch schien. Als er starb, hat man in seinem Strohsack viel Geld gefunden, was zum Theile die Priesterschaft eines Stiftes in Empfang nahm, um den Bettler-Giesel in den Himmel hinauf zu beten.

Wenn nun aber um meine Laskerne Stundenlang kein lebendiger Mensch war und nicht einmal ein alter Bettler-Giesel über den Kirchhof hinkte, erinnerte ich mich, daß der Herr Pfarrer zu Hauslein gesagt hatte, ich solle mich doch bisweilen bei ihm anmelden. Es war damals die Zeit, wo jeder Simpel über religiöse Dinge rasch und wegwerfend aburtheilen zu müssen glaubte; ich setzte des Pfarrers Wein zu und führte dabei als Giner, der jetzt hoch im Studium sei, eine sehr naseweise Sprache. Der geistliche Herr war geduldig und sagte: „Gott beschütze Dich noch manches Jahr, die Klärung wird sich dann schon vollziehen.“

Desters ging ich in den kühlen Waldschluchten hin und wählte mir am rauschenden Bach ein Sitzplätzchen zum Studiren; als ich aber drauf saß, schaute ich auf die grünbemooften Steine, um die das Wasser gischtete, oder in die finsternen Schatten zwischen den Baumstämmen hinein und es vergingen die Stunden. Dann ging ich auf den weißen Sandwegen der Berghöhen und schaute über die Birken- und Kiefernwälder bis zu den fernen blauen Bergen an der Felsritz und an der Raab, und über die ganze weite Gegend war der sonnige Sommernachmittag ausgegossen. Wenn ich endlich des Abends zurückgekehrt war in meine dunkle Laskerne, da dämmerten die hellen Bilder noch lange in meiner Seele, ich setzte mich an das Fenster und schaute auf den Kirchturm oder auf das Berghaupt, wo man das Farbenspiel der untergehenden Sonne sah und that, was ich

den ganzen Tag gethan hatte, ich träumte.

An einem solchen Abende war die Stunde, mit der meine zweiundzwanzig Lebensjahre voll wurden. Da sagte ich zu mir: Jüngling! Blut Gottes! ist es nicht Schade um die kostbare Zeit, daß du sie verträumst?! Siehe da hinab in die Häuser und Hütten, die Menschen denken nicht an die Schönheit dieser Welt, aber sie lieben sie. Sie fügen sich zusammen in warmen Freuden und begehen süße Stunden. Das wäre auch dein Verlangen, so gehe hin. Dem Schneiderjungen schon waren Herzen offen gewesen, dem Studenten mit den langen Locken werden deren noch mehr offen sein. Nur dreihundert Schritte brauchst du zu gehen — und selbst wenn es vierhundert wären — und du stehst vor Jemandem, der lange heimlich nach dir auslugt, der sich vor einem Kusse nicht länger sträuben wird, als es für's erstemal Sitte ist.

Die Kirchturmspitze funkelte noch ein letztesmal in der Sonne und der Junge blieb sitzen am offenen Fenster, und sah den Abend dämmern und sah die Nacht werden.

Und in der Nacht, da spielte der sinkende Halbmond draußen auf der Kirchhofsmauer und in den stillen Büschen. Da waren blasse Streifen und Tücher gezogen über den Nasenplatz hin und es rührte sich einmal ein Zweig und es zitterte einmal ein Laub, und doch war es stiller, als still — die Kirchturmuhr aber schwebete in ihrem langsamen Takt an dem Ring der Ewigkeit.

Endlich, da der Mond vergangen war und die schwere Nacht über Allem lag, in welche ich auch noch eine Weile hinausstarrte, weil man in solcher Nacht fiebernde Gedankenungeheuer tief versenken und verhüllen kann — zündete ich endlich das Licht an und deckte mir mein Bett auf. Und als ich auf dem Bette saß und noch immer wachend träumte und mir leid war um

den Tag, der verträumt worden, und mir leid war um die Nacht, die verschlafen werden sollte, flog plötzlich etwas zum offenen Fenster herein, kollerte klappernd auf den Boden und lag dann mitten auf demselben still. Ich schaute hin, es war ein rundes, löcheriges Ding. Der Athem blieb mir stehen, wie ich so darauf hinstarrte und wie es so auf mich hergrinste. Es war ein Todtenschädel.

Vor Entsetzen waren meine Glieder lahm und meine Gedanken. Als ich zu mir kam, stellte ich mir das tollste Zeug vor. Ich schloß das Fenster und schloß die Läden, daß nicht etwa noch das ganze Zugehör zu mir hereinspringen konnte. Endlich kam ich mit mir dahin überein: Von selber kommt so ein Ding nicht geflogen. Wenn es auch einmal ein Menschenhaupt gewesen war, das Unfinn trieb, so verläßt es jetzt doch nicht sein kühles Erbkissen, um mitternächtlich eine Geburtstagsvisite zu machen. Mein wunderlicher Gast — er blieb liegen, wo er lag und grinst mich an — nur eigentlich ganz jugendlich, er hatte noch alle Zähne — vielleicht waren wir zusammen in die Schule gegangen.

Für's Erste verammelte ich nun die Thür und setzte mich in Wehrstand, nicht gegen den Knochen, sondern gegen den, der ihn wohl aus dem Weinhaufe in die Stube geschleudert haben mochte. Aber draußen regte sich nichts. So wurde ich allmählig dreister, hob den Todtenschädel auf und stellte ihn auf den Tisch.

Aber mit einem solchen Gesellen ist's schwer, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Wie wir uns aber eine Weile so still gegenüberstehen, war es sehr langweilig. Ueber Sein und Nichtsein wäre ein nicht unpassendes Gesprächsthema gewesen.

Nachdem das erste Grauen sich allmählig verzogen hatte, wurde unsere Bekanntschaft insoferne intimer, als ich den Schädel in die Hände nahm — so ein Ding wiegt viel leichter

als man glaubt — und ihn einmal über und über betrachtete. Und jetzt war auf einmal alle Bellemmung weg, mit der Berührung der Materie das gespenstische Phantom zerstoßen. Wie der Tod im Grunde doch harmlos ist! Nur das Leben bäumt sich so närrisch dagegen auf und stößt jenen gräßlichen Angststruf aus, vor dem es dann selbst bis in's innerste Mark erschrickt.

Und dann erappte ich das Ding bei einer menschlichen Schwäche. Ich nahm wahr, daß ein Vorderzahn des Oberkiefers mit einem lockeren Metallstift am Kiefer befestigt war. Also falsche Zähne! Sollte in diesen Höhlen das Gehirn einer Frau geherrscht haben? Kannte ich nicht auch einen Mann, der sich einen vorderen Oberzahn, den er sich beim Clarinettblasen ausgebissen, zum Behufe des Clarinettblasens wieder ersetzen ließ? Der lustige Musikanten-Jakel, Gott habe ihn selig, er starb in jungen Jahren, nachdem er aufgespielt hatte, was das Zeug hielt. Bei meines Vaters Hochzeit soll er der Lustigmacher gewesen sein; der Mann hatte Grixe gehabt da drinnen in dieser Weinbüchse. Ja, wahrlich, das war niemand Anderer, als der Schädel des Musikanten-Jakel — erschienen, um mir das Geburtstagsständchen zu bringen.

Die Nacht war übrigens nicht geruhfam. Am frühen Morgen stieg ich hinab zu meinem Frühstück. Herr Lorenz hatte mir heute das Tischchen mit einem rothblumigen Tuch bedeckt und darauf einen Rosenstrauß und einen Gugelhupf hinstellen lassen.

Ich fragte, seit wann in Hausstein die Gratulanten nächstlicher Weise zu den Fenstern hereinflögen?

„Wie so?“ sagte Herr Lorenz.

„Der Musikanten-Jakel hat mich aufgesucht.“

„Der ist ja schon seit vierzehn Jahren todt!“ rief mein Gastherr.

„Freilich ist er todt,“ sagte ich, „und das ist eben das Verdächtige.“

Da seht ihn!“ — Und hielt den Schädel hin.

Herr Lorenz entfärbte sich.

„Junge,“ sagte er dann, „mit solchen Sachen treibt man keine Späße.“

„Aber solche Sachen treiben sie mit uns. Um Mitternacht ist er mir zum Fenster hineingeflogen.“

Jetzt hörte ich hinter dem großen Backofen, in welchem die berühmten Haussteiner Semmeln gebacken wurden, ein gurgelndes Saßen. Saß der alte Bettler-Giesel dort und lachte mich aus. Jetzt stand nicht lange an, so wußten wir, wer den Knochen in meine Stube geschleudert hatte. Herr Lorenz schritt sehr rasch auf den Alten zu und hob sein fünffingeriges Hausgericht drohend über das weiße Haupt.

Mir gelang es noch rechtzeitig, die Gefahr abzuwenden, worauf der Bettler-Giesel sich erhob, feierlich vor mich hinstellte und anfang in langsamer, eintöniger Art etwa so zu reden: „Vergelt's Gott, Herr. Hundertmal vergelt's Gott, Herr. Glück in Dein Haus und Dach und Fach. Dein Rath und That soll gesegnet sein. Vergelt's Gott, Herr. Deine arme Seel' soll in den Himmel fahren. Deiner Vater und Mutter Seelen sollen in den Himmel fahren. Deine Freunde in den Himmel fahren. Deine Feinde in die Höll' fahren. Vergelt's Gott, Herr. Der heilige Erzengel Michael soll Dein Kutscher sein. Der heilige Erzengel Gabriel soll Dein Diener sein. Im ersten Himmel ist Dein Borhof. Im zweiten Himmel ist Dein Hochzeitmahl. Im dritten Himmel soll Dein Ehebett sein. Gott der Vater wird Dich krönen. Gott der Sohn wird Dich umarmen. Gott der heilige Geist wird Deine Freud' und Seligkeit sein in alle Ewigkeit, Amen. Vergelt's Gott, Herr. Vergelt's Gott, Herr.“ —

Es muthet mich seltsam an, heute, da diese Dinge in meinem Gedächtnisse wieder aufstehen. Es ist die Fluth einer fremden Welt darüber hingefah-



ren, aber sie verlief und aus dem Schlamm steigen die alten Gewächse, die mich wie Schlingpflanzen stets von Neuem umweben. Andere sehen die Zukunft in leuchtenden Farben, die Vergangenheit ist ihnen dunkel geworden, sie wenden sich von ihr ab, als von einem unwiederbringlich Verlorenen. Mich däucht, nichts ist so sehr unser Eigenthum, als unsere Vergangenheit, die uns aufgebaut hat, die wir sind. Es sind unbedeutende Dinge aus meiner Vergangenheit; mag wohl nicht immer gerechtfertigt sein, daß ich sie erzähle, denn so kann ich sie nimmer vor die Seele der Leser stellen, als sie vor meiner eigenen stehen — so traumhaft bunt

und magisch, so wehmuthsreich und mild, daß ich mir nach meinem Tode gar keinen andern Himmel wünsche, als den, meine Vergangenheit noch einmal durchleben zu dürfen. Auch die bösen Tage — die oft sehr bösen Tage — ja selbst den gefrigen, den heutigen noch, der eben zu Ende geht und der hart war und einen neuen Splitter in mein Herz gestoßen hat. Wenn der Bettler-Giesel die Macht gehabt hätte, den Menschen ihr vergangenes Leben zurückzubeten, so hätten ihn wohl Viele vielleicht zur Thür hinausgeworfen, ich aber hätte ihm Alles, Alles dafür gegeben, was heute mein ist.

Ich wäre ja doch wieder dazugekommen.

## Sag' nichts den Leuten . . .

Sag' nichts den Leuten, wenn das Herz Dir blutet;  
Geh' lieber in den tiefen Wald und weine,  
Wenn Du Dich fühlst zum Weinen angemuthet!  
Denn eher als die Menschen rührst Du Steine.

Sieh', die Natur im Wald und auf der Heide  
Ist mitleidsvoll, wenn sich Dein Herz entriegelt,  
So daß sie, wissend nichts von eig'nem Leide,  
Nur Deine Trauer widerhallt und widerspiegelt.

Natur ist Sympathie; doch eigensüchtig  
Und lieblos ist der Mensch. Mit stummem Munde  
Steht er und glogt Dich an, nur leicht und flüchtig  
Verührt, wenn Du ihm zeigst die off'ne Wunde.

Und es erwägt, von Leidenschaft durchgluthet,  
Sein eig'nes Leid ein Jeder, nie das Deine;  
Sag' nichts den Leuten, wenn das Herz Dir blutet,  
Geh' lieber in den tiefen Wald und weine.

Robert Samerling.

## Die Vögel in Mythe und Dichtung.

Von F. Chiavacci.

(Schluß.)

Unter andern allegorischen Personen aus dem Vogelgeschlechte genießt der „Simpel“ eine gewisse Popularität. Von einem einfältigen Menschen, dem durch Zufall eine Handlung gelungen ist, welche mit Aufwand von Scharfsinn auch nicht besser hätte gemacht werden können, sagt der Volksmund: „Eine blinde Henne hat wieder einmal ein Körnlein gefunden.“

Eine rührende Opferwilligkeit wird dem Pelikan nachgerühmt; dieser soll in Zeiten der höchsten Noth, wenn er für seine Jungen keine Nahrung findet, sich selbst an der Brust verwunden, um seine Brut mit dem eigenen Blute sättigen zu können.

Wir sehen, daß dem Vogel viele Eigenschaften des Gemüthes beigelegt wurden, die dem Menschen nachahmenswerth schienen; ja die Sage läßt sie nicht selten als Rächer der verletzten Moral oder bisher unentdeckter Greuelthaten in die Schicksale der Menschen eingreifen. Da der Vogel von seiner wolkigen Höhe mit seinem scharfen Gesichte die Weite beherrschte, so nahm man an, daß ihm so leicht nichts entging, was da unten auf Erden vorfiel, und selbst die Missethaten, die in öder und verlassener Gegend verübt wurden, sie hatten außer Hyperion's Flammenaue noch manche gefiederete Zeugen.

Die Volksfrage überträgt daher den Vögeln nicht selten das Rächeramt für dunkle Bluthaten, welche zeugenlos verübt wurden. So glauben die Araber, daß aus dem Blute jedes Ermordeten ein Vogel entstehe, welcher *Samah* heißt und alle Jahrhunderte die Gräber der Unglücklichen besucht. Er soll unaufhörlich *Dscani*

schreien, d. h. „gebt mir zu trinken“, womit er des Mörders Blut meint. War dieses geflossen, war der Mörder bestraft, so verschwand auch der seltsame Vogel.

„Von Euch, Ihr Kraniche dort oben,  
Wenn keine and're Stimme spricht,  
Sei meines Mordes Klag' erhoben,“

ruft der sterbende Iphikus, und dieses Wort des unglücklichen Sängers hat für die Mörder einen solchen Schrecken, daß der bloße Anblick der Kraniche ihnen einen unbesonnenen Angststurz entlockt, der zur Entdeckung ihrer finstern That führt. —

Dieselbe Idee des Rächeramtes erscheint in der Legende vom heiligen Meinrad, dessen beide Raben die Mörder ihres Wohltäters mit Geschrei und thätlichem Angriff unablässig verfolgen, bis die Ruchlosen der gerechten Strafe überantwortet werden.

Die Märchendichter verwenden den Vogel nicht nur als *deus ex machina*, der plötzlich als überirdische Erscheinung auftritt, spricht und handelt und dem traurigen Geschehe des Helden eine glückliche Perspektive eröffnet, nicht nur als geheimnißvolles Wesen mit übernatürlichen Gaben, wie das sprechende Waldvögelein in den mythischen Erzählungen der Romantiker (*Novalis*), sondern sie verwirklichen auch nicht selten den kühnen Traum der Menschheit und lassen ihre Helden, mit Schwingen ausgestattet, die Wonne des geflügelten Daseins kosten, oder sie verwandeln dieselben — was ist dem Märchendichter nicht erlaubt? — in wirkliche Vögel und lassen sie über Länder und Meere fliegen und Abenteuer bestehen, welche dem schwerfälligen Gabelthiere nicht

möglich wären. Das Hauff'sche Märchen vom Kalifen Storch, der sich mit seinem Bezier in jenen Vogel verwandelte und dann das Zauberwort vergaß, welches ihm die menschliche Gestalt zurückgeben sollte — beschäftigt wohl jede Phantasie mit angenehmen Bildern.

Ein uraltes Märchen erzählt von dem Schwane, daß er in seiner Todesstunde einen seltsamen Gesang anstimme; wehmüthig klagend sei die Weise und die Töne würden immer sanfter, immer leiser, bis sie ganz schweigen und der sterbende Schwan im Wellengrab verschwindet. Die Hörer eines solchen Liebes aber seien wunderbar ergriffen von dem Gesang und erzählen, daß kein irdischer Klang jene Wohllautsfülle erreiche und keine Klage so zu süßer Wehmuth stimme, wie des sterbenden Schwanes Gesang.

Diese Sage verwendete man seither oft für ein poetisches Gleichniß. Das Schwanenlied des verstorbenen Poeten wurde mit besonderer Ehrfurcht und Liebe behandelt; die letzten Worte des dahingeshiedenen Sängers gelten als ein doppelt heiliges Vermächtniß; an der Pforte der Ewigkeit waren sie gesprochen und wie der Sterbende im letzten Augenblicke mit verschärften Sinnen ausgestattet ist, und wie sein Leben gleich einem Wandelbilde vor seinem inneren Gesicht erscheint: so gilt das letzte Wort des Sängers als der Schlüsselstein des Gebäudes, als die Quintessenz von dessen Lebensweisheit

und Gemüthstiefe. — Und gleich dem Schwane im Märchen weist uns die Geschichte so manches Volk auf, von dem der Schwanengesang schon längst verklungen, dessen Cultur versunken und dessen Geistesfrüchte verloren oder vergessen sind. So verstummten die hellenischen Sänger, als nach Perikles innere Wirren die Kraft des Volkes lähmten, so sang Hafis den Schwanensang der morgenländischen Poesie, als barbarische Horden die kaum geschaffene Cultur zerstörten; doch das Schwanenlied der Dichtung wird nach des Dichters Worten wohl erst vom letzten Menschen gesungen werden.

In der Dichtung erscheinen die Vögel als allegorische Personen in den mannigfachsten Dichtungsformen. Schon in den ältesten Fabeln des Aesop treten sie als symbolische Personen auf, und wem fällt nicht an dieser Stelle der ungezogene Liebling der Grazien, Aristophanes, ein, welcher in dem Lustspiel „Die Vögel“ seine Zeit und ihre Schwächen so unvergleichlich scharf geißelte? Aristophanes beweist in diesem Lustspiele zunächst sonnenklar, daß die Vögel viel älter sind als die Menschen, ja selbst als die unsterblichen Götter. Mit äzendem Spotte macht er sich hierbei über Hesiods Theogonie lustig, indem er eine ähnliche den Chorführer der Vögel entwickeln läßt. Sodann verkünden die Vögel ihr Selbstlob mit folgenden Versen:

„Was es Schönes auf Erden und Großes gibt, das verdanken uns Alles die Menschen, Wir verkünden die wechselnden Zeiten des Jahres, den Frühling, den Sommer, den Winter.

Der Kranich, er mahnt Euch zu säen im Herbst, wenn er krächzend nach Libien wandert,

Und der Seemann hängt sein Steuer alsdann in den Rauch, um auf's Ohr sich zu legen.

Kommt aber der Weih, so verkündet er Euch nach Winter die mildere Jahr'szeit, Wo die Frühlingswolle den Schafen Ihr müßt abschereu; die zwitschernde Schwalbe Die erinnert Euch, jetzt zu verkrödeln den Pelz und ein sommerlich Röckchen zu kaufen; Kurz, Ammon sind wir und Delphi für Euch und Dodona und Phebus Apollon! Wer beißt Euch die Mutter in's Bein und verheißt und bescheert Euch den Segen? —

Der Storch ist's.

Gar Manchem entschlüpft vor Verwund'ung ein: „Ei!“ und Ihr „höret ein Vögelein pfeifen“.

„Das weiß nur der Geier!“ bekennet Ihr, und geht Euch ein Licht auf, so sagt Ihr: „Es schwant mir.“

Eine vorzügliche Nachbildung, jedoch ganz auf modernen Ideen fußend, liefert uns Goethe in dem gleichnamigen Lustspiele.

Der wichtigste Franzose, Rabelais, hat in seinem satyrischen Gedichte „Pantagruel“ die Vogel-Allegorie dazu benützt, um mit beispielloser Kühnheit Hierarchie und Papstthum zu geißeln. Als Beispiel diene Folgendes: „Nach überstandenen Fasten gab uns der Klausner einen Brief an Einen, den er Alban Gamar hieß, Ebitum und Sacristan des Lüt-Eilands. Panurg nannte ihn Eselbumm; dieser versicherte uns, daß dies Eiland anfangs von den Sitticinen bewohnt gewesen, die jedoch nach dem Naturlauf, wie denn Alles veränderlich, zu Vögeln wurden. Die Vögel, groß, schön, höflich, glatt, manierlich, zierlich, sahen fast aus wie unsere Leute zu Hause; sie aßen und tranken wie Menschen, schlieften wie Menschen und doch war kein Gedanke daran — meinte der Ebituus, schwur aber, daß sie nichts weniger als profan, noch weltlich wären. Auch ihr Gefieder gab uns sehr stark zu raten auf; denn etliche waren schneeweiß, andere rabenschwarz, noch andere aschgrau, wieder andere halb weiß, halb schwarz, andere hochroth, andere blau und weiß gestreift; es war eine Lust, sie anzuschauen. Die Männchen nannte er Pfäffling, Mönchling, Priesterling, Nebeling, Bischling, Cardinling und den Papling, welcher einzig in seiner Art ist. Die Weibchen nannte er Pfäffinnen, Mönchinnen, Bischinnen, Cardininnen, Papinnen.

Gleichwohl belehrte er uns, wie unter die Dienen die Hornissen stoßen, die nur Alles verderben und fressen, so führe auch nun seit 300 Jahren unter dieses muntere Vögelvölklein, man wüßte nicht wie es zugeht, aller fünf Monate ein ganzer Schwarm von Duckmäuserling, die All' dieses Eiland rund herum versaut hätten: ein so unförmlich scheußliches Volk,

daß Alles vor ihnen ließe; denn ach, sie hätten eitel krumme Hälse, Sarpnyen-Bäuch, rauhe Gfau-Lagen und Krallen und Stymphaliden-Aerß, und wäre nicht möglich sie auszurotten.

Nächstens werde wieder eine neue Art eintreffen, die Kapuzling benamset, und ein närrischer, hintotter, abgeschmackter Volk sei auf dem ganzen Eiland nicht erhört. „Wohl“, sprach Pantagruel, „hat Afrika von jeher immer die neuesten Mißgeburten erzeugt; aber da Ihr uns nun erläutert, wie Papling aus Cardinling, Cardinling aus Bischling, Bischling aus Priesterling und Priesterling aus Pfäffling wird, möchte ich wohl wissen, woher Euch diese Pfäffling kommen?“ —

„Die Eltern ziehen den Kindern kurz und gut ein Hemd über's Kleid an, scheeren ihnen, ich weiß nicht, wie viel Haare vom Scheitel und machen sie unter Abbetung apotropäischer Sinsprüchelein vor aller Welt und Aller Augen, handlich, großentheils sichtlich ohne Blessur und Schaden mittelst pythagorischer Seelenwanderung zu Vögeln, wie Ihr sie vor Euch seht.“ —

Nun begehrte Pantagruel inständiglich den Papling zu sehen; Ebituus meinte aber, daß er sich nicht so leicht sehen ließe. — „Wie so,“ fragte Pantagruel, „trägt er etwa den Helm des Plato auf dem Kopfe oder den Ring des Siges an den Klauen oder ein Chamäleon auf der Brust, daß ihn die Welt nicht schauen kann?“ —

Nach einer Viertelstunde kam Ebituus zurück, angehend, daß jetzt Papling sichtbar wäre und führte uns dann ganz still und ducklings auf den Vogelbauer los, worin er in Gemeinschaft zweier kleiner Cardinling und sechs schmerzbäuchiger Bischling laugt. Panurg betrachtete sich seine Gestalt, Geberden, Mienen sehr aufmerksam, dann schrie er laut: „Der Henker hole das Weef; er sieht aus wie ein Wiebhopf!“ „Um Gotteswillen, redet leise,“ sprach Ebituus, „er hat Ohren.“ „Nun, die hat auch ein Wiebhopf,“ sprach

Banurg. — „Wo er Euch nur ein einziges Mal so blasphemiren und lästern hört, seid Ihr verloren, lieben Leute.“

Man sieht aus dieser Probe, daß man schon vor 400 Jahren versucht hat, mit der zersetzenden Lauge des Spottes und der Satyre gewisse Anmaßungen und Nichtigkeiten der Hierarchie unschädlich zu machen. Und damals war es ein Beispiel unerhörten Muthes, als Nabelais dies mit der ganzen Schärfe seiner satyrischen Feder unternahm. —

Wenn wir den mittelalterlichen Minnegesang durchblättern, so treffen wir als ständige Gäste des sangesfrohen Dichtermalbes Lerche und Nachtigall, Fink und Falke u. dergl. gesiebert Volk, und der liebliche Gesang, welcher die Waldbögel auszeichnet, gab dem Minnesänger willkommene Silber zu seinen Liedern. Hoch in Ehren waren daher in den frühesten Zeiten die Singvögel, die den Preis Gottes sangen, und die Lerche, welche sich im Morgengrauen zum Himmel schwang und mit ihren schmetternden Jubeltönen dem Schöpfer gleichsam ein Danklied sang, galt den Menschen als Vorbild der genügsamen, frohen und dankbaren Creatur, während die Nachtigall mit ihren wehmüthig süßen Lauten der Minne Leid und Lust zu verkünden schien.

Von Walter von der Vogelweide, dem gottbegnadeten edlen Sänger weiß man, wie sehr er das kleine Sängervolk liebte und selbst seine Grabchrift spricht noch davon:

„Der Du die Vögel so gut, o Walter, zu weiden verstandest,  
Blüthe des Wohltautes einst, der Minerva Mund, Du entschwandest.  
Daß nun der himmlische Kranz Dir Redlichem werde beschieden:  
Spreche doch, wer dies liest: Gott gönnt ihm den ewigen Frieden.“

Walter verordnete der Sage nach in seinem Testamente, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trank gebe und wie noch jetzt zu sehen, habe er in den Stein,

unter welchem er begraben liegt, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Capitel des neuen Münsters aber habe dieses Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walther's Jahrestag den Chorherren und nicht mehr den Vögeln gegeben werden sollten.

Die Nachtigall war die vielgepriesene Königin der holden Minne, und nicht nur die deutschen Minnesänger und die provençalischen Troubadours, sondern auch die Sänger des fernen Morgenlandes verkündeten ihr Lob; Hafis, der Korantunbige, der Sänger des Weines und der Liebe, verherrlicht Bülbul und die Rose in hundert seiner lieblichsten Lieder.

„Nicht der Ar zu sein verlangt mich,  
Der hinauf zur Sonne reißt,  
Nachtigall Hafis vergöttert  
Jene Rose, wie Du weißt.“

Jene Nachtigall und jene Rose haben ihren Siegeszug gehalten durch alle Länder; und in allen Zeiten, wo der Minne Preis von begeisterten Lippen strömte, galt die Rose als das Bild der hehren, makellosen Schönheit, die Nachtigall als die Verkörperung jenes dämonischen Feuers, jener verzehrenden Leidenschaft, die halb aufjauchzt in Jubel und Freude, bald in schluchzenden Tönen ein verlornes Paradies betrauert. — Diese rührende Geschichte hat Bülbul in Musik gesetzt und sie ist so wahr, so getreu, daß alle Menschen und alle Nationen diese Sprache verstanden. Und ob sie gleich seit Jahrtausenden dasselbe Lied singt, so werden die Menschen doch nicht müde, gerührt den schönen Tönen zu lauschen, zu denen Hafis so poetische Worte gefunden hat.

Die Nachtigall ist die traute Freundin der Liebenden und mahnende Jengin der getauschten Schwüre. „Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,“ sagt Julie in der Liebestragödie, da ihr die Lerche die ungebetene Verkünderin des Tages bedeutet.

Auch die ernste und speculative Betrachtung bedient sich des Vergleiches mit dem Vogel, als welcher mit Eigenschaften ausgestattet ist, die dem Geiste des Menschen analog sind. Der tief sinnige Sadi spricht:

„Bernimm, o Mensch, du Käfig, beingeschnigt,  
In dem versperret der Vogel „Seele“ sitzt:  
Wenn dieser Vogel einst entweicht der Haft,  
Reicht aus kein Streben, das zurück ihn  
schafft;

Die Welt ist ein Moment nur, mach' ihn  
gelten,  
Denn der Moment gilt Weisen mehr als  
Welten.“

Der Geist des Menschen, der Gedanke, der sich über Ort und Zeit erhebt, wird von der Phantasie mit Schwingen ausgestattet:

„Die Wissenschaft kann nur mit der Vernunft  
gelingen,  
Der Vogel ist Vernunft, die Wissenschaft  
die Schwingen,  
Nur durch die Schwingen hebt der Flug  
sich in die Weite,  
Doch ohne Vogel sind die Schwingen todt  
Beute.“

Die Vögel sind auch die glücklichsten und freiesten Creaturen. „Frei wie der Vogel in der Luft,“ sagt eine Redensart und der stolze Mensch fühlt sich recht klein, verglichen mit jenen frohen und freien Geschöpfen.

Der Fluch, durch welchen der Mensch aus dem Paradiese gejagt wurde, wird recht fühlbar und niederdrückend durch den Anblick der gestirbten Viehlinge des Schöpfers.

Während der Mensch im Schweife seines Angesichtes der Scholle des Lebens Nothdurft abtrocknen muß, führt der Vogel ein freies, göttergleiches Dasein; er säet nicht und erntet nicht und sammelt nicht in die Scheuer; er ist an keinen Ort gebunden, und der Unbill des Winters weicht er aus durch die Reise in tropische Länder.

Ich glaube, als die Menschen aus dem Paradiese gejagt wurden, nahm ihnen Gott die Flügel weg und sie waren seither die elendesten Geschöpfe des Alls; die Flügel der Phantasie und

des Geistes aber ließ er ihnen ungeflügelt; doch so hoch sich auch der kühne Geistesflug erhebt und so sehr sich auch der Horizont des Wissens weitet, die Schwingkraft erlahmt und findet ihre Grenzen vor den neunmal verriegelten Pforten der Ewigkeit und vergebens schlägt sich der Geist die Flügel wund, um einen Blick zu thun in das geheimnißvolle Gebiet jenseits der Sinnenwelt.

Und so ist der göttliche Funke, der den Menschen weit über alles Lebende erhebt, ein Danaer-Geschenk, das den bevorzugtesten Geistern durch das Nachhängen der einen bangen Frage den Weg zur irdischen Glückseligkeit verammelt. So schwingt sich der einsame Denker auf Adlerschwingen in schwindlichte Höhen, wo jeder Maßstab verschwindet, wo kein Halt mehr ist und Menschen und Dinge in nebelhafte Ferne entschwinden, während oben die grenzenlose Leere dem Frager entgegenlähnt.

Freilich könnten uns auch hier die Vögel als Beispiel dienen. Ein anderes Glück ist es, als einsamer Har im Aether zu schweben, entfernt von dem Getümmel der Welt, unnahbar dem wimmelnden Haufen auf der Scholle — und ein anderes Glück ist es wieder, der frommen Taube gleich in froher Geselligkeit die Tage zu verleben, die Gaben der Natur zu genießen, den Blick fein auf das Nächste zu beschränken und ein bescheidenes Glück zu finden in dem engen Rahmen, welchen das Geschick uns angewiesen.

Hätte der Mensch Flügel, so wäre morgen seine heißeste Sehnsucht, sich mit jenen Sphären bekannt zu machen, die in unmeßbarer Ferne durch den Aether rollen. Und wie heute seine Sehnsucht dahin geht, des Nordpols starre Regionen zu durchforschen, so würde ihn der Erfolg nicht einen Augenblick befriedigen und erst schüchtern, dann immer lauter würde ein weit verwegenerer Wunsch seine Phantasie beschäftigen. So wachsen die

Schwingen mit der Kraft und immer höher hebt sich der kühne Gedankenflug, dem schier nichts mehr unmöglich dünkt. Der Menschheit gereicht's zum Heile, der Einzelne ist wie ein gehehrt's Wild und das Glück kann dort nicht wohnen, wo ewig neue

Wünsche den Geist erregen. Darum verherrlicht Altmeister Goethe in dem Gedichte „Abler und Taube“ die stille Selbstzufriedenheit:

„O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit,  
Und die Genügsamkeit hat überall genug.“

## Ein vergessener „Hamlet“.

Skizze aus einem steirischen Künstlerleben von Ernst Feiler.

Es war an einem freundlichen Octobertage des Jahres 1760, als es auf dem weiten, von hohen, altersgrauen Giebelhäusern begrenzten Marktplatz der krainerischen Hauptstadt Laibach gar bunt und lustig zuging. Die Sonne lächelte so freundlich herab auf das heitere Durcheinander, welches sich eben jetzt in den ersten Vormittagsstunden hier breit machte und der ganzen Scenerie ringsum ein weit anderes, verschiedenartiges Gepräge aufbrachte und gab, als dies sonst immer der Fall war. Namentlich die liebe tolle Jugend aus den nahen Gassen zeigte sich so vielgeschäftig und thätig und bot sich den hantirenden Arbeitsleuten mit jenem großen, nimmermüden Eifer zu allen kleinen Zureichungen und Hilfeleistungen an, den eben Kinder jeberzeit bei derlei öffentlichen Gelegenheiten so gerne und dienstbeflissen zur Schau tragen. Aber es galt da auch zur Stunde und zur Stelle nichts Geringeres zu schaffen, als jenen lustigen, leichtconstruirten Bau, welcher einer flotten, ewig heiteren Truppe von Gauklern und Seiltänzern für ihre künstlerischen Productionen als Schauplatz dienen sollte. Der Principal, der etwas sabenscheinig, aber dessenungeachtet doch mit dem ganzen Stolge behrer Künstlergröße sich präsentirenden Gesellschaft von Artisten des diversesten Calibers, er legte selbst, als sein erster, fleißigster und rastlosester Gehülfe Hand an

und hämmerte und klopfte, daß es eine wahre Lust für den schreienden und lärmenden Troß von Knirpsen und Rangen war, die sich jetzt schon im Geiste an dem kommenden seenhaften Schauspiele ergötzten.

Auch Madame, des Principals erste Darstellerin und stets getreue Gattin, verfehlte nicht, die alten Leinwandtücher und die vom Zahne der Zeit arg mitgenommenen Vorhänge einer strengen Durchsicht zu unterziehen und sodann, da diese wieder in einen leidlichen Stand gebracht waren, an Stelle einer die Außenwelt gegen all' die blendenden Productionen für abschließenden Wand zu befestigen und an die festgerammten Holzsäulen anzunesteln. Der umfangreichen und ein wenig apart aufgepuzten Patronin stand ein ungefähr zehnjähriges Mädchen im kurzen, bunten, flatternden Kleidchen, zur Seite und zeigte sich in allerlei kleinen Arbeiten recht geschäftig, während ein Dürschlein von fünfzehn Jahren etwa, in ein recht tristes Mäddchen und Höschen gesteckt, ab- und zutragen mußte, wie es eben dem gestrengen Chef der Truppe zu commandiren einfiel. Auf einigen, zu Füßen eines großen Reisewagens, stehenden Kisten und Koffern hatte ein junges Pärchen Platz genommen, das halb im civilen bürgerlichen Kleide, halb aber schon in jener bekannten Maskeade-Tracht sich dem Beschauer darbot, die wir an derlei Kunstgrößen

ja längst schon zu sehen gewohnt sind. Sie thaten sich miteinander eben gütlich an einem tüchtigen Stück schwarzen Brodes und löschten in vollen Zügen aus einem irdenen Krüglein, das ihnen über Begehr rasch einer der umhersehenden fremden Jungen gar devotest herbeigebracht und überreicht hatte, den Durst... Und wenige Stunden später war der bescheidene Bau, der ihr künstlerisches Wirken hierorts umschließen sollte, beendet und nach einem frugalen Mahle, das der Principal in einer Anwendung von Großmuth und in Erwartung der fetten Caffenerfolge, die ihm entgegenlängten, aufstischte, schritt man zur Ausstattung des inneren Raumes selbst....

In dem hochaufgethürmten Reisewagen aber saß in einer Art Kammer unser vorhin erwähntes Bürschchen an einem recht wankelmüthigen Tische und malte in großen, breiten, schön gemalten Buchstaben an den mächtigen Zetteln, welche die Bestimmung hatten, von den Straßeneden her der Bevölkerung die Ankunft der berühmten Künstlertruppe zu vermelden. Und als er sich da abmühte, diese Buchstaben mit recht verschlungenen, in die Augen springenden Arabesken zu umgeben, aus denen seiner lebhaften Phantasie zuweilen die seltsamsten und abenteuerlichsten Gestalten und Figuren erstanden, herauslächelten und entgegenlockten, da flogen seine Gedanken wohl auch nicht selten weit fort in die Ferne, nach dem Heim seiner Eltern, nach dem steterischen Graz, und auch in die Stube jenes Vaders, bei dem es ihm in der Lehre nicht zum allerbesten erging. Und dann kam ihm wohl auch die bittere Zeit in den Sinn, da er, freilich mit seines Vaters Bewilligung, dem croatischen Officier nach dessen Heimat folgte, der ihn aber, den armen, schwächlichen Knaben, mehr wie einen Selbigenen und Sklaven, denn als ein zwölfjähriges, hilfloses und geschweißtes Bürschlein behandelte..

Er gedachte der bösen, oft recht schlimmen Tage, wo er, dem allzustrengen Officier entlaufen, umherirrte in den Landen, im Gebirge, bis er bei den freundlichen Mönchen eines einsamen Klosters Unterkunft und Zuflucht fand... Aber auch hier bei den ernstern, stillen Brüdern behagte es dem aufgeweckten, frischen, von einem regen Geiste bejeelten Burschen nicht und, die günstige Gelegenheit erspähend, entfloß er den ehrsamern Patres, die ihn doch so gerne für immer bei sich behalten wollten.

Und wieder nach langem Umherirren, in welcher Zeit Musje Schmalhans Küchenmeister des Jungen, des armen Hans Franz Hieronymus war, hatte er die Gaultlertruppe gefunden, die ihn aufnahm, welcher er nunmehr diente, und bei der es ihm auch recht wohl behagte. Freilich gab es da Arbeit jeder Art und Sorte, und bald hieß es, wie jetzt eben, Zettel schreiben und sie auch an den Häuseredden des Marktes und der Gassen ankleben, dieselben den Honoratioren der Stadt oder des Dertzens, wo es eben eine Production gab, ehrfürchtvoll überreichen, die Vorstellungen draußen in den Straßen austrommeln, dann rasch den Zuschauertraum in geeigneten Stand setzen, die etwas melancholisch fludernden Unschlittlichter oder die kleinen ruhigen Delfstämchen puken und schließlich noch selbst als Artist mitthun nach besten Kräften... Und wie wenig unserm Kleinen Brodmann — denn dies war sein und seiner Eltern rechtmäßiger, ehrlicher Name — auch all' die verschiedene, bunt durcheinander gewürfelte Arbeit, die er zu leisten hatte, behagen wollte, alles Ungemach, alle Verbrießlichkeit, alle Mühsal und alle Noth hatte er ja vergessen, ganz und gar, wenn er droben stehen durfte auf der lustigen Bretterbühne, vor dem freilich meist so geringen Auditorium, und mit Händen und Füßen, Armen und Beinen agiren konnte, wenn sein



Mund hinabrufen durfte in gewaltiger Rede zu dem kleinen Volke, das wie in andachtsvoller Hingebung auf jedes seiner Worte lauschte. Und gar wenn er eine recht zündende Rede vom Stapel lassen durfte, die schmuckigen Ranggen unten ihm für einen berben Spaß ihren weithin schallenden Tribut zollten und er wieder und wieder hervortreten mußte, um sich zu verbeugen, da glänzten dann seine freundlichen klugen Augen, das Herz pochte ihm nicht wenig, und er fühlte sich so glücklich und stolz zugleich. Und wenn er auch wußte, daß es nach der Vorstellung, vor dem Schlafengehen, kaum ein winziges, recht zart geschnittenes Stückchen Brod gab von Seite des Principals, der ja selbst mit den Seinen oft nicht viel mehr zu nagen und zu beißen hatte, wenn ihm auch die ganze Misère seines Lebens so recht deutlich und ausgeprägt vor den Augen stand, er fühlte sich doch tiefinnerlich so recht beglückt und pries sein Schicksal, das ihn nach langen Irrfahrten zu jener Truppe führte.

Aber nicht selten wieder berief nach beendeter Komödie die eine oder andere der Zuschauerinnen, vielleicht eine dralle Schenkwirthin, die den Burtschen liebgewonnen hatte und ihm heimlich einen guten Bissen zustecken wollte, oder sonst eine bürgerliche Madame aus der Vorstadt draußen unseren Künstler und lud ihn zu einem kleinen Mahle, bei dem er sich dann wohl wie ein Lucull dünkte und im Stillen der Kunst dankte, die allein ihm ja solche Auszeichnung zu verschaffen in der Lage sei.

Eines Abends — in der letzten Stunde war der erste und einzige Artift des Patrons recht krank geworden, so daß ihm ein Spielen unmöglich ward — da mußte denn unser Hans, nur um die Vorstellung zu ermöglichen, die Rolle des so plötzlich Erkrankten übernehmen. Es war eine große Partie und ein Anderer, auch

der Principal selbst, hätte sie nimmer agiren können; aber Hans wußte ja stets, schon von dem Abschreiben der Stücke her, die Rollen aller einzelnen Personen aus freiem Gedächtnisse zu peroriren und hat jetzt den Impresario so recht eindringlich, ihm diese schöne und so dankbare Figur anzuvertrauen, die er auch auf das Beste durchführen wolle. Und der junge Mime hatte sein Wort auch auf das Glänzendste eingelöst und erntete keinen geringen Beifall für seine wadere Leistung.

„Höre, Hans,“ begann an jenem schwerwiegenden Abende der Patron und seine Augen leuchteten, da er die diesmal so fette Cassa revibirt und eingehend controlirt hatte, „höre, mein Junge, Du hast heute Deinen Mann gestellt, Deinem Principal unnennbare Freude, Dir selbst alle Ehre gemacht! Höre, mein Sohn, wir Künstler vom Fach, Du darfst mir's glauben, wir von der alten Garde, wir verstehen uns darauf und wissen, was an Einem daran ist. Mein' Seel', Du bist nicht für unsere Krippe da geschaffen, Du wirst nicht ewig und bis zum letzten Trumpf hier gauleln und dem großen unverkündigen Paß da unten etwa Deine besten Stücke vor die Füße werfen; nein, ich, ein alter Fuchs, aber ein Künstler, dem es freilich leider nie so recht glücken sollte, ich sage es Dir und Du darfst mir's glauben!.. Oft noch in späten Jahren wirst Du an den alten Rosko denken, wenn er nicht mehr sein wird, und Du, kleiner Kerl, vielleicht auf anderen Brettern mimst, als auf denen einer solchen Schmiere... Aber laß Dich's nicht gereuen, daß Du in unserer Truppe einmal mitgethan hast; der göttliche Funke, wenn er kommen soll, wird auch in der Bude des Rosko über Dich kommen und — mein Seel' — er ist schon über Dich gekommen, Brodmann, er ist schon gekommen!..“

Und dem graugelockten Gaukler standen jetzt die hellen Thränen in

den Augen und es war nicht anders, als ob selbst über ihm und über seinem ganzen, gewiß verfehlten Leben ein Lichtstrahl jenes Genius erglühete, der dem jungen Burschen aufgelodert zu sein schien.

In den kleinen Künstler aber war an jenem Abende eine höhere Weihe gebrungen; von Tag zu Tag, oder besser von Abend zu Abend — denn Tags über hieß es wie vor und eh in allen möglichen Arbeiten hantieren — schien ihn jener märchenhafte Geist immer mehr und mehr zu erfassen, zu erfüllen, zu beleben und zu leiten, und selbst in der geringsten, unscheinbarsten Gestalt lag jetzt ein Etwas an genialer Kraft, das selbst die simplen Zuschauer in den Märkten und in den Dörfern, durch welche das Geschick den Wanderzug der Truppe lenkte, tief bewegte und ergriff.

Manchen Monat noch war unser Brodmann so gezogen mit der Truppe des Principals; durch's Krainerland nach Kärnten hin ging die Fahrt und überall setzte es nunmehr, des beliebten Jünglings, des prächtigen Spielers wegen, fastigere Einnahmen denn zuvor. Doch, mit einemale sollte es nun mit all' der Herrlichkeit des jüngst erstandenen Helben soviel wie zu Ende sein; all' sein berauschendes Träumen, sein kühnstes Planen sollte in ein Nichts zerfließen. Es war in dem kleinen, freundlichen Dertchen Arnoldstein im schönen Kärnten, am Fuße der mächtigen Höhe, welche der stolze Klosterbau, einem feudalen Schlosse ähnlich, krönte.

Längst schon hatte Entbehrung und Alter und auch ein wenig der strenge Winter dem guten Rosko eine Wunde geschlagen, an der er selbst noch in den milderen Tagen des Frühlings zu leiden hatte. Auf den Schultern des jungen, begeisterten Mimen ruhte die ganze Last der Sorge, auf dem kaum sechzehnjährigen Burschen lag das ganze Heil der Hude des Schwerkranken. Bald spielte der arme Prin-

cipal sein letztes Spiel, die letzte Rolle, und das letzte Wort, das er sprach, es galt den Seinen und in prophetischer Weise seinem einzigen und besten Gauller, dem noch knabenhaften Jüngling, dem kleinen Roscius Johann Franz Hieronymus Brodmann.

Mit dem Tode des Patrons war die Rosko'sche Bande entzwei gegangen; Madame wanderte mit ihrem Töchterlein der böhmischen Heimat zu und unser junger Künstler stand mit seinen kühnsten Gedanken und Hoffnungen allein und verlassen auf dem Boden eines fremden Landes. Weit und breit in der Runde wußte man nichts von einer ähnlichen Truppe, bei der Brodmann etwa hätte Aufnahme finden können. Der lustige Mufentempel war eines schönen, sonnengoldenen Frühlingstages abgebrochen und der Theatrisarren rollte dahin, die stille Ortsgasse entlang, um alsbald dem thränenfeuchten Blicke des Jüngers für immer zu entschwinden. Obgleich die gutherzigen Mönche von Arnoldstein demselben eine recht leidliche Unterkunft gewährten, ihm die Stelle eines Schreibers in ihrer Oekonomie-Verwaltung überwiesen und er just eben Ursache haben konnte, mit seinem Lose und dem glücklichen Ausgange der fatalen Katastrophe nicht unzufrieden zu sein, so waren es doch, leicht erklärlich, stets andere Bilder, andere Ideen und andere Stimmungen, die ihn bewegten und erfüllten und ihm so den ruhigen, stillen Posten eines Kloster-Schreiberleins ganz und gar vergällten.

In der Hauptstadt des Kärntnerlandes, in Klagenfurt, hatte nunmehr, im Frühlinge des Jahres 1762, die Bobenburg'sche Theatergesellschaft Posto gefaßt und bei derselben finden wir jetzt auch wieder unseren, von neuen Plänen und neuen Hoffnungen bewegten und erregten Kunstnovizen wieder. Da auch diese Truppe kein stabiles Heim besaß, sondern laut ihrem ausgeübten Privilegium besugt war, in

allen größeren Orten der innerösterreichischen Lande, ja selbst in Croatien, in Ungarn, in Siebenbürgen, sogar in der stolzen Hafenstadt Triest zeitweilig ihr Zelt aufzuschlagen und zu mitmen, so ward dem ungezähmten Wandertriebe des jungen Brodmann hieburch volles Genügen; denn nicht weniger als drei Jahre währte die lustige und unter günstigen Verhältnissen vor sich gehende Fahrt und Wandererschaft. Hier war es, wo das Herz des Jüngers ernstlich erwachte; war doch die Reizung und Liebe, die Johann für des alten Koslo zierliches Mädchen, für das Kind des Gauklers fühlte, längst schon verschwunden und, einem flüchtigen Nebelbilbe gleich, verlöscht. Die blauäugige, blonde Marie, das talentirte Töchterchen der Directrice Bodenburg, selbst eine lebhafte und wackere Schauspielerin, hatte sich von dem kaum zwanzigjährigen Manne so lange und so viel, und so herzlich und so natürlich in zahllosen Komödien den Hof machen, und Herz und Hand schenken lassen, daß es schließlich damit in aller Form Rechtens Ernst wurde und er sie heimführte vom Altare. In jene Zeit nun, in den Hermannstädter Aufenthalt der Gesellschaft, fiel Brodmann's günstiger Stern; dort war es, wo ihm zum zweitenmale sozusagen das Glück, der gute Genius, der ihn begünstigte, hold war.

Graf Bruckenthal, der kunstfinnige Gouverneur von Siebenbürgen, jenes herrlichen Landes, das so viele treue, biedere Deutsche, so viele mannhaft, edle „Schwaben“ birgt und herbergt, war es, der in unserem hoffnungsvollen, jungen Künstler die erwachende Größe wahrnahm und denselben dem eben anwesenden Director der Wiener Hofbühne, des Hof- und Nationaltheaters der Kaiserstadt an der Donau, auf das Wärmste empfahl. Auch Graf Durazzo erkannte sofort in dem wohlgefalteten, feinen, begeisterungsvoll seiner Kunst obliegenden Mimen eine vielversprechende Kraft,

die der besten deutschen Bühne erworben werden mußte. Aber der Erfolg in Wien entsprach keineswegs den hohen Erwartungen, welche man sich von dem Spiele Brodmann's dort gemacht hatte. Vielleicht war die Rolle, welche man dem Debutanten gab, nicht so ganz für seine Individualität, für sein Ich und Wesen geschaffen, vielleicht waren andere Factoren und momentane Einflüsse maßgebend, genug, der Künstler konnte nicht so recht durchdringen und wurde nahezu gar nicht bemerkt.

Und wieder finden wir ihn auf der Wanderfahrt; diesmal in Deutschland, draußen im „Reiche“. Bald bringt sein Name von Stadt zu Stadt, eilt dem Träger desselben voraus von Bühne zu Bühne, von Publikum zu Publikum, dessen auserlesener, erkorener Liebling er überall ist und wird. Da ruft ihn der allgewaltige Schröder in Hamburg, der Vater und Meister einer Pflanzstätte des deutschen Theaters. Wie sich der junge Brodmann nunmehr auf das eingehendste und fleißigste Studium der hervorragendsten Partien verlegte, so begann er da auch mit allem Eifer die englische Sprache, die englischen Dramen zu studiren, zu üben, er suchte die Gesellschaft der höheren socialen Schichten der Hamburger Welt auf, um sich den feinen Ton, den eleganten Anstand, edle Tournüre und die Roblesse der großen Stände anzueignen.

Wie lauschte das ganze, gedrängt volle Haus dann stets seinen geistig durchgearbeiteten, prächtigen, fein und liebenswürdig ausgepinfelten Figuren; aber sicherlich war keine von ihnen allen so faszinirend, so ergreifend in ihrer eigenartigen Ruhe, in ihrer fiebrisch-erregten Leidenschaft, in ihrer geistdurchwehten Größe, die stets zu wachsen und sich zu erhöhen schien, die alle Nerven und alles Fühlen erfasste — als diejenige seines Dänenprinzen, als die Hamlets...

In den Logen und oben im Cylindrium, in den ersten wie in den letzten

Reihen des Parquets, allüberall pochten dem Darsteller des Philosophen von Helsingoer die Herzen entgegen, wenn die interessante, in die düstere Farbe der Trauer gewandete Gestalt Brodmann's, den unvergeßlichen Monolog: „Sein oder Nichtsein“ auf den bleichen Lippen, näher trat. Da regte sich kein Athemzug im ganzen Auditorium; es glühten nur alle Augen und tranken fast sog das Ohr den schmelzenden Wohlklang der geklüfterten Worte oder wieder den bröhnenden Donnerschall des in erregter Gluth dahingeschmetterten Grollens und leidenschaftsvollen Stürmens ein.

Schröder und Iffland und Eshof, die drei glänzendsten Sterne am damaligen Himmel der deutschen Bühne, sie schwanden nahezu dahin, sie versanken fast vor dem aufsteigenden Meteor, das sich Brodmann nannte. Nicht selten dann, wenn die Bogen der Leidenschaft unseren Künstler auf den heißen Brettern höher und höher emportrugen, wenn sich ihm die Welt um ihn in erdentrücker Weise gab und er nur auf den Fittigen seiner Kunst zu leben schien, erkam ihm dann wohl das Bild jenes alten prophetischen Gauklers, jenes ersten Principals Koska, der ihm im Geiste eine glänzende Zukunft erschloß, aber immer noch nicht so glänzend, als sie sich dem armen Jungen später in Wahrheit erfüllte.

Und neidlos sahen jene großen Künstler auf ihren Mitstreitenden, auf Brodmann, der sie, wenn auch nicht verdrängte, aber doch immerhin mit ihren früher so sehr gefeierten Leistungen einigermaßen in den Hintergrund stellte. Iffland nannte unseren Helden nicht anders als die „personifizierte Wahrheit“, und wenn er Brodmann's vollendeten Oberförster in seinem Schauspiel „Die Jäger“ sehen konnte, da lebte der selbst so bedeutende Künstler wie neu auf und fiel dem guten, noch so jugenblühen Johann Franz Hieronymus in auflobernder Begeisterung

und Wärme an die Brust, ihm aus tiefstem Herzen für die prächtige Leistung dankend. „Du, Schröder,“ ließ sich Iffland einmal zu diesem vernehmen, als sie Beide über das neuauftretende Gestirn sprachen, „Du und unser maderer Fled möget Brodmann vielleicht im Feuer der Begeisterung und in der Gewalt der Leidenschaft übertreffen; aber, nimm mir doch die Aufrichtigkeit nicht übel, in der Zartheit des Ausdrucks, in der Liebenswürdigkeit und Wahrheit der Empfindung, da übertriffst er Euch Beide!...“

Daß den jungen, kaum mehr als sechsundzwanzigjährigen Heldenspieler auch ein wenig und zwar ein wenig stark mitunter, die Eitelkeit plagte, erscheint fast wie gerechtfertigt, wie gestattet, wenn wir uns eben die kolossalen Erfolge vor Augen halten, die er in so rascher Zeit erreichte. Aber er hatte diese Eitelkeit in einem Punkte sehr schwer zu büßen. Schon von seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre an war er bemüßigt, sich einer Perrücke zu bedienen; er hatte sein Kopfsaar nämlich ganz und vollständig verloren in Folge einer Procebur, die er, um dasselbe stets glänzend erscheinen zu lassen, unaufhörlich anwandte. Er bestreute nämlich seine Locken mit feingestochenem Spiegelglase, um damit sein ohnehin angenehmes und gefälliges Aeußere noch zu heben.

Wie viele bedeutende Künstler hatte auch Brodmann die eigenartige Schwäche, eine Gleichgiltigkeit gegen die öffentliche Stimme, welche seine Leistungen in den Zeitschriften und Journalen beurtheilte, zu affectiren, die er durchaus nicht besaß. Man konnte es aus seinem Munde oft genug hören, daß es ihm ganz gleichgiltig und einerlei sei, wie ihn die Kritik bespreche. „Ich besitze die Neigung und Liebe des Publikums, dies geht mir doch über Alles, und jedes vereinzelte Lob oder jeder einzelne Tadel läßt mich vollständig kalt,“ äußerte

sich der nunmehr an der Wiener Hofbühne mit der für die damalige Zeit sehr hohen Gage von 2000 fl. engagierte Mime nicht selten. Aber ein kleiner Vorfall, der dann auch so ziemlich die Runde in der Residenz machte, strafte ihn später Lügen. Auf einem Spaziergange um die Stadt verlor B. 200 fl. in Papiergeld. Er machte den Verlust in den Journalen bekannt und fand sich bemüßigt, die betreffende Annonce folgendermaßen abzufassen: „Es sind 200 fl. Bancozettel verloren gegangen; sie lagen in einem Heft des Wiener Theater-Journals, herausgegeben von Wallishausser...“ Ein ehrlicher Finder, der Schriftsteller Schmalzopler, fand Heft und Geld und erzählte, daß in erstem eine Kritik über Rozebue's damals neues Stück „Hussiten vor Raumburg“ enthalten war, in der auch einige belobende Worte über Brodmann's Viertelmeister Wolf, den er darin gespielt hatte, standen. Aber der Künstler mußte über die Kürze der Besprechung seiner Leistung unzufrieden sein, denn er hatte an den Rand des Blattes geschrieben: „Der Recensent hätte wohl mehr über mich schreiben können. Lieber Dauer, sprechen Sie doch gelegentlich mit ihm...“

Hoffhauspieler Dauer verschaffte nämlich seinem Kollegen immer auf heimlichem Wege die Wiener Theaterkritiken, wie ja ein ähnlicher Vorgang selbst heute noch mitunter vorkommen soll.

Noch heute befindet sich in einem der Gemächer, welche aus der Kaiserburg nach dem Hoftheater führen, das von J. Lange 1788 trefflich gemalte Portrait unseres Künstlers, das der ausgezeichnete Kupferstecher F. Kuscheweh 1805 meisterhaft gestochen hat. Aus den sympathischen freundlichen Zügen des auch als Mensch allgemeine Achtung genießenden Meisters spricht uns soviel treuherzige Natürlichkeit, soviel Donhomie, soviel Ehrlichkeit an, daß wir es nur erklärlich finden, wenn es von ihm heißt, daß

er in den besten Kreisen der Metropole ein gesuchter und gern gesehener Gast war. Die besten Schriftsteller seiner Zeit schrieben über ihn und seine halb köstlich jovialen und feinkomischen, halb wieder pathetischen großen Figuren und der humorvolle, ewig heitere Castelli, bekanntlich eine literarische Specialität jener Tage, feierte den Helben in einer charmanten „Lebensskizze“, die er demselben widmete. „Keine Aufgabe“, meint der Autor darin, „ist unserm B. zu hoch, keine Rolle zu schwierig, sein Vortrag und seine Auffassung gewinnen selbst dem Inhaltlossten eine nie geahnte Bedeutung ab.“ Heute spielte er einen komischen, morgen einen Heldenvater und beide mit gleich günstigem Erfolge. Den Tancréd, den Orest, den Prinzen in „Emilie Galotti“, den Esfer in dem aus dem Englischen übersetzten „Günst der Fürsten“, Lear und eine große Reihe anderer bedeutsamer Partien brachte er mit gleicher Vollendung. Aber Brodmann's „Hamlet“, heute vergessen — da jene Generation, die das Urbild gesehen, mit ihm entschweben ist — bildete doch die Perle aller seiner Schöpfungen, war zu jener Zeit das Tagesgespräch der Journalistik und der socialen Welt, der immer wieder von Neuem verwertete Stoff der zahlreichen, auf der Tagesordnung befindlichen Almanache. Am 12. April 1812 schloß der Künstler sein reichbewegtes Leben und Wien und Deutschland betrauertem den unerseßlichen Verlust, den die deutsche Bühne erlitten hatte. Leider wird auch an ihm das Dichterwort zur bitteren Wahrheit, das da so schön sagt: „Dem Mimen sichts die Nachwelt keine Kränze!“ und nur aus den alten Schriften der Bibliotheken wird den kommenden Geschlechtern entgegen glänzen der einst so gefeierte Künstlername des in der schönen, gartengleichen Capitale Steiermarks, im Glockenturm auf dem Schloßberge geborenen Mimen Johann Franz Hieronymus Brodmann!....

## Das Kaiserschloß an der Adria.

Von Otto Ritter von Leitgeb.

Wenn man vom schönen Oesterreich mit der Bahn südwärts gefahren ist durch die liebliche Steiermark und Krain, dann überrascht uns die allmältige Verödung der Natur nicht wenig, sobald man, Adelsberg mit seiner berühmten Grotte verlassend, den Karstboden des Küstenlandes betritt. Stein und wieder Stein, links und rechts weiße Kalkfelsen, von denen das Sonnenlicht, grell zurückgeworfen, das Auge des Reisenden blendet. Oft ist der Weg für das Geleise mühsam aus dem Stein gehauen, oder er läuft durch schattenloses mit verbranntem, kargem Grafe überdecktes, mit reichlichem Gestein durchsprengtes, unerquickliches Wiesenland, auf dem nur hin und wieder eine geringe Herde, dem Geleise nahe, nach kargem Futter weidet, um entsezt auseinanderzustreben, wenn das dampfende, feuer spielende Ungeheuer heranbraust.

In Nabresina, einem kleinen, unbedeutenden Orte mitten im ärgsten Karstgebiete, gabelt sich die Strecke; der eine Zweig geht nordwestlich an die Grenze des sonnigen Hesperien's, der man gar nicht ferne ist, der andere, bei weitem kürzere, biegt südlich nach Triest, dem Emporium des österröichischen Seehandels.

Gespannt wartet der Reisende aus dem Binnenlande auf den Augenblick, wo die kahlen, einförmig grauen Felswände, die streckenweise jede Aussicht benehmen, zurücktreten sollen und das Meer dem Blick erschließen. Bald biegt nun auch der Zug in rascher Wendung um die letzte Schranke, die uns den lang erwarteten Anblick verschloß und — da liegt sie, die heilige

Fluth! — Weit hinaus, so weit das Auge reicht, reicht auch die schimmernde Fläche, die ein leichter Wind in weißlichen Schaum kräuselt, und über welche die Sonne im Zickzack ihren goldigen Strahl flimmern läßt. Weiße Segel, größer oder kleiner, ziehen näher dem Lande oder weiter draußen an uns vorüber, und zu den Fischerorten, die am Strande liegen, lehren Fischerbarten, einzeln oder in Gruppen, vom Fange heim. Das Auge gleitet den Saum des Meeres entlang, da fesselt halb, zur Linken dort, ein leichter, gefälliger Bau, dessen Zinken und Thürme, wie aus den Wellen empor, frei in's Blau des Himmels hinaufstreben, unsere Aufmerksamkeit. Es ist Miramar, das Tusculum weiland des Kaisers Maximilian von Mexiko, das sich der hochherzige, für das Schöne stets begeisterte Fürst hier an den Strand seines geliebten Meeres hingebaut, gleichsam auf den Wellen abgerungenen Grund und Boden, um da dem Schläge der Wogen zu lauschen und, fern dem Getümmel der Welt, dem Zuge seines Herzens folgend, der idyllischen Ruhe zu genießen. Wer ahnte, daß sein Traum des Glückes so kurz dauern würde?

Derartige Gedanken beschäftigten auch mich, als ich an einem jener klaren, durchsichtigen, wolkenlosen Herbstabende dem Meere zufuhr und, mich zum Coupéfenster hinauslehrend, auf den schlanken und doch kräftigen Thurmbau hinablickte, der zwischen weiten Parkanlagen vom meerumbranteten Fels aufragt. Näher und näher rückte auch die dahinter schon hervor-

tretende Stadt, die, wunderschön am Triefter Busen gelegen, mit ihrer weiten Ahebe, den schönen, neuen Hafenhauten, den vielen Dampfern, Segelschiffen, großen und kleinen Fahrzeugen, mit den zahlreichen auf den umliegenden Hügeln zerstreuten Landhäusern und Villen, und den hervorragenden Bauten einen malerischen Anblick gewährt. Ich kannte das schöne Bild wohl, hatte ich es doch so oft schon gesehen, um mich immer wieder von Neuem daran zu erfreuen, diesmal aber galt mein Besuch nicht der stolzen Handelsherrin an der Adria, sondern jenem träumerisch schönen Schlosse, das dort auf's blinkende Meer schaut.

Am nächsten Morgen fand mich die aufgehende Sonne bereits munter und ihr Erwachen bewundernd. Ueber Quai und Stadt wehte ein leichter, kühler Hauch; die Wimpel der vielen Schiffe flatterten lustig und im Hafen regte sich schon geschäftiges Treiben, als ich an die „Niva“ eilte, um ein Boot zu bingen, das mich nach Miramar hinausführen sollte. Der frische, schöne Morgen verlockte mich leicht, die Fahrt über die See dem Landwege vorzuziehen; bald hatte ich denn auch einen alten Barcarolen gefunden, ward rasch mit ihm handelsreinig, und saß im Hintergrunde des leichten, schmutzen Fahrzeuges, das behende zum Hafen hinausglitt.

Der Alte zog ein kleines Segel auf, richtete es gegen den Wind und setzte sich dann, sein kurzes Pfeifchen schmauchend, mir gegenüber. Ich bemerkte, wie er mich öfter unschlüssig ansah, endlich aber schien er sich doch gehörig gefaßt zu haben: „War der Herr noch nie hier in Trief?“

„In Trief wohl,“ antwortete ich, „aber Miramar habe ich noch nicht angesehen.“

„Ah, das wird Ihnen sehr gefallen. Es ist unser Schönstes hier,“ sagte der Alte enthusiastisch, „wir sind aber auch stolz darauf und lieben es.“

Jeder Triefter liebt es, Herr, und wir haben ja auch ihn geliebt, den „povero Massimiliano“, wir waren ja seine Kinder.“

Und damit war der Alte offenbar auf sein Lieblingsthema gerathen, denn nun erzählte er mir mit Selbstgefühl und in froher Erinnerung, daß er auch unter dem verewigten Kaiser gebient, als derselbe noch Obercommandant der Marine war, und daß er auch damals mit nach dem Unglückslande hinüber sei, wo jene glückselige Kaiserkrone so verhängnißvoll werden sollte; wie gut und großherzig der „principe“ war und wie alle ihn liebten und alle ihn beweinten. —

Voll Interesse lauschte ich der Erzählung des Alten, der sich ganz in die vergangenen Zeiten zurückversetzt hatte und lebhaft und eifrig davon sprach. Endlich kamen wir, nach verhältnißmäßig rascher Fahrt, an den Landvorsprung, auf dem sich das Schloß erhebt, umfuhren denselben und legten im kleinen Hafen an der Treppe an, von wo aus der Kaiser damals zur Fregatte hinüberfuhr, die ihn mit sich nehmen sollte, und wo er Abschied nahm von seinem eben geschaffenen irdischen Heim, von seinem geliebten Desterreich. —

Eine Treppe, die vom Meere emporführt, läßt uns zu der mit Balustraden umgebenen Steinterrasse gelangen, von wo aus man die Parkseite des Schlosses sieht, während die zwei vorderen Fronten der offenen See zugekehrt sind. Die Tracte sind ohne bestimmte Grundform aneinandergelagert, in edlen Formen gehalten, kräftig, doch geschmeidig und gefällig; vorne erhebt sich ein vierediger Thurm als Lugast und trägt auf seiner Plattform eine hohe Fahnenstange, von der sonst wohl das kaiserliche Banner wehte.

Mit Staunen sieht man sich nun wie in orientalische Gärten versetzt. Riesige Agaven, Magnolien, Lorbeerbäume, Rosenbüsche von ungewöh-

lichem Umfange bedecken die Anlagen, und fast könnte man sich einbilden, viel, viel süßlicher unter tropischer Sonne, unter Palmen zu lustwandeln.

Ich warf die meine Schritte zuerst in den Park, der vom Strande aus sich weit hinaufzieht, fast bis an den Schienenweg. Da bedecken bald dichte, undurchdringliche Hecken die breiten Wiesen mit dichtem Schatten, halb öffnet sich das Dickicht und der Blick schweigt auf blumenumkleideten Flächen, wo die Fontainen lauschig plätschern, oder weißarmige Statuen sich grell von dem dunklen Laub der Felsenischen abheben. Da laufen die Wege kraus ineinander; vom Lorbeerhain durch Grotten und Schneckengänge in den Eichenwald, in ein friedliches, deutsches Waldidyll, wo Moosbänke schwellen und Vögel munter im Laube zwitschern, das, soweit im Süden, kaum noch ein herblich röthlicher Schein durchzieht. Da breitet sich spiegeloben ein kleiner See zwischen Erdbeerbäumen mit ihren grellrothen, runden Früchten; ein Schwan zieht majestätisch seine Kreise durch die ruhige Fluth, taucht wohl seinen schönen Hals hinab, oder breitet im Wohlbehagen den weiten Fittig. Und anderswo steht von Bäumen umdrängt ein niedliches Schweizerhäuschen, aus dessen zierlichen Fenstern, oder von dessen geschützter Veranda der Blick weit hinaus schweifen mag auf's blauende Meer bis an den duftig angehauchten Horizont.

Höher und höher stieg ich durch all' die Pracht, die mich tausendfältig umgab, durch all' die idyllische Schönheit, die sich Ein Geist so schön erdacht und Menschenhände geschaffen hatten, um Menschenherzen zu erfreuen. Eine breite Fahrstraße, von mächtigen Kastanienbäumen beschattet, führt ganz zum Schienenwege empor; an diesem selbst ließ der Kaiser einen geschmackvollen, ganz mit exotischem Grün ausgekleideten Glasbau aufführen, in welchem man auf breiten Treppen

zum Geleise emporsteigen kann oder bei einem Besuche Miramar's, ohne erst nach Triest hineinzufahren, gleich zum Park und Schlosse selbst hinabgelangen. — Stundenlang könnte man in den herrlichen Anlagen lustwandeln, ohne des Schauens und Bewunderns müde zu werden. Und so schweifte auch ich kreuz und quer; die frische Morgenluft wehte kühlenben Hauchs vom Meere herauf, und von Triest klangen einzelne, getragene Töne zu mir herüber in die weißevolle Stille.

Langsam war ich wieder abwärts gestiegen durch die bunten Laubgänge und in den untern Garten gekommen.

— — — wo die Citronen blüh'n,  
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,  
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht."

Eine breite, mit Vasen besetzte Freitreppe führt in die Belle-Etage des Schlosses empor. Treten wir über die Schwelle. Hoch und prächtig ist die weite Halle, die uns aufnimmt. Der Fußtritt verhallt in schwellenden Teppichen; überrascht blickt das Auge die breiten Wände entlang, die von Merkwürdigkeiten aller Art, von Waffen und Kunstarbeiten, Antiquitäten, Gemälden, Statuetten, Wehrzeug u. überdeckt sind. Ebenso das Treppenhäus, in dem wir langsam emporsteigen, damit von all' den Seltenheiten, die uns zahllos umgeben, wenigstens ein Theil zu bleibendem Eindruck in uns gestaltet werden könne. Da hängen Bogen, Pfeile und Lanzen, Kerze und Tomahawks der Wilden, Dolche und Schwerter, Sturmhauben, Panzer und Streitkolben, Säbel und Degen — kurz, Waffen aller Völker und Zeiten, die beinahe die ganzen Wände bis zur Decke hinauf einnehmen.

In dem Boden des Treppenabfazes im ersten Stockwerke, wo die Gemächer liegen, die der Kaiser und die Kaiserin inne hatten, ist ein mächtiges Fischbassin eingelassen, in dem sich lustig allerlei Gold- und Silberfische tummeln und mit ihren zarten,



schnellen und graziosen Bewegungen unser Gefallen erwecken. Bald aber gleitet unsere Aufmerksamkeit davon ab und wendet sich der weiten Flucht prächtiger Gemächer zu, durch deren geöffnete Thüren unser Blick schier die ganze Länge des Schlosses nach links und nach rechts durchmessen mag. Da liegen die prächtig möblirten Vorzimmer, das Arbeitszimmer des Kaisers, das Schlafzimmer des hohen Paars, die Empfangsräume, die Bibliothek und endlich der große Thronsaal, der eine ganz beträchtliche Ausdehnung besitzt.

Die Zimmer und Säle werden, sowie das ganze Schloß und die Anlagen, sorgfältig genau so erhalten, wie sie waren, als die Schreckens-Nachricht von dem gewaltsamen Ende des Kaisers, drüben über dem weiten Ocean, die Herzen Aller mit Entsetzen, Empörung und Trauer erfüllte. D'rum haften an aller Pracht des Kaiser-schlosses ernste, trübe Erinnerungen; kaum wird es Einem ja möglich, selbst dem objectivsten Besucher wird es schwer fallen, hier nicht an das tragische Ende des Mannes zu denken, der sich mit all' der Herrlichkeit seines Herzens Eden schuf und all' dem Glück so gewaltsam entrisen wurde.

In der Anlage des ganzen Schloßbaues sowohl, wie auch in dessen innerer Einrichtung und Ausstattung verräth sich feinfühliges Geschmaç und ein ausgebildeter Schönheitsinn. Durch gebiegene Kräfte unterstützt, gelang denn auch dem Kaiser die Verwirklichung seines Ideals völlig. — Kunstschätze von mitunter sehr bedeutendem Werthe schmücken die hohen, in künstlerischer Ausführung gemalten, prächtigen Räume. Porträts aller regierenden Häuser, aller hohen Persönlichkeiten, kostbare Gold-, Silber- oder Bronzegegenstände, Elfenbein- und Ebenholzarbeiten, tausenderlei Nipp-sachen von feinstem Porzellan, Bijouterien jeder Art begegnen unsern Blicken über Wände und Möbel. Diese

Letztern selbst sind mitunter Kunstwerke. Sämmtliche Räume sind glanzvoll, doch auf das Harmonischste und nirgends überfüllt möblirt. Prachtstücke sind beispielsweise die Bettstellen des kaiserlichen Paares, zwei reich vergoldete, in Eichenholz mit vollendeter Kunstfertigkeit geschnitzte, aus höchst gebiegener Arbeit hervorgegangene Stücke, die unter einem Himmel von schweren Stoffen noch genau so stehen, wie ehemals. Sie stammen aus Mailand. — Zahlreiche ausländische Arbeiten, so namentlich chinesische kostbare Tischchen, Stühle, Etageres x., sowie antike Möbel fallen leicht in die Augen. Unter letzteren bemerken wir einen kleinen viereckigen Tisch, reich mit Steinen eingelegt, ein Cabinetsstück Marie Antoinette's. — Aus jedem Zimmer ist mit dem ganzen Schlosse eine telegraphische Verbindung hergestellt, die alle Räume in Communication bringt. Wunderbar ist die Aussicht von allen Fenstern und von der Plattform des Thurmes. Da erblickt man dort drüben Triest, weiter rechts die istrische Landzunge, die sich als grauer Streif über das Meer dehnt, oder man sieht auf die unbegrenzte blaue Fluth, die knapp am Fuße des Schlosses am Fels zersprüht, und endlich in weiter Ferne das bläulich nebelhafte, italische Festland, wo weit drüben die alte Lagunenstadt Venedig liegt. Ueberall aber, wo immer man gerade im Schlosse weilen mag, fühlt man sich wie in einem gemüthlichen, traulichen Heim — leider in einem verlassenem.

Selten nur betritt ein Mitglied des Kaiserhauses diese Räume, an die sich so schmerzliche Erinnerungen knüpfen. Der Kaiser besucht sie nie; der Schmerz um den Dahingegangenen, dem kräftigsten Leben entrisenen Bruder ist wohl verharst, aber nicht vergessen. Die Kaiserin war vor einigen Jahren für kurze Zeit Gast auf Miramar, wo sie auch der Kronprinz besuchte. Sonst stehen die Räume leer,

der Neugierde zahlreicher Besucher leicht zugänglich. Ein Hofbeamter mit dem nöthigen Personale führt Verwaltung und Oberaufsicht über die Erhaltung des Schlosses und der Anlagen. —

Endlich mußte ich wieder von Miramar scheiden. Noch einmal blickte ich von der kleinen Mole im Hafen auf das ruhig daliegende Schloß und gedachte der Zeiten, wo reges, glückliches Leben hier herrschte, wo da aus dem Hafen des Kaisers geschmeidige Yacht zu heiterer Seefahrt auslief oder vom Schlosse Klänge der Freude in stiller Abendstunde über's Meer hinauszogen. Auch der kleine Hafen war nun leer und verlassen; nur der einförmige Ruder Schlag meines alten Barcarolen unterbrach die

Stille, als ich vom Land gestoßen war, um nach Triest zurückzukehren, und der Sang einer Nachtigall, die aus voller Brust drüben im Walde ihren Triller schmetterte. —

Am Abende desselben Tages schon, wieder gegen Sonnenuntergang, verließ ich Triest. Der Zug brauste eilig von dannen. Ein frischer Seewind zog in's Coupé. Bald kamen wir auch an Miramar vorüber. Von seiner Fahnenstange flatterte der lange Wimpel im Winde, die Sonne spielte in den Zinnen und hohen Fenstern in bunten Farben, wie gestern, da ich es bei der Einfahrt grüßte. Und so lehute ich mich auch jetzt zum Fenster hinaus und sandte meine Grüße hinab zum verwaisten Kaiserschloß an der Adria.

## Die Heimfahrt von der Alm.

Ein Volksbild vom Naturdichter Johann Rain, Bachwirth in Alt-Ruffee.

### Declamation.

Bald auf der Alm d'Waid ausgeht und  
fällt 's Laub  
Von Dam, noch a bseihen glei d'Rüß, es  
wird  
Nimmer lain Rahm, mir darf nimmer baßn,  
Es wird zum aufkassn,  
's Vieh mueß ma haim treibn,  
Eh wenns anfangt zum schneibn,  
Da schickt nacha d'Senderin haim an schön  
Gruaß,  
Daßt ihr sagn, daß ma mitn Vieh zuewa-  
fahren muuß,  
Und oft richtn sich d'Haimleut glei z'am  
aufn Fuuß.

### Gesang.

Der lieb Suma der is uma,  
Und der Hrist der is da,  
Treibt man langsam, schön in Gottsnam,  
D'Rüß von Almern wieder ab,  
Da schickt d'Bäuerin ihrer Senderin  
Kochmehl, Schmalz, Weinbeern und Kir,  
Sie muuß nacha Rapsn bacha,  
Und aufkocha allerlei.

### Declamation.

Nacha mach i enk das a zwiffn,  
Bald man in d'Alm um d'Rüß dami geht  
und um d'Sau,

Da gibts no allerhand guat Bissn,  
's is her und her scho a uralter Brauch,  
Und das haist ma und is eigentlich der  
Abrausch,  
Es darfts enk nit denka, das i enk anblausch,  
I lüg enk nit vor, es darfts enk nit gran,  
Mei Gott na, na.

### Gesang.

Eh wenn von der Alm fort wird ganga,  
Wißt es eh scho, was sich ghört,  
Wir setz sie no mitanander  
Ganz gemüthla z'am zum Herd,  
Da iszt ma no an flehn Schottn,  
Kas und Butter a no gnuet,  
Queti Millli, a Zweischlenjuppn,  
Und a Rahmloch a dazue.

### Declamation.

Is der Abrausch vorüber und 's Essen vorbei  
Nacha haist's, machts enk z'am bald,  
Wir fahrn nacha glei,  
Und was als wird einpaßt, und was man  
haim nimmt,  
Das wird scho no als von der Senderin  
bestimmt,  
Zerst wird halt amal 's Rühvieh auslaßn,  
Weils schon lang paßt,  
Und nachdem wird d'Sau a in den hintern  
Fueß  
Mit an Strik angmaßt.

## Gesang.

Hat als gefinn mitananda,  
Und is der Abrausch vollbracht,  
Nacha wird zum Rühviech ganga,  
Wern ihr d'Kettna auf gmacht;  
Da werns aufpukt resanabl,  
Ja das thail kriegt gar an Kranz,  
Das a Jungfrau in Neapel  
Ram ain tragt so an schön bein Tanz.

## Declamation.

's Bieh is auslassen und in der Alm wans  
na a  
Bißl was z'grasn kriegt, thuets no a etla  
Abbis,  
Derweil geht d'Senderin no geschwind eini in  
D'Hütten und ramt als schön z'am was  
da is,  
's is do no allerhand zum z'amrama und  
zum haimtragn,  
I mueß schon ent a etlicki Stud hersagn:  
No das allererst zum einbinden und zum  
haimtragn is halt amal gwisk,  
Was von Abrausch no überbliebn is,  
Die Almkrapfen, an Schottin, d'Buttern und  
den Schmalzrein,  
Das bind ihr d'Senderin als in ihr Fartl  
ein.  
Oft wird no einpakt, wanns ain bißl fein  
mag,  
D'Willisackn und der Stridler,  
Da Ruasa und der Spridler,  
Der Schottnößl und der Knodnößl,  
Wein Dreifuß was ma a, das er weg muach,  
's Pfannbretl und d'Feuzgang,  
D'Häfendeln und d'Kochpfann,  
Der Kerzenleuchter und 's Feuerros,  
Nachdem gehts erst auf d'Häferl und auf  
d'Schüsseln los;  
Jetzt is nacha in der Adf'rebn,  
Die schönsten Bilder müßn a ihrn Platz  
aufgeben,  
's Milli- und 's Wasserhaff und 's  
Schottntuech,  
Den Rudlwölger und s'Krapfnmödl thuats  
a dazue,  
Dem Buttermol und 's Buttermol,  
Kochmehlsackl hats a Paarl,  
A Messer, a Gabl und an Rahzoig,  
Denks ent nur das nit, daß i eng was  
vorloig,  
D'Saisen, der Kampl und der Spiegl,  
D'Almlößn und 's Weichbrunnkriegl,  
Oft aini hat a a Bettin und a Bettbüchl,  
's Millisöchterl und 's Seichtbüchl,  
Aft is erst no da Senderin ihr Botgwand,  
No jetzt kann ma sich leicht denka, das a  
Zwai a Drei wohl z'tragn hamt.  
Als wird von der Senderin in der Giten  
willig z'amgramt,  
Sogar derselbig Zwed,  
Mit dens hat die Milli abframt  
Nacha gehts no zu der Sechtstabt,

Und schaut, obs dort a dena nig vergeffn  
hat,

Nachdem gehts eini ins Ruchdach  
Und schaut dort a nach,  
's Glettuach mueß oa wegthain,  
D'Sichl und an Wägstain,  
Sie leint den Melchstuhl ins Winkl,  
D'Schärmuettern und an Besn,  
Für das Zeug is a nimmer so gnettig,  
Wies in Suma is gwesn;  
Nacha gehts wieder eini in d'Hütten  
Und legt das schön Gwand an,  
Das schiehe, das wird schön zamthan,  
Und nachdem is zum gehn,  
Jetzt is z'amgramt als schön,  
Es wird aufpakt,  
's Bettstabl wird no anglaecht —  
Und d'Hitenthür wird zuegmacht.

## Gesang.

D'Senderin nimmt an Gitenstüßl  
Und sperrt umabum zue schön,  
Wern ihr d'Augn wohl naß a bißl,  
Laßt no a paar Seufzer gehn,  
Pfluet di Gott, sagts, liebi Giten,  
Du kümst mir nit ausn Sinn.  
Ruch di aus, mein liebi Bettstabl,  
Bis i aufs Jahr wieder küm.

## Declamation.

Jetzt gehn nacha d'Ruch vor ihr fort nach  
der Zeit  
Und d'Sau hinten nach, die grot a schon  
allweil,  
Sie lockt ihr und schreit öfter Panschi zu  
zu,  
Graußt dir halt a von Fortgehn, mir a  
wohl, mei du.

## Gesang.

Schau, wie rar das Bieh dahergeht,  
Schau amal das Wunda an,  
's Rlainvieh das geht hinten nachi,  
Aber d'Glockluech geht voran,  
's Herz in Leib das mueß ain lacha,  
Bleib na stehn a weng und schau,  
Ganz auf d'legt da treibns erst nacha  
Recht an großen Drull Sau.

## Declamation.

A schöns Ding is wohl, wer a weng was  
versteht,  
Wann a Senderin schön frisch in ihrer  
Tracht dahergeht,  
Aber das mueß i a sagn,  
An weißen Firsted mueß s wohl habn,  
Just a weiße Firsted um wie viel schöner  
steht a,  
Als a so a Schedpeter,  
I waiss wohl, warum sich jetzt häufig Alm-  
birndln in an geschedeten Firsted herkölln  
Und die weißen auf ainmal jetzt abringa  
wölln,

Weil halt die weißen weit öfter sand zum  
auswaschn'

Ja, a so a Senderin müßt i denna wohl aus-  
lacha und ausbaschn.

Aber is halt amal wiebamöll,  
Und kain Mensch kann mirs für Nebl habn,  
wann i mi harib Röll,

I gib nach auf kain Fall  
Und das sag i allmal,  
Und was i jetzt sag, jetzt paßt's auf,  
Wer weiß, habts nit bs a a Schatz draus,  
A lustigi und a schön z'jampuputi Almdirn,  
Die fleißig is und thuet sie brav aufführn,  
Zum Fuetter hertragen is schön willi  
Und schaut, daß d'Rueh bleibn bei der Willi,  
Die an Grausn hat von feiern und niz  
thain,

Und hat vor der Hirt an Holzzain  
Und drin in der Hirt an Heustock,  
Und jobelt nebenher, wanns an Ruehn locht,  
Und wann ihr d'Rueh selbn gehn nit zuaha,  
Daß nit z'faul is oft zum suaha,  
In der Früh a nit gar so lang liegn bleibt,  
Bis ihr sogar d'Sunn schon ins Bett scheint,  
Die ihr d'Hirt allweil schön z'amramt,  
Den Rahm nit selm schlecht, so balds abframt,  
Das Geld, was für Schmalz und Rahm  
ausfällt,

Ihrn Bauern schön redlich alls zuestellt,  
Nit gar zviel verroselt und herschenkt,  
An Tag amal dena auf Gott denkt,  
Das sand der Almdirn ihri Pflichten,  
Und wanns die all thuet schön verrichtn,  
Und tragt sie no, wanns haimgeht, nach  
der schön alten, almerischen Tracht  
während der Almzeit,  
A solchi Almdirn is und bleibt amal a  
wahri Schönheit.

#### Gesang.

D'Senderin geht daher schön z'ampucht,  
Und so frisch is s wie a Rueh,  
Wann ich's anschau in ihrn Anzug,  
Wies mir gfallt, das wißt's ja eh;  
An rothen Kittl, weißen Firsted  
Und a schneeblichweiße Pfaid,  
Für mein Gucka, is a Muska,  
Is das allerhöchste Klaid.

#### Declamation.

Bald d'Senderin d'Rueh daher treibt schon  
bein Land,  
I glaub, der Brauch is enk a so schon  
bekannt,  
Klainwinzigi Kinder, a größere Deut,  
Die lausn und schrein ihr scho zue von der  
Weit,  
Das ain halt an Guet auf, das ain an Firtuch,  
Balds ihr d'Almtrapfn gebn hat,  
Dann is wieder Rueh.

#### Gesang.

In der Hand da tragts a Ball,  
Dorten hats d'Almtrapfn drein,

Sie greift a ins Kittlfaß  
Dann und wann um ain hinein,  
Das is oft a rechts Spetall,  
Fast an jeden thailts ain aus,  
's is na grad a groß Miratl,  
Das no bringt ain haim ins Haus.

#### Declamation.

Jetzt dent i just dro,  
Weil i g'rad von die Almtrapfn gsunga und  
gredt ho,

Jetzt mueß i no an Uebergang macha,  
Auf die letzten drei Nacht vorn Haimfahrn,  
Wie d'Almtrapfn sand gmacht warn;  
No z'erst wird halt amal der Zaig angmacht,  
Mit Roehmehl und Salz, mit Butter und  
Schmalz,

Das thail nehmen a Air.  
Und Klainigkeitn a no ollerlai,  
Nachdem wird der Zaig so breit ausanand  
gwölgt,

Damit das sie der Krapsen, bald man von  
Rohd außagstocho hat, wieder gern  
heraus gseligt,

Und was kriegn für an Furm,  
Das richt scho da Rohd,  
Da schau nit hinam,

Oft nehmens a zwai a drei Händ voll,  
Werkens in das haieße Schmalz eini in  
d'Pfann,

Z'erst stecken sie sich wohl so viel z'am,  
Da rihrens es aber etlamal überainanda,  
Es sand zwar mehrerlai Gattunga durch-  
ainanda,

Wern aber bacha all schön mitainanda,  
Und eh wenn mans ganz verbratn laßt,  
Werns mitn Seichlßß wieder außagfaßt,  
Bei den Krapsenbacha is immer amal a  
ganzi Paß,

Sein thuet's so viel was rars,  
Da sagt oft immer d'Mirzl zu der Dena,  
Du, den und den Buem gebn mir dena  
wohl schön,

Und wann der Fall is, das oft a Krapsen  
zu viel braun wird, weils wohl  
öfter a gschiecht, das aina überseha  
wird in der Pfann,

Da heiße halt nacha, guet is er für an  
Rann;

Aber das mueß i schon a sagn,  
Wanns mirs nit glaubts, so thuet's nur  
nachfragn,  
Wann ihr ana in Suma oft a Seidl Wein  
zahl hat

Und hat ihr bein tanzn recht taugt,  
Für an solchen wern scho gwiß die schönern  
draus klaubt.

#### Gesang.

Just vorm haimfahrn die lezt Wocha,  
Das i das a nit vergiß,  
Da wern allerhand Figurn außgstocho,  
Balds zum Krapsenbacha is,

Runde Rainerlan, Herz und Hahna,  
Stern und Samjn a ganzi Meng,  
Die vertabelt wern, die kriegn d'Mana,  
Und an Bueman gebns die schön.

Declamation.

No jekt han i enk den ganzen Umbrauch  
von der Haimrais  
Beiläufig gfunge und gsgat wies sein thuet  
und wies i wais,  
Jekt habn mir no das lejt Gfej,  
Damit das ds a wist, wies is und wies  
dahaim dasteht,  
Balb d'Senderin schon mitn Vieh gegns  
Haus dahin zuegeht.  
Haim zuehi hat d'Glockueh den schönsten  
Gang,  
Es is grad, als wie wann sie sie extra  
nahm j'am,  
So schön klingt halt d'Glocken, so hell gibts  
an Ton,  
Und alle Seut, die in Haus san,  
Sieht ma, wie sie so gschwind abdrahn,  
Und lustig kumt als aufn Anga glei  
j'am,  
Es is frei recht zum schaun und zum  
lacha,  
Wie a jeds Vieh nach der Glockueh so  
fröhli geht nacha,  
Und wie ain gschwind a jeds zueilt, das  
ma ihr's Gobel kralt,  
Mit der Zeit geht d'Senderin a daher  
schneebühlweis,  
Der Bauer traut ihm's kam anzredn ja fast  
um kain Preis,  
Ra endlich laßt er ihm's halt dena nit  
weh'n, geht ihr freudig entgegen,  
No, sagt er, weils nur wieder amal da  
seid,  
Und is als frisch und gfund, i ho mi scho  
all Tag g'freut.  
Ja, sagt d'Senderin drauf,  
Thuet so liebli und freundli a 's Maul  
gschwind auf,

An Seutn und an Vieh sagts, ho i wohl  
den ganzen Sommer recht schön tho,  
Wie i na grad kunt und mögn ho,  
Aft verzöhlt's ihm a so a no allerhand,  
Was si auf der Alm hat zuetrag'n,  
No, als d'arfs ihm freilli nit sagn —  
Sie macht jekt ihr Faxrl auf,  
Pact die Umkrapsen aus,  
Und gibt ihr das anda schön hin mit-  
einanda,  
Und sagt: Wanns nur grad mit mir schön  
j'frieden seid,  
Wie mi oft das Ding g'freut.

Gesang.

Ihri Bauernleut, die san a voller Freud,  
Balbs mitn Vieh daher fahrt frisch und  
gesund;  
D'Rieh schaun guet aus in Leib,  
Habnt an schön Milizeug,  
Und a die Kälber sand a sobiel rund.  
Aft sagt den Weib ihr Mann:  
Du, schau erst d'Senderin an,  
Die schaut wohl a guet aus, is gwiß nit  
krank;  
Weils nur wieder da seid, das is mei  
größte Freud,  
Und is Alls frisch und gfund, Gott Lob  
nnd Dank.  
Und d'Bäuerin sagt oft drauf:  
In Sonntag passit ihr auf,  
Kuecht es ins Wirthshaus fährn und thue  
ihr schön,  
Zahl ihr na j'essen guat und trinkt's an  
Wein  
Dazue und laß a gleiwohl schön  
Zun Almtanz geh'n.  
Aft sagt der Bauer gschwind  
Zu seiner Senderin:  
Kämmst halt zum Bachwirth hin, dort  
lehrn wir ein,  
Dort lassn wir uns guet geh'n,  
Dort lebn ma gwiß recht schön,  
Er hat an gueten Wein.

## Wie Kindlein spricht.

Ein Plaudercapitel für Väter und Mütter von **Uly Gregor**, Dresden.

Es gibt Menschen, besonders unter den Dichtern, welche die Sprache der Vögel und anderer Thiere verstehen und derselben mit Vergnügen lauschen; Viele freilich lachen spöttisch darüber, weil sie sich nicht die Mühe genommen haben, auf die Vogelsprache zu achten; allerdings fehlt ihnen auch jede poetische Regung dazu. Mehr Leute schon verstehen die seltsame Sprache der Kleinen, hilflosen Menschenkinder, der holden babies, wenigstens thun dies die meisten Eltern und vor Allem die Mütter. So lange freilich das klagende Weinen ihre einzige Sprache ist und von derselben ein zu ausgiebiger Gebrauch gemacht wird, braucht der unfreiwillige Zuhörer nicht gerade ein kinderfeindlicher Hauswirth oder ein müder, schlaffsuchender Reisegefährte zu sein, um die Geduld zu verlieren; selbst die Mama des jungen Weltbürgers wird von dem Concert wenig erbaut sein und alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um die Sprechübungen des Kleinen Schreihalses abzukürzen. Das gelingt im Anfange recht schwer, aber mit jeder neuen Lebenswoche nimmt die Eintönigkeit des Weinens ab und wird dasselbe ausdrucksvoller; es ist dann kein Kunststück, Jubel- oder Klagetöne als solche zu erkennen. Ich behaupte, daß sich ohne große Mühe herausfinden läßt, ob Kindlein Hunger und Durst oder Schmerzen empfindet, ob es müde oder nur unartig ist, ob sein Rallen der Ausdruck seines Wohlbehagens oder des Erstaunens ist, oder die Freude an irgend einem Gegenstande im Zimmer, den es in's Auge gefaßt hat. Es gehört kein be-

sonderes Sprachtalent dazu, um die wortlose, aus den verschiedensten abgebrochenen Lauten und Tönen bestehende Sprache zu verstehen und zu beantworten, aber es ist noch Niemandem gelungen, diese lieblichste und brotligste aller Sprachen in ein System zu bringen und zu veröffentlichen; ich kann es auch nicht. Oft ist es sogar unmöglich, die Töne, welche Kleinen hervorzubringen vermag, nur nachzuahmen, und es würde dem gewandtesten Ländichter schwer fallen, Noten darnach zu setzen.

Kindchens Weinen und Plaudern besteht aus zahlreichen Variationen über das Taubenmotiv, einem Lachen und Surren, sowie aus allerhand Empfindungslauten, wie: Hä! Hö! ober Hem! Eng, neng! Häng'n! Ärrre, ärrre, ärrre! Kapfa! Häszel! A—ihä! Ujuh! Lalalalalallo! Umung! sowie den Uranfängen zu dem ersehnten Ruf: Mama! Oft ist es ein herzliches Lachen und Jauchzen, das unwiderstehlich zum Mitlachen und Mitjauchzen fortreißt. Ein jubelndes Kind erscheint wie eine lebendige Illustration zum „Unbegründeten Optimismus“ und hat schon manchem finstern Pessimisten die ernstesten Falten von der Stirn verjagt.

Ich weiß nun allerdings nicht, ob alle Mütter mit ihren Kindern spielen, wie ich, aber ich hoffe es. Ich möchte diese süßen Ländeleien nicht entbehren, sie bieten eine Fülle reinsten Glückes, die nirgends sonst zu finden ist. Zu beklagen sind nur die vielen Menschen, oft die Eltern selbst, denen — trotz der besten Absicht — das rechte Verständniß für diese

Freuden mehr oder weniger abgeht und die sich erst gut mit einem Kinde zu beschäftigen wissen, wenn es das „dumme“ erste Jahr hinter sich hat. Und doch — ist es nicht das kleinste Pflänzchen, dessen Wachsen und Gedeihen sie besonders im Anfange so lebhaft interessiert, und begrüßen sie da nicht jedes neue Blättchen mit Frohlocken? Und sieht nicht mancher rauhe, harte Mann, sowie manches kaltherzige Weib laut lachend mit großem Interesse den plump-drolligen Sprüngen eines kleinen Hundes oder Kästchens, dem Scharren eines Schippchens, oder dem Watscheln eines Entchens zu? Warum haben sie oft kein verständnißvolles Auge und Herz für den zappelnden Schelm im Babewännchen?

Glücklich die Eltern, welche sich des unbegrenzten Glückes über die kleine, lebendige Puppe bewußt sind. Wer von dem Zauber noch nicht gefangen genommen wurde, der von einem solchen holden, kleinen Wesen ausgeht, der versuche ja nicht, diese Zeilen zu Ende zu lesen, denn er hält für Uebertreibung und Kinderei, was unverfälschte Wahrheit und entzückendes Spiel ist.

Den Müttern sei hier gleich gesagt, daß sie auf keine Neuigkeiten zu rechnen haben. Sie könnten, wenn nicht mehr, doch gewiß dasselbe erzählen. Da sie es aber nicht thun, so habe ich es gethan, und wenn meine Beobachtungen mit den ihrigen übereinstimmen, so mögen sie meine Notizen als Tagebuchblätter betrachten, wie ich sie zum Andenken an mein Kind geschrieben habe. —

„Wie Kindlein spricht,“ das scheint mir ein Hauptthema für die Eltern und nicht nur, weil es zu unendlich spaßhaften Szenen Veranlassung gibt, sondern weil sich dabei das erwachende, geistige Leben verräth.

Man kommt auch bald dahinter, daß Kindlein nicht nur mit dem Mäulchen und den dazu gehörigen Sprachorganen redet, die noch sehr

ungeübt sind, sondern, daß es außer den Augen besonders die Händchen zu Hilfe nimmt.

Was ist solch ein Kinderhändchen schon reizend in der Unthätigkeit! Siehe Leser! Bevor ich weiterrede, laßt Euch an P. K. Rosegger erinnern: „Wenn ich so genau von meinen Kindern spreche, so ist es nur, weil ich diese am besten kenne; sie sind, wie viele tausend andere sein werden und ich lade die Väter und Mütter ein, mitzulesen und mitzudenken, ob es stimmt. Jede Mutter hat das liebste Kind, und so werden wir uns wohl verstehen.“

Und ich denke, so werden auch wir uns verstehen, wenn ich von dem kleinen Mädchen rede, das zu meinen Füßen spielt und erst so viele Monate an Alter, wie Fingerchen an den Händen aufzuweisen hat. Es freut mich, daß es ein Mädchen ist; man sagte mir, kleine Knaben in diesem Alter wären bei Weitem nicht so drollig und piffig. Vielleicht bestreiten das die Eltern, die einen kleinen „Stammhalter“ auf den Armen wiegen.

Wie klein, weich und trotz aller Ueppigkeit doch nicht plump ist solch' ein Kinderhändchen! Die Fingerchen sind an den rothgen Nägeln spitz und oben auf dem Watschchen zeigt sich über jedem Fingerchen ein lachendes Grübchen — nicht wahr, liebe Leserin, so ist auch das Händchen Deines Kindes gestaltet?

Wie geht einer Mutter das Herz auf, wenn die runden Armchens Kleinchens sich ihr entgegenstrecken und die Hände und Fingerchen mit drolliger Geschwindigkeit sich in den Gelenken drehen und wenden, so daß jede Bewegung zu sagen scheint: „Nimm mich doch! Ich kann nicht gut sitzen!“ Und welcher Jubel, wenn die Mutter diese Handbewegungen nachahmt und näher kommt. Das strahlendste Lächeln verklärt das süße, kleine Gesicht, zwei entzückende Grübchen zeigen sich, die glänzenden Augen öffnen sich weit —

die Händchen aber ruhen nun. Jögert die Mutter noch ein Weilchen, so zittert Kleinchen vor Erwartung und jauchzt auf, wenn es emporgehoben und in der Luft geschaukelt wird.

Welche süße Empfindungen durchströmen die Mutter, wenn das Sammethändchen des Kindes ihr darauf das Antlitz streichelt. —

Welches Leben verräth das Händchen, und wie ist jede Bewegung anmuthig und oft unbeschreiblich komisch! Nach Allem faßt und angelt das Kind, oft mit einer Geschwindigkeit, die einem Taschenspieler Ehre machen würde. Daß es in Papa's Bart und Mama's kunstvoller Frisur Unheil anrichtet, Schleifen und Bänder abreißt, wo es sich irgend thun läßt, das wäre noch das Wenigste, aber Du wirst es auch erlebt haben oder noch erleben, junger Papa oder junge Mama, daß während Du, mit dem Kindchen auf dem Schooße, eben einen Blick in das neueste Zeitungsblatt thun willst, Dir der wichtigste Artikel abgerissen wird und — während Du eilig das übrige Papier in Sicherheit bringst, vernimmst Du ein Klappern und Klirren — und vor Dir am Boden fliehet der dampfende Mokka! Ein Ruck des winzigen Händchens am Tisch Tuch genügt, um das zu vollbringen. Und wie freut sich Kleinchen über die Heldenthat! Es klatscht in die Händchen, guckt Dich lachend an, sagt: „Hem!“ und beugt schnell das blonde Köpfchen so tief als möglich nieder, um genau zu sehen, wohin der braune Saft fliehet.

Es schlägt doch Niemand auf das böse, liebe Händchen? Was weiß solch' kleines Wesen von der Nützlichkeit und dem Zierrath von Tischdecken?! Was weiß es von der Zerbrechlichkeit des Porzellans und den färbenden Eigenschaften des Kaffees? Wer zerrißene Zeitungen, zerbrochenes Porzellan und Kaffeeflecke scheut, der muß sein Kindchen fern von der Gefahr halten, dies Alles anzustiften.

Das Händchen sucht nach Beschäftigung, und zwar nach abwechselnder. Wißbegierde, die aus den hellen Augen leuchtet, trachtet darnach, Alles zu untersuchen, was irgend erreichbar ist. Gib das größte Zeitungsblatt in die kleinen Hände und binnen kurzer Zeit ist es in Stückchen zerpfückt, so klein, daß Daumen und Zeigefinger des Händchens sich vergebens abmühen, eins zu erfassen. Welche Mutter hat es nicht schon lachend beobachtet, das geduldige und doch vergebliche Haschen nach etwas schwer Faßbarem, etwa einem Semmelkrümchen, einem Milchtröpfchen, einer Fliege am Fenster oder dergl. Man muß es gesehen haben, um noch lange nachher bei dem Gedanken daran in Lachen ausbrechen zu können.

Die Händchen der Kinder greifen nach Allem, was den Augen auffällt und dennoch ist „Kindeshand so leicht gefüllt“. Es braucht nicht einmal ein wirkliches Spielzeug zu sein, ein Löf-felchen, ein Briefcouvert, ein Schlüsselbund werden sein Interesse und fesseln es oft länger, als manches kostbare Spielwerk.

Eine höchst amufante Scene mit einer Gummipuppe habe ich mehrmals beobachtet. Das „Zulchen“, so haben wir die Puppe getauft, ist ein Januskopf; sie zeigt auf der einen Seite ein lachendes, auf der andern ein jämmerlich weinendes Gesicht und sie quitscht, wenn man ihren hohlen Gummikopf zusammendrückt. Kleinchen dreht das Ding nach allen Seiten, sieht mich an, sagt kurz (es ist ihr Ausdruck der Verwunderung): „Hä?“ und drückt das Püppchen. Quitscht dieses, so lacht das Kind, aber plötzlich sieht es unser schwarzes Hündchen, den Floß, laut bellend herbeigeschossen kommen; der kann nämlich das quitschende Zulchen nicht leiden und hat immer Krieg mit ihr. Sobald sie Etwas sagt, bellt er sie an. Kindchen läßt vor Schreck die Gummipuppe fallen und sieht mich starr an. Das Mäulchen



verzieht sich zur weltbekannten „Schippe“, aber ein freundliches Wort macht sie wieder verschwinden. Flock hat die Puppe entbedt, schiebt sie, wüthend knurrend, mit der Schnauze hin und her und tritt schließlich mit der Pfote darauf. Entsetzt springt er aber sogleich bei Seite, denn Fulchen quitscht wieder ganz fürchterlich und das ist dem unvernünftigen Vieh unheimlich. Kleinchen greift nach dem Hunde; der aber hat im Augenblick keine Lust, sich am zottigen Fell zu lassen und kriecht auf sein Polster.

Mein Töchterchen sagt darauf, indem es sich in der Stube umsieht: „Höh—höh!“ was da heißen soll: „Ich bitte um ein anderes Spielzeug.“ Ich lese also auf, was bereits um das Stühlchen her am Boden liegt: Elfenbeinring, Schäfchen, Canarienvogelchen, Tamburin, Trompete, den Hampelmann, der auf der einen Seite sich als rother Husar, auf der andern als blauer Garbist präsentirt u. s. w. Eins nach dem Andern wird in die Hand genommen, einen Augenblick in's Auge gefaßt und — gleichgiltig oder ärgerlich fortgeschleudert. Ich schlage sanft auf das Händchen und sage: „Unartiges Kindchen!“ Blondchen aber versteht mich noch nicht und schleudert weiter fort, was vor ihm liegt, und nun das Tischchen leer ist, sieht es mich wieder an und sagt: „Höh—höh!“ Ich denke, das ist deutsch genug. Ich sehe mich nun selbst um und entdecke im Büchereck eine kleine Rechenmaschine mit blauen und weißen Perlen auf Drahtschnüren. Ich zeige sie dem Kinde. Es strampelt mit Händchen und Füßchen und hebt sich, um das Ding zu erreichen.

„Erst bitte, bitte!“

Kleinchen tupft mit der rechten Hand flüchtig in die linke.

„Ordentlich! bitte, bitte!“

Jetzt schlagen die Fingerspitzen mehrmals genau aufeinander — ich lege die Maschine nur auf den Saum des langen Kleidchens, dieses ist mit

blitzschnellen Griffen der Händchen emporgerafft, die Maschine ergriffen und in der nächsten Secunde tanzen die Fingerchen auf den klappernden Perlen, daß es eine Lust ist. Blondchen jauchzt und lacht dazu, sieht mich an und hält mir das Instrument hin, als wollte es sagen: „Sieh, was ich habe und was ich kann!“

Ein Gegenstand von besonderem Interesse ist eine kleine Spieluhr, das Geschenk des Pathen Onkel Fritz, der dem Kleinchen schon nach wenig Monaten das Drehen derselben beibringen wollte. Nun, Kleinchen dreht jetzt wohl zuweilen das weiße Rindpöfchen am Griff, es weiß genau, daß dann die Töne kommen, aber wer nach der Melodie tanzen wollte, der wäre übel d'ran.

Daß ein Kind von zehn Monaten das eigene Troßköpfchen zeigt und Näschen und Augen, das ist nichts Außergewöhnliches, unser Kleinchen aber kennt auch fast alle Bilder im Zimmer, nicht nur die Landschaften und die Großeltern, sondern auch die kleinen Bilder von Onkel Hamerling und Rosegger. Für Kinder ist jeder Herr außer dem Papa ein Onkel. Es wendet sich bei allen Kreuz- und Querfragen, ohne viel Befinnen, stets nach der richtigen Stelle, streckt das Ärmchen und die Fingerchen nach dem bestimmten Bilde aus, sieht mich an, lacht und legt dann sein Schelmengesicht auf meine Schulter.

Von besonderem Interesse für den Blondkopf ist die Gestalt der Göttin Hebe. Und warum? Sie hat ja ein „Fläschchen“. Leider läßt sich die Göttin so leicht Nichts abschmeicheln, wie die Mama; sie läßt sich das Fläschchen nicht entwenden trotz alles Streichelns der weichen Händchen.

Kürzlich fiel dem Töchterchen der strömende Regen auf. „Hö! hö!“ rief es, sah mich an und dann in's Zimmer zurück und wieder durch's Fenster und wieder im Zimmer umher — ich kann mich nicht getäuscht

haben, die blauen Augen sprachen zu deutlich — es fiel dem Kinde auf, daß es im Zimmer nicht regnete. Seit jenem Tage sieht die Kleine bei der Frage, ob es regne, stets durch's Fenster nach dem Himmel. Man glaubt es nicht, wie gelehrig ein Kind ist, wenn man täglich wenig mit viel Gebuld lehrt. Nicht leicht begreift es, daß die Uhr für solch' kleinen Unverstand vor Allem ein Ding zum „Hörchen“, und nicht zum „Essen“ ist; schließlich aber hält es die Uhr in Folge der Aufforderung: „Hörch!“ selbst an's Ohr, um das „Tide, tide“ zu vernehmen.

Kleinchén weiß auch, daß es schlafen soll, wenn es in's Bett gelegt wird. Es wollte manchmal nicht schlafen, ohne eingewiegt zu werden, und schrie ganz gewaltig: „häng'n! häng'n!“ Da es aber keinen Strid bekam, konnte es die verzweifelte Absicht nicht ausführen und nachdem es mit beiden Händchen lange auf die drolligste Weise im Gesicht herumgerieben, gleichsam, als ob das Näschen ihm im Wege sei, schlummerte es ein, mit dem einen Händchen den Zipfel des Kopfkissens in's Gesicht ziehend. Wehe aber, wenn man anfang, Kindchen einzusingen. Von Raufen ist es ein großer Feind. Sobald eine solche beginnt, läßt sich ein halb erstaunter, halb bittender Ton hören, der so lange wiederholt wird, bis neugesammelte Kräfte das Weiter-singen gestatten. Dabei executirt Kleinchén gewöhnlich ein seltsames Spiel mit den Händen, etwa, indem es mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand an der linken, offen emporgehaltenen Hand vorbeifährt, und zwar in ganz regelmäßigen Zwischenräumen. Zufällig hat es bei dieser Gelegenheit einmal entdeckt (was ich aus Furcht, man möchte mir nicht glauben, beinahe verschwiegen hätte), daß bei diesem Spiel sich Schattensbilder an der Wand zeigen und verschwinden, sobald die Hände ruhen.

Ein schlafendes Kind! Wer sich davon gelangweilt wegwendet, der kann ebenso wenig ein guter Mensch sein, wie der, welcher gleichgiltig gegen die Eindrücke der schlummern-den Natur bleibt. Die Empfindungen, welche den gemüthvollen Menschen durchströmen, wenn er in schweigender Sommernacht von seinem hohen Fenster auf Gärten und Wiesen, ferne Wälder und Berge blickt und dem geheimnißvollen Weben und Rauschen in der weiten Kunde lauscht, gleichen einem unausgesprochenen Gebet, einem Ver söhnungsgruß für die ganze Welt.

Ähnliches empfindet die Mutter am Bettchen ihres kleinen Liebling's. Sein Anblick ist im Schlafe von rührendster Anschuld, holdseliger Schönheit; sein Athem geht so leise, daß die Mutter sich tief niederbeugen muß, um ihn zu vernehmen. — Dank gegen Gott für das köstliche Geschenk, die Bitte, es ihr zu erhalten, es zu schirmen gegen jeglichen Feind, drängen sich im Gebet auf ihre Lippen — und käme in solchen Augenblicken ihr ärgster Gegner und hätte um Verzeihung, wie könnte sie diese verweigern? Das Kind ansehen und Groll empfinden — wie wäre das möglich?

Das Kind melbet sein Erwachen früh — oft leider gar zu früh — durch sein rufendes „Höh — höh!“ Hört Niemand, so wiederholt es den Ruf in immer höherem Tone und, wenn zu lange Alles still bleibt, so fängt es leise an zu weinen. Die Bewohner der andern Zimmer meinen, daß unten die Tauben gurten — meldet sich aber immer noch Niemand und ist der Durst zu mächtig, so schreit Kleinchén dementsprechend. Es weiß auch genau, daß es Früh nach dem Erwachen in Mama's Bett genommen wird. Zögert die Mama, so gibt das Kind seine Wünsche auf nicht mißzuverstehende Weise kund: es faßt mit den Händen die Lehnen seines Bettes, richtet sich auf, faßt nach Mama's Kopfkissen und sagt kurz:

„Höh—höh!“ Und wenn das nicht hilft, wird vielleicht auch ein Weilchen lamentirt. Wenn aber sein Bitten erhört wurde, welch' süßes Anschmiegen!

Kindchen weiß auch genau, daß es ausgehen oder ausfahren darf, wenn das Hütchen geholt wird. Sitzt es erst im Wagen, so beugt es den Oberkörper vor- und rückwärts — es ist nämlich dahinter gekommen, daß der Wagen (derselbe hat vortreffliche Sprungfedern) dadurch in schaukelnde Bewegung geräth.

Jedes fremde Kind auf der Straße, ob in vornehmer oder in dürftiger unsauberer Kleidung wird in un n a c h a h m l i c h e n Freudelauten begrüßt, während Erwachsene in den meisten Fällen anfangs nur mit stummem Erstaunen betrachtet werden; das Auge blickt halb forschend, halb mißtrauisch.

Beim Baden weiß das Kind genau die Reihenfolge aller vorgenommenen Verrichtungen und jede Neuerung ruft sein Erstaunen hervor. Es strampelt und jauchzt in unglaublichen Tönen, nachdem es von der letzten Hülle befreit worden, es dehnt sich wohligh im Wasser und verzieht das Gesichtchen, wenn die Wassertropfen darüberrollen, und endlich faßt es „mit jedem Finger“ in das Becken mit eiskaltem Wasser und nach dem großen Schwamme darin, der im nächsten Augenblicke seine Feuchtigkeit auf das rosige Körperchen ausgießt. Darnach verdoppeltes Jauchzen, Krähen und Strampeln, dann vergebenes Wehren gegen alle Umhüllungen und schließlich ein sehnsüchtiges Schauen nach dem Ofen, woraus das Fläschchen halb hervorgeholt werden muß. Ist dieses erst in Sicht, so sind Augen, Lippen und Hände in voller Thätigkeit, bis Fläschchen den Weg zum Munde fand. Denn — es regt immer wieder zum Lachen, selbst wenn man es hundertmal gesehen hat — dann werden die Arme hoch emporgestreckt und die Händchen fest zusammengeballt, so zwar, daß der Daumen zwischen Mittel- und Goldfinger ein Stück hervorsteht. Ist

der erste Durst gestillt, so öffnet sich das eine Händchen und streichelt Mama's Wange; ist das Dankbarkeit? Wer weiß es? Steht es nicht wenigstens so aus?

Wenn Kleinchen Zwieback oder Biscuit ißt, so läßt es gern davon „kosten“. Nach der Bitte darum aber ist es oft von einer Freigebigkeit, daß, wenn man es gerade auf dem Arme hat, sich nicht-oft und schnell genug wegwenden kann, um dem Zuviel des Guten zu entgehen. Kindchen scheint es gar zu gern zu hören, wenn man sagt: „Ach! das schmeckt gut! schmeckt wundervoll!“

Und das Erzählen, besonders beim Essen und Spielen mit noch neuen, fremden Dingen. Am fließendsten geht es von Statten, wenn das Kind sich unbeobachtet glaubt. Unterbrechungen machen es flegig und scheu. Zuweilen freilich scheint der Schalk eine Unterhaltung zu wünschen. Wiederholt man seinen Laut, so sucht es sich einen neuen, und wiederholt man diesen nicht, so forbert es dringend zum Weiterreden auf. Das gibt zuweilen eine merkwürdige Unterhaltung, die nicht selten in beiderseitiges lautes Lachen ausartet.

Von Rechts wegen sollte ein Kind nie Etwas in die Hand bekommen, was es nicht auch ohne Schaden in den Mund stecken darf. Man sieht das aber erst ein, wenn es zu spät ist. Es läßt sich auch sehr schwer durchführen. Kleinchen steckt Alles in den Mund, jedes Fäbchen, Körnchen und Blümchen, das es findet, das Kleinchen und das eigene Beinchen.

Besonders gern steckt Kindchen Papier in's Mäulchen, weiß aber genau, daß es das nicht soll. Sobald es merkt, daß man Acht gibt, bewegt es nur immer die Lippen und beledt sie mit dem Zünglein, wagt es vielleicht auch, das Händchen mit dem Papierschneißel zu heben, aber mit mißtrauischem Blick auf den Zuschauer wirft es das betreffende Papier sofort wieder hin und haut darauf, als sei

der todt Gegenstand der schuldige Theil. Einen köstlichen Spaß hatte ich, als ich einmal dem Blondkopf ein Löffelchen in die Hand gab, mit dem ich süßen Eierschaum geschlagen. Ich verließ, das Zimmer und als ich zurückkehrte erschrak das Kind, warf den Löffel hin und schlug mit beiden Pfötchen darauf los. Vom Löffel aber war jedes Restchen Eierschaum verschwunden. Wer möchte leugnen, daß ich eine kleine Heuchlerin vor mir hatte? Seitdem nehme ich mich noch viel mehr in Acht, dem Kinde unpraktische Dinge in die Hand zu geben. Da habe ich ihm Nichts zu verbieten. Das Gefühl der Furcht lernt es noch zeitig genug kennen und das Erschrecken des Kindes thut Einem weh. Wird es älter, so wird das freilich anders. Ohne Verbote aller Art geht es dann leider nicht ab.

Vieles verbietet sich auch dann von selbst wie heute. Auch später kann die Mutter den leuchtenden Mond nicht für das Kind vom Himmel holen; und wie heute nach diesem, wird es später nach vielen anderen Dingen vergebens langem.

Ich wüßte noch mehr als zehnerlei „Scherz und Ernst“ von meinem lieben Blondkopf zu erzählen, aber längst wird der Leser ungeduldig geworden sein, und so will ich schnell zum Schlusse eilen.

Wie war die Kleine am Weihnachtsabend voller Erstaunen und Freude, als ein Licht nach dem andern am grünen Baum angezündet wurde und alles Glänzende daran seine Strahlen ausströmte! Sie griff in die Nadeln des Baumes, sah dann ein wenig erschreckt die innere Handfläche und dann mich an, und da ich lachte, da lachte sie mit. Auch die blitzenden Kugeln und Lichter wollte sie haschen, und als die Letzteren später wieder ausgelöscht wurden, fing sie bitterlich an zu weinen. Ich habe entdeckt, daß das Kind nicht nur in halbdunkeln, niedrigen Räumen weint (z. B. in Ställchen, wo man ihm Thiere zeigen

will, über welche es erst jauchzt, wenn es sie im Freien betrachtet, sondern auch, wenn es Menschen, selbst bekannte, in Trauerkleidern sieht. Seltsame Menschennatur! Kaum zum Leben erwacht, liebt sie schon den Glanz, die strahlende Pracht und fürchtet das Düstere, Glanzlose! Und welche Eltern vermöchten es, dem geliebten Kinde nur ein glanz- und freudevolltes Dasein zu schaffen?! Schmerzen muß es nach den ersten Athemzügen oft schon leiden, und was kostet es nicht für schmerzvolle Thränen, bis das erste Zähnen zum Vorschein kommt! Und mit den Jahren mehren sich die Qualen und Entbehrungen gewöhnlich mehr als Freuden und der Ueberfluß an äußeren Glücksgütern. Welche Mutter brücte nicht zuweilen voll pessimistischer Besürchtungen ihr Kind an das Herz und schickte ein brünstiges Stoßgebet für sein Wohl empor zum Lenker aller Schicksale?

In seinem Gedichte: „Reim und Kind“ zeigt R. E. Ebert ein tiefes Verständniß für diese Empfindungen; ich citire nur eine Strophe, die besonders der Mutter aus der Seele genommen ist:

„Wenn ich es seh, ein solches Wesen,  
Da faßt ein Sturm mich' von Gefühl,  
In seinen Zügen möcht' ich's lesen,  
Was einst sein Loos im Weltgewühl;  
Wird's glücklich sein? Wird's Glück ge-  
währen?  
Das Aug', das jetzt so selig lacht,  
Wird's nicht, erfüllt von bitterm Zähren,  
Durchwachen manche lange Nacht?“

Und:

„Wird man es lieben, vor ihm zittern?  
Wird auch ein Herz sein Herz verstehen?“

Welche Mutter möchte nicht gern auf das Inbrünstigste mit E. Rittershaus beten:

„Nicht seh' ich um den Segen ew'gen  
Glüdes,  
Nicht seh' ich um ein flüchtig Erdengut.  
Gib, Ew'ger, nur in Stürmen des Ge-  
schides  
Dem Geiste Kraft und meinem Herzen Muth!“

Den Pfad des Rechtes laß mich ruhig  
schreiten,  
Ob still die Luft, ob wild die Stürme weh'n,  
Nur Eines gib mir, Gott, zu allen Zeiten:  
O, die ich liebe, laß mich glücklich  
sehn!"

„Es wird den Kindern schon in der Schule beigebracht, daß Welt mit einem „großen W“ geschrieben wird,“ sagte Hieronymus Borm einmal zu mir. Dieser geistvolle und treffende Ausspruch kommt mir oft in den Sinn — aber Kindern geht ja noch nicht in die Schule, weiß also auch noch nichts vom „großen W“; und wir Mütter wollen es ihm sorgfältig fern halten, so lange es sich eben fernhalten läßt. Wir wollen mit ihm scherzen und lachen, — selbst wenn wir das Herz voll bitterer Thränen hätten — wir wollen auf seine kindischen Scherze eingehen und, seine schmeichlerischen Zärtlichkeiten ebenso zärtlich erwidern, das Mutterglück in vollen Zügen genießen. Die Zeit enteilt und wir wissen nicht, wie lange die Sonne und die andern Himmelslichter für uns auf- und niedergehen, wir wissen nicht, wie lange unser Glück währt, aber wir wissen, daß im günstigsten Falle aus kleinen

lebendigen Puppen große Menschen werden, welche — doch darüber lasse ich lieber einen Berufeneren, Leopold Schefer reden, der da rath:

Geh fleißig um mit Deinen Kindern! Habe Sie Tag und Nacht um Dich, und liebe sie Und laß Dich lieben einzig schöne Jahre. Denn nur den engen Traum der Kindheit sind Sie Dein, nicht länger! Mit der Jugend schon Durchschleicht sie Vieles bald, was Du nicht bist, Und loßt sie mancherlei, was Du nicht hast, Erfahren sie von einer alten Welt, Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt Run ihnen vor. So geht die Gegenwart Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort. Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet, Und nimmer wird er wieder Dein. Er kehrt Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine, Er lebt! Sie leben, And're leben auf Aus ihm — Du hast nun einen Mann an ihm, Hast einen Menschen, aber mehr kein Kind! Die Tochter bringt vermält Dir ihre Kinder Aus Freude gern noch manchmal in Dein Haus! Du hast die Mutter, aber mehr kein Kind. — Geh fleißig um mit Deinen Kindern! Habe Sie Tag und Nacht um Dich, und liebe sie, Und laß Dich lieben einzig schöne Jahre.

## Martertafeln.

Von J. A. Kessinger.

Der Gebirgsreisende wird es kennen, dieses enbloße Sterberegister von Verunglückten, durch das ihn seine Wanderungen führen und das ihm wohl zuweilen seine Lust an den Schönheiten der Natur vergällen mag.

Diese unscheinbaren Zeichen an Bäumen und Pfählen rufen dem harmlosen Wanderer, der gekommen, um sich an der Herrlichkeit des Gebirges zu ergötzen, ein ernstes: „Habt Acht!“ zu. Ein gewisses banges Gefühl der

Ehrfurcht oder der Verlassenheit, das so Viele beschleicht, die zum ersten Mal in einer Alpenwildniß wandeln — es ist gerechtfertigt.

Die Täfelchen und Crucifixe, die an Wegen und Stegen, in Wäldern und auf Auen, in Thalschluchten und auf hohen Bergen stehen, prangen auf roth oder braun angestrichenen Pfählen; unbeschützt vor bösem Wetter erzählt das bunte Farbenbild des Dorfkünstlers nur wenige Jahre von dem Ereignisse,

das zur Stelle geschehen war. Bald auch ist die Inschrift verblaßt und verwaschen, nur das kahle, moosiggraue Brettchen starrt uns an wie ein Sterbender, der noch gern sprechen möchte, aber es nicht mehr kann. Wohl sagt uns die Tafel, daß hier an der Stelle ein Unglück geschehen, ein Mensch vielleicht verging unter der Elemente Gewalt — aber wir wissen nicht, welcher Art das Ereigniß war — um so heimlicher dünkt uns die Stelle.

Dem Aelpler wird dort, wo er begraben liegt, zumeist kein Denkmal gesetzt; klein ist die Zahl der niedrigen Kreuzlein, die den Gottesacker zieren; hingegen an der Stätte, wo ihn mitten in seiner Lebens- und Schaffenskraft plötzlich der Tod ereilt, richten ihm seine Mitmenschen ein Merkmal auf, durch welches sie dem Vorübergehenden mit Bild und Wort in rührender Naivetät die Todesart des Verunglückten erzählen und ihn schließlich um ein Vaterunser bitten für die arme Seele.

„Der Johann Georg Mosbichler's Sohn in der Ramsau, ist in seinem 21. Lebensjahr allhie von einem fallenden Baum erschlagen worden. Gott geb' ihm die ewige Ruh!“

„Hier ist Michel Holzreuter, vulgo Knappenhans, durch einen Sturz über die sieben Klafter hohe Steinwand gestürzt, so daß kein Weindl an seinem Leib ist ganz verblieben. Raum 30 Jahre lang hat er die Welt angeschaut, dann hat ihn der Herr zu sich genommen. Er bittet um ein andächtiges Vaterunser.“

„An dieser Stelle ist der Halter Thomas Grabner von einem Donnerkeil getroffen worden. — Der Menschen Raos ist hier beschieden, dem Tod entgeht doch nichts hienieden; denn Ort und Zeit hat Gott bereit; in Wasserfluthen und auf der Gassen, im hohen Birg und auf der Straßen geht Mancher in die Ewigkeit!“

„Hier ist der Handwerksbursh Christian Berger todt gefunden worden;

was ihm überfahren, ist Gott bekannt, der seine Seel gnädiglich in den Himmel wolle führen.“

„Dahier ist Franz Reiter beim Holzriesen von einem Block in die Brust gestoßen worden, daß er augenblicklich todt ist gewesen.“

„Frommer Christ, schau in diesen Fluß hinein, da mußte das Leben der Maria Neg, vulgo Adlerwirthin in Kreuth, zu Ende sein. Sie ist über den Steg geglitten und thut um ein Vaterunser bitten.“

„Da, bei der Köhlerei ist der Josef Pfleger, 47 Jahre alt, in den glühenden Kohlenmeiler gestürzt. Der barmherzige Gott bewahre ihn und uns vor dem höllischen Feuer, Amen.“

„Hier hat die göttliche Fürscheidung den siebzigjährigen Johann Filzmoser durch einen jähen Tod von dieser Welt abgerufen. — Vollbracht ist das Leiden, der Tod, das Gericht, nun ruhet er selig bei Jesu im Licht.“

„Wanderer, hier halt an, und denk", was auch dir geschehen kann, hier hat ein wilbes Kind die ehrfame Magd Johanna Moser umgebracht. Jetzt ist sie in der Todesnacht; seib ihrer mit einem Vaterunser bedacht.“

Das sind einige Martertafelproben aus Steiermark. In ähnlichem Style erzählen die meisten dieser schlichten Denkmale ihr Ereigniß. Der Todesarten jedoch gibt es unzählige. Da ist Einer erfroren, oder vom Gießbach mit fortgerissen, oder von einer Lawine begraben worden. Ein Anderer hat sich im Nebel verirrt, ist über die Wand gefallen oder im tiefen Schnee umgekommen. Ein Dritter ist vom Baume gefallen, oder unter die Wagenräder gerathen, oder durch ein scheues Pferd geschleift worden. Durch rollende Steine werden Viele erschlagen; im grundlosen Alpensee findet Mancher sein Grab, der, ausgefahren auf spiegelglatter Fläche, von dem plötzlich herein gebrochenen Sturm überrascht worden ist. Auf Gletscherfeldern gehen Ein-

heimische selten zu Grunde, hingegen fordern in manchen Gegenden die Wildschützen zuweilen noch ihr Opfer unter den Förstern und Jägern. Seitdem das Edelweiß ein beliebter Handelsartikel geworden ist, weist an wilden Felsmänden manches Täfelchen die Stelle, wo ein gestürzter Edelweißsucher zerschmettert aufgefunden worden. Die Mehrzahl der unnatürlichen Todesfälle in den Alpen aber kommt bei den Bergknappen, Holz- und Fuhrleuten vor. Ich möchte behaupten, daß von diesen Leuten wenigstens fünf Procent eines gewaltsamen Todes sterben.

Daher leicht erklärlich die zahllosen Martertafeln in den Alpen, die den Wanderer zuerst erschrecken, dann beklemmen, bis er sie gewohnt wird und über die Ursprünglichkeit der Volkskunst und Volkspoese erheiternde Studien treibt.

Manches Dorf hat seinen Künstler. Es ist entweder ein Handwerker, der in freien Stunden die Kunst aus Liebhaberei betreibt, oder um sich damit ein kleines Taschengeld zu erwerben. In Tirol thut der Herrgottschützer, der vermag der Sache schon größere Vollenbung zu geben. Diese Menschen betrachten ihren Gegenstand meist von so idealem Standpunkte, daß sie darob die ungeheuerlichsten Fehler ihrer Gestalten ganz und gar übersehen.

Ohne Malerei geht es nicht ab. Stets im Vordergrunde ist die Scene des Unglückes dargestellt. Da sitzt der Verunglückte etwa regelrecht auf den Wellen eines Flusses und breitet die Hände aus, an welchen ein sechster oder siebenter Finger nicht selten zu entdecken ist. Ober er steht kerzengerade und hölzern wie ein Soldat auf der Wacht, des Baumes gewärtig, der auf ihn niederstürzt. Ober er schwebt, von einem Felsen springend, in schönstem Wagrecht in der Luft und hat vielleicht sogar noch die Arme über die Brust gelegt, wie ich das auf einer Martertafel des Pustertales sah. Wo aber das Arge bereits gesehen ist, da

gibt es viel rothe Farbe um den Leichnam; je mehr Blut, desto bedauernswürdiger der Verunglückte. Ferner wird man über dem Haupte der Figur stets auch ein rothes Kreuzlein gemalt finden; dieses Kreuzlein zeigt an, daß der Arme bereits todt oder dem Tode sicher geweiht ist. Die Wasserwellen, die Bäume, die Felsen, die Wolken sind in architektonischer Regelmäßigkeit ausgeführt, und die stundenweit entfernt sein sollenden Berge sind gerade so scharf und grün gezeichnet wie der vom Künstler gedachte vorderste Punkt. Daß es aber durchaus keine gewöhnlichen Bilder sind, wie sie anderswo vorkommen, will ich beweisen. Es gibt kaum eine Martertafel in den Alpen, auf deren Wolken nicht die Dreifaltigkeit oder die Mutter Gottes oder eine andere Macht des Himmels säße. Oft ist es der Schutz- oder Namenspatron des Verunglückten, der ein Strahlenbündel niedergießt auf den Sterbenden. Das soll, wenn schon diesseits keine Rettung mehr sein kann, die Hoffnung auf das Heil in jener Welt bedeuten. — Ach, es ist ja so praktisch und gut für uns Menschen, selbst in unseren schönsten Tagen praktisch und gut, die Hoffnung und das Ideal außerhalb dieser Welt zu verlegen; während wir hier Stüd für Stüd des Schönsten und Besten zu Grunde gehen sehen, leuchtet, gepanzert gegen alles Irdische, in unserer Seele bis ans Ende das trostreiche Bild jener Welt. So ist der letzte Gedanke des in den Abgrund Stürzenden oder in den Wellen Ertrinkenden oder unter der Staublawine endenden Bauers — das Himmelreich. Wollte das Geschick, wir hätten es Alle so gut!

Der Name „Martertafel“ selbst schon soll die den Leib gewaltsam zermarternde, unnatürliche Todesart andeuten. Von der Tototafel unterscheidet sich die Martertafel dadurch, daß sie immer das Denkmal eines Zugrundegegangenen ist, während die Tototafel ein in Noth und Gefahr gelobtes bildliches

Andenken sein muß, welches aus Dankbarkeit für die glückliche Rettung zu meist in Wallfahrtskirchen und Capellen, zuweilen auch an der Stätte der überstandenen Gefahr aufgerichtet wird. Die Motivtafeln sind meist noch viel mannigfaltiger als die ersteren, behandeln ihren Gegenstand oft mit vielem Humor, geben aber stets für die glückliche Rettung in hochgeschwungenen Redensarten Gott und seiner jungfräulichen Mutter und den Heiligen die Ehre. Die Wallfahrtskirche zu Mariazell in Steiermark ist wohl einer der größten Sammelkasten von Motivtafeln und gibt in dieser wie auch in manch anderer Beziehung unerschöpflichen Stoff für das Studium des Volkscharakters und insbesondere der Volksreligion.

Wir aber wollen wieder in die freie, wilde Natur hinaustrreten zu den armen, aber so düsteren Denkmälern des Todes.

An Wegen und Straßen, die sich Flüssen entlang durch bewaldete Bergschluchten ziehen, können wir den meisten Martertafeln begegnen. Diese sind zuweilen auch zu Füßen eines Crucifixes an den Kreuzstamm geheftet. Oft hängt an einem Rettißen auch ein riesiger, stets mit Rost überzogener Eisennagel, der von den Andächtigen als einer der drei Nägel, mit welchen Christus ans Kreuz genagelt worden, geküßt wird. Ein andermal ist vor dem Pfahle eine Kniebank angebracht, auf daß dem erbetenen Vaterunser sogleich einige Bequemlichkeit geboten werde. Sehr häufig prangt die Tafel am Stamme eines buschigen Fichtenbaumes, und die Einsamkeit ringsum mit ihrem ewigen Rauschen des Wassers oder mit ihrem schwermüthigen Flüstern des Waldes oder mit ihrer tiefen Stille, die nur zuweilen durch das Riefeln der Steinchen in einer nahen Schutthalde unterbrochen wird, ergreift uns hier seltsam an der Stelle, wo ein Weibchen vor uns ein Mitmensch den Todeskampf gerungen hat.

Im wildherrlichen Ennsthale sah ich in der Nähe des brausenden Flusses ein Marterbildchen, welches einen hochgeschichteten Haufen von entschälten Baumblöcken darstellte. Auf dem Haufen obenan saß ein Mann, seine Tabakspfeife stopfend; über dessen Haupte aber war das rothe Kreuzchen, und aus den Wolken nieder von der Figur des heiligen Sebastian strömte das Strahlenbündel auf den Mann. Der untere Theil der Tafel mit der Inschrift war abgebrochen. Um so genauer betrachtete ich das Bild, konnte aber nicht verstehen, was nur bei diesem Tabakspfeifenstopfen Lebensgefährliches obwalten konnte. Ein Bewohner der Gegend kam des Weges, den fragte ich nach der Bedeutung der Tafel.

„Ja, halt ja,“ antwortete der Gefragte, „da hat's halt den Däfl umbracht. Der Herr sieht die Holzriesen, die dort vom Walde herabgeht. Da haben sie die Holzblöcke herabgelassen in die Enns; die Enns schwemmt sie fort zu den Hieslauer Köhlereien hinaus, da brauchen wir sie nicht zu transportiren. Ist aber die Riese zu trocken gewesen, die Blöcke haben nicht den rechten Schwung gehabt, sind vor dem Wasser niedergefallen und liegen geblieben. Und wie zu Zeiten schon was sein will, hat der Holzer Däfl die Blöcke wollen nach und nach in den Fluß arbeiten. Wie er auf den Haufen oben sitzt und ein bißl rastet, hebt euch die ganze Kramm an zu rutschen und zu rollen — der Däfl mitten drin. — „Herr Jesus, mit mir ist's gar!“ schreit er noch, die umstehenden Leut' wissen ihm nicht beizuhelfen, und der ganze Holzblockhaufen tollert in die Enns. Einer hat's gesehen, wie der Däfl zwischen den Holzstüden noch seine Hand aus dem Wasser gereckt hat — weiter haben sie nichts mehr von ihm gesehen. In der Hieslauen unten beim Scheiterrechen haben sie ihn stückelweis herausgezogen.“

Eine Martertafel im oberen Murthal stellt einen Waldbanger vor, auf



ben mitten im Grünen ein kohlschwarzer Fleck gemalt ist. Dieser Fleck soll eine tiefe Grube versinnlichen, wie man sie gern grub, um Wölfe darin zu fangen. Man verdeckte das Loch mit Reisig und Stroh, legte ein Ras darüber, und wenn der Wolf dazu kam, so brach er durch und war gefangen. Ueber dieser Wolfsgrube nun auf dem Hilbe steht das rothe Kreuzlein und geht der Heiligenstrahl nieder von der Dreifaltigkeit. Die Inschrift darunter heißt: „150 Schritt hier seitlings vom Weg ist auf einem nächtlichen Heimgang Peter Wieser, Knecht beim Bauer in der Leuten, den 13. Juli 1839 in die Wolfsgruben gefallen. Ein Thier ist darin schon gefangen gewesen, und von Wettem ist es gehört worden, wie der Peter Wieser mit der Bestie gerauft hat. Arg zerfleischt fanden sie ihn des Morgens — gestorben in seinem 56. Lebensjahr. Wanderer, stehe still und bete ein Vaterunser.“

Mitunter können Martertafeln auch zu was Anderem gut sein. In der Nähe eines Städtchens in Kärnten hart an der Straße fand ich eine Tafel, auf welcher sieben aufgebahrte Leichen gemalt waren und darüber der heilige „arme Lazarus“, der seine Strahlen auf die Lobten warf. Die Inschrift lautete: „Ich und mein Weib und meine fünf Kinder, das Sterben thut

wieh, das Verhungern nicht minder. Bin der Schneider Bede, Haus numro siebzehn; ich arbeite billig und nimm auch zum Fliden.“

Während wir vor anderen Martertafeln traurig und rathlos stehen und nichts zu thun vermögen, als höchstens das erbetene „Vaterunser“ zu sagen und die naiven Darstellungen zu belächeln — kann diesem Manne noch geholfen werden.

Und es kommt ja vielleicht die Zeit, da an den Bäumen, Pfählen und Felsen, die an Wald- und Gebirgsstraßen stehen und auf denen heute die Unglückstafeln hängen, bunte Affichen prangen werden, einladend zum großen Waarenlager von Jetteles oder Rosenbaum in R., oder in's Hotel Schacher in S., oder zum Ringeltangel in W., oder man preist Haarwuchspomaden an, oder Malzextracte, oder Mittel zur Wiederaufrichtung männlicher Kraft. Seit unsere Alpen ein Wildpark der Städte werden und man für naive religiöse Darstellungen der idealeren Gebirgsbewohner nur Spott hat, seitdem durch den Einfluß der Städte auch die Kelpier an Bedürfnissen aller Art zunehmen und zu verweichlichen beginnen — seitdem sehe ich die Zeit kommen, in der Plakate und Annoncen unseren Augen auch im Gebirge zu Martertafeln werden.

## Volksgestalten aus dem Schwabenland.

Von Josef Jantenbacher.

### Der Großbauer.

Der Schützenbauer ist der reichste Bauer im Orte und der einflussreichste. Wenn sie im Wirthshaus einer Sache wegen streiten und er aufgefördert oder unaufgefördert Schiedsrichter wird, sagt er nur: „So ist's oder so ist's, ich bin Schützenbauer.“ Das wirkt, das gilt für hundert Gründe; denn man ehrt ihn, und wer ihn nicht ehrt, fürchtet ihn wenigstens, schon seiner „Freundschaft“ (Verwandtschaft) wegen. Seiner Schwester Sohn ist Bürgermeister und sein Schwager hat das erste Wirthshaus und sein Bruder den zweiten Bauernhof. Er und diese sind die vier Höchstebesteuerten und die könnten den armen Ruhbauern in manchen Dingen wehe thun. Wehe thut er ihnen aber nicht, der Schützenbauer, aus Bosheit nie, wenn er auch gar stolz ist auf seinen Reichtum, seinen Einfluß und seine Sippe und daß er in der Kirche auf einem ledernen Polster kniet und die Anderen nicht. Stolz ist er auch, daß er des Pfarrers nächster Nachbar ist, daß er allein im Orte Schafe und einen Schäfer hat, daß er allein von allen Bauern in der Gegend trotz seiner Bäuerin keine herrische Chaise hat, stolz, daß er Schützenbauer ist und heißt. Warum er so heißt, weiß er freilich selbst nicht und ein Anderer auch nicht. So haben alle Bauern auf dem Hause geheißt, so lang man denken und nicht denken kann und der Name sei dem Hause schon gewesen, als es noch das einzige war, das neben der alten Wallfahrtskirche und dem Pfaffenhöfchen stand. Aber warum

er Schützenbauer ist, das weiß er: durch eigene Kraft nicht minder und beharrlichen Fleiß, denn durch Geburt und Glüd. Er ist das Vorbild seiner Gemeinde im Arbeiten und Sparen und Hausen. Wer nichts hat, der ist nichts, und wer nichts ist, der hat nichts, lautet einer seiner schneidenden Kernsprüche.

In Allem zeigt sich sein Stolz und unermülich ist seine Arbeitslust. Dabei hat er einen klaren Verstand und ist dem Spitzigen der Welt gegenüber witzig und klug. Er hätte einen guten Bürgermeister abgegeben. Zum mindesten sollte er doch Beigeordneter oder Pfleger werden. „Nein!“ sagte er, „wenn ich's auch euch Bauern zu Liebe thun wollte, mir selbst kann ich das Leid nicht anthun. Ich will unabhängig sein und mit keinem Herrn etwas zu thun haben. Ich will mein Lebtage vor kein Amt und kein Gericht kommen.“ Einmal aber kam er doch vor's Gericht. In seine Schafe war eine Seuche gefahren, die der Schäfer nicht wegcuriren konnte. Er versäumte die Anzeige an's Amt. Darauf war eine hohe Strafe gesetzt. Sein Anwalt las ihm vor: bis zu einem Jahre könnte erkannt werden. Da schlotterten dem Manne die Knie. Es wurden ihm aber nur drei Tage gesprochen. Die saß er ab, aber nicht mit Humor, wie's sein Geldbeutel schon ertragen hätte. Wenn's noch einen Tag gedauert hätte und wenn's nicht wegen der Schande gewesen wäre, dann hätte er sich d'rin erhängt.

Bitter und fast verächtlich behandelt er die Stadtfräde, die für ihn beim Schulmeister anfangen und mit dem Höchsten aufhören. Sie leben von

unserem Gelde. Freilich nöthig genug. Es sollte bloß zwei Herren geben, einen für's Weltliche, der sollte von der Sonne aus regieren, und einen für's Geistliche, der sollte im Monde sitzen. Da wären sie doch schön weit weg und reichen würde es doch. — Mag kommen, wer will, den Gut rückt er nicht — was würde es auch helfen? trägt er doch drunter eine Zispfelle. Dem Schulmeister und Pfarrer ist es eine große Ehre, wenn sie von ihm auf die Festtage Nudeln und Rüheln kriegen und auf Martini und Fastnacht eine Meßelsuppe und ein Stück Sau; er gibt aber nicht, um die Herren zu ehren, sondern um die Hungerleider zu füttern. Und Hungerleider ist bei ihm Alles, was nicht eigenen Grund und Boden hat.

Was man so Gemüth heißt, sinniges Beschauen und Erfassen der Dinge, hat er nicht; das sei Weibersache, meint er. Sein Weib liebt er nur, weil sie ihm Geld und eine Arbeitskraft mehr in's Haus gebracht hat. Die äußeren Vorschriften der Religion erfüllt er bis auf's Lüpfschen: er hört Sonn- und Feiertags Predigt und Messe, schwänzt nicht leicht den englischen Gruß und verkauft zu Ostern seinen Jährling, d. i. er beichtet einmal im Jahre; wenn's irgend möglich ist, wird er auch christlich sterben. Das thut aber Alles die Gewohnheit, ohne daß man gerade sagen könnte oder müßte, er treibe Heuchelei.

In seinem Charakter ist neben dem treubiedern und offenen ein heimtückischer und falscher Zug, unter dem alle Diejenigen leiden, die er seine Feinde heißt. Ehrlich und gerade kann er auch auf eine eigene Manier spöttisch sein. Trocken und hausbadend entbehrt er nicht der Kraft der Witze. Sie ist urkräftig und, leider in unserer nicht-hatespearischen Zeit, nicht anzuwenden und wiederzugeben. Sehr drahtisch und kräftig ist er auch, wenn er in Wildern redet. Gewiß ist er in Nüchtern und Ehren grau geworden,

doch auch sein Theil Sinnlichkeit ward ihm gegeben. Es steht dem natürlichen Manne so gut an, wenn er ganz harmlos und ungenirt seine diesbezüglichen Jugendstreiche erzählt. Und nicht minder, wenn er etwa der Magd, die gefallen, dem Knecht, der eingegangen, seine Leviten, halb ernst und sarkastisch, halb mild und witzig, liest. Man kennt ihn als den sparsamsten, mäßigsten und nüchternsten Mann. Im Winter sieht er um vier Uhr, im Sommer noch eine oder zwei Stunden früher auf und harret mit seinem Geschirrtchen Milch aus bis zum Mittag. Von da reicht's dann bis Abend. Die Dienstboten schilt er oft, wenn er sie so gierig vespern sieht, Freßsäde. Nicht weil er es ihnen nicht vergönnte, sondern weil's nicht noth ist. Hier kommt nur an hohen Festtagen auf den Tisch. Aber am Sonntag geht er zum Schwager Fliegenwirth und trinkt sein Duzend Krüglein. Und damit er's ganz gewiß weiß, daß er nicht zu wenig und nicht zu viel hat, macht er bei jedem Krüglein einen Silberknopf an seiner Weste von rothem Bauerntuch auf. Da sitzt er am vorderen Tisch in der Herrgottsdecke und erzählt, witzelt, stichelt, schilt oder belehrt, wie's gerade kommt. Seine Stimme und Gestalt beherrscht die ganze Stube. Sie haben ihn zum Kürassier machen wollen, aber sein Vater hat ihm einen Soldaten gekauft. Er ist groß, breit geschultert und stämmig; kein weiches Fleisch, alles durch Arbeit hart und schwierig und knorrig; von seinem Haare, das anfängt vom Grauen in's Weiße überzugehen, ist noch kein Röhrchen ausgegangen; das Gesicht trägt er rasirt, denn es ist Züchtlings- und Räubersache, einen Bart zu haben. Er ist der Letzte und Einzige im Ort, der ganz treu der alten kleidsamen schwäbischen Bauertracht geblieben ist.

Alles Glück ist dem Manne geworden, eines war ihm versagt: eine eheliche Nachkommenschaft. Datum

daßte er sich vor ein paar Jahren, als er sechzig geworden: Weshalb soll ich mich ferner scheeren und plagen für andere Leute, die sich in's Häufchen lachen? Das heißt, er hätte sich's so arg und so energisch noch nicht gedacht, aber seine beschaulichere Gattin redete es ihm ein. Und so ward Knall und Fall der Hof zertrümmert, ein schmudches Pfründehäuschen gebaut und vom Gewonnenen gelebt. So Marie, sagte er, jetzt haben wir zwar wieder ein Haus, aber keine Arbeit. Ihm ward's nicht wohl und leicht darin. Vorsorglich hatte er beim Verkaufe für sich das Ehegattenhölzchen ausgenommen, wo es doch immer etwas zu pflanzen, zu haden, zu puzen, zu fällen gab. Aber er konnte doch nicht vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht im Hölzchen draußen stehen. Da half er seinem Bruder, und damit war dem und ihm geholfen. Wer ihm aber früher gesagt hätte, er müsse noch den Mähbuben machen und den Strohschüttler und Garbenbinder, er, der geborene Fuderlader und Sämann und Pflüger! Jetzt ist's halt so, sagt er klein lächelnd.

Das Pfründnerhäuschen ist nett eingerichtet; sogar ein Sopha hat man gekauft und Polsterfessel; Bildertafeln und Schnitzereien zieren die Wände. Der Frau kommt das Alles ganz behaglich vor, er aber kann nicht sitzen als auf seinem gewohnten Dreibeiner, und wenn er ein Schläfchen machen will, macht er es auf seiner alten Lebergautsche. Er läßt ihr Alles hingehen, aber in die Feder- matrakenbetten, im gemalten Zimmer, darf sie nicht liegen, die gehören für Gäste. Sie muß auch auf dem Strohsack schlafen.

Auf dem Strohsack, meint der Schützenbauer, lebt man länger, als in den Matrakenbetten. — Es mag an der Sache etwas Wahres sein.

## Das Studentle.

Wer ist wohl heute am stolzeften? Der schlanke Mairen neben dem Häuschen des Primizianten, weil ihn Kelch und Stola und alle priesterlichen Abzeichen schmücken? Oder die Priester-schaar des Landcapitels, die so zahlreich erschienen ist zur ersten Messe eines jungen Bruders? Oder das kleine geistige Bräutchen im weißen Kleidchen, in der Mitte der Gespielinnen, das einen Kelch trägt, mit Blumen umwunden? Oder der junge, roth-badige Primiziant selbst, der heute sein erstes mystisches Opfer darbringen wird und nicht genug den Segen geben kann? Denn Viele sind gekommen und weit her; muß man ja doch einer ersten Messe und des Segens eines Neugeweihten wegen ein Paar Sohlen durchlaufen. Oder ist's sein altes Mütterchen, das halb weint, halb lacht, halb fromm die Hände faltet, halb überschwänglich wonnig ihren Sohn, ihren „Herrn Sohn“ betrachtet? Sie ist's. Denn sie ist die Mutter. Sie weiß es, das viele Augen sie suchen. Hat sie doch auch immer gleich nach der Mutter gefragt bei den andern Primizen. Wie oft hat sie heute den Segen schon empfangen, immer bittet sie: noch einmal. Und mit einem „Enblich, enblich!“ drückt sie ihm die Hände, schließt ihn in die Arme, und für die Verwandten und die Umstehenden hat sie immer nur das eine Freudenwort: „Enblich!“

Es hatte aber auch gar kein Ende nehmen wollen, das Studium und die Rummerniß und das Geldschiden und das Gefrage: „Ist er denn noch nicht fertig?“ Vor zwölf Jahren hatte ihnen — damals lebte der Vater noch — der alte Pfarrer gerathen, das gewedte Bübchen studiren zu lassen. Der Vater sagte wohl: „Weib, das kostet Geld. Das können wir nicht erkrasten. Und seinen Geschwißern darf man auch nichts abzwacken.“ Wie vermöchte aber ein Vater etwas auszurichten,

wenn der Pfarrer und die Mutter und zuletzt auch der Sohn zusammenhelfen! Das Söhnlein ward mit Wäsche und städtischen Kleidern ausgestattet und von der Mutter zur Stadt geleitet. Der Schullehrer hatte die besten Zeugnisse mitgegeben und der Pfarrer einen schriftlichen Empfehl an den alten Rector. Es konnte nicht fehlen. „Gebt halt recht Obacht auf den Hansjörg,“ sagte sie zu dem, bei dem man das Herrwerden lernt, „und daß er doch das Meßlesen bald und ordentlich kann.“ Die Alte meinte, wie die meisten Sandleute, das ganze Studium bestehe im Lernen der Messe. Wüßten die, was so ein Student Alles treiben muß, sie betreuzten sich und ließen keinen Duben mehr einen Herrn werden. Zu einem Weber that sie den Hansjörg in billige Wohnung und Kost. Billig; dennoch brauchte er drin doppelt so viel als alle Fünfe daheim. Der Hansjörg konnte noch nicht lateinisch bis Zehn zählen, da starb der Vater, das Anwesen übernahm der älteste Sohn und der Mutter blieb nur ein ganz kleines Hintergütchen. Hansjörg studirte brav und brachte alle Jahre den Religionspreis nach Hause. Er schrieb aber auch fleißig um Geld und die Mutter hatte so wenig Hennen mehr und nur noch eine Kuh. Da galt's rasche und einschneidende Aenderungen. Bei dem Weber zog er aus und kam in ein Dachstübchen, das eine alte Goldauflegerin vermietete. Alle Tage ging er jetzt anderswohin zum Essen. Das bekam er geschenkt in Klöstern und bei wohlthätigen vermöglichen Leuten. Die Mutter hatte nicht geruht, bis für alle sieben Tage der Woche gesorgt war. Manche Abweisung und Schimpfreda hatte sie dabei ausstehen müssen. Der Student aber war schon fast groß geworden und wollte sich schämen, so herumzueffen wie der Dorfhirt. Aber Mutter und Magen sagten: „Hilft nichts, willst Du's hinausbringen mit Deinem

Herrwerden, darfst Du Dir das Bischen Bittere nicht sparen.“ Es ging schon so genug auf. Denn noch hatte er keinen Morgenimbiß und kein Abendbrot, keine Bücher und Kleider, und wenn er in Vacanz heimkam, mußte er doch auch ein Reitschen machen und in Gesellschaft gehen zum Herrn Pfarrer und Schullehrer. In der Vacanz hatte er's immer am schönsten: da ward ihm sein eigen Stübchen gerichtet, eigens gedeckt und eigens gekocht. Gar, seit dem er wirklich den schwarzen Rod angezogen und das Plättchen sich einschneiden ließ, die Consur, und mitthun durfte bei der Vigil und die Lamentationen sang in der Charwoche und die Vitanei las in der Bestunde! Als er vor einem halben Jahre zum ersten Male die Kanzel bestieg, da stieg die Freude über alle Grenzen und nur zwei Wünsche weinte sie: daß doch der Vater noch lebte! und daß sie doch noch den Tag der ersten Messe erlebe!

Sie erlebte ihn und genoß ihn, und darum war sie die Stolzeste. Sie durfte es sein.

Noch ein paar Wochen weilte der Neomyt. Dann ward er Kaplan in einem weit entlegenen Orte. Der Primiziantenmutter war, als bräche ihr das Herz. Ein paar Tage kam er jährlich zu ihr. Nach kurzer Zeit erhielt er ein mächtig ausgestattetes selbstständiges Beneficium. Die Mutter freute sich, ihm seinen kleinen Haushalt führen zu können. Auch wäre so seine jüngere Schwester versorgt gewesen. Aber in dem Orte, wo er Kaplan war, hatte er eine figengeblichene Schullehrerstochter sehr genau kennen gelernt. Die wählte er zu seiner Haushälterin. Als Mutter und Schwester kamen, waren sie bald berebet, wieder heimzugehen. Man munkelte so allerhand. Die Mutter schwieg und betete und starb. Und der geistliche Herr Sohn lebte, lebt heute noch und hat Recht, daß er lebt.

## Nahrung und Ernährung.

Gastronomische Plauderei von Clara Reichner.

„Was der Mensch ist, das ist er“ — oder vielmehr, das wird er, denn Essen und Trinken hält nicht nur Leib und Seele zusammen, es ist auch entweder Gift oder Arznei — je nachdem.

„Stimmungen kommen aus dem Magen“ — das empfindet sowohl der reiche und träge Epikuräer, welcher müßig bei den Fleischklopsen Egyptens schwelgt, als der Arme und Elende, dessen Hauptnahrung aus Brod, Kartoffeln und kraftloser Sichorienbrühe besteht, ja man darf getrost behaupten, daß die Nahrung des Menschen den allermaßgeblichsten und entscheidendsten Factor für dessen ganzes Außen- und Innenleben, seine ganze innere und äußere Wohlfahrt bildet. — Ganze Menschenklassen, Nationen und Völker dienen daran uns ja zum Beweis.

„Was Seuchen und Hunger nicht tödten, das bringen die Rüche um“ — ein Theil der Menschheit geht am Dinitren, der andere am Soupiren zu Grunde, denn man lebt nicht von der Nahrung, sondern von der Nahrung, der Ernährung, lebt nicht von dem, was man zu sich nimmt, als vielmehr von dem, was man verbaut, und die Wohlthat eines guten Magens wird meist dann erst erkannt, wenn dieser Magen endlich zu stricken beginnt.

Kein Wunder auch! — Wieviel des Ueberflüssigen muß der Aermste oft verschlucken, wie manches Nothwendige wird ihm entzogen, ihm, welcher der „Nahrung und Ernährung“ für den Körper zu dessen Ergänzung und Erneuerung, nicht aber der „Leckereien und Schmausereien“ zur Befriedigung,

zum bloßen Ritzel des Gaumens bedarf. — An dieser Begriffsverwechslung ist schon gar mancher Körper nach und nach zu Grunde gegangen; — oft freilich ist die Natur sehr zähe und hat lang Nachsicht mit unsern täglichen Vergehungen — reißt ihr aber endlich die Geduld, so pflegt es häufig mit der Besserung auch zu spät zu sein.

Ein arabisches Sprichwort predigt uns folgende Lebensweisheit: „Jedem Menschen sei von Gott schon bei der Geburt sein ihm zukommenendes Maß an Speise und Trank vorgeschrieben und gleichsam als Pathengeschenk mit in die Wiege gelegt. — Achtet er der kostbaren Gabe nicht, lebt er gedankenlos nur in den Tag hinein, so hat er auch bald ausgewirthschastet, hält er aber gut Haus damit, so kann er lange daran haben.“

Wer oder was ist es nun, das den Menschen am besten nährt, welche Nahrungsmittel sind zugleich auch Nährmittel, erfüllen am meisten die Bedingung, zugleich nahrhaft und leicht verdaulich zu sein?

Jedenfalls, liebe, wißbegierige Leserin, jedenfalls doch solche, die nach Möglichkeit jene drei Bestandtheile in sich vereinigen, deren der Körper zu seiner naturgemäßen Ernährung bedarf — es sind dies Mineralstoffe (Salze), Eiweißstoffe (Fleisch, Eier, Hülsenfrüchte, Milch) und drittens Fett- und Stärkmehlstoffe (Zucker, Stärkmehl, Fette von Thieren und Pflanzen).

Leider hat in unserer Zeit ein enfant gâté und terrible der Gegenwart, die Chemie (nomen et omen, sintemalen der weibliche Artikel „die“

wiederum für die Behauptung zu sprechen scheint, daß alles Unglück von den Weibern herkommt!) weit mehr als recht und billig ist, sich der Gastronomie bemächtigt und sicher nicht zum Vortheil derselben.

Wie oft ist doch ein Fortschritt — ein anscheinender oder wirklicher — zugleich als Nachtheil in der Culturgeschichte der Menschheit zu verzeichnen — so haben auch die wachsenden Fortschritte in der Chemie als ein sehr zweifelhafter Gewinn und Glücksfall in gastronomischen Angelegenheiten sich erwiesen, denn öffnet sie auch oftmals uns die Augen, deckt sie manche Sünden auf diesem Gebiete auf, wenn sie mit des Forschers prüfendem Blick das Echte von dem Falschen scheidet, so ist doch wieder sie es, welche mit der einen Hand hastig die Gabe zurückzieht, die sie mit der andern freundlich bietet.

Da tauchen, pilzartig emporwachsend, Kunstker, Kunstbutter, Kunstmilch, Kunstkaffee, Kunstfleisch auf, aber das ist noch lange nicht das Schlimmste. „Prüfet Alles und behaltet das Beste“. Davor also kann man sich schützen, und zwar wieder durch gerade dieselbe Chemie, welche es wohl versteht, Giftpilze von den nutzbringenden, oder wenigstens unschädlichen, zu scheiden.

Weit ärger aber ist der Schaden, welchen die allzeit siegreiche Chemie auf dem Gebiete der „Verfälschung“ von Speisen und Getränken im Allgemeinen und Besondern anrichtet und die keinen geringen Einfluß auf den Gesundheitszustand und die Sterblichkeit der Menschheit ausübt. — Gottlob, daß wir wenigstens nicht mehr jetzt so verrathen und verkauft sind, wie unsere Vorfahren aus dem 17. Jahrhundert; denn über die damals herrschende Sitte, respective Unsitte, daß die Kaufleute, welche dazumalen neue Artikel einzuführen trachteten, sich Naturforscher und Aerzte zu diesem Zwecke zuzufügen engagirten, indem sie deren

Lobpreisende Federn sich und ihren Zwecken für Geld und gute Worte dienstbar machten und erkaufte, sind wir denn doch gewissermaßen hinaus. (?)

Welchen Einfluß Speise und Trank des Menschen aber auch auf Diesen und dessen Dasein haben, wird leider, so klar und erwiesen es auch ist, bei Weitem noch nicht genug beachtet, namentlich, wenn bei uns Hausfrauen ein gewisses Spar- und Bequemlichkeits-, auch Eigensinn-System, das wir „wirthschaftlich“ heißen, mit in's Gewicht fällt, und doch haben wir gar mancherlei Erleichterungen im Gegensatz zu unsern Vorfrawestern in der Gastronomie. — Früher mußte jede Hausfrau nicht nur das Kochen, sondern auch das Baden und Brauen verstehen, und gar manches Andere noch, von dem sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. — Wer kaufte z. B. früher Leinenzug und ähnliche Stoffe? — Wer kannte Nähmaschinen, Steppmaschinen, Stopf-, Stick- und Plisseemaschinen, wer Brod- und Zuckerschneide-, Kartoffelschäl-, Wurfstopf-, Wasch-, Wäschhauswind- und andere Maschinen?

Tempi passati — entschwindene Zeiten! Wo Edison's elektrische Stubenlampe und andere Lichter leuchteten, da weiß man nichts mehr von den höchstenhändigen Plagereien und Placereien unserer Vormütter, welche glauben würden, des Teufels Regiment sei angebrochen, könnten sie wieder auferstehen und wandeln, um uns per Dampfkraft durch die Welt fassen zu sehen; — desto mehr Veranlassung aber, die uns so reichlich zu Theil gewordenen Erleichterungen nicht gar zu leicht zu nehmen.

Leider haben wir statt dessen im Laufe der Zeiten und Begebenheiten eine Unsitte angenommen, welche uns zu Freundinnen und Genossinnen, ja zu Mitschuldigen der vorhin erwähnten und geschmähten Dame Chemie erhebt, sintemalen der Fehler auch nicht besser als der Stehler zu sein

pfllegt. — Wir kaufen nicht nur der größeren Billigkeit halber, aus sogenannten Wirthschaftlichkeit, gefälschte Nahrungsmittel und ähnliche Präparate, wir treiben auch die Tugend der Sparsamkeit, „nur ja nichts umkommen zu lassen“, soweit, um oft gar wunderliche Compositionen zu Stande zu bringen, welche mehr unserm Kochkunst-, Empfindungs- und Haushaltungstalent, als unserer Talentirung für Gastronomie als Wissenschaft betraachtet, Ehre machen. Wir fälschen mit, wenn wir, dem Gaumen zu schmeicheln, den Magen als Stiefkind behandeln, und helfen Nährmittel in bloße Nahrungsmittel verwandeln — stiefmütterlich aber sind wir leider zumeist veranlagt, wenn es gilt zu zeigen, daß wir — „gute Hausfrauen“ sind! —

Die Vegetarianer, jene pflanzenessende, spirituosenerachtende Secte, haben so Unrecht nicht, sich bei ihrer pflanzenstofflichen Nahrung ganz behaglich zu fühlen — sie vermeiden alle Spirituosen, alle erhitzen Speisen und Getränke, begnügen sich mit Milch und Wasser, Gemüse, Mehlspeisen u. und essen niemals Fleisch. Eine gemischte Kost, anstatt der vegetabilischen, wäre freilich wohl das Naturgemäße, fintemalen diweil der Mensch denn doch eigentlich kein Pflanzeneffer, sondern für gemischte Kost beanlagt und organisiert ist. — Freilich soll damit nicht gesagt sein, daß er sich von durchweg englisch-massiger — man möchte fast sagen „massiver“ — Kost ernähren solle, namentlich, wenn er kein Engländer ist, ebenso wenig als von vertrockneten, ausgehörten Pflanzenfasern nicht ganz unähnlichen — fast bis zur Unkenntlichkeit ausgekochten, sogenannten Fleischspeisen.

Eine verhältnißmäßig nicht theure, einfache und jedenfalls sicherste und gesunde Nahrung und Nahrung bleiben unstreitig stets ordentliche Bouillon, reine Milch, Eier, frische Butter, kräftiges Schwarzbrot, auch ein gutes

Stück Käse, trotz des bekannten Wahr- und Warnungspruches, daß der Käse nur Morgens Gold, dagegen Mittags Silber und Abends gar Blei sei; — außerdem Hülsenfrüchte (Erbsen, Linsen, Bohnen), grüne Gemüse und entsprechend Salz und Gewürz — nur nicht zuviel von Letzterem. Leider muß hier zugleich constatirt werden, daß die beliebte und mit Recht geachtete Wohlthäterin der Menschheit, die Kartoffel, ergo Viehfutter, nicht zu den gesunden und empfehlenswerthen Nahrungsmitteln gehört, weil sie kein ausreichendes Nährmittel ist.

Auch sei hier zugleich auf etwas hingewiesen, das leider selten genügend beachtet wird, obwohl es den größten Einfluß auf den Magen, auf Ernährung und Verdauung ausübt, nämlich auf den häufig viel zu heißen und zu schnellen Genuß der Speisen. Solche fortgesetzte, kleine, tägliche Sünden gegen den Körper bilden endlich eine Kette mit unauflöslich, unzerreißbar festen Ringen, fest genug, um keine Rückkehr mehr zu ermöglichen.

Ich hab' hier nur eine Meinung und kein Amt — es haben aber berufenerer Federn bereits den Lehrsatz aufgestellt und jeder Arzt wird gern bereit sein, die Richtigkeit dessen zu constatiren, was auch das Nachdenken des Einzelnen, vielleicht auch eigene Erfahrung, wird zugeben müssen.

Es rümpft manch' Einer die Nase und zuckt die Achseln über das naive Wort: „Instinct“, dennoch aber trifft derselbe, wie auch in vielen andern Lebensfällen, so auch in gastronomischer Beziehung, gar oft von selbst das Richtige:

„Was kein Verstand des Verständigen sieht,  
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Möchten wir diesem uns leitenden Instincte auch nur immer recht folgen wollen!

Bedingen doch schon Ort und Klima gewisse, von selbst sich ergebende Vorschriften, denen wir uns



ungekraft nicht ganz entziehen dürfen. In einem Weinlande müssen wir anders leben als in einem Bierlande, der Nordländer bedarf einer andern Kost als der Bewohner des Südens, und jedenfalls ist es das Hauptkunststück, Nahrung und Ernährung nicht nur in Harmonie zu bringen mit dem, was der betreffende Körper braucht, in richtiger Form, Zusammensetzung und Menge braucht, um soviel Nährstoff zu erhalten, als er nöthig hat zur frischen Zumischung und Ergänzung für Blut und Säfte, sondern zugleich auch diese Nahrung in richtigen Einklang mit der durch Lage, klimatische Verhältnisse und sonstige Beschaffenheit bedingten Lebensweise des betreffenden Wohnortes zu bringen; in einem kalten Klima wird naturgemäß die Nahrung und Ernährung eine wesentlich andere sein müssen, als unter wärmeren Himmelsstrichen.

Eine Hand voll Früchte oder Maccaroni, etwas Polenta oder Risotto mag dem Italiener genügen, der Hindu begnügt sich gar mit einem Löffel voll Reis, ein Eskimo z. B. aber liebt mit desto größerer Leidenschaft Thran und Fett, als der Südländer die fetten Nahrungsmittel verschmählt — er isst nicht nur rohe Fische, er verschlingt auch, ohne Magenbrücken davonzutragen, per Tag bis zu 20 Pfd. Fleisch, ein russischer Tartar aber bringt es gar bis zu einer Leistung von 40 Pfund.

„Sag mir, was Du isst, und ich will Dir sagen, was Du bist!“

Dem Eskimo z. B. dient bekanntlich der Seehund als die Grundlage alles Lebens und Treibens, und vom russischen Tartaren darf man wohl mit einiger Berechtigung behaupten, daß er allerdings „sozusagen“ auch ein Mensch ist!

Von den civilisirten Völkern Europa's sind es wohl die Engländer, welche den größten Fleischconsum aufzuweisen haben — in London darf

man im Durchschnitt pro Kopf ein halbes Pfund rechnen.

Jedenfalls begegnet uns auf Schritt und Tritt die Wahrnehmung, daß Nahrung und Ernährung aus dem Menschen das machen, was er ist und wird, ebenso aber auch, daß sein Stand und Rang in der Geschichte der Menschheit, sowie Bildungs- und Entwicklungsstufe sehr deutlich durch seine Lebensweise und Gastronomie illustriert werden. — Der Türke liebt den Opium, der Chinese den Thee ohne Zubehör, der Siamese vertilgt massenhaft Reis, der Malaye nährt sich von Jagd und Ackerbau, der Irländer von Kartoffeln und Whisky (Branntwein), verräth aber wenigstens seinen Sinn für die höhere Gastronomie durch seine Vorliebe für den sprichwörtlich gewordenen Häringsschwanz, welcher über dem Tische aufgehängt wird, damit die ganze Familie ihrem frugalen Kartoffelmahl, welches auch die Schweine theilen, einen pikanteren Beigeschmack zu verleihen vermag.

Und geistig wie körperlich sehen wir die Nationen Hand in Hand mit der Gastronomie ihre Lebensstraße ziehen — ihren Gesundheits- wie ihren Seelenzustand darnach geregelt. Der übergroße Genuß eingesalzenen Fleisches verursacht den Scorbut (ein Faulen des Zahnfleisches) bei den Seeleuten, andere Mängel an ordentlicher, passender Nahrung und Ernährung bilden Knochenkrankheiten und Scropheln und ähnliche Leiden, wo die Bevölkerung, wie z. B. die armen, stets nothleidenden Weber in Schlesien fast nur auf Kartoffeln angewiesen sind, da erschlaffen die Kräfte, ist das Elend in Permanenz erklärt, und wo der Mensch gar zur Unterjochterin, der lodenden, gefährlichen Schnapsflasche greift und seine Zuflucht nimmt, da ist es vollends mit aller Wohlfahrt für immer vorbei.

Da man aber nicht nur das ist, was man isst, sondern auch wie man es isst und wann man es isst, da

nicht nur Stimmungen und Träume,  
sondern auch Frieden und Gesundheit,  
Heiterkeit und Wohlbefinden des Men-  
schen aus seinem Magen kommen, so  
gebe man — Ehre, wem Ehre gebührt  
— diesem hochwichtigen Herrn und  
Gebietet der Menschheit genau soviel  
Ehrfurcht, als er mit Zug und Recht  
beanspruchen darf.

Mit Rücksichtnahme auf ihn suche  
der Mensch seine Mahlzeiten, seine  
Arbeiten, seine Erholungen einzurich-  
ten — Alles im richtigen Verhält-  
niß — so wird der Segen nicht aus-  
bleiben.

Rüdert sagt:

„Du hast zwei Hände und Einen Mund —  
Lern' es ermessen!  
Zwei sind da zur Arbeit und  
Einer zum Essen!“

Und wir haben auch einen Kopf,  
möchte ich hinzusetzen, und der soll  
uns lehren — kann allein uns lehren,  
wenn wir ihn wenigstens dazu ver-  
wenden, wozu er uns eigentlich gege-  
ben, zum Denken nämlich — unsere  
Gastronomie die vernünftigste Auswahl,  
den richtigen Unterschied treffen zu  
lassen zwischen: „Nahrung und Er-  
nährung!“

## Am Strand.

Die Sonne geht zur Rüste, aus dunkler Wolkenwand  
Die letzten Strahlen sendet sie über Meer und Strand;  
Am Cap der schlanke Leuchthurm, die Häuser in der Bucht  
Erglänzen weiß, es dämmert im Schattenblau die Schlucht.

Weit draußen auf den Wellen, mit Segeln gelb und roth,  
Tanzt schaukelnd auf und nieder manch leichtes Fischerboot:  
Die rothbemühten Fischer, sie zogen all' hinaus,  
In später nächt'ger Stunde erst kehren sie nach Haus.

Indessen springt am Ufer die munt're Kinderschaar  
Im Kreis herum — es flattert das schwarze Vodenhaar,  
Die bunten Kleidchen fliegen im Winde hin und her —  
Sie lachen, schreien, singen — dazwischen rauscht das Meer.

Im Sande sitzend stricken und sticken mit Geschwäg  
Die Weiber und die Mütter das braune Mascheneg,  
Zuweilen hebt sich eine scheltend und zerrt am Arm  
Ein Knäblein oder Mägdelein im ausgelass'nen Schwarm.

Dort aber, wo vom Hauche der salz'gen See umweht,  
Die kleine Steinkapelle auf grauem Felsen steht,  
Zum Muttergottesbilde geneigt den blüh'n'den Leib,  
Kniet händefaltend, einsam ein junges Schifferweib

Und betet — während lauter in schäumend wilder Wuth  
Schlägt brandend an's Geklippe die purpurgraue Fluth —:  
Maria! gnadenvolle, o Du mein Hoffnungsstern,  
Dich ruf' ich an — beschütze vor Sturm den Liebsten fern!

Ernst Raupacher.

## Kleine Laube.

### Wieder wer geworden.

Eine junge Witwe aus Schlesien war eingewandert, hatte sich in der Nähe von Abelsberg einen schönen Bauernhof gekauft und war die Großhofbäuerin.

Zu dieser Großbäuerin kam eines Tages ein Kleinhäusler aus der Gegend, ein junger, hübscher Mann. Der setzte sich in der Vorlaube auf eine Bank und wartete, bis ihn wer ansprach. Wartete nicht lange, so kam die Großhofbäuerin aus der Stube und fragte ihn, ob er auf Jemanden warte.

„Ach na,“ sagte der junge Mann, „Großhofbäuerin, ich bin wieder wer geworden.“

„Was bist?“ fragte die Bäuerin.

„Wieder wer geworden bin ich,“ antwortete er.

„Ich weiß ja gar nicht, wer Du sonst bist,“ sagte die Bäuerin.

„Ich bin nicht gar viel,“ sagte er, „ich bin sonst der Leichgräber Franzl, und heut Nacht bin ich wieder wer geworden. Jetzt weiß ich mir halt nicht zu helfen und weiß nicht, wo ich hingehen soll.“

Da entgegnete sie: „Wenn Du — wie Du sagst — wieder wer geworden bist und Du weißt sonst nirgends hinzugehen, so kannst ja bei mir bleiben. In so einem Hof hat man fortweg Leute vonnöthen, die wer sind.“

„Es ist wohl recht hart,“ meinte hierauf der Franz, „wenn man wieder

wer geworden ist und man hat keine Seel', an die man sich halten könnt'.“

„So halte Dich an mich,“ sagte die junge Bäuerin, „bist wer und stellst Deinen Mann, so werden wir uns leicht verstehen. Nur nicht so verzagt sein! Schau' mich an einmal!“

„Wär' schon recht das —“

„Kannst gleich in Dienst treten, wenn Du willst. Ich brauche just einen kernigen Mann — bis ein Bauer im Hause ist.“

„Wär' schon recht,“ meinte der Franzl, „aber halt mein Weib —“

„Ja, bist denn verheiratet?“ rief sie.

„Na,“ sagte er, „heut' Nacht bin ich wieder wer geworden.“

„Da bin ich mir zu dumm,“ rief die Bäuerin ärgerlich, „das verstehe ich nicht. Traudel, geh her zu Dem, vielleicht bringst Du's heraus, was es mit Dem ist.“

Die Küchenmagd kam herbei und sagte: „Das weiß ich schon, was es mit Dem ist. Mit Dem ist es eine harte Sach'.“

„Weshweg denn?“

„Aber er hats ja gesagt, Bäuerin, und er sagts ja.“

„Daß er wieder wer geworden ist, sagt er.“

„Nun also, Bäuerin?“

„Ist das denn eine harte Sach', wenn man wieder wer geworden ist?“

„Ich kann mir's denken,“ versetzte die Magd, „und die Bäuerin sollt's beiläufig wissen, wie hart es sein kann, wenn Einer Witimer geworden ist?“

„Witwer? Wer ist Witwer?“

„Aber jetzt muß ich schon lachen, Bäurin,“ rief die Küchenmagd, „da steht er, der Witwer. Heut' Nacht ist ihm sein Weib verstorben.“

„O weh!“ sagte die Großhofbäuerin; „ja, Franzl, warum hast Du das nicht gleich gesagt?“

„Er hat's ja schon zehnmal gesagt!“ rief die Magd.

Die Großhofbäurin hat nämlich nicht abelsbergerisch verstanden. Aber der Häusler Franz hat besser sprechen gelernt. Er ist nun wirklich wieder wer geworden — er ist Großhofbauer geworden.

### Auch eine Wassercur.

Humoreske von Gustav Budinsky.

Die Buchenmüllerin Mösfl aus Niedergrund war gewiß eine resolute Frau, auch ging's ihr ganz stink von der Zunge, aber gegen die „schlagenden Beweisgründe“ ihres Mannes, mit dem sie in fortwährendem Unfrieden lebte, konnte sie doch nicht recht aufkommen, und als diese häuslichen Turnübungen des Müllers allmählig zur Tages-, richtiger Abendordnung zu gehören anfangen, und Letzterer stets streitsüchtiger aus dem Dorf-wirthshause heimkam, da fand sie des Harnes kein Ende und rathlos klagte sie ihr Leidweisen einer im nachbarlichen Dorfe wohnenden Base.

Diese mochte wohl schon erfahren haben, daß es nicht gut sei, als dritte Person sich in derlei häusliche Angelegenheiten einzumischen, sie empfahl ihr daher, sich an den neuen Doctor in der Stadt zu wenden, von dessen Ruhme und Wundercuren man nicht genug erzählen könne und der schier für Alles Rath wissen solle.

Schon am nächsten Tage hatte die Müllerin nothwendig, eines Einkaufes wegen, in der Stadt zu thun, faßte sich ein Herz und ging zu dem berühmten Arzte, den sie leicht erfragte.

„Ach, mein Gott, was es doch in der Stadt viel unglückliche Frauen geben

muß, dachte sich die Müllerin, als sie im „Wartezimmer“ die Menge der hilfesuchenden Frauen sah — ob die wohl von ihren Männern auch geschlagen werden? — Nach langem Harren kam endlich auch sie an die Reihe und, Anfangs verlegen, bald aber immer beherzter, brachte sie ihr Anliegen möglichst ausführlich vor. Der Doctor hörte sie etwas ungeduldig an und fragte, was denn er in diesem Fülle thun könne.

„Ach Gnaden Herr Doctor sollen mir eine Medicin geben, womit ich meinen Mann von seiner Streitsucht heilen kann. Es ist nimmer zum Aushalten, und je mehr ich ihm sein Unrecht vorhalte, je eifriger ich gegen solche Tyrannei mich zu wehren suche, desto ärger wird es mit ihm.“

„Nun gut,“ sagte der Doctor, indem er dem Diener läutete und diesem eine Flasche zu bringen befahl, „ich will Euch ein solches Mittel geben, doch kostet es drei Ducaten.“

„Gern will ich Herrn Doctor auch mehr geben, wenn die Medicin nur hilft.“

Letzterer hatte die Flasche inzwischen, zum Wandschranke tretend, mit einer krysthellen Flüssigkeit gefüllt, und übergab ihr dieselbe mit der Weisung:

„Wenn Ihr, liebe Frau, streng meinen Anordnungen Folge leisten wollt, so glaube ich, Euch wohl helfen zu können. Doch, wie gesagt, in dieser Flasche befindet sich die Quintessenz meiner Medicinen, übrigens geruch- und geschmacklos, also leicht zu nehmen, und so heilkräftig, daß ich besten Erfolg verbürgen kann. Also hört: Sobald Euer Mann Streit beginnen will, nehmt ihr rasch einen Mundvoll von dieser Flüssigkeit und behaltet solche im Munde, doch habt wohl Acht, daß ihr keinen Tropfen hinablaßt, es könnte für Euch die traurigsten Folgen haben. Erst nach einer halben Stunde etwa dürft Ihr die Medicin wieder vorsichtig aus dem Munde entfernen.“

Wer war froher als die Frau, sie barg unter vielem Danke ihre kostbare Flasche und, kaum zu Hause angekommen,

hörte sie eben ihren Mann die Stiegen heraufpoltern. Schnell nahm sie den ordinirten Schluck und verrichtete ruhig ihre Arbeit.

Wie gewöhnlich tobte und fluchte der Müller und schimpfte ohne Ende. Das Blut kochte der Frau vor Zorn, daß sie solche Ungerechtigkeit wortlos ertragen sollte, doch eingedenk der strengen Weisung des Arztes, mußte sie sorgsam die kostbare, doch gefährliche Medicin im Munde hüten.

Bermundert nahm der Müller die gebuldige Schweigsamkeit seiner Ehehälfte wahr, und als sie auch die ärgsten Schimpfnamen schweigsam unerwidert ließ, ward er des Zanckes bald müde und begab sich zeitig zu Bette.

Des nächsten Abends um dieselbe Zeit der gleiche Beginn, der fast gleich günstige Verlauf.

„Was nur in meine Frau gefahren ist,“ dachte der Müller, „sie ist gar nicht mehr zu kennen, während sie mir sonst bei jeder Gelegenheit auf's Heftigste widersprochen, schweigt sie jetzt still, und

ist gebuldig wie ein Lamm. Sollte sie krank sein?

Doch die Müllerin war gesund und frisch und froher denn seit langer Zeit. Das kostbare Mittel schien seine Wirkung auf's Beste zu äußern. Wenn der Mann auch den sonst so gern vom Zaune gebrochenen Streit noch zuweilen wiederholen wollte, so war er doch bald immer rascher damit zu Ende als früher, seit sie ihre „Tropfen“ sorgsam auf der Zunge hütete. Zum Schlagen kam es fast gar nicht mehr.

Kurz, schon nach einigen Wochen lebte der Buchenmüller mit seiner Frau im besten Einvernehmen, umsomehr, als er sich bald auch nicht verhehlen konnte, daß durch dies ihr einträchtigeres Wesen im Haushalte, in der Oekonomie, ja selbst im Geschäfte Alles besser vorwärts zu gehen anfang; und die Müllerin erzählte ihrer Base, daß sie seit Jahren so gute Tage nicht mehr gekannt, wie in letzter Zeit; sie könne ihr für ihren Rath nicht genug dankbar sein. Und das hat mit bloßem Wasser ein kluger Arzt gethan.

### Ein Wort an den Sohn.

Grad ist der Mensch, fernzugewandt mit dem Antlitz,  
Grad soll der Mensch und mit Stolz durch die Welt geh'n.

Aber es gibt Dinge allhier auf dem Erdbreis,  
Dinge, so schwer, o so schwer, daß ihr Gewicht oft  
Selbst dem Meister der Welt den feisen  
Raden zum Staube verkrümmt.

Wesen auch gibts, die mit dem Wurm um die Wette  
Gerne im Staub, o, der Schmach! kriechen und emsig  
And'rer Sohlen beledend, fremden  
Speichel zur Nahrung erkseh'n.

Weide es wohl, dieses Gezilcht und veracht' es.  
Träf es sich doch, daß Dein Pfad ihrer zugleich wär,  
Mein Sohn, so spei' auf die ein' und wandle  
Finster zur anderen Seite.

Beuge Dich nie und vergiß nicht,  
Grad ist der Mensch, und grad oder gebrochen  
Wird Dich einstens Dein Gott am Tage  
Seines Gerichtes begehren.

J. A. Berger.

### Das Mikroskop.

Ein Märchen von W. DuLot.

Ein allmächtiger Genius stellte mir einst frei, einen Wunsch auszusprechen und versprach mir, denselben zu erfüllen.

Zwar hatte ich schon lange ein Verlangen im Sinne, aber ich zögerte, es zu nennen. Vielleicht würde mich der Genius nicht verstehen — konnte ich doch selbst meinen Wunsch nicht recht ausdenken. Vielleicht lag ihm etwas Unwirkliches zu Grunde oder einfach eine verrückte Idee. Nun ich konnte ja immerhin versuchen.

„Gib mir ein Mikroskop, lieber Genius!“

„Was?!“

„Einen Minuten = Vergrößerungs-Apparat.“

„Habe die Güte, Dich deutlicher auszudrücken, o Herr.“

„Das muß man sagen: Mabin war besser bedient. Er brauchte einen Wunsch nur anzudeuten, so hatte ihn sein Lampengroom auch schon erfüllt — ohne erst lange Explicationen zu verlangen. Ein Mikroskop her!“

„Halte zu Gnaden . . . Rubinpaläste, Jugendtränke, Wolkenschiffe Ducatenregen — Alles, Alles was Du zu befehlen geruhst, schaffe ich herbei — aber das genannte Ding kenne ich nicht . . . Wohl ein optisches Instrument?“

„Etwas Annäherndes.“

„Ach, da kann ich Dir dienen. Willst Du ein Vergrößerungsglas haben, durch welches das Auge einer Blattlaus so groß aussieht wie das Pariser Marsfeld — oder vielleicht ein Fernrohr, das einen fünfhundert Erdweiten entfernten Stern so nahe bringt, daß man die darauf wachsenden Farren zählen kann?“

„Du verstehst mich noch immer nicht. Was ich meine, hat mit den Verhältnissen des Raumes nichts zu thun. Mein gewünschtes Instrument soll zwar auch vergrößern und auseinander-

schieben, aber, wie gesagt, nicht den Raum, sondern die Zeit. Nicht das Millimeter wollte ich unter mein Objectiv bringen, sondern die Secunde. Ich glaube immer, eine Secunde ist nicht gar so kurz, wie sie uns scheint — findet doch der Lichtstrahl bequem Zeit, in deren Dauer seine 44.000 Meilen zurückzulegen — und wie viele Vorstellungen vermag doch der Geist aneinander zu reihen während eines Augenaufschlags? Oder ich trete an's Clavier und spiele eine auf dem Pult ausliegende Notenfigur ab; die Sehnerven bringen die Zeichen meinem Gehirne zu; dieses überdenkt seine ganzen Musikstudiums-Erfahrungen, entsendet demnach seine Befehle in die Fingerspitzen, diese schlagen eine Tonfolge an, die mit vielen tausend Schwingungen an des Lauscher's Ohr fällt, welche letzteres die empfangene Botschaft wieder einem auffassenden Geiste zuführen muß . . . und dies Alles sollte in einer Secunde geschehen sein, die wirklich so kurz wäre, als sie uns scheint? — Unmöglich! Das muß Täuschung sein, chronische Täuschung!“

Mein Genius schüttelt erstaunt mit dem Kopfe; ich winke ihm aber, mich nicht zu unterbrechen und fahre mit steigendem Affecte fort:

„Ja, Täuschung umgibt uns allenthalben . . . Was wir sehen und hören und fühlen, es ist Alles nur der Schein des Wirklichen, aber unser Geist reicht auch über den Schein hinaus und hinter all' den Gaukelspielen, die unsere Sinne umflattern, sucht er das Wesen und zwingt ihm seine Geheimnisse ab. Wie! Die Natur hat uns so taub gemacht, daß wir nur Getöse hören sollen und daß uns unvernehmlich erscheint, was doch in Wirklichkeit mit ungezählten Schwingungen die ganze Luft erschüttert . . . aber wir haben jetzt das Megaphon und kennen nun auch das Gepolter der Fliegenschritte und das Sturmweden der Rückenfeuer. Wie, so blind sind wir, so künstlich falsch beaugt, daß wir für

einen Punkt, für die Grenze alles Kleinen halten, was doch Tausende von bewegten Organismen faßt . . . aber wir haben mit gläsernen Listen das Geheimniß dennoch entdeckt und der hundertfach getheilte Raum einer Linie muß uns seinen Inhalt zeigen. Und so zeitstumpf — oder wie soll ich's nennen — sind wir, daß wir meinen sollen, auch die Secunde sei solch' ein Punkt . . . aber ich will's nicht länger dulden: Genius, ein Mikroskopstempel her!"

"Nun verstehe ich Dich, o Herr. Ich wußte vorhin nicht, daß Du von der Ausdehnbarkeit und von der Compressibilität der Zeit einen Begriff hättest. Gewöhnlich halten die Menschen die ihnen eigene Zeiterkenntniß für absolut. Aber nun wohl, da Du die Parzelle Ewigkeit, in der Du Dich bewegst, in ausgebehnter Form betrachten willst, so sei Dein Wunsch erfüllt und noch mehr: ich will Dir die tausendfach vergrößerte Secunde zeigen, aber Du sollst auch die zusammengedrückten Jahre kennen lernen. Ich gebe Dir ein Instrument, das, wie ein Opernglas, auf der einen Seite vergrößert und, wenn Du es umkehrst, verkleinert — Beides um so viele Grade, als Du willst. Du kannst hier eine Minute durchleben, die Dir eine Epoche scheinen wird, und dort kannst Du ein paar Jahrtausende vorbeibliken lassen. Hast Du wohl daran gedacht, daß auch Deine normale Zeitauffassung schon verhältnißmäßig mikroskopisch sein kann und daß die lange Folge Eurer geologischen Perioden einem einfachen Augenblinzeln des ewigen Allwesens gleichkommen mag? Weißt Du auch, daß die Natur, die niemals rastende und niemals eilende, sich nicht müde fühlt, wenn sie zu manchem ihrer Werke Arbeitstage von Jahrmillionen braucht?"

"Das weiß ich Alles, guter Genius."

"Ja wohl, Du weißt es, es steht in Euren Büchern. Aber zu fassen vermagst Du es dennoch nicht. Wohlan,

hier hast Du Deines Wunsches Gewährung — nimm . . ."

"Ich sehe nichts . . ."

"Meinst Du denn, unser Zauberspiegel könne sichtbar sein und einen Raum ausfüllen, wenn es die Zeit zu regeln hat? Womit willst Du beginnen?"

"Laß mich einen vielvertausendfachen Athemzug holen."

"Du wirfst Dich langweilen."

"Sei's darum."

"Gut also. Trete ans Fenster und blicke hinaus. Jetzt schöpfe Athem — der Zauber beginnt."

. . . Ich erkenne die gewohnte Landschaft nicht. Von allen Gegenständen her kommt in regelmäßiger Undulation ein Lichtstrahl herbei, vibriert auf meiner Netzhaut weiter und malt da ein verkehrtes Bild. Mit behaglicher Ruhe wendet mein Geist das Bild um und beginnt es zu betrachten. Ein Detail nach dem andern bezeichnet er mit einem Namen, den er aber erst zuvor aus einer Art Lexikon, „Gedächtniß“ genannt, hervorsuchen muß; dann macht er Vergleiche, stellt Berechnungen über die Größe der Entfernungen an, durchdenkt eine lange Reihe sich an die gesehenen Gegenstände knüpfender Erinnerungen — und jetzt erst nehme ich das gewohnte Bild wahr. Etwas Großes, Schwarzes, Unheimliches kriecht am Wege; seine Strahlen kommen so langsam an mein Auge gewellt, daß ich noch nicht ausnehmen kann, was es ist, doch jedenfalls bewegt es sich — wenn auch fast unmerklich — weiter. Noch ehe er in seinem Dictionär nachgeschlagen, entsendet mein Geist an die Sprechwerkzeuge den Befehl, den Genius zu fragen, was das Uebing sei. Die genannten Sprechwerkzeuge scheinen keine Eile zu haben, denn sie schweigen furchtbar lange — oder hat sich der Bote auf seinem Nervengang verirrt? Endlich beginnt eine erschütterte Luftwelle mein Ohr zu treffen und nach vielen tausend summanden Schwingungen habe ich die selbstgeäußerte Frage vernommen: „Was ist das Schwarze?"

Lange Zeit darauf antwortet mein Genius mit einem scheinbar viele Stunden ausfüllenden Satz: „Das ist ein Schnellzug.“

Zum Glück war nun die ausgedehnte Frist verstrichen. Mein Genius hatte recht: das war ein kolossal langweiliger Athemzug. — „Run“ spöttelte er, „wie gefällt Dir die mikroskopirte Zeit?“ — „Halt,“ rief ich „eine Idee! Ich will doch noch solch eine vergrößerte Secunde durchleben; laßt uns zu meinem Mädchen eilen; das geliebte Kind hat mir endlich für heute ein Stellbischein gemährt . . . ich schließe sie in meine Arme und in jenem Augenblicke, wo zum erstenmale unsere Lippen sich begegnen, wende ich den Zauber an und schwelge so in ewig langer Wonne.“

„Unglückseliger, halt ein! Das wäre Dein sicherer Tod. Sieh, wenn Du mit der Hand eine Kerzenflamme durchschneidest, so bleibst Du unverfehrt, doch ließeß Du die Hand darin verweilen, so müßte sie verkohlen. Die Seligkeit des ersten Kusses darf auch nur mit rascher Flamme Dein Herz durchzucken, wenn sie es nicht vernichten soll. . . . Ihr armen Menschenkinder — vom Feuer des höchsten Glückes dürfen Euch nur fliegende Fünkchen treffen . . . um darin zu weilen, müßtet Ihr erst Götter sein. Lasse also solch vermessenen Wunsch und folge mir. Ich führe Dich in das Reich der Eintagsfliegen. Siehst Du dort jene beiden Ephemeriden, es sind die Weisen ihres Stammes, ein paar würdige Greise, wohl schon mehrere Stunden alt. Laufshe ihrem Dialog, er kann Dir lehrreich sein. Zugleich mit der Macht, die Zeit zu vergrößern, schenke ich Dir einstreuen die Fähigkeit, die Ephemerensprache zu verstehen. Hab' Acht also und höre.“

. . . . Die beiden alten Fliegenherren sind in eifrigem Gespräche. Trotz ihres hohen Alters, welches durch gebückte Haltung und matten Blick kenntlich ist, scheinen sie noch geistesfrisch zu sein. Der Eine fährt sich eben mit zwei

Hinterfüßen über die Flügel, seufzt und spricht:

„Ja, ja, wir leben in einer schlimmen Zeit. Ich habe viele, viele Erfahrungen gesammelt, und ich glaube wahrhaft — wenn ich bedenke, wie mit jeder Minute Alles schlechter wird — daß das Ende der Welt schon nahe ist.“

„Meiner Ansicht nach,“ erwidert der Andere, indem er seine Vorderbeinchen putzt, „wird die Welt noch lange stehen. Wohl noch an die zehn — und aber zehn Tage . . . auch glaube ich, daß sie schon fürchterlich lange existirt — weiter noch, als unsere Traditionen reichen — vielleicht schon vierzehn Tage — wer weiß, vielleicht fünfzehn. . . .“

„Ach, ich bitte Dich, nenne keine so schwindelnden Zahlen. Außerdem ist Deine Ansicht lehrerisch. Weißt Du denn nicht, daß vor einer Woche die Sonne, die großen Thiere und die Gräser geschaffen wurden, und schließlich dann, als Krönung, die Ephemeriden?“

„Wer vermag es, in jene Urzeiten zurückzuschauen,“ meint der Andere zweifelnd, und wiegt nachdenklich sein stechnadelkopffähnliches Haupt.

„Neben wir von anderen Dingen. Ist es wahr, daß Deine Enkeltochter, die schöne Rapidella, schon Eier gelegt hat?“

„Ja wohl, es war aber auch höchste Zeit. Das Mädchen war schon drei Minuten alt. Den jungen Ephemeriden, der um sie freite, ließ sie volle zwei Secunden auf ihr Jawort warten. Doch lassen wir uns von unseren philosophischen Betrachtungen nicht ablenken. Wir sind ja die Lehrer des Volkes und müssen auf die höchsten Fragen Rede stehen. Siehst Du jenen großen Ameisenberg dort? Man sagt, er sei nicht immer so hoch gestanden — in anderen, längstvergangenen Epochen soll er niedriger gewesen sein — also gibt es Dinge hienieden, die wachsen!“

„Glaubst Du? Ich denke, das ist eine Fabel. Weder wir, noch unsere Väter erinnern sich, je etwas von allen diesen Umgebungen verändert gesehen



zu haben, und so können wir zuversichtlich daraus schließen, daß sich auch wirklich nichts verändert. Es wäre doch thöricht, das Zeugniß unserer langen Ahnenreihe in Zweifel zu ziehen und die allehürwürdige wochenlange Geschichte unserer Welt nach den vermessenen Ansichten betrachten zu wollen, die seit den neuesten Viertelsecunden unter unserer Jugend cursiren."

"Genug," sage ich zu meinem Genius. "Diese ephemeren Professoren sind zum Todtlachen. Wie kann nur ein Geschlecht, das mit Bruchtheilen von Secunden zählt, unsere bekanntlich schon 6000 Jahre stehende Welt beurtheilen wollen!"

Ein feines Lächeln umspielt die Lippen meines Genius, aber er sagt nichts.

Nun winkt er einen Luftballon herbei, läßt mich in denselben einsteigen und spricht, indem er sich zu mir setzt:

"Schließe die Augen — wir fliegen hoch. Ich will Dir nun noch ein Experiment zeigen."

Nach einer, ich weiß nicht wie lange währenden Auffahrt — denn ich war mir nicht bewußt, ob mein Virocle auf der rechten oder umgekehrten Seite thätig war — langten wir am Ziele an.

"Sieh hinab," sprach mein Begleiter.

Ich öffnete die Augen und ein sonderbares Schauspiel bot sich mir dar. Tief unter uns lag die Erde, oder vielmehr lief die Erde, denn ich sah sie deutlich gegen Osten eilen. Auf ihrer sich rasch drehenden Oberfläche ging es lebhaft her. Berge stiegen aus den Meeren; die Ufer des Festlandes wichen zurück; Inseln schwammen aufeinander zu und vereinten sich mit schnellem Rucke; Continente rissen auseinander; hier und da sah ich Städte aus dem Boden steigen und gleich wieder in Ruinen fallen; Menschenhäuflein rasten von einem Ort zum andern, meist gegen Westen sich ergießend. Jede Secunde brachte ein anderes Bild, immer Farben

und Formen wechselnd, so wild kreisend, daß mir schwindlich wurde.

"Was ist das?" rief ich entsetzt.

"Ein paar verdichtete Jahrtausende der Erdgeschichte."

. . . Wir waren wieder herabgestiegen und ich befand mich wie zuvor in meinem Zimmer. Der Genius stand vor mir, weiterer Befehle gewärtig.

"Was nun?" frug er. "Willst Du wieder eine verdünnte Secunde durchmachen und darin eine Kabelbepefche auf ihrer kriechenden Reise begleiten, oder willst Du noch einmal die Zeit so verdichtet erfassen, daß Dir die Umlaufzeit der Sonne um ihre Sonne wie ein Mlig vergeht?"

"Um Gotteswillen keines von Beiden. Nimm mir das unglückselige Instrument fort, damit ich ja nicht mehr verleitet werde, es zu gebrauchen. Ich will wieder glauben, daß die Secunden fliegen und daß die Jahre schleichen. Ich will, daß ein Jahrhundert mir wieder ehrwürdig erscheint . . . ich mag mit den schwindelnden Schnelligkeiten und den maßlosen Langsamkeiten, welche die ewige Zeit füllen, nicht meinen endlichen Sinn verwirren. Ich kann nur athmen in der gewohnten Zeit. . ."

"Du willst also kein Mikroskop?"

"Nein, Nein. Eine gewöhnliche Taschenuhr ist mir lieber — und wäre sie aus Talmigald!"

„Pr.“

### Eine alte Chronik über die Passionsspiele in Oberamergau.

„Anno 1631. Wegen dem noch fortbauern den Schwedischen Krieg, theuern Zeiten und Kriegsunruhen haben die Krankheiten sowohl in Bayern als auch in Schwaben eingerissen, so ist auch Allhier allenthalben ein hitziges Fieber oder Kopfwehe entstanden, daß sehr Viele Leuth daran gestorben sind. — Anno 1632 hat abermal der wilde Kopfwehe eingerissen, daß die Leuthe ganz unwissend fadennackend von Beethe gesprungen, sind wieder viele Leuthe gestorben. —

Anno 1683 hat die Pest aller Ort eingerissen, daß man vermeint hat, die Leuthe gehen alle darauf. In der Pfarr Rollgrub sind die Leuthe dermassen aufgestorben, daß nur zwei Paar Ehesolt anzutreffen gewesen, eines theils aus einem Haus ist der Mann oder daß Weib gestorben, oder etliche Häuser gar aufgestorben, auch in Eschenloher Pfarr, in denn Oberland erschrocklich Viele Leuthe gestorben. Das Allhiefige Dorf hat man mit der fleißigen Wacht erhalten, daß nichts ist hereinkommen, obwohl die Leuthe allenthalben gestorben sind, bis auf unseren Kirchtag, da ist ein Mann von hier, mit Namen Kaspar Schischler bei den Mayr in Eschenlohe Sommermader gewesen, dieser hat bey sich beschloffen, er wolle nach Haus in die Kirchnacht gehen, um zu sehen, was sein Weib und seine Kinder thun, so ist er über den Berg herumgegangen und hinten herein, weil da keine Wacht gewesen und sein Haus zunächst an der Lainen gestanden, wo jetzt der Valentin Eyerl hauget, so ist er schon am Montag nach der Kirchweih eine Leich gewesen, weil er ein Pestzeichen an sich mit ihm herumgetragen. — Alsdann sind von selbigen Montag bis auf Simon und Judae Abend allhier 84 Personen gestorben; in diesen Leidweisen sind die Gemeinds-Leuthe Sechs und Zwölf zusammengekommen und haben die Passions- Tragödie alle zehn Jahre zu halten verlobet, und von dieser Zeit an ist kein einziger Mensch mehr gestorben. Obwohl noch Etliche die Pestzeichen von dieser Krankheit an Ihnen hatten. Alsdann ist diese Tragödie von 1634 gehalten worden bis auf 1680, damals hat man Sie auf zehn Jahre verlegt und ist darnach allzeit gehalten worden."

### Wie der Hopfen erschaffen worden.

Erzählt von A. A. Nass.

Es war ein böses, böses Jahr,  
Da aller Wein mißrathen war.  
Ringsum im ganzen Böhmerland,  
Und wo noch sonst ein Rebstock stand;

Gar spärlich flossen Most und Meth  
Und was man sonst noch kelteren thät.  
Vom Durst geplagt ward Jedermann;  
Doch Mancher thät das Trinken lan,  
So ihm das Dürsten nicht verdroß,  
Kurzum, der Menschheit Roth war groß.  
Da kommt einmal von ohngefahr  
Gen Saaz von fern des Weg's daher  
Der liebe Herr, der Jesus Christ,  
Und weil so schwal der Tag just ist,  
So fängt ihn sehr zu dürsten an.  
Gern hätt' er einen Schlud gethan;  
Doch in St. Petri Valle war  
Der Wein schon viele Wochen rar.  
Da seufzt die ganze Jüngerschaar:  
O Herr, die Roth ist groß fürwahr.  
Doch Jesus Christ, der Meister, schritt  
Stillsinnend in der Jünger Witt.  
So zogen alle müd' und matt  
Hinauf gen Saaz, zur Lutschanstadt.  
Das war dem Petrus gar nicht recht,  
Er brummt: „Voll Durst machirt sich's

schlecht;  
Das Wunder, Herr, von Kanaan,  
Das wär' auch jeko wohlgethan!  
Es brächt' uns allen reichlich Wein,  
Der würde uns zur Labung sein.“  
Da sprach der Herr: „Dein Wunsch ist

schlecht,  
Weil er nur Wen'gen Lind'ung brächt;  
Doch viele Tausend würden so  
Vor Durst des Lebens nimmer froh.  
Johannes, sag' uns bess'ren Rath!“  
Mit sanftem Blick der Jünger bat:  
„Sieh, Meister, rings den wilden Wein,  
Könn't er, o Herr, nicht fruchtbar sein?  
Es tranken Tausend sich genung  
An solchem süßen Labetrunk!“  
„Dein Rath ist gut und wohlgemeint,“  
Sprach d'rauf der Meister; „doch mir

scheint,  
Tränk Alles stets nur süßen Wein,  
Es würde nicht zum Guten sein.  
Ein wenig Leid und Bitterniß  
Macht erst das Leben doppelt süß.  
Das Land ist fruchtbar schön und reich  
Drum will ich, daß allhier sogleich  
Ein neuer Rebstock soll gedeih'n!“  
Und siehe, was des Meisters Mund  
Gesprochen, ward vollbracht zur Stund.  
Er rührt den wilden Rebstock an —  
Da war das Wunder schon gethan.  
Im Nu rankt sich die Rebe lüthn  
Zum Himmel auf im üpp'gen Grün,  
Und an der Lanne schlankem Schaft  
Sproßt sie empor voll Zauberkraft,  
Und von der Krone blinkt von Gold  
In vollen Trauben Dold' an Dold'.  
Die Jünger standen staunend da  
Und Jeder auf das Wunder sah.  
„Reich mir mit Wasser frisch und klar,  
Johannes, igt den Becher dar!“  
So sprach der Herr und lächelnd pfückt  
Er Dold' um Dold' ab und brückt

Das sonngebraunte Gersten-Korn  
 In den Pocal, gefüllt am Vorn.  
 Drauf schüttelt er den Becher sacht  
 Und mischet Alles mit Bedacht.  
 Und mit der neuen Rebe Blüth'  
 Würzt er den Trunk und plötzlich sieht  
 Der Jünger müde, durst'ge Schaar  
 Im Becher schäumen wunderbar  
 Ein neues Labfal, hell und braun,  
 Und gar verlockend anzuschau'n.  
 Der Meister schwenket den Pocal  
 Und spricht zum Simon: „Kosf' einmal!“  
 Der setzt den Becher eilends an  
 Und trinkt, sobiel er trinken kann.  
 „O Herr, das ist ein Himmelstrank,  
 Den schufst der Menschheit Du zum  
 Dank.“

So würzig, bitter, kühl und stark,  
 Erfrischt er Jedem bis in's Mark!“  
 Und alle Jünger in der Rund'  
 Bezeugten es mit frohem Mund.  
 Der Becher ging von Hand zu Hand,  
 Er ward nicht leer und Jeder fand,  
 Der neue Trank, er sei so gut  
 Als wie das beste Traubenblut.  
 Erquicket und mit frohem Sinn  
 Schritt jeder Jünger fürder hin.  
 Der Wunderbecher ward nicht leer  
 Und schnell durchflog die felt'ne Mähr'  
 Rundum das ganze Böhmerland,  
 Und flugs ward's allerorts bekannt,  
 Welch' Gnad' der Herr dem Land gewährt  
 Und welche Reb' er ihm bescheert.  
 Flink ward der Rebstock rings gebaut  
 Und mancher gute Trank gebraut.  
 Doch wie der Herr und Meister spürt,  
 Man trinke mehr, als sich's gebührt,  
 Da nahm er hurtig den Pocal,  
 Dem Petrus, seinem Seneschall.  
 Und in der Eger tiefste Fluth  
 Versenkt er ihn zur sich'ren Hut.  
 Dort ruht er still im finstern Grund  
 Und bleibt verborgen bis zur Stund,  
 Da einft so schlechtes Bier man braut,  
 Daß es zu trinken Jedem graut.  
 Dann kommt auf's Neue er zu Tag  
 Und Jeder trinkt, so viel er mag.  
 Nur all' die Brauersleut' und Wirth,  
 Sie dürfen, wie sich's wohl gebührt,  
 Nicht trinken aus dem Goldpocal  
 Und müssen dürsten voller Qual,  
 Weil sie vom Anfang an bis heut  
 Viel schlechtes Bier geschänkt, gebraut.  
 Das ist die ganz getreue Mähr',  
 So schuf den Hopfen, Gott der Herr!

## Im Hause des Schützen.

Von P. R. Kofegger.

Vor Jahren einmal im Frühherbste  
 machte ich mit meiner jungen Genosfin  
 Kreuz- und Krummzüge im Felsen-  
 gebiete des Hochschwab. Wir waren erst  
 etliche Wochen vereinigt und suchten die  
 einsamsten Wege und stillsten Thäler.  
 Unsere Liebe beleuchtete die Felsen und  
 wir sahen Alpenglühen, auch wenn die  
 Pelze der Nebel sich geschmiegt hatten  
 in das Gebirge.

Wenn nicht just der schönste, aber  
 gewiß der seltsamste Gang war der  
 von Tragöß über den Brandstein nach  
 Wildalpen. Es war nach einem argen  
 Herbstwetter, und als wir in der Mor-  
 gensonnenfrühe die Augen aufthaten,  
 sahen wir, wie das Schwabengebirge  
 aussähe, trüge es Gletscher auf seiner  
 Stirne. Züge von Herden begegneten  
 uns, die der erste Schnee von den Hoch-  
 weiden verschweicht hatte. Wir waren  
 heiter und stiegen rüstig die Warten  
 empor. Dem Himmel näher und den  
 Himmel im Herzen. Als wir hinauf zu  
 dem neuen Schnee kamen, jubelten wir  
 hell, und ein solches Weiß, umsäumt  
 von dem grünen Grunde der Steier-  
 mark, hatten wir noch niemals gesehen.  
 „Wenn ich dichten könnte,“ sagte meine  
 Freundin im flaumigen Schnee, „auf  
 dieses weiße Blatt schriebe ich ein Ge-  
 dicht.“

Allzu lange waren wir nicht heiter.  
 Wir verloren im Schnee die Spuren  
 des Weges; wir kamen in ein Gewirre  
 von Steinblöcken hinein. Ich wollte es  
 lange nicht gestehen, daß wir den rich-  
 tigen Steig nicht mehr unter den Füßen  
 hätten; ich mühte mich ab, ihn wieder  
 zu finden, als meine Gesponfin sagte:  
 „Mein Liebster Du, setzen wir uns  
 hier auf den Stein zur Rast, dann  
 kehren wir um und bleiben wohlge-  
 muth.“

So stiegen wir in eine Schlucht  
 hinab, von der ich glaubte, daß sie  
 uns in die Richtung gegen Wildalpen  
 leiten würde. Wir gingen eine Weile

die Schlucht hinaus und hatten zur Rechten und zur Linken recht schauerhaft wilde Wände, an denen sich kein Schnee hielt und keine Gemse, an denen nur zwei Wanderer emporzuklettern vermochten: das Auge und der Gedanke. Endlich standen wir still und blickten uns gegenseitig an. Unsere Schlucht mündete in einen Abgrund aus. Am Felsen, wo wir standen, prangte eine Holztafel: „Hier ist Martin Scheifer auf der Gemsjagd durch einen Sturz über die Wand verunglückt. Nach vier Tagen erst konnte sein zerschmetterter Leichnam aus der Tiefe gezogen werden.“ — Keine weitere Bitte um ein Vaterunser; an wen auch — es führt hier doch kein Weg vorüber. Nur der Würzner und der Waidmann mögen die Stelle gezeichnet finden. — Ich hatte den Martin Scheifer gut gekannt; er war der sicherste Kletterer in der Gegend. — Und nun erst wir, deren Füße selbst auf dem glatten Pflaster der Stadt schon gestrauchelt sind —! Meine liebe Genossin saß auf einer Felsenbank, milderte das Stoßen ihres Athems und wollte nicht zeigen, wie sehr sie erschöpft sei. Endlich legte sie ihre zarte, weiße Hand in die meine und flüsterte: „Ich möchte wohl gerne noch ein wenig leben.“

Vor die Sonne hatten sich Wolkenbänke geschoben; von den Rissen nieder segte ein scharfer Wind. Ich sagte, mir wäre warm und legte meinen Plaid doppelt über ihre Schultern. Ein Steinfalle schoß über unseren Häuptern hin; sonst war Dorniß. Auf meiner Seele wucherte unsägliche Angst, denn ich wußte, wie zart der junge Organismus war, der, vertrauend auf mich, den Bergsohn, neben mir athmete.

Plötzlich gellte, schlagartig und ohne Nachhall, ein Schuß in der Schlucht. Erschreckt fuhr meine Freundin empor, wendete ihr Gesichtchen gegen die Richtung hin und schrie auf: „Jesus Maria! Da unten steht er, der leidhaftige Teufel!“

„Na, der fehlt uns gerade noch!“ rief ich. Und siehe, dort hinter den Felsblöcken — wahrhaftig — eine wüste Gestalt mit kohlschwarzem Antlitz, in dem ein Paar scharfe Augen funkelten. Weil sie aber einen Kugelstutzen in der Hand hatte und einem gestürzten Gemsklein zuhastete, so sagte ich zu meiner Genossin: „Gott Dank, der Teufel ist das diemeilen noch nicht, aber ein mit Ruß bestrichener Wildschütze.“

Raum hatte ich diesen Unterricht gegeben, als uns der umheimliche Mann bemerkte. Im ersten Augenblicke machte er Miene zu fliehen, im zweiten that er einige Schritte gegen uns heran und rief mit gar heiserer Stimme: „Wollt' der Herr und das Fräula so gut sein und dem Jäger sagen, ich wär' da den Berg hinaufgesprungen. Er ist gleich da. Gelt, der Herr und das Fräula wollt' so gut sein? . . .“

Faßte die noch zuckende Gemse über die Achsel und sprang damit, daß es in den Felsen klang, von Zacke zu Zacke das schrofte Gewände hinab gegen die Tiefe. So lange wir ihn springen sahen, hielt meine Gefährtin den Athem an und als er in der Geborgenheit des Geschlüttes verschwand, hob sich ihre Brust, als wären mit dem Wilderer auch wir gerettet.

Und wie der Mann berechnet: plötzlich stand der Jäger mit Gewehr, Waidtasche und Griesbeil vor uns. Er wies uns einen Steig, der zwischen den Steinwüsten hin in die Niederung der Matten führen sollte. Dann frug er, ob wir nicht einen Schuß gehört, und ferner auf unsere Bejahung, ob wir nicht einen Wildschützen gesehen und welche Richtung derselbe genommen?

Schon hob ich den Athem, um durch die Andeutung des Pfades dem Freischützen die strafende Gerechtigkeit nachzuschicken; allein meine Gefährtin stieß mich mit dem Ellbogen in die Seite — just an die Herzrippe — da kam mir in den Sinn: ist vielleicht doch ein Teufel gewesen, ein armer, denn, sagt das Lied, „Manch' flinkes

Thierlein bringt der Hunger um, der Hunger des schleichenden Schützen . . .“

„Der Wildschütz,“ antwortete ich dem Jäger, „da über den Berg ist er hinaufgesprungen.“

„Schön Dank!“ versetzte der Waidmann und eilte flink die steinige Lehne hinan; und meine geliebteste Freundin — sonst zutiefst in der Seele abhold allem Bösen — freute sich kindlich, den schwarzen Mann mit der erlegten Gemse gerettet zu haben. Mich befremdete gewissermaßen diese Befriedigung; — es war aber doch der edle Instinct des Frauenherzens gewesen.

Wir hatten noch arge Wege zu wandern, über Gestein und Gerölle, durch struppigen Zirnbusch und unter Baumgefälle hin, die der Sturm zerrissen hatte. Meiner Genoffin, der ich durch unsere Alpenfahrt ein großes Glück bereiten wollte, bluteten Füße und Hände. Aber ihr liebes, junges Herzchen war lustig und froh, da in dem meinen längst schon der Unmuth brütete. Den allerglücklichsten Weg in diesem Leben, den Weg der Hochzeitsreise — mit welchem Rechte trachteten böse Mächte ihn uns zu verderben?

Es war die Abenddämmerung, als wir endlich ein menschlich Obdach erreichten. Ein matter Schein grüßte uns durch die Fensterchen der Hütte, in welcher wir das süße, reine Glück des hellenischen Arabiens mit vollen Bügen zu trinken gedachten. Meine Genoffin trat mit fröhlichem Gruße zuerst in das Haus, blieb jedoch auf der Thürschwelle stehen und wendete sich mit einem Hauch des Schreckens zu mir.

Der Schein, der uns durch die Fenster gegrüßt hatte, kam von einem Dellechtlein, daß in einem Wasserglase flackerte. Das Lämplein stand auf der Wandbank zu Haupte eines todtens Menschen. Dieser war mit einem Leintuche bedeckt gewesen, aber in dem Augenblicke unseres Eintrittes stand der Mann mit dem lohlschwarzen Gesichte davor, hielt das Tuch vom Kopfe zurückgeschla-

gen und blickte in das fahle Antlitz einer Frau.

Für uns wollten wir dieses Haus zur Nachtherberge nicht geeignet halten.

Wir wendeten uns; da schritt schon der Schwarze gegen die Thüre und sagte: „Thu' dich die Herrschaft nicht schrecken. Wir haben uns oben schon gesehen.“

Es war etwas Anheimelndes in diesen Worten. Draußen wußten wir nichts, als die unwirthliche Gegend und die Nacht; so blieben wir.

„Reblich wahr,“ sagte der Schwarze, während er mit Seifenwasser den Fuß vom Angesicht zu waschen sich bestrebt, „mich thuts gefreuen, daß ich Unterstand und Klein Ding Warmes geben kann. Und 's selb kann ich wohl sagen, der Herrschaft ihre Lug heüt' da oben schlägt der liebe Gott hört an, als drei Psalter in Zell. Hätt' mich der Jäger ertappt, kunnt morgen der Ehemann seinem Weibe nicht zum Grabe mitgehen. — Hanne, mach' ein Essen.“

Diese letzten Worte des Mannes waren in eine Nebenlammer gesprochen, aus der nun ein kaum erwachsenes und sehr verstört aussehendes Mädchen trat; es hatte blutige Hände, war mit der Gemse beschäftigt gewesen. Jetzt machte es ein Herbeuern an.

„Ist die Tochter, das,“ stellte sie der Mann vor, „sie ist dabei gewesen. — Hanne, das Mehl ist im Mehlschrank und nicht in der Salzbutten. — Mein Gott, sie hat so viel den Kopf verloren. Eine schauderliche Sache ist's gewesen; — wer wollt' so was glauben!“

Uns wurde völlig bang. Es athmete sich schwer und das kleine Licht zuckte zuweilen nur wie ein blaues Sternchen im Glase und ein tiefer, aber zitternder Schatten lag auf den Holzwänden. Mein Weibchen hielt sich fest an mich, ließ meine Hand nicht auf einen Augenblick los.

„Ist Euer Weib,“ frug ich den geschwärtzten Mann, auf die Leiche deu-

tend, „wohl schon eine betagte Frau gewesen?“

„An ihren Tagen ist sie nicht gestorben,“ entgegnete er, an dem mittelernweile aus der Schwärze ein gutmüthiges Gesicht hervorgekommen war, „hell erfroren ist sie uns . . .“

Und nach einer Weile, während das Herdfeuer prasselte und dem Antlitz der Leiche noch einmal den röthlichen Schein des Lebens verlieh, fuhr der Aelpler fort:

„Haben ihr abgerathen, bei dem groben Wetter auf den Sattel zu gehen.

— Speikwurzeln, hat sie gesagt, müßten noch gesammelt werden; ist mit dem Korb davon. Die Hanne geht mit ihr. Im Sommerg'wandl sind sie Beide; 's ist eine Leichtsinigkeit gewesen — gar nichts Anders; der Pfarrer sagt's auch. — Thu' die Herrschaft jetzt was essen. Gott gesegne! — Wie schaut sie denn aus heut', die Suppen?“

Freilich, die Suppe, die uns vorgestellt wurde, war nicht in der Ordnung. Anstatt Salz hatte die Köchin Asche in dieselbe geworfen.

„Jesses und Joseph!“ murmelte der Mann, „lezlich wird sie mir noch närrisch! leicht kann's sein!“

Wir aßen etwas Brod und tranken Wasser. „Da hat sich was Böses zuge tragen,“ sagte ich endlich.

„Hanne,“ rief der Mann, „geh', setz' Dich auf den Zuder und erzähl's noch einmal.“

„Ich bleib' beim Herd,“ wimmerte das Mädchen, „mir ist so viel kalt.“

„So bleib' beim Herd, wir wollen Dich schon verstehen.“

„Ja, ja,“ sagte Hanne, „ich weiß nimmer, wie ich anfangen muß.“

„Auf dem Schaffattel oben habt Ihr Wurzeln gegraben,“ leitete ihr Vater ein.

„Auf dem Schaffattel oben haben wir Wurzeln gegraben,“ sagte das Mädchen. „Wir haben halt nicht in die Höh' geschaut und jäh ist der finster' Nebel da und der Regen. Der eiskalt' Regen und die Nacht. Wir wollen

heimzu und versteigen uns in den Wänden. Nicht so weit, wie da vom Herd bis zum Tisch haben wir gesehen. Frei mit Messer hätt' Eins den Nebel schneiden mögen. Eine Höhlen finden wir, da kriechen wir hinein. Raß bis auf die Haut sind wir gewesen und der Wind hat schauderlich geschnitten und hat den Schnee in die Höhlen getragen. Jetzt, die Mutter, die —“ Sie schwieg und schürte mit einem Eisenhaken in der Gluth, daß die Funken stoben, „die Mutter, die . . .“ sie stockte wieder.

„Mach', Hanne, und erzähl's in Gottesnamen,“ sagte der Mann.

„— ist eine Weil still neben mir; da sagt sie jählings: Kind, heut' ist mein lezt' End'! und hebt an zu zittern am ganzen Leib. — Unser liebe Frau Maria Zell! denk' ich, wenn sie jetzt ihr Hinfallend' kriegt!“

„Die Fallsucht hat sie so viel gehabt,“ schaltete der Vater ein.

„Und nicht anders ist's gewesen. Ich mein' hell, der ganz Erdboden hat gebebt, wie's die Mutter so fürchterlich reißt und stoßt; und ihre Zäh'n' hör' ich scharren, daß es mir gerade durch und durch geht. — Ich will sie festhalten mit beiden Händen; keine Menschenmöglichkeit. Nachher jählings ist sie ruhig gelegen —“

„Hanne!“ rief der Mann, seine Tochter aus der Betäubung des Schmerzes weckend.

„Mutter, Mutter!“ schrie das Mädchen wild auf, „heiliger Jesus, was ist denn das? — Versterben! versterben!“

Mein armes Weibchen schauberte an meiner Brust zusammen. Der Mann reichte der Tochter Wasser, daß sie trinke.

„Jetzt,“ fuhr das Mädchen fort und rang die Hände und sprang ein paar Schritte gegen den Tisch heran, „jetzt hab' ich's gespürt, die Mutter wird kalt und starr an Händen und Füßen. — — — So sitz' ich bei ihr in der Nacht und bete und empfehl' mich und meiner Mutter Seel' unserer

lieben Frau. Mich schüttelt's auch. — Ja, Leut', und da — da hör' ich auf einmal was daherrauschen in der Luft. Das ist kein Sturmwind; etliche Raubvögel flattern zu meiner Mutter Leib. Tschuß! sag' ich, tschuß! und mit beiden Händen hab' ich müssen fechten, daß das schauerlich Gethier nicht hat angepakt. . . .“

Vor wilder Erregung zerrte das Mädchen an den wirren Locken. Mein Weib trat zu ihm und schlang den Arm um seinen Nacken — da hub sie laut und heftig zu weinen an und barg ihr jammerstarrtes Antlitz an jener süßen Brust, die das mitleidsvollste und trostfreudigste Herz in sich getragen hat.

„Die Todtenvögel,“ — bemerkte nach einer Weile der Mann der Hütte — „die Todtenvögel haben mir das Kind gerettet. Das fortwährende Abjagen hat sie ein wenig erwärmt. Zur Morgenfrüh' haben wir sie bei der gestorbenen Mutter gefunden. — Herr, ich sag's: die Hanne ist nicht mehr zu erkennen. Glaub's gern! Die schreckliche Nacht! — Kind, geh' jetzt und leg' Dich in Dein Bett. Wenn die Leut' kommen, so werden sie selber die Mahlzeit kochen.“ — Dann wieder zu uns: „Morgen werden wir das Weib halt auf den Freithof tragen. Und das darf mir die Frau und der Herr wohl glauben: ich bin kein Soldner, daß ich gleich zum Zeitvertreib mit der Büchsl' ging. Wär' zu einem Todtenessen die Sach' im Haus gewesen, wie es schon der Brauch, so hätt' ich mir sicher das Gamsel nicht geholt.“

Ich drückte dem Mann die Hand.

Mein Weibchen wollte sich jetzt in die Sache mischen und im Hause schlachten und helfen; aber sie zitterte selbst und der Rosenhauch ihres Angesichtes war vergangen. Es war christlich von dem verwaisten Manne, daß er uns in dem Dachraume der Hütte die Schlafstätte anwies.

Meine Gesponsin sank bald in den Frieden. Ich wachte und hörte, wie unten Leute kamen, wie Weiber um

das prasselnde Herdfeuer wirtheten, um das Fleisch der Gemse zu bereiten, und hörte, wie Männer den Deckel des Sarges festnagelten. Ach, da war mir, als müßte ich meiner lieben Schlaflerin die beiden Hände an die Ohren legen, daß sie nicht geweckt werde von dem erschütternden Schalle. Dann hörte ich, wie sie zu Tische saßen und wie sie endlich, als das Morgenroth aufging, den Sarg hoben und unter summanden Gebeten hinausstrugen zur Thür und davon über die Hochmatten, dem Kirchhofe von Wildalpen zu.

Und durch das verlassene, stille Haus ging ein seltsamer Schauer.

Draußen aber sangen die Vögelein und sie weckten mein Weibchen auf. Gar eilig machten wir uns bereit und zogen in das Sonnenlicht hinaus und athmeten frei und leicht und dankten Gott für unser junges Leben.

Schluß des Alphabets von Rosegger.

### W.

**Waberl**, Barbara.

**wada**, zwar. s. Köserl is wada hisch roth, aba die Dorn sein war. Das Köselein ist zwar hübsch roth, aber die Dornen sind scharf.

**Wadschn** (die), große, mit Sauerteig angemachte Wehlnoden in Wasser gekocht, dann zer kleinert und mit Schmalz übergoßen. Eine im Jakelland beliebte Speise.

**Waldl**, Oswald.

**wandtschl**, tauschen. Ich hon mei Roß wandtschl, hon an Goasbock eingwandtschl.

**wartln**, Wortwechsel führen. Zerscht hobn ma gwartlt, noch hobn ma prügl.

**Waschl**, Wisch.

**Wasl**, Sebastian.

**Wangl** (der), soviel, als: Wauwau.

**war**, scharf, rauh, stechend.

s. Brautpoadl, das is war,

Klogt mei liabs Kind.

Loß Zeit, Schoß, loß Zeit,

Als Johr is s scha lnd.

**Wesfel** (der), Handhabe, Stiel.

**Wecht** (das), Hohlmaß für Getreide. Ein Wecht = 16 Maßel à 4 Maß. Heute noch in einigen Gegenden Steiermarks gebräuchlich.

**Wedel** (der), Knollen, Knotten.  
**wederla**, unordentlich. **A wederlis Lhoan**.  
**wehleidi**, empfindlich.  
**an Wehthoan hobn**, einen Schmerz haben.  
**Weigl**, **Birweigl** (der), ein durch Rosungen  
 und Verweischung verdorbener Hund.  
**Weihbrunn** (der), Weihwasser. **Nim an**  
**Weihbrunn**, **noch a Kreuz**, **ehs d furt**  
**gehst**, **oder ehs d schlofn gehst**.  
**Weinfoln** (die), Schmetterling.  
**weitschichti**, weitläufig.  
**wes**, bald. **Giagt möcht d Waberl scha wes**  
**an Ronn hobn**. (Dürfte von Wegs,  
 geraden Wegs kommen.)  
**Wegn** (die), Wespe.  
**wia da well**, wie der Wille, wie immer,  
 so oder so. **Was da well**, was immer.  
**Widel** (das), Berg auf dem Roden.  
**Wid** (der), Ofenscheit.  
**Wida** (der), eine Art Kuchen. (In Mittel-  
 feier beliebt.)  
**Widin** (die), Wittwe, **Widwer**, Witwer.  
**Widu** (die), ein Band aus Weidenruthen.  
**Widln** (der), ein wilber, aufgebracht  
 Mensch.  
**Wimerl** (das), Hitzbläschen an der Haut.  
**Wind** und **Weg**, drückt Wangigkeit und  
 Melancholie aus. **Nir is Wind und Weg**.  
**windi wern**, unsicher werden (bei Wild-  
 schützen).  
**wini**, wüthend. **Da wini Hund**.  
**wischeln**, pfeifen.  
**Wiza** (der), ein aufgeweckter, auch fein  
 zusammengestellter Bursche.  
**wo**, statt: ob. **I woas nit**, **wo is noch**  
**amol mog gsund wern**.  
**woasn**, einwoasn, einweichen, eintauchen.  
**wolgn**, wallen.  
**wonn da Wann nit wa!** wenn das und  
 das nicht wäre!  
**Wosn** (der), Rasen.  
**wos**, **Feind is wos a schöna Tog!** (Eigen-  
 thümlichkeit des süddeutschen Dialekts.)  
**wos ontrogn hobn**, sagt der Bauer dort,  
 wo es sonst heißt: in interessante  
 Umstände gekommen sein.  
**wogt wir a Stud Brot auf da Stell**,  
 wird von einem jungen Menschen  
 gesagt, der sehr langsam, oder gar  
 nicht wächst.  
**wudl**, **wudl!** Roderuf für Hühner.  
**wudzln**, zwischen den Fingern zusammen-  
 rollen. **Wudzerl** (das), kleines Ding,  
 wolliges Körperchen.  
**wüasli**, schwindelig.  
**wulka**, ziemlich, beträchtlich, wohl doch.  
**Der Bingsl is wulka schwarz**.  
**wunau**, **wunerla** sein, griesgrämig, wühe-  
 risch sein.  
**wuisn**, winseln.  
**wurln**, laufen, krabbeln des Ungeziefers.  
**wuschn**, fäusen. **Da Wuschamicherl** wird  
 der Wind genannt. **wuschn**, auch: mit  
 der Peitsche schlagen.

## 3.

**Zabla** (der), Einer, der übermäßig eilt und  
 drängt. **zabln**, zur Eile drängen.  
**zarschterisch**, verzärtelt, empfindlich.  
**zazln**, mitlocken.  
**zagggn**, herumlungern, von einem Rinde,  
 das sich nach einer Strafe flüchtig herum-  
 treibt.  
**zadern**, **vadzern**, etwas verstreuen.  
**zeidi**, reif.  
**Sein die Kerfchn amol zeidi**,  
**Roabis miß Nochtis nit dahom**,  
**Geh ih aus**, **brod wa Kerfchn**  
**Nfn Dam da da Roam**.  
**z groan kema**, zu sich selbst kommen, neue  
 Kräfte gewinnen, kommt von **groan**,  
 keimen.  
**Zidrogn** (die), Hautflechte.  
**Zilla** (die), Rachen.  
**zoandln**, etwas langsam zupfen.  
**zoanzin**, auch: **zoanweis**, zu einzeln, nach  
 und nach. **Zoanzin und zoanzin wirds**  
**jung Dindr an olds Weib**.  
**zoasn**, zupfen.  
**Bulzoasn**, **walkrampeln** **kon ih ah**,  
**s wia wan ih d netter a Weba wa**.  
**Frogts miß na gleich nit: wo, wo?**  
**Gab ent frei d Outwort: so, so!**  
 (Volkslied.)  
**zodad**, zerrissen, zerlumpt.  
**A zodadi Gosn**,  
**A ludada Guat**  
**Und a schworz Stück Brot**,  
**Das daholt a frisch Blut**.  
**Zogln** (die), von Stroh geflochtene Haus-  
 schuhe.  
**zona**, hämisch lachen, auch: weinen, das  
 Gesicht verzerrn, **onzona**, angrinsen.  
**Zoschn** (die), eine liebevolle Weibsperson.  
**umazoschn**, herumlungern.  
**z Sinn gehn**, etwas ahnen. **Nir is s scha**  
**long z Sinn gonga**, **das s Ros varedt**.  
**— Ron Ofan hobn**, keine Ahnung  
 haben.  
**zommgspielt**, mitfammen einverstanden.  
**zomklaubn** (sth), sich erholen (nach einer  
 Krankheit).  
**zomshoblod** (das), Rest, auch: das letzte  
 Kind in einer Familie.  
**Zomsehn**, verliebt sein. **De Zwoa hobn**  
**s Zomsehn**.  
**ztrogn** (sth), sich entzweien, zerzanken.  
**zuaha**, herzu.  
**Zurrggn** (die), Bade, **zurrgad**, zackig.  
**zuzln**, fangen.  
**Er zuzt und zuzt**, **as wir a Moans Rind**,  
**Waus gleich in da Psteln nit brinnt**.  
 (Tabakraucher-Lied.)  
**zuwi**, hinzu.  
**zwe**, **zwegu**, weshalb, warum.  
**zwiderrisch**, neidisch.



zwinkeln, zwinkern.  
 zwischu die Finga schau, Jemand etwas  
 nachsehen.  
 zwischu Riachtu, Zwielicht, Dämmerungszeit.  
 Zwisl (der), zweiarziger Ast.

### Da Lump.

Gedicht in Salzburger Mundart von Ru-  
 dolf von Freisauff.

„Da is a, da Lump!“  
 So hoakt's g'wiß all'mal,  
 Wann's mi iabl wo seg'n,  
 Da steigt eahna d' Gall'.

Als Auswurf der Menschheit  
 A Jed's mi betracht',  
 Aber da fragt koan Seel,  
 Wer mi dazua g'macht.

War ar amal brav,  
 Wann d' willst, fogar g'acht',  
 A oanziger Tag  
 Hat um Alles mi bracht'.

's Wei is ma g'florid'n,  
 Mein Sach hab'n's ma pfändt  
 So hat sie mein Glück  
 Zum Unglück gach g'wendt.

Und war i erst arm,  
 Dann war i a schlecht,  
 Hätt' thoan mög'n wasd'wöll  
 S'war neamma nix g'recht.

D' Armuth, dös mirf da,  
 Sagibt ma da nia,  
 Und mochatst, was d' wollt'ft,  
 Gab's da nu so viel Müah.

So bin i a Lump wor'n,  
 Woak selba net, wia;  
 Schlenz in langa Tag um  
 Und dadedl ma's Bier.

Und do bin i ehrla,  
 Han Neamand nix g'fobl'n,  
 Kenn viel größere Lump'n,  
 Dö da Teifi kunnt hol'n.

Aber dö hab'n a Haus,  
 Hab'n a G'wand a schön's an,  
 Bon so oan hoakt's g'wiß:  
 „Secht's dös is a Mann!“

Vor so oan ziagt Jeda  
 G'wiß z'tiafast jan Quat,  
 Und do woak i b'kimmt,  
 's is a ölende Bruat.

D'rum suach i mi z'tröft'n  
 Und dent' in mein Sinn:  
 „Liaba auken a Lump,  
 Als a Nignuzi d'rin.“

### Eine Zuschrift.

Unserem Blatte gingen vor Kurzem  
 folgende Zeilen zu:

„Gehrter Herr!

Ihre im „Heimgarten“ mitgetheilten  
 Ansichten über Kinder-Erziehung ver-  
 anlaßt eine Freundin Ihres Blattes, an  
 Sie eine Anfrage zu richten.

Ich bin Mutter zweier Knaben von  
 sechs und sieben Jahren, Kinder, die  
 mir große Sorge machen. Dieselben sind  
 trotz unserer Strenge so überaus leicht-  
 sinnigen Temperaments, daß wir (ihr  
 Vater und ich) weder durch die schärfsten  
 Rügen, noch durch körperliche Züchti-  
 gungen im Stande sind, unsere Auto-  
 rität geltend zu machen. Wir wissen kein  
 anderes Mittel mehr, als beide Knaben,  
 oder wenigstens einen aus dem Hause  
 und in eine fremde, uns entfernt ver-  
 wandte Familie oder strenge Erziehungs-  
 anstalt zu geben. Bevor ich mich dazu  
 entschlicke, möchte ich gerne darüber  
 die Gedanken eines Erziehers hören  
 und nehme mir daher die Freiheit,  
 Sie um Ihren Rath anzugehen. Haben  
 Sie die Gefälligkeit, mir denselben  
 mit einigen Worten in den „Postkar-  
 ten“ andeuten zu wollen. Im Voraus  
 dankend ergebenst

Frau S. R. R.“

„Gehrte Frau!

Eine Postkarte ist für unsere Er-  
 örterung zu klein. Sie dürfen nichts  
 dagegen haben, wenn ich hier mit Frei-  
 muth spreche. Ich bin kein „Erzieher,“  
 sondern nur ein Freund der Kinder,  
 also auch ein Freund Ihrer beiden Kna-  
 ben, die ich nicht kenne und doch schon  
 ein wenig lieb haben muß, weil ich sehe,  
 daß Sie es nicht thun wollen.

Uebrigens wundert es mich, daß Sie sich meinen Erörterungen über Kinder zufolge an mich wandten, da Ihnen meine Ansichten schwerlich entsprechen dürften. Ober haben Sie Ihren Kindern all jene Liebe gegeben, die ich für nöthig halte, um das Herz des Kindes der richtigen Entwicklung zuzuführen? Sie sprechen nur von Strenge, von scharfen Rügen und körperlichen Züchtigungen. Warum haben Sie sich nicht an einen Profosen gewandt, wenn Ihr Haus eine Strafanstalt sein soll und nicht ein warmes, freundliches Heim für Ihre Kinder? Es ist für Kinder gewiß jener Ernst nöthig, der in der Consequenz eines vernünftigen Gemährens und Versagens liegt, es ist auch Strenge nöthig, um die unvermeidlichen Auswüchse einer früh erwachenden Selbstsucht und Leidenschaft zu stuzen — aber wenn dieser Strenge anderseits die Liebe nicht Wage hält, dann thun Sie besser, die Kleinen von sich zu geben, anstatt sie vor dem kalten Elternauge ohne Sonnenblick verhärten und verkümmern zu lassen. Man wird sie auch im fremden Hause nicht lieben, aber fremde Härte thut nicht so weh und ist nicht so schädlich, als die der eigenen Eltern. Es wirkt nicht günstig auf den Charakter des Kindes, wenn es nach Laune, Bequemlichkeit und Herzlosigkeit der Eltern in der Welt hin und her geschoben wird, aber besser, es muß sich in der Fremde lieblos durchbringen, als im eigenen Heim das Unrecht und die Untreue kennen zu lernen, und in sich aufzunehmen.

Ich kannte einen Mann, der einen aufgeweckten, wohlgebildeten Knaben hatte, welcher zu schönen Hoffnungen berechtigte. Er hütete das Kind mit aller erdenklichen Sorgfalt, aber er hatte nie ein Lächeln für dasselbe. Wenn man ihn fragte, warum er denn vor dem Knaben immer ein so finsternes Gesicht mache, wurde er aufgebracht und rief, was es vor einem Kinde denn zu lachen gebe? Und wirklich, an seinem Sohne gibt es heute nichts zu lachen, er ist ein vierzehnjähriger armer Junge — ein Idiot.

Dieses Schicksal, liebe Frau, wünsche ich Ihnen nicht. Und so lange zwei Kinder beisammen sind und sich gegenseitig lachen sehen und hören, werden sie nicht ganz verkümmern; reißen Sie sie aber auseinander, und ist jedes allein für sich, dann wird der Leichtfinn zum Stumpffinn.

Ich halte es für das größte Unrecht, das man den Kindern zufügen kann und für die kraffteste Unvernunft der Eltern, wenn sie ihre eigenen, Hilfe und Wärme bedürftigen Kinder von sich stoßen. Fragen Sie nach in den Spitalern, in den Irrenhäusern, in den Strafanstalten; mehr als zwei Drittheile der Unglücklichen werden Ihnen sagen, daß sie frühzeitig elternlos geworden sind. Aus dem frühen Elterngrabe wächst noch Liebe in's Herz des Kindes hinaus, aber ein von lebendiger Elternhand hinweggeschobenes Kind kann nur mit Bitterkeit an Vater und Mutter denken.

Sonst fühlen es Frauenherzen, Mutterherzen zuerst und zutiefst, daß das Kind des Hauses Glück und Lust ist, ein Glück, vor dem die Sorgen erbleichen und der Kummer verstummt; und bangend lebt man der Zeit entgegen, da die einzig schönen Jahre dahin sein werden und nach unabänderlichem Weltlauf das Kind hinaus muß. Sind Sie nicht Mutter genug, um dem Kinde zu sein, was des Kindes ist, wohl an, dann lassen Sie es ziehen. Aber, was Ihnen dann zurückbleibt, um das beneide ich Sie nicht. R.

### Trost für betrübte Eltern.

Jedes Jahrhundert der Menschengeschichte ist der Träger irgend einer großen Idee, einer geistigen Fahne gleichsam, welche von den Edelsten ihrer Zeit hochgehalten wird, zu Nutzen und Frommen der Gesellschaft und ihrer höheren Zwecke.

Wohl die herrlichste Fahne dieser Art ist jene unseres Jahrhundertses, die Fahne der Humanität, und zu ihren edelsten Trägern gehören die Männer,

deren ganzes Wirken und Streben dem Wohle jener Unglücklichen gewidmet ist, welchen die Natur Lebenskraft und Lust, Sinne und Begierden gegeben, doch den Proteusfunken versagt hat, womit dem neugebornen Wesen erst der Abel vollendeter Menschenwerdung verliehen; denn nicht nur, daß diese echten Priester der Humanität die Mehrzahl ihrer oft schon verloren gegebenen Pflegebefohlenen der Gesellschaft wieder als nützliche Mitglieder zuführen, so schenken sie Hunderten und aber Hunderten von Familien einen unbezahlbaren Schatz, einen unfehlbaren Talisman für neue Hoffnung, Glück und Lebensfreude!

Es war ein gesegneter Tag, an welchem Schreiber dieser Zeilen — ob schon bedrückt von banger Sorge — die Heilanstalt für geistesschwache Kinder zu Blasewitz bei Dresden besuchte, um ein theures Schmerzenskind der väterlichen Obhut des auf diesem Gebiete der Heilkunde rühmlichst bekannten Directors, Herrn Eduard Foerster zu übergeben.

Entgegen dem Systeme in so manchen Instituten, welche ihre Pflegebefohlenen zu ängstlich von der Außenwelt abschließen und nur den eigenen engen Kreisen überlassen — durchweht das Institut Director Foerster's jener wohlthuende freie Geist, welcher auf die Herzen und das körperliche Gedeihen seiner Zöglinge bis nun die glücklichsten Rückschläge ausgeübt.

Im Institute Foerster ist keine Thür geschlossen.

Frei bewegen sich die jungen Menschenkinder. Körper und Geist zur besseren Uebung ohne anderen Zwang als jenen, welchen der stete, innige Verkehr mit der Familie des Directors in mildester, wohlthuedenster Form ausübt, und ist es hiebei rührend anzusehen mit welcher kindlichen Liebe und Verehrung jeder Einzelne sich an seinen väterlichen Führer anschmiegt, um an dessen Herzen das eigene Heim zu vergessen.

Ebenso wohlthätig ist die Einrichtung, daß die Zöglinge nach Möglichkeit in

die Außenwelt eingeführt und zu deren Erholung überall mitgenommen werden. Ältere vertrautere Pfleglinge erhalten zur Erlangung der nöthigen Selbstständigkeit auch die Erlaubniß, gruppenweise für sich allein spazieren gehen und passende Besorgungen in dem eine Stunde entfernten Dresden abwickeln zu dürfen.

Vieles, ja das Meiste wäre noch zu sagen über die pädagogisch-diätetische Methode zur Hebung der geistigen Fähigkeiten, so wie auch über die sorgfältige körperliche Pflege, welche den Zöglingen der Anstalt zu theil wird\*), — doch wozu Worte, wo Thatfachen sprechen?

Ein Jahr erst ist seit jenem banger Tage der Uebergabe verfloßen, und in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit wurde aus einem physisch und psychisch siechen Kinde ein lebhafter aufgeweckter Knabe, dessen geistiges und körperliches Gedeihen zu den besten Hoffnungen berechtigt!

Dieses ganz unerwartete einem Wunder gleichende Ergebnis — das gleichwohl gleichzeitig auch bei vielen anderen Pfleglingen der Anstalt vorging — ist es, welches dem Verfasser dieses die Feder in die Hand gedrückt.

Gibt es doch in unseren österreichischen Alpenländern der betrübten Eltern genug, welche überdies in ihrer Herzensangst nicht selten Opfer marktischreierischer, schwindelhafter Anpreisungen werden.

Mögen diese Zeilen solchen beklagenswerthen Eltern neue Hoffnung, neuen Muth erweken.

A. F.

### An der Enns.

Wo aus dem dunklen Tannenwald  
Die Alpen ragen himmelan,  
Des Jäger's Hüftorn jubelnd schallt,  
Wo heimisch ist der Auerhahn,  
Dort auf den lichten Höhn,  
Dort ist es schön.

\*) Wir hoffen ja auch in Steiermark bald ein ähnliches Institut ersehen zu sehen.

Die Red.

Wo brausend am Granitgestein  
Des Stromes Wogenstuth sich bricht,  
Und wo im milden Abendschein  
Die Gletscher glüh'n wie Sonnenlicht,  
Dort auf den lichten Höh'n,  
Dort ist es schön.

Und wo hinab zur grünen Au  
Auf hohem Berg gar düster dräut  
Gewalt'ger Burgen wüster Bau  
Schon längst entschwund'ner Herrlichkeit,  
Dort auf den lichten Höh'n,  
Dort ist es schön.

Wo über'n Grimming stolz der Aar  
Mit mächt'gem Flügelschlag sich schwingt,  
Wo stets die Luft so frisch und klar,  
Von Fels zu Fels die Gemse springt,  
Dort auf den lichten Höh'n,  
Dort ist es schön.

Wo in den Defen Erze glüh'n,  
Der Hammer pocht in stiller Nacht,  
Und aus den Schloten Funken sprüh'n  
In heller Feuergarben Pracht,  
Dort auf den lichten Höh'n,  
Dort ist es schön.

Wo von der Alm hinaus in's Land  
Erblüht der Senn'rin frohes Lied,  
Und wo auf steiler Felsenwand  
Das Edelweis so lieblich blüht,  
Dort auf den lichten Höh'n,  
Dort ist es schön.

Franz Tiefenbacher.

## Bücher.

Vom Schloßberge zu Graz. Graz, die schöne, aufstrebende Hauptstadt der Steiermark, ein Fleck Erde, auf welchem sich das Leben, der Comfort und die Eleganz mit den reizvollen Naturschönheiten des gesegneten Landes auf eine fast wunderbare Weise vereint hat, fand manchen Interpreten. Dichter haben die Schönheit dieser Stätte besungen, Maler haben sie verherrlicht. Eine Stadt von nahezu hunderttausend Einwohnern, aus deren Mitte sich ein über 400 Fuß hoher Berg erhebt, dessen schöne Wald- und Felsenpartien, zu einem Wildparke verwandelt, uns die überraschendsten Landschaftsbilder, dessen Plateau uns eine herrliche Aussicht vermitteln, wie eine solche, von ähnlichem Standpunkte aus, mitten in einer Großstadt ein zweitesmal wohl nicht mehr zu finden ist.

Aus wilden, kriegerischen Zeiten, die über das alte (wahrscheinlich von den Kelten gegründete) Graz dahingestürzt sind, aus

den Einfällen der Osmanen und Magyaren, aus der streitbaren Periode der Traungauer aus den Zeitläuften, da hier die Habsburger reifbirten, aus den Tagen Baumkirchers und seiner tragischen Geschichte, aus der französischen Invasion endlich und der Schleifung der Weste im Jahre 1809 erzählen auf dem Schloßberge, wo einst drei Burgen gestanden haben sollen, nur noch die wenigen pietätvoll erhaltenen Ueberreste der alten Festung Graz. Heute schlingen sich an den waldfchattigen Lehnen und begrünten Felsabhängen die Fahrstraßen und anmuthigen Spaziergänge in sachten Windungen hinan, vorüber an dem originell geformten Uhrthurm, in welchem der berühmte Schauspieler Brodmann geboren wurde, vorüber an dem gastlichen Schweizerhause und dem Denkmale Welden's, des Begründers der Schloßberganlagen, vorüber an manch' sagenreicher Stätte, bis hinauf zum Glockenthurm, wo die ehrwürdige „Liesel“ wohnt, deren helle Stimme melodisch und friedensreich hinausklingt über Stadt und Land, im Gegensatz zu dem Unheil verkündenden Krachen der Kanonen des Feuerwächters nebenan. Und die Wege münden in den grünen Rasen des Plateaus, und auf den alten Mauerresten ergehen sich vergnügte Naturfreunde und können sich nimmer sattgenießen an der entzückenden Fernsicht.

Das dem steirischen Gebirgsvereine entstammende Fremden-Verkehrs-Comité bietet uns ein kleines Silberwerk, die Rundschau vom Grazer Schloßberge, gezeichnet von Carl Haas. Wenn gleich diese Bilder, deren fleißig und besonders in den landschaftlichen Partien hübsch ausgeführten Originale wir zu sehen Gelegenheit hatten, durch die Reproduction nicht eben gewonnen haben, so wird man doch bei wiederholter Betrachtung und Prüfung den Werth derselben leicht erkennen.

Die Gabe bietet in einer Totalansicht der Stadt und des Schloßberges und in sieben Bildern, welche sich einander kreisförmig anschließen, die Andeutung des Schloßberg-Panorama's, welches uns einerseits in's freundliche Hügelgelände, übersäet mit Sommerhäusern, Kirchen und Schloßern, in die wasserreichen Thäler und gehenden Waldhöhen, andererseits in die kärnthnerischen Hochberge und in's Herz der obersteirischen Alpen blicken läßt, aus deren romantischen Schluchten der statliche, klare Fluß der Mur heranzieht, mitten durch unsere Stadt, am Fuße des Schloßberges vorüber.

Dem Zeichner gelang es, ein anschauliches Bild zu schaffen von der Lage der sich weithinbreitenden und allmählig in Gärten, Wiesen und Wäldern sich verlierenden Stadt, von der Lage des Schlosses Eggenberg und der Murenge, der malerischen Ruine Gösting, des leuchtenden Maria Trost

und so vieler anderen reizenden Punkte; ein Bild vom weiten Grauzfelde mit dem blauen den Wildoner Berge, von den waldedüfteren Partien des Buchlozels und des Blawulsch, von den reizenden Höhen des Ruderl- und Rosenberges, von den lauschigen Waldmulden bei Maria Grün, dem stillen Thale der Andrik und unserem feirischen Rigi, dem Schödel.

Das Album, welches mit einem recht geschmackvollen Umschlage bekleidet ist, kann nur den Zweck haben, zum Genusse der herrlichen Rundschau einzuladen. Wer bei günstiger Fernsicht einmal auf dem Grazer Schloßberge gestanden, der ist um einen köstlichen Eindruck reicher geworden und er wird zur äußerlichen Erinnerung daran die bescheidene Gabe bewahren als einen freundlichen Gruß von Graz.

**Adwig Kossuth: Meine Schriften aus der Emigration.** 3.—4. Heft (Preßburg, C. Stampfel.) Diese Hefte erzählen, wie Kossuth 1859 in London thätig war, gegen Oesterreich zu intriguiere, sich mit Oesterreich's Feinden, als Frankreich und Italien in Verbindung zu setzen, Rußland, Serbien, Croatien und selbst das englische Volk gegen Oesterreich aufzuwiegeln. Sein Endzweck war die Zerkümmern Oesterreich's zu Gunsten der ungarischen Selbstständigkeit. Kossuth betrachtete sich als den Gouverneur Ungarns, gestand ein, daß er auch der oberste Feldherr der Nation sein wolle, vergab im Geiste bereits Ministerstellen und Unabhängigkeitsedict an kleinere Nachbarstaaten. Die fremden Nationalitäten Ungarns will er beschwichtigt und eingelulkt wissen, daß sie sich unter die Herrschaft der Magyaren fügen. Im äußersten Nothfalle wolle Kossuth einen König Ungarns anerkennen, was immer für einer von den europäischen Mächten vorgeschlagen werde — nur möglichst keinen Deutschen. Gegen das deutsche Volk zeigt Kossuth einen teuflischen Haß. Uns dünkt, daß mit der Veröffentlichung dieser Schriften den Ungarn nicht viel Gutes gethan ist.

**Des Hauses Forchambault Ende.** Schauspiel in 5 Aufzügen von Müller aus Gottenbrunn. Mit einem Vorworte von Heinrich Laube. (Verlag von S. Schottlaender in Breslau 1880.) Das vorliegende Drama ist die originelle und literarisch äußerst interessante Gabe eines jungen Talentes, welches von dem Altmeister der deutschen Dramaturgen, Heinrich Laube, entdeckt wurde, und nun durch ihn dem Publikum vorgestellt wird. Und zwar geschieht dies von Seiten Laubes in einem sehr interessanten Vorwort, da es ihm nicht mehr möglich war, das Stück vor seinem

Rücktritt vom Wiener Stadttheater daselbst zur Darstellung zu bringen. Heinrich Laube gesteht, wie verwundert er war, als ihm das Manuscript dieses Stückes eingereicht wurde, wie es ihn angeregt, über die merkwürdige, krankhafte Erscheinung in der modernen Dramenliteratur: unfertige, mangelhaft gelöste Dramen in's Publikum zu werfen, nachzudenken.

Aber ist es nicht eine abenteuerliche literarische Idee, das berühmte Stück Augier's, des größten modernen Dramatikers Frankreichs, fortsetzen zu wollen? Das mag sein. Aber die Anregung zu dieser Idee lag jedenfalls in der Luft und die Berechtigung ihrer Anwendung gerade auf „Haus Forchambault“ kann man ihr ebenfalls nicht bestreiten, wenn man über die Verhältnisse nachdenkt, die dort zurückerbleiben am Schlusse. Es handelt sich nun also nur noch darum, wie diese Idee ausgeführt wurde. Heinrich Laube lobt die Entwicklung und den Dialog überaus, er nennt den letzteren so gut wie in irgend einem gut geschriebenen französischen Stücke. Aber auch die Charakteristik und psychologische Vertiefung der Personen ist besonders hervorzuheben. Wir fühlen sofort, daß wir denselben Menschen, wie bei Augier, gegenüber stehen. Auch weiß uns der Verfasser so geschickt in die complicirten Verhältnisse einzuweihen, daß wir „Haus Forchambault“ gar nicht zu kennen brauchen, um das „Ende“ zu verstehen. Es ist eine der originellsten Erscheinungen in der Literatur, daß ein muthiger junger Deutscher einen berühmten alten Meister der Franzosen fortsetzt und wir zweifeln nicht daran, daß diese Fortsetzung ebenfalls die Kunde über die deutschen Bühnen machen wird.

**Meyers „Deutsches Jahrbuch“ für die politische Geschichte und die Kulturfortschritte der Gegenwart.** 1879—1880. Mit 16 Abbildungen und Plänen. Verlag des bibliographischen Instituts in Leipzig. Es ist ein Rundgang durch alle Zweige menschlichen Schaffens, wie in einer Weltausstellung, geführt von 54 namhaften Fachgelehrten, die in seltener Uebereinstimmung verstanden haben, ein jeder in seiner Sphäre, das Neueste zu zeigen und zu erklären.

Es informieren uns Artikel wie „Staatsfinanzen“ und „Heerwesen“ und wir schöpfen eine Fülle von Belehrung und Veruhigung aus den Abschnitten über „Rechtspflege“ und „Volkswirtschaft“. Dem Kaufmann eröffnen „internationale Verträge und Einrichtungen“ eine große Perspective für neue Thätigkeit, nicht weniger die Rubriken „Welthandel“, „Deutschlands Handel 1879“ und „Verkehrswesen“, während das Interesse der Industriellen werthvolle Anhaltspunkte über „Zoll-

politik“, „Arbeiterverhältnisse“ u. dgl. findet. Der allgemeinen Geisteskultur dienen Artikel über die Literaturfortschritte, die bildenden Künste, über Musik und Theater, in Deutschland und im Auslande. Daran schließen sich ausführliche Berichte über die Ausgrabungen zu Ephesos, Troja und Olympia und über die Resultate wissenschaftlicher Forschungsreisen. Naturwissenschaftlich sind die „Fortschritte des Darwinismus“ und ein höchst interessanter Bericht über den anthropologischen Congreß hervorzubeben. Der pragmatisch behandelten politischen Geschichte sind eine Reihe biographischer Skizzen von Staatsmännern, Heerführern u. beigegeben, die im vorigen Jahr zu Bedeutung gelangten.

Leider weisen einzelne Abschnitte — und das fiel uns besonders bei den Auffäßen über deutsche Literatur, Theater und bildende Künste auf — Lücken und Unrichtigkeiten, die in einem nächsten Jahre nicht mehr vorkommen dürften, soll das Jahrbuch sich überall einbürgern wollen.

„Das Frauenleben der Erde“ von A. v. Schwegler = Verchenfeld. (A. Hartleben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig, in 20 Lieferungen.)

Von diesem originellen und ausgezeichneten Buche liegen nun zwölf Hefte, also mehr als das halbe Werk vor. Der Inhalt derselben ist Hinterindien und die malayische Inselwelt, China, Japan, Polynesien und Australien und ein Theil Nord-Amerikas, speciell „die Gesellschaft in den Vereinigten Staaten“. Jetzt erst ist man in der Lage, das überaus reichhaltige Material zu überblicken, und wir können nun getroßt das Urtheil aussprechen, daß die vielseitigen Lebenserscheinungen, wie sie bei der oben umschriebenen reichen Zahl von Völkern und Stämmen zum Ausdruck gelangen, vom Autor überaus geschickt zu einem farbigen und instructiven Gemälde voll reizender Abwechslungen und überraschender Analogien zusammengefügt worden sind. Wer im Anbeginne glaubte, befürchten zu müssen, die Schilderungen würden einen monotonen Charakter annehmen, der lasse nur diese verschiedenartigen Bilder aus der Frauenwelt Ostasiens, aus den Königspalästen der birmanisch-siamesisch-annamitischen Herrscher, aus der Hütte der Malayen, den Wohnstätten der Chinesen und Japaner an sich vorübergleiten und er wird sich wirklich nicht beklagen können, daß die Welt nach einer bestimmten Schablone zugeschnitten sei. Besonders liebevoll finden wir die japanesischen Familienverhältnisse behandelt, und hier hat sich der Autor durchwegs an die neuesten Nachrichten gehalten, welche uns so lebensvoll die große reformatorische

Bewegung im Sonnenaufgangsreiche vermitteln. In dem Abschnitte: „Unter den Völkern der Südsee“ sehen wir eine gliederreiche Kette von socialen Erscheinungen vor uns, die durchwegs tiefes Quellenstudium und große Belesenheit verrathen. Lebendig und frisch und nicht ohne alle factische Ausfälle ist die „Gesellschaft in den Vereinigten Staaten“ geschildert; wir finden hier die eigenthümlichen amerikanischen socialen Zustände, der Gebrechen, das unsinnige Sectirerwesen und die Auswüchse der Frauen-Emancipation nach dem „System“ der Eliza Denton mit gewandter Feder bis ins Detail zerfasert. Auch illustrativ hat das Werk in den letzten sechs Lieferungen entschieden an Gehalt und künstlerischem Werth zugenommen.

Illustrirte Culturgeschichte für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. In 20 Lieferungen. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Zwischen dem affenähnlichen Wilden, der nacht und hungrig den Urwald durchstreift und täglich sein Leben einsehen muß, um mit länglicher Jagdbeute sein Dasein zu fristen, und dem gebildeten Bürger eines Culturstaates der Gegenwart liegt eine Kluft, welche eine vieltausendjährige Kette von Streben und Mühen, von Versuchen und Erfindungen, von friedlicher Arbeit und Völkermord, von Fortschritt und Rückschritt, Wissenschaft und Aberglauben ausfüllt. Die ältesten Glieder dieser Kette liegen im Dunkel, die jüngeren in einem Wust von politischer Zeit- und Völkergeschichte verdeckt; wohl haben schon mehrere Autoren die Culturgeschichte aus dem politischen Bewerke losgelöst, aber ein allgemein verständliches Bild der Culturentwicklung ist bisher dem Publikum noch nicht geboten worden, und doch ist eine populäre Darstellung der Culturgeschichte wichtiger, als alle andern populär-wissenschaftlichen Darstellungen, da sie für das Verständniß der religiösen, politischen und socialen Fragen, welche jetzt täglich in den politischen Zeitungen erörtert werden, nothwendig ist. Der durch seine „Illustrirte Geschichte der Schrift“ rühmlichst bekannte Professor Karl Faulmann hat es nun unternommen, ein Werk zu verfassen, dessen Umfang Jedem die Anschaffung ermöglicht, dessen Inhalt leicht verständlich und anziehend ist und welches durch eine Reihe von Farbentafeln, Facsimile-Beilagen und in den Text gedruckten Illustrationen die Kulturformen und die damit verbundenen religiösen Anschauungen, Künste und Fertigkeiten dem Leser lebendig vor Augen führt.

Dem „Heimgarten“ sind ferner zugekommen:

**Jan Mituschm.** Von Hans Gratzberger. (Wien, Zamarski.)

**Ludwig Hoffm.** „Meine Schriften aus der Emigration.“ Erster Band. Die Periode des 1859er italienischen Krieges. (Prestburg und Leipzig. Verlag von C. Stämpfel 1880.) 5.—9. Lieferung.

**Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** 10. Heft, II. Jahrg. (Hartleben, Wien.)

**„Kosmos.“** Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre. Herausgegeben von Dr. Ernst Krause. IV. Jahrg. 1880. 4. Heft. (Leipzig, C. G. Neuberger's Verlag.)

**„Steiermärkische Geschichtsblätter.“** Herausgegeben von Dr. F. v. Zahn. I. Jahrg. 2. Heft. (Graz, 1880, Verlag von Leykam-Josefsthal.)

**„Alpine Chronik des österreichischen Touristen-Club.“** Redigirt von E. Graf. 1. Jahrg. 1880. Nr. 1, 2 und 3. (Wien, R. C. Zamarski.)

**Topographisch-histisches Lexikon von Steiermark** mit historischen Notizen und Anmerkungen. Herausgegeben von Josef Andreas Janisch. 30. Heft. Graz, 1880. (Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal.)

**„Die Wunder der Physik und Chemie.“** Bearbeitet von F. Siegmund. Mit 300 Illustrationen. (A. Hartleben's Verlag. Wien, Pest, Leipzig.) 11.—17. Lieferung.

**„Geist und Furor.“** Eine Tragödie in 5 Acten von Peter Andreae. (Hannover 1880.)

## Postkarten des Heimgarten:

Wir werden ersucht, folgende Zuschrift zu veröffentlichen: „An unsere Romellisten! Ein junges, zum Tode verurtheiltes Weib verliebt sich unterwegs zum Hochgericht in den Scharfrichter. Wäre das nicht ein Novellenstoff?“ — Auf die Gefahr hin, vorlaut zu sein, erlauben wir uns zu bemerken, daß uns der Stoff nicht übel gefiele, wenn er psychologisch motivirbar wäre.

**Ad. Pl. . . . , Prag:** Möchten Ihnen zeigen, wie vier Strophen eines echten Dichters mehr zu sagen vermögen, als Ihr vier Seiten langes, gemachtes (nicht empfundenes) „Poem“. Conrad von Brittwitz-Caffron singt:

Es ist eine Blüthe gefallen  
Vom Blüthenbaum,  
Gar hold und lieblich vor allen,  
Erstschlossen kaum.

Es ist eine Blüthe gefallen  
Vom frischen Reis —  
Nun geht durch des Waldes Hallen  
Ein Trauern leis.

Sie glühte und strahlte gestern  
Noch lebensroth.  
Heut' klagen alle die Schwestern  
Der Schwester Tod.

Ich stehe von fern' und weine:  
Der ganze Flor  
Ersetzt mir nicht die Eine,  
Die ich verlor.

**Fr. W. Wien.** Ja, wenn Sie die Bildung eines Menschen nach seiner Bähergelehrsamkeit oder auch nach seiner geistigen Regsamkeit bemessen, dann sind Enttäuschungen freilich nicht zu vermeiden. Die durch Erfahrung und Studium erworbenen Güter des Geistes in die Eigenschaften des Herzens überseht, sind das, was wir unter Bildung verstehen. Wie das Talent nicht im Wissen, sondern im Können liegt, so äußert sich Bildung nicht im Worte, sondern im Werke. Achten Sie vor Allem darauf, ob Einer strenge mit sich selbst und nachsichtig mit Anderen ist, ob er sich in verschiedene Lebenslagen zu fügen weiß, ob er die Individualität Anderer respectirt, ob er im Umgang wohl das Triviale verschmährt, wenn er durch dasselbe seinen Wig zeigen könnte, ob er von Abwesenden lieber Gutes, als Schlechtes spricht. Gebildete Menschen können nicht böse sein.

**Kalenderfreund, Prag.** Der Volkskalender „Das neue Jahr“, seit 1873 von P. R. Hofegger redigirt, wird im nächsten Jahre nicht mehr herausgegeben. Ursache der Siftirung ist erstens die Kränklichkeit des Herausgebers, zweitens der Umstand, daß die Mittel versagt waren, das Volksbuch an Inhalt und Ausstattung nach den Intentionen des Herausgebers zu gestalten.

**J. F. Rosenheim:** Im Gegentheil. Ein anderer Freund unseres Blattes singt:

Poeten alle, kommt herbei!  
Erhebt zum Schwur die Hände:  
Daß keiner von dem Ideal,  
Vom Guten je sich wende,  
Daß rein der Sang, rein das Gemüth,  
Frei von der Selbstsucht Triebe,  
Daß eure Seele ganz erfüllt  
Von wahrer Menschenliebe.  
Poeten Alle, kommt herbei!  
Erhebt zum Schwur die Hände,  
Zu kämpfen, daß die Heuchelei,  
Daß Haß und Zwietracht ende,

Daß Treue, Recht und Duldsamkeit  
Nur herrschen hier auf Erden,  
Und daß die Menschen allesammt  
Durch Liebe einig werden.

Der gute Idealist! Wir vermögen hier  
nichts zu thun, als — ihn zu grüßen!

**S. S. aus J.:** Die Landwirthschaft ist  
das Erste und das Letzte — die Amme des  
Lebens, der Tisch der Welt. Das Studium  
derselben kann daher unter jeder Bedingung  
empfohlen werden.

**H. J. Prag:** Bedenken Sie des alten  
Spruches: „Das Recht ist des Wachenden,  
das Glück des Schlafenden.“

**J. M. Presden:** Sie verlangen zu viel.  
Das Schöne kann gewiesen, aber nicht be-  
wiesen, es kann empfunden, aber nicht ge-  
dacht werden.

**M. J. Wien:** Uns ist ein großer Mann  
bekannt, der Folgendes sagt: „Wir sollten es

mit den Kindern so machen, wie Gott mit  
uns, der uns am glücklichsten macht, wenn  
er uns im freundlichen Wahne so hin-  
taumeln läßt.“

**H. v. H., Graz:** Messen Sie den Menschen  
nicht so philisterhaft. Auf glühendem Her-  
zen nur gedeiht ein begeisterter Kopf, so-  
wie auf Vulkanen der köstlichste Wein wächst.

**S. S. Budapest:** Sie können machen,  
was Sie wollen, Ihr Gedicht drucken wir  
nicht ab. In demselben liegen mehr stylistische  
Fehler, als in allen Ihren Briefen zu-  
sammen.

**J. J. W. Wien:** Täuschen Sie sich nicht.  
Mehr scheinen wollen, als sein können, ist  
der unseligste Selbstbetrug.

**H. W. Graz:** Nehmen Ihr Anerbieten  
mit Dank an. Die Klippen, die wir zu  
umschiffen haben, kennen Sie.

## F u r M a c h r i c h t !

Das erste Heft des fünften Jahrganges dieser Monatschrift beginnt mit dem Roman: „Der Gottsucher“ von P. R. Kosegger. In demselben werden die seltsamen Schicksale einer in Acht und Bann gethanen Waldgemeinde erzählt und gab dieser Stoff dem Verfasser Gelegenheit, sein Talent nach verschiedenen Richtungen hin zu entfalten.

Außerdem beginnt der neue Jahrgang mit novellistischen Beiträgen von L. Anzengruber, A. Meißner, R. Hamerling, Essays von F. Schögl, R. Beinlich, R. Reichner, A. Roncourt, A. Schlofsar, L. v. Hörmann, Poesien von R. Baumbach, L. Eichrodt u. s. w. u. s. w.











Princeton University Library



32101 042855419



